

~~129-0113~~

B Par.

~~XXIII~~

287

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

549625

Allgemeine
Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. G. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.



Zweite Section

H — N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Fünfzehnter Theil.

IBABA — JESZTREB.

Leipzig:

J. A. Brockhaus.

1838.

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
Zweite Section.

H—N.

Fünfzehnter Theil.

IBABA — JESZTREB.

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Funfzehnten Theile der Zweiten Section der Allgemeinen Encyclopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

JERUSALEM. (Tafel I — III.) Topographie.

I B A B A.

IBABA, Hauptstadt der Provinz Maitsha in Habessinien, liegt in einer sehr schönen und äußerst fruchtbaren Gegend und gehört zu den größten und reichsten Städten des Landes, indem sie fast so groß wie Gondar ist. Die Einwohner der Provinz Maitsha bekennen sich zum Christenthume.

(J. C. Schmidt.)
IBA-BIRABA. Unter diesem brasilianischen Namen führt Martrag ein Baum an, welcher vielleicht zur Gattung Myrtus gehört.

(A. Sprengel.)
IBACH, 1) Ober- und Unterbach oder Neuenzell, zwei Dörfer im großherzogl. badischen Bezirksamte St. Blasien, von welchen ersteres 4 teutsche M. südwestlich, mit 355 Einw. zu der Pfarrei in dem 4 M. südlich von ihm entlegenen Unterbach oder Neuenzell gehört. Dieses hat nur 184 Bewohner, seine Pfarrei aber umfaßt in der umliegenden Gegend etwa 800 Seelen. Der Pfarrhof und die Kirche ist es eigentlich, welche den Namen Neuenzell führt. Sie wurde im 13. Jahrh. von dem Ritter Dietheim von Tiefenstain auf seinem Stammgute an der Bach erbaut, mit diesem Stammgute begabt, im J. 1243 eingeweiht, Nova Cella genannt, und dem Benedictinerkloster Stein am Rheine, worin der Geber Dietheim inzwischen das Ordensgelübde abgelegt hatte, geschenkt. Der Abt von Tiefenstain, welcher die Neue Zelle zugleich mit zwei Mönchen, dem Graf Rudolf von Habsburg, nachmaliger Kaiser, vertrieb die Mönche aus Neuenzell, und eignete sich dieses Tiefenbach'sche Gut selbst zu. Nach langem Streite gab er endlich im J. 1252 dem Kloster Stein 500 Mark Silbers für die Rechte und Befugnisse der Neuenzell, und stiftete dieselbige eine neue Pfarrei für einen Weltpriester; der erste hieß Konrad von Heren. Herzog Leopold I. von Österreich, Rudolf's Enkel, schenkte Neuenzell mit allen Einkünften und Gütern im J. 1315, wo er sich eben mit Katharine von Savoyen vermählte, dem Gottesbause St. Blasien, unter der Bedingung, den hergebrachten Gottesdienst versehen zu lassen. Von dieser Zeit an wurde Neuenzell mit einem Mönche aus St. Blasien besetzt, welcher unter dem Titel eines Propstes die Güter zu verwalten und den Gottesdienst zu verrichten hatte. Später hörten die Propste auf. Ein Majer kam als Verwalter an ihre Stelle, und die Kirche wurde von St. Blasien aus versehen. Im J. 1787 erhielt Neuenzell einen eigenen Pfarer, welchem nun die ehemalige Propstei und zeitweilige Wohnung des

Majers zum Pfarrsitz angewiesen wurde. St. Blasien hatte aber längst schon die Güter von Neuenzell durch Veräußerungen an die dasigen Bewohner sehr geschmälert, und bei dem Übergange desselben an Baden im J. 1806 betrugen sie nur noch 102 Jochart Matten und etwas über 800 Jochart Wald.

2) Thal Dorf und Bürgermeisterei im großherzogl. badischen Bezirksamte Oberkirch mit 725 Einw. in 103 Familien, alle katbol. Religion, zwei Mahlmühlen, zwei Sägemühlen und einem Hanfplaud. (Th. Afr. Leger.)
IBA-CURU-PARI. Nach Martrag der brasilische Name eines Baumes mit eßbaren Samen (brasilische Kasanien); wahrscheinlich Bertholetia excelsa Humboldt et Bonpland. (A. Sprengel.)

IBACUS Leach (Crustacea). Krebsgattung aus der Abtheilung Decapoda macroura, aus Latreille's Scyllarus gefondert, dessen Kennzeichen sie zum Theil hat, doch mit einigen Unterschieden. Die Augen liegen nämlich nicht an den Ecken der Schale (Rückenschilde), sondern nur wenig von der Mitte der Stirn und der Wurzel der mittlern Fühler entfernt. Das zweite Glied der äußern Kiefernfüße ist durch tiefe Querlinien getrennt, die äußere Seite dahnenstammartig geknüllt. Der Hinterleib ist ziemlich kurz und breit. 1. Peronii *Leach* (Zool. Miscell. II. pl. 119. Scyllarus incisus *Peron*). Rückenschild sehr breit, vorn gekerbt mit fünf Zähnen, an der Seite mit einer tiefen Ausbuchtung, das vierte Glied der äußern Fühler mit vier wenig vortretenden, getrennten Zähnen, das zweite gekerbt. Vaterland: Neuholand. (D. Thoa.)

IBABA, 1) ein der adeligen Familie Tschensitz gehöriges, im sa. böhmer Gerichtsbezirk (Processus) an der westlichen Grenze der darauer Gespannschaft im Kreise jenseit der Donau Niederungens, zwischen Bergen liegendes, 24 Stunden nordnordwestwärts von dem Markte Sz. Eöding entferntes Dorf, mit einer katbol. Pfarre, Kirche und Schule, 84 Häusern und 586 Einw., unter welchen sich 18 Juden befinden. 2) Kis-ibasa, ein kleines Prädiun in demselben Bezirk und Comit.

(G. F. Schreiner.)
IBAGUE (San Bonifacio de), Stadt des Reglerungsbezirks Marquita und der Republik Neugranada, unter 4° 26' nördl. Br. auf der östlichen Abdachung der mittlern, die Thäler des Magdalenaflusses und des Cauca trennenden Kette der Anden, und zwischen den unbedeu-

tenden Flüssen Chipalo und Combeyma (Quellflüssen des Rio Cuello, eines Confluenten des Magdalena) gelegen. Die Erhöhung von 4212 Fuß über dem Meere sichert der Stadt und ihrer nächsten Umgebung ein sehr mildes, dem Anbau europäischer Getreidearten angemessenes Klima. Coghane beobachtete dort im December die Temperatur von 80° Fahrenheit. Die Zahl der Häuser ist nicht groß, denn sie nehmen nur drei spanische Quadras ein, die nach allem Verkommen 200 Varas im Gevierte messen. Die Bevölkerung beläuft sich auf 2000 Seelen. Ehedem gab es hier ein Dominikanerkloster, welches seit der Revolution in ein Exceum verwandelt worden ist. Die Betribsamkeit beschränkt sich auf Erbauung der gewöhnlichen tropischen Früchte, von welchen allein Cacao und Reis zum Handel dienen. Ehedem betrieb man Rauttierzucht im Großen, und die Männer des gemeinen Standes zogen als Rautthiertreiber (arrieros) weit umher und genossen das Vertrauen der inländischen Kaufleute. Der mineralische Reichthum der naben Andenketten soll zu Folge älterer Berichte bedeutend sein; ein Dominikaner, Fr. Francisco de la Cruz, entdeckte eine Quecksilbermine, die aber nicht bearbeitet wurde. Der goldhaltige Sand der Bergströme wurde regelmäßig und mit Vortheil gewonnen. Durch Ibague geht die Straße, welche Bogota und Cartago verbindet, und den Quindiu in einer Höhe von 3505' über dem Meere (nach Humboldt) kreuzt, jedoch für den beschwerlichsten aller Anstiege gilt. Die Stadt wurde im J. 1550 vom Ebor von Santa Fé, Don Andres Lopez de Salazar, im Valle de las Lanzas gegründet, jedoch schon im folgenden Jahre auf ihren jetzigen Ort verlegt, im J. 1592 durch die Pizao's, einen seitdem verschwundenen Indianerstamm, zerstört, und litt bedeutend während der Revolution, besonders in den Unruhen von 1829—31. (E. Poeppig.)

IBALIA Latreille (Insecta). Eine Hymenoptergattung, aus der Familie Pupivora und der Tribus Gallicidae, aus Fabricius' Gattung Banchus gesondert. Die Fühler sind säbelförmig, bei dem Weibchen mit 13 Gliedern, die Lefze hornartig, klein, querstehend, vorn bogenförmig, in der Mitte ausgerandet; die Rannbüheln sind vier, die eine derselben hat an der innern Ecke vier Zähne, die andere nur zwei; die Maxillarpalpen sind kurz, fängelig, die mittlere größern Gliede endend; der Hinterleib ist stark zusammengedrückt, messerförmig; die obern Flügel haben eine Radial- und drei Kubitalzellen, von denen die zweite sehr klein, punktförmig, die dritte groß, dreieckig und verlängert ist. Ägys der Gattung ist: 1. cultellator *Pezzer* (Fauna 72. t. 6), fliehet bis acht Linien lang, schwarz, Eborer Gagnartart, Schildchen vortragend, ausgerandet, Flügel dunkel, Hinterleib rostbraun, schneidend, Legeflügel vorspringend, in einem Kiel unter dem Leibe liegend, Fühler schwarz. In Frankreich, Deutschland um Bäume fliegend. (D. Thon.)

IBA-METARA ist der von Martius angegebene brasilische Name eines Baumes; nach Linnae *Spondias Myrobalanus*. (A. Sprengel.)

IBA-PURUNGA. Nach der unvollständigen Beschreibung, welche Martius von einem brasilischen Baume

dieses Namens gibt, läßt sich nur vermuthen, daß er zu der natürlichen Familie der Baumweine gehören mag. (A. Sprengel.)

IBARRA, 1) ein zum Flußgebiete der Donau gehörendes der Fluß der europäischen Türkei. Er kommt vom Schwarzthal (Theil des Balkan), benäht das große und reiche Thal von Kossowopolis, im Sandtschal Weibschertin, ferner das Sandtschal Novobazar, und mündet unweit Karanovacs in die westliche Morava, mit welcher er dann der Donau zufließt. 2) Name einer Stadt in Serbien, nördlich von Novobazar gelegen. (R.)

IBARRA ist nach Thunberg's Angabe einer der japanischen Namen der Hundrose (*Rosa canina* L.) (A. Sprengel.)

IBARRA (San Miguel de), Hauptstadt der Provinz Ambabura (Depart. Luito der Republik Ecuador), welche ehedem als nördliches Corregimiento (Correg. de Ibarra) der Provinz Luito galt, und die Bergebene von Diavalo einschloß, die schon unter der spanischen Regierung abgesondert wurde, indem der Umfang bei zunehmender Bevölkerung für ein Corregimiento zu groß war. Die Stadt Ibarra liegt unter 0° 21' nördl. Br. (Humboldt), 80° 40' westl. von Paris, 1184' über dem Meere (Humboldt), zwischen den Flüssen Aguanando und Ibarra, Quellflüssen des Rio Mira, welcher sich schnell nach Norden wendet, die Provinz Esmeraldas durchfließt und in das stille Meer sich ergießt. Die nächsten Umgebungen sind eben, und stellen eine nördliche Abachung des Hochthales von Luito dar, welches hier durch eine transversale Bergreihe (Cerro de Diavalo) geschnitten wird. Das Klima gleicht dem vielberühmten von Luito; Extreme der Temperatur sind unbekannt, und daher leidet die Vegetation nur geringe Unterbrechung. Der Boden ist meist angeschwemmt durch die Gebirgswässer, und ziemlich frucht, da es den letztern in der Regenzeit an schnellem Abflusse fehlt, in einigen Gegenden sogar so schwammig, daß die Häuser sich senken. Auf ihm gedeiht jedoch das Zuckerröhre außerordentlich, und daher ist die Zurechtung eines groben braunen Zuckers (raspadura) der wichtigste Erwerbszweig der Landbesitzer. Auf den Bergen am Taguanabo finden sich vorzügliche Triften; Viehzucht, besonders aber das Halten großer Schafherden und Verarbeitung der Wolle zu ziemlich feinen Tüchern, beschäftigt einen großen Theil der Einwohner. Die Bevölkerung der Stadt selbst wurde zu Ulloa's Zeiten zu 12,000 Seelen angegeben, dürfte aber jetzt nicht so stark sein, und besteht mehr aus Indiern und Negern als aus eingebornen Weissen. Die letztern sind entweder Gutbesitzer oder Kaufleute, jedoch durch den Bürgerkrieg verarmt; die erstern befinden sich wie überall im spanischen America im traurigsten Zustande. Die Straßen der innern Stadt sind regelmäßig und wegen der Erdböden sehr breit, die Häuser aus derselben Ursache selten höher als ein Stockwerk, im Ubrigen aber aus Steinen aufgeführt und von anständigem Äußern. Die Hauptstraße wurde unter Leitung der Jesuiten erbaut, und soll ein schönes Gebäude sein. Die ehemaligen Klöster sind meist aufgelassen, an ihre Stelle eine Conventschule und ein Exceum getreten. Die Ber-

städte bestanden aus armseligen Hütten, und werden von Farbigen bewohnt. Die Entfernung von Quito beträgt 17 spanische Leguas. Erbaut wurde Ibarra durch den Präsidenten der Audiencia von Quito, D. Alvaro de Ibarra, im J. 1597. Eine Legua von der Stadt nordöstlich liegt der See Yaguaricocha, d. h. Mutter. Der zwölfte Inca, Huayna Capac, hatte seine Herrschaft in Quito besetzt, allein die Grenzvölker im Norden und Osten verzögerten die Unterwerfung, besonders aus dem Grunde, daß Guico zu weit entlegen sei, um alljährliche Gefandtschaften und den Tribut dahin zu senden. Nachdem bei einer Gelegenheit das Heer des Incas eine bedeutende Niederlage erlitten, durch einen blutigen Sieg aber den Ruf wieder hergestellt hatte, standen dennoch die Bewohner von Atacalo (im Süden des heutigen Ibarra) auf, und suchten mit solchem Muth, daß die Armee des Incas floh, und der letztere nur in einem Fort Sicherheit fand. Ebenso beispiellos wie eine solche Niederlage in der Geschichte der Incas, war auch die Nacht, welche an den in einer zweiten Schlacht besiegten Indiern von Atacalo von den Peruanern genommen wurde. Alle Gefangene wurden ohne Unterschied des Alters und Geschlechts auf Befehl des Huayna Capac ermordet. An 60,000 sollen auf diese Weise umgekommen sein, und ihre in den See geworfene Körper denselben blutig gefärbt haben. (Herrera Dec. V. L. IX. c. 16. Dec. V. L. X. c. 10.) In der Nähe von Ibarra liegen zwei berühmte Berge, der Nevado de Gotocachi (auch Guicocha) von 2570' und der Imbabura von 2340' Höhe. (E. Poeppig.)

IBARRA (Jonchini), geb. 1725 zu Saragossa in Spanien und gest. 1785 zu Madrid, Buchdrucker des Königs von Spanien, bekannt als umsichtiger und glücklicher Förderer der Buchdruckerkunst in seinem Lande, welcher darin noch auffallend zurückgeblieben war. Die aus seiner zu Madrid eingerichteten Druckerei hervorgegangenen Werke, vorzüglich aber die meisterrafften Ausgaben des Don Quixote (1780. 4 Bde. in 4.), und der vom Infant Don Gabriel gefertigten spanischen Uebersetzung des Faust (1772. kl. Fol.), werden nicht bloß in Spanien, sondern überall sehr geschätzt. Auch eine prächtige Bibeldruckausgabe veranfaßte er; ferner erschien bei ihm ein marabittisches Räthsel und Mariana's Geschichte von Spanien. Er scheint die Sitte, das Papier zu glätten, in seinem Vaterlande eingeführt zu haben; auch gilt er als Gründer einer Buchdruckerschule, deren Dichttheit nach Belieben geändert werden konnte*.)

(H.)
IBARS (St.), Stadt im Canton Fossat, Arrondissement Pamiers des französischen Départements der Ardenne. Sie liegt an der Reye und zählt 3500 Einwohner. (Klaehn.)

IBAS (Ἰβας), gräciste Form für Hibo (Ἰβω) d. I. gegeben, geschenkt), oder abgekurzt Hibo (Ἰβω), Name eines angesehenen, hauptsächlich durch seine Beteiligung in die Reformationen Streitigkeiten bekannt ge-

wordenen Bischofs von Odesa¹⁾. Über das Leben dieses Mannes sind die Nachrichten im Allgemeinen ziemlich dürftig. Das Wesentlichste davon hat Jos. Sim. Assemani in der Bibliotheca Orientalis Vaticana T. I. p. 199 sq. zusammengestellt; außerdem auch noch anderwärts in diesem trefflichen Werke Einiges gelegentlich darüber beigetragen. Ibas wurde im J. 746 der Griechen oder 435 n. Chr. Geb. auf den bischöflichen Stuhl von Odesa erhoben, und war Nachfolger des heiligen Rabulas (σπρίχ παῖς²⁾), welcher für Cyrillus von Alexandrien (s. d. Art. in den Nachrichten zu C) Partei genommen hatte, und darauf ausging, den mit Recht in Syrien geschätzten Theodor von Mopsueste in Misericordia zu bringen und seine Schriften als heterisch zu verdammen³⁾. Ibas theilte dieses Streben nicht, sondern hatte sich namentlich frühzeitig als Presbyter mit dem größten Theile der Geistlichen zu Odesa verbunden, um den gegen Theodor, welcher bereits todt war, gerichteten Schlag abzuwenden, und widerstand hierin dem Rabulas aus allen Kräften⁴⁾, weshalb die Monophysiten ihn für einen heimlichen Anhänger des Nestorius hielten. So kam es denn, daß dieses seines Vorgesängers Freunde⁵⁾ mit seiner Erhebung zum Bischof nicht zufrieden waren, und ihm mancherlei Unruhe bereiteten. Sie beschuldigten ihn beim Kaiser Theodosius II. und dem Patriarchen Proklus von Constantinopel, daß er hauptsächlich an der Trennung der orientalischen und ägyptischen Bischöfe Schuld sei und sie hartnäckig unterhalte, daß er die Schriften des Theodor von Mopsueste ins Syrische übersezt und durch den ganzen Orient verbreitet, endlich weder Proklus' Belehrung an die Armenier unterschrieben, noch die angehängten gottlosen Sätze verdammt habe. Proklus verwies die Anklagen an den Patriarchen Johannes zu Antiochien, und ermunterte diesen, Ibas zu recht zu weisen. Johannes ließ zwar die Sache auf sich beruhen; nach seinem Tode aber erneuerte sich die Anklage bei Domnus, dem Nachfolger desselben, welcher indessen dem Ibas ebenfalls genogen war. Um nun letzteren jedenfalls in den Geruch des Nestorianismus zu bringen und dadurch zu stürzen, wählten sich seine Feinde abwechselnd Constantinopel, worauf der Patriarch Flavian im J. 448 Anstalten zur Untersuchung traf. Der Tribun und Notar Damascius und der Diakon Eulogius wurden mit der Ausföhrung derselben beauftragt und bestimmten Photius, Metropolit von Tyrus, Eustathius, Bischof von Berytus, und Uranius, kirchliches Oberhaupt von Himeria in der Provinz Bithynien, zu Richtern. Photius ließ hierauf Eustathius und Uranius, sowie Ibas und des-

1) Die Form Hibo hat Eusebius in seinem Catalogus Librorum ecclesiasticorum; cf. Assemani, Biblioth. Or. Velle. T. III. P. I. p. 85 und das Chronicon Edessanum. Cf. Assemani l. c. T. I. p. 202 et 404. 2) Chron. Edessanum op. Assemani l. c. T. I. p. 197 et 403, womit auch das Chronicon bei Photius Dionysius übereinstimmt. 3) Liberatus im Brevario causae Nestorianae, et Kutchian, cap. 10. 4) Cf. Andrae Symeonis Epistolae ad Alexandrum im Synodico (in Monachi Collect. Conciliorum. T. V.) ep. XLIII, wo jedoch Ibas nicht ausdrücklich genannt wird. Vgl. auch Assemani l. c. T. I. p. 198 u. 199. 5) Die Presbyter Simplicius, Cyrus, Clara und Eulogius.

*) Biograph. univers. T. XXI. p. 140 (Art. von Heuchot) und Hist. Cyclop. Vol. XVIII. art. vee.

sen Ankläger nach Tyrus beschicken. Die letzten verfügbaren folgende dem Volke, wahrscheinlich um durch dessen feindselige Stimmung auf den Beschluß der Richter einzuwirken, überall in Tyrus, Ibas habe gedankt: „Ich beneide Christus nicht, Gott geworden zu sein; denn in wieviel er es geworden ist, bin ich es auch geworden.“ Der allgemeine Anstoß, welchen man in Tyrus an solcher Behauptung nahm, bestimmte daher Photius, die Verhandlungen nicht an diesem Orte, sondern zu Cyprius fortzuführen. Ibas, auf seine Vertreibung bedacht, sandte scheinbar einen Diakon nach Cessa, um ein Schreiben des dortigen Klerus zu veranlassen, worin bezogen würde, von Ibas die ihm Schuld gebundene Äußerung über Christus niemals gehört zu haben. Dieses günstige Zeugnis⁶⁾ und seine eigne Versicherung, sich von aller Keterei frei zu wissen, führten zu einer ihm günstigen Entscheidung. Es kam zu einer Auslösung, der streitenden Parteien; man begab sich wieder nach Tyrus, um dort die Widerkehr des kirchlichen Friedens ebenso allgemein bekannt werden zu lassen, wie es früherhin der leidige Streit geworden war. Dies alles geschah im Anfange des J. 449⁷⁾ und Ibas war noch vor Kiemer wieder in Cessa. Die Ankläger hatten freilich außer dem Hauptverwurfe noch gar Vieles gegen denselben angebracht⁸⁾, aber Manches erlebte sie von selbst, Anderes sollte nach dem Ausspruche der Richter künftig abgestellt werden. Die meisten der ihm gemachten Beschuldigungen bezogen sich darauf, daß er seine Familie auffallend berücksichtigte, manches ihm nicht Zugehörige in seinen Nutzen vermandt und ungeringste Personen zu kirchlichen Ämtern befördert habe.

Nicht lange jedoch erfreute sich Ibas seines Sieges über seine Feinde; denn noch in denselben Jahre, wo er gerechtfertigt dastand, wurde er auf der sogenannten Kaiser synode zu Ephesus seiner Stelle entsetzt, und zwar zum Theil von denselben Personen, welche vordem günstig über ihn geurtheilt hatten⁹⁾. Das Bisthum Cessa erhielt

darauf Nonnus am 21. Jul. 449 und bezieht es bis zum ökumenischen Concilium von Chalcedon im J. 451. Auf diesem jedoch wurde Ibas gerechtfertigt und erhielt sein Bisthum wieder¹⁰⁾. Die Jacobiten jedoch, welche dieses Concilium nicht anerkennen, betrachten ihn als einen Nestorianer, und verdammen ihn als solchen¹¹⁾. Aus seiner Amtsverwaltung wird uns nur berichtet, daß er zu Cessa eine neue Kirche gebaut habe, die sogenannte Apostelkirche¹²⁾. Sein Tod erfolgte am 28. Oct. des J. 769 der Griechen (457 n. Chr. Geb.), worauf Nonnus seine Stelle wieder einnahm¹³⁾.

Als Schriftsteller hat sich Ibas dadurch bekannt gemacht, daß er die Schriften des Eregeten Theodor von Mopsueste ins Syrische übersezte¹⁴⁾, welcher Umstand dazu beigetragen hat, daß die Nestorianer denselben als zu ihrer Partei gehörig betrachteten. Nach Ebedjesu¹⁵⁾, jedoch in einer Stelle von unsicherer Lesart¹⁶⁾, werden einem Ibas (ob demselben, ist nicht klar) auch eine Erklärung der Psalmen, Hymnen und Abhandlungen über kirchliche Jurisdiction zugeschrieben. Am meisten genannt und also am genauesten bekannt ist aber des Ibas Brief an Marius (ماریوس) ober Maras, aus Beth Harbadschir (ܒܝܬ ܗܪܒܕܫܝܪ), einen Bischof in Persien¹⁷⁾. Doch ist auch dieser nicht in seiner ursprünglichen Fassung, sondern nur in griechischer Übersetzung, dann auch nicht ganz vollständig erhalten. Assemani glaubt¹⁸⁾, er sei geschrieben noch während des Streits zwischen den ägyptischen und orientalischen Bischöfen, weil Ibas dem Patriarchen Johannes darin folge, dabei auf Cyrillus, auf die Synode zu Ephesus und auf seinen Vorgänger Rabulas schmähe, dagegen Nestorius empfehle und seine Keterei zu beseligen suche. Allein er urtheilt hier offenbar nicht unbefangen, sondern läßt sich durch das spätere Verdamnungsurtheil der Kirche über diesen Brief und durch die in der katholischen Kirche geltende Meinung leiten, wovon Ibas anfänglich der Ansicht des Nestorius zugethan gewesen sein, später aber zur katholischen Lehre sich zurückgewandt haben soll. Dem Ibas tadelt nicht allein die dem Nestorius feindlichen Personen, sondern hat ebenso an den Behauptungen desselben etwas auszusetzen, betrachtet den Briefspalt als gehoben und berichtet mit dünnen Worten, daß die Gemeinschaft zwischen der Partei des Cyrillus von Alexandrien und den Anhängern des Johannes von Antiochien bereits hergestellt sei. Ja er bezieht diesen wieder gewonnenen Kirchenfrieden als die eigentliche Veranlassung des Schreibens. Richtig erklärt sich vielmehr

6) Man findet es bei Mansi in Collect. Concil. T. VII. p. 249 sq. Nur wenig abweichend lautet bisher dem Ibas zugesandene Auspruch des Eimern von Betharim in seinem bekannten Briefe über die Nestorianer (vgl. Assemani a. a. D. I. 203 u. 350): „Ich, Ibas, beneide das Christum nicht, daß er Gott geworden ist, weil er Gott geworden ist, während er doch Mensch war wie ich und von weicher Natur.“ 7) Cf. Norzi Dissert. IV. de anno et epocha Nyro-Macedonum, et Papi Critica historico-chronologica in Annales Baronii ad an. 448. Num. 9 contra Baronium in den Annales ecclesiastici, welcher diese Ereignisse nicht ins J. 448 setzt. 8) Zusammen waren es 18 Punkte, welche Assemani (a. a. D. I. 300—301 in lre. Anmerk. 1) aufzählt. Vgl. ihre Aufzählung in der Biographie Photius, Anastasius und Uranus in Mansi Collect. Concil. T. VII. p. 219 sq. 9) Papi Critica in Annales Baronii ad an. 449. No. 121 Chronica, Edessenum der Assemani a. a. D. I. 202 u. 404, wo jedoch die Entsetzung des Ibas fälschlich ins J. 756 der Griechen (445 nach Chr. Geb.), sein Verbanne von Cessa aber auf den 1. Jan. 759 der Griechen (448 nach Chr. Geb.) gesetzt wird; Dionysius in seinem Chronicon, welcher die Begebenheit dem J. 757 der Griechen (446 nach Chr.) zuschreibt. Daß die Jahreszahlen im Chronicon Edessenum hier falsch sind, und in 760 verändert werden müssen, lehrt der weitere Bericht desselben. Vgl. Assemani a. a. D. I. 204.

10) Cf. Mansi Collect. Concil. T. VII. p. 261 sq. 11) Vgl. die Radreuefuge bei Assemani a. a. D. I. 202, 203. 12) Chronica, Edessen, bei Assemani a. a. D. I. 199 u. 408. 13) Chronica, Edessa, a. a. D. I. 202 u. 405. Vgl. auch Assemani a. a. D. I. 424. 14) Ebedjesu, Catal. libror. ecclesiastic, bei Assemani a. a. D. T. III. P. I. p. 35. Cf. Smeron Beth-Arsamwele, Epistola dei Assemani a. a. D. I. 350. 15) Catal. libror. ecclesiastic, bei Assemani a. a. D. T. III. P. I. p. 175. 16) In einer andern Handschrift steht alimidi Denha statt Ibas. 17) Cf. Epistola Smeronis Beth-Arsamwele bei Assemani a. a. D. I. 350. 18) a. a. D. I. 203.

Neander, wenn er sagt¹⁹⁾: „Als Ibas diesen Brief schrieb, war der Friedensvergleich zwischen Cyril und den Orientalesten geschlossen worden. Ibas statte mit großem Triumphe seinem Freunde davon Bericht ab; er betrachtete das von dem Bischofe Cyril abgelegte Glaubensbekenntnis als einen Widerruf desselben, ein Zeichen des Sieges der reinen Lehre, der allgemeinen Wiederherstellung der Ruhe.“ Ebenso hat derselbe verdiente Kirchenhistoriker die Stellung trefflich gewürdigt, welche Ibas in diesem Briefe sowohl zu Nestorius als zu Cyrillus eingenommen hat. „In jenen Briefe an den Bischof Maris“, heist es bei ihm²⁰⁾, „zeigt er sich keinesweges als Freund des Nestorius. Er sagt, daß sowohl dieser Letzte als Cyril durch ihre Streitschriften Aergerniß gegeben hätten. Er tadelt ihn, daß er durch seinen Angriff auf das der Maria beigesetzte Prädicat *θεοτόκος* Beschuldigungen sich zugezogen, wie ja alle gemäßigten Orientalen darin mit dem Ibas übereinstimmten. Aber doch sprach er heftiger gegen Cyril, den er beschuldigte, Eine Natur der Gottheit und Menschheit zu lehren und in den Apollinarismus verfallen zu sein.“ Nur so viel muß man zugeben, daß Ibas durch diesen Brief, um mit Schröckh²¹⁾ zu reden, nicht allein die Hochschätzung des Theodor, dieses ohne- dies sehr verehrten Mannes, noch mehr verstärkt, sondern auch die Abneigung gegen die Alexandrinischen Verbundenen (also die Partei des Cyrillus) und die Synode zu Ephesus bis unter die Schriften in Persien fortgepflanzt habe.“ Jenes geschieht durch die Art und Weise, wie er Theodor's, als eines selbst nach seinem Tode vom tyrannischen Rabulas aus gekränkten Ehrgeiz verfolgten, ausgezeichneten Lehrers gedenkt, dieses, indem er, wie Schröckh sagt²²⁾, „von Cyrillus, seinem Lehrbegriffe und von der Synode zu Ephesus keine vortheilhafte Abbildung macht.“

Da dieser berühmte Brief, wie ihn Schröckh, Gieseler und Neander mit Recht nennen²³⁾, so mannichfache und langdauernde Streitigkeiten veranlaßt hat, wird es nöthig, seinen Inhalt noch genauer und nach dem ganzen Gedankengange des Verf. darzulegen. Nach dem Eingange, welcher nicht mit erhalten ist²⁴⁾, erklärt Ibas, er wolle ganz kurz über das in seiner Gegend (denn so ist das *Ιεραία* hier doch unrichtig gemeint) früher und jetzt Geschehene seinem Freunde Briefe erstatten, weil er wisse, er werde sich angelegen sein lassen, die Kunde, daß die heiligen Schriften keine Veränderung erlitten haben, wei-

ter zu verbreiten. Erst Maris dort gewesen, sei ein Streit entstanden „durch diese zwei Menschen, Nestorius und Cyrillus;“ sie hätten sich in Schriften gegen einander der Schmähereien (*λογονμασποδοι*) erlaubt, welche Indem anstößig (*σκανδαλοι*) geworden. „Denn Nestorius sagte, daß Maria nicht Gottesgebärerin sei (*ὅτι ἡ μακαρία Μαρία θεοτόκος οὐκ ἔστιν*);“ sodas ihn Viele als einen Anhänger des Paulus von Samosata betrachteten, welcher Christus für einen bloßen Menschen (*ἄνθρωπος ψυλὸς*) erklärte. Cyrillus dagegen „ist ausgeglitten (*ᾤλισθη*)“ bei dem Bestreben, des Nestorius Schriften zu unterdrücken, und „in die Meinung des Apollinaris fallend besunden worden. Es geschah nämlich auch er wie jener, daß kein Unterschied sei zwischen dem Tempel und dem darin Wohnenden,“ und versagte die zwölf Capitel (*τὰ δώδεκα κεφάλαια*)²⁵⁾. Er behauptete: „Eine Natur gibt es der Gottheit und der Menschheit unsers Herrn Jesu Christi, und man darf nicht trennen die gesagten Worte (*τὰς ἡμετέρας τὰς λέξεις*), welche einander der Herr über sich sagte, oder die Evangelisten über ihn.“ Diese Behauptung aber erklärt Ibas „aller Gottlosigkeit voll;“ denn,“ sagt er, „wie ist es möglich, daß der Logos im Anfange genommen werde für den Tempel, geboren aus Maria, oder daß jenes: Du bist ihn erniedrigt ein wenig vor den Engeln, von der Gottheit des Eingeborenen gesagt sei?“ Die Lehre der Kirche sei immer gewesen: „Zwei Naturen (*ἡ φύσις*), Eine Kraft (*δύναμις*), Eine Person (*ὑπόστασις*), welche ist der Eine Sohn, der Herr Jesus Christus.“ Zur Beilegung des Streites und der Heurtheilung der Schriften des Nestorius und Cyrillus, erzbist Ibas weiter, sei dann eine Synode nach Ephesus berufen; Cyrillus aber „unvorwommend (*ἀπολαβὴν*)“ nahm die Ehren mit dem Giste ein, welches die Augen der Weisen verblendet (*ἐμποδοῖ*)“ wobei ihn der Haß gegen Nestorius leitete. Bevor der Erzbischof Johannes ankam, „nahmen sie dem Nestorius das Bisthum, ohne Anlaß (*ἄνευ αἰτίας*) und Unternehmung.“ Nach zwei Tagen kamen die orientalischen Bischöfe nach Ephesus, und „als wir erfuhen“, berichtet Ibas weiter, „daß sie in der von ihnen geschöhenen Entsehung des Nestorius die von Cyrillus geschriebenen 12 Capitel, welche dem wahren Glauben entgegen sind, ausgeglichen (*ἀνείρξαν*) und befestigt, und ihnen als mit dem wahren Glauben übereinstimmend beigeschrieben hatten,“ setzten alle Bischöfe des Orients den Cyrillus ab, hoben die Kirchengemeinschaft mit den übrigen Bischöfen auf, welche Cyrillus' Capitel beigetreten waren, und gingen in ihre Heimath zurück. „Nestorius aber, da er gehaßt wurde von der Stadt und den Vornehmsten derselben, konnte nicht darin zurückbleiben. Und es blieb die morgenländische Synode außer Verbindung (*ἡν χωρονομήσα*) mit den Bischöfen, welche mit Cyrillus sich verbunden hatten.“ Dieser innere Zwiespalt veranlaßte viele Betrübnis (*ἀλγος*) und von Theilen der Heiden und Paktetiker mancherlei Beschöpfung; man scheute sich aus-

19) Allgem. Gesch. der christl. Religion u. Kirche. 2. Bde. 3. Theil. S. 1172. 73. 20) a. a. D. S. 1172. 21) Gieseler. Kirchengesch. 18. Bde. S. 307. 22) a. a. D. S. 306. 23) Der Erste in Christl. Kirchengesch. 18. Bde. S. 306, der Andere im Leben der Kirchengesch. 1. Bde. S. 85. (S. 314. Kam. e. der Ausgabe dem 3. 1824). der Dritte a. a. D. S. 1172. 24) Es ist die Überschrift in Manfili's Amphilochii Collect. Concil. T. II. p. 341. übrigens findet man den Brief sehr glücklich mit latein. Uebersetzung bei Manfili a. a. D. S. 241. fg. und in den Act. Concil. Chalced. art. 3. ed. Harduin. T. II. f. 350. bloß latein. in Phil. Labbei ed. Gub. Cassaneta Sacrosanct. Concil. ad reg. ed. exact. T. V. p. 610. Doch ist die lateinische Version bei Manfili a. a. D. davon verschieden. Sgl. auch Fabricii Biblioth. Graeca. Vol. XI. p. 458.

25) Ibas meint die sogenannten 12 Anathematismen des Cyrillus, welche die reine Lehre über die Person Christi feststellen sollten, im Gegensatz gegen Nestorius' Lehre.

einer Gemeinde oder Provinz in die andere zu reisen, und Mander suchte unter dem Scheine kirchlichen Eifers verborgener Feindschaft zu genügen. „Von diesen einer war der Tyrann unserer Stadt“ (Ibas meint den Bischof Rabulas von Ctesia), „welcher unter dem Vorwande des Glaubens nicht allein an den Lebenden Gerechtigkeit (δικαιοσύνη) nimmt, sondern auch an den längst (παλαι) zu Gott Gehangenen. Ihrer Einer ist der selige Theodoros, der Held der Wahrheit und Lehrer der Kirche, welcher nicht allein in seinem Leben die Häretiker großartig hat (καταστρέφει) zu (als) seinem wahren Glauben, sondern auch nach dem Tode die geistlichen Waffen durch seine Schriften den Kindern der Kirche hinterlassen hat. Diesen wagte der alles Wagende in der Kirche öffentlich mit dem Anathema zu belegen, ihn, welcher durch Eifer für Gott nicht allein seine Stadt aus dem Irrthume zur Wahrheit hinwandle, sondern auch die entfernten Kirchen durch seine Lehre erjog. Und über seine (Theodoros) Bücher ist viel Prüfung überall geschehen, nicht weil sie dem wahren Glauben entgegen wären (denn immer [das] lobte er ihn bei Lebzeiten desselben unaussprechlich [συνεχώς] und las in seinen Büchern), sondern wegen der geheimen Feindschaft, welche er gegen ihn hatte, nachdem derselbe ihn offenbar in der Synode widerlegt hatte (ἡττήσεν).“ Dieser kirchlichen Bitterkeit ein Ende zu machen, entsloß sich der Kaiser, „einen großen und kundigen Mann aus seinem Palaste“ abzuordnen (Ibas meint den Tribun Aristolaus), „welcher den Erzbischof des Orients, Johannes, nöthigen sollte (ἀναγκάζειν), sich mit Cyrillus auszusöhnen,“ da er letztern das Bisthum genommen hatte. Johannes sandte nach erhaltenem kaiserlichen Schreiben den Bischof Paulus von Emesa an Cyrillus, „schrieb durch denselben den wahren Glauben“ und erklärte sich bereit, mit ihm wieder Gemeinschaft zu halten, wenn er dem beistimmen und „diejenigen mit dem Anathema belegen würde, welche sagen: die Gottheit ist, und welche sagen: Eine Natur gibt es der Gottheit und Menschheit.“ Gott aber ließ „auch das Herz des Ägyptiers erweichen (μαλακῆσαι),“ so daß er das ihm Angebotene sogleich annahm, und also das Schisma aufhobte. Was aber Johannes an Cyrillus schrieb und dessen Antwort übersendet Ibas mit seinem Briefe dem Maris, damit ihm die Wiederherstellung des kirchlichen Friedens bekannt werde, und er auch Andere davon benachrichtigen könne. Denn es wage Niemand zu lehren, „daß Eine Natur sei der Gottheit und Menschheit, sondern sie bekennen sich zu dem Tempel und zu dem darin Wohnenden, dem Einen Sohn, Jesus Christus.“ Als Bewegungsgrund seines Schreibens bezeichnet Ibas endlich seine Zurückung zu Maris und die Überzeugung, daß derselbe es sich angelegen sein lasse, in der göttlichen Lehre zum Nutzen der Kirche zu wachsen. Da nun die Versetzung der Kirchengemeinschaft zwischen Johannes von Antiochien und Cyrillus von Alexandria im J. 433 geschah und sich mit Grunde vermuten läßt, Ibas werde seinen Bericht an den Freund möglichst bald erstattet haben, so wird die Abfassung desselben unstreitig noch in das J. 433 gehören, also noch in die Lebensperiode des Ibas, wo er als Presbyter zu Ctesia

mit Rabulas in Opposition stand. Das allgemeine Concilium zu Chalcedon im J. 451 fand diesen Brief, welcher auch als eine den Nestorianischen Streitigkeiten gleichzeitige Quelle²⁶⁾ beachtungswürdig ist, rechtgläubig²⁷⁾ bezeugend und ist er nachmalig in dieser Beziehung hart angefochten worden. Er gehörte zu den drei Schriften, welche unter dem Namen der drei Capitel im 6. Jahrh. längere Zeit die Kirche in Bewegung brachten. Das Nähere s. unt. d. Art. Dreicapitelstreit. Die monophysitische Partei hatte Ibas, dieser eifrige Freund antiochischer Dogmatik²⁸⁾, immer mit demselben glühenden Haffe verfolgt, wie Theodor von Mopsueste und Theodor; daher darf es nicht auffallen, daß sein Brief mit den Schriften dieser Gelehrten ein Schicksal theilte. Ein Edict des Kaisers Justinian im J. 544 sprach das Anathema darüber aus, wobei es obgleich ins Zweifelhafte gestellt wurde, ob der Brief wirklich von Ibas herrühre²⁹⁾. Natürlich regte man sich dagegen, besonders im Abendlande, weil dadurch die Autorität des Chalcedonischen Concils geschädigt war; es wurde aber durch altorthodoxe Machinationen und Genaralschritte doch durchgesetzt, daß die fünfte allgemeine Synode zu Constantinopel im J. 553 die im kaiserlichen Edict ausgesprochene Verdammung ebenfalls vornahm. Die Person des Ibas jedoch ließ man als rechtgläubig gelten³⁰⁾, weil er seine Irrthümer widerrufen und zu Folge dessen vom Concil zu Chalcedon als ein rechtgläubiger Bischof anerkannt sei³¹⁾. (A. G. Hoffmann.)

IBATI. Der brasilische Name einer von Markgraf angeführten kriechenden, milchenden Pflanze, wahrscheinlich aus der natürlichen Familie der Asclepiaden.

(A. Sprengel.)

Ibbajid (Ibbejend, Ibeit), f. Obcid.

IBBENBÜHREN, Stadt im preuss. Kreise Tecklenburg, Bezirk Münster der Prov. Westfalen, 198 Häuser, 1394 Einw., liegt eines Landgerichts, hat einen Eisenwerckhammer vier Hufeisenbrüche und einen Hufeisenhufbruch, dabei liegt auch das Kirchdorf Abdenbüren. (Rauschenbusch.)

Iberville, f. Iberville.

Ibbetsonia Sims., f. Cyclopia Vent.

Ibbetson'sineal, f. Telut.

Ibbibbys, Bewohner des afrikanischen Reichs Quaz, f. d. Art.

Ibeit (Geogr.), f. Obcid.

Ibelin, f. Iblin.

26) Vgl. Gieseler a. a. D. S. 85. Note e. Reander (a. a. D. S. 1001. in Anmerk.) sagt von Ibas ganz richtig: „Er gibt sich zwar als einer Partei angebend zu erkennen, doch zeigt er keine Feindschaft,“ was für treue Berichterstattung spricht. 27) Cf. Morni, Collect. Concil. T. VII. p. 261 sq. Die wichtigste Äußerung der römischen Gesandten hat auch Gieseler (a. a. D. S. 105. Note 1.) mitgetheilt. 28) Vgl. Gieseler a. a. D. S. 85. (C. 825 der Zeit, vom J. 1824.) 29) Quis dicitur ab Iba esse facta, f. 30) Xifeman a. a. D. S. 203. Vgl. auch Reander a. a. D. S. 1166. 31) Im Allgemeinen vgl. noch Le Quen, Oriens christianus, T. II. p. 960 sq. Fuchs mona, Handwörterb. der christl. Religionen u. Kirchengesch. 2. Bd. S. 409. 410. Epist. R. Walch's Grundriss einer vollständigen Historie der Rept. Epist. u. Religionsfreiheit. 5. Th. S. 670. 71.

IBENER HOF. Dieser Hof, zum Großherzogthume Oeffen und Canton Baslelin gehörend, liegt an der Straße vom Aler nach Kreuznach und in der Gematung Fürfeld. Er hat seine Benennung von dem Schlosse Iben oder Ihen, das den Herrn von Kronenberg zugehörte. Von den romantischen Ruinen ist noch ein Thurm, mehres Mauerwerk und eine Kapelle von gothischer Bauart übrig. (*Wagner.*)

IBENMOOS, ein schon von ältern Zeiten her aus der Umgegend stark besuchtes Bad, das in alten Urkunden unter dem Namen Heidenbad vorkommt, und im J. 1300 durch Kauf an die Johanniter-Communität Hohen oder Hochrein kam. Es liegt in deren Nähe im Luzerner Amte Hochdorf. Dem Wasser wird erweichende und eröffnende Kraft zugeschrieben. (*Escher.*)

IBENTHAL, Ober- und Unter-, zwei Thalbüden im großherzoglich badiischen Landamte Freiburg, eine starke teutsche Pfl., fast östlich von der Amtsstadt, wovon das eine mit 300 Einw., die sich größtentheils von der Viehzucht nähren, eine Untergemeinde von der Bürgermeisterei und Pfarrei St. Peter auf dem Schwarzwalde, das untere aber eine Bürgermeisterei und fruchtbares Thal über eine halbe M. lang mit 340 Einw. in 71 Familien, alle kathol. Religion, eine grundbesitzliche Besingung der Grafen von Sagenen ist. (*Th. Asfr. Leger.*)

IBER, Pfardorf im Königreiche Hannover, Fürstenthume Grubenhagen, mit 46 Häusern und 490 Einw., am nördlichen Fuße des Iberges (Yberges), urfänglich ein sehr alter Ort; hier lebte der Chronikschreiber Legner als Prediger. (*Crome.*)

IBERA. Von Livius (XXIII, 28) wird eine Stadt dieses Namens in Spanien westlich vom Iberus angeführt, die zur Zeit des zweiten punischen Krieges sehr mächtig gewesen sei, und von dem nahen Überflusse den Namen geführt habe. Da aber Livius sonst weiter nichts bestimmt, so kann man nur aus dem Zusammenhang schließen, daß dieselbe nicht fern vom Meere in der Hispania Tarraconensis gelegen haben muß. Vgl. Ufert in f. Iberien, S. 416 u. 417, wo zugleich bemerkt wird, daß man Münzen gefunden habe, auf deren einer Seite Ibergavonia stehe, auf der andern Iibera Julia, oder auch M. H. I. Ibergavonia, und darüber Vert. Dieses hätten Einige, wie Dardouin, auf Dertosa bezogen. Dagegen streitet aber, wie auch von Ufert angeführt wird, die Lage dieser Stadt auf dem linken Ufer des Iberus, da doch die Ibergavonia nach Plinius (III, 3) auf dem rechten Ufer desselben bis zum Ubia wohnten. Vielleicht dürfen wir mit Ufert ein Ibero westlich vom Iberus, gegen den Ausfluß hin, annehmen. (*S. Ch. Schiratz.*)

Ibera (Laguna de), f. Paraguay.

IBERA-PUTERANA. Nach Martz das der brasilische Name einer Art Eisenholz (Pao-ferro der Portugiesen), welche sich nach seiner Angabe nicht systematisch bestimmen läßt. (*A. Sprengel.*)

IBERG, Yberg, 1) ehemal. Herrschaft und weitläufige Burgstelle in der Ortenau auf dem höchsten Berge in der Umgegend der Stadt Steinbach, sehr Burgruine mit Thürmen uralter Construction, eine alte Besingung des Fürstenhauses Baden, das hier im 13. Jahrh. seine

Burgmannen hatte; vom Markgrafen Friedrich II., dem es durch Lehnbestellung zugefallen war, im J. 1328 an seinen Vetter, Markgrafen Rudolf III., verkauft, der es einem adeligen, davon benannten, aber jetzt längst erloschenen Geschlechte zu Lehen gab; endlich im J. 1525 von den ausrührlichen Bauern zerstört. (*Th. Asfr. Leger.*)

2) Der Iberg und Winterberg sind zwei, auf braunschwägischem Boden, im lausnburger Forste am Harze gelegene Höhen eines Kalksteingebirges, das sowohl seiner innern Beschaffenheit, als seiner äußern Gestalt wegen, zu den merkwürdigsten Bergen des Harzes gehört. Beide bestehen durchgehends aus einem mit vielen Korallengewächsen durchwebten Eisenstein, besonders spätigen Brauneisenstein, der schon seit dem 16. Jahrh. in mehreren Gruben bebaut wurde, damals sehr zur Aufnahme des nahegelegenen Dries Grund beitrug, und noch jetzt in einigen, am östlichen Abhange des Iberges, bebaut wird. Der Iberg, welcher die schönsten Aragonitkrystalle des Harzes enthält, ist voll Höhlen; sie sind durch das Wegnehmen des Eisensteins entstanden, der restweise vorkommt und oft zu Tage aussteht. Am merkwürdigsten sind die beiden, am Wege nach Wittermann gelegenen, oben offenen Höhlungen, in welchen ein klares Wasser entspringt, und deren schimmernde Wände, wenn die Sonne oben hineinscheint, das schönste Schauspiel gewähren. Die Bergwerksteiere am Iberg werden auf gemeinschaftliche Kosten der braunschweigischen Fürstenthümer betrieben. Der hier gewonnene Eisenstein wird auf der Hütte in Gittelde verschmolzen. (*F. Gottschalk.*)

3) Iberg, auch Iberg und Yberg im Canton Schwyz, eine sehr ausgedehnte Pfarrengemeinde, welche den hinteren, südlichen Theil des Sittlthales einnimmt, und sich an und auf die Gebirgskette ausdehnt, welche das Muotathal vom Sittlthale trennt. Nördlich grenzt die Gemeinde an Einsiedeln. Diese Pfarre soll die älteste im Canton Schwyz sein, und die Legende läßt den heiligen Beatus dieselbe begründen. Daher geht auch bei allgemeinen Processionen und Wallfahrten des Landes das Kreuz und die Fahnen aus dieser Gemeinde allen übrigen voraus. Da keine Straße hier durchführt, so kommen die Einwohner wenig in Verbindung mit Fremden. Sie nähren sich von Alpmwirthschaft und Holzfällen, das von hier in den Sittlthrom bis Zürich gebracht wird. Das seit alten Zeiten im Canton Schwyz sehr bedeutende Geschlecht Ab Iberg hat von diesem Dorfe seinen Namen.

4) Das Schloß Iberg im obern Toggenburg, nahe bei Wattwil. Es wurde im J. 1258 von Hartmann, einem Dienstmann des Abtes von St. Gallen, erbaut. Altein Graf Kraft I. von Toggenburg, in Feindschaft mit dem Abte von St. Gallen, ließ diesen Hartmann mit seinem Sohne aufheben, und erzwang durch die Drohung, beide zu tödten, die Übergabe der Burg. Dennoch behielt er sie auf ihrer eignen Burg eingelegt. Dort starb der Sohn; der Vater wurde dann auf ein anderes Schloß des Grafen, Yenberg oder Ynsaberg, oberhalb Ynach, gebracht. Es gelang ihm endlich, nach St. Gallen zu entkommen. Er schenkte nun seine Burg mit allen Gütern dem Kloster St. Gallen, und das Graf Kraft die-

selbe nicht abtreten wollte, wurde sie vom Abte belagert. Während dieser Belagerung wurde der Graf ermordet, worauf die Besatzung das Schloß übergab. So kam diese Burg mit den dazu gehörigen Gütern und Rechten an das Kloster St. Gallen. In dem Freiheitskampfe der Appenzeller gegen den Abt und Österreich wurde sie von den Appenzellern (1405) eingenommen und verbrannt; dann aber wieder hergestellt. Sie blieb lange der Sitz des Bischofs, welchen der Abt über einen Theil des obern Toggenburgs setzte. Während der Unruhen im Toggenburg, woraus im J. 1712 der innere Krieg von Zürich und Bern gegen den Abt von St. Gallen und seine Verbündeten, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, entsand, wurde Iberg mit Litz im J. 1710 von den Toggenburgern eingenommen und erst beim Frieden 1718 dem Abte zurückgegeben. Seit dieser Zeit bewohnen die Bischofe des Abtes diese Burg nicht mehr. Sie wurde verpachtet und zuletzt an einen Privatmann verkauft. Jetzt ist sie unbewohnt und fällt allmählig in Trümmer. (Escher.)

IBERIA, so heißt 1) bei den Alten, besonders Strabon¹⁾, eine Hauptprovinz des kaukasischen Asien, jene fruchtbare, meist von Bergen umgebene Ebene des Kur (Cyrus), welche man nachher das persische Georgien, dann Gräßen nannte; im Westen und Südwesten von Kolchis und den moschischen Bergen, im Norden vom Hochgebirge des Kaukasus selbst, im Osten und Südosten von Albanien, im Süden von Armenien begrenzt. Die Herrschaft der alten Iberier erstreckte sich jedoch zur Zeit ihrer Blüthe weiter südlich nach Armenien, bis zu der Zeit, wo die armenischen Häuptlinge oder Feldherren Artaxias und Ariades ihnen die Grenzdistricte Gorgeze und Gogarene abnahmen (Strabon). Wenn einige alte Schriftsteller (wie Plinius und Ptolemäus) die kaukasischen Iberier nach Europa und Hispanien wandern lassen, Dionysius Periegetes dagegen dieselben von den alten gleichnamigen Urvölkern Spaniens ableitet, Strabon, der dieser Ableitung auch erwähnt, anderwärts die Gleichnamigkeit beider Völker mit der gleichmäßigen Entdeckung und Bearbeitung von Goldbergwerken in Verbindung setzt, Tacitus die in Asiens²⁾ Stereie begriffenen Iberischer Stammväter der Iberier und Albaner nennt, armenische Annalisten den Ursprung derselben Iberier theils auf Noach, theils auf jene von Nebucadnezar verführten Hebräer hinaufführen, weshalb auch Keinsgus (Beschreibung des Kaukasus, 1796) in dem alten georgischen Fürstengeschlechte Bagration (Bagarat) die jüdische Ähnlichkeit wiederfinden wollte³⁾, so ist es schwer, hier eine Entdeckung zu treffen, und rathsam, mit Aspinian nur die Identität oder Ähnlichkeit der Namen beider Völker anzuerkennen. Dabei kann es immer bestehen, daß ein Theil der von den assyrischen Monarchen nach der Eroberung von Samaria

in die persischen Grenzprovinzen geführten Israheliten hier am Kur und in Albanien angelandete wurde, wo Samachia (Samaria) und andere Städtennamen auf diesen Ursprung hinweisen. Der Name Iberiens ist in unserer Zeit auch auf die zur alten Landschaft Kolchis gehörige Provinz Imereti übertragen worden (Klaproth in f. Reisebeschreibung des Kaukasus), aber es beruht dies nur auf einem von Keinsgus eingeführten falschen Sprachgebrauch und auf der Sage von größerer Ausdehnung der alten Iberischen oder georgischen Herrschaft bis zum Rhion oder Phasis. Aber übertrieben ist die Behauptung des Ardmindriten Eugenius⁴⁾, der ganze Strich Landes zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere von Tauris und Erzerum bis zum Don sei ehemals den Iberiern (oder Iweriern, wie er sie nennt) unterthan gewesen.

Die ältere Geschichte Iberiens ist gänzlich dunkel. Aber der alte Name Phrygopolis, welchen nach Strabon die Stadt Iberia an der Iberisch-kolchischen Grenze führte, weist auf eine alte griechische Colonisation und auf die mythische Zeit des Perikles, dem Iason nachfolgte. Seit dem 8. Jahrh. vor Chr. Geb. sandten bekanntlich die kleinasiatischen Griechen mehr als eine Colonie an den Pontus Eurinus. Die Hauptcolonie der Milesier war Dioskurias. Aber der alten Iberier erwähnen weder Herodot, noch Ctesias, noch Apollonius Rhodius (unseres Wissens); wenigstens Komprisi, die am Kur (ehemals Korus oder Cyrus) herrschende Rassenstammkönigin, die Feindin des Cyrus, nach den georgischen oder armenischen Annalen für eine Iberische oder georgische Königin (Damar) gehalten werden muß. Auch die Heerzüge Alexanders⁵⁾ trugen wenig zur Kunde dieses Theils des Kaukasus bei. Burch die römischen Kriege in Asien, besonders mit Antiochos, der sich über den Kaukasus zurückzog, und die Verbindung, in der die Iberier und Albaner mit Roms Gegnern standen, besonders der Feldzug des Pompejus in den kaukasischen Ländern im J. 65 vor Chr. Geb. (schon vor ihm hatte jedoch Cerdulo eine Karte dieser Länder nach Rom gesandt), brachten den Namen der Iberier nach Europa; und das wissenschaftliche Ergebnis dieser Kriege kam dem Kappadocier Strabon, hierauf Plinius und Ptolemäus zu statten. Bei Virgil, Horaz und Lucan erscheinen die Iberier als furchtbare, unerföhrliche, harte Krieger u., weniglich nach der Beschreibung des Strabon die ganze Nation mit Ausnahme einer Klasse oder eines Standes religiös, friedlich und ackerbaudend war. Die neue Civilisation Iberiens begann mit dem von Byzanz aus eingeführten Christenthume, wie denn ein altes Kloster, welches in Jerusalem unterhalten und vom Kaiser Justinian im 6. Jahrh. erneuert wurde, das Iberische oder Iwerische hieß (Procop, Buch V. Cap. 9 von den Gebäuden). Aber schon seit dem 5. Jahrh. führten hier die byzantinischen Römer mit den Persern einen für

1) Vgl. überhaupt meinen Commentar zu Strabons Beschreibung des Kaukasus im 11. Buche seiner Geographie (Caucasianum regionum et gentium Strabonianum descriptio etc. [Lipsiae 1804], insbesondere den Anhang de Theorum Origine, p. 65). 2) Nach Constantinus Porphyrogeneta hielten sich auch die Iberier damals gar Zeit für Vorkommen des Noach und der Frau des Noach.

3) f. dessen Gemälde von Georgien 1802 zu Petersburg in russischer Sprache gedruckt, 1804 von Fr. Schmitt zu Wiga und Leipzig deutsch herausgegeben. Derselbe kommt sogar vor, daß die Iberier mehr als einm. Jerusalem den den Saracenen erobert hätten. S. 8.

die Kajier (Kolchier) und Iberier als ihre Bundesgenossen vorüberlichen Krieg (der jedoch die Kunde dieser Gegend sehr erweiterte; wie Procop, Agathias, Priscus, Bonarac und andere byzantinische Schriftsteller zeigen). Die nach den Mongolenkriegen zwischen den Persern und Türken hier geführten Kriege, in deren Folge das alte Kolchis türkisch, Iberien, nimmere Georgien genannt, persisch wurde, verwischten vollends die merkwürdigen Spuren alter Cultur in Iberien, welche Strabon's Beschreibung verräth. Das ganze durch den Kur durchschnittene und bewässerte fruchtbare Land war nämlich zu jener Zeit wohlbevölkert, reich an Dörfern und Städten, geziert mit Wäldern und aus Backsteinen wohlgebauten Häusern; unter diesen zeichnet er Harmozia (bei Plinius Harmastis) am Kur, und Sumara (jetzt Soumar) am Aragon, als Festungen aus. „Das ganze Volk bestand aus vier Kasten oder Geschlechtern (γένε). 1) Die Kaste der Könige, von denen einer, nach Verwandtschaft und Alter gewählt, an der Spitze der Nation stand, der andere die Verwaltung der Justiz und des Heeres führte. 2) Die Kaste der Priester, welche die Künste des Friedens und das Grenz- und Wälderrecht wahrten. 3) Die Kaste der Krieger und Ackerbauer. Denn bei Tumulten oder Ausfällen von Seiten der auf sthythische oder sarmatische Art lebenden Bergbewohner lieferten auch die Landbewohner mehr tausend Krieger; die iberischen Krieger waren gleich den Albanen mit Panzern, Helmen und Schützen versehen. 4) Die Kaste der Leibeigenen und der für die Lebensbedürfnisse sorgenden Handwerker. Sie hatten Gütergemeinschaft in ihren Familien und der Älteste war Verwalter des Eigenthums. Der Cultus und die Lebensart der Nation war der medischen und armenischen ähnlich.“ Weiter erwähnt er nichts über die Religion der Iberier, aber wenn auch jene Kasteneinteilung nicht auf eine Tradition des innern Asiens, auf die Religion Menu's oder Buddha's am Ganges und Indus hinwiese (wie denn auch nach armenischen Nachrichten zur Zeit der Arsaciden eine östliche Einwanderung aus Aschina in die Gegend von Armenien stattfand), so scheint doch die den Albanen gemeinsame Verehrung der Sonne, sowie des Jupiter's und des Mondes an der Grenze Iberiens einen medischen Sonnendienst zu beweisen; welcher nach Moses von Chorene bei der Einführung des Christenthums mit dem Simulacrum Aramazdis hier zerstört wurde“).

Die Localität Iberiens, übereinstimmend mit dem jetzigen Grusien (den Hauptprovinzen Kartli und Kakheti), zeigt sich am deutlichsten aus Strabon's Angabe der vier Hauptpässe (εξοδοί). 1) Der Westpass von Kolchis her drängte sich durch die engen Schluchten von Sarapacher von den Jagern benannte Pforte wurde zur Zeit Jus-

tinian's an einer Stelle so breit gemacht, daß Pferde und Elefanten hindurch passiren konnten (Procop). 2) Der Nordpass, pylae Sarmaticae, Ibericae und Caucasicae bei den Römern, bei den Tataren Dariel, bei den Russen mit Beziehung auf die Hauptstelle und jetzige Festung Vladikavkass (Zwingkaukas) genannt, der jetzige Hauptweg nach Grusien, die alte Grenzschleife alaischer und europäischer Wälder, führte binnen drei Tagen aus dem Lande der nördlichen Nomaden (jetzt der kleinen Kardaner) durch enge Schluchten bis an den Fluß Aragus (sonst auch Aragon bei Strabon genannt)), bis man mit dem Kaufe desselben an eine schwer übersteigliche Mauer kam. Diese muß jedoch nicht mit der weiter südlich beim Fluße Alazon noch in Ruinen sichtbaren Mauer verwechselt werden, welche einer alten Sage nach von Deroband am kaspischen Meere bis zum andern Ende des Isthmus gereicht haben soll. 3) Der Ostpass aus Albanien, ebenfalls durch steile Berge und Felsen gebildet, geht durch eine Schlucht, die ein vom Kaukasus herabstürzender Fluß veruracht. Dieser Fluß ist der Alazon (Alafon), der sich westlich in den Kur erstreckt. Die Provinz, die er durchzog, heißt bei Strabon Gambosene, jetzt Kist. 4) Der südliche armenische Paß, welchen Pompejus und nach ihm Canidius Bassus durchzogen, er folgte der Stromenge des Kur und Aragus, zweier Flüsse, welche vor ihrer Vereinigung durch zwei, 16 Stadien von einander entfernte, Felsen, nämlich Harmozia und Sumara, beherrscht wurden¹⁾. Jetzt bemerkt man hier nur einen Paß an der Rechten des Kur, nämlich bei dem Castell Zegetta (Mzgetta) unweit Tiflis. Diese zum Gebiete des alten Iberiens gehörige jetzige Hauptstadt Grusien's entstand erst im 5. Jahrh. nach Chr. Geb. und Abdulseba nennt sie die Hauptstadt Gurgissians (Georgiens oder Grusien's). Vergl. überhaupt außer Strabon, Plinius, Dionysius Periegetes, und dessen Commentator Eustathius, Appianus, Dio Cassius, Plutarchus in Pompejus Tacitus' Annalen, Ptolemäus insbesondere, und Pomponius Mela. (Die Bestimmung der alten Städte Iberiens nach Ptolemäus und Plinius, welche Wanner a. a. D. versucht hat, ist sehr unsicher.) (Rommel.)

2) Iberia, einteilte mit Hispania (s. d. Art.).

IBERINGAE. Es ist zu verwundern, welchen Umfang des Ptolemäus Kenntnisse von Indien haben. Seine Geographie bietet uns das Ganze der geographischen Kenntnisse des 2. Jahrh. nach Chr. Geb. dar. Von beinahe 270 Orien (Strabon hatte nur fünf Städte genannt) hat er die Länge festzusetzen gesucht. Es ist daher nicht

5) Keigens Arxaban, wie Meineggs, Ritter, und vor ihm Wanner in der Geographie der Griechen und Römer, 1830. S. 14. S. 463, angibt. 6) Da man bei dieser Strabon'schen Beschreibung, wie Wanner glaubt, nicht wol an den jetzigen Fluß Araxi denken kann (der sonst mit dem Strabon'schen übereinstimmt), weil dieser, aus dem Kaukasus gegen Süden in den Kur fallend, nicht wol den Abgang von Armenien her dessen kennt, so nimmt derselbe an, daß der südliche Aragus des Strabon ein anderer, sechs Meilen südlich von Tiflis in den Kur stichender, Strom sei. In dessen muß man nicht verfallen, daß die nordarmenische Grenze von Aleris sehr weit nördlich liegt.

4) Vgl. Ritter's Erdkunde, Bd. II. S. 891, 966 u. Wenn Ritter (a. a. D. S. 810) bemerkt, daß die iberische Hauptstadt Harmozia wol ein dem Ermdad geweiht Ort war, so sieht diesem die Ableitung und Namensähnlichkeit von Doreumidae (römische Festung) entgegen, wie denn Meineggs (II, 87) diesen Namen vorgeschlagen haben will. Derselbe hält auch für Bauart wegen Zegetta (Mzgetta) für eine alte römische oder griechisch-römische Festung.

X. Geogr. v. B. u. K. Zweite Section, XV.

nicht auffallend, wenn wir im Ptolemäischen Indien Völkernamen finden, die wir selbst heute nicht besser zu bestimmen wissen. Zu den nur aus Ptolemäus bekannten Völkernamen gehören die Iberingae, welche jener Geograph in die India extra Gangem setzt. Auf der Ramanischen Karte Indiens ex mente Ptolemaei folgen in südlicher Richtung von den Emobusgebirgen die Aminachae, die Indapratthae, die Iberingae mit der Stadt Cogoba. (S. Ch. Schirlett.)

IBERIS nannte Linné (Gen. n. 804) eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 15. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Siliculosae der natürlichen Familie der Cruciferae (Cruciferae Pleurorhizae Thlaspidaceae Candolle). Ghar. Der Kelch offenstehend, an der Basis gleich (ohne Höcker), mit vier fünfzähligen Blättchen; die vier Corollenblättchen ungleich, die beiden äußeren größer; das Schötchen sehr zusammengebrückt, an der Spitze abgestutzt-ausgerandet, zweifachspitz, zweifächerig, zweilamig, mit herabhängenden Samen; das Hützlchen an den Samenlappen anliegend. Die 26 Arten dieser Gattung, welche Candolle (Syst. II, 398. Prodr. I. p. 178) aufzählt, sind fast alle im südlichen Europa einheimisch, als ein- und zweijährige, selten verewigende Kräuter, oder niedere Sträucher und Staudengewächse mit abwechselnden, einfachen oder halbgefiederten Blättern, einfachen Trauben oder Doldeutrauben, und weißen, zu weilen wohlriechenden, oder lilafarbenen Blumen. Außer Europa finden sich nur zwei Arten in der Krim: *Ib. taurica* Cand. (l. c., *Ib. ciliata Willdenow* sp. pl.) und *Ib. vermiculata Willd.* (*Ib. saxatilis var. Cand.*), eine in Kleinasien: *Ib. cappadocica Willd.*, die in Sicilien einheimische *Ib. sempervirens L.*, welche auch in Persien, und eine zweifelhafte, *Ib. linearifolia Cand.* (l. c., *Lepia linearifolia Desvoux*, Journ. de Bot. III. p. 166 et 181) in Neuholland. Ueber einen großen Theil von Europa verbreitet, auch im mittlern Asien, auf Caasiefern wächst: 1) *Ib. amara L.* (Sp. pl., Engl. bot. t. 52, *Ib. linearifolia Schkuhr*, Handb. Taf. 179), ein spannenhohes, einjähriges Pflänzchen, mit lanzettförmigen, zugespitzten, schwach gezähnten Blättern, traubenförmigen weißen Blüten und kirschenförmigen Schötchen, mit einem schmalen Ausschnitt an der Spitze. Das Kraut enthält einen bitteren Stoff, wie Cardamine *amara L.* Außerdem finden sich noch zwei Arten im mittlern Europa, welche aber vielleicht nur als Abarten von *Ib. amara* gelten dürfen. 2) *Ib. intermedia Gussone* (Ballet. de la Soc. philom. n. 82. t. 21) unterscheidet sich von *Ib. amara* durch zweijährige Dauer, kumpferne Blätter und eiförmige, an der Spitze abgestutzte, oder mit einem breiten Einschnitte versehene Schötchen, und wächst auf Kalkstein zwischen Rouen und Duclair. 3) *Ib. bicolor Reichenbach* (Flor. excurs. II. p. 659), am Ebnwalle gegen Würzburg hin, unterscheidet sich von *Ib. amara* nur durch kumpferne Blätter und abgestutzte, kaum ausgerandete Schötchen. Von den übrigen Arten werden mehrere als Zierpflanzen in Gärten gezogen, am häufigsten 4) *Ib. umbellata L.* (Sp. pl., Gärtner. De fruct. t. 141, Schkuhr a. a. D., Bot. mag. t. 106),

ein glattes, fußhohes Sommergewächs, mit oberhalb des Stengels, lanzettförmigen, lang zugespitzten, unterhalb gefägten, oberhalb ganzrandigen Blättern, doldeutraubigen Blüten und lilafarbenen, seltener weißen Blumen. Ist in Griechenland, Italien und Spanien einheimisch, und an manchen andern Orten verewigt, z. B. auf den holländischen Strandböden. Die brennend-scharfen, ovalen, flachen, gegen Samen dieser Art waren früher unter dem Namen Bauernsenf, *Semina Thlaspeos cretici* officinell. Die in Deutschland häufig vorkommende *Ib. nudicaulis L.* bildet eine eigene Gattung: *Teesdalia R. Brown* (f. d. Art.). Die heisse Iberis der Alten (*Iberis Diacorides*, Mat. med. II, 205. *Iberis Plin.* H. N. 25, 49) gehört zwar nicht zu der eben abgehandelten, aber doch zu einer nahe verwandten Gattung; sie heißt jetzt *Lepidium Iberis L.*, und wird in einigen Pharmacopöden noch unter dem alten Namen *Herba Iberidis* aufgeführt. (A. Sprengel.)

IBERSHEIM, evangel. Filialdorf, das zum Strohherzogthume Hessen und zum Canton Dißhofen gehört und nahe am Rhein liegt. Es hat 36 Häuser und 332 Einwohner, darunter 211 Protestanten, 108 Evangel., und 33 Katholiken. Der Ort hat außer einer Protestantenkirche mit der Schule, 22 Brantweinbrennereien. Um weit des Dorfes hatten die Römer ein Castrum stationum, und es wurden hier schon Sertopage, Geräte, Penaten, eine Ara mit Jupiter's und Juno's Bild, Opfermesser und Münzen ausgegraben. Die Straßen von Leiningen trugen den Ort ursprünglich vom wormaler Domcapitel zu Lehen, und Friedrich von Leiningen verkaufte im J. 1285 die Weigelt und den Gerichtswang dem deutschen Hause zu Godels auf Wiederkauf. In den Jahren 1468 und 1519 kam das Ganze an Kurpfalz. (Wagner.)

IBERUS. 1) Bei der Darstellung des asiatischen Biers zwischen dem kaspischen Meere und dem Pontus Eurinus nennt der einzige Plinius (VI, 10) den Iberus, einen Fluß, welcher sich in den Cyrus, jetzt Kur, ergießt. Mannert ist in seinem Norden Europa's S. 403 der Meinung, daß der von Strabon (XI. p. 500 edit. Casaub.) genannte Arxos oder Arxaban ein Nebenfluß des Cyrus, kein anderer, als der Iberus des Plinius sei. (S. Ch. Schirlett.)

2) Fluß in Hispania Tarracon., f. unt. d. Art. Hispania.

Iberus (Zool.), f. Helix.

IBERVILLE. 1) ein Kirchspiel im nordamerikanischen Freistaate Louisiana, wird begrenzt von den Kirchspielen Baton Rouge, St. Helena, Acerson, Attacapas und Westbaton Rouge, besteht aus ungeschmimmtem Lande des Mississippi, der es durchströmt, und erzeugt Baumwolle, Reis und Zuckerrohr. Die Bevölkerung beträgt ungefähr 5000, worunter sich gegen 2300 Sklaven befinden. Der Hauptort heißt Galveston am Fluße, oder vielmehr einem Arme des Mississippi, Namens Ibeville, und zwar, wo derselbe zum Fluße Armitte fließt. Dieser Ort hat nur einige hundert Einwohner.

2) Fluß, oder vielmehr einer der vielen Arme des Mississippi, die die umliegenden Gegenden bewässern, geht

der deutsche Meilen unter Baton Rouge von dem Hauptstrom ab, durchfließt vorgenanntes Kirchspiel und fällt in den See Naurapas. Den größten Theil des Jahres ist dieser Arm fast ganz ausgetrocknet, und kaum drei Monate lang schiffbar, und dann nur für Fahrzeuge, die unter dem Fuß im Wasser gehen.

(J. C. Schmidt.)
IBETIBI-BOBOCA ist nach Surian's Angabe der koraisische Name einer Pflanze, welche Rinde Epidendrum ciliare genannt hat.

(A. Sprengel.)

Ibema, f. Ibia.

Ibex, f. Capra Ibex.

IBI, Villa im Gobierno de Xirona der spanischen Provinz Valencia, mit 3200 Einw., die sich zum Theil mit Wollenspinnerei beschäftigen und beträchtlichen Schneebandel treiben.

(R.)

Ibiara Daud., f. Caecilia tentaculata Linn.

IBI-ARIBA heißt nach Martgraf in Brasilien ein Baum, welchen Jussieu unter dem gleichfalls brasilischen Namen Andira (And. racemosa Lamarck. S. d. Art. Andira u. Geoffraia) bestimmt hat.

(A. Sprengel.)

Ibich, f. Simonswald.

Ibiter (nicht Ibycter) (Zool.), f. Polyborus.

IBI-PITANGA ist nach Martgraf und Piso der brasilische Name eines Baumes, welchen Kinnl unter der synonymen Bezeichnung Plinia rubra und Eugenia uniflora in das System aufgenommen hat.

(A. Sprengel.)

IBIRA oder Embira heißt nach Martgraf in Brasilien ein Strauch, welchen Kinnl Xylopia muricata genannt hat.

(A. Sprengel.)

IBIRABA. Unter diesem brasilischen Namen thut Martgraf eines Baumes Erwähnung, welcher vielleicht zu der Gattung Lecythis gehört.

(A. Sprengel.)

IBIRACEN. Ein brasilisches Wort, welches Süßigkeit bedeuten soll, und nach Piso einer nicht genau zu ermittelnden Art Süßholz bezeichnet wird.

(A. Sprengel.)

IBIRA-OBÍ ist nach Martgraf der brasilische Name einer Art Eisenholz (Pao-ferro der Portugiesen), deren Stelle im System bis jetzt unbekannt ist.

(A. Sprengel.)

IBIRA-PITANGA heißt nach Martgraf bei den Eingeborenen Brasiliens der Brasilienholzbaum (Pao-Brazil der Portugiesen, Caesalpinia brasiliensis Linn. und C. echinata Lamarck).

(A. Sprengel.)

IBIRA-REMA. Unter diesem brasilischen Namen erwähnt Piso ohne weitere Beschreibung einen Baum, welcher stark nach Knoblauch riechen und dessen gekostene Rinde in Umschlagen gegen schleichende Fieber der Kinder dienlich sein soll.

(A. Sprengel.)

IBIS oder Hibis, eine Stadt oder ein Castell in Septemomis, wo eine römische Befestigung lag.

(R.)

IBIS (Aves). 1) Von Lacépède aufgestellte Gattung der Sumppfögel mit folgenden Kennzeichen. Der Schnabel ist dreimal länger als der Kopf, dünn, gebogen, an der Basis erweitert, an der runden, stumpfen Spitze platt. Der Oberflügel ist der ganzen Länge nach gestrichelt, die Flügeldecken haben an dessen Wurzel, sind länglich schmal, mit einer Haut umgeben, welche die

Furche bedeckt. Gesicht und oft ein Theil des Kopfes und des Halses nackt, die Füße ziemlich schwach, über den Knien nackt, vierzählig, die drei vordern Beine bis an das erste Glied mit einer Haut verbunden, die Hinterbeine lang, auf der Erde ausstreichend, die Flügel von mittler Größe, die zweite, dritte und vierte Schwungfeder die längsten, der Schwanz mit 12 Steuerfedern. Diese Vögel leben gesellschaftlich und in Monogamie, und bewohnen die heißen Erdstriche beider Continente.

1) I. Falcinellus (Courty d'Italie Buff. Planch. enl. n. 819. Tantalus Falcinellus Gmel. Latham cum var. β . Raumann, Vögel. Nachtr. Taf. 28. Ibis Falcinellus, Auctor. recentior. Das erwachsene Männchen. Tringa autumnalis Hasselquist, Reise. S. 306. Nomenius viridis Brisson. Ornith. V. p. 326. t. 27. f. 2. [Descript. opt.] Tantalus igneus et Tantalus viridis Auctor. Descript. de l'Egypte. pl. 7. [fig. sinistra opt.] Der zweijährige Vogel.) Beim erwachsenen Männchen sind die Flügel und die Gegend um die Augen ganz nackt, grün, mit grauen Kinnbarn, die Wangen, die Stirn und der ganze Oberkopf sind mit spitzen, purpurfarbenen, metallisch glänzenden Federn besetzt, die Dberengegend, Kinn, Kehle, der ganze Hals, alle untern Körpertheile, die obern Flügeldeckfedern, der Oberflügel und die vordern Schulterfedern sind zimmetfarblichbraun, etwas ins Purpurfarbene schließend, die hintern Schulterfedern, Rücken, Steiß, die obern Schwanzdeckfedern, der After und die dem Rücken zunächst liegenden Schwungfedern sind erzgrün, schwarz, purpurfarben, metallisch glänzend, die Schwungfedern übrigens alle glänzend erzgrün. Der Schnabel ist schwarzgrün, mit bräunlicher Spitze, die Iris braun, die Füße schwarzgrün. Die ganze Länge ist 1 $\frac{1}{2}$ —2 Fuß. Das Weibchen ist dem Männchen ähnlich, doch aber etwas kleiner. Der zweijährige Vogel ist dem Erwachsenen sehr ähnlich, Kopf und Oberhalb aber schwarzbraun, mit feinen weißen Längsstichen, Unterhals, Brust, Bauch und Schenken schwarzgrün, je nach dem Alter mehr oder weniger ins Kastanienbraune übergehend, auch der Oberflügel und die Oberschultern sind mehr oder weniger gefärbt lebhaft kastanienbraun. Der junge Vogel hat die weißen Striche am Kopfe breiter und zahlreicher, und ist unten mehr schwarzgrau. Dieser Vogel lebt als Zugvogel in Europa, besonders häufig in Polen, Ungarn, der Türkei, in Österreich, Baiern, der Schweiz, in mehreren Gegenden des übrigen Deutschlands und in Italien; er findet sich selten in Island und England, und geht bis nach Island hinauf. Häufig ist er in der uralischen Wüste, um das kaspiische Meer, in Sibirien und den nahe liegenden Ländern, in Ägypten, auf den Inseln Gelbes und Java. Er hält sich an den Ufern der Flüsse auf, und lebt von Insekten, Würmern und kleinen Wasserpflanzen. Bei den alten Ägyptern war dieser Vogel ebenso wie der falkenartige gehalten, und man findet von ihm ebenfalls Mumien.

2) I. religiosa (Nomenius Ibis Cuvier, Annal. du Mus. d'hist. nat. T. IV. p. 116. t. 53. [tab. 52. et tab. 54.] Ibis religiosa Savigny, Hist. nat. et my-
2.

tholog. de l'Ibis [1805]. t. 4. *Vieillot*, Nouv. Dictionnaire d'Hist. nat. XVI. p. 9. Der erwähnte Vogel. Abou-Hannes *Bruce*, Voy. V. p. 203. *Tantaleus aethiopicus Latham* [Descript. non satis accurat.], Descript. de l'Egypte. t. 7. [fig. dextr. opt.] Der junge Vogel. Der Hals und der ganze Kopf bis über die Mitte sind nackt und schwarz, der Schwanz und das ganze übrige Gefieder sind weiß, mit Ausnahme der schwarzgrauen glänzenden Spitzen der Schwanzfedern; die Schwanzfedern der zweiten Ordnung sind bis an die Spitze schwarz, violett, grün, glänzend, und ihre Fäbren so verlängert und zerschliffen, daß sie den ganzen Steiß und den Schwanz zum Theil bedecken. Die Schenkel gegen und die vordern größern Flügeldeckfedern gehen ins Röstliche über. Schnabel und Füße sind schwarz, die Iris hellbraun, die Länge 22—23 Zoll. Dies ist die Farbe des erwachsenen Männchens und Weibchens. Der jüngere Vogel ist an den Wangen und am Halse sparsam mit weißen, flaumigen Federn besetzt, Kopf und Hinterhals sind braun, mit dunklern Strichen, der ganze Unterleib, Flügel und Schwanz weiß, mit Ausnahme der Spitzen der ersten Schwanzfedern, welche rostbraun sind, die Flügel und die Seiten der Stirn sind nackt und schwarz. Dieser Vogel wohnt häufig als Zugvogel im untern Aegypten, Nubien, Aethiopien und Senegambien einmeln oder in kleinen Herden von 8—10 Stück, welche sich ebenfalls gesellig zusammenhalten, an frisch überschwemmten Orten, wo er sich von kleinen Schnecken nährt. Er kommt zur Zeit der Nilüberschwemmung nach Aegypten und verläßt es wieder, wenn diese vorbei ist, wo er dann in der Mitte des Junius nach Aethiopien zieht. Wenn die Nilgewässer hoch steigen, so zieht er sich nach höhern Gegenden, und hält sich dann um die Reisfelder auf. Es gibt wol wenig Personen, welche diesen Vogel nicht kennen, oder wenigstens nicht von ihm hätten sprechen hören. Durch die Verehrung, deren er sich im alten Aegypten erfreute, hat er eine Art von Berühmtheit erlangt. Sie wird durch die Geschichte des ägyptischen Volks selbst nicht nur bestätigt, sondern auch durch erhaltene Denkmäler und durch Ibiänumien, ohne welche über diesen Vogel der Alten vielleicht noch Ungewißheit herrschte. Bei dem Einbalsamiren des Ibis verfuhr man folgendermaßen: Zuerst wurden die Eingeweide herausgenommen, dann brachte man die Flügel in ihre natürliche Lage, und legte den Kopf vergerollt an die linke Seite herab, daß der Schnabel etwa um einen Zoll unter dem Schwanz vorragte, dann bog man die Beine im Knie nach der Brust herauf. Der ganze Vogel ward nun in Erdharz getaucht und dann mit Binden dicht umwickelt, über welche man wieder andere in verschiedenen künstlichen Richtungen kreuzte. Das Ganze brachte man in ein legethörniges Gefäß, das man mit einem Deckel sorgfältig schloß, den man übrigens auch verklebte. Die Mumie ward nach solcher Einbalsamirung in den Vogelgewölben in der Ebene von Sacara oder in den Katalomben beigesetzt, aus denen man in den neuern Zeiten, besonders aus denen von Memphis und Theben, mehr solcher Mumien hervorgeholt hat, so daß sie jetzt wol in keinem Museum

fehlen. Nur in Folge der angeblichen Dienste, welche der Ibis Aegypten leistete, verehrte ihn dieses seinerseits wieder als eine glückbringende Gottheit. Er zerstörte, sagte man, die giftigen und giftigen Schlangen, welche zu Anfange des Frühjahrs Arabien verließen, um nach Aegypten zu wandern. Der Ibis ginge ihnen entgegen in einem Engpasse, durch welchen sie ihren Weg nehmen mußten, wo er sie angriff und alle zerstörte. Was am meisten dazu beigetragen hat, diese Fabel zu verbreiten, ist eine Stelle im Herodot, in welcher er vorgibt, diesen Engpaß gesehen zu haben, wo, sagt er, hier und da die Knochen und Wirbelsäulen dieser giftigen Schlangen aufgeschäuft waren. Nach ihm haben Cicerio, Pomponius Meia, Solin, Alian, Ammian und andere diese Geschichte wieder erzählt, mehr oder weniger mit dem ersten Schriftsteller übereinstimmend. Möglich, daß es diese allgemein verbreitete und ohne Prüfung selbst bis auf unsere Zeit angenommene Meinung war, welche Veranlassung zu so manchen irrigen Erzählungen über diesen Vogel gegeben hat. Man wollte ihn immer mit den Eigenschaften begabt sehen, welche ihm die Alten beigelegt hatten, nämlich Schlangen zu tödten und zu fressen, und so verwechselte man ihn bald mit den Schlangen, bald mit einigen Reiharten, ja sogar mit einem Oieer. Savignin, im Gegensatz von jenen alten Schriftstellern, die wir eben nannten und selbst einiger neuern, meint dagegen, daß die Aegypter vielmehr diesen Vogel bewegen verehrt hätten, weil seine Erscheinung in Aegypten das Austreten des Nils angekündigt habe, und nicht aus dem Grunde, daß er das Land von giftigen Schlangen befreite.

Was übrigens der Grund zur Ibiäverehrung auch immer gewesen sein mag, so bleibt doch das wahr, daß man ihn als eine Gottheit betrachtete; man erzog ihn in den Tempeln, ließ ihn ungestört in den Städten herumgehen, ja man bestrafte sogar denjenigen mit dem Tode, der, wenn auch durch Zufall, einen dieser Vögel getödtet hatte. Er war der Gegenstand zahlreicher Allegorien, man mengte ihn mit in die Propheten der Isis und des Osiris, manchmal stellte man die Isis dar in menschlicher Gestalt, aber mit einem Ibisokopf. Der Geist eines von Natur abergläubischen Volkes schafft gleich Fabeln. Sie nahmen dann den Ibis als den Gott Tod oder Mörkter an, der unter dieser Gestalt im Lande ertönte, um die Menschen über Künste und Wissenschaften und die Natur ihrer Götter zu belehren. Man legte ihm eine jungfräuliche Keimheit bei, und glaubte, daß er sich durch den Schnabel befruchte. Auch schrieb man ihm eine unersättliche Liebe zum ägyptischen Lande zu, dessen Wahrzeichen er gleichsam war, eine Liebe, die so groß sein sollte, daß er in jedem andern Lande eines freiwilligen Hungertodes stirbe. Selbst den Federn dieses Vogels legte man eine solche Kraft bei, daß damit derberet Kranke nicht bloß in große Burcht geriethen, sondern sogar manchmal davon starben. Die Priester, welche sich, wie noch heutzutage in manchen Ländern, eifrig bestrachten, das Volk in Dummheit und Aberglauben zu erhalten, sorgten dafür, daß solche Märchen sich immer mehr verbreiteten, und behaupteten auch noch, daß auch nach dem

Wade des Bogels dessen Fleisch sich unverdorben erhalte. Wir schließen endlich diese Rede von Fabeln, welche wir nicht einmal vollständig mittheilen können, noch mit dem Wunder, welches Plerus erzählt, daß nämlich der Basilisk aus einem Ibis entstehen, in welchem sich alles Gift der Schlangen concentrirt habe, die der Vogel verzehre. Es scheint, als wenn die neuern Ägypter die Verehrung ihrer Vorfahren nicht gerät haben; denn sie machen auf mancherlei Weise Jagd auf den Ibis, und essen sogar sein Fleisch, ungeachtet Moses dasselbe unter die unreinen Speisen setzte.

Ob man gleich viel über den Ibis der Alten geschrieben hat, und sogar mehr altere Schriftsteller, besonders Herodot, Alan und Plutarch, ziemlich genaue Beschreibungen hinterlassen, so ist er doch späterhin, wie wir schon erwähnt, vielfach verkannt worden. Verkauft und mit ihm Ibis und Buffon haben ihn mit dem Tantalus Ibis Linné's verwechselt. Nach Blumenbach war dieser und die vorige Art ebenfalls von den Ägyptern verehrt. Cuvier selbst gesteht, daß er so lange über diesen Vogel in Zweifel war, als er nicht Bismunium unterstelt hatte. Vor Bruce waren wenige einsig über diesen Vogel. Dieser englische Reisende lehrte ihn zuerst genauer kennen, und beschrieb ihn unter dem Namen Abuh-Hannes, den er in Niederäthiopien führt, und welcher Vater Johannes bedeutet, weil er gegen das Johannisfest in größerer Anzahl erscheint, zu einer Zeit, wo in Habessinien die Regenzeit beginnt. Cuvier konnte durch seine Untersuchung dasjenige bestätigen, was Bruce angegeben hatte.

Ägypten scheint übrigens nicht mehr das Land zu sein, welches der Ibis vorzugsweise bewohnt. Man findet ihn daselbst nur in kleiner Anzahl, während einer gewissen Jahreszeit, und er kommt selbst nicht einmal nach Kairo. Sein Verschwinden aus einer Gegend, in welcher er nach Herodot so häufig war, daß man bei jedem Schritt einem begegnete, mag entweder von der Veränderung, welche die Natur des Landes erlitten hat, da es jetzt zu unfruchtbar und trocken ist, um ihm hinlängliche Nahrung zu gewähren, herrühren, oder vielmehr ist es auch die Jagd, die beständigen Verfolgungen, die ihn verschont haben. Nach den Angaben, welche indessen die Bewohner jener Gegenden an Savigny machten, erscheint er allerdings noch dort, doch nur zur Zeit der Nilberichwemmung, und zieht wieder hinweg, wenn diese vorüber ist. Dieser Zugzug, welcher gegen die Mitte des Monats Junius stattfindet, scheint mit seiner Erscheinung in Äthiopien zusammenzutreffen, wo Bruce ihn kurz nach dieser angegebenen Zeit ankommen sah. Während eines Theils des Jahres befindet er sich in Niederägypten, wo er den Namen Abu-mengu trägt, welches so viel als Eisbaier bedeutet.

Wenn eine Gesellschaft Ibis sich auf frisch vom Wasser verlassene Ländereien niederläßt, so sieht man diese Vögel ganze Stunden lang auf einer Stelle unaufhörlich den Schlamme mit ihrem Schnabel durchwühlen, wobei sie sich dicht an einander halten. Man sieht sie nie wie andere Wasservögel laufen oder Sprünge machen, sondern

sie gehen Schritt für Schritt. Alan sagt, daß der Gang des Ibis sich nur mit dem einer gestrigen Jungfrau vergleichen lasse, so langsam und gehalten sei derselbe. Die Nahrung des Ibis sind einschalige Weichtiere (Schnecken). Er soll vier weißliche Eier legen und 28 Tage brüten.

3) I. Macei (Numenius de Macei Cuvier, Annal. du Mus. d'hist. nat. IV. p. 125). Der vorigen Art sehr ähnlich, weicht aber in Folgendem ab. Der Schnabel ist länger, weniger gebogen, nur die andere Schwungfeder ist an der Spitze schwarz. Die Schwungfedern der zweiten Ordnung sind fast schwarz angeseigt und nur wenig zerfächelt. Vaterland: Bengalen.

4) I. rubra (Courly rouge du Brasil Buffon, Pl. enl. n. 81. [fig. mala.] Tantalus ruber Auctor, Wils. Amer. Ornithol. VIII. t. 66. f. 2. [fig. bona.] Der vierjährige, erwachsene Vogel. Buff. Pl. enl. n. 80. [fig. medior.] Der Vogel im zweiten Jahre, das Farbenkleid wechselnd. Catesby, Carol. I. t. 83. Tantalus fuscus Auctor. Der junge Vogel. Lesson, Ibis Edue. Glean. t. 350. [fig. satis bona.] Tantalus minutus Auctor. Ibis Leucopygus Spix, Av. Brasil. t. 88. [fig. bona.] Der junge Vogel von 7—8 Wochen. An dem erwachsenen, vierjährigen Vogel ist die Augengegend, die Wangen zum Theil, der vordere Stirntheil, welche Theile alle nackt sind, sowie die Füße fleischlich, der übrige Theil des Kopfes und das ganze übrige Gefieder ist durchaus zimmerfarben blutroth, nur sind die Schäfte aller Schwungfedern weiß, die Spitzen der vier äußeren Schwungfedern schwarz, stark violett und stahlglänzend. Der dreijährige Vogel ist durchaus rosenfarben auf dem Rücken, mit einigen zimmerrothen Federn, die gedachten Flügelspitzen sind weniger glänzend, der Schnabel bläulich. Der junge Vogel, in das Farbenkleid des zweijährigen übergehend, hat einen gelblichen, rosenfarb überlaufenen Schnabel, der gefiederte Theil des Kopfes und der ganze Hals ist am Grunde bräunlichgrau, der ganze Körper unten auf weißem Grunde rosenfarbig überwaschen, Flügel und Schwanz sind wie bei dem zweijährigen Vogel. Der Rücken ist meist schwarzbraun gefleckt. Am einjährigen Vogel ist der beschiedene Kopf und der Hals braungrau, heller gerandet, Ober- und Unterschenkelstiefeln, obere Flügeldeckfedern sind braungrau, ebenso Schwung- und Steuerfedern, doch schmutziggrau schillernd, Strich- und Flügeldeckfedern, Schwanzfedern und der ganze Körper bräunlich, unten überwaschen, am Strich rein weiß. Die Füße sind überhaupt bläulichroth, der Augentheil weißlich grau, die ganze Länge ist 21—24 Zoll. Lebt überhaupt im südlichen Amerika, und wandert im Julius und August in die gemäßigten Gegenden des nördlichen, er hält sich gesellig an den Küsten der See, der Flüsse und Sümpfe, und sucht bei der Ebbe nach kleinen Schnecken und andern Wasserthieren; zur Nachtzeit fegt er sich haufenweise auf nahe Bäume. Er macht an der Erde aus trocknen Blättern ein Nest und legt grauliche Eier.

Nach dieser Art läßt Magier Ibis alba (Courly blanc d'Amérique Buff. Pl. enl. n. 915. Tantalus albus Gmel. Lath. Ibis alba. Vieill. Wils. Americ.

Ornith. VIII. p. 63. t. 66. f. 3. *Tantalus loco Gmel.* *Tantalus alb. rar. β. Lath. Ibis Coco Vieill.*) Dann folgen:

Ibis nudifrons (Le Carucau rosé Azar, Voy. n. 365. *Ibis infuscata* Lichtenf., Berl. Doubletten-vergleich. S. 78. *Ibis nudifrons Spix, Aves Brasil.* t. 85.)

Ibis denticostis (Courlis verd de Caj. Buff. Pl. enl. p. 280. *Tantalus cajennensis Gmel. Lath. Ibis sylvatica Vieill.*).

Ibis Guarana (Numenius americanus fuscus Bris. V. p. 330. *Numenius Guarana Lath. Vieill. Scolopax Guarana Linn. Gmel. Carucau à cou varié Azar, Voy. n. 364. Numenius Chibi Vieill. N. D. VIII. p. 303. Id. encycl. méth. p. 1155. n. 7. Ibis Guarana Lichtenf., Berl. Doublettenvergl. S. 75.)*

Ibis chalcoptera (Ibis chalcopneura Vieill. N. D. XVI. p. 9.)

Ibis papillata (Ibis maculoneura Temm. Pl. col. t. 304.)

Ibis calva (Ibis Bris. V. p. 347. Courty à tête nue du Cap de b. esp. Buff. Pl. enl. p. 567. *Tantalus calvus Gmel. Lath. Ibis calva Vieill. Tantalus niger, Auctor.*) Der Obertheil zum Theil, und der Kopf an den Seiten nackt, die Stirn und der Oberkopf schüßelähnlich, mit einer am Hinterkopfe etwas erhabenen, zinnoberrothen Haut bedeckt, der Schnabel roth, der übrige Hals, der ganze Kumpf, Flügel und Schwanz aus dem Schwarzen ins Ergrüne, die obere Flügeldecke ferner etwas ins Purpurfarbene schillernd. Das Weibchen ist dem Männchen ähnlich, das Schild aber niedriger. Die Iris ist braun, die Füße röthlich, die ganze Länge beträgt 26—28 Zoll. Lebt in Afrika am Cap der guten Hoffnung. Bagler läßt nachstehende Arten folgen:

Ibis fuscata (Courty brun de Laçon Sonner. Voy. p. 85. t. 47. *Tantalus manillensis, Auctor. Ibis fuscata Vieill. Encycl. méth. Livr. 93.*)

Ibis cristata (Courty huppé de Madagascar Buff. Pl. enl. n. 841. *Tantalus cristatus, Auctor.*)

Ibis plumbea (Carucau de couleur de plomb Azar, Voy. n. 636. *Ibis coerulescens Vieill. N. D. XVI. p. 18. Ibis plumbea Temm. Pl. col. t. 235.*)

Ibis Onycereus (Ibis Onycereus Spix, Av. Brasil. t. 87.)

5) *Ibis Hagedasch.* Gesicht und Oberkiefer des Schnabels schwarz, Unterkiefer roth, mit schwarzer Spitze, der übrige Theil des Kopfes, der Hals und der ganze Kopf grau, der Rücken etwas in das Grünliche schillernd, die obere Flügeldecke ergrau, die Schwungfedern der ersten Ordnung und die Steuerfedern schwarz, stark erglänzend.

(*Tantalus Hagedasch Sparrmann. Lath. Gmel. Tantalus caferensis Lichtenf. Catal. Hamb. Besch. in Lath. Übers. S. 432. Reyer, Zool. Annal. I. S. 154.*) Ganze Länge 2 Fuß 6—7½ Zoll, die Füße schwärzlich, stark. Lebt am Cap der guten Hoffnung freidenkweise, nähert sich den Burgen, besonders den Zwiebeln, bringt die Nächte auf den Bäumen zu und ist sehr

furchtsam, heist bei den Colonisten Hagedasch und Hagede, bei den Hottentotten zTa z'Rai-z'Re'ne. Bagler führt noch auf:

6) *Ibis Melanopis* (Le Mandurria ou Carucau Azar, Voy. n. 362. *Coricana Markgr. Ibis Melanopis Forst. Icon. inedit. t. 117. Vieill. Tantalus Melanopis Gmel. Lath. Synop. V. t. 79. (Copia tabulae Forsterianae cum descriptione accuratissima.)* Courty à col blanc de Caj. Buff. Pl. enl. n. 976. *Tantalus albicollis Auctor. Tantalus Loculator var. β. Lath.*

2) *Ibis Lesson* (Aves). Eine Familie der Stelzenläufer, mit folgenden Kennzeichen: Der Schnabel ist meist sehr lang, vierseitig, an der Wurzel stark, im Bogenbühnig zur Länge schwach, bogenförmig, Oberkiefer etwas länger als der untere, an jeder Seite desselben, von der Wurzel bis zur Spitze, eine tiefe Furche; Nasenlöcher klein; Flügel spitzig, fast so lang als der Schwanz, dieser gerundet oder gerade, kurz; Hälfte der Schenkelbeine nackt; die drei Vorderzehen an der Wurzel schwach durch Haut verbunden, Hinterzehe fehlt, oder ist kurz und hochstehend, oder auch ziemlich lang und in gleicher Höhe mit den übrigen. Hierher nur die Gattungen *Aerolia Vieillot* (*Falcinellus Cuvier*), *Numenius Auctorum*, *Ibis eor.*

IBITOS (Hibitos oder Xibitos), Indianer von der Gualalaga im östlichen Peru, welches jetzt nur noch in zwei Dörfern der sogenannten Mission alta, d. h. des Gualalagathales oberhalb des Pongo, anzutreffen ist. Wahrscheinlich sind die Ibitos ebenso wenig die ursprünglichen Bewohner dieser Gegend, als die Cholonen, Gurimaguas u. and., die entweder von den Missionairen aus den östlichen Urwäldern herbeigeführt, oder in vorgerichteten Zeiten, durch siegreiche Heinde gezwungen, die Ufer des Ulapale und Marañon verließen, und endlich am Fuße der Anden sich von Neuem anbaute. Sie kommen erst gegen Ende des 17. Jahrh. in den Missionsberichten der Franziskaner vor, und scheinen zu keiner Zeit besonders zahlreich oder durch fruchtgeleitete Unternehmungen den Weissen fürchtbar gewesen zu sein. Was von ihnen noch übrig ist, bewohnt die Mission Sion und Valle am Gualalaga und ein Dörfchen (Bellavista) auf dem nahen Abhange der Anden. Die Gesamtzahl mag sich auf 600 Seelen belaufen. Bilde Reste des Volkes sind nicht bekannt. Die Ibitos, obgleich so wenig zahlreich, sprechen dennoch eine von allen Dialekten von Maynas verschiedene Sprache, und zeichnen durch strenge Behauptung ihrer Nationalität und daher abgelenkten Jagd gegen ihre Nachbarn sich aus. Körperlich sind sie wohlgebildet, indessen nur von mittler Statur, gewöhnlich gegen 60 englische Zoll hoch. Die Weiber sind hässlich, und altern ungemein frühzeitig. Der natürliche Charakter der Indianer hat sich ungeachtet des langen Umganges mit den Weissen wohl erhalten, und kann dem gestitzten Europäer niemals gefallen, oder ihn an die Unbesonnenheit des Kindesalters erinnern, die man gemeinlich am Naturmenschen voraussetzt. Die Gewohnung an europäischen Waaren, Furcht vor den uncivilisirten Stämmen ihrer eige-

nen Race, und der Zwang der weltlichen Regierung, hindern allein den Ibito, in die Wälder zurückzukehren, denen er entfremdet ist seit einem Jahrhundert. Eigentliche Liebe zur Civilisation besitzen sie nicht, und deshalb lernen sie die Quichuasprache, die einmal in Peru überall eingeführt ist, nur weil sie das Geheiß der Missionen zwingt. Dem Arzute sind sie im hohen Maße ergeben, scheuen jede anhaltende Arbeit, und sinken überhaupt wie alle Indianer voller von Maynas außerordentlich schnell in ihre ehemalige Kropfheit zurück, seit die Missionen, der alten Form nach, aufgehört haben, und an die Stelle der Mönche eine Classe sehr unwillkürlicher Beamter getreten ist. Ihre sonstigen Sitten, ihre häusliche Lebensart, ihre geringe Kunstfertigkeit und ihr Aberglaube sind denjenigen des benachbarten Volkes der Cholonos völlig gleich. (Umschlägliche Nachrichten über diese in Böppig's Reise durch Chile, Peru u. N. 320 fg.) Übrigens gelten sie als geschickte Kahnführer auf dem ihnen zunächst bekannten außerordentlich gefährlichen Theile des Huallaga, zwischen Sion und der Mündung des Rio San Miguel, und haben eine Art von Privilegium des Transports der herumziehenden Krämer innerhalb ihres Districts. Ihr Hauptsitz ist das Dorf Sion unter 8° 20' (annähernd, nach Emphy und Lowe) am linken Ufer des Huallaga, in einer kleinen Ebene gelegen, und von schönen Wäldern umgeben, die sich bis an die nicht weit entfernten Vorberge der Anden erstrecken. Der Boden ist um Sion ungemein fruchtbar, das Klima sehr angenehm, die Plage der Mücken wird wenig gefühlt, aber dennoch herrscht keine Industrie, und das Volk ist sichbar im Abnehmen. Balle, das zweite ihrer Dörfer, liegt in nordwestlicher Richtung landeinwärts, ist aber mit dem Huallaga durch einen zur Kahnfahrt geeigneten Fluß verbunden. In beiden Orten befinden sich ziemlich große, aus Lehmziegel gebaute Kirchen und sogenannte Conventos, in welchen eadem die Franziskanermissionarien sich aufhielten, denen überhaupt das Verdienst gebührt, einen sehr großen Theil des östlichen Peru nach Umständen civilisirt zu haben. (E. Poeppig.)

IBISTAR, Ibitzendorf, Eibersdorf, ein großes von Eschen, Wäldern und Neubauern bewohntes Dorf, im mediobischen Stuhle des Großfürstenthums Siebenbürgen, zwischen Bergen gelegen und eine Stunde von Marktschellen (Nagy-Selyk) entfernt, mit einer griechisch-unierten und nicht-unierten, und einer evangelischen Pfarre, einer griechisch-unierten und nicht-unierten Kirche, einem evangelischen Bethause und einer Schule. (G. F. Schreiner.)

IBU oder **IBEUIM**. Ein Ort in der ägyptischen Landschaft Heptanomis, welchen das Itinerarium des Kaisers Antoninus nennt und 24 Milliarier nördlich von Hieropolis ansetzt. Die Etymologie des Namens (schon zeigt, daß die Stadt von der Berechnung des getheilten Bogels Ibis ihre Benennung erhalten hat. (S. Ch. Schirmitz.)

IBEXUMA ist nach Martens ein brasilischer Baum, dessen unreife, perovirte Früchte eine Art Vogelklee liefern, während die innere Rinde einen lebrigen, seifenartigen Schleim enthält. Diese Eigenschaften würden, wie Jussieu (Dict. des sc. nat. s. h. v.) bemerkt, den Baum der Gattung Sapindus nähern; allein nach den

sehr kurz angegebenen äußern Merkmalen ist er vielmehr mit Babroma (Guzuma) verwandt. (A. Sprengel.)

Ibiza (Geogr.), f. Iviza.

IBLA Leach (Mollusca). Eine Gattung der Cirrhipeden, mit vier Schalenklappen, davon das hintere Paar verlängert, schwach gebogen, das Vordere Paar dreieckig, der Stiel walzig, an der Anheftung dünner, mit haarförmigen Fortsätzen bedekt. Als einzige Art ist angeführt: f. Cuvieriana, an welcher die Klappen quer geringselt, die laminae gegen den Stiel gerichtet sind. Das Vaterland ist nicht genannt. (D. Thon.)

Ibna, f. Pollicipedia.

IBLAGO, auch **IBLINE**. Ein nur von Paul Barnefried (De Gestis Longobard.) angeführter, unbekannter Ort Oberitaliens in der Landschaft Benevia, der von den Longobarden beim Einfall der Aaren besetzt wurde, und jenen mit andern Schutz gewährte. Gegenwärtig ist es vielleicht das Dorf Ipius nahe bei Cividale. (S. Ch. Schirmitz.)

IBLIM, **IBELIN**, bei Benjamin von Tudela Ebalin, den Pflüßern Jabne, den Römern und Griechen Iamnia, in der neuern Zeit Ierna genannt, ist nur noch ein verfallener Flecken, drei französische Meilen von Ramla, auf einem Hügel gelegen. Zu den Zeiten der Kreuzzüge war Iblim aber eine bedeutende Burg, die König Hulko von Jerusalem einem tapfern Ritter, Balian genannt, verlieh. Balian wird nur als des Grafen Guiraim von Chartres Bruder bezeichnet, und es hat und einige Rüge gekostet, in diesem Grafen Guiraim den Grafen Wilhelm (Guillaume) zu finden, der bei seines Vaters Lebzeiten den Titel eines Grafen von Chartres führte, nachher, wegen Geisteschwäche und durch die Künste seiner Mutter der Erbfolge in Chartres sowohl, als in Champagne, entsetzt wurde, mit einer Erbtöchter die Barone Sulzy, in Berry, erheiratete, und schließlich der Adhäre der großen Barone von Sulzy geworden ist. Gleichwie Guiraim der älteste, so wäre demnach Balian (Baldwin) der jüngste, und in den Genealogien übersehe Sohn des Grafen Stephan, Heinrich genannt, von Champagne (dieser Graf wurde bei Ramla, den 18. Jul. 1102, getödtet). Balian nahm von seiner neuen Besizung den Namen an, und vermählte sich mit Helois, Baldwin's, des Herrn von Ramla Tochter (sie heirathete nachmals, als Witwe, den Comte de Massess von Hierges), und lebte noch im J. 1147. Er hinterließ die Eheue Hugo, Baldwin und Balian II. Hugo, Herr von Iblim, wurde der Gemahl der Agnes von Courtenay, der Tochter des Grafen Joselin von Cers, die an König Amalrich I. von Jerusalem verheiratet gewesen, und seit dem J. 1163 geschieden war. Baldwin von J., Herr von Ramla, einer der ausgezeichneten Krieger des 12. Jahrhunderts, sah die Erhebung Guido's von Lusignan auf den Thron von Jerusalem mit dem äußersten Widerwillen, und hielt von nun an das Königreich für verloren. Die Drohungen der Propheten gegen Jerusalem wiederholend, suchte er für seine Person Sicherheit an dem Hofe von Antiochia (1186). Es scheint nicht, daß er in seiner Ehe mit Richenza, einer Tochter des Grafen von Bessin, Nach-

kommenschaft gehabt habe. Nach den Kissen von Jerusalem stellte Balvain von J. nach Naplusa, für die Kirche der Balduine, vier, sein Bruder, Balian, für die Besetzungen in Naplusa 15 Reiter; die Baronen Iblim, Jassa, Akalon, Kamla und Mirabel stellten zusammen 500 Reiter, außerdem mußte Iblim noch besonders zehn Ritter, und gemeinschaftlich mit Kamla und Mirabel 150 Sergeanten aufbringen. Balian II., oder der Jüngere von J., wurde Herr von Versabe und Reapolis, oder Seiden, durch seine im J. 1177 vollzogene Vermählung mit Maria Komnena, der Witwe König Amalrich's I. Glücklicher, als so viele seiner Kampfgenossen, entrannt er dem verhängnißvollen Schlachtgeschick von Tiberias, und er allein, reich an Jahren, reicher noch an Erfahrung und Tugenden, schien den Bewohnern der heiligen Stadt be-rufen, sie in dem letzten Kampfe anzuführen. In jedem Betrachte zeigte er sich des ihm geschenkten Vertrauens würdig. Die Vertheidigung von Jerusalem, 20. Sept. — 3. Oct. 1187, gegen ein übermächtiges, siegreiches Heer, und gegen die Verrätherien der morgenländischen Christen, stellt den Herrn von J. den größten Heldherren des Jahrhunderts gleich. Als alle Mittel zum Widerstande erschöpft, wagte Balian selbst sich wiederholt in Salabin's Lager, um eine Capitulation zu vermitteln. „Wie soll ich einer eroberten Stadt noch Bedingungen gewähren?“ sprach endlich der Sultan, auf seine von der Stadtmauer herabwende Fahne zeigend. Da brockte Balian, er wolle die Tempel, die Paläste und die Reichthümer der Stadt den Flammen übergeben, die Moschee Omar's zerstören, den Stein Jacob's, für alle Muselmänner ein Gegenstand der höchsten Verehrung, zertrümmern, die sarazenischen Gefangenen, 5000 an der Zahl, niederhauen lassen, und Salabin, der seinen Gegner kannte, empfand Mitleiden zwar nicht, aber doch Schrecken. Er schenkte den Einwohnern das Leben, und gestattete, daß sie sich die Freiheit erkaufen, ein Mann mit zehn, ein Weib mit fünf, ein Kind mit zwei Byzantinern; allen Kriegern wurde freier Abzug nach Tyrus oder Tripolis zugesichert. Die Summen, die zur Vertheidigung der Stadt angewiesen waren, benutzte Balian zur Loskaufung unbemittelter Einwohner, und von mehr denn 100,000 Christen, welche die Bevölkerung der heiligen Stadt aus-machten, blieben, in Gefolge seiner liebenden Fürsorge, nicht über 14,000 in der Sklaverei zurück. Balian selbst, oder seine Söhne, Johann I., Philipp, Rabulf und Hugo, folgten dem Schicksale Guido's von Lusignan, des neuen Königs von Cypern, und erbielten von dessen Freigebigkeit auf jener Insel sehr bedeutende Lehen. Johann I., dem seine Halbschwester, die Königin Isabella von Jerusalem, Verwitt, gab, führte auch die Vormundschaft über seinen Nette, den König Amalrich III. von Jerusalem, die zwar schon im J. 1206, durch des Mündels Tod, ein Ende nahm. Johann sowohl, als sein Bruder Philipp, befanden sich in dem Heere, durch welches König Hugo I. von Cypern den Kreuzzug des Königs Andreas von Ungarn unterstützte, und nach Hugo's unzeitigen Tode erhielten beide Brüder, zugleich mit der königlichen Witwe, die Regentschaft über Cypern. Sie wur-

den hierdurch Verdrängt, alsbald nach Hause zu gehen, und weil ihnen dünkte, als hätten sie hiernach das bei der Annahme des Kreuzes gesprochene Gelübde nicht vollkom-men gethät, so schickten sie ihrer Schwester Margaretha Gemahl, den Herrn Walter von Gafara, mit einer starken Mannschaft nach Ptolemais, damit er in ihrem Namen dem Zuge gen Damiatra beizuhole. Der verwitweten Königin Alicia Eintracht mit den beiden andern Regenten war nicht von Dauer. Johann von J. machte zwei seiner Söhne wehrhaft, und hatte zu den bei dieser Gelegen-heit veranstalteten Festlichkeiten auch den Erbprinzen der Königin, den Camerin von Barlas, geladen. Im Spiele wurde dieser von Toringello, einem Verwandten des Hauses, zufällig oder absichtlich gestossen, und der belästigte Günstling wußte sich nur durch Mordmord zu rächen. Toringello entkam, schwer verwundet, den Wörtern, und die Iblim boten Alles auf, den Urheber des Verbrechens zur Strafe zu ziehen. Das suchte die Königin ihnen zu wehren; besiegte durch den Einfluß des in Cypern so mächtigen Hauses, verließ sie die Insel, um in Tripolis den Barlas aufzusuchen. Dabin hatte er sich schon früher mit seinen Helfersbessern gewendet. Die Brüder von Iblim legten überhies freiwillig die Regentschaft nieder. Der König kam das nicht unerwünscht. Überzeugt, daß Niemand mehr ihrem Willen entgegenzutreten könne, be-stellte sie den Barlas zum Statthalter in Cypern. Allein das Volk, das seine Königin nicht mehr achten konnte, war noch weniger geneigt, ihre Befehle oder Rathgeber zu ehren. Barlas, überall abgewiesen, kehrte nach Tripolis zurück, die Reichthümer aber ersuchten die Herren von J., sie möchten sich nochmals der Regentschaft unterziehen. Dieses that, Philipp von J. aber, der sich vor-züglich der Liebe des Volkes zu erfreuen gehabt, starb im J. 1227. Im Sommer des nächsten Jahres landete Kaiser Friedrich II., nachdem er endlich seinen Kreuzzug angetreten, bei Limisso. Er kündigte seine Ankunft an durch ein Schreiben, worin er den Herrn von Iblim, sei-nen liebsten Vetter *), ersuchte, sich nebst dem jungen Könige und seinen eigenen Kindern bei ihm einzufinden. Johann, obgleich bekümmert, daß Camerin von Barlas und andere Feinde des Hauses J. schon früher Eingang bei dem Kaiser gefunden, geborcht dem Rufe, und wurde auf das Gnadigste empfangen. Er und die Seinigen er-schienen, wegen Philipps von J. Ableben, in Trauer; der Kaiser befahl ihnen, sie abzulegen, schenkte ihnen Scherlach zu Hofkleidern und lud sie auf den folgenden Tag zur Tafel. Die Einladung wurde gütigend an-genommen, aber nach außerordentlicher Tafel stülte das Gemach sich mit Bewaffneten. Der Kaiser, mit einem Male Niene und Stimme verändernd, soberte mit großer Heftigkeit die Rückgabe von Cyprien, als einer Zubehörung des Königreichs Jerusalem, und daß Johann ihm Rechnung von den Einkünften von Cypern ablege, indem bieser Insel, seit König Amalrich's Zeiten, unter der Erbvertrags-sigkeit des römischen Reichs stehe. Johann entgegnete, daß die Einkünfte von der verwitweten Königin bezogen

*) Johann von Iblim und der Kaiserin Isabella Gemahlinnen waren Erstgeschwister.

worden seien; Berytus habe ihm seine Schwester, die Königin Isabella von Jerusalem, zu Leben gerettet, nachdem er wieder die Johanniter, noch die Tempelherren, dem verfallenen Ort als Geschenk annehmen wollten. Er sei nämlich nichts weiter, als ein Steinbaufen gewesen, und aus seine Kosten erst gebaut worden. Die Anwesenden vermittelten zuletzt einen Vergleich, des Inhalts, daß der Herr von J. zwei Söhne und 20 seiner Vasallen zu Geiseln geben, von seiner Verwaltung in Cypern vor dem hohen Rathe des Königreichs Rechenschaft ablegen und sich in Ansehung der Herrschaft Berytus dem Aussprüche der Stände des Königreichs Jerusalem unterwerfen sollte. Iblim zog von dannen, und mit erhöhter Wuth drängten seine Feinde sich um den Kaiser, diesen vorzustellen, wie gefährlich der Mann werden könne, den er hätte entlassen lassen. Sie riethen, durch gültige Mittel ihn zurückzubringen, und dann ihn gefangen zu nehmen. Friedrich II., seinen Fehler zu verbessern, verschwendete Schmeicheleien und Versprechungen an den Graufürst, aber dieser ließ sich nicht mehr verleiden, sondern eilte nach Nikosia. Dasselbst wollte er sich vertheiligen, des Kaisers schneller Anzug erlaubte ihm aber nicht, die Mittel hierzu vorzubereiten. Er warf sich mit einer starken Mannschaft in das Schloß St. Hilarien. Die Belagerung sollte beginnen, da trafen in dem kaiserlichen Lager Nachrichten aus Apulien ein, von den schnellen Fortschritten der päpstlichen Heere, die unter Johann's von Brienne Anführung schon an 60 neapolitanische Plätze eingenommen hatten. Um nicht eine kostbare Zeit in Cypern zu verlieren, unterhandelte Friedrich nochmals mit dem Herrn von Iblim, und der Kaiser versprach, Johann's Söhne und die übrigen Geiseln freizugeben, alles Geschehene zu vergessen, und seine Forderung wegen Berytus dem Aussprüche der hierosolymitanischen Stände zu unterwerfen. Dagegen sollte er bis zur Mündigkeit des jungen Königs die Einkünfte von Cypern haben; auch sollte J. ihm für Berytus die Lebenspflicht leisten, und sich mit einer Anzahl Bewaffneter dem kaiserlichen Heere anschließen. In Palästina, wie in Cypern, war Friedrich's Aufenthalt nur vorübergehend; scheidend bestellte er für Cypern fünf neue Regenten, den Cameron von Barlas, Amalrich von Bessan, Garin von Rossy, Wilhelm von Rivet und Hugo von Gibley, sämmtlich als Iblim's Feinde bekannt. Die Regenten, gestützt auf die von dem Kaiser zurückgelassenen Kruppen, übten arge Tyrannei, und nahmen unter andern einem großen Edelmann, dem Philipp von Navarra, alle seine Güter, lediglich weil dieser als Iblim's Freund ihnen verdaßlich schien. Johann, hieron unterrichtet, eilte aus Palästina nach dem Inselreiche zurück, und es kam zwischen ihm und den Regenten zum offenen Kriege. Nach mancherlei Abwechselungen erlitten letztere drei Heiden von Nikosia eine vollständige Niederlage, und es blieb ihnen nichts übrig, als sich in den wenigen festen Schloßern, die noch für sie hielten, zu verbergen. Die Stärke dieser Festen, St. Hilarien, wurde alsbald von Iblim belagert, und mußte sich, nachdem die Besatzung lange dem Mangel gestohet, ergeben. Endlich vermittelte ein Johanniter, Wilhelm von Nivors, einen

X. Capitel. d. M. S. R. Bonetti Section. XV.

Vergleich zwischen den streitenden Parteien. Die Regenschaft löste sich auf, und alle in ihrem Namen noch befehligten Plätze wurden übergeben. J. dagegen versprach, das Geschehene zu vergessen. Wegen der Jugend des Königs übernahm er für einige Zeit noch die oberste Leitung der Angelegenheiten. Indessen konnten Barlas und seine ehemaligen Kollegen sich nicht beruhigen; durch lügenhafte Berichte suchten sie den Unwillen des Kaisers gegen das Haus Iblim zu nähren, und einer Unterstüßung von Apulien her versichert, häuften sie in ihren Schloßern große Waffenvorräthe, während sie zugleich ihre Banden rufen auf alle Weise zu verstärken suchten. Ihre Zurüstungen blieben für Johann kein Geheimniß, und er erfuhr auch durch einen kaiserlichen Beamten, den er zu gewinnen wußte, daß die in den Häfen von Apulien vorbereitete Expedition nicht nur gegen die Heiden in Palästina, sondern auch gegen das christliche Königreich Cypern des stimmt sei. Mit Ruhe und Umsicht traf er Anstalten zum Widerstande, fremde Söldner wurden herbeigeeogen, gleichwie die Mehrzahl der Veteranen, welche seither die Besatzung von Berytus ausgemacht, dann erging ein Aufgebot durch die Insel, wonach alle Männer zwischen 18 und 40 Jahren die Waffen ergreifen sollten. Als des Kaisers Marschall, Legatus a latere und Justitiarius terrae, der berühmte Richard, filius Augeri (Hilangieri), mit seiner Flotte vor Limisso sich zeigte, wagte nicht einer seiner Verbündeten eine Bewegung, und ein Landungsversuch traf den hartnäckigsten, von J. selbst geleiteten Widerstand. Blutig abgewiesen, lichtete Richard die Anker, um Berytus zu überfallen, wo er, nach des Barlas Versicherung, die Schätze des Hauses J. finden sollte. Ohne Kampf drangen die Kaiserlichen in den Hafen und in die von Vertheidigern entblößte Stadt, aber den Besatzhabern im Schloße, den Johann von Sonnen, fanden sie zu tapferer Gegenwehr gerüthet, und Johann von J. und sein königlicher Mündel boten alle ihre Kräfte auf, die wichtige Feste zu retten. Sie setzten ihre Bölder zwischen Buzton und Nephin an Land, wurden zwar alsbald von Barlas, Rossy und andern Baronen der Insel, die zu den Kaiserlichen übergingen, verlassen, fanden aber dagegen unter den Großen des selten Landes bereitwillige Helfer. Es bildete sich, um die Rechte des Hauses J. zu vertheidigen, eine Conspiration, oder die Gesellschaft des H. Jacob's, und mehrere Barone des Königreichs Jerusalem dienten mit ihren Kräften in der Cyprier Heere. In einem Treffen, unter den Mauern von Berytus gerüthet, wurden die Kaiserlichen geschlagen, und einer von Johann's Söhnen brachte Verlastung in das Schloß, und übernahm dessen Vertheidigung, die Gommern, an seinen Wunden darniederliegend, nicht länger führen konnte, gleichwohl erlitt auch das cypriische Kriegsheer namhafte Verluste, und ward genöthigt, eine rückgängige Bewegung, bis nach Rus hin, vorzunehmen. Mittlerweile ging ein anderer von Johann's Söhnen nach Ptolemais, um von den venetianischen und genuesischen Wechseln große Summen zu erlangen, und mit den Resultaten dieses Anlehens neue Verbindungen anzustellen; als er seine Rüstungen zu Etanbe gebracht, zog der König von Cy-

pern und Johann von J. ihm entgegen, um die willkommene Verstärkung aufzunehmen. Ihre Entfernung bezeugten die Kaiserlichen, um Beirut zu verlassen; die Stadt wurde geplündert und in Brand gesteckt, mit einem Theil seiner Wälder ging Hilangieri nach Tyrus, die Hauptmacht aber warf er auf das von allen Streitkräften entblößte Cypern. Die Insel wurde größtentheils erobert, aber eben so schnell wieder verloren, da der König von Cypern zur Verteidigung seines Eigenthums aus Syrien herbeieilte, und Johann's von J. Triumph war um so vollständiger, da jetzt endlich die Ständeverammlung den Barlas und seine Helfer für Rebellen, ihre Güter für verwirkt erklärte. Johann schien nicht ungeneigt, auch in Palästina seine Erfolge weiter zu treiben, erhielt darum vom Papste Gregor IX., unter der Anweisung „*mobili viro Joanni de Ibelino spiritum consilii sanioris.*“ Abmahnungsbriefe, d. d. Perugia, V. kal. aug. anno IX., und starb, wie es scheint, noch in dem nämlichen Jahre 1235. Von den Kindern seiner Ehe mit Melusina, der Tochter eines Herrn von Tyrus, sind Balian III., Johann, Guido und Baldwin zu merken. Balian III. setzte des Vaters Kampf in Syrien gegen die Kaiserlichen fort, und eroberte, da Richard Hilangieri nach Europa abgesegelt war, die Stadt Tyrus. Während er das Schloß noch belagerte, wurde Richard selbst durch Stürme in den dasigen Hafen zurückgetrieben, genöthigt, sich an den Herrn von J. gefangen zu geben, und endlich, durch Einräumung des Schlosses, seine Freiheit zu erlangen. Balian trat die wichtige Eroberung an seinen Bruder Johann ab, verkaufte Kriumb, in dem Stamme Ephraim, an die Johanniteritter, und war des Königs Hugo III. von Cypern und Jerusalem Statthalter in Ptolemais, bis Karl von Anjou, als vermeintlicher König von Jerusalem, eine Flotte unter Roger's von St. Severino Anführung, nach den Küsten von Syrien schickte, um seine Ansprüche geltend zu machen. Balian, zu schwach, die Stadt zu behaupten, erhielt für sich, seine Familie und sein Eigenthum freien Abzug, und starb gleich darauf im J. 1277. Seine erste Gemalin, Eschiva, von der ältesten Kinder, war eine Tochter des Grafen Walter von Wimpelgard und der cyprischen Prinzessin Burgunde. Nach ihrem Tode heirathete Balian im J. 1255 zur zweiten Ehe mit Placentia, der Witwe des Königs Heinrich I. von Cypern, die sich aber bereits 1258 durch freie Uebereinkunft von ihm trennte. Balian's III. ältester Sohn, Johann II., Graf von Loppo und Ascalon Herr von Berytus, Statthalter in Cypern, ist nicht so sehr bekannt durch große Thaten, als durch die auf seinen Befehl und unter seiner Leitung entstandene Gesessammlung, les Assises et bons Usages du royaume de Jerusalem *). Er starb im J. 1266, also noch vor dem

Vater, aus seiner Ehe mit der Herzogin Adelheid von Aken, ihren Tochter des Guido de la Roche, zwei Töchter hinterlassend. Die ältere, Isabella, obgleich viermal, an den König Hugo II. von Cypern, an den Engländer Konrad I. (Eranger (le Despensers), an Nikolaus von Gafarea, an Guido von Barlas, verheirathet, starb ohne Kinder. Die jüngere, Eschiva, die Erbin von Berytus und dem ganzen Reichthum des Hauses, wurde in erster Ehe an Ansfried von Montfort, den Herrn von Thoron, in zweiter Ehe an den Prinzen Guido von Cypern verheirathet. Balian's III. anderer Sohn, Hugo von J., war mit Maria, der Tochter des Grafen Guido von Wimpelgard und der Erbin von Librias, der Eschiva, verheirathet. Balian's III. Bruder, Johann, ebenderjenige, der zu dem Besitze von Tyrus gelangte, war Genschaß von Cypern, heirathete die Alicia, eine Tochter Robert's, des Herrn von Raiphas, und starb 1258. Seine Tochter, Isabella, verlor durch den Tod ihres Bräutigams, den König Hugo II. von Cypern; sein Sohn, Balian, Herr von Tyrus, hinterließ aus seiner Ehe mit Lucia, des Johann Gauvain Tochter, vier Kinder, worunter der einzige Sohn, Johann, der noch als Herrscher von Tyrus verstorben, und in seiner Ehe mit Isabella von Iblim fünf Kinder hatte, Balian, Guido, Alicia, Margaretha und Lucia. Von allen fünf wissen wir seine Nachenschaft zu geben. Guido, ein anderer Bruder Balian's III., war Connetable von Cypern, und hatte in seiner Ehe mit Philippa, des Heinrich von Barlas oder Carlus Tochter, eine zahlreiche Nachkommenschaft. Eine Tochter, Isabella, wurde des Königs Hugo III. von Cypern Gemalin. Der jüngste Sohn, Philipp von J., Genschaß von Cypern, erhielt von seinem Vetter, dem Könige Heinrich II., die Statthalterchaft von Ptolemais. Nach dem Falle der Stadt in Cypern weiland, suchte er alles Fleiß, den König vor den ehrgeizigen Ansprüchen seines Bruders Amalrich zu warnen. Dene in seinem rühmlichen Streben Erfolge gedacht zu haben, mußte er gleichwol des Königs Unglück theilen. Er und sein Vetter, Balian von J., wurden nach Armenien gebracht. Aus zwei Ehen hinterließ Philipp mehre Kinder. Sein ältester Bruder, Balian IV., vermählt mit Alicia von Lamborn, war der Vater Guido's, der Großvater der Alicia von J. Baldwin endlich, Johann's I. jüngster Sohn, war mit Alicia von Bessan verheirathet, und Vater von Philipp, Guido und Balian. Philipp's, des Connetable von Cypern einziger Sohn, Balian, führte die Titel eines Fürsten von Galiläa und Herrn von Librias, lebte aber in unfruchtbarer Ehe mit Alicia, des Königs Hugo III. von Cypern Tochter. Guido war mit Maria, der Tochter des Königs Daphne von Armenien, verheirathet, und Vater eines Sohnes, Thoras, mit dessen Kindern, Livo und Rita,

*) Die cyprischen Gesetzbuch wurden sie im J. 1369 von einer Commission von 16 Baronen der Insel redigirt, ergänzt und bestätigt, und hierauf am 3. Nov. 1369 in dem Schloß der Domkirche zu Nicosia niedergelagt. Es Thomaasirecht hat viele Aemlen, zugleich mit dem Landrechte von Rhodus, herausgegeben (Gougeon und Paris 1690). „Cinque nouveaux Abbeaux liffes des Cypriens leges barbarorum antiquas (Venet. 1781—1792.) 3 Vol. fol. Auch

die italienische Uebersetzung, die im J. 1537 auf Geheiß der venezianischen Regierung, durch drei vornehmte Cypristen, den Grafen von Tripoli, Johann Demetri, den König Aitar und den kaiserlich Genuesen besorgt worden, ist im Druck erschienen, und zwar in Genesib gedruckt. Ueber Cypern und Jerusalem hatten die Assisen auch in dem lateinischen Reichthum Hiesige. Die Rubrik 357 handelt von dem Geschichte von Iblim.

diese Linie erloschen zu sein scheint. Balian, der Seneschall von Cypern, hatte, außer den Söhnen Philipp und Jacob, eine Tochter, Alicia, die den König Hugo IV. von Cypern heirathete. Der Tochter aus dem Hause J., die Veranlassung zu dem Morde König Peter's I. wurde, wissen wir ihre gebührende Stelle nicht anzuweisen. Peter, in seiner Kaiserzeit, hatte sie, um eines unbedeutenden Vergehens willen, verurtheilt, zu einem öffentlichen Baue Steine und Kalk zuzutragen. Täglich pflegte er mehrmals dem Baue nachzusehen, und dann jedesmal ließ die Edelfrau den Kalk, den sie vorher über den Knien, es mochte wer immer zugegen sein, aufgeschürft hatte, herunter. Von einigen Baronen, welche die Neugierde herauszog, befragt, warum sie allein in des Königs Gegenwart so schamhaft thue, antwortete sie: Ehrliche Weiber schämen sich nur in Gegenwart der Männer; in meinen Augen ist nur der König ein Mann, ihr andern seid alle Weiber.“ Diese Worte machten einen gewaltigen Eindruck auf die Anwesenden, und am 18. Jan. 1369 wurde der Tyrann ermordet. Der letzte Mann aus dem ganzen, längst aus seiner Höhe herabgesunkenen Geschlechte, Berius von J., Baron von Macrossig, war mit Isabella von Lusignan, aus einer unechten Nebenlinie des Könighauses, verheirathet, und erlebte den großen cyprischen Krieg und die Unterjochung der Insel durch die Türken. (v. Stramberg.)

IBLIODURUM, auch **IBLIODUNUM**, eine Stadt der Mediometrie in der Gallia Belgica, welche nach dem Liniator. Anton. 58,000 Schritte von Durocorturum (Reims), 17,000 Schritte von Virodunum (Verdun) und 8000 Schritte von Divodurum (Metz) entfernt lag, und jetzt nach Richard Beauville (Dorf in Lothringen) ist, oder, wie Bischoff in f. vgl. B. B. angibt, auch Conslaus en Jarrait zwischen Metz und Verdun sein kann. (S. Ch. Schirlitz.)

Iblis, f. Teufel.

IBLIS (Castrum Iblis bei Paulus Diaconus), ein Castrum unter den Byzantinern in Syrien. Der Name scheint aus Hippopolis (Ἱπποπόλις) verborhen, und der Ort unter den Byzantinern ein Pferdemarkt gewesen zu sein. (Rumy.)

IBLOWA, richtiger **IBLOWA-GALLAS**, einer der sehr vielen Stämme, in welche die Gallas, eine wilde und kriegerische Nation Afrika's, die jetzt den größten Theil Hochafrikens inne haben, zerfallen. Über den Ursprung dieses Volkes lassen sich durchaus keine bestimmten Angaben stellen, und man nimmt an, daß sie aus dem innern südlichen, uns noch so unbekannten, Ländern Afrika's hervorgebrochen sind, von der größern Fruchtbarkeit der Gegenden, auf die sie bei ihren Zügen stießen, angezogen wurden, und durch Unterjochung der vorgewandten, einheimischen Völkerschaften sich festsetzen konnten. Die vielen verschiedenen Stämme sollen durch eine Sprache verbunden sein, wodurch die Annahme bestätigt wird, daß sie ursprünglich ein einziges Volk bildeten. Nach einer gewöhnlich angenommenen Haupttheilung zerfallen sie in die östlichen oder Borne-Gallas, und die westlichen oder Bertuma-Gallas, und diese

Hauptabtheilungen wieder in eine Masse Stämme mit eignen Häuptlingen, die sich oft unter einander betrogen. Nähere und reichhaltigere Nachrichten über dieses Volk s. in d. Art. Gallas.

(J. C. Schmidt.)

IBN (ابن, und zwischen zwei Eigennamen بن, Ben, d. i. Sohn), wird von den Arabern in verschiedenen Zusammenstellungen zur Bezeichnung von abhängigen Eigennamen gebraucht, entweder so, daß es, um die Abstammenschaft vom Vater zu bezeichnen, vor dem wirklichen Eigennamen des letztern gesetzt wird, z. B. ابن اسعد, Ibn As'ad, Sohn des As'ad, anstatt des einfachen Eigennamen des Sohnes, z. B. اسعد, Muhammad, oder so, daß er anstatt vor den Eigennamen des Vaters vor den ihm von seiner Beschäftigung z. B. ابن النجار, Ibn-el-dschezzar, Sohn des Fleischers,

ابن النخبان, Ibn-elchabbaz, Sohn des Bäckers), Heimath (ابن التركمانى), der Sohn des Turkomanen, ابن الانبارى, der Sohn des Anbari, entweder weil der Vater selbst, oder seine Vorfahren, von den Turkomanen abstammten, oder aus Anbar waren), Würde (ابن امير الحج), Ibn Emir el-hadsch, der Sohn des Emir, der die Pilgreravane geleitete, ابن الامام, der Sohn des Imam), oder Eigenschaft irgend einer Art (ابن احف), Sohn des Krummsfüßigen), unter dem er vorzüglich bekannt geworden ist, tritt, oder so, daß drittens das Wort Ibn irgend ein Substantivum im Genitiv zu sich nimmt, und so ein metonymischer Name gewonnen wird, wie ثعلب, Fuchssohn, d. i. der Schläue. Oft aber deutet es nicht das Verhältniß des Sohnes zum Vater an, sondern einen Grad der Abstammung im Allgemeinen, z. B. vom Großvater, so daß der Vater ganz übersprungen wird. Wir nennen hier einige der wichtigsten Männer der Muhammedanischen Welt, die unter einem mit Ibn zusammengeführten Namen sich berühmtheit verschafft, und unter ihm vorzüglich bekannt geworden sind, zwar ohne Befolgung der alphabetischen Ordnung, aber durch Vorsetzung gebührend sortirt.

1. **Ibn Abân** (ابان) heißen drei arabische Schriftsteller, wovon der älteste in das zweite, der Andere in das vierte, und der Dritte in ein unbekanntes Jahrhundert der Muhammedanischen Zeitrechnung gehört. Der erste, ein Emajjade aus und Kufa abstammend, mit vollkündigem Namen Abu Muhammad Jahja Ben Said Ben Abân, schrieb eine Geschichte der kriegerischen Streifzüge Muhammed's unter dem Titel: Maghazi resal allah (مغازي رسول الله) und starb 194 (d. i. 809 oder 810); der zweite, Ahmed Ben Abân aus Spanien, beschäftigte sich mit Perigraphie und Grammatik, und hinterließ einen Commentar zu dem bekannten grammatischen

Werke des Sibaweh. Er starb 382 (992 n. Chr.). Der dritte Gelehrte des Namens endlich, Isa Ben Abba, ein Schüler des Muhammed Ben el-hösein, war ein Jurist, dem wir ein Werk über die Zeugnisauflegungen vor Gericht (الشهادات) und ein anderes über die Anomalien (? العلى) im Recht verdanken. Wann er gelebt, ist unbekannt; er gehörte aber der Hanefitischen Sekte an.

2. Ibn Abdār (أبن عبدآر), Sohn des Rablres), Name zweier Gelehrten: 1) Ahmed Ben Dschafar Chulani aus Spanien, der 433 (1041 oder 1042 n. Chr.) starb und ein Werk, betitelt: Insectatio scribarum (أعقاب الكتّاب, *Haji Chaffa* I. n. 934) hinterließ. 2) Abu Abdallah Muhammed Ben Abdallah Ben Abi Bekr Codlā, aus Valencia abstammend und der Philologie besessen, der im J. 658 (1260 n. Chr.) oder das Jahr darauf einen gewaltsamen Tod fand. Sein historisches Werk: Tohtet el-cādīm (donum adveniēti oblatum, cf. *Haji* Ch. II. n. 2642) ist eine Nachahmung der von Abu Bahr Saḫwān Ben Idris herausgegebenen historischen Schrift: Zād el-mosāfir (Viatium iter facientis). Derselbe hinterließ auch eine Geschichte Spaniens, deren Dschafī Chāfa (II. n. 2165) gedenkt, unter dem Titel: Moschkil el-silet.

3. Ibn Abū-elherr. Abu Omar Jusuf Nemiri aus Cordoba, Sohn des Abdallah und Enkel Muhammed's, gewöhnlich Ibn Abū-elherr genannt, Imaam und berühmter Gelehrter seiner Zeit, vorzüglich in der Traditionenlehre und deren Hilfswissenschaften, die er auch in Cordoba lehrte, und zwar so, daß er nach dem einstimmigen Urtheile seiner Biographen in der Übersetzungskunde seinen seines Gleichen hatte, und darin für den Westen das war, was Abu Bekr Ahmed Ben Ali, der Kanzlerredner (Chath), in Bagdad für den Osten. Mit derselben Wissenschaft hing auch seine Kenntniß des Rechts zusammen, und außerdem war er in Geschichte, Genealogie und Anthologie wohl bewandert, wie auch die von ihm hinterlassenen Werke hiervon volles Zeugnis geben. Er bereiste sowohl den Westen als den Osten seines Vaterlandes Spanien, wohnte zu Denia, Valencia und Setabis in verschiedenen Zeiten, verwaltete das Richteramt in Džubna (Lissabon) und Senterin (Santarem), und genoß die Achtung des dortigen Herrschers Mothaffer Ben-elassān in hohem Grade. Er starb in Setabis (شاطبة).

1071 in einem Alter von fast 95 Jahren. Unter seinen zahlreichen Werken heben wir die folgenden heraus: 1) Ein Hifsbuch zu der großen Traditionensammlung Moratta vom Sektenhaupte Mālik, das das Aufsuchen der Gedanken und Autoritäten erleichtern sollte, bekannt unter dem Titel: Tembild (*Haji* Ch. II. n. 3594). Es ist nach der alphabetischen Reihenfolge der Namen der Scheiche geordnet, welche Mālik anführt, und enthält nicht weniger als 70 Abtheilungen oder Hefte. 2) Ein ähnliches Werk unter dem Titel: Isnadikār (*H. Ch. I. n. 606*), oder Erinnerungsbuch, eine Aufzählung

der verschiedenen Glaubensansichten der Imame in den größern Städten, und Andeutung der Gedanken und historischen Überlieferungen im Werke Moratta. 3) Istāb (*H. Ch. n. 631*), eine erschöpfende und vollständige namentliche Aufzählung der Gefährten des Propheten. Ein sehr geschätztes Werk, dessen nähere Einrichtung im J. Ch. am angezeigten Orte nachzusehen ist. 4) Eine umfassende Darstellung der Wissenschaften und ihres Werthes (جامع بيان العلم وفضله وما ينبغي في روايته), vielleicht ein und dasselbe Werk mit dem „Werth der Wissenschaft (Fadhl el-ilm)“ überschriebenen Tractate. Bgl. *H. Ch. II. n. 3920*. 5) Erschöpfende Antworten (*H. Ch. I. n. 101*). 6) Regeln bei Erlernung der Wissenschaft (ib. n. 311). 7) Hinreichende Belehrung über die Recension des Koran nach Rāfi und Abu Amr (ib. n. 1094). 8) Eine Apologie der drei orthodoxen Sekten des Mālik, Abu Hanifa und Schāfi (ib. n. 1325). Es scheint dasselbe Werk die Biographien der genannten drei Männer, oder wenigstens des Abu Hanifa, einzuschließen. 9) Sattfame Belehrung (El-kāfi) über die abgetheilten Rechtsfälle der Malikiten in 15 Bänden. 10) Ein Werk über die Beinamen (كتاب الكنى). 11) Das Buch des Verstandes und der Verstandigen (كتاب العقل والعلّة).

12) Ein Tractat über das Erbschaftsrecht (Ferkāth). 13) Eine Genealogie der Araber und Perser unter dem Titel: El-Casā we El-Emem ila anṣab El-Arab we El-Adschem. 14) Ein kleineres Werk über die Stämme der Araber und ihre Genealogien. 15) Ein kurzer Abriss der feindlichen Streifzüge und Einfälle der Araber und Muhammed's unter dem Titel: die Perlen (El-Dorzer). 16) Eine Auseinandersetzung der verschiedenen allegorischen Auslegungen des Koran (*H. Ch. II. n. 2009*). 17) Eine Schrift zur Traditionensammlung des Bokhārī (*H. Ch. II. n. 3908*). 18) Eine Anthologie in 124 Capiteln unter dem Titel: Behäsebet el-medschālis, die Bierge der Unterredenungen (*H. Ch. II. n. 1923*), welche er dem obengenannten Mothaffer widmete. Auszüge daraus hat Ibn Chāllikān n. 847, und nach ihm Abūfeda, *Annal. Mosl. III. 218* sq. Bgl. auch d'Herb. und Hamak., *Spec. Catal. p. 157* (577).

4. Ibn Abd rabbihī (der Sohn des Dieners seines Herrn), oder gewöhnlich, aber nicht richtig, Ebn Abd Rabbon, mit vollständigem Namen Abu Omar Ahmed Ben Muhammed, war aus Cordoba und starb auch daselbst. Seinen Ruhm begründete er vorzüglich als Dichter und Philolog, und hat sich denselben auch durch seine nachgelassenen Schriften gesichert. Unter den Kalifen Spaniens spendete er sein Lob in gepriesenen Gesängen dem Sohne Muhammed's, Monzir. Da er 246 im Ramadān (d. i. zu Ende des J. 860) geboren wurde und im ersten Dschomādī 328 (d. i. zu Anfang des J. 939) starb — Andere geben das J. 326 an —, so wurde er fast 80 Jahre alt, obwohl ihn schon mehre Jahre vor seinem Tode ein Schlagfluß, der ihm die eine

Seite schenkte, getroffen hatte. Seine wichtigste Schrift ist „das Halsband (العقد) (ed),“ welche die verschiedenartigsten Gegenstände enthält, und von spätern Schriftstellern sehr oft citirt wird. Sie besteht aus 25 Büchern, deren jedes in zwei Theile zerfällt und irgend einen Theil sein zur Überschrift hat. Sie sind auch zwei Auszüge dieses Werkes vorhanden. Ferner hat er nach Ibn Chalikān und Gasiri, der mehr Proben seines Dichtertalents mittheilt, einen schönen Diwan in 20 Büchern hinterlassen, und Hadshi Chalsa nennt von seinen Werken noch ein Irschād fi el-loghat (Tom. I. n. 506, wo er falsch Muhammad heißt) lehrreichen Inhalts, und ein Lobab (d. i. Mart oder das Beste) über die Kenntniß der Wissenschaft und der Humaniora (لياب في معرفة العلم والآداب). Vgl. Ibn Chall. n. 45. Anthol. gramm. ed. de Sacy. p. 443 (49), und dessen Christ. I. 398 (19). Abulf., Ann. Mosl. II, 410. Casir., Bibl. I, 157, II, 134.

5. Ibn Abi'Asba'. Zeki-ed-din Abu Mohammed Abd el-azim Ben Abd-el-wahid, vorzüglich unter obigem Namen bekannt, lebte früher zu Samarra und dann in Ägypten, und zeichnete sich vorzüglich als Rhetoriker aus. Seine Schriften beziehen sich größtentheils auf diese Wissenschaft, wie die im Tom. II. des Hadshi Chalsa befindlichen Angaben (n. 1713. 1736. 1799. 2730) deutlich beweisen. Außerdem schrieb er ein kurzes gedrängtes Werk

in vier Abschnitten über die Arithmetik (الموجز المقيّد), und über die Geheimnisse, welche hinter den mysteriösen Anfangsbuchstaben einiger Suren versteckt sein sollen (الخواطر السوادج في أسرار الفوائد). Er starb im J. 654 (d. i. 1256 n. Chr.). Noch kennt man von einem zweiten Ibn Abi'Asba' (Abd-el-aziz Ben Temmām aus Iraf) eine Caside über die Alchemie, die Eudemir, der Sohn des Dschebeli, commentierte. Wann jener lebte, ist unbekannt.

6. Ibn Adam. Kemāl-ed-din Abu Imotzaffer Muhammad aus Herat in Persien, daher Herawi genannt, war ein nicht ganz unbedeutender Schriftsteller, der im J. 414 (d. i. 1023) starb. Seine Werke finden sich im Hadshi Chalsa verzeichnet, Tom. I. n. 293. (p. 208.) 825. 1255. Auch schrieb er einen Commentar zur Hamāsa des Abu Temmām und zum Diwan des Motenebbi.

7. Ibn el-athir (ابن الأثير), gemeinschaftlicher Name dreier Brüder, die sich jeder auf seine Weise, in dem Gebiete der Wissenschaft auszeichneten. Unter allen ragt am meisten der mittlere hervor. Abu'l-karem Ali Ben Abi'l-karem Muhammad, mit dem Ehrennamen Izz-ed-din (Ruhm der Religion), wurde in Mesopotamien in der Stadt Dschizret Ibn Umar im J. 565 (am 4. des Dschomadi I, d. i. gegen die Mitte des J. 1160) geboren, und wuchs auch daselbst auf, weshalb er auch El-Dschazeri (الجزيري), d. i. der aus Dschizret) heißt.

Doch verließ er seinen Geburtsort bald, da sich sein Vater mit seinen Söhnen bleibend nach Mosul begab. In dieser Stadt fand seine Lernbegierde vielfache Befriedigung, indem er nicht nur die Schule des Abu'l-hadi Abdallah Ben Ahmed, des Kanzleirechners aus Äus, und anderer Gelehrte desselben Rufes besuchte, sondern auch im Auftrage des Herrschers von Mosul mehr Male beauftragt öffentlicher Angelegenheiten nach Bagdad reisen mußte, und diese Reisen für die Wissenschaft zu benutzen suchte. Auch auf seiner Pilgerreise nach Mekka besuchte er die Kalifenstadt, und Ibn Chalikān und Khulafa nennt uns die Lehrer, deren Vorlesungen er hauptsächlich besuchte. Gleichen Eifer, sich zu belehren, bewies er in Damascus und Jerusalem, und nach seiner Rückkehr zog er sich in Mosul ganz zurück, einzig und allein der Wissenschaft lebend, die ihm seine ausgezeichneten Werke aus dieser Periode verdankt. In seinem Hause versammelten sich die gebildetsten Einwohner Mosul's, und Fremde machten es sich zur Aufgabe, ihn zu besuchen. Auch sein Biograph, Ibn Chalikān, sah ihn öfter in Haleb, wohin er sich im J. 626 (1228 oder 1229) an den Hof des Sunniden (Zemadschi) Togril, der Atabek des Melik Äij war, begeben hatte. Nachdem er hier die größte Aufmerksamkeit genossen, reiste er nach 627 (1229) abermals nach Damascus, und das Jahr darauf, von Neuem nach Haleb, kehrte aber alsdann nach Mosul zurück, und starb daselbst 630 (im Schabān, d. i. in der Mitte des J. 1233). Unter seinen Kenntnissen ragten die geschichtlichen alter und neuer Zeit hervor, und nach diesen die der Traditionenlehre und ihrer Nebenwissenschaften. Ebenso war er mit der Genealogie der Araber und ihren wichtigsten Begebenheiten auf das Innigste vertraut. Unter seinen Werken steht das von Khulafa (i. dessen Bekenntnis in der Vorrede zu Ann. Mosl. und in Werke selbst IV. 390) und Pococke (Spec. hist. Ar. p. 370) benutzte Universalgeschichtswerk, betitelt: Das Weltkaindbuch (El-Kāmil), hervor. Es umfaßt dasselbe die Zeit von Erschaffung der Welt bis zum J. 628 (1231), und besteht nach Hadshi Chalsa aus 13 (nach Khulafa aus 23) Bänden. Bis jetzt möchte das Werk vollständig kaum in Europa aufzufinden sein; doch besitzen einzelne Theile die Bibliotheken von Leoben (nach Jourdain in der Biogr. univ.) und Oxford (in der Bodlejana n. 693. 694. 696. 784). Vgl. auch Sparvenf. N. VII. und über seine Fortsetzer und Übersetzer vgl. Hadshi Chalsa und v'Herbelot. Ferner hinterließ er 2) Eine Geschichte der Schüler Muhammad's unter dem Titel: Der Löwe des Waldgebirges. Er erwähnt daselbst nicht weniger als 7500. Gelehrten desselben. Vgl. H. G. I. n. 637. 3) Einen Auszug aus den Genealogien des Sem'ān, der um so wichtiger ist, als das Originalwerk nicht mehr anzutreffen ist. Ebenfalls. n. 1350. 4) Eine kleine Geschichte der Atabeken von Mosul. Ein schon in der Biogr. univ. aufgedeckter Irrthum, als ob die von de Guignes und Wüsten unter dem Titel: Ibrat ul-el-ahsar (vgl. Not. et Extr. I, 542) benutzte Geschichte der frühern Atabeken diesen Ibn-el-athir zum Verf. habe, ist auch hier zu rügen, indem der Verf. der letztern ein

ganz anderer Ibn-elathir ist. Ebenso ist auch de Rossi (Dizion. stor. degli autori Arabi, p. 43) zu berichtigen. Vgl. *J. Gh.* unter Ibrēt (إبريت). 5) Exemplum studiosi. *J. Gh.* II. n. 3584; denn der dort ganz kurz genannte Ibn-elathir ist doch wahrscheinlich der unferige. 6) Der große Sammler über die Wissenschaft in der Rhetorik, die man die Erposition (إبران) im Arabischen nennt. Ebendaf. II. n. 3944. 7) Ein Werk über den heiligen Krieg (كتاب الجهاد). Cf. *Reland*. Dissort. misc. Pars III. p. 17 sq. und *J. Gh.* *Ibn Chall.* n. 471. *Poc.*, Spec. hist. Ar. p. 367 u. 370. *Eichhorn's Repert.* Bd. 2. S. 32–34. *Abulf.*, Annal. Mosl. IV. p. 398 sq. und die Anmerk. de *Rossi* I. c. *Hamak*, Spec. Catal. p. 164 (not. 586). Um elf Jahre älter war sein Bruder.

Abulscaddit Mobäre, mit dem ehrenben Beinamen Madsch-ed-din, d. i. Preis der Religion. Auch er wurde in Dschesjret Ibn Dmar 544 (1149 oder 1150) geboren, und scheint seine zweite Vaterstadt Mosul wenig verlassen zu haben, wie aus seiner mehr abhängigen obgleich hohen Stellung daselbst auch leicht zu erklären ist. Zuerst nämlich bekleidete er die Stelle eines Reuten-

nant oder Stellvertreters (نائب) des Herrschers von Mosul, Moschähid-ed-din Salmas, und nachdem dieser Fürst gekürzt war, trat er als Chef der geheimen Kanzlei

(ديوان الرسائل) in den Dienst des Izz-ed-din Mes'üd. Nach dem Tode des Letztern scheint er bei dessen Sohne Nur-ed-din Arslanschah zwar jene hohe Stelle nicht lange innegehabt zu haben, doch blieb er in seinen Diensten, da auch seine Biographen ihm als Geheimschreiber volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nur erst nach eingetretener Lähmung an Händen und Füßen zog er sich ganz von öffentlichen Geschäften zurück und lebte dem stillen Kreise der ihn besuchenden Großen und Gelehrten. Sein Vermögen vermachte er einem Kloster, das er in einem nahe bei Damascus gelegenen Kleden errichten ließ. Die gewonnene Rufe ließ ihn nicht unthätig sein, sondern machte ihm die Herausgabe mehrer auf die Koranexegese, Traditionenlehre und Grammatik bezügliche Werke möglich. Die vorzüglichsten derselben sind: 1) *El-Inskaf*, d. i. iusta disjunctio, ein großer Commentar zum Koran, der hauptsächlich die Bereinigung der beiden von Halebi und Zamaascheri herausgegebenen Commentare beabsichtigt. *J. Gh.* Tom. I. 1362. 2) Ein grammatisches Werk unter dem Titel: *El-Bed'*. S. a. a. D. Tom. II. 1755. 3) Die unter dem Namen „Die Söhne und Schüler“ unter den Übersetzern der Aussprüche Muhammed's bekannten Traditoren. X. a. D. n. 1943. 4) Der Sammler der Grundlagen der Übersetzungen des Propheten. Ein großes Werk, das er in drei Grundpfeiler eingetheilt hat. X. a. D. n. 3869 und Bibl. Medic. Catal. n. CLIV. Bibl. Bodl. n. 1061 und Bibl. Casir. n. 574 u. 575. 5) Die Edelsteine und Perlen, Dialecte und Dialecte oder Abhandlungen des Bezir Dschähd-ed-din Ali Isfahani enthaltend. Sein Titel

ist: *El-Dschewähir we El-Le'ali*. 6) Eine Sammlung seiner eigenen Entschreibungen (Diwan el-res'ul). 7) Eine Überarbeitung des unter dem Titel: *Foadil*, von Ibn-elchädn in einer größern und kleinern Ausgabe besorgten grammatischen Schrift. 8) Das Buch der Väter und der Mütter. 9) Auswahl (Mochärar) über die lobenswerthen Eigenschaften der Frommen. 10) Eine ähnliche Auswahl von Gebeten und Gebetsbegehungen Als Lah's. 11) Ein Werk, betitelt: *Der Endpunkt* (Nihäjet) über die seltenen Ausdrücke in den Übersetzungen, benutzt von Pococke in der *Port. Mos.* p. 56 u. 120, und endlich 12) eine grammatische Schrift unter dem Titel: *El-Bahir*, der Glänzende. *J. Gh.* II. n. 1619. *Mosbärel* starb 606, d. i. 1209 oder 1210. Vgl. *Abulf.*, Ann. Mosl. IV. 240. *Ibn Chall.* u. 562. *Poc.*, Spec. p. 367. *d'Herb.* unter Athir, und die Aufzählung von *Reiske*. de *Rossi* I. c. p. 42. Der jüngste endlich der drei Brüder, der im J. 558 im Monat Schabän (in der Mitte des J. 1163) zu Dschesjret geboren.

Abul'Isa' Nasrallah, mit dem ehrenben Beinamen Dhija-ed-din (Leuchte der Religion), war noch mehr Staatsmann als seine Brüder, und diente als solcher mehrern Fürsten aus dem Hause der Ejubiden. Nachdem er mit seinem Vater 579 (1183) nach Mosul gezogen und seine Studien im Koran, der Traditionenlehre, der Lectüre der alten und neuen Dichter, der Rhetorik und Grammatik vollendet, und vorzüglich sein Gedächtniß im Auswendiglernen bis zu einem bewundernswürdigen Grade geübt hatte, begab er sich an den Hof des berühmten Saläh-ed-din (April 1191), trat auf kurze Zeit in seine Dienste, und übernahm auch in demselben Jahre das Regirat bei dessen Sohne, Melik Adhal Nur-ed-din, mit dem er auch nach des Vaters Tode in die Residenz Damascus ging, wo er die Verwaltung der Regierungsgeschäfte im weitesten Umfange übernahm. Wie bekannt, ging Damascus nicht nur, sondern auch Aegypten für seinen Herrn verloren, und das vielleicht nicht ohne Schuld des Regiers, der überhaupt bei den Unterthanen nicht sehr beliebt gewesen zu sein scheint, wie seine Verfolgung in Syard beweist. Erst in Samosata wagte er sich wieder vor seinen Herrn, und blieb bei ihm bis zum J. 1211, wo er sich in den Dienst dessen Bruders zu Haleb, Melik Azäbir, begab, aber wahrscheinlich nicht sehr gut aufgenommen oder sehr bald wieder entlassen wurde, weil wie ihn binnen Kurzem wiederum in Mosul zurück sehen. Hier beschäftigte er sich theils mit den Wissenschaften und schriftstellerischen Arbeiten, theils besand er sich auf Reisen, wie wiederholt in Arabien, Censchar, Damascus, wo er zehn Jahre verweilte, und zuletzt in Aegypten. Endlich starb er zu Bagdad zu Ende des J. 1239, wohin er in Aufträgen des Herrschers von Mosul gereist war. Seine Werke sind hauptsächlich schöngeistigen und stylistischen Inhalts, da er eine große Anzahl Gedichte auswendig wußte und in der Elegistik als Meister gilt. Ich nenne unter denselben folgende vier: 1) Die gezeigte Schmückung (الرشى المرقوم), in drei Abschnitten, enthaltend die Lösung oder Analyse von Ge-

dichten, Koranversen und Traditionen des Propheten. Er verweist auf dasselbe biawellim im 2) Buche über die Regeln, die der Secretair und Dichter zu beobachten hat.

Es hat dieses den Titel: *المثل السائر*, und galt als Musterchrift für die Folgezeit. Bgl. *B. Gh.* 3) Das stylisirte Werk: *المعاني المختصرة في صناعة* *الاشعة* (statt *مختصرة* liest *عسفة* *عسفة*, und *B. Gh.* hat sich ganz im Vers. geirrt), und 4) ein ähnliches unter dem Titel: *الاجماع في صناعة الترتيل*. Auch kennt man von ihm eine poetische Anthologie, die er aus den berühmtesten alten Dichtern zusammentrug. Bgl. *Ibn Chall.* n. 773 und *Abulf.*, *Annal.* Mosl. IV, 142.

8. Abu'lhasan Ali, Ibn-elbawwab, der Sohn des Thürhüters, das sein Vater Hilal war, genannt, führte auch den Namen Ibn-elisiri, oder des Sohnes des Vorküblers, d. h. der den Dienst an dem dem Eintritt vorgezogenen Verbanke hat. Wichtiger ist er uns durch die Berühmtheit, die ihm seine Kunst im Schönschreiben verschaffte, in der er alle seine Vorgänger übertraf, und mit allen seinen Nachfolgern verweilte. Er gilt als das allgemeine Vorbild in der Kalligraphie, war aber auch sonst unterrichtet und gab den Erzähler an der Kathedrale in Bagdad ab. Ibn Chalikān (n. 468) und Abulfeda (*Ann.* Mosl. III, 54) nennen seine Lehrer in verschiedenen Häusern, und Zuhman (*Consp. oper.* Ibn Chalikān. p. 3 u. 4 in der Anmerkung) gibt seine Verdienste um die Schreibkunst aus seinem Schriftsteller genauer an. Er starb nach Ibn Chalikān 413 (1022) oder 423 (1032), nach Abulfeda 412 (1021) oder 413, und hinterließ ein Gedicht, auf Ra ausgehend, über die Schreibkunst, dessen Hadshi Chalfa nebst Commentar genauer gedenkt.

9. Ibn-elcutija, der Sohn der Gotth. Abu Bekr Muhammed Ben Omar, gewöhnlich Ibn-elcutija genannt, stammte eigentlich aus Sevilla, er aber war in Cordoba geboren, besuchte auch die Schulen der gelehrten Männer beider Städte, und bildete sich vorzüglich in der Kritik und Grammatik aus, war aber auch in der Traditionenlehre, Jurisprudenz, Sagen Geschichte u. dergleichen, und zog selbst wieder um so mehr Schüler, je älter er wurde. Er starb im J. 367 im Rebi I. (d. i. gegen Ende des J. 977). Barum er Sohn der Gotth. heißt, hat uns Ibn Chalikān (n. 661) vollständig erzählt. Einer seiner Vorfahren hatte sich nämlich mit einer gotthischen Fürstin Spaniens verheiratet, und dieser Großmutter zu Ehren gaben die Nachkommen Ibn-elcutija. Unter seinen Schriften steht oben an seine Abwandlungslehre der Verba (*H. Ch.* I. n. 1025).“ Sie brach in dieser Wissenschaft Bahn. Dann hinterließ er noch einen Traktat über die Nomina, die man Maasdar und Mendaad nennt; ob aber die von Zuhman in der Biogr. univ. ihm beigelegte und auf der pariser Bibliothek befindliche Geschichte der Eroberung

Spaniens, die de Hiennes zu übersetzen begonnen und Cardonne in seiner Geschichte Afrika's benutzt hat, ihn wirklich zum Verf. habe, muß einstweilen noch auf sich beruhen, und könnte nur durch Ansicht der Handschrift selbst glaubhaft gemacht werden.

10. Ibn-elchazui. Abu'lhasan Abd-el-rahman Hen Ali, mit dem Ehrennamen Dschamal-el-din, Schönheit der Religion, führte sein Geschlecht auf die Koreischiden zurück, und erhielt den Namen Ibn-elchazui von einem seiner Vorfahren, Dschafar, der den Beinamen Dschazui hatte entweder von dem bekannten Orte Dschazui oder Fordhat el-dschazui (d. i. Anterplatz Dschazui, den aber der Camis nicht kennt), oder weil er von einem auf der Westseite Bagdads gelegenen Orte, wo man Wasser holte (dschau), gebürtig war. Den Namen Dschuzi auszusprechen, ist also hier wenigstens falsch, obwohl es anderwärts richtig sein könnte, da Dschuzi ein nicht unbekannter Ort im Gebiete von Mosul ist. Dieser Abu'lhasan war einer der berühmtesten Männer seiner Zeit, gelehrt in den Traditionenwissenschaften, Geschichte u., und dabei ein geistreicher Kalligrapher. Auch rühmt man seine Gewandtheit, mit deren Hilfe er sich geschickt aus den Streitigkeiten zwischen den Sunniten und Schiiten in Bagdad, wo er 597 (1201) starb, zu ziehen wußte. Er selbst hielt sich zu der orthodoxen Seite der Handballen und lebte auch das Recht nach deren Ansichten. Überdies war er Dichter, scheint aber doch freisüchtig gewesen zu sein (vgl. *Abulf.*, *Ann.* Mosl. III, 604. IV, 194). Er hinterließ eine Anzahl von Schriften, und unter ihnen höchst bedeutende, so daß Ibn Chalikān selbst seine Bewunderung über die Masse bezeugt, was er schied, nicht zurückst. Das Verzeichniß seiner Werke, Nr. 114 der Gött. gel. Anzeigen 1837, und in dem besondern Abdrucke (über die Quellen des Werkes: *Ibn Chalikāni vitae illustrium virorum*. Ein Beisatz zur Gött. der arab. Lit. v. Ferd. Wüstenfeld) S. 42 fg., obwohl es derselben zu der Zahl 35 steigt, enthält doch nicht mehr als etwa das Drittheil derselben, da Hadshi Chalfa allein über hundert anführt und vorzusprechen ist, daß auch dieser sie nicht alle gekannt habe. Bgl. *Ibn Chall.* ed. Wüstenfeld, Fasc. IV, p. 67 sq. Abulfeda und Andere haben seine Schriften mehrfach benutzt. Bgl. auch de Rossi I. c. p. 86, wo eine Verwechslung mit dem Gilt (Entel) Ibn-elchazui (vgl. Wüstenfeld im Beitr. zur Gesch. der arab. Lit. S. 44) vorgefallen ist.

11. Ibn-el-fardhi. Abu'lwelid Almalah, Sohn Muhammed's, aus Cordoba, gewöhnlich Ibn-el-fardhi genannt und Ausgangs des J. 962 geboren, zeichnete sich als Kenner des Rechts, der Traditionenlehre, einiger ihrer Hilfszweige und der schönen Wissenschaften aus, und trat als Dichter auf, wie die von Ibn Chalikān gegebenen Proben beweisen. Im J. 382 (992) reiste er nach Äfen, vollzog seine Wallfahrt und besuchte den Unterricht mehrerer ausgezeichneten Lehrer. Hierauf erhielt er die Professur in Valencia, erlag aber bei der Eroberung Cordoba's durch die Berber (gegen das Frühjahr 1013) den Streichen der Sieger, und ward erst nach drei Tagen ohne sich zu erschrecken, selbst ohne gewaschen worden

zu sein, begraben. Unter seinen Schriften zeichnet sich vorzüglich seine Geschichte Spaniens (*H. Ch. II, 2165*), die Ibn Beshkmal in seiner Silet fortsetzte, aus. Dergleichen schrieb er eine Geschichte der Dichter Spaniens, und andere Werke, wie aus Ibn Chalikān (n. 358) und Hadshi Chalsa zu ersehen ist.

12. Ibn-el-sorā. Muhammed Ben Abd-el-rehīm, unter obigem Namen bekannt, wurde im J. 735 (1335 n. Chr.) geboren, war zwar als Jurist im Sinne der Hanfiten von Bedeutung, was auch die ihm von seinen Lehrern ausgestellten Diplome der Erlaubnis, um selbst ihre Vorträge zu lehren, beweisen, uns aber gilt er mehr durch seine umfassende Chronik, die ebenso selten in Europa als in Asien zu sein scheint. Hadshi Chalsa kennt das 25 Bände füllende Werk gar nicht, und in Europa ist nirgends etwas davon vorhanden, mit Ausnahme der 10 Bände, die die Wiener Bibliothek aufbewahrt. Dieses Riesenswerk begann wahrscheinlich mit der Muhammedanischen Zeitrechnung, und ging bis gegen die Zeit seines Todes (807 d. i. 1405). Auch umfaßt es nicht gewisse Personen oder eine bestimmte Zeit, sondern es ist durchaus universell, und obwohl durch Schreibweise und kritische Auffassung weniger empfehlenswerth, indem es die verschiedensten und oft entgegengegesetzte Nachrichten unter und neben einander stellt, ohne sich eine Befestigung oder Aburtheilung zu erlauben, so enthält es doch kostbare Berichte selbst aus unbekannten Schriftstellern, und ist für die Geschichte der Kreuzzüge, zumal vom Tode Salah-ed-din's an, unschätzbar. Jene 10 Bände der Wiener Bibliothek, die die Zeit vom J. 1104 bis zu Ende des 14. Jahrh. umfassen, wanderten 1809 mit nach Paris, und dort beschäftigte sich Jourdain mit einem umfassenden Auszuge aus denselben. Letztern übersehte er auch zum großen Theil, das Ubrige desselben schrieb er im Texte ab; seine Arbeit aber liegt jetzt in der königlichen Bibliothek als ihr Eigenthum. Im J. 1815 wurde bekanntermaßen auch diese Handschrift wieder nach Wien zurückgeholt, und so bedauert denn Reinwald, der Jourdain's Auszüge in seinen Extraits des Historiens Arabes relativs au guerres des Croisades benutzt hat und ihren Werth damitbar anerkennt, daß der Epitomator seine Arbeit nicht über die ganze Zeit der Kreuzzüge ausgedehnt hat. Sie umfassen nämlich nur das 13. Jahrh.; wahrscheinlich aber ist das ganze Werk eine der vollständigsten und bedeutendsten Geschichten im Orient, mag aber eben um seiner Ausdehnung willen wenig oder gar nicht abgeschrieben worden sein.

13. Ibn Hās. Der Scheich und Imam Abu Abdallah Muhammed Ben Ahmed Ibn Hās (nicht Ajās, was falsch ist), zur Secte der Hanefiten gehörend, seiner Abstammung nach ein Aferkese (جرسي), aber in Ägypten wohnhaft (مصرى), gilt für einen der bedeutendsten neuern Historiker Ägyptens. Da er, wie wir wissen, das eine seiner Werke bis zum J. 928 (begl. 1. Dec. 1821) fortgeführt, so haben wir auch von ungefähr die Zeit seiner Blüthe bestimmt, und er geht dann

allerdings über die Zeit Sojuti's, der 1505 starb, hinaus. Von allen seinen Werken hat sich vorzüglich das Ansehen verschafft, welches sich unter dem Titel „Seruch der Blumen über die Wunder der Gegenden“ in den Bibliotheken von Orford, Paris, Wien, im Secularis und anderwärts befindet. Es ist eine Kosmographie, und nachdem sie zuerst Pococke, Petis de la Groir der Vater, vielleicht auch Deshauteseray und zuletzt Langlis in seinem *Mémoire über Persepolis* und anderwärts, und de Sacy (J. B. in den *Mémoires de l'Acad. Tom. XLVIII. p. 758—760*) benutzt hatten, machte es vorzüglich der Auszug desselben von Langlis in den *Not. et Extr. de la Bibl. Roy. (Tom. VIII. p. 1—131)* mehr bekannt. Wir verweisen wegen des Weitern auf diesen Artikel. Ein anderes nicht weniger wichtiges Werk von ihm ist die Geschichte Ägyptens, die die Aufschrift führt: *Miracula splendoris in eventis temporum (H. Ch. II. n. 1707 und MSS. der pariser Bibl. n. 673. B)*. Es besteht aus zwei (nach Andern aus vier Bänden), und enthält die Quintessenz aus 37 benutzten Schriften. Einiges über den im Grunde bedachtigsten Gang und den Inhalt desselben findet sich bei Hadshi Chalsa a. a. D. Endlich noch ist sein Nuzhet el-onem „Ergößung der Wünsche“ zu erwähnen, in welchem er ebenfalls historische Merkwürdigkeiten und Aussprüche mittheilt.

14. Ibn-el-chauh, der Sohn des Kancellebrers. Muhammed, der Sohn Abdallah's, mit dem Ehrennamen Lisān-ed-din, Junge der Religion, geborene von Hause aus einer syrischen Familie an, die sich nach Spanien übersiedelte, und in Vera zuerst ihren Aufenthalt nahm. Von hier wandte sie sich nach Cordoba, alsdann nach Toledo und zuletzt nach Granada. Sie erwarb hier nicht nur bedeutenden Reichtum in liegenden Gründen, sondern zeichnete sich auch durch gebildete, tapfere, im Staatsdienste gewandte Abkömmlinge aus. Nach seiner eigenen Erzählung (*Casir. II, 71 sq.*) war sein Großvater Anführer der Ketzer, und sein Vater, der ein entschiedener Freund der Wissenschaften war, besetzte die Gouverneurstelle von Granada, und starb daselbst, geliebt und geschätzt, am Ende des J. 1340. Muhammed selbst gewann, obwohl nach harten Erfahrungen, die Gunst des Königs Abdallah von Granada, und mit ihr den Besitz der bereits confiscirten Güter seines Vaters. Er wurde sein erster Minister, sobald die Verwalter des Königreichs fast ganz allein auf seinen Schultern lag. Diese hohe Stellung verbandte er unfruchtig auch seinen Kenntnissen. Obwohl er tüchtige Studien in der Philosophie, Mathematik, Medicin und Rechtslehre gemacht hatte, so ist er uns doch als Schriftsteller hauptsächlich um seiner historischen Werke willen höchst schätzenswerth. Aus aller dieser Vorträge fand er ein trauriges Ende. Er ward, schuldig oder unschuldig, nachdem er mehreren Königen gedient, unter Äthar als Verräther angeklagt, in das Gefängnis geworfen, und daselbst umgebracht im J. 1374 oder 1375, etwas über 61 Jahre alt. (Er war gegen das Ende des J. 1313 geboren.) Seine Schriften hier aufzuzählen, hat uns Gaffri durch seinen Auszug (U. 72) erspart. Zwei seiner

vorzüglichste Werke besitzt der Escurial (vgl. ibid. Cod. 1771) vielleicht im Original, und Hadshi Chalsa führt deren wenigstens 12 auf, z. B. Tom. I. n. 116. n. 1106. Tom. II. n. 2057. Auch finden sich in der Collectio rerum Sicularum von Gregorio Auszüge zur Geschichte der Aglabiden in Afrika und Sicilien gehörig, aus der von Casiri unter Codex 1771. n. 1 angegebenen Chronologie der Herrscher von Spanien und Afrika; und nach der Biograph. univ. besitzt die pariser Bibliothek eine Biographie des Ibn-elmocaffa und seiner Familie von Ahmed Ben Muhammed, dem Koranleser (El-Moerri). Vgl. Anthol. grammat. von de Sacy. S. 444 (62).

15. Ibn-elmocassa, der Sohn dessen, der zusammengekrumpfte Hände hat. Dieser Secretair des Abalassen Abu Dschafar Mansur (oder nach Andern seines Rheims Isa), war seiner Geburt nach ein Perser, und führte als solcher den Namen Ruzbeh (روزبه). Seine frühere Religion, die der persischen Magier, ver tauschte er später, nachdem er längere Zeit unter Muhammedanern zugebracht, mit dem Islam. Sein Vater Dabusch nämlich verwaltete unter dem bekannten strengen Statthalter von Irak, Heddschschäsi, die Einnahme der Aufstagen in seiner Provinz wie in Persien, machte sich aber harter Bedrückungen schuldig, und sah deshalb die Tortur über sich verhängt. Zu Folge letzterer trug er einen zusammengekrumpften Arm davon, und erhielt den Beinamen Mocassa, was einen Unglücklichen der Art bezeichnet. Sein Sohn Abdallah trat in den Dienst des Isa, des väterlichen Rheims der beiden Abalassen, Cassab und Mansur, blieb aber stets im Verdachte, durch den Wechsel seines Glaubens nicht eben ein strenger Muhammedaner geworden zu sein, hauptsächlich deshalb, weil er es wagte, der unnachahmlichen Gültigkeit der Schreibweise des Korans es gleich zu thun, oder sie noch zu übertreffen. Auf gleiche Weise versuchte ihn sein Hang zur Spötterei zu mancherlei unvorsichtigen Schritten, und es blieb diese selbst nicht ohne Einfluß auf sein tragisches Ende. Da er in seiner Eigenschaft als sehr geschickter Secretair die Urkunde abzufassen beauftragt ward, in welcher Mansur die Amnestie zu Gunsten seines rebellischen Rheims Abdallah aus sprach und andere Stipulationen von beiden Parteien eingegangen wurden, gestif die Ausführung dieses Auftrags dem Mansur nicht, welcher nicht nur den erwähnten Rheim 756 oder 757 hinopferte ließ, sondern auch dem Gouverneur von Basra, Cossan, einem Sohne des Moawija, den Befehl zur Ermordung des Ibn-elmocassa zuschickte. Cossan, der oft der Gegenstand der stehenden Spötterien jenes Unglücklichen gewesen war, hatte nichts Eiligeres zu thun, als einen Theil des Körpers nach dem andern von seinem Dfser in einen geheizten Ofen werfen zu lassen, und zuletzt den Kumpf, hinter welchem er den Ofen schloß. Seine Grausamkeit aber verhällte Cossan unter dem Vorwande, einen Gottesverächter hingerichtet zu haben (vielleicht 757 oder etwas später).

Abdallah rettete sich als Kenner des Persischen die Unvergesslichkeit seines Namens dadurch, daß er mehrere

X. Capit. v. B. n. 2. Zweite Section. XV.

alte Werke aus dem Pehlvi in das Arabische übersezte. Darunter befindet sich das vollständig von de Sacy herausgegebene Fabelbuch Kalila we Dimna, und die alte persische Geschichte (Tartich El-Fars), die die Quelle des Schahnamah ist (H. Ch. II. n. 2267), und auch den Titel Sijer el-molak in der arabischen Uebersetzung führt. Ebenso verfasste er Auszüge und Sammlungen aus den Aristotelischen Schriften *Karrogia* und *Neqi iqarizis*, und hinterließ Gedichte, die sich in der bekannten Sammlung Hamassa finden. Schließlich ist zu bemerken, daß man ihn oft mit dem Jäuberer Moanna verwechselt hat. (Nach de Sacy, Cal. et Dimna, p. 9 sq. und Hadshi Chalsa.)

16. Ibn Schobbeh. Taeki-ed-din Abu Bekr Ben Ahmed, wurde gewöhnlich Ibn Challa Schobbeh genannt, während sein eigentlicher Name verloren gegangen zu sein scheint, wenn nicht das Ben vor Ahmed ein Fehler ist. Er heist der Damascener und verwaltete das Richteramt. Er starb 851 (1447) und ist uns durch seine hinterlassenen Schriften wichtig geworden. Unter denselben nennen wir seine Geschichte des Islam (H. Ch. I. n. 951); seinen Commentar zu dem Werke über die Schafitischen (denn er gehörte selbst dieser Sekte an) Rechtslehren von Abu Ischak Schirazi, betitelt: Tenbih (s. ebenda. II. n. 3639 und S. 436); seine Biographien Schafitischer Rechtslehrer unter dem Titel: Tabacat, d. i. Classen (vgl. Catal. libr. MSS. Bibl. Goth. ed. Mäler. I. p. 80. n. 274); sein Auszug von Traditionen, betitelt: El-Lewami; El-Modhjet; eine Lebensbeschreibung des Hauptes seiner Sekte Schafisi; scharfsinnige Bemerkungen zu dem Werke des Canevi über die Schafitischen Rechtslehren, welches dieser unter dem Titel Mo-hymmat herausgab, und andere Werke, die sich auf verwandte Gegenstände beziehen. Sein Sohn war wahrscheinlich

17. Bedr-ed-din Muhammed Ibn Abi Bekr Asedi, der ebenfalls von seinem Aufenthaltsorte der Damascener heist. Doch nennen ihn die Biographen nur Schobbeh. Er ist Verfasser einer Biographie des Nur-ed-din Mahmud Ben Zenki, die er unter dem Titel „Die kostbare Perle (El-Dorr El-Themini)“ herausgab, und zweier Commentare, eines größern und eines kleinern zu dem Werke Minhadsh von Newewi (vgl. Catal. ed. Mäler. n. 20 und 23).

18. Ibn Coteiba. Abu Muhammed Abdallah Ben Moslim, ein berühmter Linguist und Geschichtschreiber der frühesten Zeit, gewöhnlich Ibn Coteiba genannt, genoss während seines Aufenthalts in Bagdad, wo er als Lehrer auftrat, und seine zahlreichen Werke schrieb, die größte Achtung. Er selbst soll auch in letzterer Stadt (Anderer sagen in Kufa) geboren sein, und da sein Vater aus Merwo herkommen soll, nennen die Biographen diesen Ibn Coteiba auch Merweji, sowie Dineweri, weil er in Dinewer eine Zeit lang das Richteramt versah. Uns gewissherr herrscht ferner über sein Todesjahr, während er zuverlässig im J. 213 (828) geboren wurde. Jenes schwankt zwischen den Jahren 270 und 276, unter welchen Angaben Ibn Challikan der letztern den meisten

Glauben schenkt, d. i. also Ausganges des J. 889. Von seinen Schriften, die sich zum großen Theile nach dem eben genannten Biographen bei Hamaker (Spec. Catal. p. 2 sq.) und in der Ausgabe von Wüstenfeld's Ibn Chalikán n. 327 finden, dürfen wir hier um so weniger sprechen, als derselbe Gelehrte in seiner fleißigen Schrift: „Über die Quellen des Werkes: *Ibn Chalikán vitae illustrium virorum*“ (Stöttingen 1837) von S. 3 an deren nicht weniger als 23 aufzählt, die zwar aus Chalik's Chalsa ergänzt werden müssen, aber doch dem bedeutendsten Theil derselben ausmachen. Außer den daselbst angeführten Quellen vgl. noch Abbollat. S. 481 (25) und Anthol. grammat. ed. de Sacy p. 129 (58).

19. Ibn Chaldún, dessen vollständiger Name Welid-din Abu Zeid Ahd-el-raham Ben Muhammed ist, und mit dem Zusage Hadhrami, d. h. der seine Abstammung aus Hadhramaut ableitet, und Ischbilli, d. i. der aus Sevilla gebürtig, bezeichnet wird, während der Ursprung der Benennung Ibn Chaldún ungewiss bleibt, ist einer der ausgezeichnetsten arabischen Schriftsteller, den Einige mit Montesquieu verglichen haben. Sein gesundes Urtheil, seine geübene Gelehrsamkeit und seine sichere Kritik haben ihn den Arabländern höchst schätzenswerth gemacht, dagegen scheint er nicht ganz sicher gewesen zu sein, von seinen eigenen Landesleuten misverstanden zu werden, und er verfiel deshalb in den vor dem eigenen Richterthum aus jenem Grunde leicht zu entschuldigenden Fehler der Weisheitslosigkeit und unnügen Wiederholung. Doch tritt diese Erscheinung nicht in allen seinen Werken hervor. Ibn Chaldún wurde im J. 732 den 1. Ramadhan (beg. 4. Oct. 1331), also in der Mitte des J. 1332, zu Tunis in einer angesehenen Familie geboren, und hatte außer bei andern Lehrern auch bei seinem Vater Unterricht, der sich vorzüglich in den Wissenschaften des Korans, der Uebersetzungen, und in der Grammatik, Poesie und Jurisprudenz bewegte. Mit dem J. 749 (beg. 1. April 1348), wo er seine Eltern in Folge der herrschenden Pest verlor, trat er in den Dienst des allgewaltigen Gouverneurs seiner Vaterstadt, Muhammed Ben Isafarin, und wurde beiher dazu gebraucht, mit großen Schriftsätzen auf die Regierungsacten die Togra (oder den Schriftzug) des höchsten Sultans aus der Dynastie der Hafsiden, Abu Ischak Ibrahim Ben Abi Belr, zu schreiben, welche in den Worten bestand: „Eod sei Gott und Dank sei Gott!“ Die in Africa eindringenden Unruhen änderten auch seine Lage. Wir finden ihn am Hofe von Fez in dem Dienste des dortigen Herrschers, Abu Dhimán Haris Ben Ali Ben Dhimán, der ihn mit Auszeichnung behandelte, und nach dessen Tode beim Sultán Abu Salim, der außer Fez einen großen Theil des nördlichen Africa beherrschte. Seine ausgezeichnete schöne Handschrift öffnete ihm die Anstellung in der Kanzlei. Nachdem er noch andern Fürsten gedient, begab er sich im J. 784 (beg. 17. März 1382) zunächst nach Alexandria und von da nach Kahira, wo er seinen Aufenthalt aufschlug und öffentliche Vorlesungen hielt. Darauf ernannte ihn im J. 786 (beg. 24. Febr. 1384) der Sultán von Aegypten und Syrien, Barsuf, zum Vorkant

der Kabi der Sekte der Malekiten in Aegypten, allein schon im nächsten Jahre sah er sich wieder entsezt, da ihn die Großen des Hofes, aus deren Empfehlungen und Anträgen er in der Ausübung seines Amtes keine Rücksticht nahm, um dieser seiner Unparteilichkeit willen, welche man dem Sultán in einem solchen Richte darzustellen wußte, verdächtigen. Lange Zeit scheint er von jetzt an ohne ein öffentliches Amt gewesen zu sein, bis ihm im J. 801 (beg. 13. Sept. 1398) der Sultán seine frühere Stellung zurückgab. Er behauptete sie bis nach dem Tode Barsuf's, nämlich bis zu Anfange des J. 803 (beg. 22. Aug. 1400), wo ihn der Sohn des Verstorbenen und neue Herrscher, El-Malik El-Malik Faradsch, zwar absetzte, aber mit nach Syrien nahm, als er dem Tamerlan entgegenzog, um ihn von der Eroberung seiner Länder abzuhalten. Ibn Chaldún's Schicksale werden von nun an verschieden erzählt. Nach de Sacy (in der Biogr. univers. und Chrest. Arabes) kam er, als der mögliche Herrscher Damascus eroberte, gefangen in dessen Lager, und erwarb sich daselbst durch die Annahme seiner Unterhaltung die Gunst Timur's. Als dieser Syrien verließ, wurde auch er nach Kahira entlassen. Nach Ahmed Ben Arabischah, dem Biographen Timur's (herausgegeben von Solius und Ranger), soll er diesem sehr den Hof gemacht und keine Schmeichelei vernachlässigt haben, sich in dessen Gunst zu setzen. Darauf habe er die Erlaubnis erhalten, sich in Kahira seine Familie und Bücher zu holen und sobald als möglich wieder am Hofe Timur's zu erscheinen. Anders erzählt Chalik's Chalsa (Tom. II. n. 2085). Nach dem, was man sage, spricht dieser, war er Richter von Haleb, als Timur diese Stadt einnahm. Er gerieth in Gefangenschaft, und erwarb sich während derselben die Gunst des Herrschers, der ihn nach Samarkand mit sich nahm. Hier sagte er eines Tages, daß er ein großes, alle wichtige Begebenheiten enthaltendes, Werk verfaßt, dieses aber in Aegypten gelassen habe; es werde nun wahrscheinlich Barsuf (seine offenbar fehlerhafte Angabe) sich desselben bemächtigen. In Folge dessen erhielt Ibn Chaldún die Erlaubnis, nach Aegypten zu reisen und jenes Werk herbeizuholen. — Soweit Chalik's Chalsa, dessen Bericht allerdings mehr Fragen veranlaßt, deren Beantwortung hier zu weit führen würde. Wir wissen so viel, daß dieser Schriftsteller noch im J. 803 seine frühere Stelle als malekitischer Großrichter in Kahira einnahm, darauf wiederholt verlor und wiederholt erhielt, bis er im Besitze derselben, 76 Jahre 25 Tage alt, in den letzten Tagen des Monats Ramadhan (den 25.) 808 (d. i. im März 1406) starb.

Unter seinen Werken hat keins weder im Orient noch im Occident eine solche Berühmtheit erlangt, als das unter dem Titel: *El-Iber we Diwan el-mubtada we el-khabar*, d. h. die Beispiele und die Sammlung des Subjuncts und des Attributs (d. h. Geschichte der Anfänge der Nationen, vorzüglich der Araber und Berber, und der Begebenheiten, die sich in der Folge der Jahrhunderte zugetragen haben), enthaltend die Tage (Schlachtstage) der Araber, Perser und Türken (Fi ejjam El-Arab we El-Adschem we El-Berber), bekann. Je berühmter es aber

ist, desto seltener ist es selbst im Orient. Das ganze Werk findet sich übrigens in Europa vielleicht in keiner einzigen Bibliothek, wenn nämlich der von Paris aus gemachte Versuch, es ab schreiben zu lassen, nicht in Vollzug gesetzt worden sein sollte; man besitz gewöhnlich nur den unter dem Titel: *Einselne oder historische Prolegomena* (Moacaddemet si el-tarih) bekannten dritten Theil des Mozan, der allerdings allein bis auf die neueste Zeit dazwischen mit nie unterbrochener Theilnahme studirt worden ist. Denn noch jetzt beschäftigen sich die Osmanischen Minister und Staatssecreteure mit ihm, um sich in der Politik und im Style auszubilden. In Europa scheinen diese Prolegomena zuerst durch Hammer-Purgstall (vgl. dessen Geschichte des osman. Reichs. III, 765. Derselbe berührt auch das Gespräch Ibn Chaldun's mit Zametlan, ebenda, I, 301) bekannt geworden zu sein. Schon in seiner encyclop. Übersicht der Wissenschaften des Orients (J. B. S. 290) gab er Bruchstücke derselben heraus. Hatte doch selbst der Saary zur Herausgabe seiner Lesefrühe in der ersten Ausgabe der Christomathie (II, 387—393, 401—573) und der Stelle im Abollatif (S. 241 u. 242) nur ein Fragment einer Handschrift jener Moacaddemet, bis es ihm im Verlauf des Druckes des letzten Werkes gelang, durch den französischen Gesandten in Constantinopel, Sebastiani, ein vollständiges Exemplar für die pariser Bibliothek zu erhalten. Aus diesem erschienen nicht nur n. IV und V des Appendix im Abollatif (S. 509 fg.), sondern auch die Studie in der zweiten Ausgabe der Christomathie, vorzüglich Th. I. S. 118 fg. des Textes und 370 der Übers., Th. III. S. 106 fg. des Textes und 279 fg. der Übers. und Th. II. an verschiednen Stellen, sowie in der Anthol. grammat. S. 167 fg. des Textes und 408 der Übersetzung. Doch benutzte der Saary bei Herausgabe der Christomathie und Anthologie noch zwei andere vollständige Manuscripte (wovon ihm das eine der Generalconsul von Frankreich in Bagdad, Rousseau, geschenkt hatte, das andere aber zu der Sammlung der Codices gehörte, welche derselbe Rousseau an den Kaiser von Rußland verkaufte), und zwei ihm zugehörige Bruchstücke; wovon das eine in Aien geschrieben, das andere auf seine Kosten in Tanger copirt worden ist. Außerdem besitzt Hammer-Purgstall ein beträchtliches Bruchstück; dagegen verwahren mehrere Bibliotheken Constantinopels das ganze Werk, das auch den Titel: *Tarih Ibn Chaldun* (H. Ch. II, n. 2085) führt. Wieviel enthält das in der lebendigen Handschrift mit n. 1768 bezeichnete Manuscript mehr als die Prolegomena, von denen eine von dem zu Rodos im J. 1749 verstorbenen Rusti Pirafade verfaßte türkische Übersetzung in der Türkei viel gelesen wird, und das mit Recht, da diese Arbeit eigentlich mehr als Übersetzung ist (vgl. Gesch. des osm. Reichs. VIII. S. 120, 235 u. 253). Da nämlich das Original hienieden dunkel ist, und die Gedanken nicht nur der gehörigen Verbindung, sondern auch der zur Einsicht erforderlichen Entwicklung, und die einzelnen Abschnitte oft des innern Zusammenhangs ermangeln, trotz dem, das sie des Verf. richtige Urtheilskraft, seinen Gesinnung, Geschamkeit und ausgedehnte Kenntnisse verrathen, so

hat der Übersetzer sich bemüht, durch geschickt angebrachte Zugaben und Ergänzungen die Deutlichkeit zu verbessern, sowie überhaupt nach den Versicherungen der Urtheilfähigen die Fehler des Originals zu verbessern gesucht. Das bei sind die Zuthaten sorgfältig von dem durch Bemerkungen unterschieden worden, was dem Verf. angehört, und wenn auch dadurch die Übersetzung um ein Drittel stärker geworden sein soll, als das Original, so ist doch der Nutzen des Werkes vergrößert, und sein Studium nicht nur angenehmer gemacht, sondern auch erleichtert. Wegen der Wichtigkeit des Werkes in mehrfacher Hinsicht gab sowohl der unglückliche Prof. Schulz in den October- und Novemberheften des Journal Asiatique (Tom. VII. p. 219 sq. und 279 sq.) vom J. 1825 eine sehr ausführliche Inhaltsanzeige der Prolegomena, als auch der Saary in der Biogr. univers. unter Ibn Chaldun. Beide Quellen sind nicht allgemein zugänglich, deshalb darf auch hier eine kurze Inhaltsanzeige nicht übergangen werden, die wir aus jenen Schriften entlehnen, wenn es auch nur deshalb geschehe, um in irgend einem Leser, der Lust und Gelegenheit hat, die Idee hervorzurufen, sich mit dem Werke, das vor allen durch den Druck bekannt gemacht zu werden verdient, näher zu befreunden. Nachdem der Verf. von dem Gegenstande und dem Plane seines Werkes gesprochen hat, handelt er von dem Nutzen der Geschichte, von der Art, sie zu schreiben, und von der historischen Kritik. Er zeigt hier die verschiedenen Quellen der Irrthümer, in welche der Geschichtsschreiber verfallen kann. Gelegentlich spricht er sich hier, wie er im Verlaufe des Werkes überall eine Menge seltener Thatfachen und belehrender Beispiele, entlehnt aus der Geschichte der Araber, Perser, Berber, alter und neuer Nationen einstreut, über mehr einflussreiche Begebenheiten aus der alten Zeit der Israeliten, Araber und Kalifen aus, und widerlegt manche unwahrscheinliche Erzählung. Mit Bemerkungen über die Orthographie, welche er angenommen hat, sowie über die verschiedene den Arabern fremde Ausspracheweise beschließt er seine Vorrede. Hierauf geht er in der ersten Abtheilung zu allgemeinen Betrachtungen über den Ursprung der dem Menschen natürlichen Gesellschaft über, läßt eine kurze Beschreibung des Erdballs und Gedanken über den physischen und moralischen Einfluß, welchen die Verschiedenheit des Klimas, der Luft, des Bodens und der Lebensweise auf die Menschen üben, folgen. Am Schluß dieser Abtheilung befindet sich ein langes Capitel über alle natürliche und künstliche Mittel, die geheimen und zukünftigen Dinge zu erkennen, über die Offenbarungen, Visionen, Träume, die Divination, Loose u. In der zweiten und dritten Abtheilung beschäftigt er sich mit dem gesellschaftlichen und civilisierten Zustande bei den nomadischen Völkern, bei den Beduinen oder Bewohnern der Wüste, und vorzüglich bei den Arabern, ferner mit dem Übergange von der Familiengesellschaft zur Bildung von Stämmen, mit der Regierungsform, mit der dieser Gesellschaft geeigneten Verfassung, und mit dem nothwendigen Einflusse der Religion auf die Bildung großer Reiche; schildert alsdann die Art, wie diese Reiche sich bilden, natürlich begrenzen und dauern,

durch welche nothwendigen Bebingungen sie sich erhalten, und durch welche Ursachen sie ihre Zerstörung herbeiführen, ferner die Stellung der Fürsten und Unterthanen, die verschiedenen Arten souveräner Gewalt, was das Khalifat und das Imamiat sei, die Umwandlung der pontificalen Macht des Khalifen in eine monarchische zeitliche Landeshoheit, und den Unterschied zwischen Königthum und dem Sultanat. Hierauf geht er die einzelnen Verwaltungsgeweiße durch, den Hof, die Justiz, Religion, Finanzen, Auflagen, Krieg, Handel &c., die Formen, in welchen sie gehandhabt werden, und die Veränderungen, welche sie erfahren haben, spricht von den Fehlern der Regierung, ihren Wirkungen und den Mitteln, ihnen abzuwehren, sowie von dem unvermeidlichen Verderben, das sie in der Länge nach sich ziehen. Die vierte Abtheilung betrachtet den Zustand der Gesellschaft und die Civilisation bei den in großer Masse in Städten vereinigten Menschen; dieser Zustand der Gesellschaft sei der der Errichtung von großen Gebäuden und dauerhaften Denkmälern, welche die Arbeit mehrerer Generationen verlangen, er begünstige Künste, Luxus, Anhäufung von Reichthümern, er sei in der Steigerung der Civilisation der letzte Grad, und berühre beinahe den Verfall und die Zerstörung der Gesellschaften und Staaten. Die fünfte Abtheilung handelt von der Arbeit im Allgemeinen, insofern sie das Mittel der Production und des Erwerbes der zur Subsistenz des Menschen nöthigen Dinge sei, ferner von freien und mechanischen Beschäftigungen, wie die Wissenschaften, die Vertretung der Kirchendiener, die Obrigkeit, Handel, Ackerbau, Medicin, Baukunst, Schreib-, Web-, Schneider-, Entbindungskunst, Musik &c., und diese Betrachtungen geben dem Verf. den Übergang zur sechsten Abtheilung, welche mehr als das Drittel des ganzen Werkes einnimmt. Sie handelt von der Wissenschaft und ihren verschiedenen Zweigen, gibt also eine encyclopädische Übersicht der Wissenschaften des Orients im Sinne des Arabers. Unrichtig jedoch ist die Bemerkung, als ob Hadschi Chalfa aus diesem Theile den encyclopädischen Theil seines Wörterbuchs entlehnt habe; seine Quelle ist vielmehr die Encyclopädie Taschiklyzadeh's, wie der Untertitel in der Vorrede zu jenem Werke ausführlich dargehen hat. So viel über die historischen Prolegomena, die Ibn Chaldun nach seinem eignen Zeugnisse in fünf Monaten 779 (1377) niederschrieb. Das zweite Buch, mit dem der eigentlich historische Theil beginnt, behandelt die Geschichte der Araber vor und nach dem Islam bis zum Ende des 8. Jahrh., während ihm mehr oder weniger ausführliche Nachrichten über die Araber, Syrer, Perser, Juden, Ägypter, Griechen, Römer und Türken einfließen. Das dritte Buch endlich beschreibt die Geschichte der Berber oder der eingeborenen Völker des nördlichen Afrika, ihrer verschiedenen Stämme und Dynastien, wie sie auf einander folgten. Obwohl nun diese beiden Bücher das Ansehen nicht genießen, wie jenes erste, und von demselben bisher nichts gedruckt erschienen ist, eben weil den Gelehrten kein Exemplar zu Gebote steht, so würden sie doch bei ihrem rein historischen Inhalte und dem Geiste des Verf. sicher ihren Werth vor manchem andern mehr gepriesenen Geschichts-

werke rechtfertigen. Ausser den bereits erwähnten Quellen vgl. noch de Koent, Dizion. degli autori Arabi, p. 56 und Casiri, Bibl. II, 105. Hamak, Spec. p. 234 (685). Ausser obigen Werke erwähnt Hadschi Chalfa noch eine Auser des Ibn Chaldun unter dem Titel Rihlet (رحلة).

20. Ibn Chalikân (nach Andern: Chalecân, Chalicân, Khalecân, Khilecân). Schems-ed-din Abu'l-habâs Ahmed Ben Muhammed, ein Abkömmling der berühmten und unglücklichen Barmekiden durch Dschafar Ben Zahha Ben Châlid, gewöhnlich Ibn Chalikân (die Abtheilung dieses Namens ist noch jetzt nicht ganz gesichert, s. später) genannt, wurde zu Arâbla in Mesopotamien (daher اربلي heißen) Donnerstags, den 11. Rebi' II. 608 (d. i. Anf. Oct. 1211) geboren. Den Ruhm, unter seinen Zeitgenossen einer der größten Gelehrten zu sein, erlangte er durch seine ausgebreitete Kenntniss in der Rechtslehre, der fremden im Koran und in den Arabischen gebrauchten Ausdrücke, der schönen bildenden Literatur, der Sprache, hauptsächlich in lexikalischer Beziehung, der Geschichte und anderen Wissenschaften mehr. Vornehmlich wird auch sein kritisches Urtheil in Unterscheidung der echten Gebichte von untergeschoben und überhaupt in der Poesie hervorgehoben, und dieses Urtheil beruhte hauptsächlich auf seiner tiefen Sprachkenntniss. Niemand konnte unter seinen Zeitgenossen z. B. die Gebichte des Rotenabbi besser denn er, und mit Hilfe prosodischer Fertigkeit verfasse er leicht Verse; überhaupt waren seine geistigen und moralischen Eigenschaften von der Art, dass man sich die hohe Achtung, die er genoss, leicht erklären kann. Auch war sein Unterricht seinen Anlagen entsprechend gewesen; er hatte unter andern den Behâ-ed-din, den Biographen Salâh-ed-din's, zum Lehrer. Sein erstes Amt erhielt er in Kâhira, und alsdann in Damascus (Nov. 1261), wo er als oberster Richter der Schâfiiten sowohl durch seine Einsichten als durch sein Betragen sich die Liebe aller Einwohner erwarb. Awar wurde er nach zehn Jahren abgesetzt und lehrte nach Kâhira zurück, trat aber baldeslith im Collegium Hadsch-ed-din eine Lehrstelle an, die ihm ebenfalls die größte Achtung verschaffte. Im J. 676 (1277), welches das Todesjahr des Sultans Abul'fath Bibars ist, erhielt er seine frühere Stellung in Damascus zurück, wo er mit solchem Jubel empfangen wurde, dass viele Dichter seinen Einzug in Gesängen priesen, und denselben mit einer Regenwolke verglichen, deren Segen auf ein trockenes Land fällt. Die Unruhen, welche der Empörung des Gouverneurs von Syriens Hauptstadt, Schems-ed-din Sanjar, folgten, indem dieser gegen den Sultan Keldûn auftrat, begünstigte Ibn Chalikân, und autorisirte sie sogar durch ein Gerwa. Der Sultan, der den Ausfall unterdrückte, gab den Befehl zu seinem Tode (1280), begnadigte ihn aber bald darauf, entsetzte ihn jedoch seiner Stelle, was das mildeste Verfahren gegen ihn sein konnte, und dieses wurde noch sichtbar durch den Gegenbefehl, der ihn, als er schon mit dem Ausziehen aus der Wohnung des Großrichters der Schâfiiten

befähigt war, von Neuem in sein Amt einsetzte. Dennoch erfuhr er im J. 1281 eine abermalige Entsetzung, und starb als Privatmann in Damaskus (1282) nach fünfjähriger Krankheit. Ibn Chalikān ist mehrfach der arabischen Plutarch genannt worden. Er verdankt diese Vergleichung seinem Werke: *Wafayāt al-aʿyān* h. *anbāʾ ʿabād al-zamān*, einem Nekrolog, der die Todesfälle der berühmtesten Personen und die Geschichten der Männer des Jahrhunderts enthält. Es sind dies nach Hadshi Chalfa 846 Lebensbeschreibungen, allein es scheint eine große Verschiedenheit in den Handschriften obzuwalten, wie schon der *Conspectus operis Ibn Chalikāni* (Lugd. Bat. 1809) von Tydeman nachweist, der 865 Lebensbeschreibungen aufzählt. Jenes vielbesprochene, schon von den Arabern, z. B. Abulfeba, sehr benutzte Werk, von welchem der nun verstorbene Prof. Rosen in London für den Oriental Translation Committee eine Übersetzung zu geben zugesagt hatte, während Professor Wüstenfeld in Göttingen rühmlich fortführt, den Text lithographirt (schon ist er bei der 432. Lebensbeschreibung angelangt) herauszugeben, jenes Werk ist allerdings eine der zuverlässigsten, rein historischen und literargeschichtlichen Quellen für die sechs Jahrhunderte (vom zweiten bis fünften) des Islams. Dabei hatte es sich der Verf. zum Gesetze gemacht, keinen der Gesährten des Propheten und deren Schüler, außer in wenigen Fällen, sowie keinen Khalifen in sein Buch aufzunehmen, da deren Geschichte vielfach in andern Werken geschildert werden sei. Dagegen gibt er das Leben mehrerer seiner Zeitgenossen, und überhaupt aller in der politischen wie in der gelehrten Sphäre berühmten Nobilitäten der arabischen Welt, herrschaft. Dabei ging er mit der genauesten Sorgfalt und der ihm möglichen Kritik zu Werke, sammelte lange und fleißig, wurde aber in der Redaction des Gesammelten wiederholt und auf längere Zeit unterbrochen. Der häufige Gebrauch des Werkes und dessen Nützlichkeit erweist sich hauptsächlich aus den vielen Handschriften, die sich von ihm auf fast allen nennenswerten Bibliotheken Europas's, bisweilen sogar in mehreren Exemplaren vorfinden. Überdies ward es vielfach fortgesetzt und selbst ins Persische übersetzt. Darüber gibt der Artikel im Hadshi Chalfa vollständiges Zeugnis, sowie Tydeman über Alles, was sich auf Buch und Werk, und seinen Namen bezieht, in dem oben angeführten Werke bis auf seine Zeit fast sammt delect. Außerdem vgl. Eichhorn's Repertorium. III, 269—71. *Wahī's* Geschichte Persiens. S. 187. 88. *Abulf.*, Ann. Mosl. V. 6 und Ann. 47 b und 48, wo bemerkt ist: *Fertur hoc opus ab eruditissimo viro Abbate de Longuerue Latine conversum fuisse. Penes fatum est nunc aliquando proditum sit.* *Hottig.*, Bibl. quadr. p. 294 sq. de *Rossi*, *Diction.* p. 57 sq., und über die Aussprache, ob Chalikān, oder Chalikān vorzüglich de *Sacy*, *Chrest.* III. p. 537. 38. Dieser große Gelehrte gibt auch mehrere Etymologien an, und schließt damit, daß er jezt der Form Chalikān den Vorzug gebe.

21. Ibn Doreid. Abu Bekr Muhammed Ben-ahasan, gewöhnlich Ibn Doreid genannt und dem mäch-

tigen Stamme der Ad zugehörend, glänzt an dem Sprachhimmel arabischer Philologie als einer der größten Sterne. Dabei begünstigte seine Forschungen ein höchst glückliches Gedächtniß, und wie uns Ibn Chalikān (u. 648) aus den „Goldenen Wiesen“ Mesub's, der ein Zeitgenosse des Ibn Doreid war, berichtet, gehörte er in Bagdad zu der Zahl derjenigen, die sich in der Kenntniß der Poesie vor allen Andern auszeichneten. Hinsichtlich seiner Sprachgewandtheit verglich man ihn mit dem Schöpfer der Metrik, Chali Ben Ahmed, und bereicherte auch die Wörterbücher durch viele neue und wenig bekannte Ausdrücke, die sich nicht in den Büchern seiner Vorfahren fanden. Jede Art Poesie war ihm gleich geläufig, die erste wie die scherzhafteste, und er hinterließ so viel Gedichte, daß man ihre Anzahl nicht bestimmen kann. Man behauptete sogar (*Hamak. Spec.* p. 37), Ibn Doreid sei der gelehrteste der gelehrten Dichter. Er ward in Basra 223 (838) geboren und darselbst erzogen. Unter seinen Lehrern befanden sich Abu Hätim Schichsāni (*Ila Chali.* n. 281), der Grammatiker Rikāshi, Ibn Abi Er-Amāi. Er verließ mit seinem Theine Hosen bei Annäherung der Zinb'sche Vaterstadt, und begab sich nach Emān, wo er zwölf Jahre verweilte. Nachdem er nach Basra zurückgekehrt war, blieb er auch jezt nicht lange Zeit da, sondern begleitete die beiden Söhne des Mikāl, die als Statthalter nach Persien gingen. Diese schenkten ihm so unbedingtes Vertrauen, daß er an die Spitze der Anzlei gestellt, alle öffentliche Urkunden nur nach seinem Rathe ausgefertigt sah, und diese mit seinem Siegel beszeichnet sein mußten. Troß dieser hohen Stellung blieb er ganz arm, da seine Freigebigkeit ihn oft das letzte Stück Geld weggeben ließ. Aus Persien begab er sich nach Bagdad 308 (920), während jene beiden Statthalter, ihres Amtes entsetzt, sich nach Khorasan wandten. Dort erfuhr der Khalif Muteber sehr bald durch seinen Bezier, Ali Ben Muhammed Dschewārī, das Verdienst des gelehrten Mannes, und diese Empfehlung verschaffte ihm eine monatliche Pension von 50 Dinaren oder Goldstücken bis zum Tode des Fürsten. „Man begräbt mit ihm (321, d. i. 933) die Poesie,“ hieß es an seinem Begräbnistage, obwohl er zu seinen rühmlichen Eigenschaften eine der tadelswertheften gestellt hatte, den Trunk, der ihm einen wiederholten Schlag zuzog, welcher Gliederlähmung zurückließ. Unter seinen Schritten haben vorzüglich zwei seinen Ruhm begründet, das durch den Druck veröffentlichte Gebiet *Maasura* und das Wörterbuch *Dschemhira*. Jene Caside hat davon den Namen, daß ihre Verse auf ein kurzes (*Maasura*) Elif ausgingen. Er schrieb sie zu Ehren des Seltschulenschan Ibn Mikāl (Michael) und seines Sohnes Abu'labbās Ismā'īl, und sie gesah so, daß sie nicht nur Nachahmer fand, sondern auch eine große Anzahl Erklärer, die Hadshi Chalfa weislaufs aufzählt. Zu bemerken ist auch, daß diese Caside das gewöhnliche Längenmaß dieser Gedichtgattung überschreitet, indem sie mehr als 230 Verse umfaßt. Overard Scheridius gab sie zuerst (Harcervici 1768. 4.) zum Vortheil und Gebrauch für seine Schüler heraus, aber blieb im Terte und aus einer einzigen Handschrift,

die er selbst besaß. Ihm folgte Aggās Hāitma (Franequera 1773. 4.), der in seinem Poematum Ihu Doreidi cum scholias arab. excerptis Chaluae et Lachuae (er meint die beiden Commentatoren Chalewid und Rachmi, der gewöhnlich Ibn Hišām heißt, und um 557 der H. in seiner Blüthe stand) e codic. manuscr., latine conversum, et observat. miscell. illustr. etc. bei weitem mehr gab. Er benutzte dazu einen Codex Manger's, der von letztem Gelehrten abgeschrieben war, und zog auch eine Schultens'sche Handschrift zu Rathe. Das Buch (über 333 Seiten stark) enthält aber ebenfalls viel Ungenaues, die lat. Übersetzung ist schwerfällig, und der Text vielfach fehlerhaft. Da wollte Scheidius seiner Ausgabe wieder forthelfen, verfaßte zu ihr eine lat. Übersetzung und fügte einige Scholien bei. So kamen 72 neue Seiten hinzu, sowie das Leben des Ibn Doreid aus Ibn Chālīfān. Auch erschien im J. 1798 im Haag eine vollständige Übersetzung unter dem Titel: *Itinerary of Ibn Doreid*, und eine zweite 1808, die Bitterstift herausgab. Besser als diese Arbeiten ist die von E. N. Boissier (Carmen Maksura dictum Abi Becri Muh. Ibn Hoseini Ihu Doreidi cum scholias integris nunc primum editis Abi Abdallah Ihu Heschami edidit, interpretatione latina, prolegomenis et notis instruxit L. N. Boissier. Pars I. [Hafniae 1828.] 45 C. Text, 89 S. Übers.). De Sacy (Journ. des Sav. Decbr. 1830. p. 727—38) behauptet, daß Boissier das pariser Manuscript, sichtlich mit Nr. 490 bezeichnet, nicht hat benutzen können. Es enthält (mit Ausschluß der ersten 16 Verse) den vollständigen Commentar des Ibn Hišām, während die von Boissier herausgegebenen Scholien nur ein Auszug daraus sind. Auch de Sacy besitzt ein sehr gutes Manuscript mit Scholien. Dagegen läßt die Übersetzung von Boissier Mangelhaftes zu wünschen übrig. Das zweite Werk ist die Dschemheret el-loghat (vgl. H. Ch. Tom. II. unter dieser Aufschrift), eine Sammlung des vorzüglichsten Theils des arabischen Sprachschatzes, von welcher wir Hamaker (Spec. p. 33 sq. cl. 241) eine deutliche Ansicht aus einem letzteren Codex entworfen hat. Auch Krieger hat dieses „Lexicon Etymologicum“ vielfach in seinen Anmerkungen zu den Annalen benutzt, z. B. I. Ann. 3. 9. 96 (o). 122 (r). (Vgl. ferner Ann. Mosl. II. 376 sq. und Ann. 307). Außerdem schrieb er eine Reihe Werke, deren Titel bei Hamaker a. a. D. S. 37 nachzusehen sind. Vgl. auch H. Ch. I. n. 339. n. 705. de Rossi, Dizion. p. 64. Schultens in den Nachträgen zu d'Herb. C. 731. Casiri, Tom. I. p. 139. Anthol. grammat. (von de Sacy). S. 131 (65). Eichhorn's Repert. III, 261—63. Bibl. Arab. ed. Schneider. p. 200 sq.

22. Ibn Dscholdschol, der Arzt. Abu Dawūd Solesiman Ben Hassan, gewöhnlich Ibn Dscholdschol genannt, war ein höchst geschickter spanischer Arzt zur Zeit des Kalifen Hišām II. Krowajef wußte, daß sein Vater Hafim 366 (beg. 30. Aug. 976) in der Regierung folgte, und diesen Gelehrten zum Leibarzt hatte. Von des Letztern weiten Lebensumständen weiß man sehr wenig, da sein Biograph Ibn Abi Dschida (f. Abdollat.

herausg. von de Sacy. S. 495. cl. 549 u. 550) darüber schweigt. Desto ausführlicher spricht er von seinen literarischen Betribsen, die wir nun ebenfalls näher kennen lernen wollen. Unter denselben steht seine Theilnahme an der Übersetzung des Dioscorides, die sich durch Genauigkeit und Klarheit auszeichnet, oben an, wobei ihm seine Kenntniß der einfachen Medicamente vorzüglich zu statten kam. Er erzählt darüber in der Vorrede Folgendes: „Der Dioscorides wurde in Bagdad unter der Regierung des Abbasiden Motewakkel durch Stephan aus dem Griechischen ins Arabische übersetzt, und zwar so, daß wo er den entsprechenden Namen der Medicamente in beiden Sprachen kannte, er dieselben in der Übersetzung gebrauchte, wo dies aber nicht der Fall war, dem griechischen Namen in die arabische Übersetzung aufnahm. So kam das Werk des Dioscorides nach Spanien, allein man konnte sich hier wie in Äthen nur denjenigen Medicamenten bedienen, die Stephan arabisch wieder zu geben verstanden hatte, und die mitbin von den Arabern erkannt werden konnten. Dieser Zustand blieb bis zur Regierung des Abdellrahman III., mit dem Beinamen Nāstir-labinalah, der im J. 300 (beg. 18. Aug. 912) den Thron bestieg, und ein Zeitgenosse des byzantinischen Kaisers Romanus II. (von 948—963 auf dem Throne) war. Dieser schickte jenem wahrscheinlich im J. 948 oder 949 Briefe mit wertvollen Geschenken begleitet. Unter letztern befand sich auch ein griechisches Exemplar des Dioscorides, in welchem alle Pflanzen durch einen griechischen Künstler auf bewundernswürdige Art abgebildet waren, und ein anderes des Geschichtschreibers Drosius (f. diesen Art.). Zu gleicher Zeit machte der Brief des Romanus darauf aufmerksam, daß es, um den Dioscorides nützlich zu machen, eines Mannes bedürfte, der mit der vollkommenen Kenntniß des Griechischen auch die der Heilmittel selbst durch die Erfahrung verbinde. Unter den Christen in Cordova befand sich jedoch Niemand, der nur griechisch lesen konnte, mithin wurde das Werk einstweilen ohne weitere Benutzung in der Bibliothek des Kalifen niedergelegt. Nachher aber hat den griechischen Kaiser in seinem Antwortschreiben, ihm doch Jemanden zu schicken, der Griechisch und Lateinisch verstände und geschickt genug wäre, um Jütlinge zu Dolmetschern heranzubilden. So kam denn der Mönch Nicolas im J. 340 (beg. 9. Jun. 951) auf Befehl des Kaisers nach Cordova, wo sich bereits eine Anzahl Ärzte vereinigt hatte, um die bisher unbekannten Heilmittel des Dioscorides herauszufinden und sie in das Arabische zu übersetzen. Unter ihnen zeichnete sich ganz vorzüglich der Jude Hachab Ben Baskrat aus, der sich auch mit Nicolas auf das Innigste verband. Außerdem aber nennt auch Ibn Abi Dschida noch Andere; kurz, Nicolas, und wahrscheinlich nur er, übersetzte nun die unbekannten Namen.“ Ibn Dscholdschol kannte ihn ebenfalls persönlich, und seine Mitwirkung zur Herstellung der neu revidirten Übersetzung des Dioscorides scheint bedeutend, wenn nicht entscheidend gewesen zu sein. Ferner gab dieser Arzt eine Übersetzung der Namen der einfachen Medicamente im Dioscorides heraus, die ihm allein angehört (372 im vierten Monate, d. i. Oct. 982, unter

der Regierung des Kalifen Hishâm, des Hafim Mowajjed-billah Sohne, wie oben bemerkt ward) — einen Nachtrag zum Dioscorides von solchen Medicamenten, die jener nicht erwähnt hat, deren heilsamen Gebrauch man aber kennt, oder die zur Zeit des Dioscorides noch nicht bekannt gewesen zu sein schienen — eine Abhandlung über Fehler, in die einige Ärzte verfallen sind, und endlich Nachrichten über Ärzte und Philosophen, die zur Zeit des Mowajjed-billah blühten. Letztern Tractat erwähnt auch Hasdchi Ghalia. Ibn Dischidischol lebte bis nach 372 (beg. 26. Jun. 982).

23. Ibn El-Alam (ابن العلم). Ali Ben el-hosein, gewöhnlich Ibn El-Alam genannt, berühmter arabischer Astronom, und Verf. von astronomischen Tafeln, die unter dem Titel Rasad oder Rasad zu Bagdad gemachte Beobachtungen enthalten. Doch scheint er nicht allein dieselben herausgegeben zu haben, sondern gemeinschaftlich mit seinen Brüdern, weshalb sie gewöhnlich den Namen Rasad Beni El-Alam führen. Sie umfassen 250 Jahre. Der Kalif Adhah-el-bewlet schätzte ihn sehr hoch, weniger sein Sohn, der später von seinem Bruder, Eher-el-bewlet, entthronte Samsum-el-bewlet. Desgleichen erwähnt ihn der große Astronom Ibn Yunus mehrfach rühmend. Seinen Tod fand er auf der Rückkehr von einer Pilgerreise von Mekka zu Meila Anfangs Jun. 985 (8. Moharr. 375).

24. Ibn-el-awwâm. Abu Zakarija Jahjah Ben Muhammad Ben Ahmed aus Sevilla, der unter dem Namen Ibn-el-awwâm bekannte Feldbaukundige, scheint nach Casiri im 6. Jahrh. gelebt zu haben, und obwohl sein durch den Druck veröffentlichtes großes Werk über die Ackerbaukunde (كتاب الفلاحة) ihm durch die darin bewiesene tiefe Kenntniss seines Gegenstandes selbst unter Europäern hohe Achtung verschafft hat, so ist es doch bis jetzt nicht gelungen, nähere Nachrichten über seine Lebensumstände aufzufinden. Dasselbe Werk erschien in Madrid 1802 in zwei Bänden fl. Fol. (1. Bd. 62 und 698 S. und 2. Bd. 756 S.). Unter dem Titel: Libro di Agricultura. Su autor el Doctor excelente Abu Zacaria — ben el Awam, Sevillano. Traducido al Castellano y anotado por Don Josef Antonio Banqueri, Prior-claustral de la Catedral de Tortosa, Individuo de la Real Biblioteca de S. M., y Académico de numero de la Real Academia de la Historia. (Schnurter kennt das Werk nicht.) Es wurde auf königliche Kosten in der königlichen Druckerei gedruckt, vorzüglich auf Betrieb des Grafen Campomanes, eines eifrigen Beförderers der Agricultur, den Casiri auf seine geschichtliche Bedeutsamkeit aufmerksam machte, da es gute Lehren über den Betrieb des Ackerbaues bei den Vätern des Alterthums und des Mittelalters enthalte. Der Übersetzer, Banqueri, hatte in Lissabon das Arabische und Hebräische gelernt, und unter andern den Zo. de Sousa aus Damaskus, damaligen königl. Prof. des Arabischen, zum Lehrer gehabt. Auch Paul Hodar, ein Maronit und Prof. der orientalischen Sprachen zu Coimbra,

gab ihm gelegentlich, wenn er nach Lissabon kam, mancherlei Aufschlüsse. Im J. 1779 wurde er mit Casiri bekannt, und arbeitete von nun an elf Jahre unter dessen Leitung. Casiri gedachte selbst, wie er in der Vorrede zu seiner Bibliotheca sagt, diesen Schriftsteller herauszugeben, was jetzt Banqueri nach 14 Jahre lang auf die Ausarbeitung verwandter Zeit that. Die Übersetzung steht dem Texte gegenüber, und am Ende des zweiten Bandes findet sich ein alphabetisches Verzeichniß aller in beiden Theilen vorkommenden Pflanzen mit der Übersetzung. Es seltener das Werk selbst ist, desto willkommener muß die Inhaltsanzeige seiner Capitel sein, welche sich bei Casiri (I. 327 fg.) abgedruckt findet. Derselbe Schriftsteller (S. 323) beauftragt auch den Fleiß des Verf., indem er die einheimischen und fremden Werke anführt, welche Ibn-el-awwâm benutzte. Es sind deren mehr als hundert. „Nachdem ich,“ sagt er selbst, „die Rubricmedanis-spanischen Schriftsteller, ebenso wie die alten Werke, welche von der Landwirtschaft handeln, gelesen, und über die Lehren, welche sie enthalten, nachgedacht, habe ich mich derselben zu Abfassung meines Werkes bedient.“ Praktisch wandte er seine gewonnenen Grundsätze in Bebauung eines Landflüßes in Alcarase (I. 214) nahe bei Sevilla an. Der Graf Casteyrie, der es besuchte (s. Biogr. univers. unter Ibn-el-awam), fand manche Baumarten und Pflanzen nicht mehr, die Ibn-el-awwâm nennt. Eine Handschrift vom ersten Bande ist in der königl. Bibliothek von Paris, und ebenso nur der erste Band in Leyden (Catalog. ed. I. p. 337. Ed. II. p. 487). Paul Hodar verfertigte eine Copie des madridrer Manuscripts, das oft keine diakritischen Punkte hatte, für die madridrer Bibliothek, und aus beiden Exemplaren erwuchs die Arbeit Banqueri's, die aber keinesweges lückenlos ist. De Sacy hat das Werk in seinem Adollatif mehrfach angeführt.

25. Ibn-el-faridh. Abu Hafis (oder Abu'l-eisim) Omar Ben Abi'lhasan Ali, der unter dem Beinamen Ibn-el-faridh bekannte mystische Dichter, leitete seinen Stamm eigentlich aus Hamat in Syrien ab, wurde aber in Kahira geboren (4. Dschadeth 576, d. i. Ende März 1181), daselbst erzogen und starb auch dort (2. Dschomadi I. 632, d. i. Jan. 1235). Sein Ehrenname ist Scheref-ed-din (Erhabenheit der Religion). Die Richtung seines Geistes spricht sich entschieden in seinen Gedichten aus, von denen bereits mehrere im Drucke erschienen sind. Theils bewegen sie sich rein im orientalischen Mysticismus, theoretisch und praktisch, theils in freien Geistesentwürfen, wie Räthsel u. Nur in einem eklatanten Zustande soll er gebrühet haben, und seine Gedichte ihm von himmlischen Stimmen dictirt worden sein. Dieselben wurden den verschiedenartigsten Urtheilen unterworfen, und der Dichter bald über die Gebühr geriefen, bald durch den härtesten Tadel mitgenommen. Und ersieht seine Schwärmerei wie die der großen Anzahl anderer mystischen Dichter des Orients, die sich sammtlich in den seltsamen Allegorien ergelen. Nicht Unvollständigkeit selbst sammelte seine Dichten, sondern Ali, einer seiner Nachkommen oder Schüler, der an die Spitze des, wie

er sagt, mit Mühe gesammelten Divans das Leben des Dichters, voll der unglaublichsten Geschichten, gestellt hat. Das Buch ist nicht selten auf den europäischen Bibliotheken, z. B. die pariser verewahrt allein vier Exemplare. Die aus denselben getruckten Proben verrathen hinlänglich die Frömmigkeit und das Talent des Verf., die hohen Genüsse und Ergötzlichkeiten der muslimischen Begeisterung zu schildern. Die erste (nur 14 Verse stark) befindet sich in dem Specimen arabicum (p. 151), welches Fabricius, der das Fragment von Solius erhielt, in Rosstock 1638 herausgab, und Briemont in seinem Arabismus (Frauequeras 1733. 4.) S. 168 wiederum abdruckt ließ. Diefen folgte Jones, der in seinen Comment. poes. asiat. (p. 69 sq. und anderwärts) eines der im Divan enthaltenen 15 (größten) Gedichte und mehrere Bruchstücke veröffentlichte, sich aber dabei im Lobe seines Dichters überbot, obwohl ihn auch de Rossi (Dizion. p. 74) uno dei primarj e più illustri poeti Arabi, e il primo certamente degli Egiziani nennt. Dasselbe Gedicht druckte Wabl in seiner Neuen arabischen Anthologie (Leipz. 1791) S. 26 der poetischen Abtheilung ab. Auch de Sacy, der das Leben des Dichters und seine Werke genauer bezeichnet (seine Mutmaßung eines Irrthums Habshi Ghalas's hinsichtlich des Todesjahres des Dichters ist begründet, da bessere Handschriften das Richtige geben, wie Tom. II. n. 2032 zu sehen ist, das Gedicht Tajlet gehört also diesem Ibn-el-farid), hat einige ausgewählte Stücke, unter ihnen mehrere Rätsel, in seiner Chrest. Arab. (III. S. 52 sq. des Textes, S. 122 sq. der Übersetzung) aufgenommen, sowie Grangeret de la Grange in den Fundgruben des Orients (IV, 165 sq.) 44 Verse in Text und Übersetzung, mehr aber in seiner Anthol. Arabe (Paris 1828. S. 44—91 des Textes), bekannt gemacht. Über seine Werke vgl. noch H. Ch. II. n. 2032. 2033. Ferner kennen wir eine Fälsche von ihm, die den Titel, „Die angereichten Perlen (El-Dorr El-Nadid)“ führt; das Weitere aber s. bei de Sacy a. a. D. Die Chamsire oder Allegorie der göttlichen Liebe unter dem Bilde des berauschten Weines hat zuerst v. Hammer-Purgstall im teutschen Merkur übersetzt, de la Grange gab das Original (S. 82) mit französischer Übersetzung und Commentar (S. 132 sq.). Über den Werth der Poesie des Ibn-el-farid spricht sich derselbe Gelehrte weitläufig (S. 117) aus, sowie er Manscheri aus der Vorrede des Al über die poetische Kaserrei desselben mittelth. Vgl. außer obigen Quellen noch Abulf., Ann. Mosl. IV, 410 und Ann. 291. Die Supplément à la Bibl. Orient. von b'Herbelot, basger Ausg. Tom. IV. p. 760. Ibn Chall. n. 511.

26. Ibn Wahschija. Nach Habshi Ghalas an verschiedenen Stellen heißt sein Name vollständiger Abu Bekr Ahmed Ben Ali, womit auch die Angaben bei de Sacy (Abdollar. p. 484. n. 55) übereinstimmen, nur daß seine Quellen noch Casilani (n. i. der Ghalas's) Caisi hinzufügen. Zu bedauern ist, daß wir so gar nichts von seinen Lebensumständen wissen, zumal da er sich mit einer besondern Art Literatur, nämlich mit dem Übersetzen des Hebräischen (oder, wie er selbst sagt, Rabatäischen) ins

Arabishe beschäftigte. Von mehreren Schriften, die ihm beigelegt werden, ist fast Alles verloren gegangen, und selbst von der bekannten Schrift „Der Rabatäische Land-

bau (الغلاحة النبطية)“ bewahrt die pariser Bibliothek nur den zweiten und dritten Theil von den neun, auf denen das ganze Werk besteht. Dagegen besitzt Leyden zwei Exemplare (n. 471 und 1915). Ibn-el-clawm erwähnt die von Ibn Wahschija im J. 291 (beg. 24. Nov. 903) aus dem Hebräischen ins Arabische gemachte Übersetzung des Werkes oft, da seine Arbeit zum großen Theil ein Auszug desselben ist, und wir verdanken es der mühsamen Arbeit des gelehrten Quatremère, daß wir jetzt etwas Näheres über seine Beschaffenheit wissen. (Vgl. dessen Mémoire sur les Nabatéens im Nouv. Journ. Asiat. Tom. XV. No. 87. Mars 1835. p. 231 sq.) Er sucht dasselbst mit allem ihm zu Gebote stehenden Mitteln den Ursprung und das Alter des Werkes nachzuweisen. Ibn Beitar erwähnt dasselbe fast auf jeder Seite, Rafabi, Macrizi, Raimontes und andere Gelehrte haben es vielfach benutzt, und es wurde auch in späterer Zeit studirt (vgl. Ann. Mosl. II, 723). Sonst erwähnt Habshi Ghalas von seinen Werken noch folgende: Die Geheimnisse der Sonne und des Mondes über die Bezugszeiten, Nirendelschijät genannt (f. Tom. I. n. 650); ein Werk über Alchymie, betitelt: Sidret el-muntaha (Cor. 53, 14), was einen Baum im sedenten Himmel bezeichnen soll. Auch dieses soll aus dem Rabatäischen überliefert worden sein (f. Ancient Alphabets by Joseph Hammer, Pref. XVI.); der Endpunkt der Hoffnung über die Handhabung der mathematischen Wissenschaften

غاية الامل في التصريف والمعانة وما يتصرف (من علوم الرياضيات). Ein Handbuch, das Ibn Wahschija aus den alten Philosophen überlieferte; das Buch der magischen Künste der Rabatäer (كتاب سحر النبط); das Buch der Zwanzig über Alchymie (كتاب العشرين في الكيمياء), was er auch das Buch der nützlichen Belehrungen (كتاب الفوائد) nannte, weil er in dasselbe Alles aufnahm, was er auf seinen Reisen Nützliches darüber gelernt hatte; das Buch des Mondes über die alchymische Kunst (كتاب القمر في الصناعة); und endlich das Buch der Weisheit über die göttliche Kunst (كتاب الحكمة في الصناعة). Das von Hammer-Purgstall (London 1806) herausgegebene Werk: Ancient Alphabets and Hieroglyphic Characters explained etc., ist vom Herausgeber ohne irgend einen sichern Grund dem Ibn Wahschija zugeschrieben worden. Vgl. noch Vahashchiah im b'Herbelot und Cas., Bibl. I, 325.

27. Ibn Wasil (ابن واسل). Muhammed Ben Salim, mit dem Ehrennamen Dschemal-ed-din (Schön-

heit der Religion), gewöhnlich aber Ibn Wäsil geben, beilebte die Stelle eines Groß- oder Oberrichters nach dem Ritus der Schafiten in der syrischen Stadt Hamat. Ob er auch daselbst geboren sei (was im J. 604, beg. 28. Jul. 1207, geschah), bleibt ungewiss; denn der Beisaj Hamewi betrachtet auch einen, der sich nur in Hamat aufhält. Abulfeza, der königliche Schriftsteller und sein Landesherr, benutzte seine Schriften (vgl. Ann. Mosl. IV, 454), und derselbe theilt eine Erzählung mit (Tom. V, 144—50), die ihm Ibn Wäsil, sein Lehrer, von seiner Gefandtschaft nach Sicilien (658, d. i. 1261) entworfen hatte. Er wurde nämlich, wie es scheint, auch zu diplomatischen Verhandlungen gebraucht, wenigstens hatte ihn der Salihide Adib ibi Bär in einem Auftrage verwandt, den er am Hofe Manfred's, des Sohnes Friedrich's II., vollziehen sollte. Seine Erzählung ist vorzüglich durch die geographische Vorstellung lesendwerth, die den Berichtsteller selbst. Derselbe Bericht soll sich auch im falschen Zabari finden, und die Art des Ausdrucks daselbst die Vermuthung zulassen, daß entweder Ibn Wäsil an der Ausarbeitung des Werkes selbst Antheil gehabt habe, oder er doch vielfach wörtlich benutzt worden sei. Wichtiger noch für uns ist seine anderweitige literarische Thätigkeit. Er hinterließ nämlich nach Hafsi Ghassa und nach Abulfeza folgende Schriften: Einen Auszug aus den 40 Fragen des Fachreddin Nāzi über die Grundlagen der Religion oder Metaphysik (H. Ch. I. n. 441); einen Auszug des Buches der Gesänge (Kitāb el-aghdāni) von Abulfarasch Isfahāni (ib. p. 367); einen Commentar zu dem Gedichte von Ibn Hāschib über die Prosodie (عروض) betitelt; drei Bände, die Geschichte der Ejjubiden enthaltend, und Zerstreuung des Kummer's (Mosferidsch el-korāb bi akhhār molāk Beni Ejjāb) betitelt; einen logischen Tractat (Nochhet el-fiker) „Auswahl der Gedanken“ überschrieben, wahrscheinlich dieselbe Schrift, welche Abulfeza die imperatorische nennt. Ibn Wäsil hatte sie während seines Aufenthalts als Gefandter am Hofe Manfred's, diesem Imperator, wie er ihn nennt, zu Ehren abgefaßt. Überhaupt war er in vielen Wissenschaften bewandert, wie in der Logik, Geometrie, Metaphysik, Jurisprudenz, Astronomie und Geschichte, und starb 28. Schawal 697 (Aug. 1298).

28. Ibn Junos (gewöhnlich Junis), der Astronom. Der Schwiegervater und Imam Abulhasan Ali Ben Abulrahman Ben Ahmed Ibn Junos gehörte einer vornehmen und alten Familie Iemens aus dem Stamme der Himjariden an, und sah unter seinen Vorfahren mehrere ausgezeichnete Männer. Sein eigener Vater hatte sich durch zwei historische Werke, enthaltend die Geschichte berühmter Eingeborener Aegyptens, sowie dertiger Fremder, bekannt gemacht. Er selbst aber genoß das Glück, unter der Dynastie der Fatimiden geboren zu werden, die Freunde der Wissenschaft, vorzüglich der Astronomie, waren, und so förderte denn auch der Kalif Alizillab, der Vater des Hākim bi amrallah, den Ibn Junos auf, sich ganz der Astronomie zu widmen, wobei er ihn durch die besten Hilfsmittel, d. h. j. B. durch Instrumente, un-

terstützte. Auch der Ort in der Nähe von Kahira, wo er seine Beobachtungen anstellte, und der kurzweg die Sternwarte genannt wird, scheint für ihn Einrichtungen erhalten zu haben (vgl. Not. et Extr. VII, 19 sq.). Aber er rechtfertigte auch vollkommen das in ihm gefesete Vertrauen, und noch jetzt gilt er bei den Europäern für den größten arabischen Astronomen, dessen Arbeiten als höchst zuverlässig betrachtet werden. Diese legte er in einem Werke nieder, das mit vielen andern bei den Arabern den gemeinschaftlichen Titel führt: Zidsch (الزيج), d. i. Tafeln, mit dem Beisage „die Hafimitischen (الزيج الحاکمی)“

oder „die großen (الزيج الكبير)“. Doch scheinen die beiden Titel eine verschiedene Redaction anzudeuten, sobald der erste die Ausgabe bezeichnet, welche dem Aliz, dem Vater Hākim's, gewidmet war, und vier Bände umfaßte (vgl. H. Ch. u. Abulf., Ann. Mosl. II, 618), der zweite aber die dem Hākim, des Aliz Sohne, dargebrachte Redaction in zwei starken Bänden (H. Ch. u. Not. et Extr. I. l. p. 25). Unter diesen astronomischen Tafeln nun hat man sich keinesweges ein vollständiges Handbuch der Astronomie zu denken; die Kenntniß der Elemente setzte er aus dem Ptolemaeus voraus, er wollte nur das in Bereinigung geben, was sich auf Anstellung von Beobachtungen, auf die Berechnungen und auf den Gebrauch sowohl der astronomischen, als der chronologischen und trigonometrischen Tafeln bezieht. Dabei war es hauptsächlich auf Verrichtung der in den Tafeln begangenen Fehler abgesehen, die man bisher gebraucht hatte. Daber nahm er zu seinen Beobachtungen, die die Grundlage seiner Tafeln ausmachen, eine große Anzahl vor ihm gemachter Beobachtungen auf, und unterwarf sie der Kritik. Die Eintheilung des Werkes ist folgende: Zuerst ein Vorwort, worin er die Fehler früherer Astronomen aufdeckt und sie ebenso bekämpft, wie manche andere Ideen, die sich zu seiner Zeit festgesetzt hatten (Not. et Extr. I. l. p. 50—75). Hierauf folgt die eigentliche Vorrede, die sich über den Werth der Kenntniß der himmlischen Körper und der Astronomie überhaupt, vorzüglich im Dienste der Religion, j. B. zur genauen Bestimmung der Gebetsstunden u., ausspricht (ib. p. 76—82). Nun erst beginnt das Werk selbst, das in 81 Capitel zerfällt, deren Inhalt Cassini (a. a. D. S. 82—94) ebenfalls mittheilt. Aus ihnen lernt man den Umfang des ganzen Werkes und seine Bedeutung am besten kennen, und wir müssen für deren Mittheilung um so dankbarer sein, als sich der Zwed jenes Werkes, nur Auszüge zu liefern, nicht zu einer Bekanntmachung des Ganzen eignete. Die einzigen Handschriften des Werkes befinden sich in der leydener Bibliothek und die des Cœuren (Cœ. I. p. 363. 5). Jene wurde dem Nationalinstitute von Paris zur Benutzung überlassen. Man fertigte davon nicht nur die Abschrift von fast der Hälfte des Manuscripts an (welche Copie sich jetzt in der königlichen Bibliothek befindet), sondern Cassin verband sich mit einem der pariser Astronomen, und gab, unterstützt durch die zum Gebrauche des Geographen Delisle gemachte Übersetzung eines Aris-

dieser Tafeln, jenen oben angedeuteten Auszug derselben in den Notices et Extraits heraus. Ibn Chalikān (n. 499) und nach ihm Cassini (l. I. p. 17 sq.) erzählen, daß Ibn Yunus nach seinen Beschäftigungen mit der Astronomie sich durch Gesang, den die Guitarre begleitete, erholte, und in ihm ebenso die Abwesenheit eines schönen Jünglings als einiger Planeten beklagen konnte, die sich seinen Blicken zu entziehen schienen. Außerdem war er höchst gutmüthig und oft zerstreut, und vernachlässigte sich in seinem Äußern bis ins Lächerliche. Proben seines Auszugs und seiner Manieren s. bei Cassini l. I. p. 19. Ibn Yunus starb 4. Scherwāl 399 (d. i. 31. Mai 1008). Vgl. Casiri l. I. de Rossi, Dizion. p. 108. Auch Gellius hat in den Notae ad Allerganum das leydener Manuscript vielfach benützt. Wiener Manuscr. No. 105. fol. 267.

29. Ibn-el-hanbali. Ibrahim Ben Jusuf Ben Abd-el-rahman, der Halebeni, gewöhnlich Ibn-el-hanbali geheißen, der im J. 959 (d. i. 1552, f. H. Ch. Tom. I. n. 307) starb, hinterließ ein Werk politischen, d. i. vorzüglich politischen Inhalts, über darauf bezugslich, wie die Leitung des Staats am besten zu handhaben sei. Doch ist es nur ein Auszug des Besten aus einem größern und alten Werke, betitelt: Adab el-sijāset, institutiones disciplinae publicae. Der Auszug des Ibn-el-hanbali dagegen führt die Aufschrift: Masābil ar-rābā el-rjāset we mesāfil ab-rāb el-kiyāset, d. i. die Leuchten für die, welche die Eberkeit zu handhaben haben, und die Schlüssel zu den Pforten schlauer Klugheit. Derselbe gab auch einen Auszug aus einem paradiesischen Werke heraus, dessen Verf. Sabr ed-din Muhammad Bārij ist, und das den Titel führt: Fāio si el-mewāiz we el-dacāif, d. i. das Vorzüglichste über die Ermahnungen und Feinheiten. Allein selbst dieser Tractat ist keine Originalschrift, sondern auch nur eine Blumenlese aus dem Buche: Masāri' el-oeschschāe, d. i. die Schicksale der Liebenden, vom Kabi Abu'l-meālī. Der Auszug aus dem Fāio heißt Mosalsel el-rāie, und der Ehrenname des Ibn-el-hanbali, der sich zum Titul der Honkisten bekannte, ist Borān-ed-din, d. i. Beweis der Religion. Außerdem aber gab es mehr Ibn-el-hanbali, unter denen der im J. 971 (beg. 21. Aug. 1563) gestorbene Scheems-ed-din Muhammad Ben Jusuf, ebenfalls der Halebeni beigezant (f. p. B. H. Ch. n. 140), unstreitig der berühmteste und noch berühmteste der oben erwähnte ist. S. über ihn unter Muhammad.

30. Ibn-el-hāschib, des Kämmerers Sohn. a) Abu Amru Othman Ben Omar (nach Andern: Amru), gewöhnlich Ibn-el-hāschib genannt, unfruchtbar der bedeutendste Gelehrte dieses Namens, ist bereits (3. Sect. 6. Bd. S. 300 sq. vgl. auch Hajib) rühmlich genannt worden. b) Ein anderer Gelehrte desselben Namens ist Zein-ed-din Omar, von dem wir ein Werk, Moadsch-dschem betitelt, kennen, ohne daß sich dessen Inhalt, der in lehrtonartiger Form eingeleidet zu sein scheint, genauer angeben ließe. c) Der Turke Ibn-el-hāschib, oder gewöhnlich Hāschib-zādeh genannt, war Molla und hieß vollständig: Muhammad Ben-el-mustafa. Er

hat sich durch zwei Schriften den Osmanen werth gemacht, da sie sich durch ihre praktische Beziehung auszeichnen. Die erste handelt über die Anfertigung von Urkunden (Sokūk), und geniest noch jetzt große Achtung unter den Richtern. Sie hat den Titel: Bidhāt el-alkām, d. i. das Capitel der richterlichen Aussprüche und Verordnungen (Statuten). Das zweite Werkchen handelt über das Glaubensbekenntniß, Gebet, Almosen, Fasten und Wallfahrt, und besteht aus einer Vorrede, fünf Büchern und einem Schluß. Der Titel ist: Hadijet el-mumīnā el-ki-rām, d. i. Geschenk an die edlen Gläubigen über die Auseinandersetzung der Bedingungen des Islām (ü bejān scherāit el-islām). Hāschib-zādeh starb entweder 1010 (beg. 22. Jun. 1611) oder 1100 (beg. 16. Oct. 1688).

31. Ibn Abi Hafs. Abu Abdallah Mohammed Bochari, d. i. in Bochara geboren oder sich daselbst aufhaltend, gewöhnlich Ibn Abu Hafs genannt, ist uns durch ein Erbauungsbuch, das er Zād el-mutteckin, d. i. Viatium Deum timentium, nennt, bekannt geworden. Wann er gelebt und gestorben, ist nicht zu ermitteln. Über Ibn Abi Hafs den Kleinen (El-Saghir) s. Ebu Hafs.

32. Ibn Abi Hafs. Abu Isamet oder Abu'l-hind Merwān, der Sohn des Abu Hafs Soleimān, bedeutender Dichter seiner Zeit (vgl. Ibn Chall. n. 726), dessen Großvater ein Freigedessener des Dmaljaden Merwān Ben-el-hakim war. Er soll jüdischer Abkunft und ein Arzt gewesen, unter dem Khalifen Othman aber zum Christenthume übergegangen sein. Dieser Ibn Abi Hafs war aus Iemāma, bezog sich aber nach Bagdad an den Hof der abbasidischen Khalifen Mechi und Harun El-Reschid, dem er sich vorzüglich durch seine Spottgedichte auf die Aiden zu empfehlen suchte. Er ward im J. 105 (beg. 10. Jun. 723) geboren und starb 181 oder 182 (d. i. 797 oder 798) in Bagdad. Vgl. der Sacy in Chrest. Arab. I, 45 sq. und Ann. Mosl. II. p. 76.

33. Ibn-elwardi. Zein-ed-din Abu Hafs Omar Ibn-elmozaffer, gewöhnlich Ibn-elwardi (ابن الوردي) genannt, hat in Europa vorzüglich durch seine Geographie die erste Aufmerksamkeit erregt. Dem Orient ist er noch durch eine Menge anderer Werke wichtig. Von seinen Lebensumständen weiß man nicht eben sehr viel, er scheint aber vorzüglich in Haleb sich aufgehalten zu haben. Daselbst war er in seiner Jugend Stellvertreter des Richters, gab aber die juristische Laufbahn auf, um ganz der Schriftstellerei angehängt. In Haleb starb er auch, wahrscheinlich 749 (beg. 1. Aug. 1348). Die Handschriften des Hāschib Chāfā weichen in den Angaben ab, worüber sich schon de Guignes (Not. et Extr. II. 19 sq., wo er andere Nachrichten zu rechtfertigen sucht) beklagt. Sein und bekannt gewordenes Hauptwerk ist: „Die unversehrte Perle der Wunder und der Soli-

taire der Seltenheiten (خریدة العجائب وقرينة الغرائب)“, eine gleichsam naturhistorische Geographie,

die schon Solinus, noch mehr aber Claudius Ptolemaeus im Hierobotanicon (Upsaliae 1745. 4. B. p. 492) benutzt hat. Ihnen folgten Carolus Avicenna (Particulae, de palma, ex cap. 10 arabice et latine, illustratae notis, publico examini expositae Upsaliae 1752. Car. Avicenna), wiederum abgedruckt in Aurie. dissertationes etc. durch Joh. Dav. Michaelis. (Gott. 1790). p. 41—73), Köhler (Excerptum Geographicum de Terra Syriae expositum ex Ibn el Wardii Geographia et Historia Naturali. Una cum Abulf. Tab. Syriae edidit J. B. Koehler (Lips. 1766, neue Ausg. 1786)), Hare (Particula operis cosmographici Ibn el Vardi arabice et latine, quam Lundae 1786 publ. examini offert Vilhelmus Faxe [Lundae 1786, 4.] und Frähn (Aegyptius auctore Ibn el-Vardi. Ex apographo Escorialensi, una c. lect. variis e cod. Dresd. primus edidit, veritas, notis et illustravit Christ. Mart. Fraehn [Halle 1804. Cf. Schnurrer, Bibl. Arab. p. 178 sq.], der weitläufig über den Schriftsteller und sein Werk handelt. Endlich gab Andreas Hjalander in 32 akademischen Abhandlungen den Text und lat. Übersetzung des ersten Theiles des Werkes, die in einer Gesamtausgabe unter dem Titel: Operis Cosmographici Ibn el Vardi Caput primum, de Regionibus et Oris (ex cod. Upsaliensi) zu Lund 1823 mit Varianten und einem geographischen Index, den der Sohn Egon Hjalander besorgte, erschienen. Ausführlich über das Werk berichtet auch de Guignes im Journal des Savans (Avril 1768), und später in den Notices et Extraits. Tom. II. p. 19—59. Einzelne Stellen behandeln Kasanussen in Dem Arabernes et Persernes Besienbistab und Handel i Mittelalderen med Rusland og Skandinaviens in Athen, *et Raadetskrift udgivet af Gbr. Holbech [Kopenhagen 1814], Martz, April, Mai, Frähn in Ibn Fozzlan S. 50 fig. und de Sacy, Chrest. Ar. III. 480. In den angeführten Schriften in den Vorderen ist auch über die Handschriften, die sich in den verschiedenen Bibliotheken vorfinden, das Nöthige gesagt. Vgl. außerdem noch Lee's Ibn Bat. XVI. Eichhorn's Repert. I. 72—74. de Rossi, Dizion. p. 35. 36. Andere Schriften desselben Verf. sind: Über die Traumdeutung, ein Gebicht, von dem sich ein Exemplar in den Händen des Unterzeichneten befindet (f. H. Ch. Tom. I. n. 1146. cl. 1152); ein Commentar zur Grammatik Alfija von Ibn Malik (ib. I. I. p. 410); ein grammatisches Gebicht von 150 Versen mit Commentar (ib. T. II. n. 2689); ein ähnliches unter andern Titel (ib. n. 2837); genau durchgelesene Tractate über beigemachte Fragen (Resküli Mohadzzeb fi el-mesäl el-molacabes) über die Erbschaft; eine Caside mit Commentar über die grammatische Abwandlungslehre (Lobäd fi ilm el-iräh); eine poetische Umarbeitung des grammatischen Tractats Lamhat (لساطع) von Abu Hayyan, so daß jene zugleich ein Auszug des Originals war; ein Auszug aus Abulfeda's Annalen; ein anderes grammatisches Gebicht (vielleicht mit n. 2689 einerlei), betitelt: المنطق والخطبة الوحيية

الطير, Allegorien); und endlich ein Auszug in poetischer Form von dem Werke Dariri's, betitelt: Molhat el-iräh, récréations grammaticales, von dem de Sacy in der Anthol. grammaticale von S. 348 an ein Bruchstück mitgetheilt hat.

Außer den hier erwähnten Ibn, die an das Schwedische „son“ und an das russische „witich“ am Ende der Namen erinnern, gibt es noch eine bedeutende Menge ebenfalls wichtiger Männer, deren genaure Schilderung wir an andere Stellen verweisen, oder am Ende des Buchstaben I liefern werden. Sie sind in alphabetischer Ordnung folgende: a) Ibn Arabschah, f. Isfahani. b) Ibn Asba (أربع), f. Käsini. c) Ibn Bäheschäz, f. Tähir. d) Ibn Bochtischuah, f. George. e) Ibn Bädtschah oder Ibn-elsägh, f. Pace (Aven). f) Ibn Batäta, f. Lewäti. g) Ibn Beitar, f. Beitarides (I. Sect. 8. Bd. S. 378). h) Ibn Beschkowal, f. Khalaf. i) Ibn-elchabäz, f. Irbäli. k) Ibn-elchahschah, f. Muhammed. l) Ibn-elchati, f. Lisän-ed-din. m) Ibn Chordäbbel, f. Käsini (eigentlich Aba'Käsini). n) Ibn-elchschah, f. Izz-ed-din. o) Ibn-elchschah oder Ibrahim. p) Ibn Dschinni, f. 3. Sect. 6. Bd. S. 302. 5). q) Ibn Dschozja, f. Isa. r) Ibn Entr-elchaddsch, f. Emir. s) Ibn Enschah, f. Enschah. t) Ibn Hadschah aus Hammat. u) Ibn Hadschar oder Haimeni (Haitheini). v) Ibn Hajar oder Hājani, Ibn Hayan. w) Ibn Haitheim, f. Haitheim. x) Ibn Hanafisi oder Hanifa. y) Ibn Hadab, f. 1. Sect. 13. Bd. S. 12. z) Ibn Hebatallah aus Hamah. aa) Ibn Heschäm oder Hameiri. bb) Ibn Idris, f. Idris. cc) Ibn Kemäl-pascha, f. Kemäl. dd) Ibn Kethir, f. Imäd-ed-din. ee) Ibn-elchabän, f. Kuschiar. ff) Ibn-ellobädi, f. Lobädi. gg) Ibn Miskaweh, f. Miskaweh. hh) Ibn Nebäta, f. Muhammed. ii) Ibn-elcheddschär, f. Mohibb-ed-din. kk) Ibn Abi Oseiba, f. Oseiba. ll) Ibn Osman, f. Osman. mm) Ibn Scholaha Halebi. nn) Ibn-elsemani, f. Sa'd. oo) Ibn Taguri Berdi, f. Jusuf. pp) Ibn Teimnia, f. Teimnia. (Gustav Flügel.)

IBN, YBN, IBM, auch IBEN, 1) eine Werberzirkelkommissionärschaft und abelige Hofmark im Viertel des Erzherzogthums Steierisch ob der Ens, mit einem Schloß, das auf einem ziemlich steilen Berge liegt. 2) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriges, eine halbe Stunde westlich von der von Braunau nach Laus führenden Poststraße in einer hügeligen Gegend gelegenes Kirchdorf von 43 Häusern und 258 teuthen Einwohnern. Das Dorf ist nach Eggenberg eingepfarrt und gehört zum Landgericht Wilschdorf. (G. F. Schreiner.)

IBO, 1) afrikanische Völkerschaft, f. Ilibo. 2) Eine Insel auf der Ostküste Afrika's, gewöhnlicher Obo genannt, an der Küste Mozambique. Sie ist fruchtbar, mit Bäumen und Gesträuchen bedeckt, reich an Vieh, auch im Ganzen gesund und an ihren Küsten fischreich, zum Ackerbau geeignet und in jeder Hinsicht zu Handelscolonien passend. Sie hat einen Hafen und die Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen am Gado Delgado, welche

ebenfalls Dibo heißt; ferner ist sie befestigt, daher sie allein unter den Inseln dieser Gegend den Verwüstungen der Ercalaven entgangen ist, welche den nördlichen Theil der Insel Madagascar bewohnen. (R.)

IBORA war eine der 13 Städte, aus welchen Justinianus I. die Provinz Helenopontus zusammensetzte. Novell. 28. Hierocles (Synecdem. p. 38) nennt sie *Isopa*, unfreilich fehlerhaft durch Abschreiber. Bei Constantinus Porphyg. S. 4 heißt sie *Isopa*, und er setzt sie in das dritte Kappadocien, auch das Thema Armeniaeum genannt, welches nach damaliger Einteilung nur sieben Städte hatte. Im Sozomenus (VI. c. 30) und in der Notitia Episcop. a Leone p. 320 ist sie *Isopa* geschrieben, und als der Sitz eines Bischofs bezeichnet. Diese Schreibart *Isopa* wird auch in den Unterschriften der Concilien gefunden. Valerius ad Sozom. VI. 30. Der christliche Philosoph Cosagrius war aus dieser Stadt gebürtig. Ihre Lage kann nur ungefähr bestimmt werden; sie lag im inneren Lande von Pontus, südlich von Amasea. (Pet. Friedr. Koenigseuer.)

IBOS, Marktflecken im Canton und Arrondissement von Tarbes, des französischen Departements der Oberpyrenäen. Er liegt zwei Stunden östlich von Tarbes an der Garonne, und zählt 1500 Einw. (Klaehn.)

Ibrahim, Ibraila (Geogr.), s. Ibrahimow.

Ibrahim *إبراهيم*, arabische Form des hebräischen Namens Abraham). Ihn tragen mehrte sowohl in der politischen als in der literarischen Welt der Muhammedaner ausgezeichnete Männer, unter denen die wichtigsten folgende sein möchten:

I. Dem Alter nach steht an der Spitze der erstern der unter dem Namen Ibrahim, der Imām, bekannte Präsident (Dai) des Khalifats, das durch ihn den Dmajaiben streitig gemacht werden sollte. Bekanntlich war von allem Anfange an der Befestigung des arabischen Khalifats nichts mehr entgegen, als der Umstand, daß Muhammed sich über seinen Nachfolger in keinerlei Beziehung ausgesprochen hatte. So war also von vorn herein der Keim der Zwietracht unter die Gläubigen gesowen, und nicht nur die Anhänger und Abkommen Alis, sondern auch alle die Söhne der Dheime des Propheten sandten ihre Präsidenten und ihre Wertheidiger. Doch blieb der Titel Imām, als Bezeichnung der kirchlichen Oberhoheit, Anfangs der Familie Alis, die freilich sich wieder in mehrte Seiten spaltete, die alle ihrem Imām die größten Ansprüche zujuweisen sich bestrehten. Dieser Ibrahim dagegen gehört dieser Linie nicht an; er stammte vielmehr im vierten Gliede von dem Dheime des Propheten, Abbas, durch dessen Sohn Abdallah ab. Der Sohn dieses Abdallah und Enkel des Abbas war jener Ali, der von seinem unaufhörlichen Tag und Nacht fortgesetzten Beten den Beinamen des „Gebettessüchtigen (Seddshädet)“ erhielt. Der Sohn dieses war Muhammed, der, weniger dem beschaulichen Leben zugewandt, zuerst den Gedanken erfaßte, mit den Nachkommen Alis, als den jetzigen Imāmen, in der Bekämpfung dieser Würde in die Schran-

ken zu treten. Daraus aber folgte, daß von dem Besitze des Imāmts zugleich auch die Ansprüche auf das Khalifat abhingen, und auf dieses war es eigentlich von Muhammed abgesehen. Doch erreichte er noch nicht weiter, als die Übertragung des Imāmts auf ihn und somit auf die Abbasiden. Alles was unter ihm heimlich durch Emisfaire (Dai) geschah, hauptsächlich, um die Bewohner Khorasan's der Familie Abbas und hier wieder vorzüglich ihm zu gewinnen, wurde dem Dmajaibischen Khalifen in seinem ganzen Umfange erst bekannt, als die Abbasiden sich stark und sicher genug glaubten, mit ihrem Plane öffentlich hervorzutreten. Muhammed hatte vier Söhne, Ibrahim, von dem hier die Rede ist, Abbas, bekannt unter dem Beinamen Saffah, als erster Herrscher der Abbasiden, Mansur, der zweite Khalif desselben Hauses, und Jahja, die in Verbindung mit ihren sieben Dheimen eine allerdings zu fürchtender Macht entwickeln konnten. Ibrahim, als der älteste Sohn, trat in die vom Vater ererbungen Vortheile ein, und das geheime Dandeln ward sogleich ein öffentliches. Doch besaß Ibrahim keinesweges die Talente, die zum Umsturze einer Dynastie erfordert werden; ihm kommt aber wenigstens das Verdienst zu, die tüchtigsten Werkzeuge zur Ausführung aufgefunden und in Thätigkeit gesetzt zu haben. Abu Muslim Abd-el-rahaman aus Isfahan, jugendlich wie Ibrahim, ward die Seele und der Mittelpunkt des ganzen Unternehmens. Ihm zur Seite standen Abu Selama in Kufa und Gahabä in Mekka. Es war im J. 129 (beg. 22. Sept. 746), also fünf Jahre vor dem völligen Umsturze des Dmajaibischen Thrones, als Abu Muslim in dem bereits längst bearbeiteten Khorasan die Fahne des Aufbruchs zum Vortheile der Abbasiden aufspannte. Das Vorhaben selbst hatte verlangt, daß Abu Muslim sich wiederholt aus Khorasan nach Syrien, wo sich Ibrahim in Hamaime aufhielt, und von da wieder zurück nach Khorasan begab, um theils die Fortschritte seiner Werbungen zu meiden, theils neue Befehle zu holen. Auch in dem bezeichneten Jahre war er unterwegs nach Syrien, als er, in Gumiis an der Grenze von Khorasan und Großarmenien angelangt, von Ibrahim Befehl erhielt, augenblicklich nach Khorasan zurückzukehren und die Mission zu betreiben, während er ihm Gahabä mit dem ihm zu Gebote stehenden Gelde schickte sollte, um durch ihn und seine Gesandte die Thronwerbung in Mekka betreiben zu lassen. Abu Muslim, in der Hauptstadt Khorasans, Merv, angelangt, vereinigt sich mit dem gleichgesinnten Guleiman, dem Sohne Kethir's, und am 9. Jun. 747 in der Nacht ward durch angezündete Feuer allen Anhängern des Hauses Abbas das Zeichen zur allgemeinen Vereinigung und zum Uebertritte zur Gegenpartei der Dmajaiben gegeben. Fünf Tage später hörte man nicht mehr in der Ghetba ober dem feierlichen Freitagsgedächtnis die Fürbitte und den Namen des alten Herrscherhauses. Der Statthalter Mervans, Nahr, ein Sohn Ejar's, versuchte gütlich alle Wünsche auszugleichen, allein vergeblich; auch die von ihm abgesandten Truppen wurden geschlagen, und so blieb ihm nichts anderes übrig, den völlig ausgebrochenen und auch in den Provin-

zuletzt glücklich fortgeführten Zustand dem Kaaisfen zu melden. Cahtaba, nach volendetem Geschäft in der heiligen Stadt Mekka, predigte mit Wort und Schwert für die Abosiden in Dischonan und Irak. Je glücklicher aber diese Keldherren waren, desto unvorsichtiger scheint Ibrahim selbst gewesen zu sein. Dieser hielt sich, wie oben bemerkt ward, in Homima in Syrien auf, das nur eine Tagereise von der an der Grenze Syriens gegen Sidschäs hin gelegenen Feste Schaubel entfernt ist, und zu dem Gebiete Scherät gehört. Sobald also Merwan den Zustand der Dinge erkannte, gab er seinem Statthalter in Balta Befehl, den Ibrahim festzunehmen und ihn ihm zuzuschicken. Gefesselt langte er bei dem Kaaisfen an, der ihn in Harran ins Gefängniß setzen ließ, wo er bis zu seinem wahrscheinlich gewaltsamen Tode blieb (747). Dennoch nahm durch Abu Moslim der Thronumsturz seinen ungestörten Fortgang, und das Kaaisfat, in dessen Besitz sich Ibrahim getraunt hatte, ging alsbald auf seinen Bruder Abbas, Saffah der Blutvergießer benannt, über, der somit der erste Abbaside auf dem Throne Muhammeds ward.

2. Ibrahim, der Sultan. Murad IV.; gleich durstig nach Gold wie nach Blut, der sich rühmen konnte, während seiner 17jährigen Regierung wenigstens hunderttausend Schlachtopfer hingemordet zu haben, hatte den noch einzigen Erbsitz des Ottomanischen Kaiserthums, seinen Bruder, den willkürlichen Ibrahim, ebenfalls in den Prinzenkäfig werfen und so für sich unschädlich machen lassen. Als der Tyrann verstarb (9. Febr. 1640), konnte nur die Mutter des Gefangenen, die Sultanin Kösem, diesen, der eine List des Bruders fürchtete, durch Vorzeigung des Leichnams von der Wahrheit des Zurufs überzeugen, daß man gekommen, ihm zu huldigen. Der Huldigung im Thronsaal folgte die gewöhnliche Säbelumgürtung zu Fuß, aber mit ihr begann auch zugleich der Eifer, den Volksthum des neuen Herrschers auf noch nie gesehene Weise durch Herbeischaffung immer neuer Opfer zu befriedigen. Als er seine Thronbesteigung den europäischen Mächten verkündigen ließ, wurden auch alle frühern Friedensverträge und Capitulationen bestätigt. Nur gegen Aetreich verfuhr man nicht aufrichtig. In der Feiertagszeit nöthigten einsinkende Türkenstädte und Dörfer bis nach Lutzenberg und Radtzeburg Huldigung und Steuern ab, aber auch von Ungern aus sollten Streifzüge das türkische Gebiet überschreiten und somit Gelegenheit zu gegenseitiger Klage gegeben haben. Ein in neun Artikeln abgeschlossener Friede (19. März 1642) stellte bis auf Verichtigung der Grenzmarken ein freundschaftliches Verhältnis her, nachdem am 2. Jan. desselben Jahres dem Sultan in Muhammed IV. ein erster, und viertelhalb Monate darauf in Süleiman II. ein zweiter Nachfolger geboren worden war. Der Großvezier Kara Mustafa hielt überdies im Staate Ordnung, und nöthigte das Herr durch strenge Mannszucht zum Gehorsam, sobald diese ersten Jahre der Regierung Ibrahim's, trotz erfolgten Erdbeben und Feuersbrünsten, als hoffnungsvoll bezeichnet werden konnten. Dagegen hatte die im Jahr früher (1641) zur Wiedereroberung Amons, das

seit fünf Jahren in der Gewalt der Kosaken war, unter dem Kapudanpascha Siawuschpascha ausgerüstete Flotte von 38 großen Galeeren, der eine bedeutende Lanbarmee zur Seite stand, nach dreimonatlicher Belagerung und großem Verluste an Mannschafft und Schiffen (30. Oct. 1641) nach Constantinopel zurückzuziehen müssen, und ein zweiter Heranzug im folgenden Jahre fand die verlassen Stadt in Brand gesteckt und in Wasser gesetzt. Der Anführer Muhammedpascha baute sie sogleich wieder auf, und ließ zu ihrem Schutze nicht weniger als 26,000 Mann unter dem Statthalter Islampascha zurück. Nachdem dem Sultan das Jahr darauf (22. März 1643) ein dritter Prinz, der nachmalige Sultan Ahmed II., und drei Wochen darauf ein vierter, Murad, der aber nach zehn Monaten starb, geboren war, neigte sich der Glückstern des allmächtigen Großveziers, der geraden Schritts seiner Hinnrichtung entgegen. Ein von ihm heimlich an den Statthalter von Eimas, Ibrahimpascha, abgeschickter Befehl, den etwas ausschüßigen Statthalter von Erzerum, Nasuhpaschazade, dem die Statthalterschaft Eimas als Entschädigung scheinbar verliehen ward, bei seiner Ankunft mit den Waffen in der Hand zu begrüssen, hatte den unglücklichen Ausgang, daß Ibrahimpascha in der Nähe von Gaisarie geschlagen ward, und der Sohn des Nasuhpascha nun gegen die Hauptstadt selbst heranog, um den Großvezier zur Verantwortung für seine Treulosigkeit an Ort und Stelle zu berufen. Der Beladigte war bereits bis nach Nikomeden vorgezogen, als sich in der Nähe dieser Stadt auf der sogenannten Weide des Kobscha die von Constantinopel aus unter dem Oberbefehl Dömanpascha's gegen ihn beorderten Truppen ihm entgegenstellten. Die Niederlage der letztern und der Tod des ersten öffneten dem Sohne Nasuh's den Weg nach Scutari, keinesweges aber zum Besitze des Reichthums, wie er, durch falsche Nachrichten getäuscht, drei lange Wochen vergeblich vor seiner Stadt gehob. Endlich durch andere Versprechungen auf das europäische Ufer gelockt, und von seinen Truppen verlassen, sah er nur in eiliger Flucht nach Ruschok seine Rettung, ward aber hier ergriffen und sand durch die Folter seinen Tod (Juli 1643). Unterdessen hatten die Gegner des Großveziers, an deren Spitze die Sultanin Waside stand, das Ubrige gethan, um ihn dem Sultan zu verdrängen, das Weisse aber that er selbst, als er, um den von ihm gefürchteten Eilabhar zu stürzen, die Janitscharen zu einer Murrei, die mit der Forderung von des Eilabhar Kopf enden sollte, besch. Diese ward dem Sultan hinterbracht, und als außerdem noch andere unbedeutendere Zwischenfälle den Born Ibrahim's gegen seinen Vasa oder Großvezier steigerten, gab er den Befehl zu dessen Ertröstung. Ihm ersetzte der Günstling Sultanzadeh, einer der zum Sturze Kara Mustafas vereinigten Triumvirn, der jedoch erst nach einem Jahre (10. März 1644) von seiner Statthalterschaft Damascus an der hohen Pforte eintraf, worauf nach wenigen Monaten (2. Aug.) der Sultan eine Lustreise nach Adrianopel unternahm, und bei seiner Rückkehr die Geburt zweier jungen Prinzen, Selim (geb. 19. März 1644) und Döman (20. Nov.) feierte. Er unterlag dafür dem Regiment sel-

ner Weiber, die für ihn wegen seines im eigentlichen Sinne des Wortes unmenschlichen Hanges zur Wollust das unentbehrlichste Bedürfnis geworden waren. Die Sklavinnen stiegen durch ihn zu unerhörten Preisen, und da er Ambraß nur ummäßig einsaugte und den Ambra sogar in Kaffee gemischt, wurde auch dessen Preis fast unerschwinglich. Dazu kam seine Verschwendung in Pelzwert, Blumen, Kleider und Spiel für sich und das Harem, die nichts zu Aedres kannte, und seine Vorliebe für Possenreißer, Gaukler, Sängler und Pfeifer, die einen Theil seiner Gesellschaft ausmachten. Gefielen diese ihm, so wurden die höchsten Stellen im Staate ihnen angeboten, die sie aber aus Vorsicht zurückwiesen. Von seinen sieben vor allen andern Weibern bevorzugten Günstlinginnen hatte jede ihren besondern Hofstaat und die Einkünfte eines Sandshahs als Pauschalgehalt. Neben diesen Sultaninnen hatte er auch seine begünstigten unter den Sklavinnen, die ihre Einkünfte aus der Verleitung der höchsten Staatsämter bezogen. Einer riesengroßen biden Armenierin, die man für seine Liebs in Constantinopel aufgeführt, ließ er in seiner Kunst, daß sie auf ihre Bitte die Statthaltertschaft von Damascus erhielt, die sie durch einen Verweiser verwaltete ließ. Unter solchen Umständen klammerte sich der Sultan natürlich wenig um ernste Angelegenheiten, und auch der Kriege gab es unter seiner Regierung keine, es waren nur Expeditionen, denen allerdings Kriegserklärung vorausging. So wurden gegen Bengien nicht weniger als 15,000 Centner Pulver, 50,000 eiserne Kanonenkugeln und alles sonst nöthige Belagerungsgeräthe eingeschifft. Drei und siebenzig Galeeren, denen sich unterwegs eine Menge anderer beigesellte, ließen am 30. April 1645 aus dem Hafen von Constantinopel aus, und flegelten auf Kreta los, das über ein Jahrhundert nicht ohne wiederholte Empörungen im Besitze der Venetianer war. Die Landung erfolgte am 24. Jun. 1645 in der Bai von Gogna, 18 Meilen unter Ganea, und am folgenden Morgen standen bereits die Belagerer auf einem Hügel vor letzterer Stadt. In drei Tagen stand das Belagerungsgeschütz am Lande. Nach mehrfachen kleinen und großen Stürmen capitulirte die Stadt (17. Aug.) unter der Bedingung eines freien Abzuges der Belagerer mit Familie und beweglicher Privat Habe. Nach Zurücklassung einer starken Besatzung kehrte die Flotte nach Constantinopel heim, während jene ihre Streifzüge durch die ganze Insel genoss. Doch auch diese Waffenstille löste der grausame Sultan nach kurzer Frist mit der Kämpfung dessen, der sie vollbrachte, des Kapudan Yusufpacha. Auch hielt den aus reinem Blutdurst und Fanatismus verächtigten Tyrannen nur die Verweigerung des Ketwa von einer allgemeinen Ermordung der Christen ab, und als diese ihm nicht durchging, gab er den Mordbefehl gegen die Franken, der ebenfalls voreilte ward. Willkürliche Grausamkeiten gegen einzelne Türken und Christen, darüber dennoch die blutdürstigen Gefinnungen Ibrahim's, der diese als eine Haupt Eigenschaft seiner Herrschergewalt selbst; doch hätte er sich wohl, sich mit mehr als einer christlichen Macht zugleich in Krieg einzulassen. Der Kampf mit den Venetianern dauerte fort,

Ketimo auf Kreta ergab sich (14. Nov. 1646), und mit ihm mehrere unbedeutende Orte; dagegen blieben alle Eroberungsversuche gegen die Hauptstadt der Insel, Kandia, für jetzt fruchtlos, und Unruhen in der Krim, auf Cypern und an mehreren Punkten in Anatolien und Rumilien schäftigten den Divan. Dazu kam, daß die türkischen Heerführer zu Lande gegen die Venetianer in Dalmatien mit Land- und Städteverlust suchten (1646). Dafür ließ Ibrahim den Großvezier erwählen, weil er das Gebot desselben, keine Wägen in Constantinopel fahren zu lassen, nicht treulich erfüllte. Dagegen herrschten Wiber und Wahrsager in des Sultans Umgebung um so unbeschränkter unaufhörlich fort, aber auch die Ursachen zu desselben eigener Abspaltung häuften sich, und traten immer sichtbarer hervor. Die härtesten und willkürlichen Bedrückungen in der Hauptstadt, die gewaltsame Beraubung der Kaufleute für die Kaunen des Harems ohne Bezahlung, der Kampf gegen Rebellenhauptlinge, unter denen Bardarpascha Ali aus Anatolien sogar gegen Constantinopel anzog, aber durch verrätherische Politik unterweges den Kopf verlor, dessen abgezogene mit Stroh ausgefüllte Haut statt seiner in die Hauptstadt kam, hauptsächlich aber die Befriedung der Günstlinge und Günstlinginnen, waren bedeutsame Zeichen der Schifsale früherer und späterer Sultane, gingen aber für den Augenblick ohne Lehre an dem gegenwärtigen vorüber. Auch bemühten sich ja seine Großen mit seiner höchsten Zufriedenheit, ihm alles Unangenehme, selbst erlittene Nachtheile im Kampfe zu verschweigen, während nur er sich für untrüglich hielt. Die Amler und Statthalterchaften waren nichts als käufliche Waare, hauptsächlich um des Sultans und später des Großveziers Ahmedpacha Geldzug zu beschreiben. Zu diesen Mitteln der Gelderpressung kamen die drückendsten Steuern, wie die Jabel- und Ambrasteuer, die allen Türken ohne Unterschied auferlegt ward. Daher traf auch zuerst den Diener und dann den Herrn die Strafe. Ahmedpacha hatte bei der Hochzeitfeier seines Sohnes mehrere eingeladene aber gefürchtete Janissarenobersten umbringen die Absicht gehabt, allein verrathen, konnte er nicht länger dem Nachgefühle der in der Mittelmee verammelten Janissaren und Ulama entgegen, sondern fiel als Opfer des Aufruhrs, der alsbald auch ins Serai drang, und die Einkünfte des der Regierung unwürdigen Ibrahim herbeiführte, der nach zehn Tagen Pein die Erdbefflung folgte (18. Aug. 1648). Er hatte die acht Jahre seiner Regierung mit Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Unwürdigkeit jeder Art geführt.

3. Ibrahim-pascha, auch bekannt unter dem Namen Ibrahim-Chan-Ogli, der Sohn des Ali-pascha, aus der Familie der Ischenberli, deren Namen in der Geschichte Osmanischer Großveziere ein berühmter ist, war, was wegen seiner Stellung vergönnt, von seines Vaters Tode an 20 Jahre hindurch im ungeschlörten Besitze des Reichsiegels, und diente zwei Sultanen, dem Muhammed I. und Murad II., indem er den ersten noch um volle acht Jahre überlebte. Um so merkwürdiger ist das Still-schweigen der byzantinischen Geschichtschreiber über Ibrahim, den doch alle türkische Nachrichten einstimmig als

den Großvezier Muhammed's I. nennen. Um diesen machte er sich frühzeitig verdient, indem er ihn als Knaben aus der Schlacht von Angora und unzähligen andern Gefahren gerettet und stets gegen alle seine Feinde auf das Tapferste vertheidigt hatte. Muhammed I., der trefflichen Osmanischen Fürsten einer, bedurfte verständigen Rath's seines Freundes, da er nach seines Vaters Bajazid Ableben, nicht weniger als zehn Jahre unaufhörlich einen Erbfolgekrieg beschieben mußte, bis ihm nach seines Bruders Musa Tode, (1413) die Alleinherrschaft, aber nur auf die kurze Zeit von acht Jahren ward. Als auch er vom Schicksal getroffen bald darauf seinen Geist aufgab, fürchtete Ibrahim eine Zerstückelung des Reiches unter seine verschiedenen Söhne, und vermeintliche deshalb, um den ältesten Sohn Murad II. in Asasia von des Vaters Schicksal zu benachrichtigen, ihn selbst aber nach Bursa auf den Thron zu entziehen, mit besondnem Glück, 40 Tage lang unter mehrfachen Schwierigkeiten den Tod des Sultans, bis mit diesem zugleich die Thronbesteigung Murad's verkündet werden konnte. Murad bestätigte den treuen Diener in seiner Würde, der, indem er den neuen Herrn nicht weniger verständig beriet, alle die Gefahren bestand, die Verwuth und Aufruhr dem Sultan in jener unruhigen Zeit droheten. Endlich raubte eine Pest (1431) ihm das Leben; er war aber im Tode noch so glücklich, seine Würde auf seinem Sohn Ghalipasha vererbt zu sehen. Nach Cantemir (Mahom. I. p. 81) und de Sacy (Biogr. Univers.) soll von diesem Ibrahim die angesehene Familie Ibrahim-Khan in der Türkei ihren Ursprung ableiten, indem ihm Murad den Titel Khan und das Recht verliehen habe, in kein öffentliches Amt einzutreten, welcher Eintritt, sobald er verlangt wird, von keinem Türken verweigert werden darf. Die Glieder dieser Familie seien daher immer nur Verweiser von Kirchengeräten gewesen, und hätten somit keine Gefahr für ihr Vermögen gelaufen, sich aber immer um das Wohl ihrer Mitbürger verdient gemacht. Auch habe Soliman der Große ihnen deshalb ihre Privilegien bestätigt. Hammer dagegen (Osman. Gesch. I. 639) meint, daß die Osmanischen Geschichtsschreiber nichts von dieser Bevorzugung wüßten, auch sei es unbegreiflich, wie er zum Ehrennamen des türkischen Ulyses gekommen sei, da den Türken der Name des Döwises ganz unbekant sei, wenn nicht die Auslage des Dufas, der ihn virum prudentem et probum Turcorum (!) propudiosius verbis ac libidinibus inadsuetum nennt, den Cantemir zu obiger Benennung und Vergleichung veranlaßt hat.

4. Ibrahimpascha, der Günstling Soliman's. Ibrahim war der Sohn eines griechischen Schiffers von Bursa und vorzüglich geschickt im Violinspielen. Von türkischen Korssaren geraubt wurde er an eine Witwe in der Nähe von Magnesia verkauft, die die natürliche Anmuth und die Anlagen des jungen Griechen durch dessen weitere Bildung und durch schmuckvolle Kleidung noch zu erhöhen mußte. Soliman, der ihn als Kromprinz auf einem Spazierritte die Violine spielen hörte, und als würig kennen lernte, nahm ihn als ungetrübten Gesandten in seine Gesellschaft auf, machte ihn, als er Sultan ward, zum Vorsteher der inneren Pagenkammer und

obersten Hainwägers. Ibrahim's Vertrauen und Einfluß wuchs so immer mehr, und als am 27. Jun. 1523 der Großvezier Piripasha Mustafa seines Amtes entlassen wurde, erhielt seine Stelle zugleich mit der Beglebegeschäft von Rumi Soliman's Günstling. Später ward er des Sultans Schwager, und zwischen beiden die Innigkeit so groß, daß sie, was unerhört zwischen dem Padiſchah und dessen Begiere, nicht nur oft mit einander aßen, sondern auch neben einander schliefen. Am Morgen woch, selten sie Büllets und den Abend brachten sie in Vergnügungen mit einander zu. Ibrahim deßhalb außer dem Taktente des Wibes und der Musik ausgezeichnete Sprachkenntnisse im Griechischen, Türkischen, Persischen und Italienischen, hatte viel gelesen, und erzählte seinem Herrn vorzüglich die Geschichten von Hannibal und Alexander dem Großen. Wie Ibrahim im Serai dem Sultan ein unentbehrlicher Gesellschafter, so war er ihm auch im Kriege ein treuer und tapferer Passengefährte, und bewies durch Vertheidigung desselben in allen Gefahren seine Dankbarkeit. Nachdem er (23. Mai 1524) unter noch nie gekennet Pracht und mit der größten Auszeichnung die Schwefel des Sultans zur Gemahlin erbalten, ging er vier Monate später mit Truppen nach Aegypten, um die dort entstandenen Unruhen beizulegen und dem Gesche seine Kraft wiederzugeben. Sein Einzug in Kahira übertraf an Pomp jede ähnliche Erscheinung, indem das Reitzzeug desselben allein mehr als 150,000 Dukaten kostete. Die drei Monate seines Aufenthalts saßen täglich wohlthätige Maßregeln in der Gesetzgebung und Verwaltung in Strenge oder Milde ausgehen. Auch auf seiner Rückkehr unterwegs stellte er manche Uebelsände ab, schlichtete Streitigkeiten und beruhigte die Gemüther. Sein Einzug in Constantinopel (7. Sept. 1525) war ein noch größerer Triumphzug als der ägyptische, doch war bei einem Janischarenauflauf (25. März) auch sein Palast von der Plünderung nicht verschont geblieben. Diesen Aufruhr machte er sehr unschädlich und strafe Verräther und Unterdrücker, so hoch sie auch stehen mochten, durch Hinrichtung. Hiernauf begleitete er den Soliman, der am 23. April 1526 von Constantinopel aufbrach, auf dem unglückseligen Feldzuge von Woback, eilte ihm voraus vor Peterwardein, welche Stadt er nach dreitägiger Belagerung durch Sturm, und das Schloß nach zwölftägiger Verrennung durch einen dritten Sturm nicht ohne Verlust einnahm (27. Jul.). Im Treffen von Woback selbst nahm er entscheidenden Antheil, und ward dafür durch einen diamantenen Reiter von Soliman beschenkt. Ein neuer Aufruhr in Karaman, geleitet von Calenderoglu, rief den Großvezier (Mai 1527) mit einer Abtheilung Janischaren nach Asien, aber bereits 11. Aug. kehrte er mit dem Kopfe des Empörers nach Constantinopel zurück. Hier verbandelte er in den folgenden Jahren mit den Abgeordneten von Venedig, Ungern und Österreich, mit jenen beiden freundlich, mit diesem feindlich, da Ungern sich gegen Ferdinand mit Soliman verband. Als Lohn für seine Dienste erhielt (18. März 1529) der Großvezier als solcher von jetzt an die unerhörte Summe von 60,000 Dukaten und ward Seraskter oder oberster Feldherr. Das Diplom war in den

schmeicheლhaftesten Ausdrücken abgefaßt, und von drei Ehrenpelen, acht reich gekrönten Persen, einem neunten mit Säbel, Bogen und Köcher reich mit Steinen besetzt, sechs Kossaken und sieben Kätanen begleitet. Dazu kam alsbald noch die Begleiterbegschaft Kumili. Sogleich begann (10. Mai 1529) aber auch der Feldzug unter Soliman selbst und Ibrahim zog über das rasch eroberte Ofen, wo Zopelha als König eingefeiert ward, gegen Ferdinand nach Wien, vor welcher Stadt sie am 27. Sept. ankamen. Wenn auch der Rückzug schon den 14. Oct. wieder stattfand, so erhielt doch Ibrahim einen Säbel, dessen Scheide und Griff reich in Juwelen gefaßt war, mit vier Kastranen und fünf Beuteln Goldes (6000 Dukaten) als Beweis der oberherrlichen Zufriedenheit mit seinen wenn auch fruchtlosen Anstrengungen. Fortdauernde Günstbezeugungen des Sultans an seinen Rösling, sowie die reichsten Geschenke von auswärtigen Gesandten, welche derselbe annahm, sobald sie nicht als Zeichen von Verräthlichkeit galten, gingen dem süßen Feldzuge Soliman's, der dem Kaiser Karl V. und Deutschland galt, voran. Schon am 7. Aug. 1532 stand Ibrahim vor Güns, zog nach dreiwöchentlicher Belagerung nach Siemermark vor Grätz (12. Sept.), trennte sich von Soliman und traf mit diesem erst vor Belgrad wieder zusammen (12. Oct.). Dem Einzuge in Constantinopel folgten (1533) die Friedensunterhandlungen mit Österreich durch Abgetreute Ferdinand's, denen gegenüber Ibrahim wie gewöhnlich durch Großsprecherer, Hochmuth, Schlaubei und Allmacht zu imponiren suchte, während die Grenzen seines Erbtheiles ihm selbst unbewußt waren, und seine Redseligkeit jene Eigenschaften noch mehr hervorhob. Den endlichen Friedensabschluß (14. Jul. 1533) im Rücken eröffnete der Großvezier sogleich den Feldzug nach Persien, um das unter dem Khan Scherifbeg abgefallene Bidsis zurück zu erobern. Noch unterwegs erhielt er dem Kopf des Empörers, und so beschloß er in Haleb zu überwintern. Hier bereitete er durch Unterhandlung die Übergabe persischer Grenzfeste für das kommende Frühjahr vor, machte aber auch schon die Erfahrung, daß er in der Gunst seines Herrn nicht mehr ganz frei von Redublieren sei. Einen solchen erlitt er in dem ihm als Kioja, d. h. Stellvertreter, beigegebenen Defterdar oder Finanzminister Iskender-Scheib. Zwischen beiden stand bald der Entschluß fest, den gegenseitigen Eifer vorzubereiten und so zu erproben, wer der mächtigste sei. An die Stelle der verlorenen Gunst des Großveziers gedachte der Defterdar die des Sultans selbst zu setzen, allein die deshalb gelegte Schlinge, die Veranlassung trabe nach der persischen Hauptstadt Tebris zu marschiren, geriet, indem sie wirklich eingenommen ward. Soliman selbst kam dahin, und während der Defterdar wegen nicht gut besorgter Wege und Quartiere auf dem Marste nach Hamadan auf Betrieb Ibrahim's seines Amtes entsetzt und später (13. März 1535) am Marktplatz von Bagdad aufgehängt wurde, erhielt der Großvezier neue Leben und für den Einzug in Bagdad (31. Dec. 1534) 20,000 Dukaten und eben so viel als jährliche Erziehung seines Gehalts auf die Einkünfte Aegyptens angewiesen. Vier Mo-

nate verweilte der Sultan und Ibrahim in der Hauptstadt dieser neuen Statthalterchaft, und gingen alsdann (2. Apr. 1535) durch Kurdistan über Mergäba abermals nach Tebris, wo beide in dem Palaste des Schahs Quarantier nahmen. Nach viererzigtägigem Aufenthalte daselbst kehrten sie binnen sechs Monaten nach der Hauptstadt zurück (8. Jan. 1536). Ibrahim brachte sogleich den Handelstractat mit Frankreich zu Stande, dachte aber sicher nicht, daß die Kollisions desselben seine letzte Staats-handlung sein würde. Niergen Jahre hatte er die Herrschaft völlig mit dem Herrscher Soliman getheilt, nun aber schien mit einem Male die Verdaßlosigkeit seines Herrn in den gefährlichsten Verdacht verwanbelt. Der Hochmuth und die Eitelkeit des unumschränkten Günstlings, der keinen Anstand nahm, die Abhängigkeit des Sultans von seinem Willen öffentlich auszusprechen, die Ränke, deren er sich in den Augen des Volkes und Heres bedient, um den Sultan zu unpopulären Schritten zu verleiten, ein Traumbild, in welchem der unschuldig hingeropferte Defterdar den Sultan mit Verwürfen über seine Abhängigkeit von einem verrätherischen Diener überhäufte, die Anmaßung des Bedrohten im persischen Feldzuge, sich sogar Sultan oder Statthalter zu nennen, und gewis andere unbekannte Ursachen mehr, erklärten es, daß, als in einer Nacht des Ramasan (15. März 1536) sich ins Serai begab, um mit dem Sultan zu speisen und zu schlafen, er am folgenden Morgen gewaltsam ermüthet gefunden wurde, unter allen Großvezieren der Dömanen der mächtigste und selbst Schwager seines Herrn, dessen Leichnam im Derrischnestler zu Salata bereitigt ward. Ein Baum ward das einfache Grabmal dieses Staates erobernden und Diwan beherrschenden Gewalthabers, der allerdings in der Geschichte des Osmanischen Reiches nicht ohne Verdienst daselbst.

5. Ibrahim der Wöthler aus Kanischa, früher im Dienste des Harem, nachher Waffentragender des Sultans, Janitscharenaga und später Rezier, erinnert durch Namen, Gunst bei seinem Herrn und Schicksal sehr an seinen Vorgänger. Derselbe war von Murad III. (7. März 1582) zum Begleiter Kumili's ernannt worden, und hatte schon bei dieser mit nicht gewöhnlicher Freierlichkeit vollzogenen Installation statt der herkömmlichen einsfarbigen Eintrache eine zweifarbige, grün und weiß, als Auszeichnung erhalten. Ihn liebte der Sultan, und diese Liebe seines Herrn reichte hin, ihn vor allen andern Würdenträgern zu bevorzugen. Daßer stand er wiederum einem Herrn in Zeiten der Gefahr mächtig zur Seite, beschwichtigte die Janitscharenunruhen in Constantinopel, stellte (1585) als Statthalter von Aegypten eine bessere Verwaltung daselbst her, benutzte Gold und Silber aus und erhielt nach anderthalbjährigem Aufenthalte daselbst vom Sultan den Befehl, über Syrien zurückzukehren, um unterwegs den rebellischen Drusenführer Ma'nogli zu züchtigen. Mit 20,000 Mann begann er den Kampf gegen diesen Herrn über Saïda, Sur und Akko. Die Flamm von 24 Dörfern war das Zeichen des Angriffs, dem eine Belagerung der Residenz des Rebellen 24 Tage lang auf den Höhen von Antara folgte. Ma'n, um sich loszulösen, sandte 320 Flinten, 20 Säcke der schönsten Seide und 50,000 Dukaten. Diefem Geschenke, da er

sich durchaus persönlich nicht stellen wollte, folgten nochmals 50,000 Dufaten, 480 Kintin, 110 Sirgen, 150 Pferde, ebenso viel Büffel, 1000 Ochsen und 200 Hammel, und da eine dritte Erpressung von zehn vergoldeten Dolchen, silbernen Würteln und zehn Kassen von Silber und Gold nichts mehr übrig ließ, ging des Rebellen-Hauptstadt Antara mit 19 Dörfern in Flammen auf, und Hinsturzt und Meuchel mordete die tapfern Anhänger des Segners hin. Endlich segelte Ibrahim auf 25 Galeeren von Tripolis nach Constantinopel ab, wo er mit Eintritt des Herbstes anlangte. Die mitgebrachten Geschenke für den Sultan übertrafen an Werth (auf zwei Millionen Dufaten berechnet), alle andern, die je einem Sultan gegeben wurden; unter ihnen der von Edelsteinen und Gold funkelnde Thron, welchen der Sultan noch heute am ersten Tage seiner Regierung besitzt. Dafür empfing der Sieger die Tochter Murad's, Afscha, zur Gemahlin, und diese statt der gewöhnlichen 100,000 Dufaten Mitgift die Summe dreisich. Die Hochzeit erfolgte am 9. Jul. 1586 mit dem größten Aufwande; dagegen erfuhr der Beglückte bereits drei Jahre später die Ungunst des Schicksals. Die Verschlechterung der Münzen und daraus hervorgegangene Empörung der Janitscharen brachte ihn mit seinen Kollegen um seine Begierstühle (1589); er hatte sie aber im J. 1593 abermals inne. Als am 16. Jan. 1595 Murad gestorben und Muhammed III. ihm nachgefolgt war, vertrat er, während der Großvezier Ferhadpacha nach Ungarn ausbrach, in der Hauptstadt die Stelle des Kaimakam oder Stellvertreters zur Beobachtung der Hauptstadt, griffte aber im Innern dem Großvezier und benutzte die Zeit in dem Sultan zu verunglimpfen. Dieser verlor auch bald darauf Stelle und Kopf. Sinan ward zum vierten und bald zum fünften Male Großvezier, und als er gestorben (1596), erhielt Ibrahim endlich das so sehnlich gewünschte Staatsiegel in seine Hände und mit ihm die Oberherrnstellung aus dem Zuge nach Ungarn. Als dieser aber nur durch des Cicala Tarspekt in der Schlacht von Keresztes (24. Oct. 1596) zum Vortheile der Pforte ausfiel, mußte er noch auf dem Feldzuge selbst an diesen seine Würde abtreten, aber nur auf einen Monat, sodas er mit derselben, noch ehe Muhammed in Constantinopel einzog, von Neuem besetzt ward. Ein neuer Feldzug unter dem Oberbefehle des Muhammed Sauridschi 1597 verlief abermals erfolglos, und die Schuld davon ward dem Großvezier, der nicht genug für Mannschafft, vorzüglich für die Theilnahme des Atarahans an demselben gesorgt, aufgebürdet. Er verlor zum zweiten Male das Reichsiegel, erhielt es aber (8. Dec. 1598) zum dritten Male. Den 23. Mai 1599 erkrankte er einen abermaligen Feldzug nach Ungarn, kam bis vor Neubau, ging darauf nach Ofen, Peterwardein und Ende Decembers nach Belgrad. Auf diesem Zuge hielt er die strengste Mannschafft, und gewann dadurch die Serbier, Wallachen und die christlichen Unterthanen der Grenze, die ihm in Massen zuflühten. Die Eroberung der Festung Kaniska war der Preis dieses Krieges; noch aber blieb auch jetzt der Großvezier in Belgrad, während statt seiner nur Siegesbericht nach Constantinopel entlandt ward. Die wichtig-

sten Angelegenheiten zur Vermahlung der Donauländer, d. h. die Einsetzung des Boiwoden der Balach, Michael, und die Sorgen um das Heer, sowie Verhandlungen mit Wien, füllten die Zeit aus. Nachdem er sein Standquartier nach Semlin verlegt, und Friedensunterhandlungen eingeleitet, erkrankte er und starb (10. Jul. 1601). Sein Leichnam wurde nach Constantinopel gebracht und in dem Vorhofe der Moschee der Prinzen in einem von ihm selbst errichteten Grabmale beigesetzt.

6. Ibrahim, der Sohn eines Sipahi und Boiwoden von Isbin der Gaskarie, war als Balladschi (Holzhauer) ins Erzai gekommen, erwarb sich des damals regierenden Sultan Ahmed III. Gunst, als dieser noch Kronprinz war, wurde dessen Secretair, trat aber, um der Eifersucht der Großveziere zu entweichen, in mehrer Finanzämter, wurde Präsident der Rechnungskammer und begleitete im J. 1716 den Großvezier Ali als Mercusatschi (d. i. als Vorseher der Gänge der Taren) in die Schlacht von Peterwardein, wo Ali fiel. Er erhielt den Auftrag, den Schlachtbericht nach Constantinopel zu bringen, wo der Sultan über der Freude, Ibrahim wiederzusehen, den Schmerz der verlorenen Schlacht vergaß. Er blieb als Kaimakam oder Stellvertreter des Großveziers in Constantinopel zurück, und erhielt bald nachher die 14jährige Tochter des Sultans, Fatima, zur Gemahlin. Schon nach der unglücklichen Niederlage von Belgrad (16. Aug. 1717) ward ihm das Reichsiegel angeboten, er lehnte es aber für jetzt ab, weil er einen noch unglücklicheren Ausgang des Feldzuges fürchtete. Doch schon im Mai 1718 widerstand er nicht länger der Annahme der höchsten Würde, die er als ein „gerechter, staatsluger, Wissenschaft und Kunst schätzender, sanfter und gütthätiger Mann zwölf Jahre lang im vollen Genuß der Gunst seines Herrn und höchster Machtvollkommenheit besaß.“ Unter ihm kam von Sofia aus alsbald (21. Jul. 1718) der Friede von Passarowitz mit Österreich und Venedig zu Stande, dem noch ein besonderer Handelstractat folgte. Ibrahimpacha hielt 29. Aug. seinen Einzug in Adrianopel, wo ihm der Sultan unter andern Geschenken einen mit Diamanten besetzten Elbel und einen Jabelspiz mit weiten Ärmeln und zwei Juwelenreigern auf dem Kopfe überreichen ließ. Von nun an degang Ibrahim's Sorge für die wichtigsten Angelegenheiten des Staates, dessen hilfsbedürftigen Zuständen er überall durch heilsame Maßregeln die nöthige Aufmerksamkeit widmete. Auch der Handel im Innern und vorzüglich das Steuerwesen entging seinen Augen nicht; die Besoldung von Janitscharen, die nicht in den Krieg zogen, wurde eingestellt und dadurch große Ersparung gewonnen, überhaupt aber die Besoldung sammtlicher Truppen des Reichs geregelt, einige Truppengattungen eingezoogen, neue Pfister, Solota, geprägt, die Hauptstadt und umlegend durch Neubauten, Palastvergrößerungen und bessere Einrichtungen verschönert, die Grenzfestungen erweitert und mehr gesichert. Ebenso suchte er die Verhältnisse nach Außen zu ordnen und fester zu begründen, letzteres vorzüglich mit Österreich, woben ein Großbotschafter, der Beglerbeg von Rumli, Ibrahim Pacha, mit einem Gefolge von 765 Köpfen und Seidenen, abging, wie sie noch nie wieder ein türkischer Bot-

schafter nach Europa gebracht, und der Friede vom Pruth (16. Nov. 1720) wurde auf ewige Zeiten geschlossen. Dabei ließ er in den Ausgaben überall weisse Sparsamkeit herrschen, außer wo Ehre und Glanz des Sultans das Gegentheil forderte, während die bessere Einrichtung der Staatsverwaltung dem Staatsfchatze größere Summen zuführte. Auch war er freigebig und großmüthig gegen verdienstvolle Männer, vorzüglich gegen Gelehrte, stiftete und dotirte Schulen, sorgte für Sicherheit der Straßen und Städte gegen Räuber und Diebe; die Ruhe in Aegypten, an Syriens Grenze und zu Medina wurde hergestellt, die Beleuchtung der großen Moscheen in den Nächten des Ramasan, und die Kampen- und Tulpenfeste im Garten des Serai und anderwärts zuerst eingeführt, dadurch aber auch die Blumenliebhaberei großartig und allgemein und ein eigener Blumenmeister bestellt, die feierlichen Gastmahl und Reitaufzüge wieder aufgenommen, der Sultan vielfach bewirthet. Georgien ward eine türkische Statthaltertschaft, und da Persien (1723) innern Unruhen völlig unterlag, theilte die Pforte den daselbst gemachten Vorrath mit Auslan durch einen besondern Vertrag (24. Jun. 1724), nach welchem jedoch die erstere ihren bessern Theil noch erobern mußte, was in einem dreijährigen Feldzuge geschah, in welchem Hamadon (1. Sept. 1724) besetzt ward. Erivan fiel 28. Sept., später auch das hies tapfer verteidigende Zerib, Ardabil, Moragla und andere Städte und Feste. Selbst die persische Gefandtschaft (1726), die Ibrahim mit ausgesuchter Pracht empfing, führte nur die Fortsetzung des Krieges herbei, bis 3. Oct. 1727 der Friede mit dem Schah Ehdref zu Stande kam. Während ferner Unruhen in Aegypten, der Krimm, Anatoli und selbst in Europa den Großvezier zum Theil gleichzeitig mit dem persischen Kriege beschäftigt und beilegt wurden, ordnete er anhaltend die Grenzen mit den mächtigen Nachbarkraaten, errichtete eine Feuercompagnie in Constantinopel mit täglichem Solde, traf bessere und selbst hauswirthschaftliche Einrichtungen in der Hauptstadt, beschränkte den Kleiderluxus der Weiber (1727), den Holzvuder und die Mißbräuche bei Befegung der Richterstellen. Seine Bau- und Festungsstrebte sich auch auf die großen Staatsankalten außerhalb der Hauptstadt. Feste der Gelehrsamkeit wechselten mit denen, die er dem Sultan gab; ebenso beschäftigte er die Arbeiten der Gelehrten durch Geschenke, stiftete eine Bibliothek zu Ghobiosopascha, errichtete eine Druckerei, die erste in Constantinopel, unter Leitung des ungrischen Renegaten Ibrahim, eines achten dieses Namens, während nächst den sechs hier erwähnten der oben genannte Großvezierhaster der Feste, und brachte dadurch die weltliche Bildung der Stiften näher. Noch einmal empfing er (9. Aug. 1728) einen persischen Gefandten in gewohnter Pracht, die Kriegserklärung erfolgte (24. Jul. 1730), und am 3. August zog der Großvezier mit der heiligen Fahne zum Kampf mit Persien nach Scutari aus. Dabin sollte auch der Sultan folgen, und als er nicht wollte, ward er durch das Murren der auf ihn wartenden Janitscharen dazu genöthigt. Allein Donnerstag (20. Sept.) rettete sich in Constantinopel selbst eine kleine

Schar Unzufriedener unter dem Albaner Patrona Halil zusammen, und da keine Ursache zu Aufwuth vorhanden, ließ man das Gefindel ruhig an dem Geheißer Theil nehmen. Die Kessel einzelner Regimenter wurden auf den Fleischmarkt gebracht, und gegen zehn Uhr Abends landete der Sultan am europäischen Ufer. Man verlangte binnen zwei Stunden außer andern Köpfen auch den des Großveziers, der erst abgeholt und dann (1. Oct.) wirklich geköpft ward. Sein Leichnam wurde den Rebellen Preis gegeben, die ihn nicht für den feinen erkennen wollten. Selbst Ahmed III. wurde jetzt abgeholt, da er für Sicherheit seines und seiner Kinder Leben die Abtretung des Thrones freiwillig anbot. So theilte Ibrahim, der Großvezier Ahmed III., das unverdiente Schicksal Ibrahim's, des Großveziers Soleiman's, ohne irgend eine Veranlassung, als die, welche die Mutter erkennen. Selbst unter allen Trägern der ersten Staatswürden herrschte während seiner Großvezierschaft eine bewundernswürthe Einigkeit, und der Schah, der sich ohne jede Erpressung unter dem Laubenschlage seines Hauses begraben fand, betrug nicht weniger als 60,000 Dukaten, außer einer Kiste Juwelen und andern geldwerthen Sachen.

7. Ibrahim Efendi, ein islamitischer Renegat, deren es allerdings weniger gibt, als christliche. Dieser Fürte gehörte dem Gelehrtenstande, den Ulema, an, und verstand vollkommen außer seiner Muttersprache auch das Persische und Arabische. Auch besaß er mehrere Stellen im Staate, bis ihn seine Unregelmie mit den Evangelien bekannt machte. Das Leben derselben trieb ihn zur Abschöpfung seines Glaubens durch die christliche Taufe in Pera 1671, worauf er nach Venedig ging, dort seine Confirmation erhielt, und später (zwei Jahre nachher) unter dem Namen Paul Antoine Efendi als Dominikaner mehr bekannt wurde. Die Bibliotheken von St. Jean und St. Paul verdanken ihm viele arabische, persische und türkische Handschriften, welche er ihnen bei seinem Tode 1697, erst 56 Jahre alt, hinterließ. Unter jenen befanden sich die vier Evangelien ins Arabische übersetzt, ebenso die Psalmen, das hohe Lied und mehrere andere Bücher des A. und N. A.

8. Abu Imran oder Abu Ammar Ibrahim. ein Sohn des Zeit, gewöhnlich Nachai genannt von dem jemenischen Stamme Radoas; war ein ausgezeichnete Rechtsgelehrter in Kufa und gehört zu den berühmten Imamen aus der Classe der Schüler der Jünger Muhammed's. Er sah noch die Aischea, ohne jedoch von ihr irgend eine Überlieferung gehört zu haben. Neunundvierzig, oder nach Andern 58 Jahre alt starb er 96 (beg. 16. Sept. 714) oder 95 der H.

9. Abu Thaur Ibrahim, der Sohn des Ghadid, seiner Abkennung nach ein Keltibid, bekannt als Rechtsgelehrter, in Bagdad, der aber mehr der Vernunft Weisheit gab als der Tradition, bis Ghaffi nach Irak kam und er ihn hörte. Von dieser Zeit an änderte er seine Ansicht und wurde einer der ausgezeichnetsten, ja, wie Andere gradezu sagen (Not. et Extr. XII. 427), der ausgezeichnetste Schüler desselben. Daher überlieferte er auch viele alte Aussprüche nach ihm, und in seinen Werken, die sich haupt-

fächlich mit Glaubensartikeln beschäftigen, finden sich die Traditionen und juristische Bestimmungen vereinigt, nach den Grundsätzen jenes großen Lehrers. Er starb 246 (nach Ibn Chalikān d. l. 860) oder 240 (nach *Abul-feda* Ann. Mosl. II, 192, der übrigens Ibn Chalikān ganz ausgeschrieben hat) in Bagdad, und wurde auch daselbst begraben.

10. Abu Ischak Ibrahim, der Sohn des Ahmed aus Merw in Chorasan, ebenfalls ein ausgezeichneter Rechtsgelahrter nach Schafitischen Grundsätzen. Vorzüglich verschieß ihm seine Fama und sein Lehrertalent jenes unbedingte Ansehen in Irak, wo er nach dem Tode des Ibn Soreisch das juristische Orakel wurde. Unter seinen vielen Schriften wird mit Hervorhebung der Commentar zu dem juristischen Handbuche des Mozi genannt. Nachdem er lange Zeit sich in Bagdad aufgehalten und eine bedeutende Schar Schüler herangebildet, auch die Ehre erfahren hatte, nach sich eine Straße, „die merweiße,“ genannt zu sehen, begab er sich nach Ägypten, wo ihn der Tod im J. 340 d. 9. Rebsch (d. i. zu Ende des J. 951) ereilte. Er fand sein Grab in der Nähe des Imam Schafit (s. Ibn Chalikān und *Abulf.* II. 458).

11. Abu Ischak Ibrahim Ben Muhammed aus Isfahan, mit dem Ehrennamen Rokn-ed-din, der sich vorzüglich mit den Grundbegriffen des Rechts und der Theosophie beschäftigte, worüber auch viele Scheiche in Nisabur bei ihm hörten. In Irak wie in Chorasan erlangte man seine große Gelehrsamkeit an, deren Ruf durch seine Werke noch weiter verbreitet wurde. In Isfahan wurde ihm eine eigene Medrese erbaut und Abd-el-gaffar Farisi spricht in seiner Geschichte unter Nisabur Vieles zu seinem Lobe. Er starb in Nisabur 418 (1027), seinen Leichnam aber schaffte man nach Isfahan, wo er begraben ward. Er heist gewöhnlich der Lehrer (Ostad, vgl. *Ibn Chall.* n. 4. und *Abulf.*, Ann. Mosl. III. 72 und 230). Unter seinen Werken mögen hier folgende erwähnt werden: 1) Edeb-el-dschadil oder seine Lehre von der Zopit (H. CA. I. n. 326). 2) Dschami-el-dscheli we el khalafi, über die Grundbegriffe der Religion. Eine Widerlegung der Gottlosen (H. CA. II). 3) Sein Glaubensbekenntniß (Ackidet). 4) Ein Commentar zu den abgetheilten Rechtsbüchern des Hanefi von Scheichbedin Abu Abdallah Mosli. 5) Ein Commentar zu dem Werke kitāb-el-tertib. 6) Das Buch des Kreises (كتاب الدور).

12. Der Scheich Abu Ischak Ibrahim Ben Ali Ben Jusuf, Schirazi und Firuzabadi geheißen, mit dem Ehrennamen Dschemal-ed-din, wurde im J. 393 (begl. 10. Nov. 1002) in Firuzabad geboren und auch daselbst erzogen, begab sich aber dann (410, begl. 9. Rai 1019) nach Schiraz, und hörte daselbst unter dem Scheich Abu Abdallah Beidhawi und Abu Ahmed Abd-el-mehabb Ben Ramin das Recht. Ebenso hörte er in Basra den Dschauzi, und von hier erst ging er im Schawal 415 (1024) nach Bagdad, wo er blieb, die Vorlesungen großer Gelehrten besuchte und sich hauptsächlich an Abu'Alhajj Labari angeschlossen. Er trat auch an seine Stelle, und als Nizam-

elmull seine berühmte Schule gründete, wünschte er ihm die erste Professur an derselben zu übertragen; allein als Ibrahim nach ihrer Vollendung (459, d. l. 1066) an einem Sonnabende die Vorlesungen eröffnen sollte, fand man ihn nirgends. Er hatte sich verflucht, „da er die heiligen Wissenschaften nicht in einem Hause leben wollte, das auf einem Grunde erbaut war, den man den frühesten Besitzern mit Unrecht abgenommen hatte.“ Abu Nasr Ibn-elsabbag vertrat daher seine Stelle, und erst, nachdem dem Ibrahim seine Schüler drohten, alle zu Ibn-elsabbag übergehen zu wollen, entschloß er sich, 20 Tage nach der Eröffnung, sich dem Willen des Erbauers zu fügen. Der Zulauf zu seinen Vorlesungen wurde hier so lebhaft, daß, als ihn einst der Khalif als Gesandten nach Chorasan schickte, er selbst bei seiner Rückkehr aussetzte, in keine Stadt gekommen zu sein, wo er nicht einen seiner Schüler in dem Besitze irgend einer ausgezeichneten Stelle angetroffen hätte. Sein heitres Gemüth und sein immer freundliches Gesicht erwarb Vertrauen, und da er nicht verheirathet war, betrachtete er seine Schüler als seine Kinder. Ueberdies war er mit seinem Besitzthume so freigebig, daß er diuveln selbst an dem Nöthigsten Mangel litt, und nicht einmal die Pilgerreise nach Mekka unternehmen konnte. Er starb im J. 476 (begl. 21. Rai 1083) in Bagdad, und wurde daselbst begraben. Von seinen Werken, deren Aufzählung (*Ann. Mosl.* III, 248 sq. *Ibn. Chall.* c. 208. 236. *Ann.* 190 und 192—196. *Bgl. Chall.* n. 5. *Hamm.*, Spec. p. 157. Not. 576 und c. 165. Not. 589) mehr angibt, hat uns Ferdin. Wüstenfeld (vgl. die Akademien der Araber und ihre Lehrer. (Gött. 1837. [c. 10] 15) ausgezählt, deren Angabe aber hauptsächlich durch Hafschi Chalsia vielfache Erläuterung erhält.

13. Abu Ischak Ibrahim Ben Mansur, gewöhnlich der Irakane (العراني) genannt, Prediger an der Dschami in Kahira, war ebenfalls Schafitischer Rechtsgelahrter. Er ward in Kahira im J. 510 (begl. 16. Rai 1116) geboren, und begab sich später nach Bagdad, wo er ein Schüler des eben genannten Abu Ischak Schirazi wurde, und auch dessen Werk: Muhadzdzab (s. Wüstenf. n. 5) in zehn Faksimeln auf ausgezeichnete Weise commentirte. Von seinem Aufenthalt in Bagdad, wo er noch die Vorlesungen über das Recht unter Abu Belr Muhammed Ermerwi und des Abu'Alhasan Muhammed Ben-el-mobarrak Ibn elchill besuchte, nannte man ihn in Ägypten den Irakane; in Bagdad selbst wurde er unter dem Namen der Ägyptier bekannt. Auch werden seine Gedichte gerühmt. Ibn Chalikān hat ihm den Artikel n. 6 gewidmet.

14. Abu Ischak Ibrahim Ben Nasr, gewöhnlich Ibn Asker El-Mausili (aus Mosul) genannt, mit dem Ehrennamen Tzahir-ed-din, wurde in Mosul geboren, und genoß daselbst auch seinen ersten Unterricht. Von da begab er sich nach Bagdad, und nachdem er mehrere ausgezeichnete Lehrer gehört, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und wurde in Selmamiye, einer kleinen, eine Tagesreise von Mosul entfernten, Stadt, Richter. Auch in Isfahan war er einige Zeit, starb aber in Selmamiye den 3.

Rebi II. 610 (v. i. Aug. 1213). Von seinen mit vielem Lobe genannten Gedichten hat uns Ibn Chalikān (n. 7) einige Bruchstücke überliefert.

15. Ibrahim Ben-elmehdī, Bruder des Khalifen Harun, wird hier nur in Beziehung seiner glänzenden Beredsamkeit und gepriesenen Dichtergabe erwähnt, nicht aber, inwiefern er auch einige Zeit die Huldigung als Khalif in Bagdad genoss, worüber unter Mamun nachzusehen. Auch er ließ Abu Isbat, und seine Freigebigkeit, Gekunst und Bildung gaben seinen oben erwähnten Vorzügen noch höhere Bedeutung. Das Khalifat, welches ihm die Abbasiden in Bagdad in Abwesenheit des Mamun, der von Khorasan aus die Arabien auf jede Weise begünstigte, aus Abneigung gegen Letztern übertrugen, verwaltete er nur ein Jahr, zehn Monate und zwölf Tage. Mamun verzicht ihm seine Usurpation großmüthig. Ibrahim starb in Sermentaa 224 (839 n. Chr.) in einem Alter von ungefähr 62 Jahren.

16. Ibrahim Ben-elabbās Ben Muhammed Ben Saul, mit dem Beinamen Sauli von diesem seinem Vorfahren Saul, der ein georgischer Fürst war, und durch Idris Ben-elmoħalleb Moslim wurde, wird als einer der besten Dichter gepriesen, und hat auch einen kleinen Diwan hinterlassen, der nichts als die ausgezeichnetsten Gedichte enthält. Aber auch durch seinen profaischen Stolz zeichnete er sich auf das Vortheilhafteste aus, wovon Ibn Chalikān (n. 10) einen Beweis in einem von ihm im Namen des Khalifen abgefassten Schreiben auszuwählen hat. Er starb in Sermentaa in der Mitte des Monats Schaban 243 (Oct. 857).

17. Abu Abdallah Ibrahim Ben Muhammed, der sein Geschlecht auf den bekannten Statthalter von Khorasan, Moħalleb Ben Abi Sofra, zurückführt, war ein bedeutender Grammatiker und Dichter seiner Zeit, der auch verschiedene philologische Werke hinterlassen hat. Uns ist er vorzüglich unter dem Ehrennamen Nisfaweh oder Nisfawehi (von Nisf oder Naft, Raphta) bekannt. Er wurde im J. 244 (858) oder 250 (864) in Wasit geboren, weilhalb er auch Wasiti heißt, nahm aber seinen Wohnsitz in Bagdad, und starb daselbst am 6. Safar 323 (Jan. 935), oder nach Andern ein Jahr später. Unter seinen Werken nenne ich folgende: Eine Geschichte, Tarich (vgl. H. Ch. II. n. 2330), und eine Caside über ungewöhnliche Ausdrücke in der Sprache. Ibn Chalikān (n. 11) gibt auch einige Proben seiner Gedichte. Vgl. noch Abulf., Ann. Mosl. II. 396 und de Sacy, Anthol. grammatic. p. 41.

18. Abu Isħak Ibrahim Ben Muhammed, mit dem Beinamen Zedschādsch, der Glasfabricant, einer der besten Grammatiker, wie überhaupt in den philologischen und Religionswissenschaften höchst unterrichtet, war von Haus aus ein Glasbläser (Glaschleier), verließ alsdann sein Handwerk, bezieht aber obigen Beinamen. Wie er selbst vortreffliche Lehrer hatte, z. B. den Moħarred und Adaleh, so zog er auch wieder ausgezeichnete Schüler, wie den Abu Ali Barisi, und der Grammatiker Abu'lcāsim Abd-elrahman erhielt sogar von dem Umzuge mit ihm den Beinamen Zedschādsch. Die Angabe seines

Todesjahres schwankt zwischen 310—312 (v. i. 922—924). Er starb in Bagdad in einem Alter von ungefähr 80 Jahren. Von seinen Werken nennt Ibn Chalikān (n. 12. ed. Wāstenf. p. 20) die meisten; ihre Aufzählung aber ist aus Hadithi Ghasa theils zu ergänzen, theils zu berichtigen. Außerdem vgl. Ann. Mosl. II. 346. Abollat. p. 536, el. 483 (43). Anthol. grammatic. p. 126. Ann. 37.

19. Abu'lcāsim Ibrahim Ben Muhammed, gewöhnlich Isħil genannt, von der kleinen syrischen Stadt Isħil, aus der er seinen Ursprung ableitete, geborte dem Stamme der Koraischiden und dem Tribus Zohr an, weshalb er auch Coraischi und Zohri heißt. Er lebte in Cordova und zeichnete sich durch grammatische, literarische und überhaupt philologische Kenntnisse aus, wozu er auch einen vortrefflichen Erklärer abgab. So gehört sein Commentar zu der Gedichtsammlung des Moħabbī zu den besten. Auch war er unter Mutessī billah Begier in Spanien, glänzte aber mehr noch durch seine Belesenheit in den Dichtern und Historikern, weshalb auch seine Vorträge fleißig besucht wurden. Seine Geburt fällt in den Monat Schewwāl 352 (Oct. 963) und sein Tod in den Dylcade des J. 441 (1050).

20. Abu Isħak Ibrahim Ben Isħil Harranī (aus Harran, dem alten Karra), gewöhnlich Sabi. d. i. der Sabäer, genannt, ist der Verf. einer berühmten Briefsammlung und sprachlich ausgezeichneten Gedichte. Seine Beredsamkeit war höchst glänzend, und er galt in Bagdad, wo er unter mehreren Herrschern Secretair zu Ausfertigung von Staatsurkunden war, als ein Meister seiner Kunst. Auch ist von ihm das Werk Tadschi (vgl. H. Ch.), eine Geschichte der Deilemitischen Dynastie, die er auf Befehl des Buiden Adhōd ed-dawlat (Ann. Mosl. II. 554) in bereiteter Sprache schrieb. Er betitelte es Tadschi, weil dieser Fürst den ehrenben Beinamen Tadsch-el-millet, die Krone der Religion, führte. Trotz der Ehre, die er genoß, und dem Ansehen der Fürsten, Moslim zu werden, blieb er doch seiner Religion getreu, fastete aber den Ramadan mit den Gläubigen, und wußte auch den Koran vortrefflich auswendig. Uebrigens war er Mattematiker, und starb in einem Alter von 71 Jahren im Monat Schewwāl 384 (Nov. 994) in Bagdad, nach Andern dagegen vier Jahre früher. Seine hinterlassenen Schriften sind nicht unbedeutend, und unter ihnen, außer dem Tadschi, ist auch folgende zu erwähnen: Geschichte der Grammatiker (H. Ch. I. n. 241). Vgl. noch Ann. Mosl. II. 548 und 582 fg. und Ann. 414. Daselbst wird auch seine Verfassung und Wiederbefreiung erzählt. Auch Abu'Isħarabsh spricht von ihm.

21. Abu Isħak Ibrahim Ben Ali, gewöhnlich Howri genannt, wurde schon in dieser Sect. Bd. II. S. 182 erwähnt. Wir fügen hier hinzu, daß Ibn Chalikān (n. 15) ihm einen besondern Artikel gewidmet und mehrere Proben seines Dichtertalents mitgetheilt hat. Auch wird daselbst erzählt, daß er sein Hauptwerk (نهر الادب) im J. 450 (1058) verfasste.

22. Abu Isħak Ibrahim Ben Abi'Isħah, gewöhnlich

lich Ibn Chafādsche genannt, der Andalusier oder Spanier, wurde im J. 450 (1058) auf der Insel Schoer, einer kleinen, zwischen Katioa und Valencia gelegenen, Stadt geboren. Sie hieß Insel, weil sie ganz von Wasser umflossen war. Ibn Chafādsche (n. 16) erwähnt von ihm, daß er sein entschiedenes Dichtertalent, von welchem ebenfalls einige Proben vorliegen, nie dazu anwandte, um die Gunst der die Wissenschaften schätzenden und belohnenden Fürsten zu buhlen. Er hinterließ seinen Diwan Gedichte, in drei Bänden (*Cassir* Bibl. I. 112), den auch Hafschi Chafsa erwähnt, und starb in seiner Vaterstadt 533 gegen Ende des Monats Schewwāl, d. i. Jun. 1139. Vgl. Anthol. grammat. p. 445 (66), wo sich ein Bruchstück seiner Gedichte befindet.

23. Abu Isahak Ibrahim Ben Jahja, oder nach Andern Ben Othman, ein Keltibid aus Gajja (d. i. Gaja in Palästina, oder wie die Araber sich ausdrücken, am syrischen Ufer), machte sich ebenfalls durch eine ausgewählte Gedichtsammlung bekannt und durch große Reisen, die er unternahm. So kam er im J. 481 (1088) nach Damascus und hörte daselbst den Rechtsgelehrten Nabr Mocabeffi; von da ging er nach Bagdad und blieb viele Jahre an der Akademie Nihajim. Hierauf nahm er seinen Weg nach Khorasan und übte daselbst seine Dichtergabe zum Lobe der Großen. Hafschi Chafsa erwähnt seinen Diwan an zwei Orten, und Ibn Chafādsche hat mehrere Bruchstücke seiner Gedichte überliefert. Er wurde in Gajja im J. 441 (beg. 5. Jun. 1049) geboren, und starb zwischen Wern und Balch in Khorasan 524 (1130), wurde aber in Balch begraben. Auch Abulfeda (Ann. Mosl. III, 440) theilt ein Bruchstück seines Gedichtes zum Lobe der Türken mit. Bei seinem Tode meinte er, daß Gott ihm aus drei Ursachen verzeihen werde: 1) weil er aus dem Lande des Imam Schafii, 2) weil er ein Kreis und älter als 70 Jahre, und 3) weil er in der Fremde sei.

24. Abu Isahak Ibrahim Ben Jusuf, bekannt unter dem Namen Ibn Corcul, hatte verschiedene nähere Umgang mit den Gelehrten Spaniens, wo er in Ximeria im Monat Sefar 505 (d. i. Aug. 1111), geboren wurde. Er starb in Hes, nachdem er in der dortigen Kathedrale gelehrt hatte, an einem Freitag den 6. Schewwāl 569 (Jun. 1174). Von ihm ist das Werk „Die Aufgänge der Dichter über die wahren Traditionen“, das er nach dem Muster der „Aufgänge der Dichter (Meschārik el-anwar) zur Erklärung der in den drei berühmtesten Traditionensammlungen von Buhārī, Muslim und in dem Rowatā“ vom Richter Jāhūd Ben Musa Tablābi verfaßte. Einige behaupten, daß Ibn Corcul in seinem Metāl el-anwar die so eben angegebene Schrift nur excerptirt, jedoch mit einigen neuen Zugaben auch vermehrt habe. So Hafschi Chafsa, der unter مطالع الانوار nachzufehen. Vgl. noch Ibn Choll. n. 18 und Hamak., Spec. Cat. p. 168. not. 597. (Gustav Flügel.)

Ibrahim, Khalif, f. unt. d. Art. Ommajjadun.

Ibrahim, Dey, f. unt. Dey.

Ibrahim Ben Muhammad Ben Ibrahim el Halebi, f. unt. Halebi.

Ibraila (Ibrailow), f. Brahilow.

IBRANY, ein großes Dorf im dabard Gerichtsstube (Processus) der jabolicher Gespannschaft, im Kreise jenseit der Dreiß Überjüngern, 24 deutsche Meilen östlich von dem Markte Kyre-Eggubja in sumptiger Gegend gelegen, der adeligen Familie gleiches Namens gehörig, mit einer katholischen und einer hebräischen Pfarre, einer der Himmelsfahrt Mariä geweihten katholischen Kirche, einem reformirten Bethause und Schule, einem herrschaftlichen Gassell, 204 Häuser und 1752 flussfähigen und maggartischen Einwohnern, unter welchen sich, nach dem erlaui Dikefenschematismus für das J. 1834, 267 Katholiken, 1419 Reformirte, 35 Griechen und 40 Juden befanden. Die hiesige katholische Pfarre, welche schon im J. 1332 bestand, später einging und erst 1801 wieder hergestellt wurde, gehört zum wir-eggubjer Vicararchidiaconats-districte des erlaui Erzbisthums; sie erstreckt sich über das Dorf Ibrany und das Prädium Geier-Zeek, und steht unter dem Patronat der Familie Ibranyi de Eadern et Vaja. (G. K. Schreiner.)

IBRIDA (Hibrida, Hybrida, je nachdem das Wort von über, Bastard von Ziegenbock und Schaf, oder von Hpec, Unzucht, Verbruch, abgeleitet wird), hieß bei den Römern ein Erzeugling von Atern verschiedener Art, oder aus verschiedenen Ländern: bei Menschen z. B. das Kind eines Römers mit einer Nicht-Römerin, bei Thieren das Junge einer zahmen Sau von einem wilden Eber. In neuerer Zeit gebraucht Vinnē das aus jenem Hauptworte gebildete Keimwort ibridas, a, um als gleichbedeutend mit spurius und nothus, und bezeichnete mit dem Ausdrücke species ibrida jedes Geschöpf des Thier- und Pflanzenreichs, welches er für einen Bastard, Blendling, Schalk oder Mischling, entspringend aus der Kreuzung verschiedener Arten oder Abarten, betrachtete.

In der Botanik konnte die Annahme von Bastardbildungen nicht früher Geltung erhalten, bevor die Geschlechtsverschiedenheit bei den Gewächsen feststand. Mit andern Worten: wir sehen die Lehre von den ibriden Pflanzen auftreten, angefochten und vertheidigt werden zugleich mit der Erualtheorie. So stellte der Begründer der Erualtheorie, Rud. Jac. Camerarius (Prof. in Tübingen), in J. 1694 (Erschreiben an Valentini, Valent., Polychr. exot. p. 228, J. G. Gmelin, Sermo de novorum vegetabilium exortu, p. 83) zuerst die Frage auf, ob es Bastardbildung in der Pflanzenwelt gebe? Hieran zweifelt Rich. Bradley (1717) (sich nicht mehr), und macht darauf aufmerksam, daß man sich der Bastardzeugung in der Gärtnerei bedienen könne, um z. B. Äpfel zu veredeln und Kirschen zu verschönern; auch erzählt er, daß er in dem Garten eines Herrn Thom. Fairchild zu Herten einen Blendling der Gartenerbse und Silene muscipula L. gesehen habe (fran. Übers. Nouvelles Observations sur le Jardinage, I. p. 37–41). Der große Vinnē versichert in seiner Dissertation de Polioria (1744, Amoen. acad. ed. Schreb. I. p. 55), daß die buntblumigen Tulpen und Braunföhl aus Weisföhl durch Kreuzung entstehen. Dies bestätigt J. C. Gmelin

(1749. de novor. veg. exort. p. 80) in Hinsicht der Lulpen, und fügt das Beispiel von drei Bastarden aus zwei sibirischen Ritterspornen hinzu. Endlich behandelte Kinnl in seiner Schrift: De plantis hybridis (1751. Amoen. acad. III. p. 28 sq.) die Lehre von den Bastardpflanzen ausführlicher. Er theilte dieselben in 1) Ligeneres, welche von Pflanzen zweier verschiedener Gattungen, und 2) Congeneres, welche von Individuen zweier verschiedener Arten einer und derselben Gattung erzeugt worden sind; 3) Deformatae, durch krause Blätter oder Geruch von den Mutterpflanzen abweichend; 4) Obscurae, deren Stammlatern schwer zu ermitteln sind. Hieron möchten indessen die erste und vierte Abtheilung sehr zweifelhaft sein; die dritte bezieht nur Abarten und Misbildungen, und auch die zweite enthält wenig wahre Bastarde. Im J. 1758 erzeugte Kinnl selbst einen Blending, indem er *Tragopogon pratensis* mit dem Blütenstaube von *Trag. porrifolius* befruchtete (Amoen. acad. X. p. 126), und vier Jahre später beobachtete er einen natürlichen Bastard aus *Verbascum Thapsus* und *Verb. Lychnis* im botanischen Garten zu Upsala (L. c. VI. p. 293).

Eine große Reihe höchst wichtiger Versuche über künstliche Bastardzeugung stellte Jos. Gottl. Kötter in den Jahren 1761 bis 1785 an (Bericht über Nachrichten von einigen das Geschlecht der Pflanzen betreffenden Versuchen (Leipz. 1761). Erste Fortsetzung 1763. Zweite Forts. 1764. Dritte Forts. 1766. Acta Acad. Petropol. 1775, 77, 78, 81, 82, 87 und 88). Das Ergebnis dieser Versuche besteht in Folgendem: 1) Wenn die Farbe einer Pflanze, welche noch nicht von eigenem Blütenstaube empfangen hat, mit dem Blütenstaube einer andern befruchtet wird, so entsteht aus ihrem Samen ein Gewächs, welches nach der äußern Bildung eine Mischform zwischen Vater- und Mutterpflanze darbietet. 2) Abarten einer und derselben Art lassen sich am leichtesten kreuzen, schwerer verschiedene Arten derselben Gattung, am schwersten Arten verschiedener Gattungen. 3) Bastarde von Abarten derselben Art geben ebenso fruchtbare Samen, wie die Mutterpflanze; dagegen liefern Blendlinge von verschiedenen Arten keine oder wenige fruchtbare Samen. Hiernach glaubte Kötter in der künstlichen Kreuzung ein Prüfungsmittel gefunden zu haben, nach welchem sich entscheiden lasse, was Abart, oder wirkliche Art sei; allein neuere Versuche haben dies nicht bestätigt. 4) Die Fruchtbarkeit der Bastarde ist verschiedener Art, indem sie bald auf die männlichen, bald auf die weiblichen Zeugungstheile beschränkt ist, bald sich auf beiderlei Geschlechtstheile erstreckt. 5) Häufig finden sich bei Blendlingen Misbildungen, und sie zeigen oft, jedoch aus Kosten der Samenentwicklung, ein frästigeres Wachstum, als die Mutterpflanzen. 6) Bastarde von Arten, welche durch Anbau verändert sind, oder von Blendlingen, gekreuzt mit einer der Stammpflanzen, bieten eine größere Veränderlichkeit der Form dar, als Bastarde ursprünglicher Arten.

Die Kötter'schen Beobachtungen wurden wiederholt und vermehrt durch die jetzt anzuführenden Abhand-

lungen und Notizen: A. Ch. C., Erfahrung von der Wirkung des Blumenstaubes der Pflanzen (in den Beschreibungen der berl. Gesellschaft. naturf. Freunde. I. 1775), Hedwig, Theoria generationis (Ed. 2. Lips. 1798), Villars, Mémoire sur quelques plantes hybrides (in Römer, Collectan. p. 186), C. Bellardi, Saggio botanico-georgico intorno l'ibridismo delle piante (1809), Hoppe, Bastardconium (Neues bot. Taschenbuch. 1810. S. 217), Will. Herbert, J. Sabine, J. R. Goven, Thom. Andr. Knight, Transactions of the Horticultural Society (Lond. 1820. p. 15, 254, 367 u. 498), J. Lindley, Digitalium Monographia (Lond. 1821), Walpole, Schedulae criticae (Halea 1822), Bechstein, Forstbotanik (4. Ausg. S. 226), Alex. Braun, Über die Polygona bei Karlsruhe (in der Flora. 1824. S. 353), Guillemin und Dumast, Bemerkungen über die Blendlinge im Pflanzenreiche (in der Fortsetzung des allgem. teutschen Gartenmagazins. VIII. 2. S. 68), F. Rasch, Beiträge zur Kenntniss der Varietäten und Bastardformen einheimischer Gewächse (in der Einnda V. S. 431. VI. S. 484) und Gärtner, über die Befruchtung einiger Gewächse (in den naturwissenschaftl. Abhandlungen, herausgegeben von einer Gesellschaft in Würtemberg. I. 1).

Dagegen suchten in neuester Zeit nach Spallanzani's Vorgange F. J. Schöber (Kritik der Lehre von den Geschlechtern der Pflanze (Heidelb. 1812). Erste Fortsetzung 1814. Zweite Forts. (Karst. 1823) und A. Henschel (Von der Sexualität der Pflanzen (Bresl. 1820)) die Sexualtheorie und vorzüglich auch die Lehre von der Bastardbildung im Gewächsreiche umzustossen. Im Allgemeinen wurden sie widerlegt durch L. Chr. Treviranus (Vermischte Schriften [Brem. 1821.] IV. S. 95; die Lehre vom Geschlechte der Pflanzen [Brem. 1822]); die Lehre von der Bastardzeugung aber erhielt eine neue Stütze durch die Schriften von Chr. J. B. Schöber (De plantis hybridis sponte natis (Cassel 1825)) und A. F. Wiegmann (Über die Bastardzeugung im Pflanzenreiche [Braunschw. 1828]).

Was die natürliche Blendlingsbildung betrifft, so bemerkt Dr. Schöber, daß sie in den niedern Gewächsen bis hinauf zu den Monocotylen einschließlic bis jetzt nicht beobachtet sei. Aus der Reihe der Dicotylen führt er folgende Gattungen an, in denen Bastarde gefunden worden sind: *Quercus*, *Polygonum*, *Gentiana*, *Verbascum*, *Digitalis* (?), *Rhinanthus*, *Stachys*, *Phytanema*, *Cnicus* (*Cirsium*), *Centaurea*, *Galium*, *Ranunculus*, *Drosera*, *Potentilla*, *Geum*. Seine Ansichten in Betreff dieser Lehre spricht er in folgenden Sätzen aus: 1) Bastardpflanzen entstehen auch von selbst. 2) Sie sind weder Abarten, noch besondere Arten, sondern sie bilden eine eigene Reihe. 3) Durch Kreuzung entstehen keine neue Arten (ist eigentlich schon im zweiten Satze gesagt). 4) Die natürliche Entstehung von Blendlingen spricht für das ursprüngliche und fortdauernde Bestehen verschiedener Arten. 5) Kötter'sche Versuche sind beweisend für die Geschlechtsverschiedenheit der Gewächse; denn, was dagegen vorgebracht worden ist, wird durch

das natürliche Vorkommen von Pflanzenbastarden widerlegt.

Dr. Biegmann wiederholte und vermehrte die ältern Versuche künstlicher Bastardzeugung, indem er auf drei- fache Weise versuchte. Erstens, nach Kötter'scher Art, indem er die reifen Staubbeutel (Antheren) der einen Art abschnitt, und damit die reifen Narben der andern Art bestäubte. Diese Versuche gelangen bei den Gattungen *Verbascum*, *Dianthus* und *Nicotiana*. Zweitens, durch bloßes Zusammenstellen, mit Hülfe der Insecten, kreuzte er mehre Unterarten des Gartenkohl (Brassica oleracea), Porree und Zwiebel (*Allium Porum* und *A. Cepa*), *Phaseolus nanus* und *Ph. vulgaris*, *Pisum sativum* und *Vicia sativa*, *Vicia sativa* und *Eryum Lens*, *Vicia sativa* und *V. Faba*. Drittens, durch Zusammenstellen und Bestäuben vermittelst eines Blasebalgs erhielt er einen Hybriden von *Avena sativa* und *A. orientalis*. Aus seinen Versuchen entwickelt er folgende Sätze: 1) Es gibt Bastardzeugung auch im Pflanzenreiche, und sie wird auch fernerhin als ein gültiger Beweis für die Geschlechtsverschiedenheit der Pflanzen gelten können. 2) Die Bastarde ähneln nicht, wie Linné meinte, in den Befruchtungswerkzeugen der Mutter, in der Belaubung und Tracht dem Vater; sondern die Veränderung zeigt sich bei verschiedenen Pflanzen in verschiedenen Theilen, bei den Aëliumarten z. B. in den Zwiebeln, bei den Hülsenpflanzen vorzüglich in den Samen. 3) Die Hybride gedeihen unter günstigen Verhältnissen fruchtbar. 4) Mehre vermeintliche Arten und Unterarten, z. B. der cultivirten Hülsenpflanzen, Koblgerächse und Getreide, scheinen Bastarde zu sein. 5) Bei einigen Gattungen, wie bei *Avena* und *Nicotiana*, scheint man die Hybride lange geben unter fortgesetzte Befruchtung mit dem väterlichen oder mütterlichen Blütenstaube zu der Form des Vaters und der Mutter zurückführen zu können. 6) Bastardzeugung kann nur unter zwei Bedingungen stattfinden: a) Die zu kreuzenden Pflanzen müssen nahe mit einander verwandt sein; b) die Staubbeutel der Mütterpflanze müssen noch unentwickelt sein, oder vor der Reife entfernt werden.

Dass die natürliche Kreuzung im Ganzen wenig häufig ist, obgleich die Befruchtung, zumal bei den dichogamischen Gewächsen (d. h. solchen, bei denen sich in einer Blume männliche und weibliche Geschlechtstheile nicht zu gleicher Zeit entwickeln), nicht selten auf der Vermittelung der Insecten beruht, wird daraus erklärlich, daß die Narbe einer jeden Blume geneigt ist, nur gleichartigen Blütenstaub anzunehmen, und daß die Bienen und Hummeln bei einem Fluge in der Regel nur gleichartige Blumen besuchen. Dagegen ist die künstliche Kreuzung der Gewächse in der Blumenkunst jetzt zur Liebhaberei geworden, und die zahllosen Hybriden der Gattungen *Pelargonium*, *Cactus*, *Calceolaria*, *Minuola* u. ergötzen den Blumenfreund ebenso sehr, als sie den Botaniker bei ihrer Bestimmung in Verlegenheit setzen.

Unter ibriden Namen (*Nomina ibrida*) versteht man solche, welche bald lateinischen, bald griechischen Ursprung verrathen; sie sind weder in der Nomenclatur

(*Musculologia*, *Algologia*, *Mineralogia* — *Monoculus*, *Caturus*, *Alteranthera*, *Fimbristylis* — *Myosotis spinocarpus*), noch in der Kunstsprache (*ovoides*, *carpella*) zu billigen. (A. Sprengel.)

Ibrig (Geogr.), f. Iberg.

IBRUM, eine Stadt Rubiens, und zwar in dem Theile, welcher von den Bewohnern gewöhnlich *Bab y Ruda* genannt wird, liegt unter 22° 25' nördl. Breite, an einem einzeln liegenden Felsenbühl, an dessen Fuße der Nil vorüberströmt. Auf diesem Hügel liegt das Castell von Ibrum, welches in dem Kampfe der Ramlulen gegen die Truppen des Ricalmigns von Aegypten gänzlich zerstört worden ist. In der Stadt selbst, deren Häuser, sowie die Stadtmauer, von einem lockern Sandsteine erbaut sind, finden sich Ruinen von zwei öffentlichen Gebäuden, die nach Burckhardt's Vermuthung griechische Kirchen gewesen sein mögen, und, nach ihrem Style zu schließen, aus den Zeiten des Verfalls des griechischen Kaiserthums herzurühren scheinen. Die Einwohner Ibrims sind keine Arabier, sondern türkischen Ursprungs, indem sie von den bosnischen Soldaten abstammen, die Sultan Selim I. zur Besetzung des Landes hierher schickte; daher sie in Vergleich mit den Arabern weiß aussehen, und noch immer die Gesichtszüge ihrer Vorfahren haben. Sie stehen unter einem Aga, der von den Statthaltern Rubiens unabhängig ist und unter dessen Botmäßigkeit ein Gebiet steht, welches eine halbe Stunde südlich von Derr anfängt und sich bis Tocho erstreckt. Es wird nicht uninteressant sein, nach Burckhardt's Mittheilungen noch einiges Nähere über diese türkische Colonie hier mitzutheilen. Die Kleidung der Einwohner besteht in einem groben Leinwandrocke, mit einer Kopfbedeckung, die einem Turban ähnlich sieht. Bei ihnen herrscht die Blutrache, und alle Wunden haben nach den Theilen des Leibes, denen sie beigebracht worden sind, eine bestimmte Strafe; denn häufig fallen zwischen ihnen Streicheitigkeiten vor, da sie ihrem Aga nicht ganz unterworfen und von jeder andern Macht unabhängig sind. Bei ihren Heirathen ist es Sitte, der Braut ein Brautkleid zu schenken, und ihre Beschreibung von einigen hundert Pfannern auszusprechen, wovon ihr im Fall einer Ehescheidung die Hälfte ausgezahlt wird, was indessen selten vorfällt. Bei der Hochzeit wird eine Kuh oder ein Kalb geschlachtet; denn es würde dem Bräutigam als eine große Schande angerechnet werden, bei einer solchen Gelegenheit Schöpfenfleisch zu essen. Die Einwohner hatten sich im Verlauf der Jahre, da sie von Abgaden befreit sind und auch ihrem Aga nichts zahlen, durch den jährlichen Verkauf ihres Ueberflusses an Datteln, einen ansehnlichen Reichtum an Geld und Vieh erworben; allein durch die Raub der rüberischen aus Aegypten vertriebenen Ramlulen verloren sie mit einem Male die Ersparnisse vieler Jahre. Zum Ruhome der Einwohner erzählt Burckhardt, daß er in keinem Theile des Negerlandes, den er besuchte, eine so große Sicherheit des Eigenthums gefunden habe wie hier. Getreide und Vieh läßt man ohne Bewachung auf den Feldern; die besten Theile des Hausgeräths bleiben unter den Palmbäumen, um die Wohnung herum, im Freien stehen, und die Ein-

wohner verschern, daß der Diebstahl in ihrem Gebiete ganz unbekannt sei. Bemerken müssen wir aber dabei, daß überhaupt in Rubien das Vorkommen des Diebstahls sehr selten ist. Die Umgegend von Ibem ist mit unfruchtbaren, keines Anbaues fähigen Bergen bedeckt, auf deren Gipfeln man mehrere alte Grabmäler türkischer Heiligen antrifft.

I BRIONI, ein größeres und mehrere kleinere Eilande an der Westküste Istriens, gegenüber von Fasana und in der Nähe von Pola gelegen. Sie gehören zum istranischen Kreise des kustenländischen Gouvernements von Triest, und zwar zum Bezirkscommissariat von Pola. Diese Inselkette wird von Fischen bewohnt, besigt ansehnliche Salinen und ist nicht ohne Wichtigkeit für den Handel. Hier befinden sich sehr schöne und bedeutende Marmor- und andere Steinbrüche, aus welchen das Material zur Erbauung von Venedig genommen wurde; ja noch jetzt versorgt sich die entgegengesetzte Seite von Italien von hier mit Bausteinen. Auf dieser Inselkette sind die Häfen Val Gabena, gegenüber von Fasana, Val della Madonna und S. Nicolo bemerkeuswerth. Die Meerbusen, die als Hafenplatz dienen, heißen: Bignote, Val di Colle und Val Malagata, Guisil, Ronil, Val di Lago, Porto Rosso, S. Martino, Ratrofio, Balfalica, Balpicolo n.

(G. F. Schreiner.)

Ibs (Geogr.), s. Ips.

IBSITZ oder **YBSITZ**, auch **Ipsitz** und **Ypsitz**, 1) ein Marktflecken im B. D. B. B. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, am kleinen Tpebache, in der sogenannten Eisenwurze, an der von Gresten nach Waidhofen an der Yps führenden Straße, tief im Gebirge gelegen, 4 Meilen ostwärts von dem letztern entfernt, mit 144 Häusern, 1107 teutschen Einwohnern, die sich größtentheils mit Arbeiten in den vielen Eisenwerkstätten dieser Gegend ernähren, und Heilmann, Drahtzieher, Angelmacher, Eisen- und Nagelschmiede u. dgl. sind, welche jährlich gegen 9000 Centner Eisen und 700 Centner Stahl verarbeiten; einer eigenen katbol. Pfarre, welche zum Bisthume St. Pölten gehört, von dem Benedictinerkloster zu Seitenstetten versehen wird, und unter dem Patronat jenes Stiftes steht, einer katholischen Kirche, einer Schule und einem Jahrmärkte. 2) Eine nach dem Markte benannte Pfarrohaft des Benedictinerstiftes Seitenstättens, auf deren Gebiet, sowie in der ganzen Gegend verschiedene Eisenwerkstätten vertheilt. Noch vor wenigen Jahren zählte man hier 14 Häusern, 8 Krantschmied- und Schmiedeschmiede, die auch verschiedene Gattungen Schwarznägel erzeugen, 3 Schafscheren- und eine Spaltbadereschmiede. In der Nähe befand sich eine merkwürdige Schindelschneidemaschine; an der kleinen Yps ober dem sogenannten Uspibache wurde ein kleiner Wasserfall zur Anlage von Schleifgeräthen benutzt, deren mehrere sich tragenförmig über einander befinden, und ein romantisches Bild gewähren. Bemerkenswerth sind in der Gegend noch ein Marmorbruch, das Steinblödenbergwerk im Hinterholz und 14 Stunde weit südlich der nicht unbedeutend Wasserfall des Prüllingbaches. (G. F. Schreiner.)

IBURG, 1) Amt und Flecken im König. Hanover,

f. unt. Osnabrück. 2) Städtchen im preuß. Regierungsbezirk Paderborn, f. Driburg. (R.)

IBYKUS, griechischer lyrischer Dichter. Er war (nach Euibos und Andren) zu Rhegium geboren. Wenn in einem Epigramm, welches aber nach Räte's Vermuthung den M. Nufurus zum Verfasser hat, der Geburtsort Messana genannt wird, und bei Euibos des Ibykus Vater ein Messenier heißt, mag ersteres Zeugniß, sei es auch aus älterer Quelle geschöpft, in sich selbst zerfallen, in der letztern Angabe aber keineswegs Messana in Sicilien verstanden werden. Widersprüche die Benennung eines messenischen Waters nicht andern und, wie es scheint, sicherern Zeugnissen, so könnte man mit Schneiderwin auf die Combination eingehen, Ibykus sei einer der Familien entsammt gewesen, welche, aus Messenien durch die Spartaner vertrieben, eine Aufnahme in Rhegium fanden, und dort bald die angesehenere Classe der Einwohner ausmachten. Vgl. *Strabon*. VI. p. 259. Doch die verschiedenen Namen, welche dem Vater nach dem Berichte des Euibos ertheilt wurden, gebörten wahrscheinlich verschiedene Stammwörter zu, da wohl mehr als ein Ibykus berühmt geworden war. Der Vater heißt einmal der Messenier Polypelus, welcher zugleich als ein Geschichtschreiber bezeichnet wird, sicher aber einer andern Zeit angehört (s. Schneiderwin S. 6); nach Andren Gerbas, nach dem oben erwähnten Epigramm Gelides, nach Euibos Angabe aber Phibiuss, welchen Namen auch andere Bewohner von Rhegium geführt haben. Sein Zeitalter wird als das des Polyrates, und als die 54. Olymp. bezeichnet, wenn auch Cysillus DL 59, Hieronymus DL 60, 1. anführt. Die Stelle des Euibos ist nicht sowohl durch Zufälle der Zahl und fremder Worte interpolirt, als vielmehr durch eine Lücke entstellt, sodas in den Worten *Ἰβυκὸς γὰρ, ὁ τοῦ ῥεγάρου πατρὸς* weiter an einen zweiten ältern Polyrates mit Gerabuss und Clinton zu denken, noch mit Schneiderwin das Wort *πατρὸς* zu verandern ist. Die Zahl DL 54 stimmt mit der Geschichte ein, indem Polyrates von DL 53, 3 bis 61, 1 herrschte; allein nicht zu vereinen ist die Erwähnung des gleichzeitig herrschenden Gröfuss bei Euibos, da ja Gröfuss erst DL 54, 3 in die Regierung eintrat. Aus des Ibykus Leben ist uns nur noch sein Aufenthalt bei Polyrates zu Samos und sein Tod bekannt. Dieser war zur poetischen Sage des Alterthums geworden, welche in einem Gedichte des Antipater von Sidon (Anthol. Pal. VII, 745) erzählt wird, wobei Schiller den Stoff zu seinem Gedichte „Die Kraniche des Ibykus“ nahm. Das Ganze war Volkssage. Auf einer Reise, so erzählt man, wurde er, und zwar, wie der Berserk der Erzählung ergibt, in der Nähe von Korinth von Räubern überfallen. Während er sich gegen die mörderischen Räuber zu vertheidigen suchte, sah er Kraniche über sich hinziehen, und, unterlegend, rief er aus, es würden die Kraniche einst seine Rächer werden. Als später einer der Mörder in der Stadt (welche Korinth selbst gewesen sein kann) Kraniche ziehen sieht, rief er lachend aus: Sieh da, die Rächer des Ibykus! Ein Nachseherer hörte dies, schöpfte Verdacht, zog die Mörder vor Gericht, und diese wurden nach dem

Eingekündigte der Noththat mit dem Tode bestraft. Daß der denn das Sprüchwort: *ei Ibykouv ἡγορον*. Vgl. *Plutarch*, *De garrulit.* p. 610. A. *Nemes.* *De Nat. hom.* 42. *Zenob.* *Adag.* I. 37. *Aren.* *Viol.* p. 30, welcher die Scene der Entführung in das Theater zu Corinth verlegt. Über die Authentizität dieser vielleicht nur auf Ibykus bezogenen Sage, welcher andere ähnlich waren, spricht kein historisches Zeugniß.

Ein von Suidas aufbehaltenes Urtheil, mit welchem (außer dem oben gedachten, wol sehr jungen Epigramm) *Anthol.* *Pal.* IX, 571 und *Proclus ad Plat.* *Parm.* V. p. 317. *Cousin.* übereinstimmt, macht leidenschaftliche Knabenliebe zu einem Charakterzuge des Ibykus. Cicero, vorsichtiger urtheilend, läßt nur aus den Gedichten ein feurig liebendes Gemüth hervorleuchten. Den Dichter hierbei zu vertheidigen, oder das, was einer glühenden Phantasie zukam, wenigstens vor moralischer Zurechnung zu sichern, scheint eine ganz vergebliche Mühe, da wir auf historischem Wege die Scheidung des Dichters und Menschen nicht verfolgen können. Und warum sollte das Leben des Dichters nicht mit seinen Liebern eingestimmt haben? warum ein Dichter leidenschaftlicher Liebe nicht auch ernste und ruhiger gehaltene Gelänge gefertigt haben? Die Liebeslieder des Ibykus waren so doch die am meisten gefeierten, wie Schneidewin (*S.* 35) selbst zugesieht. Vgl. *Scholiasit Pind.* *Isthm.* II, 1. *Athen.* XIII. p. 601: Die Stelle des Statius (*Silv.* V, 3, 153) beweist für den Inhalt der Gelänge nichts Bestimmtes. Die alten Schriftsteller nennen Ibykus unter den lyrischen Dichtern neben Alkaios und Anakreon, aber auch neben Stesichorus. Letztere Zusammensetzung war Grund, daß Schneidewin der künftigen Angabe von Fr. Schlegel (*Gesch.* der griech. u. röm. Poesie. I. S. 224—234, *Werke.* 3. Bd. S. 254 u. 264), als habe Ibykus, entfernt von dorischer Ruhe und Würde, nur liebetrunkenen Lieder gedichtet, widersprechend, den Beweis führte, Ibykus habe vielmehr auch Stoffe der heroischen und mythischen Sage lyrisch behandelt, und so sich durch Sprache, Art der dichterischen Behandlung und Wahl des Stoffes jundisch und eng an Stesichorus angeschlossen. Daß in den lyrischen Gelängen beider Dichter alte Sagen aufgenommen und behandelt worden waren, lassen die Fragmente erkennen; daß Stesichorus aber, verbunden mit Ibykus, eine besondere Art episch-lyrischer Poesie, welche Welcher sogar lyrische Tragödien benennen will, begründet habe, und daß wir so eine von Beiden gestiftete Sängerschule in Großgriechenland anzunehmen genöthigt seien, verleiht eine unermessene und beim Mangel historischer Zeugnisse unermessliche Hypothese. Selbst die häufige Verwechselung beider Dichter, welche aus ihrer nähern Verbindung hervorgehen soll, ist nicht nachweisbar, und höchst gefährlich, die Fragmente des Ibykus ohne Weiteres nur nach denen des Stesichorus zu beurtheilen. Unsicher bleibt ferner der Beweis dessen, was Ibykus in den alten Sagen verändert und umgestaltet habe; denn es gerüht uns in dem Dunkel der nachhomerischen Epik die Umsticht; wie nicht einzuräumen ist, die Quelle, aus welcher dieser und überhaupt lyrische Dichter, als solche, *Z. Encycl.* *B. u. A.* *Swette Section.* XV.

geschöpft haben, sei die in wunderbaren Fabeln sich ergehende Volksfage gewesen. Die Fragmente, welche noch vorhanden, lassen in ihrem geringen Umfange über den dichterischen Charakter des Ibykus kein entscheidendes Urtheil fassen; nur eine lebendige bitterreiche Phantasie und ein kräftig erregtes Gefühl erkennen wir. Wie er sich zu den daisischen Sängern der Liebe verhalte, bleibt unbestimmbar; wenigstens darf kein strenger Gegensatz angenommen werden. Der Dialekt, welchen dieser Dichter anwendete, mag nach demselben Verhältnisse, in welchem Pindar schrieb, geformt gewesen sein, indem nach der verschiedenen Art der Gedichte bald mehr dorische, bald mehr daisische Sprachformen angewendet wurden. Mit Recht aber wird Ibykus ein dorischer Dichter genannt. Die Formation, nach welcher contrahierte Verba die Form der Verba auf *u* annehmen, benannten die Grammatiker als eine Mundart der Rhaginer, *αρχαία Ἰβύκου*, ohne damit Ibykus selbst als Urheber derselben bezeichnen zu wollen. Nach Suidas' Angabe waren die Gedichte in sieben Büchern geordnet; die Anordnung selbst ist völlig unbekannt. Das metrische Verfahren in ihnen war dasselbe, welches die dorischen Lyriker überhaupt anwendeten; bei ihnen aber ist der dattylische Rhythmus vorherrschend, und so find auch des Ibykus Fragmente meist auf dieses Versmaß und dessen Verwandtschaft zurückzuführen; doch zeigen sich in ihnen auch trochäische, glytonische und andre Versarten. Über deren Bestimmung und namentlich über die Behandlung der dattylischen Rhythmen hat Hermann schätzbare Bemerkungen gegeben in *Jahn's* neuen Jahrbuch. 8. Bd. S. 377. Die Grammatiker (Servius bei *Putsche* S. 1821) bezeichneten den hexameter acatalectus und heptameter hypercatalectus als Ibycium metrum. Die trochäische Anordnung der Verse scheint von dem Dichter wenn nicht immer, doch meist angewendet. Wie die Liebeslieder von einem Sänger zur Posa, so sollen nach Schneidewin die heroischen Lieder vom Chor zu andern Instrumenten vortragen worden sein; D. Müller läßt Ibykus alle Gedichte zum Vortrage durch den Chor geschrieben haben. Ein Beweis kann für alles dies nicht geführt werden. Die Fragmente haben nicht den einschneidenden Umfang, um auch nur die Behandlung der Darstellungsformen vollständig erkennen und bestimmen zu lassen. Der Verlust der Gedichte selbst aber ist ohne Zweifel hoch anzuschlagen. Sie waren in den Kanon der Alexandriner aufgenommen. Um die Sammlung der Reste, deren Herausstellung und Erläuterung erwarb sich Schneidewin ein unzulugbares Verdienst, wenn in dessen Ausgabe auch die Mängel jugendlicher Arbeit nachgewiesen wurden. Ibyci Rhagini Carminum reliquiae. *Quaestionum lyricarum lib. I. scriptis Fr. Guhl. Schneidewini* (Götting. 1833). Grundlos war die Einteilung der Fragmente, in denen alle Hindernisse aus Sagen in die Classe der heroischen Lieder aufgenommen und von den Liedern der Liebe ausgeschlossen wurden; vielmehr steht die Annahme besonderer Heilendlieder für Ibykus auf ziemlich unsichrem Grunde. Doch D. Müller gibt in der dem genannten Ausgabe vorgelegten Epistola p. X an, daß dieser Art

Gesänge bei der Todtenfeier der Helden herkömmlich von Hören vorgelesen wurden. Die Alten erzählen davon freilich nicht. Reantbes beim Atendus (IV. p. 175. E.) und Suidas erwähnen, Iphitus habe das musikalische Instrument *lauphuau* oder *oauhuau* erfunden, während Skamius bei Athenäus (XIV. p. 637 B.) Sambyr als Urheber nennt. Beim Athenäus (XIV. p. 633 F.) beschreibt Euphotion dieses Instrument als ein Tetrachord. Die Angaben sind so unklar, wie die Erzählung bei Suidas. Iphitus ist auch Erfinder eines eigenen Instruments *Iphivov* oder *Iphivon* genannt, welches, eine Art von Kriegstrommete, bei den Galliern in Gebrauch gekommen wäre; ein sonderbarer Einfall der Grammatiker zur Erklärung des Wortes *Iphivov*, welches mit *Phocarus* vertauscht wurde. (Handl.)

ICA (Yca), 1) Provinz der Republik Peru; grenzt gegen Norden an die Provinz Lima, gegen Osten mit Castro Bixroya, gegen Süden mit Camaná, und erstreckt sich vom westlichen Abhange der Anden bis an das Meer. Ihr Umfang ist unbedeutend, ihre Bevölkerung gering, indem sie den Charakter des peruanischen Küstenlandes theilt, und nur entlang der kleinen, im Sommer eintrocknenden Flüsse von Meca, Ica, Pisco und Chincha cultivirtbares Land enthält. Die zwischenliegenden Strecken sind mit dürrer Sande bedeckt, erhalten zunächst der Küste durch jeden heftigen Seewind ein verändertes Ansehen, und bringen außer niedrigem und sparlichem Gestrüppe nur eine nützliche Pflanze, die Algarroba (Art von Prosopis), hervor. Die Früchte der letztern dienen den Viehherden zum Futter, und vermitteln allein die Bewohnbarkeit weiter Flächen. Das Klima ist wärmer und noch trockener, als das von Lima, und gilt daher unter den Peruanern für gesunder. Der Wassermangel hat mancherlei Vorkehrungen veranlaßt; theils demüthet man sich, den Vorrath, welchen das Schmelzen des Schnees aus den Anden herabführt, zu bewahren und haushälterisch zu benutzen, theils sucht man die Feuchtigkeit in der Tiefe, und pflanzt darüber die Weinreben und den Mais in Gruben an. Die Betriehsamkeit der Landwirthe erstreckt sich gegenwärtig nicht weiter, indem die ebenem in der Provinz viel gebaute Baumwolle keinen Markt findet, seit man Manufakturwaaren von Europa viel billiger erhält, als die im Lande verfertigten. Der Mais geht nach Lima; der süße und starke Wein, besonders aber der vorzügliche Traubenbranntwein von Pisco, wird an der ganzen Westküste gesucht, geht sogar über die Anden und die Dierperu. Vor den Revolutionen trieb man Raubthierjagd im Großen, hat sie aber aufgegeben, weil die Heere unaufhörliche Requisitionen machten, und der Abgang nicht ersetzt werden konnte. An der Küste wird einiger Fischfang betrieben, und der Ertrag gesalzen nach den Andenprovinzen geführt, die diese Nahrungsmittel ganz entbehren. Der Handel mit Oliven und Öl hat gleichfalls sehr abgenommen, seit Aica sich mehr geboden hat. An ein Aufleben der Provinz ist nicht sobald zu denken, da sie unter sehr großen natürlichen Nachtheilen liegt, und durch den Krieg, im Verhältnisse zu ihren Kräften, ungemein gelitten hat. Sie besitzt nur einen Ha-

fen, die offene Rhebe von Pisco, und wenige eigene Fahrzeuge. Ihre Ausfuhr wird durch keine Küstenfahrer, die meist nach Lima oder Chile gehben, besorgt, und der kleine Bedarf an ausländischen Waaren wird meist zu Lande aus der ersten Stadt bezogen. Straßen nach dem Innern hat die Provinz nicht, insofern wird sie von der Straße durchschnitten, die der Küste parallel Lima mit den sogenannten Intermedios verbindet. Die spanischen Eroberer fanden Ica, Meca und die benachbarten Adelen in einem blühenden Aufstau, der freilich nach Vertilgung der fleißigen Indier der größten Unfruchtbarkeit wich. Ica besaß eine jener großen Wasserleitungen, deren Verfall das Küstenland Peru's in Sandwüsten verwandelt hat. Das Land war vielen Häuptlingen unterworfen, die ihrerseits den Incas gehorchten, für mächtig galten und zu regierten verstanden, seit Topa Inca (der erste Inca) sie civilisirte hatte. Spaltungen führten ihren Ruin herbei, als 1533 die Spanier sich ihnen näherten. Fünf Reiter derselben vermochten der einen Hälfte des Volks, die ein Herr von 4000 Mann aufgestellt, gegen die andere ebenso stark durch den Schrecken ihrer Erscheinung den Sieg zu verschaffen. Die Europäer nahmen Besitz und der Biscönig Graf von Nieva deprimierte im J. 1563 die Hauptstadt mit dem Namen von S. Hieronimo de Ica. Sie soll nach Alcedo gegen Ende des vorigen Jahrhunderts 6000 Einwohner enthalten haben, ist aber jetzt zu einem armeligen und entvölkerten Flecken ohne Industrie herabgesunken. Sie ist ein Leguas von Pisco, dem Hafen, entfernt. (Egl. Pisco.)

2) Ica parana de Brasilien, Putumayo der spanischen Amerikaner, großer, in Colombia entpringender Seitenfluß des Amazonasstromes. Er entspringt durch Vereinigung vieler Gebirgsströme der Sierra Nevada von Pailo (Rio San Miguel, de Guarnes, Palacio, San Pedro, Luino u. and. m.), und nimmt dann den Namen Putumayo an, unter welchem er in Maracas bekannt ist als unter der brasilianischen, nur für den untersten Adel seines Laufes gültigen Benennung. Seine Richtung ist im Allgemeinen nach OED., seine Länge in gerader Linie 150 geogr. Meilen. Spanische Schriftsteller schlagen die letztere zu 300 Leguas an. Nur über den obersten Theil seines Gebietes sind einige Nachrichten vorhanden. Sie stellen die tiefen Adelen des östlichen Abhanges der Anden, welche von den Quellflüssen durchströmt werden, als ungemein unzugänglich, dicht bewaldet und sehr heiß dar. Ebenem befanden sich dort blühende Missionen der Jesuiten, später der Franziskaner, die sich sogar weit auswärts zu verbreiten angefangen hatten, als die politische Lage des Mutterlandes ihnen die gewöhnlichen Unterstüzungen entzog, und die bald darauf ausbrechenden Unruhen Südamerikas ihren völligen Ruin herbeiführten. Der Flecken Putumayo, zehn Tagesreisen von San Juan de Pailo entfernt, und nur von einer Handvoll Mexikaner bewohnt, ist jetzt der östliche Plaz und im völligen Verfall. Der dem Fuße der Anden noch näher gelegene Flecken Ebedow ist der höchste Punkt der Schifffahrt mit Rähnen, und galt ehemals als Hafen (Puerto) der Missionen. In der Revolution hat

man das Dorf Putumayo zu einem Verbannungsorte gemacht, und besonders von Peru aus die Uebelgefinnten dahin geschickt. Peru hat übrigens als Erbe der Missionen von Maynas auch auf die Wiederbesetzungen am Putumayo Anspruch gemacht, und sie zu dem unverhältnißmäßig großen Gebiete jener Provinz schlagen, jedoch ohne irgend eine directe Verbindung mit denselben seit 1826 zu besitzen. Zwischen dem Fuße der Vorberge der Anden und dem Amazonenstromo dehnt sich eine kaum gefamte Bildung entlang dem Putumayo aus. Die auf Beschgold ausgehenden Parteien, die ehemals sehr bedeutenden Gewinn erhalten haben sollen, ziehen nicht weit hinab, und die Expeditionen der Brasilier dringen nur wenige Tagereisen über die Einmündung hinauf. In Maynas lebten im J. 1831 nur drei oder vier Indier, die den Strom in seiner ganzen Länge als Begleiter von Missionarien gegen 1785 besuchten hatten. Doch soll das Uferland in nichts sich von den Niederungen des großen Amazonenbeckens unterscheiden, und fällt nur in der Nähe der Anden vorkommen. Die Urwälder sind reich an Sarsaparilla, Cacao und andern Gegenständen des Handels; jedoch gehen sehr wenige Expeditionen nach dem Ica, so sehr auch diese den sonstigen Neigungen der Bewohner der westlichen Gegenden der Provinz Pará zugehen. Kleine Gesellschaften von Ica und San Paulo am Solimons sind jedoch in den letzten Jahren acht bis neun Tagereisen über die Mündung hinausgegangen, wurden aber durch Angriffe der Juri's zum Umkehren gezwungen. Das letztere Volk, die Passés und gewisse Stämme der Miranbas bewohnen das Land zwischen dem Ica und Zapará; die Ethnographie der höhern Gegenden ist ganz dunkel. Das Volk der Icas, welches ältere Beschreiber erwähnen, existirt nicht mehr, und ist entweder ausgestorben, oder synonym mit einem Stamme der Juri's. Die Mündung des Ica in den letzten Jahren liegt unter 3° 6' südl. Br. und 69° 30' westl. Länge von Paris, und ist von beträchtlicher Breite. An einem kleineren Arme der Mündung liegt der kleine Indiersteden Ica, mit einem Militärsposten, der die Aufsicht über die wegen politischer Bergehen von Pará dahin Verbannten führen soll. Die Lage ist niedrig und der Ort wegen seiner Ungesundheit sehr verächtlich, daher dem Verfalls nahe. Fischerei, Bereitung von El aus Schildkröten, Auffuchung von Sarsaparilla machen die Beschäftigung der Bewohner aus. (E. Poeppig.)

ICACINA nannte Art. de Jusseu (Mém. de la Soc. d'Hist. nat. de Par. I. p. 174. t. 9) eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der süßsten Linn'schen Classe, und verwandt mit der natürlichen Familie der Diacnen. Char. Der Kelch kurz, stüßspaltig, stehenbleibend; fünf innen zottige Geröllblättchen wechseln mit den Kelchblättern ab und stehen auf einer drüßigen Scheibe, welche den Fruchtnoten trägt; die Staubfäden, mit den Geröllblättchen abwechselnd, tragen verzweigte, zweifächerige Antheren; der Griffel ist einfach, gekrümmt, mit abgestufter Narbe; die einsamige Kapsel springt an der Spitze auf. Die einzige Art, *Ic. senegalensis* Adr. Juss. (l. c.), wächst in Senegambien,

als ein Baum vom Ansehen des *Chrysobalanus Icaco* (daher der, freilich gegen die Linn'schen Regeln gebildete, Geschlechtsname), mit abwechselnden, eiförmig langen, ganzrandigen, glatten Blättern und rispenförmigen, am Ende der Zweige stehenden Blüten. (A. Sprengel.)

Icaco Plum. f. *Chrysobalanus*.

Icacorea Aubl. f. *Artisia*.

Icades, f. *Icas*.

ICAEDITA. Der Name ist nur aus Inschriften bei Gruterus (f. *Cellar.*, Geogr. antiqu. II. 1. p. 73) bekannt, und deutet auf eine Stadt in Lusitanien zwischen dem *Agus* und *Durius*; er wird auch *Igaedita* und *Isocidia* in denselben Inschriften geschrieben gefunden. (S. Ch. Schürff.)

Ican radix, f. *Ikanwurzel*.

Icaranda (Bot.), f. *Jacaranda*.

ICARIA war (I.) ein Flecken, *dicus*, welcher zur Phöle Agis gehörte, in Attica, unweitlich auf der südlichen Seite des Landes gelegen; denn Plinius (IV, 40) nennt und setzt den Berg *Icarus* zwischen den *Britessus* und *Hymettus*. Hierdurch wird die Lage des Ortes bestimmt. Der Ort war durch die erste Einführung des Weinbaues berühmt. Nach der Mythologie hatte *Icarus*, von dem der Flecken und die Berglandschaft den Namen führte, zuerst den Wachus aufgenommen und den Weinbau von ihm gelernt. Er war der Vater der *Erigone*, die sich nach der Ermordung desselben rächte. *Stephanus v. Icaupia*, *Apollodor*. III. c. 14. 6. 7. *Meurs.*, *De Regno Athen.* II. 2. p. 86 sq.

(Pet. Friedr. Kannegieter.)

2) f. *Icarus*.

ICARIS, eine Stadt Macedoniens, die nur aus *Pomponius Mela* (II, 3, 1) bekannt ist, und nach derselben Quelle zwischen den Flüssen *Arius* und *Penfus* gelegen war. Ubrigens ist die Lesart in der angeführten Stelle des *Mela* nicht einmal richtig, denn man liest daselbst auch *Sycharis*, was *Aschud* zu der Stelle für einen Schreibfehler von *Sycarium* bei *Polybius* und *Livius* hält. (S. Ch. Schürff.)

ICARIUM MARE, *τὸ Ἰκαρίων ἕλαρος*, ist ein Theil des ägäischen Meeres, und bezeichnet gegen die asiatische Küste zu demjenigen Theil der See, welcher sich um die Insel *Icarus* oder *Icaria* ausbreitet, und gegen Westen an das myrtische Meer, gegen Süden an das karpathische Meer grenzt. Es erstreckt sich demnach über einen großen Raum der Küstengewässer von Jonien und Karien. Es liegen darin die Eilande *Samos*, *Kos*, die *Korassid*, *Peros* und andere dazwischen zerstreute Inseln. *Strab.* X. p. 488. Wie von der Insel *Myrtos* (südlich von *Cubba* gelegen) der Name des myrtischen und von der Insel *Karpathos* der des karpathischen Meeres hergeleitet wird, so leiten auch *Strabon* (l. c.) und *Plinius* (IV, 23) von der Insel *Icaros* den Namen des icaischen Meeres her. Nach der Mythologie ist ihm aber die Benennung zu Theil geworden, weil *Icaros*, der seinen Vater *Dädalos* auf seiner Flucht aus *Kreta* begleitete, bei dieser Insel ins Meer stürzte und ertrank. *Ovid.* IV, 565.

(Pet. Friedr. Kannegieter.)

Icarus, ein Berg in Attika, s. unt. Icaria.

ICARUS hieß 1) eine Insel im perfischen Meerbusen, welche der Mündung des Euphrats (oder des Tigris) gegenüber lag. Diesen Namen ließ ihr Alexander beilegen. Die Insel hatte viel Hirse, wilde Ziegen und anderes Wild, das aber nur zur Ehre der Artemis, die hier einen Tempel hatte, erlegt werden durfte. Die Insel war klein und die Einwohner hielten um das Heiligtum ihre Wohnung. Plinius (VI, 32) nennt sie Ichara, Strabon aber (XVI, p. 766) Icaros, und sagt, daß Apollon und Artemis, letztere mit einem Orakel, Tempel auf dieser Insel hatten. Ptolemäus nennt sie *Ἰκαρία* *Ἰκαγος*. Arrian, Anabasis VII, 20. §. 6. Aelian, Histor. Animal. XI, 9. (Pet. Friedr. Kannegiesser.)

2) Insel im iberischen Meere, s. Icarus.

ICARUS, auch ICARIA, *Ἰκαγος*, *Ἰκαρία*, letzteres bei den spätern Schriftstellern gebräuchlicher, ist eine lange, schmale Insel in der Nähe der asiatischen Küste, im sogenannten iberischen Meere, von Plinius (H. N. IV, 23) zu den Sporaden, von Stephanus zu den Cycladen gerechnet, wurde früher Dolische und Matriä, welches Beides die Länge bedeutet, von ihrer Gestalt, und Ichthyosessa von ihrem Reichthume an Fischen genannt. Ihren bekanntern Namen soll sie von Icaros erhalten haben, der hier von Herkules begraben wurde. Sie ist durch einen Kanal von 80 Stadien (14 Meilen) Breite von Samos getrennt, und dehnt sich nach Südwest aus. Ihr Umfang beträgt 300 Stadien. Sie erhebt sich östlich mit dem Vorgebirge Drakonan (auch Drepanon) und endigt ihr Waldgebirge westwärts in einer Landspitze, bei welcher das Städtchen Enoe, *Ὀινόη*, ein Tempel der Artemis, Tauropolium, und eine Ankerbucht, *Ἰθί*, *Ἰσολί*, sich befanden. Jetzt liegt dort der Flecken Karabati. Ein anderer Ankerplatz war bei Drakonan; einen eigentlichen Hafen hatte die Insel nicht. Plinius gibt ihr noch ein zweites Städtchen, das wahrscheinlich bei Drakonan an der Stelle des jetzigen Fleckens Kanari lag, und wie Stephanus anbeutet, wie die Insel Icaros hieß. Zu Strabon's Zeit gehörte sie den Samiern, die sie besonders zur Weide ihrer Heerden benutzten. Früher war sie eine Gölme der Mittelsee. Jetzt heißt sie im Ganzen arme Insel, die jedoch Bau- und Brennholz in großer Menge liefert. (Pet. Friedr. Kannegiesser.)

ICARUS. Nach Plinius (H. N. VI, 17) wäre dieses der Name eines Flusses bei den Baktrern, der in den Drus einfließt; allein die Lesart in dieser Stelle ist nicht sicher, man liest statt: ad Icarum flumen auch: ad Achrum flumen. (S. Ch. Schirlitz.)

ICARUSA. Dies der Name eines Flusses bei Plinius (H. N. VI, 5) zwischen der Palus Mäotis und dem Pontus Eurinus in der Sarmatia Asiatica juxta Cereetas, wie Plinius hinzusetzt. Allein der Name ist unsicher, denn die Lesart schwankt. Man liest auch Tarusa statt Icarusa in jener Stelle. (S. Ch. Schirlitz.)

ICAS, ICADÉS. Das griechische Wort *ἱκάς*, was mit der zwanzigste Tag jedes Monats bezeichnet wurde.

Die Attiker hatten den Pluralis *ἱκάδες* im Gebrauch. Schol. ad Aristophan. Nab. 17. Der zwanzigste Tag schloß die Delas des mittlern Monats, *μυρὸς πεννεννός*. Er war für gewisse religiöse Festlichkeiten, wie zu Opfern für Apollon bestimmt. Erymolog. M. s. v. Im Monat Boetromion fiel auf diesen Tag die vorzüglichste Feier der Mysterien, mit welchen die Attenser in einem solennem und begeisterten Zuge das geschmückte Bild des Iakchos (Bacchus) von Athen nach Eleusis trugen. *Plutarch.*, *Photion*, p. 754. B. *Camill.* p. 138. D. *Euripid.*, *Ion*. 1075. *Aristoph.*, *Nucl.* 320. Epiphorus hatte in seinem Testamente festgesetzt, daß in jedem Monate am zwanzigsten Tage die Anhänger seiner Schule zusammenkommen und ihm zu Ehren schmausen sollten. Diesen Schmaus nannten sie *ἱκάδες* und sich selbst *ἱκαδάραι*. Auch waren dafür besondere Speisen bestimmt. *S. Athen.* VII, 53, p. 298. d. *Cic.* *De Fin.* II, 31. 101. *Plin.*, H. N. XXXV, 2, 2. Das Testament steht bei *Diogen. Laert.* X, 19. *Vgl.* *Rhodigin.*, *Lect. antiq.* XX, 32. (Hund.)

ICAUNA. Dies der Name eines Flusses in der Gallia Lugdunensis, der nur aus den Schriftstellern des Mittelalters bekannt ist, und daselbst bald Iumma, bald Iumna, auch Iumma geschrieben gefunden wird. *Vgl. Cellar.*, *Notit. Orb. antiq.* II, 2, p. 168. Aus der letzten Schreibart ersieht man, daß es der heutige Fluß Yonne ist, der im Departement Nièvre entspringt, bei Clamecy schiffbar wird, und bei Montereau in die Seine fällt. Wir finden, daß man denselben Fluß bei lateinischen Scribenten auch Ilioua und Egoua genannt hat. (S. Ch. Schirlitz.)

ICCIUS. Weder ein Geschichtsschreiber, noch ein anderer Schriftsteller nennt dieses Römers Namen und Schicksale. Nur aus zwei Gedichten des Horatius haben wir einige Kenntniß von dem Manne, welcher in das öffentliche Leben weniger eintret, als er im Privatleben nützlich und seinen Freunden werth war. Aus der 29. Ode des ersten Buches und der 12. Epistel des ersten Buches ergibt sich nur Folgendes: Er, der Freund des Horatius, und ohne Zweifel auch im Umgang anderer geistvoller Männer, beschäftigte sich vorzüglich mit dem Studium der Philosophie, und Horatius nennt den Stoiker Panätius und die Sokratische Schule, mit welchen Iccius befreundet gewesen. Als Aulus Gallus, der Statthalter in Ägypten, im J. 729 n. C. d. St. auf römischem Befehl einen Feldzug, die Wölfer Arabiens zu unterwerfen und der dortigen Schätze sich zu bemächtigen, unternahm (*Strab.* XVI, 5), schloß sich auch Iccius an, sei es, um dadurch sich zu einigen Gewinnen zu versehen, oder um im Kriegsgeschäfte thätig zu sein. Der Feldzug mißglückte (*Dio Cass.* LV, 29), und Iccius lebte, vielleicht nicht mehr bereichert, als er vorher war, zurück. Wir finden ihn in der Epistel des Horatius als Oberaufseher bei den statthalterlichen Besichtigungen des M. Agrippa in Sicilien in einer äußerst wol sorgenlosen Lage wieder. Nach den Andeutungen in dem Gedichte setzte er seine philosophischen Studien unter den ihm obliegenden Geschäften fort, mußte aber das Drückende seiner Lage,

*) Strab. XIV, p. 635 und 639. *Stephan.* cum not.

in welcher er, umgeben von gewinnlüstigen Menschen, nur die Verwaltung fremder Güter zu besorgen hatte, den Abstand seines höhern geistigen Strebens empfindlich fühlte, in bitterm Klagen gegen seinen Freund ausgesprochen haben. In dem Briefe nämlich, welcher die Empfehlung des Pompejus Grosphus, der selbst in Sicilien Güter besaß, zum Zweck hatte, tröstet Horatius seinen Freund, indem er ihm darlegt, daß ihm als Verwalter fremden Gutes doch auch die eigene Subsistenz gesichert sei und ihm den eigenen Werth fühlbar macht, da er in geistlosen und lästigen Geschäften und unter herzlosen Menschen nicht aufgegeben habe, seine wissenschaftlichen Forschungen der Naturkunde und Philosophie fortzusetzen. So ergibt sich, unbefangenen aufgefaßt, aus den Andeutungen das Bild eines edeln und dem Geistesvollen zustrebenden Mannes. Statt dessen aber hatten die Erklärer des Horatius, veranlaßt durch eine Angabe bei dem Scholiasten des Crassius, eine gegentheilige Meinung von des Iccius Charakter aufgestellt, und nach denselben auf falschen Voraussetzungen die Erklärung so musterhaft verunsaltet, daß sie sogar historisch merkwürdig ist. — Man hat nämlich Iccius als einen der häufigsten, schmutzigen Menschen geschildert, ihn aller Heuchelei und Betrügerei fähig erachtet und in Horatius' Worten nur strafende Ironie erkannt, sobald freilich auch aus des Dichters Wahl eines solchen Freundes ein sehr zweideutiges Licht fiel. Wieland verfolgte dies mit seiner verächtlichen Spitzfindigkeit und seinem Unglauben an reine Menschlichkeit bis zum Äußersten. Alle glaubten ihm, bis H. Jacobs im Rheinischen Museum 2. Jahrg. 1. Hft. E. 1. 1828 auftrat, um den Freund des Horatius vor fernerer Schmäbung sicher zu stellen. Er brachte mit einem edeln Grabfinne und vorurtheilsfreiem Urtheile die Wahrheit wieder zu Tage, an welcher fortin Niemand zweifeln wird, und die einem schuldlosen Todten die verunglimpftete Ehre wieder zuspricht. (Hand.)

ICCIUS PORTUS. Die Schreibart dieses Wortes steht nicht fest. Bei Jul. Cäsar (De B. Gall. II, 3 und 6) wird gewöhnlich Iccius gelesen, allein V, 2 und 5 findet sich Itius geschrieben. Der Metaphrast des Jul. Cäsar macht sogar Itius daraus (verdorben ist die Lesart Octius). Bei Strabon kommt rd Itius vor, bei Ptolemäus rd Itior. Daß ein Hafenplatz damit bezeichnet wird, lehrt zwar der Zufall des Jul. Cäsar, Portus; wenn aber Ptolemäus Itior ἱκίων sagt, so kann es noch zweifelhaft sein, ob das Cäsarische und Ptolemäische eins und dasselbe ist. Nach Cäsar (De B. Gall. V, 2) war der Portus Itius die bequemste Stelle im Gebiete der Morini in der Gallia Belgica, von wo aus die Überfahrt nach Britannien gemacht werde. — Diese unbestimmte Angabe veranlaßte die Gelehrten, beinahe jeden bequemen Übergangspunkt von Frankreich nach England im Kanal für den alten Portus Itius oder Iccius zu erklären und deshalb Etaples, Boulogne, Calais und Bissant oder Bissant in Vorschlag zu bringen. Da von dem letztern Orte aus wenigstens die kürzeste Überfahrt genommen werden kann (Caesar l. I. sagt: quo ex porta commodissimum in Britanniam transmissum

esse, circiter M. P. XXX a continenti), so stimmen die meisten Gelehrten für Bissant, eine kleine Stadt im Departement Pas de Calais, 24 M. nordöstlich von Boulogne, 2 M. südwestlich von Calais. Erinnert man sich dabei an den Portus Morinorum Britannicus bei Plinius (H. N. V in extr.), der nach einer Stelle bei denselben (IV, 16) auch Gessoriacum Itius hieß, und von wo aus die kürzeste Überfahrt nach Xibion (England) 50,000 Schritte beträgt, während nach Cäsar's Angabe vom Portus Iccius nur 30,000 Schritte sind, so kann man nicht begreifen, wie Einige an Gessoriacum, das nach der Tabula Peutinger auch Bononia oder Bolonia hieß, und folglich das jetzige Boulogne sur mer ist, denken und Boulogne unter Itius Portus verstehen möchten. Daß Plinius den Hafen Gessoriacum gradehin für den Portus Morinorum Britannicus ausgibt, kann uns immer noch nicht bestimmen, zu glauben, daß Cäsar ihn ebenfalls habe andeuten wollen. Es konnte ja der Fall sein, welchen auch Mannert E. 185 in f. Gallia Transalpina vermuthet, daß bei näherer Bekanntschaft der Hafen Itius zur Überfahrt nach Britannien minder bequem gefunden wurde; man wählte dafür später das südlicher liegende Gessoriacum, wenn auch die Überfahrt um etliche Laufende Schritte verlängert wurde. So verschwand zuletzt der Itius Portus aus dem Denken. (S. Ch. Schürdt.)

ICENI. Eine von den mehrern Völkerschaften in der Britannia Romana. Sie sind jedenfalls dieselben, welche Ptolemäus Ixerol nennt, und sind deshalb in denjenigen Theil der Insel zu setzen, welcher mit einem Vorsprünge ins teuthische Meer ausläuft, so daß sie das heutige Suffolk und Norfolk inne hätten. Ihrer gedächtnis Tacitus in den Annalen XII, 31 fg. und XIV, 31 mit der Bemerkung, daß sie eine starke Nation (gens valida) seien, welche anfänglich die Freundschaft der Römer gesucht hätte; nachher hätten sie mit Hilfe der Trinobanten einen Aufstand bewirkt, und die ganze Provinz in denselben zu verwickeln gesucht. Ihre Besiegung und Bestrafung erzählt Tacitus in der zuletzt angeführten Stelle, wobei auch ein König derselben (Rex Icenorum), Ravenns Prastagus, erwähnt wird. Wenn man glauben darf, was Cellarius schon vermuthet hat, daß unter den bei Jul. Cäsar (De Bell. Gall. V, 21) erwähnten Cenimagi die Icenii verstanden liegen, so gehören sie zu den mehrern Völkerschaften Britanniens, welche sich dem Jul. Cäsar bei seiner Landung auf dieser Insel freiwillig unterwarfen. Bei Ptolemäus, in dem Itiner. Antonini, in der Tabula Peutingeriana werden auch Städte der Icenii angeführt, unter welchen Venta Icenorum wohl die älteste und am meisten nationale ist. Aus ihren Ruinen ist das spätere Northwic emporgeklungen. Andere jedoch erklären Gaster, oder Epsa für das alte Venta Icenorum. Villa Faustini, eine römische Colonie, ist das jetzige Foston, und was Icenorum oppidum schließlich heißt, ist jetzt wol Hæwot in der Grafschaft Suffolk. (S. Ch. Schürdt.)

Iccius (Biogr.), f. Hikesios.
ICETAS (Hiketas), ICETES, f. Hikesas. Über

den Dyrann dieses Ramens, welcher Leontini beherrschte, f. unt. Leontini.

(H.) Icoetes (Biogr.), f. Hiketas.

ICH. Was das Ich sei, kann uns nur unser eigenes Bewußtsein lehren, da es von uns selbst nichts Verschiebendes ist. Im gemeinen Leben verstehen wir unter Ich unsere ganze Person in der Einheit der Seele und des Leibes, insofern wir davon ein Bewußtsein haben. Wir betrachten daher unsern Leib als etwas zu unserm Ich Gehöriges, und nennen eine Verletzung desselben durch Andere eine persönliche Beleidigung, A hat mich gestoßen, mich verwundet. Ich bedeutet mithin im Allgemeinen das Bewußtsein unsers eigenen Seins, als dieses individuell bestimmten in seinem Unterschiede von jedem andern, das Selbstbewußtsein, das absolute Subject, welches niemals Prädikat eines andern sein kann. Sollte das Ich Prädikat eines andern Bewußtseins sein, so müßten entweder wir selbst ein anderes von uns verschiedenes Wesen, also ein Nicht-Ich, als Ich denken, was unmöglich ist, oder es müßte ein anderes Wesen im Bewußtsein seiner selbst von sich sagen können: Ich bin Prädikat eines andern von mir verschiedenen Wesens, eines Nicht-Ich, was ebenso unmöglich ist, da ich jenes Wesen dann nur als mein Wesen, d. h. als mich selbst denken könnte. Alles daher, was zum Bewußtsein, diesem idealen Brennpunkte unserer gesammten Seelenthätigkeiten, gelangt, erhält damit eine Beziehung auf unser Ich. Eine innere Welt, im Gegenfaze zu der äußern, sinnlich wahrnehmbaren, ist ohne das Bewußtsein gar nicht möglich; aber auch die Außenwelt, obgleich sie ein Sein an sich hat, unabhängig von unserm Geiste, ist doch für uns nur gegenständlich, insofern sie in unser Bewußtsein fällt. Über das Verhältniß unseres Ich zu unserer ganzen Organisation lehrt uns die Erfahrung Folgendes: Erstens, das Ich entwickelt sich in dem leiblichen Organismus und mit Hilfe mehrerer Organe; aber erst dann, wenn diese ausgebildet worden und in ihren Functionen eine gewisse Fertigkeit erlangt haben. Für uns alle verliert sich die erste Zeit unsers irdischen Daseins in ein undurchbringliches Dunkel, und es ist Thatsache, daß unser Bewußtsein aus einem bewußtlosen Zustande sich entwickelt hat. Das Wie ist unerklärlich und unbegreiflich. Wie von dem äußern Lichte kann man auch von dem Lichte des Bewußtseins nur sagen, es ist da, es ist in uns ausgegangen, und offenbar sich selbst und die Innenwelt, ohne angeben zu können, wie man dazu gekommen ist. Das höhere Princip, aus welchem man es ableiten wollte, müßte entweder ein seiner selbst bewußtes sein, und dann würde das Ich schon vorausgesetzt, oder es wäre ohne Bewußtsein. Womit wollte man aber dann die Nothwendigkeit dardrücken, daß ein bewußtloser Zustand ins Bewußtsein übergegangen, aus der Dunkelheit Licht sich erheben müßte? Um aber das Erwachen des Bewußtseins in uns selbst zu beobachten, müßte man zugleich ein Bewußtsein davon haben, daß man noch ohne Bewußtsein sei. Dies ist aber unmöglich. So würde nur noch der Ausweg übrig bleiben, die Entstehung des Bewußtseins an dem Kinde zu beobachten.

Dies ist aber auch möglich. Die ersten zartesten Anfänge des kindlichen Bewußtseins verlieren sich ins Dunkel der Empfindung, und gleichen den unendlich kleinen Körpern, die erst zu größern Complexionen angewachsen, für uns sinnlich wahrnehmbar werden. Wir erleben wol aus dem äußern Zeichen, daß das Kind sinnlich wahrnimmt, daß es begehrt, von Schmerz und Lust bewegt wird; wie aber die einzelnen Empfindungen und Vorstellungen in ihm wirken, sich gruppieren, und sein Bewußtsein bestimmen, erfahren wir damit keinesweges. Wenn daher Einige behauptet haben, es lasse sich der wirkliche Anfangspunkt in dem Erwachen des menschlichen Bewußtseins entdecken, und so eine wahre Theorie des menschlichen Erkenntnisvermögens aufstellen, so ist dies zu viel behauptet. Die Entfaltung des Bewußtseins soll nämlich damit anfangen, „daß das Kind, nachdem es schon eine hinlängliche Übung in den Sinneswahrnehmungen und den sinnlich-würklichen Bewegungen sich erworben, und eine zureichende sinnliche Erkenntnis von den Gegenständen seiner Umgebung gewonnen, zu einer zwar Anfangs unklaren, aber nach und nach an Klarheit und Bestimmtheit immer mehr zunehmenden Anerkennung der Thätigkeit seiner eigenen fallenden Bewegung im Gegenfaze gegen den Widerstand der berührten Körper gelangt.“ Allein hier erfahren wir wol, daß das Kind in einer gewissen Periode zum Bewußtsein gelangt ist, aber weder wann, da die Forderung einer vorausgegangenen hinlänglichen Übung in den Sinneswahrnehmungen viel zu unbestimmt ist, noch wie es dazu gelangt. Die Deduction sagt bloß, wenn das Kind Bewußtsein hat, so hat es Bewußtsein. Auch wird die erste Entfaltung des Bewußtseins offenbar viel zu spät gesetzt. Das erste noch dunkle Regen, gleichsam der noch schwache Strahl der Dämmerung, welcher nach und nach zum vollen Lichte des Bewußtseins übergeht, beginnt schon mit der Empfindung und Anschauung. Denn was heißt z. B., das Kind sieht einen Baum, oder es empfindet Schmerzen, wol anders, als es findet auch da, wo es einen sinnlichen Gegenstand außer sich sieht, sich selbst in seinem Dasein auf gewisse Weise modificirt und bestimmt? d. h. eben, es hat zugleich ein Bewußtsein von sich? Zweitens, Einmal erwacht und selbst bis zur höchsten Klarheit gesteigert, vermag das Ich, als das Selbstbewußtsein auch bei der größten Anstrengung nicht, sich immer auf der gleichen Höhe zu halten. Es wird wieder verdunkelt und seine Thätigkeit durch Pausen unterbrochen, in denen es eine Zeit lang unterdrückt wird. Diese Pausen nennen wir Schlaf, und sie scheinen zur Erfrischung der leiblichen Organe und dadurch der Seelenthätigkeiten selbst so nothwendig zu sein, daß wir sie zwar einige Zeit hinauszuschieben, aber nicht ganz abspulen vermögen, und daß, je weiter wir sie hinausschieben, die Natur desto dringender und gewaltiger ihrer Befriedigung fodert. Von dem Schlafe gilt dasselbe, was von dem Erwachen des Bewußtseins. Man kann sein eigenes Einschlafen nicht beobachten. Daraus ergibt sich, daß es nicht von uns abhängt, Bewußtsein zu haben, wann und wie wir wollen, so wenig, als es nach Gefallen zu

unterbreiten. Wie vieles würde Mancher opfern, wenn er es in sich zu erspüren, und diesen innern, unbestechlichen Zeugen, Ankläger und Richter seiner selbst nach Belieben zum Schwärzen zu bringen vermöchte! Drittens, nach der Erfahrung scheint das Ich nichts Selbständiges zu sein. Wir finden es in ihr nie rein, für sich, sondern immer eine bestimmte Empfindung, Anschauung, Vorstellung u. dergl., welche in stetem Wechsel begriffen sind. Kant nennt dieses „das empirische Bewußtsein“, welches verschiedene Vorstellungen begleitet, an sich zerstreut sei, und ohne Beziehung auf die Identität des Subjects; zum Unterschiede von dem reinen Bewußtsein, dem eigentlichen Selbstbewußtsein (dem transcendentalen Selbstbewußtsein, der reinen Apperception), d. h. dem Bewußtsein der Identität unserer Selbst bei aller Verschiedenheit des empirischen Bewußtseins. Durch das transcendente Selbstbewußtsein verbinde ich alle Vorstellungen in mir, ich mache sie zu meinen Vorstellungen, welches nur dadurch möglich ist, daß ich ein Mannichfaltiges überhaupt in meinem Bewußtsein vereinigen kann, welche Möglichkeit mithin (die synthetische Einheit des Mannichfaltigen der Anschauungen) schon unabhängig von der Erfahrung (a priori) vorhanden sein muß. Aber daraus folgt gar nicht, daß Ich, der ich denke, als Object ein für mich selbst bestehendes Wesen, d. i. eine Substanz, sei, welcher Begriff sich immer auf Anschauungen bezieht, die nicht anders als sinnlich sein können, mithin ganz außer dem Reiche des Verstandes und seinem Denken liegen¹⁾. Eine und hier in eine tiefer bringende Kritik dieser weit verbreiteten Lehre des großen Denkers einzufließen, bemerken wir nur, daß von dem empirischen Bewußtsein wol nicht mit Recht behauptet wird, es sei ein bloßer Begleiter der Vorstellungen, mithin etwas Zufälliges, wie ein Anhängsel derselben, oder es sei an sich zerstreut und ohne Beziehung auf die Identität des Subjects. Vielmehr ist das Bewußtsein das Wesentliche, dagegen die einzelnen Vorstellungen, Anschauungen u. das Begleitende, Außersentiale. Ich finde mich in meinem Bewußtsein zwar nie ohne bestimmte Vorstellungen, Empfindungen u., aber keine einzelne ist für sich notwendig, wie sich daraus ergibt, daß eben die einzelnen Vorstellungen u., das stets Wechselnde, ins Bewußtsein Treten und wieder Verschwindende sind, während das Bewußtsein bleibt, dagegen Vorstellungen u. ohne wenigstens dunkles Bewußtsein nicht denkbar sind. Das reine Selbstbewußtsein, als die Identität meines Selbst bei allem Wechsel, ist zwar allerdings das Product der Abstraction und Reflexion, allein wenn das Ich nicht in allen einzelnen Momenten des Bewußtseins als der unverrückte Mittelpunkt vorhanden wäre, so würde ich mich auch gar nicht als das in allem Wechsel Identische, als dieselbe Person in den verschiedensten Momenten meines Lebens in Wahrheit denken können. Und diese Identität meines Selbst ist nicht etwa das Product der Specula-

tion, oder nach Kant der Selbstthätigkeit des Verstandes, sondern sie findet sich in jedem, auch dem ungebildeten Bewußtsein, ich habe gar nicht die Macht, mich heute als ein von dem, der ich gestern war, verschiedenes Wesen zu denken, obgleich ich vielleicht heute von ganz andern Gefühlen, Vorstellungen u. bewegt werde. Gewiß folgt aus dem Vorigen nicht die Realität des Ich, als eines selbstthätigen Wesens, einer Substanz, oder ebenso wenig begreife ich, wie mein Ich aus dem Nicht-Ich entspringen, das Prädicat eines andern Wesens sein könne. Kraft des Bewußtseins erkennen wir in unserm Ich unser wahres Selbst, nicht bloß den Focus aller einzelnen Seelenthätigkeiten, sondern auch den Grund unserer ganzen Persönlichkeit und den Quell aller unserer freien Handlungen. Selbst die Unsterblichkeit, als die Fortdauer unserer Persönlichkeit nach dem Tode, ist nur durch die Erhaltung des Ich möglich. Das pantheistische Verschwinden unserer ganzen Wesens in das unendliche All mit der Auflösung unserer Persönlichkeit, von den Anhängern jener Systeme als die höchste Seligkeit gepriesen, verdient eigentlich diesen Namen gar nicht. Dauert nach dem Tode zwar unsere Geisteskraft fort, verschwindet aber das Bewußtsein unserer Persönlichkeit, so dauern eigentlich wir nicht fort, und die Unsterblichkeit wäre für uns nur ein ewiger Schlaf, und würde sich zu unserm gegenwärtigen Leben verhalten, wie dieses zu einem frühern vorüberischen, wenn wir ein solches annehmen wollten, welches aus unserm Bewußtsein bis auf die kleinste Spur verschwunden ist. — Wie soll man aber die Seelenthätigkeit nennen, wodurch wir uns selbst als Ich finden? Die Kant'sche Schule und Herbart nennen das Ich eine Vorstellung. Das ist es aber nicht. Denn zu jeder Vorstellung gehöret a) ein vorstellendes Subject, b) ein von ihm verschiedenes vorgestelltes Object, c) eine Beziehung zwischen beiden durch den Act des Vorstellens, woraus d) das Bewußtsein des Objects, als eines gegenwärtigen, d. i. die wirkliche Vorstellung hervorgeht. Zwar können wir, wenn wir einmal zum Selbstbewußtsein gelangt sind, auch über uns selbst und unser eigenes Bewußtsein reflectiren, und uns dasselbe gleichsam gegenüber stellen, und auf der Möglichkeit dieser Reflexion beruht alle Selbstkenntnis, sowie die ganze Philosophie; aber ebendeshalb ist der primitive Act, wodurch wir zum Bewußtsein gelangen, nicht selbst eine Vorstellung. Auch kann die Reflexion über unser Ich nur unzeitiglich ein Vorstellen genannt werden, indem dabei das Subject und Object ein und dasselbe sind, und untermittelbar zusammenfallen, was bei der Vorstellung nicht so ist. Ebendeshalb kann auch das Bewußtsein unser Ich nicht, wie Hume und Schelling wollen, eine intellectuelle Anschauung sein. Von dem Ich gibt es kein Bild, kein geistiges Auge kann es anschauen als ein außer uns stehendes, objectives, sondern der Anschauende und das Angehaltene sind hier unmitelbar ein und dasselbe. Für dieses unmittelbare Bewußtsein unser Selbst in diesem bestimmten Zustande seines Seins hat unsere Sprache keinen andern Ausdruck als das sich-Finden, Empfinden oder richtiger das Gefühl. Denn das Gefühl, im Gegen-

1) Kritik der reinen Vernunft. S. 131 u. 407, und Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik. S. 136.

sah zu dem bloß sinnlichen Fühlen, dem Tasten, beruht nicht, wie die Vorstellung und Anschauung, auf einer objectivierenden Thätigkeit unsers Geistes, sondern ist etwas bloß Subjectives, bezeichnet das unmittelbare Innenwerden unsers eigenen Gemüthszustandes in seinem individuellen Sein, obgleich dasselbe aus äußeren Gegenständen bezogen werden kann. Ich kann mir es wol als möglich denken, daß einem Andern ein anschaulicher Gegenstand grade sowie mir erscheint, daß er sich ein Object genau so vorstellt, wie ich, aber genau so fühlen, wie ich, kann kein Anderer, er müßte denn Ich selbst sein. Aus dieser Eigenthümlichkeit unsers Ich läßt sich leicht das Unhaltbare des richt'ichen Systems dartun, in welchem aus Einem Princip, der freien Thätigkeit des Ich, wodurch erst das empirische Bewußtsein bedingt werde, der Gehalt und die Form der ganzen Philosophie (Wissenschaftslehre) abgeleitet werden sollte. Nicht weniger paradox ist die Behauptung Herbart's, das Ich sei voll der härtesten Widersprüche, ja etwas ganz Unsinnsiges, ein Unding, das man zerstören müßte¹⁾. Da in diesem System das Ich aus Vorstellungsbildern der Einen Seele, ihrer Spannung, ihrem Drucke und ihren wechselnden Verhältnissen abgeleitet wird, so sagt das Ich sich selbst: Ich bin etwas Widersprechendes, Unsinnsiges, ein Unding, aber ich suche gleichwol nach den in mir selbst liegenden Belegen des Denkens mein Ich aus einem andern, dem Nicht-Ich, abzuleiten und zu begreifen, d. i. das sich selbst konstruierende Unding Ich setzt bei der ganzen Construction sich selbst voraus, zweifelt nicht an seinem eigenen Dasein, und will sich aus dem ihm Entgegengesetzten, dem Nicht-Ich, ableiten, ein so offenerbarer Circel, daß er jedem einleuchtet, nur dem Philosophen nicht, der in der Verfolgung einer Hypothese die Thatsache verdrückt oder verleugnet, und in dem engen Gedankentreise seines Systems wie durch eine unsichtbare Macht festgehalten wird.

ICHANA, ein Städtchen (πολις) vor nach Steph. Byzant. s. v.) in Sicilien, auf der Ostküste der Insel, nördlich vom Vorgebirge Pachynum. Die Ichanenses werden von Plinius (H. N. III, 8) mit aufgeführt unter mehrern sicilischen Städtebewohnern. Ptolemäus (III, 4) nennt den Ort Ina, was aus Ichana zusammengezogen zu sein scheint. Jetzt heißt derselbe Icana.

(S. Ch. Schirliitz.)

Ichana (alte Geogr.), s. Icaros.

ICHENHAUSEN, hübcher Marktflecken an der Güz, vier Stuben von Augsburg, im Landgerichte Günsburg des bairischen Oberdonaukreises. Der Ort enthält beiläufig 230 Häuser, 2100 Einwohner, einen Magistrat, die Sige eines Patrimonialgerichts des Freidern von Stein, an dessen Familie dieses Gut im J. 1576 gekommen ist, eines katbol. Dekanats und Pfarramtes, und einer großen schönen Synagoge für die dortige zahlreiche Judenthatschaft.

(Kienmann.)

¹⁾ Psychologie. 1. Th. (Königsberg 1824.) S. 68, 94 fg. überhaupt zur Einleitung in die Philosophie. 3. Aufl. (Königsberg 1834.) S. 160 fg.

ICHNANTHUS (eigentlich **ISCHNANTHUS**), eine von Pallas bei Beauvois (Agrost. p. 66. t. 12. f. 1) aufgestellte Gattungsgattung aus der zweiten Ebnung der dritten Rinnlichen Classe, und aus der Gruppe der Bromeen der natürlichen Familie der Gräser. Char. Die Blüthen rispenförmig; der Kelch zweifelpig, dreiblummig; die untere Spelze breiter, an der Spitze zweifelpig, zwischen den Zähnen mit einem stumpfen Stachel; von den drei ungetragenen Corollen ist eine zwittrig, zweifelpig, zweifelpig; dieser gegenüber stehen zwei unvollkommene: eine männliche, zweifelpig und eine geschlechtlos, einseipig; im Zwittrerbüchsen befinden sich unter dem Fruchtknoten zwei abgestuht: ausgekernte Schuppchen. Die einzige bekannte Art, *Ichn. panicoides* P. B. (l. c.), ist in Südamerika einheimisch, als ein Gras mit schlaffer, sehr feiner, fast haarförmig-getheilten Blüthenrispe (daher der Gattungsname *arvensis*, Blüthe, *lovis*, dünn, fein).

(A. Sprengel.)

ICHENHEIM, schönes und großes Pfarrdorf im großherzogth. badischen Oberamte Lehr, 14 teuthische M. nördlich von der Oberamtsstadt und eine halbe M. vom Rheinstrome, mit einer Pöskation auf der Straße nach Kehl, hat schöne Gebäude, worunter eine Kirche, zwei Pfarrhäuser und zwei Schulen, eine große fruchtbare Gemarkung, 1253 Einn. in 270 Familien, zur größern Hälfte Evang., zur andern Hälfte Katbol. und alle wohlhabend. Ein sehr alter Ort, der schon in einer Urkunde vom J. 903 erscheint, worin Luithfried IV., Graf vom Suntgau, mit Einwilligung seiner Söhne Hunnifried, Luithfried und Hugo sein Gut in Ichenheim an das Kloster St. Trudbert am Schwarzwalde vergabte. Auch das Kloster Schuttern hatte schon in ältern Zeiten Güter hier, deren Besiß ihm Paps Innocentius II. unter 28. Oct. 1136 bekräftigte. Ichenheim gehörte übrigens zur Herrschaft Wahlberg, mit deren weltlichen und geistlichen Schicksalen auch die seimigen zusammenhängen. Das Patronatrecht aber hatte Kloster Gengenbach, dem auch schöne Güter daselbst und der größte Theil des Zehnten angehörten. Alles dieses ging bei Auflösung des Klosters (1803) an die Landeshererrschaft über. Die Protestanten, früher nach Ettimberg, später nach Weismheim eingepfarrt, erhielten unter der Regierung des letzten katholischen Markgrafen, August Georg, im J. 1765 einen eignen Pfarrter.

(Th. Afgr. Leger.)

Ichlah (Geogr.), s. Achlah.

ICHNAE. *Ἰχναί*, 1) eine Stadt Macedoniens, in der Landschaft Bottitidis, auf der rechten Seite des Flusses Arios, lag an der Küste des thematischen Meerbusens. Herodot erwähnt ihrer bei Gelegenheit des Herzuges, den Xerxes längs dieser Küste hinab leitete. Herodot. VII, 118. Plinius (IV, 17) gibt ihr dieselbe Lage, ohne sie weiter auszuzeichnen. Vgl. Stephan. h. v.

2) Eine Stadt Theßaliens, lag in der Landschaft Theßaliotis. Sie war ausgezeichnet durch die Verehrung der Themis Ichnaia (Strabon. IX. p. 435), die schon in der Homerischen Hymne auf den Apollon und von Ptolephron (II, 129) erwähnt wird. Jupiter, der sie verfolgte, soll sie hier eingeholt haben. Stephanus (h. v.)

verlegt die Verehrung der Themis in das macedonische Ichna. Der Scholiast zu Ptolemaios leitet den Namen, besonders das Appellativum *Ichna* von *Ichos* her, weil die Themis die Spur der Giganten verfolgt habe.

3) Auch ein Städtchen in Mesopotamien, östlich von Karrä gelegen, bei welchem die Römer unter Krassus das erste Gefecht mit den Partnern befochten und sie in die Flucht schlugen. Die Einwohner, wahrscheinlich griechischen Ursprungs, wie viele in den benachbarten Städten, ergriffen die Partei der Römer. Dio Cassius (Lib. XL. p. 126) nennt es Ichnia und bezeichnet es als ein Castell. Nach Appian (De bellis Parth. p. 243. ed. Steph.) erlitten die Römer nicht weit davon eine Niederlage, und erhielten von zwei Griechen aus Karrä den Rath, sich nach Ichna zurückzuziehen. Plutarch in Crasso. c. 25 nennt es ebenfalls eine Stadt, schreibt es aber Ischnae. (Pet. Friedr. Kannegiesser.)

ICHNEUMON, 1.) Insecta. Eine Gattung der Ichneumoniden nach Grabenhorst's Umgrenzung mit folgenden Kennzeichen: Der Hinterleib gestielt, gewölbt, der Kopf quer, das Schildchen flach oder gewölbt, die Spiegelschele der Flügel meistens funfzählig, der Lege- stachel entweder verdorren, oder nur wenig vorsehnd. Erste Familie oder Untergattung: Ichneumoni. Hinterleib länglich oder fast eiförmig, der erste Ring kegelig, rauh, der Stiel lang, linienförmig, gebogen, Spiegelschele funfzählig, Füßler und Füße mittelgroß. Wir führen von dieser, sowie von den folgenden nur einzelne Arten als Beispiele an aus dieser sehr zahlreichen Gattung, in welcher Grabenhorst allein an 300 Arten aufzählt. Sectio I. Schildchen und Hinterleib ganz schwarz. Ichneumon comitator, 4½—7 Linien lang. Die Augenkreise an der Stirn weißlich oder rothfarben, die Füßler von halber Körperlänge, an der Spitze etwas eingerollt, in der Mitte mit einem weißen Ringe, die Flügel weiß, etwas rauhfarben durchscheinend, die Vorderfüße strohgelb und rothfarben, die hintersten meist ganz schwarz, der Hinterleib länglich, eiförmig, schmaler als der Thorax, länger als dieser mit dem Kopfe zusammen (Panz., Fauna fascic. 41. taf. 14). Diese Art legt ihre Eier theils in Raupen, theils in die Larven derjenigen Arten Sphex, welche ihre Nae in Lehmhöhlen anbringen. Sectio II. Schildchen und Hinterleib schwarz, die letzten Leibesringe schwarz. I. Cessator, 6 Linien lang, die mittleren Füßlerglieder rothfarben, die Flügel halb durchscheinend, mit schwarz oder brauner Wurzel, Schenkel und Schienen roth, der sechste und meistens der siebente Leibesring mit weißer Rückenlinie, der Stachel kaum vorsehnd. Sectio III. Das Schildchen blaß gefärbt oder blaß gezeichnet, der Hinterleib ganz schwarz. I. Delvatorius, das Männchen 7—7½, das Weibchen 6, fast 7 Linien lang, die Schienen mit einem weißen Ringe, beim Männchen das Gesicht und Punkte an der Flügelwurzel weiß, die Füßler des Weibchens mit einem weißen Ringe (Abbildung des Weibchens als I. Mollitorius Panz., Faun. 19. taf. 16). Sectio IV. Das Schildchen blaß gezeichnet oder ganz blaß gefärbt, der Hinterleib schwarz, die letzten Ringe mit weißer Zeichnung. I. Saturatorius, 2. Geoffr. v. B. u. R. Species Section. XV.

4—6 Linien lang, die Füßler mit weißen Ringen, Schenkel und Schenkelbeine roth, die letztern an den Hinterfüßen mit schwarzem Ende (Abbildung einer Varietät als I. bimaculatorius Panz., Fauna 80. taf. 8). Die Larve lebt hauptsächlich in der Raupe vom Sabelschwanz (Bombyx Vinula). Sectio V. Das Schildchen blaß oder blaß gezeichnet, der Hinterleib dreifarbig. I. Extensorius, die Füßler mit weißen Ringen, der zweite und dritte Körperperring roth, die Schenkel roth, die hintern mit schwarzem Ende, an dem Männchen sind die Schenkel der vordern Beine roth. Sectio VI. Das Schildchen blaß, die Spitze des Hinterleibes bei den Weissen, auch die Mitte gelb gefleckt oder geringelt. I. Vaginatorius, 5—6 Linien lang, das Gesicht gelb gefleckt, der zweite, dritte, sechste und siebente Körperperring gelb gerandet, der vierte mit unterbrochenem Rande, Schenkel und Schienen hellrothfarbig, die hintern am Ende schwarz (Panz. 79. taf. 8. 9). Sectio VII. Das Schildchen blaß, der Hinterleib entweder blaß gezeichnet oder mit einigen gelben Leibesringen, der hintere Ring ganz schwarz. I. Equitatorius, das Gesicht und Punkte an der Flügelwurzel gelb, der erste bis vierte Körperperring gelb, die Wurzel meist schwarz, die Füße gelb, die Hüften und Trochanter schwarz (Kob., Baumtrodnis der Nadelwälder. Taf. 2. Fig. 19), lebt besonders in den Raupen der Fichteneule. Sectio VIII. Das Schildchen blaß, der Hinterleib entweder ganz roth, oder roth und schwarz. I. Antennatorius, 4½—6 Linien lang, der Hinterleib roth, die mittleren Ringe an der Wurzel schwarz, Schenkel und Schienen roth, Füßler dreifarbig (Panz. 73. taf. 13). Sectio IX. Das Schildchen schwarz, der Hinterleib entweder ganz roth, oder roth und schwarz. I. Sputator. Die hintern Hüften unbewehrt, der zweite und dritte Leibesring und die Schienen roth, die Füßler mit weissen Ringen (Panz., Faun. 19. taf. 20). Sectio X. Das Schildchen schwarz, der Hinterleib dreifarbig. I. Incubitor, 2½—3½ Linien, der Hinterleib roth, an der Spitze schwarz, mit weissen Aften. Schenkel und Schienen roth, Füßler mit weissen Ringen. Zweite Familie oder Untergattung: Pristiceeros. Die Füßler sögeähnlich, der Hinterleib länglich, der erste Leibesring gegen die Spitze nach und nach erweitert, mit schwachem Stiele, Spiegelschele dreizehlig, die Füße etwas lang. I. Serrarius, 6 Linien lang, schwarz, einen Ring um die Füßler, die Augenkreise und zwei Flecken am Metathorax weiß. Dritte Familie oder Untergattung: Ischnus. Hinterleib groß, etwas cylindrisch, der erste Ring vorn etwas gewölbt, glatt, der Stiel linienförmig, wenig schmaler als der vordere Theil und von dessen Länge, Füßler und Füße schwach, der Stachel sehr kurz vorsehnd. I. Porrectorius, 3½—4½ Linien lang, die mittleren Körperperringe roth, an der Wurzel schwarz, mit weissen Rande, die Füße roth, die Hüften weiß und schwarz fleckig, die hintern Schienen am Ende schwarz, die hintern Larven braun, in der Mitte weiß, das Schildchen, ein Ring um die Füßler, Flecken am Thorax und Kopf weiß. Vierte Familie oder Untergattung: Crypturus. Keine Spiegelschele, die innere Zelle nimmt zwei zurücklaufende Nerven

auf; die Fühler sind kurz, die Füße lang, schwächlich, der Hinterleib länglich, eiförmig. 1. argiolus, 3.—4; Linie lang, die Ränder der Hinterleibsringe, Zeichnungen des Kopfes und Thorax gelb, die Füße roth, die hintern Schienen und Hüften schwarz gefleckt, am Rändern die hintern Tarsen weiß, am Weichen das Schildehen weiß gezeichnet. Fünftes Glied der Unterhaltung: Stülpmus. Der plattgedrückte Hinterleib sehr glatt und glänzend, erster Leibesring linienförmig, Spiegelschele fünfseitig, äußere Seite unvollkommen. 1. gagnes, die Füße roth-gelb, die Hüften schwarz, die Fühler gegen die Wurzel roth, nur bis zwei Linien lang. Sechste Familie oder Unterart: *Brachypterus*. Die Flügel kurz, die Spiegelschele fehlend. 1. means, der erste bis vierte Körperling und die Füße roth, bei diesem die letzten mit schwarzem Ende der Schenkel und Schienen. Alle diese, sowie auch die übrigen Arten dieser zahlreichen Gattung, ändern sehr vielfach ab, sobald einzelne derselben bald in diese, bald in jene Familie übergehen, und es oft schwer hält, ihnen einen richtigen Platz anzuweisen, um so mehr, als auch nicht immer Männchen und Weichen gleichförmig gezeichnet sind. (D. Thon.)

2) Mammalia, f. unt. *Herpestes*.

ICHNEUMON (Paläozoologie). Aus der Hymenopterenfamilie der Ichneumoniden glaubt man verschiedene Arten im fossilen Zustande bemerkt zu haben, und zwar in fossilithischen und tertiären Gebirgsbildungen; denn der bei Richter erwähnte Abdruck im manebacher Schiefer dürfte wol sehr verschiedener Entstehung sein. Auch die ältere Angabe des Vorkommens von Ichneumonresten im tertiären Schiefer von Unigen beruht nicht auf gründlicher Untersuchung. Auf solenobacher Schiefer verzeichnete Schlotheim den Abdruck eines ichneumonartigen Weibchens zu sehen, dessen Fühler, Flügel und Egelstachel deutlich ausgedrückt seien. Auch in den Bernsteinsäulen seiner Sammlung führt er Ichneumon an, wie auch Desfrance und Marcel de Serres verzeichnen, dergleichen in Bernstein selbst beobachtet zu haben. Die schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur erkannte unter 1174 Insekten der Bernsteinsammlung der Stadt Danzig ebenfalls einige Exemplare vom Ichneumon. Im tertiären Süßwassersgypse von Aix in der Provence hat Marcel de Serres ein Exemplar einer mittelförmigen, und einige Individuen einer kleinen, aber didactyloiden Art vom Ichneumon in der von Latreille angenommenen Ausdehnung des Geschlechts beobachtet. (H. G. Brown.)

ICHNEUMONIDES Latreille (Insecta). Schlupfweesen. Eine Abtheilung (Tribe) der Hymenopteren, welche fast die ganze Gattung Ichneumon, wie Linne solche aufgestellt hat, umfaßt. Als Kennzeichen der hierbei gehörigen Insekten sind angegeben (Latreille in Cuvier, *Régne animal*, ed. 2): Die Flügel grabert, die obern im Mit-

telfelde immer mit vollständigen, d. h. geschlossenen, Zellen. Der Hinterleib entspringt zwischen dem hintern Fußpaare. Die Fühler sind meist faden- oder borstenförmig, sehr selten folsig, aus einer großen Menge Glieder, wenigstens 16, zusammengesetzt, und werden von dem Insekt fast beständig in jütemder Bewegung gehalten. Bei den meisten haben die Mandibeln an der innern Seite keinen Zahn und einigen in eine gespaltene Spitze. Die Maxillarpalpen, immer vortretend, haben meist nur fünf Glieder. Der Egelstachel ist dreitheilig. Es werden von Latreille hierher folgende Gattungen gezählt: *Stephanus Jurine*, *Xorides Latr.*, *Pimpla Fabricius*, *Cryptus Id.*, *Ophion Id.*, *Banehus Id.*, *Hellwigia Gravenhof*, *Joppa Fabric.*, *Ichneumon*, *Alomya Panzer*, *Pelastes Illiger*, *Acanitus Latr.*, *Agathis Id.*, *Bracon Jur.*, *Microgaster Latr.*, *Helcon Kriembeck*, *Sigalphus Latr.*, *Chelonius Jur.*, *Alysia Latr.*

Die Schlupfweesen verankern ihren lateinischen Namen der Abnlichkeit, welche sie in gewisser Hinsicht mit dem von den Alten Ichneumon genannten Säugthiere haben, von dem man behauptet, daß es dem schlafenden Krotobil in den Leib trübe und ihm die Eingeweide austresse. Dem auf ähnliche Weise fassen die Larven der Schlupfweesen in der Wirklichkeit die Eingeweide der Schmetterlingsraupen auf, ja man kann sagen, daß sie dieselben eigentlich ganz ausfressen, denn in der Regel bleibt von denselben kaum mehr als der Saig übrig.

Diese Hymenopteren haben lange, fast borstenförmige Maxillarpalpen von fünf bis sechs Gliedern, die Labialpalpen sind kürzer, fadenförmig, drei- bis viergliedrig. Das Rüngelchen ist meist ganz, oder einfach ausgerandet. Der Körper hat meist eine lange, schmale, linienförmige Gestalt, und der Egelstachel steht bald außen, als eine Art Schwanz über den Leib vorragt hervor, welcher letztere dann meist dicker, und sehr abgestumpft ist, statt daß er bei andern, wo der Egelstachel verborgen ist, sich spitzig zeigt. Dieser Egelstachel besteht aus drei Stücken, von denen indessen nur das mittlere der eigentliche Egelstachel ist, indem die beiden andern ihm nur als Scheide dienen.

Wie erwähnt, nähren sich die Larven der Ichneumoniden hauptsächlich von den Larven anderer Insekten, vorzüglich der Schmetterlinge; es werden indessen auch die der andern Ordnungen von ihnen nicht verschont, ja selbst vollkommene Insekten und Krachiden sind ihren Anfallen ausgelegt, und namentlich ist dies mit den Blattläusen der Fall. Die Weichen der Ichneumoniden, welche ihre Eier unterzubringen suchen, entwickeln dabei einen ganz besondern Instinct, der sie ihre Neute auch in den verborgenen Schlupfwinkeln auffinden läßt. Kaum haben sie sich derselben genähert, als sie ihnen auch ein oder einige Eier, bald nur auf die Haut legen, bald unter dieselbe schieben. In manche Arten legen ihr Ei sogar schon in das Ei. Man kann häufig sehen, wie besonders diejenigen, welche mit einem besondern langen Stachel versehen sind, die Röhren gedessener Baumrinne, oder die im Holze befindlichen Löcher untersuchen und dann den Stachel hineinversenken. Andere nur mit

*) Museum Richterianum, p. 256, v. Schlotheim, Die Petrefactenbuch (Göttingen 1820). S. 43. Marcel de Serres, *Géologie des terrains tertiaires* (Montpellier 1837), p. 229, 236, 242, 267. Übersicht der Arbeiten der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur im J. 1834. (Breslau 1835. 4.) S. 92, 93.

kürzem Stachel wählen sich weniger verborgene Larven. Überhaupt hat fast jede Larve besondere Arten von Ichneumoniden zu Feinden, und selten trifft man mehr als eine Art der letztern zusammen an.

Die Larven haben keine Füße und leben nach der Weise der Eingeweidewürmer überhaupt im Innern der Körper, doch mit dem Unterschiede, daß sie die Eingeweide selbst theilweise oder ganz auszehren. Manche finden sich in großer Menge beisammen und verzehren nur den sogenannten Fettkörper der Insektenlarven, oder diejenigen innern Theile, die nicht unmittelbar zum Leben derselben erforderlich sind; denn wenn die Larven sich in Nymphen verwandeln wollen, kriechen die Schlupfwespenlarven heraus, manchmal erst, wenn jene zur Nymphe geworden ist. Die Larven, welche in der gewöhnlichen Korkraupe leben, verlassen den Körper derselben aber auch kurz vor der Verwandlung, sie sind glatt und fusellos, und pflegen alle sich auf derselben Seite zusammen zu lagern, auf welcher sie aus dem Körper der Raupe krochen, ohne sich weder von einander, noch von dem Körper der Raupe zu entfernen. Mit Hilfe der Spinnwarze, welche sie ebenso gut, als die eigentlichen Raupen besitzen, heften sie sofort einige Fäden an, an denen sie dann weiter ihre Hülle befestigen. Diese Hülle, länglich eiförmig, besteht aus einer Seide, welche wenig von der eigentlichen Seidenraupe abweicht. Diese Seide ist bei dieser Larve gelblich, bei andern Arten schon weiß. Man findet aber auch Hüllen, welche zwei bindenartig vertheilte Farben zeigen, indem einige braun sind, in der Mitte mit einer weißen Binde, andere mehrere Bänder haben. Diese Verschiedenheit hängt nicht ganz von der Ursache ab, welche auf die Hüllen der Raupen Einfluß übt, denn sonst müßten Theile der Seidenmaterie bald weiß, bald braun sein, und solche Veränderungen würden sich öfter als bei den Hüllen der Schlupfwespenlarven wiederholen. Alles scheint sich hier auf zwei Ursachen zurückführen zu lassen, einmal, daß die von der Larve zuerst gesponnene Seide, welche die äußere Hülle bildet, weiß ist, die zweite oder innere Lage aber braun, färbt Andere aber, daß die Hülle gleichsam durch Ringe in der Mitte und an beiden Enden ihre Befestigung erhält. Dies angenommen, ergibt sich, daß die braune Farbe der innern Hülle an den Orten vortretend muß, wo die äußere von weißer Farbe nur schwach ist, dagegen diejenigen Theile der äußern Oberfläche, welche mit weißer Seide verstärkt sind, nothwendig mehr weiß erscheinen müssen. Man findet auf der Seide die Hülle einer Schlupfwespe, welche sich auf besondere Weise auszeichnet. Sie hängt nämlich an einem Blatte oder kleinen Ast mittelst eines Fadens, der an dem einen Ende derselben befestigt ist; ganz sonderbar erscheint es, daß diese Hülle mehrere hintere Sprünge macht, was sich mit Klammern nur dadurch erklären läßt, daß die Larve in derselben wie eine löschende Feder wirkt. Einige Ichneumoniden wissen ihre Eier sogar in die Gallen oder Pflanzenauswüchse, welche durch die Larven der Blattwespen erzeugt hervorgebracht werden, unterzubringen, ja sogar in die Harzmassen, welche durch die Raupe der sogenann-

ten Harzmotte verursacht werden. Deger beobachtete auch eine Spinne, welche einen kleinen weißen Körper auf sich sitzen hatte; bei näherer Betrachtung ergab sich, daß es eben eine Schmarotzlarve war, die sich später in eine Schlupfwespe verwandelte. Sogar die kleinen Blattläuse, welche ohnedies so viele Feinde haben, leiden viel von Schlupfwespen, leben aber dabei fort, bis die Larve in ihrem Innern sich verwandeln will, wo sie dann aufschwellen und ihre Haut hart wird, welche dann das vollkommene Insekt durch eine im Hinterleib gemachte Öffnung verläßt. Einige Arten Ichneumoniden sind flügellos, und Deger beobachtete, daß eine solche aus den hohigen Gallen einer Potentillarte hervorkam. Die Ichneumoniden finden sich da am häufigsten, wo ihre Beute in Menge lebt; sie vermehren sich gleichsam mit dieser, und erscheinen so als sehr nützliche Insekten, indem sie namentlich eine Menge Raupen vertilgen.

Außer der oben gedachten Einteilung der Ichneumoniden müssen wir noch derjenigen gedenken, welche Grabenhork in seiner meisterhaften Ichneumonologia Europaea (Vratislaviae 1829 sq. 3 Bde.) aufgestellt hat. Er stellt folgende Gattungen auf: 1) Ichneumon, mit den Familien oder UnterGattungen Ichneumon, Pristoceros, Ischnus, Crypturus, Stilpnus. 2) Tryphon, mit den UnterGattungen Mesoleptus, Tryphon. 3) Trogus. 4) Alomya, Cryptus, mit den UnterGattungen Hoplisemus, Cryptus, Phygadeuon, Mesostenus, Baryceros, Hemiteles, Pezomachus, Phytodietus, Ischnoceros, Mesochorus, Plectiscus. 5) Pimpla, mit den UnterGattungen Clypta, Lissocoma, Polysphincta, Schizopyga, Clitopyga, Pimpla, Ephialtes, Rhyssa. 6) Metopius. 7) Bassus, mit den UnterGattungen Bassus, Orthocentrus, Euceros. 8) Bauchus mit den UnterGattungen Bauchus, Exetastes, Leptobatus, Coliocentrus, Tropistes, Arotes. 9) Ophion, mit den UnterGattungen Campoplex, Paniscus, Anomalon, Ophion, Magrus, Trachynotus, Pachymerus, Cremastus, Porizon. 10) Hellwigia. 11) Acoenites. 12) Xorides, mit den UnterGattungen Xylonomas, Xorides, Odontomeras, Eulithrus.

Zuletzt hat in seinem neuesten Werke: Insecta Lapponica (Lipsiae), folgende Einteilung: Ichneumon Linn. (Alomya) Cryptus Fabr., Pimpla Id., Bassus Fall., Tryphon Id., (Metopius) Bauchus Fabr., Ophion Id., Campoplex Grav., Porizon Fall., Bracon Fabr., Alysia Latr., Lepton. nov. gen. Zett., Microgaster Latr., Hybrizon Fall., Sigalphus Latr., Analaus Id. Bumeister (Handbuch der Naturgeschichte. 2. Abthl. (Berlin 1837)) nennt die Familie Ichneumoniden, und ordnet die Gattungen auf folgende Weise an: a) Hinterleib deutlich gefleht. 1) Von dreien ersten zusammengebrückt schiffelförmig: Ophion, Hellwigia. 2) Von den zusammengebrückt flachrund: Xorides, Cryptus, Tryphon. Ichneumon. b) Hinterleib flach, flachrund oder eiförmig: Bauchus, Bassus, Metopius, Pimpla.

Nach von Ciesbed theilt (Acta Soc. Leop. Tom. IX.) die Einteilung Gattung Ichneumon folgendermaßen

ein: I. Ichneumonides, II. Evaniales, III. Diptolepinae, IV. Proctotrupinae. Die Ichneumonides aber zerfällt er wieder in I. genuini und adsciti. Die ersten sind diejenigen, welche Gravenhorst in seiner Ichneumonologia bearbeitet hat, und deren Anordnung wir übergehen, da wir die neuere geben; die Ichneumonones adsciti theilte Nees wie folgt ein: I. Bracones. 1) Stephanus, 2) Coelinius, 3) Spathius, 4) Aphidius, 5) Perilitus, 6) Leiothron, 7) Bracon, 8) Agathis, 9) Microdus, 10) Hornius, 11) Microgaster, 12) Blacus. II. Bassi. 1) Rogas, 2) Cardiochiles, 3) Helcon, 4) Eubazus, 5) Alysia, 6) Sigalphus, 7) Chelonus. In seinem Specialwerke darüber (Hymenoptera Ichneumonibus affini Monographia. (Stuttgartiae 1834)) behandelt er I. Ichn. braconoides. 1) Stephanus Jur., 2) Coelinius, 3) Spathius, 4) Aphidius, 5) Hybrizon Fall., 6) Perilitus, 7) Leiothron, 8) Bracon, 9) Agathis Latr., 10) Microdus, 11) Hornius, 12) Ichneutes, 13) Microgaster Latr., 14) Blacus. II. I. Alysioidei. 1) Rogas, 2) Cardiochiles, 3) Helcon, 4) Enbadizon, 5) Alysia, 6) Sigalphus, 7) Chelonus Jur. III. Evaniales. 1) Aulacus Jur., 2) Foenus Fabr., 3) Evania Id. IV. Pteromalini. 1) Leucospis Fabr., 2) Chalcis Id., 3) Dirhinus Dalm., 4) Eurytoma Ill., 5) Perilampus Latr., 6) Torymus Dalm., 7) Eupelmus Id., 8) Siphomira, 9) Cleonymus Latr., 10) Pteromalus Schwed., 11) Phaeotomus, 12) Corynocere, 13) Chrysolampus Spin., 14) Elachestus Id., 15) Eulophus Geoffr., 16) Myria, 17) Gonatocerus, 18) Aneure, 19) Eutriche, 20) Eucyrtus Latr., 21) Sphenolepis, 22) Sparasion Latr., 23) Scelis Id., 24) Eucharis Id., 25) Spalangia Id., 26) Heterolepis, 27) Anteon Jur., 28) Ceraphron Id., 29) Calliceros, 30) Telias Latr., 31) Prosacantha, 32) Platygaster Latr. V. Cordini. 1) Psiloti, 1) Diapria Latr., 2) Belyta Jur. b) Proctotrupini. 3) Cinetia Jur., 4) Polyblastus, 5) Codrus Jur., 6) Euphorus, 7) Helorus Latr. — Appendix, weil sie eigentlich nicht hierher gehören, aber von Latreille und Dalman zu den Gobiinen oder Proctotrupinen gerechnet werden. Dryinid. 1) Dryinus Dalm., 2) Gonatopus Ljungk., 3) Aphelopus Dalm., 4) Omalus Jur. Wir haben in vorstehender Übersicht die von Nees gegründeten Gattungen ohne Autorangeführung gelassen. (D. Thon.)

ICHNOCARPUS (soll wahrscheinlich Ichnocarpus heißen). Unter diesem Namen bildete R. Brown (*Atton fil. hort. Rew. ed. 2. Il. p. 69*) aus *Apocynum frutescens L.* eine neue Pflanzengattung der ersten Ordnung der fünften Eintheilung Klasse und aus der Gruppe der Apocynea der natürlichen Familie der Convolvaceae. Char. Die Blüthen klein, röhrenförmig; der Kelch fünfspaltig; die Corolle nackt, unterseitsförmig, mit fünf sichelförmigen Fäden; die Staubfäden eingeklebt; die Antheren pfriefförmig, hinten leer, nicht der Narbe anhängend; unter dem Fruchtknoten fadenförmige Schläppchen; die Narbe eiförmig, langzugspitz; die Frucht besteht aus zwei schlanken Hälften (daher wol

der Gattungsname *καρπός*, Frucht, *λεγός*, schlank); die Samen tragen an der Spitze einen sehr langen Haarschopf. Es sind zehn Arten dieser Gattung bekannt, welche als Sträucher in Hindien dießseit und jenseit des Ganges wachsen: 1) *Ichn. frutescens R. Br.* (l. e., *Apocynum frutescens L.*, *Burmans zell. t. 12. f. 1.*, *Quirivella Lamarck, enc. 1.*) in Caylon, Kamun und Sisset, am Travaddi; 2) *Ichn. fragrans Wallich.* (Catalog. herb. n. 1675), in Kamun und Nepal; 3) *Ichn. manubriatus Sprengel* (Ms., *Echites paniculata Roxburgh, Ech. manubriata Wall. l. c. n. 1663*), in Sisset; 4) *Ichn. latifolius Hamilton* (Ms., *Echites affinis Wall. l. c. n. 1652*, *Römer et Schultes syst. veg., Ech. caryophyllata Heyne herb.*), in Sindustan; 5) *Ichn. brachiatum Spr.* (Ms., *Echites brachiatum Wall. l. c. n. 1668*), in Pundua des birmanischen Reichs; 6) *Ichn. micranthus Spr.* (Ms., *Echites micranthus Wall. l. c. n. 1667*), ebenda; 7) *Ichn. polyanthus Spr.* (Ms., *Echites polyanthus Wall. l. c. n. 1664*), in Birman; 8) *Ichn. glandulifer Spr.* (Ms., *Echites glandulifer Wall. l. c. n. 1659*), ebenda; 9) *Ichn. monilifer Spr.* (Ms., *Echites monilifer Wall. l. c. n. 1660*), bei Singapur; 10) *Ichn. tradicans Wall.* (l. c. n. 1670), in Nepal.

(A. Sprengel.)

ICHTNOGRAPHIE, gleichbedeutend mit Grundriß in der Baukunst, f. b. Art. u. vgl. Projection. (Gartz.)

ICHNUSA (*ἰχθυόσα*), alte Geogr., f. Sardinia. **ICHOR** (*ἰχρὸς*), eigentlich jede farblose Flüssigkeit in lebenden Körpern; bei alten Anatomen auch synonym mit Blutwasser (*Serum sanguinis*); nach dem damaligen Sprachgebrauche aber der schlechte Eiter, die Jauche (*Sanies*), f. Eiter u. Geschwür. (Wiegand.)

ICHTSTÄDT, Kirchdorf in der Herrschaft Frankenhäusen, des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt, an einem zur Unflut laufenden Bache, hat gegen 700 Einwohner. (H. F. Winkler.)

ICHTERSHAUSEN, 1) Amt im Herzogth. Sachsen-Gotha, an der Grenze des Fürstentums Schwarzburg und des preuß. Regierungsbezirks Erfurt, ist mit dem Amte Wachsenburg vereinigt, und enthält mehre Patrimonialgerichte, sowie auch einige früher zur Grafschaft Untergrünz gehörige Dörfer, hat zum Theil guten und fruchtbaren, zum Theil bergigen und waldigen Boden, wird bewässert von der Apfelfäb, der Wipper (Wipfra) und der, beide aufnehmenden, Gera, bringt Feldfrüchte, Holz, nebst den aus den Wäldern gewonnenen Produkten, gute Bausteine, Obst u. dgl. m. Die Einwohner (7000) nähren sich, außer dem Gewinn von obigen, noch durch Verfertigung wollenen und baumwollener Webereien; vorzüglich gute Waaren (auch Tücher, Siegelack, Seife, buntes Papier u. dergl.) liefert die hiebrige gehörige Herrschaftscolone Neubietendorf (f. b. Art.).

2) Eine Drtschaft in diesem Amte, Sitz des Amtes, einer Superintendenten, einer Pfarrei, eines geistlichen Untergerichts; bemerkenswerth sind das Schloß mit Garten, das Fürstenhaus, die Papiermühle u. Bon den Ein-

als ein Amt unter den Reichslehen des herzogl. sächsischen Hauses Ernestinischer Linie aufgeführt. In der Landestheilung von 1603 kam es an Sachsen-Weimar, und in der von 1641 an Herzog Ernst, der es seinem Fürstenthume Gotha einverleibte, bei welchem es seitdem beständig geblieben und mit ihm 1826 an Coburg gekommen ist. Ichtershausen, hat, nach Galetti *), 135 Häuser und 635 Einw., ist Sitz eines Justiz- und Rentamtes und einer Superintendentur. Das herzogliche Schloß, mit einem schönen Garten und einer Gemäldesammlung, wurde im J. 1675 von Herzog Bernhard, dem dritten Sohne Ernst's I., erbaut, und einige Jahre bewohnt, bis derselbe, in Folge der bekannten Landestheilung, seine Residenz nach Weiningen verlegte. In diesem Schlosse war im Winter 1813—14 ein preussisches Militairlazareth errichtet; den 700 tapfern Krieger, die hier ihren Tod fanden, wurde nachher, auf Veranlassung der Gemeinde Ichtershausen, ein einfaches aber geschmackvolles Denkmal errichtet, und am 18. Oct. 1819 eingeweiht. Zu den vereinigten Ämtern Ichtershausen und Wachsenburg gehören 21 Pfarzellen, worunter sich Krawinkel, bekannt wegen des Holzhandels, Reisdorf, berühmt durch einen vom Grafen von Gotttr. angelegten großen Garten, und der Brüdergemeinder Maudietendorf befinden *).

(H. A. Erhard.)

ICHTHYDINA (Zoophyta), eine Section der Pflanzenthier aus der Classe Rotatoria, deren erster Ordnung Nuda oder ungaranzerte, und der Familie Monotrocha (mit einem Wimpernkränze). Sie umfaßt die Augenlosen und nur die beiden Gattungen Icthyidium und Chaetonotus. Sie ward von Ehrenberg aufgestellt in seiner Abhandlung: Beiträge zur Kenntniß der Organisation der Infusorien. (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1830.)

(D. Thon.)

ICHTHYIDIUM (Zoophyta), Gattung aus der Section Icthyidina. Eine einzige Art, I. podura oder Müller's Cercaria podura enthaltend. Zu erwarten ist ihre nähere Beschreibung in dem großen bald auszugehenden Werke von Ehrenberg über die Infusorien (Leipzig, bei Klop.).

(D. Thon.)

ICHTHYITES (Paläozoologie), von ἰχθῆς, Fisch, und den angehängten Enden ites, ist ein früher zuweilen gebrauchter Ausdruck zur Bezeichnung fossiler Fische, vgl. Ichthyolithus.

(H. G. Brown.)

ICHTHYODELLA Blainville (Annulata), eine Gattung der Ringwürmer aus Ilirudo Linné's getrennt, welche das Schicksal gehabt hat, eine Menge Namen zu empfangen. Blainville stellte sie zuerst unter dem Namen Piscicola auf, welchen auch Lamarck annahm, den aber der Begründer nichtsdestoweniger später in den obli-

gen veränderte; Savigny machte Haemocharis daraus, welchen Namen wieder Moquin-Landon mit Recht verworf, da er bereits in der Botanik eingeführt ist; Goldfuß und Schinz haben endlich die Gattung Phormio genannt, welcher Name ebenso wenig taugt, da wir bereits eine botanische Gattung Phormium haben, sodas am Ende der gegenwärtige Blainville'sche Name noch immer der beste ist. Blainville (Dict. des Sciences. Nat. Tom. LVII. p. 557) gibt folgende Kennzeichen an: Der Körper ziemlich lang, fast cylindrisch, wenig regelmäßig gefaltet, und aus der untern Seite mit einer Mittelbinde von sehr kleinen hornartigen Höfen versehen. Der Kopf bildet einen deutlichen Saugnapf, und ist fast so breit, als der hintere horizontale Theil. Es sind zwei Paar sogenannte Augenpunkte vorhanden, aber keine Zahnbüschel, und die Geschlechtsmündungen stehen am 17. und 20. Leibeeringe. Blainville stellt hierher die Arten: 1) Ilirudo Geometra (piscium) Linné (Rösel, Insecten-Belust. 2. 3. 25). 2) I. marginata Gmel. Linné, II. cephalata Curana und 3) I. tessellata Müller, Gmelin, Linné. Blainville scheint seiner Sache selbst nicht gewis zu sein, bezüglich des bekannten Fischegels (I. geometra), dessen Beschreibung er nicht gibt, sondern nur bemerkt, daß er eine Art in der Seine beobachtet habe, welche die angeführten Höfen zeigt, und von der er gesteht, daß er nicht gewis wisse, ob sie neu sei, wonach also nicht zu entscheiden, ob beide dieselben Thiere sind, indem er meint, daß diese Höfen den Beobachtern entschlüpft sein könnten. Nichtsdestoweniger ordnet er die übrigen ein, gesteht aber auch zugleich, daß er weit davon entfernt sei, die vier angeführten Arten (es sind wenige Zeilen vorher nur drei aufgeführt, eine dritte nicht erwähnt) wirkliche Arten seien, indem es bloß dabei auf die Farbe ankomme. Wir bedauern, daß uns in diesem Augenblicke die Annales des Sciences natur., darin die Arbeiten von Audouin nicht zu Gebote stehen; sie gäben vielleicht Aufschluß.

(D. Thon.)

Ichthyocolla, f. Hausenblase.

ICHTHYOCOPROS (Paläozoologie, von ἰχθῆς, Fisch, und κόπος, Roth), nennt Buckland die fossilen Excremente vorweltlicher Fische, verglichen mit solchen von Ichthyosaurus unter dem Namen von Bezoar stonnes, insbesondere zu Lyme Regis, in den Kieleschichten, aber auch in andern Gegenden und Formationen vorkommend. Sie können sich in fossiler Weise natürlich nur in solchem erhalten, als sie aus Knochen und Schuppen anderer Thiere, allenfalls aus einigen verfaulten Sandkörnern, endlich aus einer wenig zerfärbaren spienartigen Materie bestehen, mithin von Kaufischen herrühren. Ihre entferntesten Bestandtheile sind phosphorhaltig und kohlen-saurer Kalk. Buckland sah einen Fischabdruck von Lyme Regis, welcher noch in der Eingeweidegegend einige kleine, gerundete, solche Kugeln wahrnehmen ließ. Andere kommen in der Kreide Belgiens z. vor, die man Juli genannt und lange Zeit für Koniferenfrüchte gehalten hatte, weil man spiral geordnete Schuppen an ihrer Oberfläche zu erkennen glaubte. Sie bestehen nämlich aus mehreren spiral um eine eingeblästete Achse geordneten

3) Geschichte und Beschreibung des Herzogthums Gotha, 5. Th. (Gotha 1824.) S. 86. Eine neuere Angabe ist dem Werk des obigen Autors nicht bekannt geworden. Wahrscheinlich, daß es jetzt über 700. *) Eine ausführlichere Geschichte, besonders des Klosters Ichtershausen, habe ich auf den Grund eines sehr interessanten Familienmartyrs bearbeitet, aber noch nicht öffentlich bekannt gemacht.

Excrementförmigen, deren Anordnungsweise durch eine spirale Klappe in den Eingeweiden bedingt ist, wie sie bei vielen der rüberischen Anorepische bekannt ist. Dieser Umstand, sowie die häufig ebendieselben vorkommenden Haifische, berechnen solche von wirklichen Haifischen abzuleiten. Mantell besitzt auch zwei Exemplare seiner *Amia Lewisensis* (*Macropoma Mantelli* Ag.) aus der Kreide von Lewes in Sussex, deren jedes einen Kopolis trennen zwischen seinen Schuppen und Gräten hat. Andere hat Hibbert im Kohlenkalk von Burdighouse gefunden, und deren Zerlegung veranlaßt. Doch vermag man noch keinesweges alle Ichthyopoprositen von den Saurosoprositen zu unterscheiden.

Bei manchen Fischen der solenhofen Schiefer, besonders bei *Reptolepis* und *Ichthyoporus* sieht man einen Theil der ehemaligen, später aber zerfallenen Eingeweide mit Sand, Gonolithenröhrchen, Gräten u. dgl. gefüllt und öfters mit Kalkspath infiltrirt, an ihrer natürlichen Stelle zwischen den Rippen liegen; oft aber auch von eben solcher Beschaffenheit außerhalb der Fischleiste im Gesteine einzeln vorkommen. Goldfuß hatte sie als *Lumbricaria recta* abgebildet, und in diesem Geschlechte der Ringelwürmer zugehört. Agassiz wies ihren Ursprung nach, nannte sie Gololithen und erklärte auch diejenigen zwar ähnlichen, aber viel längeren, knäuelförmigen gewundenen Formen in genannten Schiefer für Gololithen, welche Ref. früher für Polothurien, Goldfuß für Scipien oder Ammonitengedärme angesehen, letzterer aber ebenfalls als Lumbricarien beschrieben hatte. Gegen die letztere Ansicht von Agassiz streitet nun Graf Münster, indem er demerkt, daß sich diese Formen nie zwischen den Fischgerippen selbst, selten in fischreichen Schiefer, oft aber in solchen finden, welche arm oder leer von Fischabdrücken sind, daß sie stets mehr zusammengebrückt seien und nie in ihrem Innern die obengenannten Bestandtheile unterscheiden lassen *).

(H. G. Bronn.)

ICHTHYODONTEN (Paläozoologie). Diese Benennung, gebildet aus *Ichthys*, Fisch, und *odon*, odonoc, Zahn, dient seit langer Zeit zur Benennung der fossilen Fischzähne aller Art, von welchen man die auf fallendsten und häufigsten Formen bei Blainville †) nur oberflächlich classificirt findet, mehr nur in Beziehung auf ihre äußere Form, als nach dem ichthyologischen System. Er unterscheidet sie nämlich in:

1) Glossopetrae, Zungensteine, von zusammen gedrückter, spitziger Form, von Haifischen und insbesondere *Squalus*, *Pristobatus*, *Aetobates* herrührend (das

der Lamiodonten; — dann auch Fischzungen, Ichthyoglossen; Schlangenzungen, Otterzungen, Ophioglossen; Otterzähne, Ophiodonten; Vögelzungen, Ornithoglossen u. genannt; vgl. diese Abtheilung).

2) Kufoniten. Kräftensteine, von flachgedrückter und stumpfer Gestalt, wie sie bei *Sparus* und *Anarrhichus* vorkommen, und welche Blainville nach ihrer Form zwar unabhängig, aber ohne alle weitere Beziehung zu den Geschlechtern, von welchen sie abstammen könnten. Sie wurden noch Kräftsteine, Batrachiten, Lycodonten, Schüsselsteine, Schlangenzungen, Schwandenteine, Cheloniten u. genannt. Vgl. diese Wörter.

Wenn die Kante von den Zähnen der Fische bisher weiter zurückgebildet, als die von jenen der Säugethiere, so liegt der Grund theils darin, daß man bis zu Cuvier's noch vor seinem Ende begonnener Mittheilung seiner Forschungen überhaupt nur wenig Fische im Verhältnisse zu denjenigen kannte, welche in unsern Gewässern lebend vorkommen, theils in dem Umstande, daß die Mundtheile der Fische bald aller Zähne entbehrt, bald in vielen oder an allen sie bildenden Knochen und selbst knorpeligen Theilen mit Zähnen besetzt ist, deren Form je nach den verschiedenen Mundtheilen oft abweichend ist, als bei Arten von einander entfernt stehender Geschlechter; endlich darin, daß bei den Fischen verhältnißmäßig größere Familien ganz oder fast gänzlich ausgestorben sind, als bei den Säugethiern. Die geordnete Übersicht der fossilen Fischzähne wird daher von der Benennung des Agassiz'schen Werkes zu erwarten sein. Vgl. die Artikel Fische, fossile, und Pisces fossiles. (H. G. Bronn.)

ICHTHYODORULITES (Paläozoologie). Dieser Ausdruck wird seit einiger Zeit von mehreren Schriftstellern (v. Dechen, Hibbert u.) zur Bezeichnung größerer Steine aus den Kissen und vom Schwanz der Fische gebraucht, welche größtentheils von ganz ausgeforderten Fischfamilien herrühren, und wozu Agassiz bereits die Genera *Asteracanthus*, *Ctenacanthus*, *Gyracanthus*, *Leptacanthus*, *Myriacanthus*, *Nemacanthus*, *Oraacanthus*, *Pyraacanthus* u. unterscheidet. Vgl. *Agassiz*, *Pisces fossiles* etc. (H. G. Bronn.)

ICHTHYOGLOSSAE, Fischzungen (von *Ichthys* und *glossa*), eine früher übliche Benennung fossiler Fischzähne. Vgl. Ichthyodonten. (H. G. Bronn.)

ICHTHYOLITHUS (Paläozoologie), von *Ichthys*, Fisch, und *lithos*, Stein, Fischstein; der übliche Ausdruck zur Bezeichnung der fossilen Fische und ihrer einzelnen Reste überhaupt, wie auch der Schiefer und anderer Steine, auf und in welchen solche Reste liegen. Indem wir wegen alles dessen, was die fossilen Fische als Fische anbelangt, auf die Artikel *Pisces* und *Fische* verweisen, beschränken wir uns hier mehr auf die Betrachtung der Art des Vorkommens dieser Reste.

Es sind hauptsächlich Kasse, auch Knochen, Gräten, Flossen- und Schwanzfaden, deren Hauptbestandtheile phosphorhaltiger und kohlentaurer Kalk sind, dann die dicken, ebenfalls oft knöchernen und meist mit einem schmelzartigen Überzuge versehenen Schuppen der Ganoidenordnung Agassiz's, seltener kleinere, fast nur aus ge-

*) Deutschland in den London Geological Transactions. 1829. N. 8, III, 256 sq. Journal de Géologie. 1850. I, 1—19, pl. I. R. Jahrbuch der Mineralogie. 1850. S. 122. Dann in *Annalen*, Edinburgh A. philol. Journal. 1850. R. Jahrb. d. Min. 1851. S. 251. Hibbert, Abhandlung über Burdighouse. Conall, Analyse in Proceedings of the Dublin Soc. 1854. I, 48. 49. R. Jahrb. d. Min. 1855. S. 502. Bronn, Agassiz und Münster im R. Jahrb. d. Min. 1855. S. 107. 1858. S. 676. 1859. S. 541.

†) de Blainville. Die fossilen Fische, übersetzt von Krüger. (Leipzig 1823.) S. 199—227.

ronnenem Einweiss gebildet, und, wie es scheint, später fast immer mit andern Mineralsubstanzen infiltrirte oder durch sie ersetzt Schuppen anderer Abtheilungen, welche man fossil findet. Doch haben auch knorpelige Theile, Stüde der Wirbelsäule, oder einzelne Wirbel von Knorpelstücken, Riemebogen u. s. sich zuweilen ganz (das ist mit *Coelopychium acaule Goldf.*, dem Wirbel der *Lamna acuminata Ag.* der Fall), oder so lange wenigstens im Gesteine erhalten, daß sie nach dessen Erhärtung daraus verschwindend, einen bestimmten Abdruck ihrer Form hinterlassen konnten, oder bis sie von unorganischen Bestandtheilen durch Infiltration in Form und Textur nachgebildet waren. Zuweilen kann man die Zahl der Riemebogen, wenigstens im Abdruck noch bestimmt unterscheiden. Im Muschelstalle haben sich außer den Zähnen gewöhnlich nur lose Schuppen erhalten. Höchst merkwürdig sind die in bituminösen Schiefer der Kohlenformation zu Münsterappel bei Kreuznach vorkommenden Schuppenabgüsse von *Palaeoniscus Duvvernoy Ag.*, welche, ohne noch irgend einen Knochen zu enthalten, so zwischen den Schichtflächen des Gesteins liegen, daß man sie zuweilen vollständig und von allen Seiten frei herausnehmen kann. Daß auch die mit Sand erfüllten Theile der Eingeweide sich zuweilen deutlich nachgebildet erhalten, ist schon beim Artikel *Ichthyoceros* erwähnt.

Da mithin bei den Fischen außer dem Skelett sich noch die ganze Schuppenbedeckung ihres Körpers nebst den Flossen entweder in Substanz oder wenigstens in Abdrücken zu erhalten im Stande ist, so kann man sich bei der Untersuchung außer dem Skelett, in welchem der Rumpf in Vergleich zu der der andern Wirbelthiere allerdings nur eine beschränkte Auswahl von Merkmalen darbieten vermag, häufig auch der durch jene Decke, und, wo sie verloren, wenigstens noch oft durch die Stellung der Flossen angedeuteten Gesamtform des Körpers bedienen. Fossile Fischreste kommen von den ältesten Formationen an in Meeres- und Süßwassergebilden vor. In Sand und Sandstein, meist auch in Kreide, findet man gewöhnlich nur einzelne lose Theile, welche mechanischer und chemischer Zerkleinerung am besten zu widerstehen vermögen, hauptsächlich die großen harten Zähne der Knorpelfische, seltener Wirbel, Schwanz- und Flossenstacheln und Gräten. Feste Kalksteine enthalten einzelne Theile aller Art, aber selten ganze Skelette, die sich in solchem Falle, weil sie in feiner Spaltungsfläche des Gesteins liegen, in der Regel auch nicht deutlich und vollständig darlegen lassen (Kalkstein im Schwarzwald). In Kalkschiefer findet man die Skelette nicht nur nach Substanz und Form am besten erhalten, sondern sie lassen sich hier auch durch Spalten des Gesteins am schönsten darstellen (Solenhofen, Ennigsen, Monte Bolca). Je reiner das Korn dieser Schiefer, desto deutlicher und zierlicher pflegen die Fischabdrücke bis in die kleinsten Details sich darzubieten, in welcher Beziehung manche Schichten von Solenhofen unübertroffen sind. Bituminöse Theile pflegen wenigstens in den jüngern Kalkschiefern mit den Skeletten nicht reichlich vorzukommen, und sich mehr durch den Geruch bei der Reibung, als durch die Farbe zu ver-

rathen. In den Schieferthonen sind gewöhnlich die Skelette regelmäßig abgedrückt und die Abdrücke leicht herauszuspalten, aber die organischen Theile sind gewöhnlich daraus verschwunden, die Knochen und Schuppen häufig durch Eisen- und Kupferoxyd und selbst durch gediegenen Kupfer ersetzt, die fleischigen Theile aber in Bitumen verwandelt und durch die Gesteinsmasse gleichförmig verbreitet, wie denn die Thonerde überhaupt mehr Affinität zu thierischen Materien als die Kalkerde hat. Daher diese Gesteine eine dunkle Farbe besitzen, welche durch Feuer zerstört wird (thüringer Kupferschiefer, Schiefer von Münsterappel, Liasschiefer, glatter Schiefer, weniger die grauen Schieferthone zwischen den Gypsen von Aix). Eine sehr auffallende Erscheinung ist, daß in solchen Schiefen zuweilen alle Zähne und Knochen der Skelette in Substanz und Form gänzlich verschwinden, während die Schuppen und (beschnittenen) Flossen sich wenigstens als Abdrücke erhalten, weswegen man solche Fische für Knorpelfische zu halten geneigt war (Kupferschiefer). Ebenso verhält es sich mit dem thönigen Spärschiefer der Steinkohlenformation, welcher darin bald plattenförmig, bald in losen Klüften vorkommt, in deren Mitte ein Fischskelett, zuweilen auch ein Kopfschild zu liegen pflegt (Hundbrück, New-Haven &c.). Die blätterige Braunkohle oder Papierkohle des Siebengebirges u. a. m. Gegenen enthält ebenfalls nur Abdrücke von Fischskeletten, aber die einzelnen Bestandtheile derselben gewöhnlich mit ungemeiner Deutlichkeit abgedrückt. Nicht selten zeigen die Fischskelette, welche in einer Localität beisammen vorkommen, eine parallele Lage und somit da, wo die Gebirgsflüchten aufgerichtet sind, eine bestimmte Richtung zum Streichen und Fallen derselben. Man kann zur Erklärung jener Lage annehmen, daß sie, wie noch jetzt auf Island geschehen soll, allmählig an die Küste geworfen worden seien, und hiedurch einerlei Richtung längs derselben angenommen haben, in welchem Falle auch die gleichzeitig mit ihnen gebildeten, d. h. die sie umschließenden, Schichten ein Streichen längs dieser Küste und ein schwaches Fallen von derselben hinweg erhalten haben könnten, während dagegen keine ursächliche Beziehung zu einer später entstandenen stärkeren Aufrichtung möglich ist, obgleich man solche zuweilen gesucht hat.

Da man auf dem Duedrucke der Schiefer, welche Fischskelette enthalten, entweder die Knochenreste derselben, in einer Ebene liegend, selbst entdeckt, oder wenigstens die Stellen gewahrt, woraus sie verschwunden sind, so kann man, durch dieses Hilfsmittel geleitet, nicht selten die noch im Gesteine eingeschlossenen Fischabdrücke entdecken und herauspalten. Diese erhält man sodann in zwei oder vier, oder wenn das Gestein schwer spaltet, wie von Monte Bolca, in mehreren Stücken, welche wieder künstlich zusammengefügt werden müssen, womit die Arbeiter in manchen der ausgiebigeren Fundorte sehr gut umzugehen wissen. Ja, Agassiz hat gezeigt, und Referent hat selbst Fälle kennen gelernt, wo dieselben verschiedene fossile und nicht fossile Knochen und andere Theile so geschickt in die ausgehöhlten Flächen einfügten, und dem Ganzen den Umriss von Fischen und andern Thieren zu geben

wissen, daß sie manchen Unbefangenen täuschen. Immer ist es ein großer Vortheil, die zwei einander entgegengesetzten Abdrücke beisammen zu haben, indem gewöhnlich die eine gute solche Stellen deutlich zeigt, welche am andern unvollkommen erhalten sind, oder am einen Theile hängen geblieben sind, welche nun am andern gänzlich fehlen.

In Kalk- und Schieferformationen findet man die Fischreste gewöhnlich noch mit ihren Schuppen oder deren Abdrücken in natürlicher Weise und Vollständigkeit umgeben. In den fossilsten Schiefen jedoch ist es nicht selten der Fall, daß sie schon vor ihrer Einschließung in das Gestein von Fleisch und Schuppen entblößt, zerstückt, in einzelne Wirbelsäulenstücke und Knochen, selbst in Gräten, Wirbel, Kieffenschuppen und Schuppen getrennt gewesen; was zweifelsohne durch die Annahme am besten erklärt wird, für welche auch die Beschaffenheit des Gesteins und andere Anzeigen sprechen, daß sich dasselbe sehr allmählig niedergeschlagen und die Leiber der sterbenden Fische hierdurch Zeit gewonnen haben, sich mehr oder weniger zu zerfallen, aufzulösen und sich durch die Bewegung des Wassers zu trennen, bis ein fortwährender Niederschlag sie endlich festschlös. Auch die Gefährlichkeit von Raubfischen und andern Raubthieren kann an dieser Zerkleinerung mitunter Ursache gewesen sein. Man hat in dieser Beziehung ein oder zwei Beispiele vom Monte Bolca angeführt, wo man einen kleinen Fisch halb im Rachen eines größern stehend und halb aus demselben hervorragend gefunden, und hieraus auf eine, zu dem obigen Falle gegenwärtige, Weise auf einen sehr schnellen Tod und sehr rasche Einschließung in das Gestein schließen wollen. Eine genauere Untersuchung, welche unter andern auch der Verf. selbst anstellen Gelegenheit hatte, hat jedoch ergeben, daß das Skelett des kleinen Fisches unter dem des größern liegt, nicht in demselben steckt.

Weitere Andeutungen über die Ursachen, welche den Tod der fossilen Fische in verschiedenen Gegenden veranlaßt haben dürfen, scheinen sich aus ihrem Vorkommen nicht zu ergeben. Es mögen daher die allgemeinen Ursachen abwechselnd gewirkt haben, die wenigstens zum Theil auch den Niederschlag der Gesteine veranlassen: Temperaturabnahme der Erde und ihrer Gewässer, Aushauchungen schädlicher Gase, erneute Erhöhung der Gewässer durch untermeerische Ausbrüche von Vulkanen, durch die wir noch jetzt dieselbe Erscheinung bedingt sehen, Abfluß oder Austrocknung von See- und Süßwassern, Einbrüche von Salz in Süßwasser u. dgl. Denn zwar hat man in England mit Erfolg versucht, wenigstens manche Seefische in Süßwasser zu erziehen und zu nützen, aber der plötzliche Einbruch des Meeres in einen Süßwassersee an der britischen Küste hat den Tod der in letzterem lebenden Fische veranlaßt.

Die reichsten Fundorte fossiler Fische sind folgende:

1) In Grauwackenschiefer und Roth-sandstone der Orkney-Inseln und Caithness in Schottland (Traill im Jahrbuche für Mineralogie. 1835. S. 738).

2) In der Steinkohlenformation und Koblenkalk-nige Gegenden Nordamerica's, zu Burdighouse bei Edinburgh. Encycl. v. M. u. L. zweite Section. XV.

Burgh, zu Newbawen, Gamrie und in Fifehire in Schottland (vgl. Jahrb. für Min. 1835. S. 375—377), die Grafschaft Wirtenfeld auf dem Hundsrück, Rasttrapp bei Kreuznach, Ruse bei Aitum im Departement der obern Saone.

3) In Magnesiankalk zu East Thistley, Widdridge, Darlington, Manisforth, West-Bolden, Bitley und Rushford in der Grafschaft Durham in England (Edgworth in den Geological Transactions. N. S. III. 37 sq. Agassiz in Poissons fossiles. II. 93—95). In Kupferschiefer Thüringens (Grafschaft Mansfeld, Eisleben, Saalfeld, Ilmenau). Im rothen Sandstein? (Koblen-sandstein?) zu Ruppertsborn bei Braunau in Böhmen.

4) In Muschelkalk: die Gegend von Lunenburg, Franken, auch der Schwarzwald.

5) In der Liassformation und zwar im Liasskale des Schwarzwaldes, im Liasschiefer Boll, in Württemberg und Lüneburg in England.

6) In der Diluvienreihe: die Normandie; in Forest-Marble: Stonesfield in England; im lithographischen Kalkschiefer: die Grafschaft Pappenheim (Mühlstadt, Solenhofen); im Balthion: Altgate Forest in Sussex.

7) Zur Kreide gehören nach Agassiz wahrscheinlich die schwarzen Schiefer des Grausthales in Glaris. Viele Fische kommen auch in der Kreide von Lewes in Sussex vor, durch Mantell bekannt; andere im Plänerkalk Böhmens. Weniger in der Kreide Westfalens, Belgiens (Mastricht), Frankreichs (Meudon bei Paris), Englands (Gravesend) und Schottlands.

8) In ältern tertiären Formationen, vor allen am Monte Bolca im Veronesischen, von wo Agassiz 130 Arten bestimmt hat (Bolca und Blainville hatten schon früher deren Bestimmung versucht); der Montmartre bei Paris hat nur unvollständige Reste geliefert; mehr der Berg Libanon, dessen Schichten zum Theil von gleichem Alter mit den oben bezeichneten zu sein scheinen. In jüngern Tertiärformationen, vorzüglich zu Nünigen am Bodensee; auf Malta, Sicilien, in der Papierfabrik des Monte Biase bei Nizza, des Siebengebirges am Rhein, und von Menat in der Auvergne (beides Süßwasserbildungen, gleich Nünigen), im Süßwasserfalk zu Steinheim bei Ulm, im Süßwassersperg von Air in der Provence und Sinigaglia in Italien; in einem angeblich ganz jugendlichen, erharteten Schlamm an der Küste Islands.

9) Die Formationen am Rolandsturm bei Gassel amare im Neapolitanischen und der Gegend von Arpino sind nicht genau bekannt.

(H. G. Bronn.)

ICHTHYOLOGIE (die Lehre von den Fischen), ein Theil der Zoologie, welcher die Naturgeschichte der Fische behandelt. Da die Fische noch jetzt ein Hauptnahrungsmittel vieler roher Naturmenschen sind, so zu sagen als ein ursprüngliches, nicht erst später aufgefundenes Nahrungsmittel angesehen werden müssen, so sollte man glauben, daß sie auch zunächst mit ein Gegenstand genauerer Betrachtung geworden wären. Dem ist aber nicht so, vielmehr ist es erst die neuere und neueste Zeit gewesen, welche in diesen Zweig der Naturgeschichte größere Aufmerksamkeit gebracht hat. An dieser Veranschaulichung mag

einstheils die Schwierigkeit Schuld sein, dieser Thiere habhaft zu werden, und sie im lebenden Zustande zu beobachten, theils die andere ihrer Erhaltung nach dem Tode; denn in der That sind wir bezüglich der letztern noch nicht sehr weit, wenigstens im Vergleich zu andern Classen, z. B. Säugethieren, Vögeln, Insekten u.

In der Geschichte der Ichthyologie kann man mehrere Epochen annehmen. Zuerst bestand sie nur aus einem Haufen einzelner, oft sehr oberflächlicher Beobachtungen, wie wir sie zuerst bei Aristoteles finden, der Jahrhunderte lang die einzige Quelle war. Darauf kamen Konrad, Belon und Salviani mit ihren Beobachtungen, gabon genauere Beschreibungen und Figuren, und legten so einen Grund, auf dem Willughby und Ray ein System bauten. Dann traten Artedi und Linnae auf, zuerst richtige Arten und Gattungen aufstellend. Von da an hat sich die Ichthyologie mehr und mehr vervollkommen und ihre Glanzperiode hebt mit Cuvier's Werk an.

Befolgen wir die Geschichte näher, so zeigt sich vorerst im Allgemeinen, daß die rohesten, in den kummlichsten Gegenden lebenden Menschen, fast ganz von Fischen leben, weil ihnen die Natur dieses Nahrungsmittel in größter Menge bietet; so die Grönländer, die Eskimos, die Kamtschadalen, die Bewohner der maldivischen Felseninseln. In Island vertreten getrocknete Fische die Stelle des Getreides und sogar die Thiere werden damit genährt. Schon die Alten stellten die Ichthyophagen als Menschen dar, welche auf der untersten Stufe menschlicher Ausbildung stünden, und wol mag daher die Klugheit der ägyptischen Priester ein Mittel der Civilisation darin gesucht haben, den Genuß der Fische zu verbieten, welches Verbot jedoch streng nur von ihnen selbst gehalten wurde, da das Volk sich vom Fischeßen nicht abhalten ließ, und in manchen Gegenden kaum eine andere Nahrung hatte.

Auf den ägyptischen Denkmälern finden wir nicht allein Fischzüge abgebildet, sondern auch einzelne Arten, und zum Theil sehr erkennbar (vgl. *Cailloud, Voyage à Meroué*, t. II. pl. 75. *Description de l'Égypte, Antiquités*, t. II. pl. 87). Einzelne Arten waren sogar verehrt, ja von manchen findet man noch jetzt Mumien. Die Juden, in einer weniger wasserreichen Gegend lebend, trieben wenig Fischfang, dagegen desto mehr die Phönizier und die Carthager, wenigstens sieht man oft Figuren von Fischen auf punischen Münzen. Der Name der ältesten und lange Zeit bedeutendsten Stadt Phöniziens, Sidos (صيد), bedeutet Fischfang. Bei den Griechen spricht zuerst Homer vom Fischfang, und Hesiod erzählt, auf dem Schilde des Herkules sei ein Fische dar gestellt gewesen, wie er im Begriff, sein Netz nach einem Delphin auszuwerfen. Wir wissen ferner aus den alten Schriftstellern, daß die Griechen sich mit Fischfang viel abgaben, auch bereits das Einfangen der Fische betrieben, namentlich die Städte Byzanz und Sinope. Die griechischen Satyrer lassen es nicht an Spötterien auf diejenigen fallen, welche Fischgourmants waren. Daß aber die Griechen eine bedeutende Anzahl von Fischen bereits kannten, geht daraus hervor, daß sie für 400 Arten be-

sondere Namen hatten, welche bis auf uns gekommen sind. Nach verschiedenen Angaben fanden sich auch nicht wenig Schriftsteller für dieses Fach, welche indessen verloren gegangen sind, so daß wir nichts davon besitzen, als was Aristoteles, der seine Vorgänger sorgfältig zu benutzen pflegte, aus ihnen in sein Werk aufgenommen hat. Dieser Naturforscher hatte sehr richtige Vorstellungen von diesen Thieren, wie man aus seiner Schilderung derselben erseht, namentlich, daß er die Kennzeichen der wahren Fische in das Vorhandensein von Kiemen und Flossen setzt. Nach Aristoteles beschäftigte sich besonders Theophrast mit diesem Gegenstande; außer ihm noch mehrere andere, welche wir aber nur dem Namen nach kennen. Die Römer bekümmerten sich nur aus Nebeninteressen um die Wissenschaft, und bei ihnen war es wol namentlich die Fecterei, welche sie zu den Fischen hingog. Ungewohnte Kosten wurden auf die Herstellung von Fischbehalten gewandt; man grub Berge durch, um das Meerwasser in eigene Teiche zu leiten; so Einer von ihnen ging so weit, daß er Schlaen zur Nahrung der Fische in die Behälter werfen ließ. Die Römer waren aber nicht zufrieden mit den Fischen, welche ihnen ihr eigenes Land lieferte, sondern sie machten auch bedeutende Reisen, um Fische des Auslandes herbeizuholen.

Die Wissenschaft machte hierauf in diesem Zweige keine bedeutenden Fortschritte, bis Belon erschien. Seine Werke, worin die Beschreibungen durch Figuren, welche jedoch weniger gut sind, unterstützt werden, sind: *L'Histoire naturelle des étranges poissons marins, plus les figures et descriptions du dauphin* (Paris 1580. 4.); *De aquatilibus libri II.* (ib. 1553); *Nature et diversité des poissons* (ib. 1555); *Observations de plusieurs singularités et choses mémorables, trouvées en Grèce, en Asie, en Judée, en Égypte etc.* (ib. 1553—1555. 4.). Ihm folgte Salviani, der in seinem Werke: *Aquatilium animalium historia* (1554—1557. Fol. und Benedig 1600—1602), sehr gute Figuren, und darunter einzelne so ausgezeichnet lieferte, daß Cuvier manche davon sogar den neuesten gleichstellte. Konrad übertraf seine Vorgänger noch, theils in der Menge der behandelten Arten, theils durch die Abbildungen, die, wenn auch den vorigen als Holzschnitte nicht zu vergleichen, dennoch die durch Genauigkeit, namentlich in einzelnen charakteristischen Dingen, überstiegen. Weibers sind die Fische des Mittelmeeres sehr vollständig abgehandelt; nicht minder aber er gute anatomische Einzelheiten geliefert. Seine Schriften sind folgende: *Libri de piscibus marinis, in quibus verae piscium effigies expressae sunt* (Lyon 1554. fol.); *Universae aquatilium historiae pars altera, cum veris ipsorum imaginibus* (1555); *L'Histoire entière des poissons* (Lyon 1558. 4.). Gleichzeitg hatte Konrad Gesner seine große Naturgeschichte des Thierreichs angefangen, worin er jedoch bei den Wasserthieren nicht so sorgfältig zu Werke ging, als bei den übrigen Abtheilungen, indem er nur Auszüge aus andern, namentlich aus Belon, Rondelet und Salviani, gab, und diese noch überdies nicht von ältern Angaben sondert, so daß man nicht weiß, was dem

einen oder dem andern angehört. Diese Arbeiten sind in folgenden Schriften enthalten: *Historia animalium liber IV.*, qui est de piscium et aquatilium animantium natura (Zürich 1558; eine andere Ausgabe Frankfurt 1604 und 1620); *Nomenclatura aquatilium animantium* (Zürich 1560, mit mehreren Figuren). Die Abbildungen in diesen Werken sind größtentheils aus den oben gebachten copirt, doch gibt er auch eigenthümliche. Von einem System ist bei Gessner nicht die Rede, er hat Alles nur alphabetisch abgehandelt, und außer den Fischen, wie es zu damaliger Zeit war, eine Menge anderer Wasserthiere aufgenommen. Aldrovandi gab in seiner großen *Historia naturalis*, oder vielmehr sein Fortsetzer Ulterverius, der die Fische bearbeitete, nur einen Auszug aus den erwähnten Schriftstellern und ihre Figuren, doch wurden auch neue hinzugefügt, welche, obschon grobe Holzschnitte, dennoch von Werth sind. Zu jener Zeit wurden die überseeischen Länder mehr bekannt, namentlich die beiden Indien, und man schleppte allerlei Naturseltenheiten aus ihnen zusammen, unter denen sich auch mancherlei Fische fanden, die in verschiedenen Abhandlungen beschrieben wurden. Hierher gehören die Werke von Clusius, Nieremberg und Hernandez, andere zu geschweigen, welche nur wenig von den Fischen enthalten. Wichtigere ist die *Historia naturalis Brasiliæ* von Markgraf (Köpen 1648. fol.), mit vielen Abbildungen in Holzschnitt, welche Bloch in seinem großen Werke nach den auf der Berliner Bibliothek befindlichen Originalen, mitunter sehr unrichtig, copiren ließ. Aber auch die europäischen Arten wurden der Aufmerksamkeit gewürdigt, wenn auch nicht in eigentlich über die Fische geschriebenen Werken; so von Matthei, Imperato, Columna und Schwenkfeld. Schönfeld gab eine besondere Naturgeschichte über die schleswigschen und dänischen Fische heraus: *Ichthyologia*. (Hamb. 1624. 4.). Selbst in die Anatomie der Fische gingen einige Forscher ein, namentlich Fabricius ab aquapendente, Casserius, Everardus, Borelli, Malpighi, Stenon, Vermeini, Harvey, Eister, Bartholinus, Blasius, Swammerdam, Duverney. Die Aufzählung einer Menge Monographien müssen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, übergehen; sie sind theils von Blasius und Valentin gesammelt, theils finden sie sich in den Abhandlungen der Academie der Wissenschaften von Paris. Wichtig für den anatomischen Theil ist auch die Anatomie von Gollins (London 1685. fol.). Jonston übernahm es wieder, eine allgemeine Sammlung zu veranstalten in seiner *Historia naturalis animalium* (Francof. 1649 sq.); doch war diese nicht weiter als Compilation. Ruysch gab diese Arbeit etwas vermehrt im J. 1718 unter dem Titel: *Theatrum animalium* heraus. Johann Ray und Franz Willughby waren diejenigen, die zum ersten Male in ihrer *Historia Piscium* (Oxford 1686. fol.) eine Ichthyologie lieferten, in welcher die Fische nicht nur deutlich und nach der Natur beschrieben, sondern auch nach ihrer Bildung geordnet waren, sowie die Naturgeschichte derselben kritisch gesichtet ist. Ray begründete zuerst die Eintheilung in Knorpel- und Knochenfische. Doch ist dieselbe nicht ganz genau beobachtet; die allgemeine Form,

die Zähne, das Vorhandensein oder Fehlen der Bauchflossen u. geben andere Eintheilungsgründe. Ueberhaupt haben diese Forscher manche glückliche Vereinigung gemacht. Dabei haben sie außer dem eigens Beobachteten die Beobachtungen ihrer Vorgänger eingefügt, wobei freilich mancher Irrthum mit untergelaufen ist. In dem zweiten Theile, Ichthyographia genannt, gaben sie auch die Copien der Figuren ihrer Vorgänger in Kupferstich, sammt einigen neuen. Man begreift leicht, daß diese Copien nicht den Werth der Originale haben können. Einen Auszug aus dem größten Werke gab Ray in seiner *Synopsis Piscium* (London 1713). Diese beiden Werke bilden eine Epoche in der Ichthyologie.

Später erschienen in englischen Werken die Beschreibungen einzelner Fische, namentlich in der Reise von Gloane (London 1707. 1727. fol.), und in der Naturgeschichte von Carolina u. von Gatesby, sowie in Edwards' *Glanures* einige, namentlich in den beiden letztern Werken gut und mit Farben abgebildete Fische. Auch als sehr vorzüglich muß der Graf Warfigli genannt werden, der in seinem *Danuvius paumonicus-nuvicus* vortreffliche Abbildungen und Beschreibungen der Fische lieferte. Zwar haben zu jener Zeit auch noch mehr Reisende in ihren Reisebeschreibungen der beobachteten Fische gedacht, indessen verdienen dieselben als ungenau seiner Erwähnung. Dagegen sind die Holländer Valentyn und Renard zu nennen. Mehrere Abbildungen des letztern hat schon Ruysch benutzt, und obwohl Renard lange in dem Verdachte war, gar manche Figur nach der Phantasie gezeichnet zu haben, so hat sich doch später gezeigt, besonders aber noch in den neuesten Zeiten, daß dem keineswegs so ist, vielmehr seine Figuren treu und gut sind. Sein Werk führt den Titel: *Poissons etc. des Mollusques etc.* (Amsterdam 1754. fol.). Valentyn gab eine Geschichte von Ostindien heraus (Rotterdam 1724), worin er außer den Figuren nach Ruysch und Renard auch noch einige beigefügt hat; doch ist der Text nicht viel werth, die Abbildungen von Renard sind aber bloß deswegen wichtig, weil sie an Ort und Stelle nach der Natur gemacht sind und in ihnen gar manche Arten sich vorfinden, die erst in neuern Zeiten von Reisenden wieder entdeckt wurden. Solchen in Indien gemachten Zeichnungen sind die Abbildungen in der Japanischen Encyclopädie und andern handschriftlichen Arbeiten ähnlicher Art an die Seite zu setzen, doch nur in Betreff der Figuren, welche in der Regel gut und selbst genau sind, dagegen der Text ganz unbrauchbar ist. Die Sammlungen, welche der Vater Plumier, doch nur im Manuscript, hinterlassen hatte, von denen sich das Original auf der pariser Bibliothek befindet, eine Copie in dem Besitze von Bloch war, haben letzterem viel Material geliefert, da die Zeichnungen äußerst genau sind. Eine andere Copie wurde von Lacépède benutzt, da derselbe aber wegen der Unrichtigkeit seiner Copien nicht immer erkannte, daß manche schon von Bloch aufgenommen waren, so erschien manche Art bei ihm unter zweierlei Namen.

Gegen das erste Drittel des 18. Jahrh. erhielt die Ichthyologie eine wahrhaft wissenschaftliche Gestalt durch

den Schweden Peter Artedi. Dieser, leidenschaftlich für diesen Zweig der Naturgeschichte eingenommen und überdies durch enge Freundschaft mit Linné verbunden, bemerkte bald die Lücken in diesem Fache. Er begann damit, daß er in seiner Bibliotheca Ichthyologica eine Uebersicht alles desjenigen gab, was von Arbeiten vor ihm über die Fische erschienen war. Darauf erschien seine Philosophia Ichthyologica, worin er die äußeren und inneren Theile dieser Thiere durchging, und für die verschiedenen Formen genauere Kunstwörter angab, sobald er als der Schöpfer der, die Fische betreffenden, Terminologie erscheint; zugleich stellte er Regeln, bezüglich der Namengebung der Gattungen und Arten auf, und theilte die Classe genauert ein als Willughby. Die Ordnungen begründete er auf die Consistenz des Skeletts, auf die Kiemenbedeckel und auf die Natur der Strahlen in den Flossen, doch beging er noch den Fehler, die massenhaftigen Säugethiere unter den Fischen zu lassen. Seine Ordnung der Branchiostegen ausgenommen, sind die übrigen sehr natürlich, und man hat sie bis jetzt bestehen lassen müssen. In seinen Genera Piscium gab er jeder Gattung einen unveränderlichen Namen und bestimmte Kennzeichen, meist auf die Anzahl der Strahlen in der Kiemenhaut, deren Wichtigkeit er zuerst bemerkte, auf die relative Stellung der Flossen, ihre Zahl, die Mundtheile, in denen sich Zähne befinden, Bildung der Schwuppen und selbst auf innere Theile, wie den Magen und Blinddärme, gegründet. Diese Gattungen, an der Zahl 43, sind so begründet, daß man sie fast alle bis auf die neueste Zeit hat bestehen lassen können, abgesehen von den Unterabtheilungen, welche die anwachsende Menge der neuen Arten aufzustellen genöthigt hat. Diese Gattungen sind folgende: I. *Malacopterygii*. Syngnathus, Cobitis, Cyprinus, Clupea, Argentina, Exocoetus, Coregonus, Osmerus, Salmo, Esox, Echeius, Coryphaena. Anmodytes, Pleurocetrus, Stromateus, Gadus, Anarhichas, Muræna, Ophidium, Anableps, Gymnotus. II. *Acanthopterygii*. Blennius, Gobius, Xiphias, Scomber, Mugil, Labrus, Sparus, Sciaena, Perca, Trachinus, Trigla, Scorpaena, Cottus, Zeus, Chaetodon, Gasterosteus. III. *Brachypterygii*. Balistes, Ostracion, Cyclopterus, Lophius. IV. *Chondropterygii*. Petromyzon; Acipenser, Squalus. Raia. In den Supplementen kommen dazu noch die Gattungen: Tacenia, Silurus, Mustela, Phyeis, Sphyræna. Bei jeder Gattung finden sich diejenigen Arten angegeben, welche der Verfasser dazu rechnen zu können glaubte, nach einer Charakteristik und kurzen Beschreibung derselben. In der Synonymia Piscium gab der Verf. bei jeder Art die Namen an, welche ihr früher von andern beigelegt worden waren, sogar die der Griechen und Römer, wobei er indessen größtentheils Rindlet folgte; auch führte er die betreffenden Beschreibungen und Figuren an, und verworf alle diejenigen Arten, die ihm nicht genügend begründet schienen. Zusammen waren es 274 Arten, zu denen noch 17 neue kamen. In seinen Species Piscium beschrieb er alle diejenigen Arten, die er selbst gesehen hatte, zusammen 72, nach seiner Terminologie

mit vieler Bestimmtheit. In der Synonymia stellte er noch folgende neue Gattungen auf: Cicla, Hepatus, Caprisacus, Pholis, Citharus, Atherina, Liparis, Chelon.

Artedi gab seine Werke nicht selbst heraus, da er das Unglück hatte, in einem holländischen Canal zu ertrinken, aber sein Freund Kinné besorgte mit Gewissenhaftigkeit die Herausgabe, und hatte die Manuscripte schon seit dem J. 1735 für die erste Ausgabe seines Systems Naturae benutzt.

Kinné selbst unterwarf sich Anfangs nicht von dem Wege seines Freundes, aber schon in der zweiten Ausgabe seines Systems fügte er die immer höchst wichtig gebliebene Angabe der Strahlen in den Flossen hinzu. In der sechsten Ausgabe stellte er zwar neue Gattungen auf: Aspredo und Callychthys, welche er jedoch wieder in der Folge unterdrückte. Gronov, welcher die neunte Ausgabe besorgte, fügte derselben die Gattungen hinzu, welche er in seinem Museum Ichthyologicum aufgestellt hatte. Erst in der zehnten Ausgabe von 1758 gab Kinné ein verändertes System, besonders sich dadurch unterscheidend, daß er die schon von Aristoteles richtig erkannten Gattungen von den Fischen sonderte, dagegen ward von ihm der Fehler begangen, die Knorpelfische unter die Amphibien zu stellen, sowie der der Eintheilung nach dem Dasein oder Mangel, und der zu den Brustflossen bezüglichem Stellung der Bauchflossen, welche die natürlichen Verbindungen zerstreut. Indem aber Kinné mehrere seit der Zeit erschienene Werke, namentlich die Reisen seiner Schüler Hasselquist, Lædæ, Böttling und Anderer benutzte, brachte er die Anzahl der Arten auf 414; noch mehr wuchs diese in der zwölften Ausgabe 1766 durch die Benützung des Zoophylacium von Gronov, des Thesaurus von Seba, der Naturgeschichte von Aleppo von Russel, der Arbeiten von Schäffer, Kneuter, Gunner, Kämpfe, Dea-rius, Petiver u., wobei ihm jedoch die Werke von Meer, Hill, Kuert, Salern und Kramer entgingen. Ebenso übergab er Alles, was Klein geliefert hatte, und dies offenbar mit Willen, ebenso wie in andern Zweigen die Arbeiten von Buffon, da Klein sich sehr tadeln über Kinnés System ausgesprochen hatte, wobei wir noch beiläufig bemerken wollen, daß das System von Klein allerdings eine Beachtung eben nicht sehr verdient. Unrecht aber war es, daß er die Gattungen von Gronov in dessen Zoophylacium, sowie mehrere neue Arten derselben, übergab.

In der zwölften Ausgabe des Systems Naturae hat Kinné folgende Gattungen aufgestellt: *Amphibia Nantea*. Spiraculis compositis: Petromyzon, Raia, Squalus, Chimaera; Spiraculis solitariis: Lophius, Acipenser, Cyclopterus Balistes, Ostracion, Tetodon, Diodon, Centriscus, Syngnathus, Pegasus. *Pices Apodes*. Muræna, Gymnotus, Trichiurus, Anarhichas, Anmodytes, Ophidium, Stromateus, Xiphias. *Pices Jugulares*. Callionymus, Uranoscopus, Trachinus, Gadus, Blennius. *Pices Thoracici*. Cepola, Echeius, Coryphaena, Gobius, Cottus, Scorpaena, Zeus, Pleurocetrus, Chaetodon, Sparus, Labrus. Sciaena, Perca, Gasterosteus, Scomber, Mul-

lus, Trigla. *Pisces Abdominales*. Cobitis, Amina, Silurus, Teuthies, Loricaria, Salmo, Fistularia, Esox, Elaps, Argentinus, Atherina, Mugil, Mormyrus, Exocoetis, Polyneurus, Clupea, Cyprinus.

In diese Zeit fällt auch das Werk von Duhamel (*Traité des pêches*. 1769—1782. fol.), mit vielen Kupfern, das zwar wegen seiner Figuren, unter denen keine sehr gut und treu sind, und mancher Einzelheiten wichtig ist, übrigens aber die Naturgeschichte der Fische auf höchst verworrene Weise vorträgt. Es folgen nun mehr Naturforscher, welche hier und da etwas an der Classification der Fische änderten oder einzelne Beschreibungen gaben, doch können wir, um nicht zu weitläufig zu werden, sie nur kurz bezeichnen. Pennant handelte in seiner britischen Zoologie, sowie in seiner arctischen und indischen auch einiges über die Fische ab. Bouan gab in seiner *Historia Piscium* (Strasbourg 1770. 4.) eigentlich nur eine Einleitung in die Naturgeschichte der Fische und einige neue Gattungen. Dergleichen stellte auch Forster in seinem *Euchiridion* (Halle 1788. 4.) auf. Pallas gab einzelne Beschreibungen in mehreren seiner Schriften.

Wichtiger waren die Ergebnisse einiger Reisen, namentlich die von Commerçon, welche indessen nicht öffentlich erschienen, jedoch bezüglich der Abbildungen von Wichtigkeit, wenn auch mit manchen Irrthümern, benutzt wurden; wogegen es erst Guvier gelang, in den Besitz der Originalabbildungen und Manuscripte zu kommen. Ebenso konnte erst Guvier die Entdeckungen von Sonnerat, Banks und Rolander, und der beiden Forster benutzen. Neue Beschreibungen der auf seiner arabischen Reise beobachteten Fische lieferte Forster, doch erschienen dazu eine Abbildungen.

Die Forschungen mehrerer auf Kosten der russischen Regierung Reisenden sind, bis auf Weniges in den Abhandlungen der Petersburger Akademie enthaltene, theils verloren gegangen, theils noch, in Folge frühern Neides und Mißgunst, für die Wissenschaft vergraben geblieben, und nur erst die Ergebnisse der Reisen, welche Pallas, Gmelin und Güldenstedt gemacht haben, sind größtentheils durch Pallas mitgetheilt worden, doch ist des Letztern eiserne Beiträge Wert über die Fische Rußlands noch nicht erschienen.

Im Norden gaben Johann Christian Fabricius und Otto Fabricius, sowie Acanus und Otto Friedrich Müller schätzbare Aufschlüsse über die norrischen und andere Fische, der letztere auch mehrere Abbildungen in seiner *Zoologia Danica*; Thunberg gab auch einzelne Nachrichten über die von ihm beobachteten japanischen Fische in den Abhandlungen der Stockholmer Akademie, und lieferte dem sächsischen Übersetzer von Linné's *Natursystem*, Houtton, mehrere darauf bezügliche Materialien. Auch schrieb er Däne Brønne eine Ichthyologia Massiliensis (Amst. 1768). Nicht von Bedeutung war die Naturgeschichte von Gatti über Sicilien, besser die von Cornie über die Fische des spanischen Galliens (in spanischer Sprache 1788. 12.), wichtiger aber wegen der Abbildungen die Beschreibung mehrer naturhistorischen Gegen-

stände, besonders aus dem Meere, von Parra (Havanna 1787. 8. 4.). In Deutschland erschienen mehrere einzelne Schriften über Fische, theils für sich, theils in wissenschaftlichen Sammlungen, wie in den Verhandlungen der Gesellschaft für naturforschende Freunde in Berlin, im Naturforscher, in Meyer's Zoologischen Annalen. So gab Leske *Ichthyologiae Lipsiensis specimen* (1774) und Weibinger eine guten Abbildungen österreichischer Fische (Wien 1785. folio).

Evoche aber machte jetzt Bloch. Nach einigen kleinen vorläufigen hier und da zerstreuten Arbeiten gab er zuerst seine ökonomische Geschichte der Fische Deutschlands (Berlin 1782. 4. Die Tafeln in folio). Dieses Werk, die eigenen Beobachtungen des Verfassers und Abbildungen nach frischen Fischen unter seiner Aufsicht gezeichnet, enthaltend, gibt gute Beschreibungen, treue Abbildungen und interessante wahrer Beobachtungen, aber es befragt die Fische des mittelländischen Meeres nicht, wiewol diese durch die österreichische Küste Istriens mit zu Deutschland gehören; aber noch auffallender ist es, daß Bloch sehr gemeine Fische des Ozeans nicht genau gekannt hat. Schon in dem Werke über die deutschen Fische befinden sich einige ausländische aus Plummer und Margraf schlecht copirt; noch schlimmer aber sieht es in seiner Naturgeschichte der ausländischen Fische aus (Berlin 1785. 9 Bde. 4. Die Abbildungen in folio). Diejenigen Fische, welche der Verfasser selbst besaß, sind daselbst größtentheils bis auf die Farben, welche sich so wenig erhalten lassen, gut dargestellt, auch sind die Beschreibungen gut, so lange die Quellen sicher waren, was namentlich mit den Mittelzeiten der Fall ist, welche der Missionair Zohn gemacht hat. Nicht so ist es mit denjenigen Fischen, die ihm durch Kauf oder sonst zuzamen, denn bei diesen zeigt er ihre Vaterland und ihre Lebensweise oft sehr willkürlich an, und ist oft nicht sehr glücklich gewesen in der Auffindung derselben in denjenigen Schriftstellern, welche er zu Rathe zog; auch sind oft die Abbildungen, die er gegeben hat, aus andern Werken copirt, nicht treu wiedergegeben, theils aus Nachlässigkeit der Zeichner, theils weil er vielleicht manchen ihm so scheinenden Fehler an denselben verbessern zu müssen glaubte, so daß manche dieser Copien bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind. Besonders übel ist es denjenigen Figuren ergangen, welche aus den Originalabbildungen von Margraf (auf der Berliner Bibliothek unter der Bezeichnung des Fürsten Moritz von Nassau aufbewahrt) copirt sind, nicht bloß, daß man an denselben die Fehler findet, die man Zeichnern aus jener Zeit nicht groß zur Last legen kann, sondern er hat mitunter auch üble Verbesserungen angebracht, namentlich bezüglich der Flossenstrahlen, auf welchen seine Zeichner gar kein besonderes Augenmerk gehabt haben.)

1) Guvier bemerkt unter andern, daß er die Atherina sehr schlecht dargestellt habe, daß seine Sardine (Zaf. 29) keineswegs diese, sondern Clupea sprattus sei, und daß seine Alose (Zaf. 31) nicht diese, sondern Clupea finta darstelle. 2) Bgl. Schreber in der Vorrede zu Bloch's Systema Ichthyologiae, und namentlich in den Verhandlungen der Berliner Akademie aus den Jahren 1830 und 1831.

Da Bloch sich wenig um die Anatomie bekümmert hat, so ist das Allgemeine über die Naturgeschichte der Fische nicht von besonderem Werthe, dagegen hat er einige gute Gattungen gemacht, wiewol auch andere nur durchaus künstliche, und andere, welche nur Abtheilungen der Gattungen von Art und Einfl sind. In seinem großen Werke folgte Bloch im Allgemeinen der Methode von Linné, nur daß er die sogenannten schwimmenden Amphibien den Fischen einverleibt hat, aber gegen das Ende seines Lebens hat er ein eigenes System ausgearbeitet, in welches er nicht allein die Arten seines großen Werkes, sondern auch die von Andern beschriebenen aufgenommen hat. Seine Eintheilung ist rein künstlich auf die Flossen gegründet, und zwar bei den Unterabtheilungen auf die relative Stellung der Brust- und Bauchflossen, sowie sie Linné angewendet hat. Guvier sagt über dieses System Folgendes: Er (Bloch) hätte nichts Besseres thun können, wenn er die Absicht hatte, die künstlichen Methoden lächerlich zu machen und zu beweisen, zu welchen ungeschickten Verbindungen sie führen können. Es gibt in der That nichts Fremdartigeres dergleichen. *Atherina* findet sich neben *Centriscus*. *Loricaria* bei *Squalus*, *Raja* weit von *Squalus* und nahe bei *Silurus*, und *Esox*, *Muraena* und *Tetraodon* stehen in einer Classe u. Ganze Gattungen sind in diesem Systeme durch nicht minder sonderbare Artzusammenstellungen gebildet. In *Grammistes* z. B. hat er die Arten aus 18 natürlichen, von einander verschiedenen Gattungen vereinigt, die nur dadurch mit einander in Zusammenhang stehen, daß bei allen der Körper mit Längslinien bezeichnet ist, bei *Cichla* ist dies der Fall mit sieben Gattungen u. Der größte Nutzen dieser Arbeit besteht indessen darin, daß er die neuen Arten nachgetragen hat, welche ihm seit dem Erscheinen seines großen Werkes bekannt wurden, noch mehr aber an denselben hat der Herausgeber, Schneider, gethan, der nicht allein bedeutende Zusätze geliefert hat, sondern auch kritische Anmerkungen und anatomische Beobachtungen, so daß man das Werk im Allgemeinen eine ziemlich vollständige Sammlung dessen, was zu Anfang dieses Jahrhunderts über die Fische bekannt war, nennen kann.

Das Werk führt folgenden Titel: *M. E. Blochii Systema ichtthyologiae iconibus CX illustratum, post obitum auctoris opus inchoatum absolutum, correctum interpolavit Joh. Gottl. Schneider* (Berol. 1801. 1 Vol.). Die Anordnung der Gattungen aber in denselben ist folgende: I. *Heudecapterygii*. *Lepidogaster*. II. *Decapterygii*. 1) *Jugulares*: *Gadus*. 2) *Thoracici*: *Trigla*. 3) *Abdominales*: *Polynemus*. III. *Encaepterygii*. *Scomber*. IV. *Ocapterygii*. 1) *Jugulares*: *Callionymus*, *Batrachus*, *Uraoscopus*, *Enchelyopus*, *Trachinus*, *Phycis*. 2) *Thoracici*: *Platycephalus*, *Cottus*, *Periophthalmus*, *Eleotris*, *Gobius*, *Iohannis*, *Mullus*, *Sciaen*, *Perca*, *Xiphias*, *Zeus*, *Brama*, *Monacanthus*, *Lonchurus*, *Macrurus*, *Agonus*, *Eques*. 3) *Abdominales*: *Cataphractus*, *Splyrmena*, *Atherina*, *Centriscus*, *Fistularia*, *Mugil*, *Gasterosteus*, *Loricaria*, *Squalus*. V. *Heptapterygii*. 1) *Jugulares*: *Lo-*

phius, *Pternalis*, *Pleuronectes*, *Kyrtus*, *Trichogaster*, *Centronotus*, *Blenius*, *Percis*, *Trichonotus*. 2) *Thoracici*: *Monoceros*, *Grammistes*, *Scorpaena*, *Synanceia*, *Cyclopterus*, *Auphispion*, *Amphichthys*, *Acanthurus*, *Chaetodon*, *Alphestes*, *Ophecephalus*, *Lepidopus*, *Echeneis*, *Cepola*, *Labrus*, *Sparus*, *Scarus*, *Coryphaena*, *Epinephelus*, *Andrias*, *Cephalopholis*, *Calliodon*, *Holocentrus*, *Lutjanus*, *Bodianus*, *Cichla*, *Gymnocephalus*. 3) *Abdominales*: *Acipenser*, *Chimaera*, *Pristis*, *Rhina*, *Rhinobatus*, *Raia*, *Platystacus*, *Silurus*, *Anableps*, *Acanthopterus*, *Esox*, *Synodus*, *Salm*, *Clupea*, *Exocoetus*, *Chauliodon*, *Elops*, *Albula*, *Cobitis*, *Cyprinus*, *Amia*, *Paeclia*, *Pegasus*, *Mormyrus*, *Polyodon*, *Argentina*. VI. *Hexapterygii*. 1) *Apodes*: *Balistes*, *Rhynchobdella*. 2) *Anali carentes*: *Trachipterus*, *Gymnactrus*. VII. *Pentapterygii*. *Apodes*: *Opidium*, *Pomatus*, *Gymnathodus*, *Muraena*, *Sitomatus*, *Ammodytes*, *Sternopyx*, *Anarrhichas*, *Chauna*, *Sternarchus*, *Ostracion*, *Tetraodon*, *Orthogoriscus*, *Diodon*, *Syngnathus*. VIII. *Tetrapterygii*. *Apodes*. *Trichlurus*, *Bogmarus*, *Toenioides*, *Stylophorus*. IX. *Tripterygii*. 1) *Apodes*: *Gymnionotus*. 2) *Achiri*: *Syngnathus*, *Gymnothorax*. X. *Dipterygii*. 1) *Apodes*: *Orum*. 2) *Apodes et achiri*: *Petromyzon*, *Leptocephalus*. XI. *Hexapterygii*. *Apodes et achiri*: *Gastrobranchus*, *Sphagbranchus*, *Pluta* (*monoptere*), *Typhlobranchus*.

Bloch's Werke hatten einen neuen Eifer für diesen Zweig der Naturgeschichte erregt, so daß man diese Werke gleichsam wieder aufnahm. Zuerst trat Guvier auf, und bearbeitete nach einer Aufforderung von Daubenton die Fische für die große französische Encyclopädie unter dessen Namen. Da er aber gar nichts davon verstand, so mußte das Werk auch darnach ausfallen; es ist eine reine kritische Compilation. Eine andere in ähnlicher Art, nämlich bezüglich der Kupfer und des sie begleitenden Textes, lieferte Bonaterre in den Kupfern zu dieser Encyclopädie, indem er darin nicht bloß die sämtlichen Abbildungen von Bloch copiren ließ, so weit sie damals erschienen waren, sondern noch Abbildungen aus *Pallas*, *Alemuter* und den übrigen verzeigten Schriftstellern zusammenstellte. Da übrigens ebenfalls die Kenntniß des Gegenstandes abging, so verweilte er sich oft, wenn ihm die sichern Führer, Bloch, *Pallas* und *Broussonet*, verlassen. Es ist deshalb sein Werk zwar von großem Werthe für diejenigen, welche die Originale nicht besitzen, muß aber mit großer Vorsicht benutzt werden. Ebenso wenig brauchbar ist der Artzettel *renovatus* von *Walbaum*, denn es ist dieses Werk ebenfalls ohne Sachkenntniß und Kritik compilirt. Diese Werke sind daher nur insofern brauchbar, als man in ihnen eine Masse Materialien aufgefunden findet.

Die Krone aber der Compilation jener Zeit ist die dreizehnte Ausgabe von Linné's *Systema naturae*, besorgt von J. F. Gmelin, einem Chemiker, der, wie Guvier bemerkt, wol kaum eins der einzurangirenden Thiere gesehen hatte, ja nicht einmal die Werke gelesen haben

nag, aus denen er Auszüge aufnahm³⁾. Es ist diese Arbeit insofern sehr wichtig, indem sie ein ungeheures Material umfaßt und die Quellen nachweist, aus denen es geschöpft ist, aber es ist Alles so zusammengestellt, wie man es gefunden hat, denn Gmelin untersuchte nie, ob ein Thier, dem irgend ein Gattungsname beigelegt war, auch wirklich dieser Gattung angehöre oder nicht, und wenn Cuvier meint, daß auf diese Weise ein und dieselbe Art zwei oder dreimal erscheine, und überhaupt noch gegen fünfzig Arten gestrichen werden könnten, so kommen wol noch ärgere Verhältnisse anderweit vor, wie z. B. Beschlässe bezüglich mehrerer deutschen Vögel nachgewiesen hat.

Wir haben nun noch Einiges über die Anatomie der Fische in diesem Zeitraum der Ichthyologie vor Lacépède anzuführen, es würde uns jedoch zu weit führen, wollen wir nur mehr thun, als die Hauptnamen anführen, da keines dieser Gegenstände eigentlich der vergleichenden Anatomie angehört. Wir nennen daher nur die Werke von Geselndin, Klein, Dufamel, Haller, Camper, Vieq. d'Aur, Monroe, Klein, Geoffroy, Hunter, Scarpa, Comaratti, Ebel, Hestiant, Brevissonet, Spalanzani, Gott: elf Fischer, Hewson, Klumpp, Baster, Komorieux, Allmand, Abanfon, Wallo, Gasolini u.

Am Ende des 18. Jahrh. unternahm Lacépède sein großes Werk über die Fische, dem man allerdings viele Vorwürfe machen muß, die sich aber zum Theil durch die ungünstige Lage entschuldigen lassen, in der er sich befand, indem er nicht allein sein Werk in dem größten Sturm der Revolution schrieb, sondern ihm auch das nöthige unzugänglich war, und besonders die allgemeine Abschließung ihn der Möglichkeit beraubte, sich durch die französischen Schiffe aus entfernten Gegenden Fische zu verschaffen, und so nach der Natur zu arbeiten. Als Hauptführer dienten ihm die Zusammenstellungen von Gmelin und Bonaterre. Die übrigen Quellen, die er benutzen konnte, waren nicht von gleichem Werthe, und das Schlimmste war, daß, nachdem er die Materialien flüchtig hatte, er sich genöthigt sah, entfernt von denselben seine Schrift auf dem Lande, wohin ihn die Stürme der Revolution vertrieben hatten, und also ohne Vergleichung auszuarbeiten. Dabei verließ er sich zu sehr auf seine Vorgänger, ebenso, wie Gmelin dies gethan hatte. In seinem Systeme selbst liegen bezüglich der Anordnung mancherlei Fehler unter, da er die Natur nicht verglichen konnte. Sein System ist übrigens folgendes:

Classe Poissons. 1) Sous-Classe. Poissons cartilagineux. I. Div. Sans opercules et membranes

branchiales. 1. Ord. Apodes: Petromyzon, Gastrobranchie. 2. Ord. Jugulaires. 3. Ord. Thoracins. 4. Ord. Abdominaux: Raie, Squale, Aodon. II. Div. Point d'opercules, une membrane branchiale. 5. Ord. Apodes. 6. Ord. Jugulaires: Lophie. 7. Ord. Thoracins: Baliste. 8. Ord. Abdominaux: Chimère. III. Div. Un opercule, point de membrane branchiale. 9. Ord. Apodes. 10. Ord. Jugulaires. 11. Ord. Thoracins. 12. Ord. Abdominaux: Polyodon, Esturgeon. IV. Div. Un opercule et une membrane branchiale. 13. Ord. Apodes: Ostracion, Tetradon, Ovoides, Diodon, Sphéroïde, Syngnathie. 14. Ord. Jugulaires. 15. Ord. Thoracins: Cycloptère, Lépadogastère. 16. Ord. Abdominaux: Macrorhynque, Pegase, Centrique. 2) Sous-Classe. Poissons osseux. I. Div. Un opercule et une membrane branchiale. 17. Ord. Apodes: Cécilie, Monoptère, Lepiocéphale, Gymnote, Trichure, Notoptère, Ophiscure, Triure, Aptéronote, Régale, Odontogathe, Murène, Ammodyte, Ophidie, Macrognathie, Xiphias, Makaira, Anarlique, Coméphore, Stromate, Rhombe. 18. Ord. Jugulaires: Murenoïde, Callionyme, Callionome, Uranoskope, Trachine, Gade, Batrachioïde, Blennie, Oligopode, Kurte, Chrysostome. 19. Ord. Thoracins: Lepidopode, Iliaute, Cépote, Taenioïde, Gobie, Gobioides, Gobiomore, Gobiomoroïde, Gobiocoe, Scombre, Scomberoides, Caraux, Trachinote, Carauxomore, Coesio, Coesiomore, Coris, Gomphose, Nasou, Kyphose, Oosphromène, Trichopode, Monodactyle, Plectrochique, Pogonias, Bostryche, Bostrychoïde, Echepeis, Macroure, Coryphène, Hémirotonote, Coryphenoïde, Aspidophoroïde, Cotte, Scorpène, Scomberomore, Heterostée, Centropode, Centrogastère, Centronote, Lepisacanthie, Céphalacanthie, Dactyloptère, Prionote, Trigle, Peristrophe, Istiophore, Gymnote, Mulle, Apogon, Lonchure, Macropode, Labre, Chéilone, Chéilodiptère, Ophicéphale, Hologymnose, Scare, Ostorhynque, Spar, Diptérodon, Lutjan, Centropomus, Bodian, Teuicnote, Scienne, Microptère, Molocentre, Persèque, Harpe, Rineleptère, Chellon, Pomatome, Léiostome, Centrolophie, Chevalier, Léiognathie, Choetodon, Acanthodon, Choetodiptère, Pomacentre, Pomadasys, Pomacentrie, Molacanthie, Enoplose, Glypsidodon, Acanthure, Aspire, Acanthopode, Scène, Argyreose, Zee, Gal, Chrysotose, Capros, Pleuronecte, Achyrr. 20. Ord. Abdominaux: Cirrhitie, Chéilodactyle, Cobite, Misgurne, Anableps, Fondule, Colubrine, Amie, Butyrin, Triptéronote, Omopk. Silure, Macroptero: note, Malapterure, Pimélope, Doras, Pogonathie, Cataphracte, Ptoise, Agencoise, Macroramphose, Centronodon, Loricarie, Hypostome, Corydoras, Tachysure, Salmona, Osme, Corégone, Characin, Serrasalmie, Elope, Mégalopode, Notacanthie, Esoce, Synode, Sphyrene, Lepisostée, Polyptère, Scombricose, Fistulaire, Aulostome, Solenostome, Argentine, Athérine, Hydrargyre, Stolephore, Muge, Mugeloides, Chanos, Mugilomore, Exocet, Polyneue,

3) Gmelin lebte in den Jahren 1788—1790 dieses Werk den 4000 Seiten in Prospect, wonach man allerdings schließen muß, daß er es nicht allein arbeitete, sondern er es nicht schon Jahre lang vorbereitet hatte; denn geht Cuvier zu weit, wenn er daraus überhaupt den Schluß zieht, daß die Deutschen häufig Händelarbeiten lieferten, indem er sagt: „Mais, comme il n'arrive que trop souvent en Allemagne, le travail s'exécute en fabrique, un certain nombre de jeunes gens se chargent de faire ses extraits, et l'éditeur se borne à les rassembler et à les classer!“

Polydaetyle. Buro, Clupée, Myste, Clupanodon, Serpe, Méne, Dorsuaire, Xystère, Cyprinodon, Cyprinu. II. Div. Un opercule, point de membrane branchiale. 21. Ord. Apodes: Sternoptin. 22. Ord. Jugulaires. 23. Ord. Thoracins. 24. Ord. Abdominaux. III. Div. Point d'opercule, une membrane branchiale. 25. Ord. Apodes: Stylephore. 26. Ord. Jugulaires. 27. Ord. Thoracins. 28. Ord. Abdominaux: Mormyre. IV. Div. Point d'opercule ni de membrane branchiale. 29. Ord. Apodes: Murène, Gymnomurène, Murinaeblenne, Sphagebranchie, Unibranchapature. 30. Ord. Jugulaires. 31. Ord. Thoracins. 32. Ord. Abdominaux.

Die Werke Lacépède's erschienen in verschiedenen Ausgaben. Die erste: Hist. nat. des Poissons. I.—V. (1798. 4.). Dann eine andere in 10 Bänden in Octav. In der Ausgabe, welche Sonini von Buffon befohlen hat, ist Lacépède's Werk wieder abgedruckt, mit einer Einleitung aus Artet und einigen andern Zusätzen. Eine deutsche Uebersetzung wurde nicht vollendet. Immerhin hat Lacépède's Werk eine Epoche in der Ichthyologie gezeichnet, und als hauptsächlichste Basis bis in die neueste Zeit, wo Cuvier's Werk erschien, gebient. Ein ausgezeichnetes Werk erschien von Kussel, jedoch ohne Rücksicht auf Lacépède: Description and figures of two hundred fishes collected at Vezagapatnam on the coast of Coromandel. by Patrick Russell, M. D. (Londres 1803. 2 Vol. fol.). Eine alte, größtentheils auf Lacépède's Werk gegründete, Compilation ist das Werk von Shaw (General Zoology (London 1800 sq.)), mit sehr vielen Kupfern. Er hat das System von Cuvier zu Grunde gelegt, und ohne Kritik die Arten von Bloch, Lacépède u. eingeschoben, auch die Figuren derselben copirt. Dumeril's analytische Zoologie war besonders bestimmt, das Werk von Lacépède allgemeiner zu machen, und die sonoptischen Tafeln sind sehr präcis ausgearbeitet, nur schade, daß sich darin die Irrthümer befinden, welche Lacépède schon bezüglich des fehlenden Kiemendeckels und der Kiemenstrahlen begangen hatte. Derselbe verdient die Methode Beachtung, indem sie das Aufsuchen der Gattungen gar sehr erleichtert, sofern sie nicht auf falsche Voraussetzung gegründet sind. Wir geben hier die Uebersicht, obwohl es ohne die eigenenthümliche Anordnung in Tabellen nicht möglich ist, die Weise, wie der Verfasser zur Unterscheidung der Gattungen kommt, darzulegen.

Poissons. Cartilagineux, sans opercules, sans membranes. I. Ord. Trematopoes. Sans nageoires ventrales. Branche circulaire. 1. Fam. Cyclostomes: Lampiroes, Gastrobranches. Avec nageoires ventrales. Branche transversale. 2. Fam. Rayostomes: Torpille, Raie, Rhinobate, Squatine, Squalo, Aodon. Avec membranes. II. Ord. Chismopnes. 3. Fam. Baudroie: Lophie, Baliste, Chimère. Avec opercules. Sans membranes. III. Ord. Eleutheropomes. 4. Fam. Polyodon: Pégnase, Acipenser. Avec membranes. IV. Ord. Télébranches. Avec ventrales. Abdominales. 5. Fam. Aphyostomes: Ma-

crohrinque, Solénostome, Centrisque. Thoraciques. 6. Fam. Pléopoptères: Cycloptère, Lépadogastère. Sans ventrales. 7. Fam. Ostéodermes: Ostracion, Tétrodon, Diodon, Synganthe, Ovoido, Sphéroïde. Osseux. Avec opercules. Avec membranes branchiales. V. Ord. Holobranches. Sans ventrales. I. Sous-ord. Apodes: Manquant encore d'autre uag. 8. Fam. Péroptères: Cecilie, Ophiscure, Notoptère, Leptocephale, Trichiure, Gymnote, Monoptère, Aptéronote, Regales. Ne manquant d'aucune autre. 9. Fam. Pantoptères: Murène, Oplidie, Anarrhique, Comephore, Macrognathe, Xiphias, Ammodite, Stromatée, Rhombe. Avec ventrales sous la gorge. II. Sous-ord. Jugulaires. 10. Fam. Auchenoptères: Callionyme, Uranoskope, Batrachioïde, Murenioïde, Oligopode, Blennie, Calliomore, Vive, Gade, Chrysostrome, Kurtc. Avec ventrales thoraciques. III. Sous-ord. Thoraciques. Corps alongé en lame. 11. Fam. Petalosomes: Bostrichte, Bostrichoïde, Taenioïde, Lépidope, Gymnète, Cépole. Corps arrondi. En cylindre. Ventrales réunies. 12. Fam. Pécopodes: Gobies, Gobioides. Ventrales libres. 13. Fam. Eleutheropodes: Echencis, Gobiomoroïde, Gobiomoro. En fuseau. 14. Fam. Atractosomés: Scomberoido, Scomberomoro, Trachinote, Scombre, Gastérostée, Centronote, Coesiomoro, Lepiscanthoïde, Cephalcanthe, Caesio, Caranxomoro, Pomatome, Centropode, Caranx, Istiophore. Avec corps épais. Comprimé. Tête ordinaire. Lèvres charnues. Opercul. sans épines dent. 15. Fam. Lélopomes: Chéline, Labre, Ophicéphale, Chéllion, Chéilodiptère, Hologymnose, Monodactyle, Trichopode, Osphronème, Hiatule, Coris, Gomphose, Plectorinque, Pogonias, Spare, Diptérodon, Mulet. Mâchoires osseuses. 16. Fam. Ostéostomes: Leignathe, Scare, Osthorinque. Dorsales très-longues. 17. Fam. Lophionotes: Taenionote, Coryphène, Centrolophe, Hemipéronote, Coryphénoïde, Chevalier. Tête fort grosse. 18. Fam. Céphalotes: Aspidophoroïde, Aspidophore, Scorpène, Gobiöscoe. Cotte. Quelques rayons isolées aus pect. 19. Fam. Dactyles: Péristidion, Prionote, Trigue, Dactyloptère. Avec corps très-mince. Presque aussi haut que long. Yeux d'un côté. 20. Fam. Hétérostomes: Pleurocete, Achyre. Opercules épineux ou dent. 21. Fam. Acanthopomes: Holocentre, Persègue, Taenianote, Bodian, Microptère, Sciène, Lantjan, Centropome. Yeux de deux côtés. 22. Fam. Leptosomes: Holacantho, Enoptose, Pomacantho, Pomacentre, Pomadasys, Acanthinio, Chaetodon, Chaetodiptère, Aspisure, Acanthure, Glyphisodon, Acanthopode, Zée, Argyroïse, Gal, Silène, Chrysotose, Capros. Avec ventrales sous l'abdomen. IV. Sous-ord. Abdominaux. Avec corps cylindrique. Bouche au bout d'un long museau. 23. Fam. Siphonostomes: Anostome, Fistulaire, Solénostome. Bouche non prolongé. 24. Fam. Cylin-drosomes: Anableps, Amie, Misgurne, Cobite, Battyrin, Fondule, Triptéronote, Colubrine, Ompok. Avec

corps conique ou comprimé. Rayons aux pectorales lib. ou dist. Un seul roide. 25. Fam. Ophlophores: Silure, Macropéronote, Malaptérure, Cataphraete, Pogonate, Tachysure, Plotose, Macroramphose, Corydoras, Centrónodon, Doras, Pimelode, Ageneiose, Loricaria, Hypostome. Plusieurs flexibles. 26. Fam. Dimacres: Cheilodactyle, Cirrhite, Polynème, Polydactyle. Point de rayons distincts aux pect. Opercules écaillés. Bouche sans dents. 27. Fam. Lepidopomes: Exocoet, Mugilomore, Chanos. Dorsales à rayons. 28. Fam. Gymnopomes: Hydrargyre, Argentine, Cyprin, Stoléphore, Athérine, Baro, Méné, Xystère, Dorsuaire, Serpe, Clupée, Clupanodon. Myste. Mâchoire simple. Dorsale adipeuse. 29. Fam. Dermoptères: Serrasalmes, Characin, Salmone, Omère, Coiegone, Opercules lisses. Mâchoires très-développées, ponctuée. 30. Fam. Scagonotes: Elope, Symodon, Megalope, Esoce, Lepisostée, Syphre, Polypère, Scombrésoce. Sans membranes branchiales. VI. Ord. Sternopterges. 31. Fam. Sternoptyx. Sans opercules. Avec membranes branchiales. VII. Ord. Cryptobranches. 32. Fam. Stylophore, Mormyre. Sans membranes branchiales. VIII. Ord. Ophichthyes. 33. Fam. Murenophis: Gymnomurène, Murénoblenne, Unibranchiaptère, Sphagebranchie.

Duméril's analytische Zoologie liefert in einer sehr guten Uebersetzung Forster (Weimar 1807).

De la Roche gab im 13. Bande der Annales du musée d'histoire naturelle einen sehr guten Katalog, mit Beschreibung italienischer Fische und von der südfranzösischen Küste, mit guten Abbildungen.

Risso in seiner Ichthyologie von Nizza (Paris 1810, mit illum. Kupfern) folgte auch dem System von Lacépède, wodurch notwendig Fehler in das Werk kommen mußten; doch hat er mancherlei Neues geliefert, muß indessen mit Vorbehalt benutzt werden, da Beschreibungen und Abbildungen nicht ausgezeichnet sind, und man nur in so weit sich ganz darauf verlassen darf, als er das Wichtigste in natürlichen Exemplaren dem Museum zu Paris eingeschickt hat. Von einer zweiten Auflage wird weiter unten die Rede sein.

Im J. 1810 erschienen von Rafinesque's *Scmaly* zwei Schriften: *Caratteri di alcuni nuovi generi e nuove specie di animali e piante della Sicilia etc.* (Palermo 1810). *Indice d'itologia Siciliana, ossia catalogo metodico dei nomi latini, italiani e siciliani dei pesci che si rinvengono in Sicilia, disposti secondo un metodo naturale etc.* (Messina 1810). Beide sehr wichtig für die Ichthyologie, aber leider ohne alle Kritik, mit einer Unzahl neuer Gattungen, vielen falschen Arten und aus Lacépède copirten Fischen. Es finden sich aber darin Beschreibungen und Abbildungen, die man anderwärts vergebens sucht, und besonders ist die Angabe der sicilischen Namen von Werth. Sein System ist folgendes:

1) *Sottoclasse. Pomodi.* I. Div. Giugulari. I. Sez. Corisostahl. 1. Ord. Ilennidi: Biennius, X. *Scap.* I. *Ed. u. S.* *Scap.* Section. XV.

Geudropsarus. 2. Ord. Gadini: Gadus, Omas, Strinsia. 3. Ord. Trachinidi: Callionymus, Uranoscopus, Trachinus, Corystion, Oxycephas. 4. Ord. Caristi: Chrysostroma. II. Sez. Pleurostomi. 5. Ord. Acherini: Symphurus. 6. Ord. Pleronetti: Solea, Scophthalmus, Bothus. II. Div. Thoracici. I. Sez. Hemisferonoti. 7. Ord. Selenidi. 8. Ord. Zeusidi: Zeus, Capros. 9. Ord. Euenedi. 10. Ord. Chiodonidi. 11. Ord. Acanthurini. 12. Ord. Olacantini. II. Sez. Tossonoti. 13. Ord. Percidi: Lepipterus, Perca, Saieana, Lopharis, Centropomus, Holocentrus, Axylopon, Lutjanus. 14. Ord. Scaridi: Scarus. 15. Ord. Acanti: Centronotus, Hypacanthus, Naucrates, Crantacanthus, Notaguidion, Gastrostetis. 16. Ord. Scomberini: Scomber. 17. Ord. Sparidi: Trachurus, Lepodus, Cheilinus, Symphodus, Labrus, Spicara, Sparus, Diptodus, Dipteronodon, Gonioidon, Mullus, Apogon, Scorpena. III. Sez. Ostionoti. 18. Ord. Dactyli: Dactylopterus, Trigla, Peristedion (Chabronterus), Octonus (Marmaratus), Lepidogaster. 19. Ord. Echeidei: Echeineis. 20. Ord. Corideni: Coryphaena, Lemphimus, Cottus, Gobius. 21. Ord. Isioforidi: Tetrapterus. 22. Ord. Cepolidi: Cepola, Lepidopus. 23. Ord. Ginetridi: Argyctis, Cephalopsis. 24. Ord. Ginanini. III. Div. Abdominali. I. Sez. Tossonagri. 25. Ord. Polynemidi. 26. Ord. Salmonidi: Salmo, Osmerus. 27. Ord. Clupidi: Clupea. 28. Ord. Ciprinidi: Mugil, Cyprinus. II. Sez. Ortogastri. 29. Ord. Palitridi: Polypterus. 30. Ord. Saliridini: Sayris. 31. Ord. Esocidi: Sphyracna, Esoc, Sadiis. 32. Ord. Notacantini: Notacanthus. 33. Ord. Centrischini: Centriscus. 34. Ord. Loricarini: Loricaria. 35. Ord. Siluridi: Macroramphasus. 36. Ord. Esocetini: Esocetus, Tirus, Myctophum, Argentina, Atherina. 37. Ord. Amidi: Amia. 38. Ord. Butiridini: Butirinus. 39. Ord. Calumbriidini. 40. Ord. Olostomidi. IV. Div. Apodi. I. Sez. Macrosoni. 41. Ord. Signatidi: Typtele, Syphostoma, Hippocampus, Syngnathus, Neophis. 42. Ord. Triuridi. 43. Ord. Trichurini. 44. Ord. Ginnotidi: Carapus, Ophisurus, Oxyurus. 45. Ord. Anguillidi: Anguilla. 46. Ord. Ophiidi: Ophidium, Ammodytes, Searchia. 47. Ord. Zifidi: Xiphias. 48. Ord. Comeforini. II. Sez. Brachisomi. 49. Ord. Stromatini: Stromateus, Luvarus. 50. Ord. Ostracidi: Ostracion. 51. Ord. Odontini: Tetrodon, Diodon, Orthragus, Diplanchias. II. *Sottoclasse Ateleini*. I. Div. Pomanchidi. 52. Ord. Sternotidi: Sternoptyx. 53. Ord. Sphirionidi: Sturio. 54. Ord. Cogridi: Cogrus. II. Div. Omnanichidi. 55. Ord. Mormirini. 56. Ord. Chimerini: Piescephalus. 57. Ord. Ballistini: Ballistes: Capricrus. 58. Ord. Lofidi: Lophius. 59. Ord. Eechelini: Echeilus. 60. Ord. Clopsidini: Clopsis, Nettastoma. 61. Ord. Zitterini: Xypteris. III. Div. Ginnanchidi. I. Sez. Diptanchidi. 62. Ord. Monotteridi: Pterurus. 63. Ord. Dalosidini: Dalophia. 64. Ord. Murendi: Murena. II. Sez. Polianchidi.

65. Ord. Chondropteri: Dalalias, Carcharias, Heteranchias, Alopias, Isurus, Cereticus, Squalus, Oxynotus, Rhina, Prias, Aodon, Etmopterus, Tetrasos, Galeus, Sphyrna, Hexanchus. 66. Ord. Platosomi: Raja, Leiodatus, Torpedo, Dipturus, Mobula, Cephalothorus, Uroxis, Apterurus, Dasysatis. 67. Ord. Lampredini: Petromyzon. III. Sez. Eteridi. 68. Ord. Alteridi. Oxyotinus, Helinctis. 69. Ord. Anostalmi: Caecilia. 70. Ord. Missinidi: Myxine.

Zudem haben noch andere Gelehrte Beschreibungen italienischer Fische geliefert, namentlich Viviani, Spinola, Giorno, Bonelli, Etto, Ranzani, Valencinnes, Naccati und Nardo. Aus andern Meeren wurden Fische beschrieben von Low aus seiner Fauna der Eridaden Montagu, Jurine, besonders aber sind die Arbeiten von Geoffroy St. Hilaire über die Fische des Atlas und des rothen Meeres, theils in den Annalen des Museums der Naturgeschichte zu Paris, theils in dem großen französischen Werke über Aegypten wichtig. Die drei großen französischen Wörterbücher über Naturgeschichte enthalten nicht minder interessante Artikel über die Fische. Sehr wichtig ist die Fauna Rossica von Pallas, in deren drittem Theile die Fische abgehandelt werden. Die in derselben beobachtete Anordnung ist indessen zu geringfügig, als daß wir sie genauer anführen sollten. In den verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften von Nordamerika haben Mitchill, Lessueur, und der schon oben genannte Rafinesque die Beschreibungen vieler amerikanischen Fische geliefert. Ein ausgezeichnetes Werk aber über ostindische Fische ist: An account of the fishes found in the river Ganges and its branches by Fr. Hamilton (formally Buchanan) m. d. (Edinbourg 1822. 4.) avec un atlas de trenteneuf planches. Sowel die Beschreibungen als die Figuren sind ausgezeichnet. Mehrere Reisebeschreibungen enthalten die Beschreibungen verschiedener Fische, so die von Krusenstern, von Phipps, Duperré. Im J. 1815 trat Rafinesque in dem Werke: Analyse de la Nature (Palermo 1815), mit einem neuen Fischsystem auf, das sehr weitläufig ist, das wir aber deswegen nicht übergehen würden, wäre es nicht mit so vielen Irrthümern aus den frühern Schriften des Verfs. und des Lacépède wiederholt durchwebt, enthielte es nicht so viele unhaltbare Gattungen, welche zum Theil nicht einmal so weit charakterisirt sind, daß man sie anderweit richtig einordnen kann. Ebenso wenig verdient die Aufstellung besondere Beachtung, welche Blainville im J. 1816 im Journal de Physique geliefert hat, da sie sich kaum durch etwas anderes als durch neue Namen auszeichnet. Im J. 1815 gab Cuvier zuerst in den Mémoires du Muséum die Wafen seiner Einteilung an, welche im J. 1817 ausführlicher in dessen Tableau du regne animal erschien, die wir aber nicht aufführen, da uns die spätern Arbeiten dieses Forschers die verbesserte Einteilung mitzutheilen erlauben, und die Ausführung dieser unvollkommenen unsern Artikel nur über die Gebühr ausdehnen würde.

Auch die Einteilung von Goldfuß in seinem Handbuche der Zoologie von 1820 dürfen wir um so mehr

nur erwähnen, als sie nicht viel Eigenthümliches bietet. Im J. 1827 lieferte Risso in seiner Naturgeschichte des südlichen Europa eine neue Einteilung, welche indessen häufig ihr Material aus der ersten Ausgabe von Cuvier's Thierreich entlehnt, übrigens aber darin hauptsächlich mangelhaft ist, daß Cuvier's Einteilung die Hauptabschnitte liefert.

Über die verschiedenen Anordnungen, welche Oken nach und nach aufgestellt hat, lassen wir uns um so mehr Cuvier reden, als derselbe gewissermaßen dasselbe, nämlich eine natürliche Classification, nur auf andern Wege, nämlich a posteriori, hauptsächlich von anatomischen Thatsachen ausgehend, zu erreichen gesucht hat, indessen Oken, zwar auch darauf (sugend, den Gegenstand a priori behandelte hat, indem er der Ansicht huldigt, daß nach dem Vorhandenen und Bekannten anderes Unbekanntes grade so sein müsse und nicht anders sein könne. Da er dabei besonders die Deutung der Organe im Auge behält, diese Deutung aber keinesweges selbstgestellt ist, vielmehr mit dem Fortschreiten der Wissenschaft und nach neuen Entdeckungen sich ändert, so kann es nicht fehlen, daß auch darauf Begründetes häufig sich ändern muß. Cuvier sagt aber bezüglich dieses Gegenstandes (Histoire naturelle des poissons. I. p. 167) Folgendes: „Man sieht, daß die Methoden der meisten dieser Ichthyologen, wie verschieden sie auch in ihren Combinationen scheinen mögen, doch nichts anderes sind, als Wiederholung der Linné'schen unter andern Namen, sodas daran bei einigen keine andere Aenderung eingetreten ist, als die Einföhrung der angeblichen unvollkommenen Classen, welche nach Lacépède auf dem vermeintlichen Mangel irgend eines Theils der Kirmenbedeckung gegründet sind, und bei andern durch die Kennzeichen, welche man von der Natur der Flossenstrahlen entlehnt, sowie sie bereits Arctii anwandte. Es war daher gleichmäßig unmöglich, daß sie nicht Wesen, die in der Natur einander nahe stehen, von einander entfernten, und daß sie nicht Kennzeichen aufstellten, die sich an den Gegenständen selbst nicht finden. Oken hat die Sache auf eine andere Weise versucht. Es ist bekannt, daß er es unternahm, ein großes philosophisches Problem der Idealisten aufzulösen; daß nämlich a priori aus dem allgemeinen Begriff des Wesens alle Verschiedenheit der Einzelwesen abzuleiten, was er durch eine Verbindung von Ideen von verschiedenem Werthe“ (de différens degrés) erreichen zu können glaubte. Bei der Classe, deren Naturgeschichte wir schreiben, hat er es auch versucht, auf diese Weise aus dem allgemeinen Begriffe des Fisches den der einzelnen Fische zu entwickeln, und die Combinationen, zu denen er seine Zuflucht nimmt, vom Grad zu Grad herabsteigend, bilden eine Art Methode. Er hat schon drei oder vier Versuche der Art geliefert, welche ziemlich verschieden von einander sind, doch scheinen uns in keinem derselben die Gattungen nach denjenigen Beziehungen gruppiert, welche eine natürliche Methode gutheissen könnte. Ja wir sehen nicht ab, wie man

4) Dazu kommt nun noch der neueste in f. Naturgeschichte für alle Stände.

seinen Unterabtheilungen bestimmte Kennzeichen beizulegen vermöge. In seiner Naturphilosophie aus dem J. 1811 beschränkte er sich darauf, die Fische, oder, wie er sie nannte, Fleischthiere (animaux carnés) nach dem Vorrath, welches er bei ihnen einem jeden Körperteile zuschrieb, nämlich in Bauch-, Brust-, Glieder- und Kopffische, einzutheilen; er verglich sie dann bezüglich den Infusorien oder Mollusken, den einschaligen Mollusken und den Tintenfischen oder Tintenfischen. Im J. 1816, in seinem Lehrbuche der Zoologie, theilte er diese Classe in sieben Ordnungen, welche nach seiner Ansicht den sieben Classen entsprechen sollten, in welche er das Thierreich einteilte, jede dieser sieben Ordnungen ist wieder in vier Unterordnungen oder Familien eingetheilt, und jede Familie in vier Gattungen, was zusammen 112 Gattungen gibt, aber in der Uebersicht (Tabellen), welche sich bei diesem Werke findet, hat er, seine idealisirenden Versuche weiter zu treiben sich bemüht, seine Ordnungen auf vier zurückgebracht, den fünf Classen der Wirbeltiere entsprechend, jede Ordnung in vier Unterordnungen, den vier Ordnungen entsprechend, jede Unterordnung in vier Gattungen, den vier Unterordnungen entsprechend, was eine dreifache Tetraomie macht (wenn man dieses Wort anwenden kann), und die Gattungen hat er auf 64 reducirt. Endlich in seiner Naturgeschichte für Schulen aus dem J. 1821, theilte er diese Classe in fünf Ordnungen, je nachdem er den Keim, das Geschlecht, die Eingeweide, das Fleisch, oder die Sinnesorgane vorherrschend glaubte, die vier ersten Ordnungen sind in drei Unterordnungen, und in den drei ersten ist jede Unterordnung in neun Gattungen theilte, in der vierten ist jede Unterordnung in vier Tribus, jede von diesen in drei Gattungen nach den nämlichen Beziehungen in vier Ordnungen theilte, die fünfte zerfällt nach den fünf Sinnen. Diese Einteilung ist es auch, die Den im J. 1822 zu Paris französisch gegeben hat. Wir haben diese Versuche nicht in Bezug auf Metaphysik zu beurtheilen, noch die Solidität der Basen, auf denen sie beruhen, zu würdigen, dies ist Sache der Metaphysiker und nicht der Naturforscher (Naturalistes), was aber die Resultate betrifft, so kann jeder sehen, daß sie über mit der wahren Beziehung der Wesen stimmen, und wiewol der letztere sich weniger als die vorhergehenden von dieser entfernt, so wird es doch in einer natürlichen Methode nie möglich sein, die Gattungen Xiphias zu Acipenser, Lepidosteus zu Loricaria zu stellen. Man wird übrigens auch einsehen, daß ein großer Glückszufall dazu gehört, wenn die Gattungen, wie sie frühere Naturforscher aufgestellt haben, sich den Anordnungen einer so abgetheilten Symmetrie fügen sollen, und so ist denn Den auch gerühmt gewesen, bald mehr in eine zusammen zu ziehen, bald aber in mehr zu theilen; dies ist ihm besonders in dem dritten Versuche begegnet, wo er nur 64 zuläßt. Seine Vereinigungen sind nicht immer glücklich. Wenn er z. B. Holocentrum mit Cantharus unter Cichla zusammenstellt, so springt in die Augen, daß er weder die scheinbaren Beziehungen noch die wirklichen Analogien beachtet. So weit Cuvier, der übrigens zugibt, daß,

wenn auch die Naturphilosophie nicht viel dazu beigetragen habe, die Methoden zu vervollkommen, man es ihr doch zu danken habe, daß die anatomischen Untersuchungen, deren sie sich bediente, mehr angeregt worden sind. Es ist nun noch die neueste Einteilung Den's aus seiner allgemeinen Naturgeschichte für alle Stände (Stuttgart 1836) beizubringen. Sie ist folgende:

A. 1. Herbe. Unregelmäßige; Leib nackt und nicht elliptisch. 1. Ordn. Hautflosser; schuppenlose, unförmliche Fische, mit bärtigen, fast strahlenlosen Flossen. 1. Junst. Knorpelfische; Leib nackt oder mit Nadeln und einem runden oder queren Maul am Halste. 1. Sipp-schaft. Saugfische. Myxine, Petromyzon. 2. S. Rochen. Raja. 3. S. Haien. Squalus. 4. S. Störartige. Chimæra, Acipenser. 2. 3. Breitmauler; Leib nackt oder gepanzert, mit weitem, gebogenem Maul am Ende des harten Kopfes. 1. S. Breitmauler. Lophius, Batrachus, Cottus. 2. S. Störmauler. Uranoscopus, Trachinus. 3. S. Panzerwalze. Loricaria, Cataphractus. 4. S. Nadel Fische. Platystacus. Na-
lopternurus, Heterobranchus, Siberus. 3. 3. Engmä-
ler, mit Panzer oder Stacheln bedekt, und einem spitzigen, kleinen Maul vorn am Ende, meist ohne Zähne. 1. S. Geringelte Schnabelköpfe. 2. S. Glatte Schnabelköpfe. Fistularia, Autostoma, Centrisus, Mormyrus. 3. S. Scheibenfische. Kyrtas, Stromateus, Balistes. 4. S. Kugelfische. Cyclopterus, Ostracion, Gnathodon, Tetradon, Diodon, Orthogoriscus. 2. Ordn. Stummelflosser, dünnschuppige Spindelfische. Nackte oder gepanzerte, Dorn-, Hals- und Brustflosser von langer, wälgiger oder bandartiger Gestalt. 4. 3. Langfische, Dornflosser; Leib schlangenförmig, nackt, ohne oder mit sehr verkümmerten Halsflossen. a) Weichstrahlige Aale. 1. S. Balzige Aale. Muraena, Sphagebranchus, Synbranchus, Gymnotus. 2. S. Breite Aale. Leptoccephalus, Ammodytes, Ophidium. b) Aale mit harten Flossenstrahlen. 3. S. Kurzschnauige Aale. Cepola, Styphlorus, Gymnetrus. 4. S. Langschnauige Aale. Lepidotus, Trichurus. 5. 3. Halsflosser mit stumpfen Kiemenböden und weichen Rückenstrahlen. a) Balzige Quappen. 1. S. Schleimquappen. Bleimius, Anarichas. 2. S. Schuppenquappen. Gadus, Macrourus. b) Kugel- oder taselförmige. 3. S. Kugelförmige Quappen. Elechnis. 4. S. taselförmige Quappen. Pleuronectes. 6. 3. Die Grundeln, feulenförmige, nackte oder gepanzerte Brustflosser nebst einigen Halsflossern, mit langen, einfachen Strahlen in der Keinen, vordern Rückenflöße, oft Unebenheiten am Kopf und Stacheln am Dorsel, die Augen hoch oben. a) Schleimgrundeln. 1. S. Brustgrundeln. Gobius, Periopthalmus, Eleotris. 2. S. Halsgrundeln. Calonymus, Chirus. b) Panzergrundeln. 3. S. Glatthäutige Grundeln. Scorpæna, Sebastes, Pterois. B. 2. Herbe. Regelmäßige Fische. 3. Ordn. Elliptische Brustflosser. Haben einen zusammengehörigen, schuppigen Leib, mit spitzen Augen, bewegliche Kieme und freie Bauchflossen am Brustgürtel. 7. 3. Schmalhäutige. a) Nackte Schmalhäutige oder

Thunfische. 1. *S.* lange Thunfische. *Centronotus*, *Gasterosteus*, *Lichea*, *Scomber*, *Xiphias*. 2. *S.* fischförmige Thunfische. *Vomer*, *Zeus*, *Lampris*, *Equula*. b) Start beschuppte Schmaltpöfse. 3. *S.* Lederfische. *Amphacanthus*, *Acanthodon*, *Monoceros*. 4. *S.* Schuppenföfse. *Acantodon*, *Heniochus*, *Zanclus*, *Ephippus*, *Platax*. 8. 3. Glattpöfse; vollkommen eilipfisch, mit großen Schuppen, ohne Zähne und Stacheln am Dedeel, Kopf ziemlich dick oder stumpf, Schnauze meist kurz, Maul klein, mit regelmäßig stehenden meist großen Zähnen, nur eine lange Rückenföfse, worin die harten Strahlen vordringen, fünf bis sechs Kiemenstrahlen. a) Gestreckte Glattpöfse. 1. *S.* Stumpfpöfse. *Coryphaena*, *Xyrichtys*, *Brama*. 2. *S.* Dicklippige Glattpöfse. *Labrus*, *Epibulus*, *Chromis*, *Scaurus*. b) Breite Glattpöfse. 3. *S.* Dickzählige Glattpöfse. *Toxotes*, *Alaena*, *Sparus*, *Dentex*. 4. *S.* Blätterföfse. *Anabas*, *Polyacanthus*, *Ophronemus*. 9. 3. Raubpöfse; regelmäßig, zusammengebrücker Leib, mit harten, festsitzenden Schuppen, ziemlich lange, vereinigte oder getrennte Rückenföfse, gezähnelte oder flache Kiemenbrüel, meist hakenförmige Zähne, sechs bis sieben Kiemenstrahlen. a) Glattschupper. 1. *S.* Einföfse. *Glyphisodon*, *Lobotes*, *Pristipoma*. 2. *S.* Zweiföfse. *Eques*, *Sciæna*, *Umbriua*, *Pogonias*. b) Eigentliche Bärföse. 3. *S.* Einföfse. *Acerina*, *Rypicus*, *Seranus*, *Cirrites*, *Mesoprius*. 4. *S.* Zweiföfse. *Sillago*, *Holocentrum*, *Percen*, *Labrax*, *Lates*, *Centropomus*, *Aspro*, *Laciopercen*. 4. Ordn. Bauchföfse; die Bauchföfse von den Brustföfse abgetrennt, Rückenföfse klein, die Strahlen meist weich. 10. 3. Rundmäuler; halbe Brustföfse, mit fast zahllosem Maul, ohne Stacheln am Dedeel. a) Brustkarpfen. 1. *S.* Brustkarpfen mit Dedeelsterben. *Apogon*, *Pomatomus*, *Ambassis*. 2. *S.* Brustkarpfen ohne Dedeelsterben. *Ophicephalus*, *Tetraronurus*, *Mugil*. b) Bauchkarpfen. 3. *S.* Bauchkarpfen mit zwei Rückenföfse. *Mullus*, *Polynemus*. 4. *S.* Echte Karpfen. *Cobitis*, *Aunplebs*, *Cyprinus*. 11. 3. Flachmäuler; zwei Rückenföfse, wovon die hintere ohne Strahlen. a) Breite Eache. 1. *S.* Tafelache mit senkrechtem Maul. *Sternoptyx*, *Gasteropleucus*. 2. *S.* Ovale Eache. *Serrasalmu*, *Myletes*, *Hydrocion*, *Citharus*. b) Lange Eache. 3. *S.* Walzenache. *Saurus*. 4. *S.* Röhrlache. *Argentina*, *Salmu*. 12. 3. Schmalmäuler; Leib und Kopf fast zusammengebrücker, mit großen, abfälligen Schuppen, meist nur eine Rückenföfse, Bauchföfse weit hinten. a) Weiche Färinge. 1. *S.* Dicke Färinge. *Atherina*, *Engraulis*, *Clupea*. 2. *S.* Dicke Färinge. *Elops*, *Megalops*, *Plutrinus*, *Exocoetus*. b) Dornfäringe. 3. *S.* Zahnfäringe. *Chirocentrus*. 13. 3. Fangmäuler; schlank, ziemlich walzig, oft mit starken Schuppen, Kopf lang, platt, Rücken- und Steiföfse klein, weit hinten und gegenüber, Maul weit, gespalten, voll starker Zähne, meist auch im Gaumen und auf der Zunge, Augen klein. *Polypterus*, *Sphyræna*, *Lepidosteus*, *Belone*, *Scomboresox*, *Hemiramphus*, *Esox*.

Wie gesagt, die Naturphilosophie hat das anatomische Studium der Fische sehr gefördert. Aus schon oben angegebenen Gründen können wir darüber ins Einzelne nicht eingehen, sondern müssen uns begnügen, die Namen der beständigen Anatomen zu nennen. Sie sind: Autenrieth, Geoffroy St. Hilaire, Rosenthal, Guvier, Oken, Spix, Bojanus, Fennel, Arndt, Gars, Schulze, Weber, van der Horst, Balfour, Wedel, Apollonius, Kuhl, Serre, Magendie, Desmoulins, Sommering Sohn, Masfen, Jurine, Everard Home, Otto, Heusinger, Dumeril, Bailly, Blainville, Rathke, Ziemann, Döllinger, Fohmann, Rudolphi, Humboldt, Delarocche u.

Guvier nahm nun das Studium der Fische, unterstützt von zahlreichen Hilfsmitteln, ganz von Neuem auf. Zuerst erschien sein System vollständiger in der ersten Ausgabe des Règne animal, welches wir indessen übergeben. Dann begann er mit Balzaniens das große Werk: Histoire naturelle des Poissons, von dem bis jetzt 12 Theile erschienen sind. Gleich nach Herausgabe der ersten Theile erschien die zweite Ausgabe seines Règne animal, in welchem er folgendes System aufstellte:

Fische. Erste Ordnung der Fische: *Acanthopterygii*. Erste Familie der Stachelföfse: *Percoidae*. a. Mit sieben Kiemenstrahlen, Stacheln und zwei Rückenföfse. 1. *Perca*. 2. *Lubrax*. 3. *Lutes*. 4. *Centropomus*. 5. *Grammistes*. 6. *Aspro*, *Huro*, *Etelis*, *Nippon*, *Enoplosus*, *Diploprocten*. 7. *Apogon*. 8. *Cheilodipterus*. 9. *Pomatomus*. 10. *Ambassis*. 11. *Luccopercen*. b. Mit einer Rückenföfse und Stacheln. 12. *Seranus*, *Anthias*, *Serranus*. 13. *Plectropoma*. 14. *Diaconope*. 15. *Mesoprius*. c. Mit einer Rückenföfse und sammetartigen Zähnen. 16. *Acerina*. 17. *Rypicus*. 18. *Polyprius*. 19. *Centroprius*. 20. *Grystes*. d. Mit weniger als sieben Kiemenstrahlen. a) Einer Rückenföfse und Stacheln. 21. *Cirrhatus*. b) Einer Rückenföfse und sammetartigen Zähnen. 22. *Chironemus*. 23. *Pomotis*. 24. *Centracarus*. 25. *Priacanthus*. 26. *Dalies*. 27. *Therapon*, *Dania*. 28. *Pelates*. 29. *Helotes*. y) Zwei Rückenföfse. 30. *Trichodon*. 31. *Sillago*. e. Mit mehr als sieben Kiemenstrahlen. 32. *Holocentrum*. 33. *Myripristis*. 34. *Beryx*. 35. *Trachichthys*. f. Mit Stacheln. 36. *Trachinus*. 37. *Percis*. 38. *Pinguipes*. 39. *Percopsis*. 40. *Unaroscopus*. g. Mit Bauchföfse. 41. *Polynemus*. 42. *Sphyræna*. 43. *Paralepis*. 44. *Mullus*, *Mullus Upeneus*. Zweite Familie der Stachelföfse: *Cataphracti*. 45. *Trigla*, *Trigla*, *Prionotus*, *Peristedion*, *Dactylopterus*, *Aphalacanthus*, 46. *Cottus*, *Aspidophorus*. 47. *Hemimiptrius*. 48. *Hemilepidotus*. 49. *Platycephalus*. 50. *Scorpaena*, *Scorpaena*, *Taeniotes*, *Sebastes*. 51. *Pterois*. 52. *Blepiasis*. 53. *Apistes*. 54. *Agriopus*. 55. *Pelor*. 56. *Synaccia*. 57. *Monocentris*. 57b. *Holostethus*. 58. *Gasterosteus*, *Spinochia*. 59. *Oreosoma*. Dritte Familie der Stachelföfse: *Sciænoidei*. a. Mit zwei Stacheln. 60. *Sciæna*, *Sciæna*, *Oolithus*, *Ancylodon*, *Corvina*, *Ichnius*, *Umbriua*, *Lophichurus*, *Pogonanthus*. 61. *Eques*. b. Mit einer Rücken-

flosse. 62. Haemulon. 63. Pristipoma. 64. Diagramma. c. Mit einer Rückenflosse und weniger als sieben Kiemenstrahlen, und fortlaufender Seitenlinie. 65. Lobotes. 66. Cheilodactylus. 67. Scolopodes. 67 b. Latilus. 67 c. Macquaria. d. Mit weniger als sieben Kiemenstrahlen und unterbrochener Seitenlinie. 68. Amphiprion. 69. Premnas. 70. Pomacentrus. 71. Dascyllus. 72. Glyphodon. 72 b. Ectophas. 73. Helias. Rote Familie der Stachelflosse: *Sparoidei*. 74. Sargus. Charax. 75. Chrysophrys. 76. Pagrus. 77. Pagellus. 78. Dentex. Pentapus. Lethrinus. 79. Cantharus. 80. Boops. 81. Oblata. 81 b. Scathares. 81 c. Crendens. Fünfte Familie der Stachelflosse: *Mesoidi*. 82. Maena. 83. Smaris. 84. Caesio. 84 b. Aphareus. 85. Gerres. Sechste Familie der Stachelflosse: *Squamipennes*. 86. Chaetodon, Chelmon, Heniochus, Zanclus, Ehippatus, Drepane, Scatophagus, Taurichthys, Holacanthus, Pomacentrus, Plutax. 87. Plectrus. 88. Pimelopterus. 89. Dipteron. 90. Brania. 91. Pempheris. 92. Toxotes. Eigentliche Familie der Stachelflosse: *Scombroidei*. 93. Scomber, Scomber, Thynnus, Orcynus, Auxis, Sarda, Cybium, Thysites, Gempylus. 94. Xiphias, Xiphias, Tetraodon, Makaira, Istiophorus. 95. Centrotonus, Naucretes, Elaeetes, Lichia, Trachinotus. 96. Rhinobdella, Macrognathus, Mustacembulus. 97. Notacanthus. 98. Seriola. 99. Nomeus. 100. Temnodon. 101. Caranx. 102. Vomer, Olistus, Sogris, Blepharis, Gal, Argyreus, Vomer. 103. Zeus, Capros, Lampris, Equula, Menes. 104. Stromateus, Perilus, Luvatus. 105. Seresinus. 106. Kurtus. 107. Coryphaena, Coryphaena, Caranxomorus, Astrodermus, Pteraclis. Achte Familie der Stachelflosse: *Taenioidei*. a. Mit langer Schnauze und scharfen Zähnen. 108. Lepidodus. 109. Trichiurus. b. Mit kurzer, kleiner Schnauze. 110. Gymnaetis. 111. Stylephorus. c. Mit kurzer Schnauze, gespaltenem Maule und stumpfen Köpfe. 112. Cepola. 113. Lephotus. Neunte Familie der Stachelflosse: *Theuties*. 114. Siganus. 115. Acanthurus. 116. Prionurus. 117. Nasus. 118. Axiurus. 119. Priodon. Zehnte Familie der Stachelflosse: *Pharyng-Labyrinthi*. 120. Anabas. 121. Polycanthus. 121 b. Colisa. 122. Macropodus. 123. Helostomus. 124. Osphromenus. 125. Trichopodus. 126. Spirobranchus. 127. Ophiophthalmus. Elfte Familie der Stachelflosse: *Mugiloidi*. 128. Mugil. 129. Tetragonurus. 130. Atherina. Zwölfte Familie der Stachelflosse: *Gobioidi*. 131. Blennius, Blennius, Pholis, Myxodes, Salarias, Clinus, Cirriarbus, Centrotonus, Opistognathus, Zoarces. 132. Anarrhichas. 133. Gobius, Gobius, Gobioides, Taeniodes, Periophthalmus, Eleotris. 134. Callionymus, Trichonotus, Comephorus. 135. Platypterus. 136. Labrax. Dreizehnte Familie der Stachelflosse: *Pectorales Pediculi*. 137. Lophius, Chironectes, Malthe. 138. Betrachus. Vierzehnte Familie der Stachelflosse: *Labroidi*. 139. Labrus, Labrus, Cheilinus, Lachnolaimus, Julia, Anampses, Crenilabrus,

Coricus, Epibulus, Clepticus, Gomphosus. 140. Xyrichthys. 141. Chromis, Cyclia, Malacanthus. 142. Scarus, Callionotus, Odax. Fünfzehnte Familie der Stachelflosse: *Fistulari*. 143. Fistularia, Fistularia, Autostoma. 144. Centricus, Centricus, Amphisila. Zweite Ordnung der gewöhnlichen Fische: *Malacopterygii abdominalis*. Erste Familie der Weichflosse: *Cyprinoidi*. 1. Cyprinus, Cyprinus, Barbus, Gobio, Tinca, Cirrhinus, Abramis, Labeo, Cottopterus, Leuciscus, Chela, Gonorrhinus. 2. Cobitis. 3. Anableps. 4. Poccilia. 5. Lebias. 6. Fundulus. 7. Molinia. 8. Cyprinodon. Zweite Familie der Weichflosse: *Esoc*. 9. Esox, Esox, Galaxias, Alepocephalus, Microstoma, Stomias, Chauliodon, Salanx, Belone, Sairis, Hemirhamphus. 10. Exocoetus. 11. Mormyrus. Dritte Familie der Weichflosse: *Siluroidei*. 12. Silurus, Silurus, Schilbe, Mystus, Pimelodes, Bagre, Pimelodes, Synodontis, Agnoscus, Doras, Heterobranchius, Plotosus, Callichthys. 13. Malapterurus. 14. Platystacus. 15. Loricaria, Hypostoma, Loricaria. Vierte Familie der Weichflosse: *Salmonoidi*. 16. Salmo, Salmo, Osmorus, Malottus, Thymallus, Coregonus. 17. Argentina. 18. Characinus, Curimatus. Anostomus, Gasteropelecus, Plabuca, Serrasalmo, Tetragodon, Chaleos, Myletes, Hydrocyon, Citharus, Saurus, Scopelus, Aulopus. 19. Sternopygus. Fünfte Familie der Weichflosse: *Clupeae*. 20. Clupea, Clupea, Alosa, Chatoessus. 21. Gnathobolus. 22. Pristigaster. 23. Notopterus. 24. Engraulis, Engraulis, Thyssa. 25. Megalops. 26. Elops. 27. Butirius. 28. Chirocentrus. 29. Hydron. 30. Erythrinus. 31. Amia. 32. Sudis. 33. Osteoglossum. 34. Lepisosteus. 35. Polypterus. Dritte Ordnung der Fische: *Malacopterygii subbrachii*. Erste Familie der Weichflosse: *Gadoidei*. 1. Gadus, Merlangus, Merluccius, Lota, Motella, Brosimius, Brotula, Phycis, Raniceps. 2. Macrurus. Zweite Familie der Weichflosse. 3. Pleuronectes, Platessa, Hippoglossus, Rhombus, Solea, Monachir, Aethirus. Dritte Familie der Weichflosse: *Discoboli*. 4. Lepidogaster, Lepidogaster. Gobiosox. 5. Cyclopterus, Lampus, Liparis. 6. Echeineis. Vierte Ordnung der Fische: *Malacopterygii Apodes*. 7. Muraena, Anguilla, Ophisurus, Muraena, Sphagbranchus, Monopterus, Synbranchus, Alabes. 8. Laccopharyx. 9. Gymnotus, Gymnotus, Carapus, Apteronotus. 10. Gymnarchus. 11. Leptocephalus. 12. Ophidium, Ophidium. Fierasser. 13. Anmodytes. Fünfte Ordnung der Fische: *Lophobranchii*. 1. Syngnathus, Syngnathus, Hippocampus, Solenostoma. 2. Pegasus. Sechste Ordnung der Fische: *Plectagnathi*. Erste Familie: *Gymnodontes*. 1. Diodon. 2. Tetraodon. 3. Orthogoriscus. 4. Tridodon. Zweite Familie: *Sclerodermi*. 5. Balistes, Balistes, Monacanthus, Aluterus, Triacanthus. 6. Ostracion. Die zweite Reihe der Klasse der Fische: *Chondropterygii*. Knorpelfische. Erste Ordnung oder siebente der ganzen Ordnung. Mit freien Kiemen: *Sturiones*. 1. Acipenser. 2. Poly-

don. 3. Chimaera, Chimaera, Callorhynchus. Zweite oder achte Ordnung der Classe. Mit festhängenden Kiemen: *Selacii*. 4. Squalus, Scyllium, Squalus, Carcharias, Lamna, Galeus, Mustelus, Notidanus, Selache, Cestracion, Spinax, Centrina, Scymnus. 5. Zygaena. 6. Squatina. 7. Pristis. 8. Raia, Rhinobatus, Rhina, Torpedo. Raia, Trygon, Anacanthus, Miliobathis, Rhinoptera, Cephaloptera. Dritte Ordnung der Knorpelfische: *Cyclostomi*. 9. Petromyzon. 10. Myxine, Haptotrema, Gastobranchius. 11. Ammocoetes.

Dieses System hat der Begründer im Verlaufe seines größern Werkes hier und da etwas abgeändert, namentlich bezüglich der Stellung mancher Familie, auch sind in Folge neuerer Entdeckungen noch manche Gattungen dazu gekommen. Karl Bonaparte hat das Cuvier'sche System auch etwas abgeändert, und dasselbe namentlich mehr in Familien zerpalten; es würde uns indessen zu weit führen, wollten wir dasselbe aufnehmen. Man findet dasselbe in Den's *Fis* 1833. Ein anderes System hat Agassiz in seinem großen Werke: *Hist. nat. des Poissons fossiles*, aufgestellt, da dasselbe aber eben hauptsächlich die fossilen Fische betrifft, so gehört dasselbe in einen andern Artikel. (D. Thon.)

ICHTHYOMANTIE (*Ichthyomantis*), die Kunst, aus den Fischen zu wissen; *Ichthyomantis*, der diese Kunst übt, s. Wahrsagerei. (R.)

Ichthyomethya P. Br., s. Piscidia.

ICHTHYOMORPHITES (Paläozoologie), von *Ichthys*, Fischgestalt, mit der angehängten Endigung *ites*, war eine frühere Benennung für fischähnliche Steine, und für solche, welche Fischabdrücke enthalten. (H. G. Bronn.)

ICHTHYOPERIAE (Paläozoologie) nannte Hill längliche, abgerundet rhomboidale Fischabdrücke aus der Abtheilung der Fusoniten, welche man ihrer Form wegen mit Schotenfrüchten verglich, und *Lupd Siliquastrum* genannt hat. Vgl. *Ichthyodonten*. (H. G. Bronn.)

ICHTHYOPETRA (Paläozoologie), im Französischen *Ichthyopetre*, von *Ichthys* und *petra*, d. i. Fischein, hatte dieselbe Bedeutung, wie *Ichthyomorphites* und *Ichthyotrypichus*. (H. G. Bronn.)

ICHTHYOPHAGI. *Ichthyophagous* oder Fischefresser, eigentlich Nomen appellativum, ist anfänglich wol weder von einer besondern Wilderschaft verstanden noch gebraucht worden. Ähnlich sind folgende Benennungen: *Lotosphagen*, *Lotos*: oberste Fischefresser, *Rhiphophagen*, Wurzelfresser, *Spermatophagen*, Samenkörnerfresser, *Pithiophagen*, Lammensapfenfresser aus dem Reiche der Pflanzen, und aus der animalischen Welt: *Trophophagen*, Akefresser, *Kreophagen*, Kreisfresser, *Chelonophagen*, Schildkrötenfresser, *Hippophagen*, Pferdefresser, *Struthophagen*, Straußenfresser, *Akribophagen*, Heuschreckenfresser, *Elephantophagen*, Elefantenfresser, *Dysiphophagen*, Schlangeenfresser, selbst *Anthrophophagen*, Menschenfresser, und *Pampophagen*, Alles Essende. Diese und noch einige Benennungen anderer Art, wie *Troglodyta*, oder Höhlenbewohner, selbst *Macrobia*, Lang-

lebende, *Hamazobii*, oder Bagenbewohner u. a. m. haben ursprünglich nur appellative Bedeutung, und deuten auf die Culturstufe hin, auf welcher so benannte Völker standen; denn durch die Lebensweise wird jene bedingt. In der Geographia fabulosa spielen diese Namen eine bedeutende Rolle. Was nun die Fischefresser anbelangt, so wird man sie nie an Küsten, in der Nähe eines Meeres oder großen Flusses zu suchen haben. Besonders bevölkerte man damit die entfernten, also unbekannten Küsten des arabischen Meeresbogens in Asien und Afrika, und die südlichen Küstenländer des äußersten Ostens Asiens, am indischen Pelagus, am persischen Meerbusen, am erythräischen Meer. Es bedarf wol kaum der Bemerkung, daß auch den Fischefressern von den Griechen dieser Name wegen der Lebensweise gegeben, und damit zugleich angedeutet worden ist, daß sie auf der niedrigsten Stufe der Cultur standen. Denn nach den Grundrissen der Ethnologie müssen die Fischefresser im engeren Sinne zu den Jägervölkern gerechnet werden, diese stehen aber in der Entwidlung der menschlichen Natur tiefer, als die Nomaden und Ackerbau treibenden. So wird es klar werden, was Plinius von Alexander dem Großen erzählt, er habe allen Fischefressern am indischen Pelagus verboten, Fische zu essen¹⁾. Er wollte sie dadurch mehr und mehr entwildern und zu einer andern Lebensweise, zum Ackerbau, hinführen; wo nicht, so würde dieses Verbot so viel heißen, als ihnen verboten, zu leben, da die äußerst dürftige Küste fast weiter nichts als Fische zur Nahrung darbietet. Indessen Alexander wußte wohl, daß so arm die Gegend nicht war; denn aus dem Berichte des Nearchos über die Fahrt der Flotte Alexander's von der Mündung des Indos bis in die des Euphrats geht hervor, daß die wasserreichen Stellen des innern Landes an der Küste von Gedrosien wirklich bebaut wurden. Es sollten daher die Ichthyophagen zu dieser Lebensweise, deren Möglichkeit in jenen Gegenden ausgemacht war, sich wenden, weil ohne diese an keine weitere Bildung zu denken war. Alexander aber wollte den ganzen Orient hellenisiren, d. h. auf eine höhere Stufe der Cultur bringen. Die historischen Ichthyophagen, wenn wir so diejenigen Völker nennen dürfen, die bei den griechischen und römischen Geographen mit diesem Namen vorkommen, sind folgende: die *Ichthyophagi Aethiopes*²⁾, welche Ptolemäus in der *Regio Sinuorum* im äußersten Osten Asiens annimmt, und so tief stellt, daß sie südwärts den Äquator erreichen und nördlich bis an den Eingang zum Sinus Magnus (Meerbusen von Siam) sich erstrecken; es würden demnach diese Ichthyophagen alle Völker zwischen der Bai von Tonkin und dem Meerbusen von Siam umfassen, nur daß dieser Continent noch nicht den Äquator erreicht; ferner die schon erwähnten Fischefresser auf der Küste Gedrosiens am indi-

1) *Phn.* H. N. VI. 23: Ichthyophagos omnes Alexander vetuit plucibus vivere. 2) Äthiopien in Asien dürfen nicht Wunder nehmen, da man diesen Namen von allen Völkern Asiens und Afrika's gebraucht findet, welche in der heißen Zone leben, und nach dem Glauben der Alten das Verbrannte (Aethiops, im Griechische verbrannt) waren. Auf der Homerischen Weltkarte deswegen den ganzen Osten Äthiopien.

sehen Meere, welche Alexander kennen gelernt hat, die Pomponius Mela (III, 8, 4) Okenophagen oder Schitkroteneßer nennt, was, wie es scheint, ihm mit Ichthyophagen gleichbedeutend ist; sodann weiter hin nach Westen die Fischesser, welche die nordöstliche Küste des glücklichen Arabiens vom Eingange in den persischen Meerbusen bis zum Vorgebirge der Sonne und dem Volke Anarids bewohnten, und Plinius durch die Nachrichten des Königs Iuba beehrt dorthin ansetzt, Ptolemäus aber so andeutet, daß er wenigstens ihre Küste Sinus Ichthyophagorum nennt. Mit der neuen Geographie verglichen, würde diese Gegend einen Theil des jetzigen Hadshar in Arabien ausmachen. Am meisten bevölkerte man Afrika mit Ichthyophagen. An die Küste längs des arabischen Meerbusens, oberhalb Ägyptens und Äthiopiens, die man Troglodytæ (Land der Höhlenbewohner) genannt findet, sehen Strabon, Ptolemäus und Plinius Fischesser; ebenso setzt Ptolemäus Vergleiches an im südwestlichen Afrika, unterhalb einer Gegend, die er Gynopodromus nennt. Die meisten der oben genannten Völker, die nach der Lebensweise benannt wurden, finden sich in Afrika. (S. Ch. Schürli.)

ICHTHYOPHILUS Latreille (Crustacea), aus der Abtheilung der Cymothoidea, in der Ordnung Isopoda. Eine umfaßt die von Koch aufgestellte Gattung Nereocila und Livoneca *. Die Wandlungen derselben treten wenig hervor, die Augen streben seitwärts und sind wenig deutlich, die Fühler sind von einer Länge, der letzte Körperabschnitt fast dreieckig, mit zwei in zwei Seitenlappen endigenden Stielen als Blätter. Es gehört als Art hieher unter andern Cymothoa falcata Fabricius, Entomologia Syst. II, 504. (D. Thon.)

ICHTHYOPHUS Fitzinger (Reptilia), Schlangengattung aus der Familie Coecilioiden, oder aus Fink's Coecilia gefordert (Fitzinger, Classification der Rept. 1826). Durch den platten Leibesbau unterscheidet, enthält C. glutinosa L. und eine neue nicht charakterisirte Art, I. haplotis. Wahrscheinlich ist diese Gattung mit Epicrion Wagner's identisch. (I. d. Art.) (D. Thon.)

ICHTHYOPHTHALM (Apophyllit, Fischaugenstein, Albin, Mesotype épointée, Zeffeist). Diefes in die Familie der Zeolithen gehörige Gestein, das nach den verschiedenen Abänderungen seiner Krystallisation und Farbe oft ein sehr abweichendes äußeres Ansehen annimmt, hat eben dadurch Veranlassung zu verschiedenen Benennungen gegeben. Es findet sich mitunter dach, gewöhnlich aber krystallisirt. Als Stammskrystallisation kann man eine Quadratsäule mit Vorkantenecken von 104° 2' und Grundkantenecken von 121° annehmen, die selten ohne weitere Veränderung vorkommt, sondern gewöhnlich noch die Flächen eines in diagonalen Stellung befindlichen quadratischen Prismas zeigt, welches Abstumpfung der Polecken, oder der Grunddecken, oder beider zugleich bildet, ja bisweilen auch ganz allein (Zeffeist) vorkommt. Wird die

Abstumpfung der Polecken sehr stark, so entstehen tafelförmige Krystalle, selbst diese ganz und sind die Grunddecken abgestumpft, so ähneln die Krystalle dem Rhomben-Dodekaeder. Bei den dicken Massen bemerkt man gewöhnlich eine schalige Absonderung, der des Baryts ähnlich. Die Krystalle finden sich immer aufgewachsen, äußerlich lebhaft glänzend, von Perlmutterglanz, und kommen vollkommen durchsichtig, doch auch trübe und wolkig, ja mitunter (Albin) vollkommen undurchsichtig und wie verwittert vor. Ein Durchgang, parallel den Endflächen des Prismas, ist vollkommen und lebhaft glänzend, der unebene und fleckmüßige Bruch besitzt weniger Glanz. Die Härte unverwitterter Stücke steht der des Zappits gleich, das specif. Gewicht beträgt 2,33. Die Farbe ist gewöhnlich weiß, selten durch zufällige Verunreinigung grünlich und röthlich. Durch Reibung erhdrt der Ichthyophthalm Glaselctricität, vor dem Löthrobre entblättert er sich schnell, wird undurchsichtig, und schmilzt unter Aufblähen zu einem bläulichen Glase. In Säuren entblättert er sich und sein Pulver gelatinirt. Gehalt: 24,98 Kalk, 52,38 Kiesel, 5,37 Kali, 16,20 Wasser, 0,64 Flußsaure (Bergelius). Verhältlich in den Alkalienräumen basischer und wackernariger Gesteine, im Alumin, Meloph, Kalkspath, Prehnit, so auf den Karer-Inseln, in Grönland, auf der Insel Etke, im Kalfathale und auf der Seiserthale in Tyrol, bei Auffs in Böhmen. Auf Eagen von Magnetstein, im Gneise mit Feldspat, Kalkspath und Hornblende an mehreren Orten in Schweden, auf ältern Kalksteinen in Ungarn bei Draviska und Gyllowa. Auf Gängen mit Kalkspath, Stibit, Quarz und Bismut in Schiefergebirge bei Andreaberg auf dem Harze. (Gernar.)

ICHTHYOSARCOLITHUS (Paläozoologie), im Französischen Ichthyosarcolithe. Aus den Wörtern Ichth, Fisch, σαρξ, saarkos, Fleisch, und λίθος, Stein, zusammengesetzte Benennung, welche Desmarest, wegen der Formähnlichkeit einzelner Bruchstücke mit dem Muskeleisende mehrer Fische aus der Ecomber- und Gadusfamilie, einem fossilen Körper von problematischer Natur gegeben, welchen man inzwischen jedenfalls zu den Conchylien stellen zu müssen geglaubt hat, wo er schon nach Desmarest's Ansicht ein Hinderniß zwischen den, freilich sehr weit aus einander stehenden, Hippuritiden und Orthoceratiten abgeben sollte. Er charakterisirt dieses Gestein auf folgende Weise: testa recta, crassa, subtriangulari, intus septis obliquis semi-coniformibus et sinu s. siphone laterali praedita. Der abgerundete dreieckige Körper besteht nach Desmarest aus mehreren an einander gereihten Theilen, welche nichts anderes sind, als die Ausfüllungen aus einander folgender Kächer einer vielsamigen Schale, welche aber nebst den Schalenwänden aufgelöst worden ist, weshalb man auch diese Kerne meistens ganz getrennt und nur einzeln findet, und weder die ganze Länge, noch die Form der beiden Enden, noch die Oberflächeneigenschaften des Fossils kennt. Manche dieser Theilkerne haben 3" (und selbst 5") Länge; die Dicke scheint (nach Desmarest) bei gleichbleibendem Durchmesser von 2" bis zu 2" zu wechseln. Die beiden Endflächen dieser Kerne entsprechen der

*) Nicht Livoneca, wie in Voigt's Uebersetzung von Guvier's Thierreich steht. Vgl. die Originalabhandlung von Koch im Diet. des Sciences. Nat. t. 12, p. 351.

Form eines halben Kegels, und außen sieht man auf einer Seite einen Halbkanal über alle auf einander folgende Kerne herablaufen, welchen Desmarest als Repräsentanten derjenigen betrachtet, die bei den Hippuriten vorkommen. De Haan verwechselte dieses Genus mit seinem Rhabdites (Tyrantites *Montf.*), der keine Verwandtschaft damit hat. D'Orbigny machte später bekannt, daß er vollständige Exemplare von Ichthyosarcolithen besitze, welche regelmäßig scheibenförmig gewunden und mit vier bis fünf, jedoch nicht an einander liegenden Umgängen versehen, die durch ein Netzwerk von kleinen an einander liegenden, der Richtung der Umgänge folgenden Röhren getrennt würden, und deren letzte Kammer sehr groß und umfassend sei; er versprach in Kürze eine genauere Beschreibung davon bekannt zu machen, was aber noch nicht geschehen ist. Jenes Netzwerk wegen stellt er das Geflecht neben die Belemniten, indem er es mit ihrer faserigen Scheide verglich und die Schale selbst für eine innere erklärte. Über den Siphon gab er keinen weiteren Aufschluß. Eine Bogenkrümmung erkennt man in der That auch an dem von Desfrance abgebildeten Fragmente. Bouland erklärte im J. 1831 die Ichthyosarcolithen für Bröcklein oder Kerne von langen Hippuritenarten; eine Ansicht, für welche der nebartig-röhrlige Bau der Schale und die in größeren oder kleineren Abständen vorkommenden Scheidewände sprechen würde, womit aber die spirale, insbesondere die regelförmig scheibenartige Gestalt — er berührt diese Form gar nicht — wenig vereinbar zu sein scheint. Nach ihm finden sich die Ichthyosarcolithen im Departement der Charente mit vielen Retinen und Trigonien in einem oolithischen Gesteine, dessen Körner aus Alveoliten, Miloliten und Melonien bestanden, die sich aber schlecht mit den vorigen Versteinerungen vertragen, indem jene der Oolithformation und der Kreide, diese aber, so viel bekannt, nur tertiären Bildungen angehören. Die letztere Angabe verdient daher eine wiederholte Bestätigung. Die meisten Verhältnisse scheinen auf Oolithformation zu deuten, welcher aber freilich die Hippuriten gänzlich fremd sind.

Eingige Art: I. triangularis Desm. l. c. *Defr.* 549. I. angularis D'Orb. 78. und Rhabdites triangularis De Haan 160 *).

ICHTHYOSAUCROCOPROS (Paläozoöl.). nannte B. Budland die fossilen Excremente der Ichthyosauren (s. d. folg. Art.).

ICHTHYOSAURUS (Paläozoologie) (ἰχθύς — saur — Fischeichse, Fischese) hat König in London ein

ausgestorbenes Sauriergeflecht genannt, eine der sonderbarsten Bildungen, welche man je aus ihren Fossilresten wieder zusammengefest hat. Als Cuvier 1808 und 1809 die ersten Resultate seiner Untersuchung über die Reptilienreste bekannt machte, waren ihm diese Überbleibsel noch gänzlich fremd. In seiner Sammlung waren noch Theile von diesen Thieren zu finden. Im J. 1812 entdeckte man zuerst zwischen Lyme Regis und Charmouth in Dorsetshire den 4 Fuß langen Kopf und im folgenden Jahre gegen 60 Wirbelsäulen nebst Rippen und Schulterblättern eines gegen 17 Fuß langen Skeletts, welche in Buckle's Sammlung kamen und 1814 von Everhard Home in den Philosophical Transactions beschrieben und abgebildet wurden mit dem Bemerken, daß das Thier, von welchem sie abstammten, durch die Verlängerung des Unterleibes hinter dem Schädel und die Form des Schulterblattes den Krokodilen, — durch die biconcave Form der Wirbel, durch die unregelmäßige Anlenkung des Unterleibes an den Schädel mittels eines flachen Knochens und durch die Lage der Nasenlöcher an der Basis der Schnauze den Fischen ähnlich sei. Auch fügte er irrig hinzu, daß es einestheils nicht die Nachbildung der jungen Zähne in den alten, wie die Krokodile, besäße, indem die letztern zwar kohl, aber nur mit Kalzphosphat erfüllt gefunden würden, und daß es sich anderntheils den Fischen durch positive Ritzmale, durch die einfache Anfügung der Rippen an die Wirbel, welche keine Hebung und Senkung derselben beim Atmen mit den Lungen gestalte, und durch den gegliederten Knochenbau der Sclerotica (welcher aber den Fischen keineswegs zusteht), noch näher anschliesse; kurz, daß es mehr Fisch als Reptil sei. Die Entdeckung einer fast vollständigen Vorderextremität im J. 1814 ließ ihn auch hieran mehr Ähnlichkeit mit den Haien, als mit andern Thieren wahrnehmen. Im J. 1818 entdeckte Home das Brustbein und dessen Ähnlichkeit mit dem des Drachentonschus; er wurde hierdurch auf seinen Irrthum rücksichtlich der Anfügung der Rippen aufmerksam. Ein im J. 1819 ihm zugekommener Schädel ließ die Nasenlöcher an der früher gewöhnlichen Stelle nicht erkennen; er schrieb seine ehemalige Angabe daher einer Täuschung zu (wohin ihm spätere Forscher nicht beipflichteten), und glaubte sie nun am Ende der Schnauze zu finden. Ein vollständiges Skelett gab ihm Aufschluß über manches bis jetzt zweifelhafte Verhältniß und zeigte ihm zwei Paar Brustfüße; er gewohnte nun auch das Proteus, Siren u. Axolotl ebenfalls biconcave Wirbel, wie die Fische, besitzen, und wies dem Genus daher den Namen Proteosaurus (obgleich der ältere Name Ichthyosaurus ihm nicht unbekannt geblieben) und seine Stelle unter den Reptilien zu. Die endliche Entdeckung eines, wenn auch nicht ganz gut erhaltenen Bedens, des einzigen Theiles, der noch zum Skelett mangelte, ließ ihn auch daran eine Verwandtschaft mit den Krokodilen bemerken. Alle vor ihm beschriebenen Reste sind später nie auf bestimmte Arten zurückgeführt worden.

Compare und De la Beche wurden in den Jahren 1821 und 1822 durch ihre Untersuchungen über das unter ganz gleichen Verhältnissen aufgefundenen Genus Ple-

*) Desmarest, Journ. de Physique, de Chimie et d'Histoire naturelle. 1817. Jul. LXXXV. p. 56. pl. II. f. 2. 10. *Defr.* Dictionnaire des Sciences natur. 1821. LXXI. 549. 550. Atlas. Conchyliologie, pl. XII. t. 1. pl. XII. f. 2. — *Haan*, Leichen. De Haan, Monographie Ammonitum et Goniatum specim. (Lugd. Bat. 1825.) p. 40. 160. *Desmarest* d'Orbigny, Tableau méthodique de la classe des Cephalopodes. (Paris 1826.) (Extrait des Annales des sciences d'Histoire naturelle. 1826. Janv.) p. 77—79. *Roemler*, Actes de la Société Linnéenne de Bordeaux. Bulletin de la Société géologique de France. 1831. I. Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie u. 1832. S. 564.

niosaaurus zur Vergleichung von Ichthyosaurus geleitet. Der erste definierte beide Genera scharf, stellte sie in eine durch Rudersfüße ausgezeichnete Reptilienordnung, Anolisauri, zusammen, welche er an die Krokodile angeschlossen, entwarf Zeichnungen der restaurierten Skelette von beiden und bewahrte dem Namen Ichthyosaurus sein Prioritätsrecht. Beide Autoren unterscheiden nach Zähnen vier Arten dieses Geschlechts (Geol. Transact. B. I. pl. XV).

Cuvier hatte zur Aufführung dieses Genus nur wenig thun können, da nur wenige Überbleibsel in Frankreich vorkamen. Er erwähnte jedoch die Arbeiten der Briten, wies die Artverschiedenheiten auch im Schädel nach und berichtigte einige zweifelhaft gebliebene Punkte, besonders was die osteologische Verwandtschaft mit andern Wirbelthieren betrifft.

Jäger wies 1824 die Überreste der Ichthyosaurien in Teutschland, insbesondere zu Boll im Württembergischen, nach; bald nachher fand man sie auch zu Bang in Franken. Die Entdeckung der fossilen Excremente durch Buckland 1829 gab über die Ernährungsweise dieser Thiere erwünschten Aufschluss.

Die von Combeare aufgestellte Ordnung der Enalisaurier behielten in ihren Systemen auch Geoffroy unter dem Namen der Ichthyosauri und Kämpfer (1826) als Familie der Ichthyosauriden bei, der ihnen ihre Stelle in seiner Ordnung der Loricaten neben den Crocodiloideen gab; obgleich sich zweifeln läßt, daß sie die unbewegliche Zunge und die Schilderbedeckung besaßen, welche in seinem System die Loricaten von den Eidechsen (Squamaten) unterscheiden.

Wagler aber verband 1831 die ausgestorbenen Genera Ichthyosaurus, Plesiosaurus und Ornithocephalus als hypothetische Familie Hedraeoglotti oder Hasztygler mit den noch jetzt bestehenden sogenannten Ronotremen zu einer eigenen Classe der Greife, deren Stelle zwischen den Säugern, Vögeln und Amphibien sein soll, welche er charakterisirte durch „freie Lungen, Eierlegen, (ohne Debrüthen) und Ähmung oder Auspuffung der Lungen und welche sich noch durch die Bildung des Brustbeins mit dem Randknochenleiste auszeichnen.“ Der Name Ichthyosaurus schien ihm nicht mehr passend in dieser Classe; er ersetzte ihn daher durch Gryplus, Greif.

Die Arten sind übrigens bis jetzt nur wenig charakterisirt, nur auf die Verschiedenheit ihrer Zähne gegründet, ohne daß man in der Regel die entsprechenden Charaktere in andere Körper theilen könnte. Die Ichthyosauren besaßen die Schnauze des Delphins, die Flossenfüße der Wale, die Zähne der Krokodile, Kopf und Brustbein der Eidechsen. Wenn sie daher auch als Reptilien fortbestehen, so ist ihre systematische Stellung doch sehr zweifelhaft, denn dieselbe Combination heterogener Elemente, wie im ganzen Skelet, wiederholt sich nicht selten auch in einzelnen Theilen desselben. Im Ganzen haben sie Eidechsenform, jedoch eine längere Schnauze, größere Augen, einen kürzern Hals, vier Füße, nur zum Rudern bestimmt und gebildet wie die Seitenflossen der Cetaceen, und eine Länge von 5' bis 40'. Davon beträgt der Kopf $\frac{1}{2}$, der Hals und Krumpf $\frac{1}{4}$, der Schwanz $\frac{1}{4}$.

X. Græff. t. II. n. 5. Zweite Edition. XV.

Der Kopf ist groß, mit lang und spitzulaufender Schnauze, welche fast allein durch zwei große, die meisten Zähne tragende und in ihrer vordern Hälfte durch eine Naht mit einander verbundene Intermaxillarknochen gebildet wird, indem von Außen die Maxillarbeine nur an der hintern Hälfte derselben noch einen schmalen bis unter den vordern Augenwinkel reichenden und mit wenigen Zähnen besetzten Rand bilden und von Innen die zwei spitzgehenden Nasenbeine von hintereine eine Strecke dazwischen treten. Die Nasenöffnungen liegen in Form länglicher Spalte im obern Rande der Zwischenkieferbeine, noch begrenzt von den Nasenbeinen und vordern Stirnbeinen. Die Stirnbeine, Wangbeine, Hinterhauptbeine, Halsbeine, Keil- und Flügelbeine sind fast wie bei den Eidechsen, zumal den Iguanen, beschaffen. Auch ist die Schläfengrube einfach wie bei den Eidechsen, aber die Thr- und Schläfengegend zeigt einige eigenthümliche Charaktere, insbesondere die Einsenkung der Augenbohle durch das vordere und das hintere Stirnbein und das Jochbein; die Abcheidung der Schläfengrube durch das Schläfen- und das Mastoidbein; die Verbindung des Schläfenbeins mit dem Paulenbeine, welches den innern Theil der Gelenkfläche für den Unterkiefer bildet; die Vertümmung der Gehörknöchelchen auf das Fußblatt des Steigbügels. Die auffallendsten Charaktere an diesen Schädeln sind die ungleichern Augenhöhlen (in einem Falle bis 14" engl. weit) für Nacht Augen, und der aus 13 Gliedern bestehende Knochenring, welcher die Sclerotica nach Born verläßt, wie bei den Vögeln, Schildkröten und Eidechsen, mit Ausschluß der Krokodile und Fische. — Ein Quadratbein, wie alle Eidechsen haben, konnte zwar Wagler nicht finden, doch gibt es Combeare an und zwar nicht lose bloß aus Mastoidbein, wie bei den Lacerten, sondern fest mit dem Mastoid- und andern benachbarten Knochen verwachsen, wie bei den Krokodilen.

Die Unterinnade ist verlängert, spitz; beide Äste sind bis über die Hälfte ihrer Länge mit einander verwachsen, dabei nicht merklich getrümmt, hinten über das Gelenk hinausragend (Krokodil); der Kronenfortsatz ist lange nicht so stark als bei den Lacerten, und kaum stärker als beim Krokodil, aber statt der großen ovalen Grube der letztern doch nur ein Auschnitt am Rande für den Mastfetter. Die sechs Knochen, welche wie bei andern Reptilien ebenen Äst zusammenstehen, sind durch Schuppennähte, wie bei den Fischen mit einander verbunden. Zwischen Äst durchzieht ein Kanal der Länge nach, aus welchem am vordern Ende eine regelmäßige Reihe von (9) Löchern für den Durchgang der Unterfiefermerven und Gefäße (statt der unregelmäßig gestrichelten bei den Krokodilen, Combeare), nach der äußern Fläche geht.

Die Zähne sind alle kegelförmig, ihre Krone mit Schmelz überzogen und längs gestreift (Krokodil), übrigens mehr oder weniger spitz, dünne, gebogen, rund, je nach Verschiedenheit der Arten. Ihre Wurzel ist tiefer, gestreift, aber ohne Schmelz. Innen ist die Krone sehr lange Zeit hohl, während die Wurzel früh schließ und verknöchert. Sie stehen nicht in getrennten Zahnhöhlen (verschieden vom Krokodil), sondern lose anhängend in einer

Klingenfurche der Kinnladen, auf deren Grunde allein schwache Vertiefungen die Stelle der einzelnen Zähne andeuten. Das Nachwachsen der jungen Zähne erfolgt wie beim Krokodil, doch mit dem Unterschiede, daß bei letzterem der junge Zahn in der natürlichen Höhle der Zahnwurzel erscheint, während er beim Ichthyosaurus erst allmählig die solide Wurzel des alten zerstören muß, um in dessen Krone eindringen zu können und ihn zuletzt abfallen zu machen. Gonybeate hat jederseits über 30, Home über 45 Zähne in einem Kieferaste an, welche hinterwärts bis unter die Augenhöhlen reichen.

Am Kieferbeine sind die zwei vordern Ecken knochen, groß, prismatisch, zwischen ihnen befindet sich eine knöcherne Scheibe, welche breiter als lang und hinten ausgerandet ist. Von ansehnlichen Kiemenbogen keine Spur.

Die Wirbel sind sehr zahlreich, 70, 90—100 und darüber, wovon ungefähr die eine Hälfte vor, die andere hinter das Becken gebört. Halbwirbel unterschieden Geyon fünf, von welchen Atlas und Axis von früh an mit einander fest verwachsen sind, indem sie zugleich auf ihren sonst ebenen Gelenkflächen sich wechselseitig entsprechende Erhöhungen und Vertiefungen besitzen, welche die Drehung der Wirbel an einander unmöglich machen. Ihre untern Seiten bilden zwei gegen einander geneigte (in der Mitte vertiefte), Flächen, zwischen welche sich ein überzähliges (Subvertebral-) Knöchelchen einstellt; ein ähnliches kleineres liegt unter dem dritten Wirbel. Durch diese Bildung wächst die Stärke des Rückens auf Kosten seiner Beweglichkeit. Die Wirbelsäule nimmt vom Atlas an bis zum fünften Halswirbel im Durchmesser ab, von da bis zu den mittlern Rückenwirbeln zu. — Die Wirbel haben mehr die Form wie bei den Gataceen, Fischen und Molchen, als bei den Eidechsen und Krokodilen. Sie sind alle gleichförmig gebildet, der Querdurchmesser ist stets größer, oft zwei- bis dreimal so groß, als die Achse des Wirbelkörpers. Mit diesem verwächst der Ringtheil niemals fest, sondern um eine größere Beweglichkeit der Wirbelsäule zu gestatten, verbindet er sich nur lose, gelenkartig damit, ist daher im Hohlzustande gewöhnlich ganz davon getrennt mit Hinterlassung einer rauen Fläche auf jeder Seite, so lang als die Markhöhle ist. Oben besitzt derselbe einen zusammengedrückten Dornenfortsatz, der im Anfange der Wirbelsäule so hoch als der Wirbelkörper selbst ist, und fast überall so lang als dieser, und schieb, stehend. Diese Fortsätze zusammengewonnen bildeten daher eine fast ununterbrochene Leiste längs der Wirbelsäule. Jeder Fortsatz trägt seine hintere Basis auf den folgenden Wirbel und hat daher vorn auch seinerseits einen wagerechten Vorsprung, statt der Gelenkfortsätze bei den Säugethieren. Ringtheile, Dornenfortsätze und Gelenkvorsprünge verkleinern sich hinten an der Wirbelsäule gegen den Schwanz hin immer mehr. Die Querfortsätze fehlen oder werden bei gewissen — den mittlern — Wirbeln erst durch zwei Höckerchen, welche von den Seiten des Wirbelkörpers, und etwas näher gegen dessen vordern Rand liegen. Das stärkste derselben sitzt oben an der Ringtheil an und dient zur Anlenkung des Gelenkhockers der Rippe; das schwächere steht etwas tiefer und ist ein wenig ausgehöhlt; es

dient zur Anlenkung des Gelenkknopfes der Rippe. So von dem ersten bis zum 18. mit Rippen versehenen Wirbel; bei den folgenden senkt und nähert sich das obere Höckerchen immer mehr gegen das untere. Beim 31. ist es noch gewölbt, aber schon weit unten; beim 43., dem Becken nahe, sind beide noch getrennt, aber beide klein und ausgehöhlt, welche Verhältnisse jedoch je nach den Arten früher oder später eintreten können. Dann verschmelzen beide Höckerchen mit einander zu einer länglichen Erhöhung. Hinter dem Becken hat jeder Wirbel nahe an der Ringtheilnabe nur noch ein kleines ausgehöhlttes Höckerchen, das sich bis zum spitzigen Schwanzende immer mehr verkleinert. Dieser Wirbel ohne Ringtheil, wie man sie gewöhnlich findet, ähnelt in Form den Gelenkflächen, im Umriss und in den Maßverhältnissen sehr den Steinen des Damenbetts. Die Dimensionsverhältnisse der Wirbel sind jedoch nach Stellung und Art einigen Wechseln unterworfen; ihr Quermesser steigt bis zu $\frac{1}{2}$ “, und darüber.

Die Rippen sind sehr schlanke, nicht zusammengedrückt, fast dreikantig. Fast alle sind oben gabelförmig, in einen Gelenkknopf und einen Gelenkhöcker getheilt. Es gab dergleichen an allen Wirbeln vom Halste bis zum Becken, wie bei den Eidechsen. Die meisten des Rumpfes wenigstens umschlossen den Leib reißförmig, indem sie sich nach Home unter von beiden Seiten her unmittelbar vereinigten und verwuchsen.

Brustbein und Schulterblatt sind im Wesentlichen wie bei den Eidechsen beschaffen. Das Brustbein besteht 1) aus einem unpaarigen Hauptknochen, welcher vorn wie ein T ausgebreitet ist, ähnlich wie der Monitor und Drachthorhynchus; 2) an beide Äste dieser Ausbreitung fügen sich mittels einer schiefen Raht zwei ziemlich starke gebogene Schlüsselbeine an; 3) jederseits an der Basis des T und etwas auf derselben fügen sich die großen sächerförmigen und sehr breiten Rabenschwanzknochen an, welche an ihrem äußern Theile, da sie an den Schulterblättern anliegen, schmal werden. Auch das Schulterblatt ist gegen diesen Knochen hin etwas sächerförmig ausgebreitet, wird aber dann schmaler und krümmt sich gegen den Rücken. Am vordern Ende ist noch ein Höcker zur Stütze gegen das Schlüsselbein.

Vorderfüße. Am gemeinschaftlichen Ende von Schulterblatt und Rabenschwanz bildet die Gelenkvertiefung für den Oberarmknochen, welcher dick, kurz, oben am Kopfe aufgetrieben und gerundet, in der Mitte dünner, unten breit und platt ist. Beide Vorderarmknochen sind breit, platt und sehr kurz. Handwurzel und Mittelhand bestehen aus einer Querreihe von drei, und dann zwei Querreihen von je vier Knöcheln, welche alle platt, (hier: bis fünf-) eckig, plattenförmig an einanderliegend und breiter als lang sind. Daraus folgen fünf bis sechs Längentreiben oder solcher, gegen die Spitze hin immer kleiner werdenden Knöchelchen, und eine andere kleinere (zusammengesetzte) bildet den Vorderhand. Jede dieser Längentreiben enthält über 20—30 Knöchelchen, die vordern mehr als die hintern; an einem von Home abgebildeten Exemplare zählt man deren im Ganzen über 200. Diese Füße

mussten äußerlich nicht getheilt geschnitten haben; innerlich waren die Knochen nicht an einander gelenkt, sondern (mittheils Knorpelmasse!) verwachsen.

Das Becken ist am wenigsten bekannt, nach Home dem der Krokodile ähnlich; es ist schwächer als der Brustapparat.

Die Hinterfüße sind kleiner als die vordern. Das Obersehenkelsbein ist kleiner, zuweilen nur halb so groß als das Oberarmbein, aber diesem ähnlich in Form. Ebenso beide Unterschenkelknochen den Vorderarmknochen. Auf sie folgen zwei Querstrahlen mit je drei und fünf, und fünf Längenstrahlen mit je 18—20 und mehr Knöcheln, wie an den Vorderfüßen beschaffen.

Eine Schuppe: oder schildartige Bedeckung des Körpers scheint nicht vorhanden gewesen zu sein; neben so vielen andern seinen Theilen würden sich auch davon Spuren, wenigstens Abdrücke in den zu ihrer Erhaltung so geeigneten Schiefergesteinen gefunden haben.

Das Ende des Darmkanals muß wie bei vielen Knorpelfischen immer mit einer spiralen Klappe versehen gewesen sein, durch welche der Durchgang der Excremente durch denselben verzögert wurde. Dies ergibt sich aus der Betrachtung der fossilen Excremente selbst.

Diesen fossilen Excrementen oder Koproolithen hat Buckland den Namen Ichthyosauruskoprolithen gegeben. Er fand sie in denselben Gesteinsschichten, wie die Ichthyosaurusknochen selbst, theils noch zwischen den Gerippen in der Eingeweidegegend, wo sie fast nie fehlen sollen, theils im Gestein zerstreut, theils in einer der tiefsten Gesteinsschichten in solcher Menge zusammengehaufte, daß dieselbe in einer Mächtigkeit von einigen Faden und einer Horizontalerstreckung von mehrten englischen Meilen (in Gloucestershire) bis zur Hälfte daraus zusammengefest erscheint. Diese Excremente sind daher den Steinbrucharbeitern wohl bekannt; sie nennen sie „Bezoarsteine.“ Sie sind hart, länglich von Form, auf dem muschelligen Bruche glasartig glänzend, außen aschgrau bis schwarz von Farbe. Sie sind etwa wie der Kern eines Fossus spiral gewunden, mit drei bis sechs um eine Achse liegenden, einander theilweise umschlingenden Umgängen, welche durch oben erwähnte Spiralklappe des Darmkanals gebildet werden. Seltener sind sie zerbröckelt oder formlos. In ihrem Innern enthalten sie Schuppen von Dapedius und andern Fischen, Knochen und Zähne von Fischen und kleinen Ichthyosauren, Ringen, welche entweder als die Wirbelskörper kleiner Fische oder als die bornartigen Ringe in den Eingeweiden von Cephalopoden zu betrachten sind, endlich eine feinspierrartige Materie, der sie ihre dunkle Härde verdanken, wegen der sie Dillwyn Graecum nigrum (im Gegensatz von Graecum album der Fossilen) nannte. Procent fand sie aus 0,25—0,50—0,75 phosphorsaurem Kalk, aus kohlensaurem Kalk, etwas Eisen, Schwefel und festerer Materie zusammengesetzt. Sie sind mit den Koproolithen anderer Thiere vermischt, auf Tafel XXVIII—XXX im fünften Bande der neuen Reihe der Geological Transactions abgebildet.

Die kräftigen, ungetheilten Rußfüße und ihre fischartige Gestalt machten diese Thiere zu ebenso geschickten

Schwimmern, als unfähig aus Land zu kommen. Durch einen Sturm auf die Küste geworfen, vermochten sie nicht sich wieder ins Wasser zurückzugeben. Sie konnten daher nicht einmal, wie die Schildkröten, um Eier zu legen, aus Land kommen. Sie lebten gesellig zu mehreren Arten beisammen, nach den ihnen beigegebenen Fossilstrahlen zu urtheilen, nie in Süßwassern, sondern nur im Meere. Sie näherten sich von andern kleinen Meeresthieren, sogar von solchen ihres eignen Geschlechts, hauptsächlich von Fischen und Cephalopoden. Ihre Gewandtheit im Schwimmen, ihr scharfes Gesicht bei Nacht und die Weite ihres Rachens setzten sie in den Stand, sich solche leicht zu verschaffen. Ihre Größe, ihre Stärke, ihre Schwimmorgane und ihr kräftiges Gebiß ließ sie auch größere Feinde nicht fürchten. Um Luft zu schöpfen, kamen sie an die Oberfläche des Wassers, wo sie, im offenen Meere ohne Verfolger, einen Theil ihres Schädels mit den Nasenöffnungen emporstecken mußten. Dort war ihnen auch jede Umpanzung ihres Körpers unnöthig. Am häufigsten haben sie an der Stelle des jetzigen Englands gelebt; seltener in Irland, in Nordfrankreich, in Franken und Schwaben, und — wenn anders das Genus richtig bestimmt ist, in mehreren angrenzenden Ländern.

Ran findet sie hauptsächlich in dem Gebirge der Pateschiefer (durch ganz England, aber am häufigsten in Dorsetshire zu Lyme Regis und Charmouth; in C. Prévost gab eine besondere Abhandlung darüber; in Somersetshire zwischen Bath und Bristol im Avenhale; am Emsford, Gloucester, Leicester, in Northumberland zu Newcastel; in Nordfrankreich im Calvados, zu Honfleur; in Schwaben zu Dornheim, Boll, Heiningen, Göttingen, Zell; in Franken zu Altdorf und Bamberg; auch vielleicht öfter in den Doliten, im Kimmeridgeone etc. Die Angaben des Vorkommens im Russische Reich, Deutschlands und Frankreichs, und in Kreide Frankreichs und Nordamerikas bedürfen wiederholter Prüfung hinsichtlich der Bestimmung des Genus, da die fossilen Knochen der ersten wohl meistens dem Nothosaurus und Ureosaurus, die der letzteren ebenfalls andern Geschlechtern von Reptilien und selbst Fischen anheimzufallen dürften.

Es ist schon bemerkt worden, daß die meisten bisher beschriebenen und abgebildeten Ichthyosaurusreste noch nicht einzeln bestimmten Arten zugewiesen worden sind. Ran kann sie theils mit Hilfe der historischen Einleitung zu diesem Artikel, theils durch Nachsuchen in den ihm angehängten literarischen Angaben leicht auffinden, da hier die Abbildungen immer bemerkt sind. Auch die sieben bis jetzt im Rias angegebenen Arten sind nur in einzelnen ihrer Theile genauer verglichen und unterschieden worden; nach den übrigen vermag man noch nicht sie zu erkennen, aus welchem Grunde sie selbst vielleicht noch auf eine geringere Anzahl zurückzuführen sein würden. Einige andere Species sind auch nur kaum angedeutet worden. Die Arten aus andern Formationen endlich sind aus innern Gründen sehr zweifelhaft schon hinsichtlich des Genus.

a. Arten aus dem Riaschiefer.

1) *Ichth. communis.* 1. *communis* de la Beche und Conybeare in Geol. Trans. A. V, n. 594 und B.

I. 108, pl. XV, f. 8, 13; XVI, 8—14; XLIX, 6. in Philos. Transact. 1819. p. 209—216. pl. XV. I. tenuirostris de la Beche und Conybeare in Geol. Trans. B, I, 108, pl. XV, f. 10. und Vol. II, 27. Cuv., Oss. foss. V, II, 447 und 463. pl. XXVIII, f. 1, 6, 7, 8. pl. XXIX, f. 6, 7, 8, 9. Jäg., Rept. p. 6—21, 46—48, t. I, f. 4; II, 9—12, 15—21. v. Mandelst. Alb. 32. Nicht sehr groß; Schnauze sehr lang und dünn, Zähne viel schlanker als bei den übrigen, gebogen, fast ungestreift. Gwiver besitzt davon ein kleines Skelett von 3 $\frac{1}{2}$ Fuß Länge, wovon der Kopf 1 $\frac{1}{2}$, der Rumpf 1 $\frac{1}{2}$, der Schwanz 1 $\frac{1}{2}$ misst; die vordere Seitenextremität hat mit den Dactylomochlen 7 $\frac{1}{2}$ Länge auf 3 $\frac{1}{2}$ Breite, die hintere ist etwas kürzer und schmaler. Dann bestehen mehrere andere und viele einzelne Theile des Skeletts in Birch's, Home's, de la Beche's Sammlung, mitunter von 8' langen Individuen stammend. Am Schädel ist das Mandibel so breit, als lang, hinten ganz abgeplattet, und besitzt nur vorn ein rundes Loch. Am Keilbein ist der hintere Rand etwas gerundet und dabei finden sich zwei entfernt stehende Löcher. Findet sich im Kias von Dorsetshire und um Boll.

4) Ichth. intermedius. I. intermedius Conybeare Geol. Trans. B, I, 108, pl. XV, f. 9. pl. XVIII. (Schädel). De la Beche ib. II, 27. Cuv., Oss. foss. V, II, 447 und 463, pl. XXIX, f. 2—5. Jäg., Rept. 10, 11, 16, 20, 46; t. I, f. 4. v. Mandelst. p. 32. Nicht sehr groß; oberer Theil der Zähne viel spitzer als bei I. communis, mit weniger erhabenen Streifen, aber weniger schlank als bei I. tenuirostris. Schädel, Unterkieferknochen, Zähne, Theile des Brustbeins u. s. bestehen in den Sammlungen Cuvier's, de la Beche's, u. A. Sie deuten auf Individuen bis von 8' Länge hin. Am Schädel ist das Mandibel kurz und platt; das runde vordere Loch desselben steht hinterwärts in eine Spalte fort, die sich in ein zweites Loch erweitert. Das Keilbein hat hinten zwei etwas entfernt stehende Löcher, unten keinen Kiel, und ist rechtwinklig abgeschnitten. Im Kias von Dorsetshire und um Boll.

2) Ichth. platyodon. I. platyodon de la Beche und Conybeare in Geol. Trans. B, I, 108, pl. XV, f. 7, XVI, 1—7, und Vol. II, 27. Cuv., Oss. foss. V, II, 447 sq. 463, pl. XXVIII, f. 3—5. Jäg., Rept. 16. v. Mandelst. Alb. 32. Größte Art, der obere Theil der Zähne zusammengedrückt, scharf zweischneidig, mit abgeglätteten Längsstreifen. Auch hiervon besitzt man einige ziemlich vollständige Skelette, worunter eins von 20'; dann viele Schädel, Zähne und andere Körpertheile, welche mitunter auf Individuen von 40—50' Länge und darüber hindeuten. Hauptfisch in den Sammlungen Mariens Anning (das große Skelett), Capt. Birch, de la Beche's, zu Paris u. c. Am Schädel ist das Mandibel verlängert, und sein Hintertheil ohne Loch, das Keilbein ist unten der Länge nach gespalten, der Hinterrand stumpfwinklig abgeschnitten, dabei zwei Löcher. Die Wirbel haben bis 5 $\frac{1}{2}$ (Jäg.), 5 $\frac{1}{2}$ (Cuv.), und 6 $\frac{1}{2}$ engl. (Davis), Breite; die Unterkiefer bis 8' Länge. Diese Art fand sich in Dorsetshire (Rony), in Somersetshire (Bath), Northumberland (Newcastle), und in der Umgebung von Boll (eine Reihe von 6' 8" breiten Wirbeln").

3) Ichth. tenuirostris. Proteosaurus Fr. Home in Philos. Transact. 1819. p. 209—216. pl. XV. I. tenuirostris de la Beche und Conybeare in Geol. Trans. B, I, 108, pl. XV, f. 10. und Vol. II, 27. Cuv., Oss. foss. V, II, 447 und 463. pl. XXVIII, f. 1, 6, 7, 8. pl. XXIX, f. 6, 7, 8, 9. Jäg., Rept. p. 6—21, 46—48, t. I, f. 4; II, 9—12, 15—21. v. Mandelst. Alb. 32. Nicht sehr groß; Schnauze sehr lang und dünn, Zähne viel schlanker als bei den übrigen, gebogen, fast ungestreift. Gwiver besitzt davon ein kleines Skelett von 3 $\frac{1}{2}$ Fuß Länge, wovon der Kopf 1 $\frac{1}{2}$, der Rumpf 1 $\frac{1}{2}$, der Schwanz 1 $\frac{1}{2}$ misst; die vordere Seitenextremität hat mit den Dactylomochlen 7 $\frac{1}{2}$ Länge auf 3 $\frac{1}{2}$ Breite, die hintere ist etwas kürzer und schmaler. Dann bestehen mehrere andere und viele einzelne Theile des Skeletts in Birch's, Home's, de la Beche's Sammlung, mitunter von 8' langen Individuen stammend. Am Schädel ist das Mandibel so breit, als lang, hinten ganz abgeplattet, und besitzt nur vorn ein rundes Loch. Am Keilbein ist der hintere Rand etwas gerundet und dabei finden sich zwei entfernt stehende Löcher. Findet sich im Kias von Dorsetshire und um Boll.

5) Ichth. grandipes. I. grandipes Sharpe, Proceed. of the geol. soc. Lond. 1890. 6 April. Von dieser Art haben sich keine Zähne zur Vergleichung mit den vorigen gefunden, aber der Dorsaltheil des Schädels von der Nasenöffnung an rückwärts, das Schulterblatt, der fast ganze vordere Fuß und die Wirbelsäule bis zum Anfang des Schwanzes mit fast allen Darmfortsätzen, Alles zu einem Skelett gehörend. Es scheint von einer besondern Art abzustammen, die sich auszeichnen würde: a) durch das an der ganzen Wirbelsäule gleichbleibende Verhältniß zwischen Länge und Breite der Wirbel = 5:3; b) durch die Größe des Vorderfußes, der mit dem Hinterarm 1 von der Länge des ganzen Tieres (mit oder ohne Schwanz) haben mußte. (Auch bei I. tenuirostris mit derselbe 1—1 vom ganzen Tieres.); c) durch die fast

*) W. v. Fischer's 19' langer und 7' tiefer Ichthyosaurusjahn von den Ufern des Eozänflusses scheint Cuvier's ein Elefantens

jahn, obgleich derselbe unten eine 7' tiefe Höhle besitzt; Gwiver hat ähnliche.

runde, statt eckigen Form der Knochen der Fußknoche. Aus dem Eias bei Stratford im Avontdale.

6) Ichth. conformis. I. conformis Harlan im Journ. Philad. III. 338, pl. XII, f. 6—8. Brewst. Journ. I. 382. Féruus, bullet. IV, (1825) 131—132. ? I. conformis Fleming, Brit. anim. (Edinb. 1828) 154; Woodw. 38. Ein Unterkieferstück im Museum von Philadelphia aus Somersetshire. Es ist relativ dick, als bei den vier ersten englischen Arten, 1" lang, 0,6" hoch und 0,5" breit. Es trägt Zähne von verschiedener Länge, die größten 0,3" über die Wurzel reichend, genau kegelförmig, gerade, dicht der Länge nach gekreuzt; ihre Wurzel ist walzenförmig, hohl und ungetreift. Im Ganzen sind noch sechs Zähne vorhanden, deren wechselseitige Abstände in der gemeinschaftlichen Längsreihe ihren Durchmessern gleichkommen. Es haben mit denen des I. communis am meisten Ähnlichkeit, sind aber dicker und gerader.

7) Ichth. latifrons. I. latifrons König, Leon. foss. secutiles, f. 250. Woodw. 38. Da die Fortsetzung des genannten Werkes von König durch den Buchhändler nicht zu erhalten ist, so kenne ich diese Art nur aus dem Gitate von Woodward. Diese Art soll aus dem Eias von Waldrton, Rottw. stammen.

8) Ichth. Cuv., Oss. foss. V, II, 464, pl. XXIX, f. 10 (11). Noch ein Keilbein, das sich von denen der vier ersten Arten unterscheidet. Es ist sehr dick, fast halbkugelförmig gestaltet; die zwei es durchziehenden Kanäle vereinigen sich hinten zu einer queren gemeinschaftlichen Öffnung. Obere und seitliche Occipitalbeine sind dabei. Aus Eias?

*) Ichth. macrospondylus. Jäg., teste Mandelst. Alb. p. 32, aus dem Eias der Gegend von Boll, ist wahrscheinlich dieselbe Thierart, welche Jäger früher Crocodilus Bollensis oder f. v. Meyer Macrospondylus Bollensis genannt haben.

B. Arten aus Kimmeridgethon.

9) Ichth. ... Cuvier bildet Halswirbel ab, welche sich von andern durch ihre außerordentliche Kürze auszeichnen, indem sie nur $\frac{1}{2}$ so lang als breit sind. Er bemerkt, daß sie vom Kimmeridgethon stammen, und Compere sie ihm gegeben habe, (Oss. foss. V, II, 468, pl. XXVIII, f. 11, 12, 13). Bei letztem kann ich nicht auffinden, wo von denselben die Rede wäre; wol aber führt er solche Pleiosauriden an, deren Abbildung aber wenig mit der Cuvierschen übereinzustimmen scheint.

C. Zweifelhafte Arten aus der Kreideformation.

10) Ichth. Missouriensis. I. Missouriensis Harl. Trans. Amer. phil. Soc. 1834, N. S. IV, 405. Trans. Philad. geol. Soc. 1834. I. James, Edinb. Journ. 1834, XVIII, 28—40. R. Zährb. f. Mineral. 1835, 368; 1836, 106. Ein Vordertheil von Ober- und Unterkiefer mit den Zähnen. Die Länge des Zwischenkieferbeins, welche weit über das Ende der Kieferbeine vorsteht, unterscheidet das 4" lange Schädelstück dieser Art vor allen andern in Nordamerika gefundenen. Die noch anhängenden Theile der Kieferbeine enthalten jedenfalls noch drei über

der Wurzel abgebrochene Zähne. Die Zwischenkieferbeine enthalten deren jederseits zwei, ebenfalls abgebrochene. Wachstum und Wechsel der Zähne sind wie bei andern Ichthyosauren beschaffen. (Die Americ. Philos. Trans. enthalten mehr Details.) Ein Felsbändler hatte auf dem Heimwege von Rocky Mountains am Zusammenflusse des Yellowstone mit dem Missouriflusse im Missourigebiete das 70" lange Skelet eines Reptils in einem Felsschen finden gesehen und von dem 3—4" langen Kopfe desselben diese vorragende Spitze abgebrochen, welche er an Major Ware in St. Louis überlassen. Dies Gestein gehört nach Harlan dem secundären Gebiete der „subcretaceous“ Gruppe an. Sollte dieses Stück wirklich die Spitze der Schnauze darstellen, was wir ohne Zuhilfenahme des Originalauflasses nicht entscheiden können, so sind offenbar die Zwischenkieferbeine mit ihren nur 2 Zähnen jederseits noch viel zu kurz für einen Ichthyosaurus.

*) Ichth. ... Patty, Géol. d. Seine infér. p. 340, pl. XV, f. 1, 8. Patty führt in der untern Kreide des Unterseinedepartements bei Rouen Knochen und Koprolithen von Ichthyosauren an. Allein die letzten sind wenig bezeichnend und zeigen der davon gegebenen Abbildung zufolge die spirale Winbung des Ichthyosauruskopfes nicht. Auch die fossilen Knochen sind abgebildet und darnach zu urtheilen vom Verf. wahrscheinlich für reifenständliche Knochenstücke der Reptilienfüße angesehen worden. Aber die erste der Reiben zeigt Knochen, welche verhältnismäßig zu den übrigen viel zu sehr in die Quere vergrößert sind, und alle scheinen, wenn es die Zeichnung richtig ausdrückt, einen unebenen Schmelzüberzug zu besitzen. Es sind daher wahrscheinlich Gummendrüsen irgend eines Fisches. Dafür werden sie auch auf der Abbildung selbst erklärt.

L i t e r a t u r .

F. Leydi Lithophylacell Britannici Ichnographia, pl. XXII, XXIII. — E. Home, Some account of the fossil remains of an animal more nearly allied to fishes than any of the other classes of animals. Lond. Philosophical Transact. 1814, II, p. 571—577, pl. XVII—XX. (Schädel, Brust, Rippen, Wirbel.) Fj., Some further account of the fossil remains of that animal. Ibid. 1816, p. 315—321, pl. XIII—XVI. (Wirbel, Rippen, Reptilienfüß.) — Ej., Additional facts respecting the fossil remains of the same animal etc. Ibid. 1818, p. 24—32, pl. II. (Brustbein.) — Ej., An account of the fossil skeleton of the Protosaurus, Ibid. 1819, p. 209—211. — Ej., Reasons for giving the name Protosaurus to the fossil skeleton, which has been described. Ibid. 1819, p. 212—216, pl. XIII, XIV, XV. (Schädel, Brust, ganzer I. tenuirostris.) — Ej., On the mode of formation of the canal for containing the spinal marrow, and on the form of the fin of the Protosaurus, Ibid. 1820, p. 159—164, pl. XV, XVI. (Schädel, Reptilienfüß.) — Ff., Compere (and de Beche), Notice of the discovery of a new fossil animal forming a link between the Ichthyosaurus and Crocodile, together with general remarks on the Osteology of the Ichthyosaurus. London Geological Transact. 1821. Old series V, p. 559—561 und 594, pl. XL, f. 1—12. (Restaurirter Schädel.) — Ej., Additional notices on the fossil genera Ichthyosaurus and Plesiosaurus, Ibid. 1822. New series, I, 103—118, pl. XV, f. 4—10, 12, 18, pl. XVI, XVII, XX und pl. XLIX, f. 6, 7. (Alle Zähne, zwei Schädel, Reptilienfüß, restaurirter Schädel.) — De la Beche, Ibid. II, 27. — Parkinson, Outlines of Oryctology, (London 1822) p. 269—295. — G. Cuvier, Ichthyosaurus, in den Recherches sur les os-

semens fossilis. 1824. V. II, 447—475 und 355—358. p. XXVIII et XXIX. (Die versteinerten Thiere). — G. Jäger, Die Ichthyosauri sive Protosauri fossilia speciminibus in agro Bolleni in Württembergia reperitis, cum tab. II. (Schädel und Skelett). Stuttgart. 1824. fol. (Ouv. I. c. p. 452). — *Martini*, Journal of the Academy of natural science of Philadelphia. VI, 338. — *Brewster*, Journ. I, 382. — *Férussac*, Bulletin des sciences, nat. 1825. III, IV, 151. 152. — *Const. Prévost* (Ernährungsverhältnisse zu Epine Argis), Ballet, de la Société philomathique. 1825. p. 167—170. Jahrb. 1826. S. 356—359. — *Estel* im Würtemb. landwirthschaftl. Correspondenzblatt. 1824. VI, 29. — *G. Young* (Schädel in seinem Aufzuge über das Kratichel von Edinb.), — *Jameson*, Edinburgh philosoph. Journ. 1825. XIII, 78—81. — *Früger*, Urweltliche Naturgeschichte. (Ludwig. 1825.) I, 344. — *Koenig*, Icones fossilium sectionis. (Lundob. fol.) N. 250. — *Wiegner*, Neue Classification der Reptilien nach ihren natürlichen Verwandtschaften. (Wien 1825. 4.) S. 8. 9. — *G. v. Weser* in Kärner's Archiv. VII, 181. — *Zeischelt* für Mineralogie. 1827. I, 245. — *G. Jäger*, über die fossilen Reptilien, welche in Württemberg aufgefunden worden sind. (Stuttgart. 1828. 80.) S. 7—21. 39—42. Tab. I, II. (mit einigen Steinen). III, 4. — *Pearson*, History of the British animals. (Königsberg 1828.) p. 154. — *Soll*, Handbuch der Petrefactenkunde. (Dresden 1829. 12.) S. 89. — *W. Buckland*, On the Discovery of Coprolites or fossil faeces in the Lias at Lyme Regis etc. — *Proceedings of the London geol. Society*. 1829. p. 142. — *Transactions of the London Geological Society*. 1831. II, 221—236. — *Houw*, Journal de Géologie. 1830. I, 1—19. pl. 1. — *Prout* (Xenotus bay), Geolog. Transact. III, 237. 238. — *Houw*, Journ. I. c. S. 7. *Woodward*, Synoptical table of the British organic remains. (Lond. 1830.) p. 36. — *Hilum* in Quarterly Journal of Science. 1830. April. p. 64. — *R. Pfeffmann*, Organog. u. organog. Verhältnisse des neuvorwelt. Thierreichs. (Berlin 1830.) II, 454. — *Kögler's* Naturhistor. System der Amphibien. (Wilm. 1830.) S. 1. 60. 74. — *Jahrb. d. Mineral.* 1831. S. 217—220. — *G. v. Weser*, Jahrb. für Mineralogie. 1831. S. 75. — *Pauzy*, Description géologique du Département de la Seine inférieure. (Rouen 1832. 4.) p. 340. — *Goldschmidt* in v. Dechen's Beschreibung von d. la Roche's Handbuch der Geognosie. (Berl. 1832.) S. 405. 480. 453. 457. — *G. v. Weser*, Palaeologia per Genus in der Erde. (Frankfurt 1832.) S. 110. 111. 215—216. 348. — *R. Harlan*, Transactions of the American philosophical Society. 1834. N. 8. IV, 404 sq. Dann wieder in Transactions of the geological Society of Philadelphia. 1834. I. — *Jameson*, Edinb. u. philos. Journ. 1834. XVII, 342—352. — *Reuss* Jahrb. für Mineral. 1835. S. 368. 1836. S. 106. — *Pharmann* (Reuss Jahrb. für Mineral. 1835. S. 55). — *d. Mandelslo*, Mémoire sur la constitution géologique de l'Alto de Wurtemberg. 1835. 4. p. 31. — *Gray Kyrion* (Structure des Genies). Lond. u. Edinb. philos. Magaz. 1835. VI, 414. 415. 1836. IX, 500. — *Reuss* Jahrb. für Mineral. 1836. S. 626. 1837. — *Ercell*, Reuss Jahrb. f. Mineral. 1836. S. 201. — *Brown*, Lethae. t. XXVI. l. 2. (H. G. Brown.)

ICHTHYOSIAGONES (Paläozoologie), von *Ichthys*, Fisch, und *siagor*, Kinnbaden, eine Benennung von Bourdet de la Rivière und später von Rüppell angewendet zu Bezeichnung des Geschlechtes Apterychus von Reyer, räthselhafte Körper, welche, schon den ältern Dryptologen bekannt, von Bertrand, Davila, Knorr, unter dem Namen Tellinoides, von Schlottheim unter der Benennung Tellinites, und von Parfion unter Trigouellites den Rufschen beigegeben, von DeLuc für Fischhäute, von Bourdet für ähnliche Überzüge der Kinnladen von Fischen gehalten, von Germar unter die Lepiditen gerechnet, von Reyer für die Schalen von Kopfmollusken erklärt, von Rüppell theils für innere Schalen einer mit Coriacea und mit Rimula verwandten Mollusken, theils für Dedel seines Pseudoam-

monites, und von Boly ganz neuerlich alle für Dedel von Ammoniten gehalten worden, und deren Ursprung noch nicht völlig entschieden scheint *). (H. G. Brown.) Ichthyosisis, f. Fischschuppenausschlag.

Ichthyosoma, Schlechtend. f. Sarcophytum. **ICHTHYOSPONDYLUS** (Paläozoologie), von *Ichthys*, Fisch, *ospondylus*, Wirbel, auch Ichthyspondylus; Benennungen, welche zuweilen zu Bezeichnung fossiler Fischwirbel gebraucht worden sind. (Vgl. Blainville, Fossile Fische, übers. v. Krüger. Leipzig. 1823.) S. 196.). Hierzu gehört auch Coelopterygium acule Goldfuss. (H. G. Brown.)

ICHTHYOTHERE nannte Martius (Brasil. Arz. weisß. S. 27) eine Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der 19. Linne'schen Classe und aus der Gruppe der Radiaten (Untergr. Eucnecion) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Reich klein, beiderseitig, stehende, aus der Fruchtbox mit Eucnecion befestigt; die Blüthen alle röhrenförmig; im Strahl stehen meist fünf weibliche, fruchtbare, deren Saum in sehr feine Franzen zertheilt ist; die Scheibenblüthen sind zahlreich, männlich, mit fünfzähligen Saume; die umgekehrt eiförmigen Achänen ohne Eamantone stehen zwischen den äußeren, concaven, vergrößerten Spreublättern des Fruchtbodens. Ichth. Cucumbi. die einzige Art, wächst in der Provinz Rio Negro Brasiliens, wo man sich dieses betäubenden Mittels zum Fischfang bedient (daher der Gattungname: *Ichthys*, *Ichthys*, fangen). Es ist ein pernützendes Kraut mit gegenüberstehenden, an der Basis stengelumsfassenden, sehr gefalteten Blättern und gedulst am Ende des Stengels stehenden, gestielten Blüthenköpfen. (A. Sprengel.)

ICHTHYOTYPOLITHUS (Paläozoologie), im Französischen Ichthyotopolite, von *Ichthys*, Fisch, *typos*, Bild, Figur, und *lithos*, Stein, d. i. Steine mit Fischgestalt, wurde früher in ähnlichem Sinne wie Ichthyosaurus gebraucht. (H. G. Brown.)

ICHTHYS, bei Ptolemäus *Ichthys* *typos*, ist in Elß eine flache Landspitze, bei welcher sich nördlich nach Melia (H. 3) der hypansische Meerbusen endigt. Nördlich demselben und nicht weit davon liegt die Landspitze Vibia, die nur als ein Seitenast des Ichthys zu betrachten ist. Westlich gegenüber liegt die Insel Zantabot. *Agathem*. I. p. 184. Im Strabon hat Palermus die Lesart *Ichthys* richtig in *Ichthys* verbessert. Es ist daher richtig, die Landspitze Ichthys nicht an den Fluß Alpheus, oder gar auf dessen südliche Seite zu setzen, da er von demselben weit ab nördlich liegt. Es war ein Ankerplatz bei dieser Landspitze. Nicht weit davon lag die Stadt Vibia. Jetzt heißt Ichthys Castell Torrese. Vergl. Note 2 im 2.

*) Bourdet, Notice sur des fossiles inconnus, qui semblent appartenir à des plaques maxillaires de poissons, dont les analogues vivants sont perdus, et que j'ai nommés Ichthyosagones. (Paris et Genève 1822. 4.) 8 pp. 1 lithogr. *Reptilien*, *Reptilien* und Beschreibung einiger neuen oder wenig bekannten Reptilien aus der Kalksteinerformation von Ercellhofen. (Frankfurt 1829. 4.)

Lb. von Strabon's Erdbeschreibung, verteufcht von Großfurd S. 25 fg. (*Pet. Friedr. Kaanjiener.*)
Ichtungen. f. Jechtingen.

Ichu. f. Jarava Ichu.

ICIANI (Icianorum). Eine aus dem Jtiner. Anton. bekannte Stadt in der Britannia Romana, 18,000 Schritte nördlich von Billä Kaustini, 35,000 Schr. südlich von Camboritum, 105,000 Schr. nördlich von Conandinum (London), die zum Gebiete der Ieleni (f. d. Art.) gehörte. Ichorow in Rosoff hält man für das alte Iciani. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICICA. So nannte Kubit (Guj. I. p. 337) mit einem karaischen Worte eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Kinn'schen Classe und aus der Gruppe der Dursferren der natürlichen Familie der Zerebintheen. Char. Die Blumen meist zwittrig; der Kelch vier oder fünfzählig, stehenbleibend; vier oder fünf, an der Basis breite Corollenblättchen sind auf einer drühsigen Scheibe eingefügt; acht oder zehn Staubfäden; der Griffel kurz, mit vier oder fünf Narben; die leberartige, zweibl. fruchtschließige Frucht enthält vier oder fünf einsamige, steinharte, in einem drei liegende Nüsschen; der Eingeiße Körper scheint zu fehlen. Die 16 noch wenig bekannten Arten sind im tropischen America, die meisten in Gujana einheimisch; nur zwei zweifelhafte Arten, *Iceia dentata* und tinoricensis *Candolle* (Prodr. II. p. 78) wachsen in Ostindien. Die Iceiaarten sind hargene Bäume mit unpaariggestellten Blättern, meist einzeln, in den Achseln stehenden Blüthenständen und weißen Blumen. Ihr Harzsaft dient zu ärztlichem Gebrauche; ihr Holz wird anstatt des Weirauchs verbrannt (Bois d'eneens und Cèdre der französischen Pflanzler); ihr süßer Fruchtbrei wird gegessen. Die wichtigsten Arten sind folgende: 1) *Ice. icariba Cand.* (l. c. p. 77. *Icecariba Margraf et Piss.* *Almeida* der brasilischen Portugiesen, *Amyris ambrosiaca Linn.* fil. suppl. ?) ein großer brasilischer, unserer Buche ähnlicher Baum, gibt wahrscheinlich, wenigstens zum Theil das amerikanische Elemidary (*Resina Elemi*). 2) *Ice. guianensis Aubl.* (l. c. t. 131., *Amyris guianensis Willdenow* sp. pl.) und 3) *Ice. heptaphylla Aubl.* (l. c. t. 130., *Amyris ambrosiaca Willd.* l. c.), beide Balbbäume von 30 Fuß Höhe in Gujana lassen nach Verwundungen einen harzigen, sehr wohlriechenden Saft fließen, welcher an der Luft zu einem blasgelben, minder wohlriechenden Harze eintrocknet. Das frische, flüssige Harz (*Hywara* der Eingebornen) soll nach Hancock ein treffliches Mittel wider den Husten sein. 4) *Ice. heterophylla Cand.* (l. c. l. *Aracouchini Aubl.* l. c. t. 133., *Amyris heterophylla W.* sp. pl.), ein kleiner Baum am Flüsse Guru in Gujana, gibt nach Hancock ebenfalls ein flüssiges, terpenartiges, sehr wohlriechendes, beifträftiges Harz. 5) *Ice. Tacamahaca Humboldt, Bonpland et Kunth* (Nov. gen. VII. p. 33), ein kleiner Baum in den Ebenen von Südamerika, liefert ein wohlriechendes Harz, eine Art des amerikanischen Tacamahaka. 6) *Ice. Carasä H. B. et K.* (l. c. p. 37), eine unvollständig bekannte Art am Flüsse Temi in den Orinocoemissionen, gibt ein blasgelbes, starkriechendes, flü-

siges Harz, welches die Eingebornen Mararo oder Caranja nennen; das echte, sonst in der Heilunde berühmte Caranjaharz kommt aber wahrscheinlich von einem andern Baume. Bgl. auch die Art. *Amyris* und *Elophrium*.

(*A. Sprengel.*)

Icecariba Margraf. f. *Iceia*.

ICILIA LEX. Dieses römische Gesetz wurde bald nach den legibus sacratim im J. 261 nach Rom's Erbauung auf den Antrag des Volkstribuns *Epurius Icilius* unter dem Consulate von *Titus Cerganius Maccrinus* und *Publius Minucius Augurinus* gegeben, und bestimmte, daß Niemand es wagen solle, einem zum Volke rebenden Volkstribun zu widersprechen, oder ihn überhaupt zu unterbrechen. Wer es dennoch thun würde, der solle den Volkstribunen Bürgen dafür stellen, daß er die Geldstrafe, die sie ihm dictiren würden, zahlen wolle. Wer aber keine Bürgen stellen würde, dessen Haupt solle dem Tode verfallen, sein Eigenthum aber dem Dienste der Götter gewidmet sein. Für den Fall, daß über die Art und Weise der Geldstrafe Streit entstehe, solle das Volk selbst die Entscheidung darüber haben).

Verschiede von dieser, *lex Icilia* sogenannten *Lex Icilia*, welche zu den legibus tribunicis gehört, ist die unter den legibus miscellis vorkommende, spätere *Lex Icilia* de Aventino monte, welche im J. 317 nach Rom's Erbauung auf den Antrag des Volkstribunen *Lucius Icilius* unter dem Consulate des *Marcus Valerius Maximus* und *Spurius Virginius Tricostus* gegeben wurde, und bestimmte, daß der Aventinische Berg dem Volke (plebi) zur Erbauung von Wohnungen eingeräumt werden solle). (*Karl Ferdinand Vogel.*)

ICINIACUM, auch *Leiciniacum*, nach der *Tabula Peut.*, woraus Kruse *Leiciniacum* macht; eine Stadt in Bindeleien, am östlichen Ufer des Rhen (Rhe), nahe seiner Mündung in die Donau; nach Kruse jetzt Lechges münd, nach Bübel am der rechten Seite der Lechmündung bei Niederschönsfeld, nach Leichten 1½ Stunde nördwestlich von der Mündung des Lech an der Stelle des heutigen Izing. Bgl. *Bischoff's* vergleichendes B. B. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICIPO. Unter diesem brasilischen Namen führt Martgraf einen Strauch an, welcher vielleicht zu der Gattung *Tetracera* gehören mag. (*A. Sprengel.*)

ICUM. Bei Ptolemäus kommt ein Vorgebirge *Ἰκον ἄκρον* (vergl. d. Art. *Iccius Portus*) vor, welches wol nicht mit *Iccius Portus* einerlei sein soll, aber doch in der Nähe gesucht werden muß. Man setzt es in der Gallia Belgica südlich von *Iccius Portus*, nördlich von der Mündung der Samara, an, und glaubt, daß es das jetzige *Gris Ness* sei. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Iccius Portus. f. *Iccius Portus*.

ICKELSAMER (Valentin), ein in Ansehung seiner früheren Lebensumstände und persönlichen Verhältnisse ganz unbekannter Mann, lebte im Anfange des 16. Jahrh. Man weiß von ihm nur, daß er, durch einige, mit Karl-

1) Bgl. den Dion. v. Halicarnas VII, 10. 2) Bgl. Denf. X, 12, und *Strabo* III, 27.

stadt's und Münzer's Lehren in Verbindung stehende, schwärmerische Meinungen verleiht, im J. 1525 an dem Bauernaufstand in Franken Theil nahm; auch soll er die Unternehmungen der Bauern in einer Schrift, betitelt: Klage der christlichen Bruderschaft wider den wittenbergischen Geist, gegen Luther vertheidigt haben; mit ist indessen weder diese Schrift selbst, noch irgend eine genauere Nachricht von derselben zu Gesichte gekommen. Er muß in dem Bauernaufstand wenigstens nicht durch Thätigkeiten tiefer verwickelt gewesen sein, da wir von seiner gegen ihn gerichteten, persönlichen Verfolgung etwas erfahren: vielmehr ließ er sich, nach Beendigung jener Unruhen, in Erfurt häuslich nieder, wo er einige Jahre ganz ruhig lebte. Im Anfange suchte er zwar auch hier seine Irrlehren auszubreiten, und verursachte dadurch einige Störung der öffentlichen Ruhe; doch fand kein gewaltsames Verfahren gegen ihn statt; nur ließ sich der delatante Justus Menius, der damals als Pfarrer in Erfurt lebte, mit ihm in einen theologischen Streit ein, worin es ihm gelang, Ickelsamer von seinen Irrthümern zu überzeugen und zurückzubringen. Dies hatte denn auch seine Ausöhnung mit Luthern zur Folge, wie man aus einem Briefe Luthers an Menius (dat. Montags nach Laurentii 1527) sieht, worin jener schreibt: er habe Ickelsamer alles vergeben, noch ehe ihn dieser darum gebeten¹⁾. Von Ickelsamer's weitem Schicksal ist nichts bekannt. Daß er, jene Schwärmereien abgerechnet, ein verständiger und denkender Mann gewesen, sieht man aus zwei von ihm verfaßten, wenigstens für ihre Zeit höchst merkwürdigen Schriften, nämlich: 1) Grammatica, daraus einer von ihm selbst nach lesen lernen, mit allen dem, so zum teutschen Lesen und desselben Orthographie ohne Mangel und Überschuß, auch andern viel mehr zu wissen gehört. Auch etwas von der rechten Art und Etymologia der teutschen Sprache und Wörter, und wie man die teutschen Wörter in ihre Theile theilen und zusammen durchfallen soll. D. D. u. J. 8.). Als der erste Versuch einer deutschen Sprachlehre sehr merkwürdig. 2) Vom Wandel und Leben der Christen in göttlicher Furcht und guten Werken, welches leider noch so wenige beweisen, darin aber ein frommer, gottesfürchtiger Vater seine Kinder unterweist nachzufolgen dem Exempel des Kindes Jesu u. s. w. Gedruckt zu Erfurt zum schwarzen Horn vor der Krämerbrücke, 1529. 4. In Gesprächsform eingetheilt; einer der ersten Versuche, auf häusliche Erziehung zu wirken²⁾. (H. A. Erhard.)

ICKSTADT, auch ICKSTATT (von), 1) Johann Adam, Frhr. v. l. Er wurde den 6. Jan. 1702 zu Bodenhausen, einem Dorfe bei Espeln im Mainischen, geboren, wo sein Vater, bürgerlicher Herkunft, einen ziemlich einträglichen Eisenhandel betrieb. Nachdem er Anfangs die Schulen zu Espeln und Ebernfeld besucht hatte, kam er im J. 1711 nach Mainz, wo die geistlichen Bildungsanstalten seiner Lernbegierde bald ein weiteres Feld eröffneten. Doch auch dies genügte seiner Lernbegierde noch nicht, vielmehr führte ihn der Wunsch, die Philosophie überhaupt und Mathematik insbesondere so vollständig wie möglich lernen zu lernen, im J. 1715 nach Paris, wo er den Unterricht Peter Varignon's u. A. in dieser Hinsicht trefflich benutzte.

Wie wenig er aber durch so abstracte Studien dem wirklichen Leben entfremdet worden, bewies er im J. 1719 durch den Eintritt in französische Kriegsdienste, die er bald mit den österreichischen vertauschte, und wo er von unten auf als gemeiner Soldat das wechsellöblich militärische Thun und Treiben sich anschaulich machte. Aber auch hierin begünstete ihn, nach der Aussage seiner Gefährten, auf dem Nachposten sowol wie in das Feldlager, die Liebe zu den Wissenschaften. Und ebenies das dann freilich wieder Anlaß dazu, daß er, um ruhige Benutzung der gewonnenen Schätze des Wissens für sich möglich zu machen, im J. 1721 die Kriegsdienste quittirte. Er begab sich zunächst nach England und unterrichtete hier zu London und Bristol junge Leute in den Sprachen und in der Mathematik, um hierdurch seinerseits immer mehr sich in dieser Beziehung selbst auszubilden, und benutzte zu gleichem Zwecke den freundschaftlichen Umgang mit Isaac Newton. Hiernach folgte im J. 1724 eine Reise durch Schottland und Irland, wodurch das stille Durchdenken des gesammelten Stoffes sehr wesentlich befördert ward. Nun erst kehrte er (1725) in sein teuthes Vaterland zurück, und begab sich nach Marburg, um hier Christian von Wolff, der eben in der Blüthe seines Ruhmes stand, über Philosophie zu hören, und gleichzeitig von den beiden dortigen Juristen Baldschmidt und Homberg zu Nach tiefer in das Gebiet der Rechtswissenschaft eingeführt zu werden. Weid's gelang ihm so wohl, daß er die Ehre hatte, bei der Feier des hundertjährigen Stiftungsjubiläums der Universität Marburg 1727 mit mehreren Andern honoris causa zum Doctor der Philosophie ernannt zu werden. Er bediente sich auch sehr bald des hierdurch erlangten Rechtes, akademische Vorträge halten zu dürfen, und trat als Privatdocent im Gebiete der philosophischen und mathematischen Wissenschaften auf; doch kehrte er 1729 von Marburg nach Mainz zurück, weil er als Katholik hier die Behandlungsart der Jurisprudenz im Sinne seiner Glaubensgenossen genauer lernen konnte, als in Marburg. Im J. 1730 promovierte er zu Mainz als Doctor der Rechte und erhielt auch schon 1731 zu Würzburg eine Professur der Rechte sammt dem Hofrathscharakter. Sein heilsamer Einfluß auf die damals zu Würzburg übliche Studienweise wurde namentlich durch die ihm ertheilte specielle Erlaubniß verstärkt, über einige Compendien der neuen protestantischen Rechtslehrer Vorlesungen halten zu

1) Luthers Briefe, herausg. von de Wette. 3. Ab. S. 190. 2) Diese Grammatik mochte wol im J. 1527, und dann wahrscheinlich zu Erfurt, als Ickelsamer's damaligem Aufenthaltsorte, erschienen sein, da die Grammatik, von welcher Luther in dem angeführten Briefe, unmittelbar nach der vorher obgedachten Bekräftigung an Ickelsamer, spricht, den Umständen nach, keine andere als die oben genannte sein kann. 3) Da ich diese beiden höchst seltenen Schriften nicht selbst vor mir habe, sondern sie nur aus einer, von dem ehemaligen, bekannten erfturischen Geschichtsforfcher Wotchkmann herrührenden, handschriftlichen Collezionaren-Sammlung kenne, so konnte die Titel nicht in der eigenthümlichen Orthographie mitgetheilt werden, wiewol übrigens für die Richtigkeit der Angaben zu sehen ist.

bedürfen, wie z. B. über die Institutiones Juris Publici von Vittricius, das Jus Belli et Pacis von Hugo Grotius, Pufendorf's Naturrecht, Struv's Jurisprudentia publica, Brunnaquell's Rechtsgeschichte etc. Denn auf diese Weise konnte er wenigstens indirect manche neue Idee in Umlauf bringen, welche bis dahin seinen katholischen Landsleuten ganz fremd geblieben war. Die große Wädigung, mit welcher er sich seines Vortraches bediente, führte ihn übrigens bald in einen neuen Wirkungskreis; da er im J. 1740 von dem damaligen Kurfürsten von Baiern und nachherigen Kaiser Karl VII. den Antrag erhielt, dessen Sohn in den Staatswissenschaften zu unterrichten, und gleichzeitig eine Stelle als Hofrath und Professor der Rechte zu Ingolstadt mit einem Jahresgehalte von 2500 Thalern zu übernehmen; worauf er auch sogleich einging, obgleich er fast zu eben der Zeit einen Ruf zur Übernahme des Syndicats der freien Reichsstadt Eöln und sehr vortheilhafte Bedingungen bekam. Hiermit verflocht sich nun J.'s ferneres Schicksal zugleich in das seines nummehrigen Landesheerrn; da er unter andern bei dessen am 7. Dec. 1741 zu Prag erfolgter Proclamation zum Könige von Böhmen Beisitz erhielt, dieser Handlung als neu ernannter königl. böhmischer Hofrath nebst zwei Kanzellarien ex officio beizuwohnen, bei der darauf folgenden Huldigung mancherlei Aufträge erhielt, und nach deren Vollziehung zum zweiten Beisitzer in der böhmischen Kammer ernannt ward.

Er ging hierauf bald mit dem neuen Kaiser nach Frankfurt, und wurde von diesem, der ihm schon zu Prag das Adelsdiplom gegeben, im J. 1743 zum Reichshofrath ernannt. Zwar erlitt er sich seine Geschäftsführung in diesem Posten mit dem Tode Karl's VII. im J. 1745, allein er wurde hierauf zum Beisitzer des in München errichteten Reichsovicariatsgerichts ernannt, und erhielt fast gleichzeitig den Geheimenrathscharakter sammt dem Vicepräsidium bei dem Revisionsrathe daselbst, wo der Kurfürst, sein ehemaliger Zögling, persönlich präsidirte.

Im J. 1746 wurde J. Director der Universität Ingolstadt, sowie Professor des Staats-, Natur- und Völkerrchts, und der ökonomischen und cameralistischen Wissenschaften daselbst, und nahm daher von nun an hier seinen wirklichen Wohnsitz. Um sich in diesem neuen Wirkungskreise gleich im Voraus auf eine bestimmte Art anzukündigen, ließ er eine kleine Schrift unter dem Titel drucken: Entwurf einer vernünftigen akademischen Lehrart, nebst gegenwärtiger Verfassung der Juristenfacultät zu Ingolstadt (1746. 4.), worin er namentlich den mathematischen demonstrativen Vortrag seines ehemaligen Lehrers Wolf auch für die Jurisprudenz empfahl.

Dass er übrigens durch seinen Ruf das Emporkommen der Universität wesentlich beförderte, läßt sich nicht in Abrede stellen; allein es würde ihm dies wohl noch in einem weit höhern Grade möglich gewesen sein, wenn er sich hätte entschließen können, in Rede und Schrift etwas freimüthiger zu Werke zu gehen. Es ist dies ein Punkt, den schon Moser nach seiner aufrichtigen Denkart bei seinem Urtheil über J. mit Recht nicht unerwähnt gelassen hat ¹⁾.

Auch findet sich der Beleg dazu in mehreren seiner Schriften, welche eine absichtliche Beschränkung und Verdunkelung des zu Grunde liegenden sachgemäßen Urtheils verrathen. Namentlich ist dies der Fall mit seinem publicistischen Programm: De Jure Statuum Imperii expellendi et transportandi subditos, diversam a territorii domino religionem amplectentes; quo, quae circa emigrationis religionis causa legibus Imperii publicis constituta sunt, pleraque methodo mathematica demonstrat (Ingolst. 1735. 4.), welches daher auch, besonders von Seiten protestantischer Rechtsgelehrter, vielen Widerspruch erfuhr; wie unter andern die von Engau, in dem Programm: An cives religionis causa emigraturi quant transplautari (Jen. 1740. 4.), und von Joh. Christoph Rudolph in der Dissertation: Observationes de jure emigrandi et transmigrandi subditorum eorumque expulsionis et transplantationis in genere (Erl. 1755. 4.), mit Recht dagegen vorgebrachten Einwurfe deutlich beweisen. Ebenso wenig ist in Abrede zu stellen, daß die vorstehende Uebersetzung der Wolff'schen demonstrativen Lehrart auf die Jurisprudenz, welche namentlich von J. ausging, dem gründlichen Studium der Rechtswissenschaft mehr geschadet, als genützt hat ²⁾. Doch bewirkte sein Auftreten für die katholischen Länder allerdings mehr als eine wichtige Verbesserung der hergebrachten Jurisprudenz, und eben dies sichert ihm bleibende Anerkennung in der Literaturgeschichte. Er starb zu Ingolstadt den 22. April 1768 ³⁾.

1) Moser sagt über J.'s Schrift S. 109 seines Critikens der jetzt lebenden Rechtsgelahrten (Büdingh 1739): „J.'s Schrift ist ein vernünftiger und geschickter Mann, denn es war an mehrer Reichthum schill, zu schreiben, was er denkt.“ 2) Nähere Nachrichten über die eifrige Vertheidigung der demonstrativen juristischen Lehrart durch J.'s Schrift finden sich in der „Historie der demonstrativen juristischen Rechtsgelahrtheit“ von Den. Reitelsh. in dessen Beiträgen zu der juristischen gelehrten Historie. I. Bd. (Halle 1756.) S. 569. 575. 585 und 587. 3) Vgl. über ihn die ausführliche Biographie in Weidlich's universalen Nachr. von den jetzt lebenden Rechtsgelahrten. Bd. III. (Halle 1759.) S. 85–71. Die vorzüglichsten seiner Schriften sind unter dem Titel gesammelt: Joh. Ad. de lestatate, Opuscula juridica varii argumenti (Ingolstadt u. Augsburg 1747–59. 4.) 2 Bde. Besonders Interress hat darunter noch jetzt das Specimen jur. civ. de laesione enormi in contractu emptionis venditionis recte computanda (Ingolst. 1734. 4.), und in den Opusculis Tom. I. p. 233–284, worin er von seiner eigenen Kenntniß der Mathematik Gebrauch macht, um die gewöhnliche Ansicht von der Berechnung der laesio enormis zu widerlegen. Auf die dagegen von Joh. Ulr. d. Cramer in dem Programm De laesione enormi recte computanda (Münster 1755. 4.) zur Vertheidigung der früheren Ansicht vorgebrachten Einwendungen antwortete J.'s Schrift in dem Schediasma apologeticum de laesione enormi recte computanda, quo modum, laesione enormem in emptione perinde atque in venditione ex dimidio veri et iusti pretii aestimandi, hanc ita pendens eo stabilitum, adversus ea, quae pro sententia contraria peculiari scripto arguit abieruntque J. C. Cramerus, amice defendit (Ingolst. 1755. 4.). Ubrigens wurden mancherlei Aachtertheide, mit der Stellung einetner, namentlich protestantischer Rechtskände nicht verträgliche Grundsätze J.'s Schrift, besonders von Joh. Jacob v. Moser, widerlegt. Vgl. die Schrift: Joh. Ad. Frdr. v. J.'s Schrift, Betrug der Landesherrschaft gegen den Mißbrauch der Capitulationen, Fandensverträge und Reversalien, aus d. latein. Origin. ins Teutche übers. u. mit Anm. 12

tem Material aufgeführt wurde. Allein bald wuchs sein Auf, die Gebäude wurden vermehrt, die Kirche vergrößert und ein Wödh- und ein Nonnenkloster nebst einzelnen Kapellen nach und nach erbaut. Aus den Ruinen der genannten und einiger später gebauten, Gebäude bestehen die jetzt noch vorhandenen Altherthümer. Wann die einzelnen Gebäude errichtet worden sind, kann man nicht bestimmt angeben; nur von der Kirche berichtet die Sage, daß sie gegen das Ende des 11. Jahrh. von der Königin Margarethe erbaut worden sei. Sie war für die damalige Zeit ein prächtiges Gebäude von guten Steinen, in Form eines Kreuzes gebaut, von Außen 164' lang und 34' breit; die beiden Flügel des Kreuzes innerhalb der Kirche 30' lang und 18' breit. Der Chor ist 60' lang; im Innern gibt es noch einige schöne Pfeiler, die nach gotthischer Weise mit Bildhauerarbeiten gezieret sind, welche mancherlei fantastische Scenen aus der Bibel darstellen. Unter andern findet man einen Engel mit einer Wage, worauf er Seelen wiegt, wobei der Teufel die eine Waagschale, worin sich das Genuß befindet, mit seiner Zunge niederdrückt. Auf dem Gesichte des Teufels malt sich ein schlaues und schadenfrohes Grinsen. In der Mitte der Kirche erhebt sich ein Thurm von 70—80' Höhe und 22' im Durchmesser, der von vier Bogen getragen wird und mit Barrelieren gezieret ist. Am obern Ende des Chores stand ein Altar von weißem Marmor mit grauen Orn, sechs Fuß lang und vier Fuß breit, von dem noch wenig, aber jetzt vollständig nicht mehr übrig ist, weil der Aberglaube der Inselbewohner diesem Steine eine wunderthätige Kraft zuschrieb, vermöge welcher jeder Besitzer eines Stückchens von diesem Steine glücklich in seinen Unternehmungen, besonders aber gegen Schiffbruch völlig gesichert sein solle. Außerdem haben die Besucher dieser Ruinen viel zur Zerstörung des Altars beigetragen und nach der gewöhnlichen Sitte oder vielmehr Lustlust, einzelne Stücke als Andenken mit sich fortgenommen. In der Nöthe dieses Altars ist ein von schwarzem Marmor gearbeitetes Grabmal, das dem Abte Mac-Kingone angehört, welcher darauf lebengroß und in liegender Stellung abgebildet ist, mit folgender lateinischer Inschrift: *Hic jacet Joannes Mac-Kingone, abbas de Hy, qui obiit anno Domini millesimo quingentesimo, cujus animae propicietur Deus altissimus. Amen.* (Hier liegt Johann Mac-Kingone, Abt von Hy, welcher starb im Jahre des Herrn 1500; der Allerhöchste sei seiner Seele gnädig! Amen). Diesem Grabmale gegenüber befindet sich das des Abtes Kenneth, aufgeführt in derselben Weise; auf dem Boden liegt die Figur eines bemalten Kitters und zu dessen Füßen ein ausgestrecktes Thier. Rechts an die Kirche an stoßen die Ruinen des Wödhklosters, wovon noch einige Kreuzgänge und der Versammlungsaal mit steinernen Eichen übrig sind. Nördlich von der Kirche sind die Ruinen eines größern Gebäudes, das man bisher immer — aber ohne allen Grund — die Bischofswohnung genannt hat. So viel zeigen die Ruinen, daß es ein ansehnliches Haus von zwei Stockwerken war, und auf jedem Fall einem Manne höhern Ranges angehörte, aus dem, um der Sage mehr Ansehen zu geben, die Sage

und patriotische Eitelkeit, einen Bischof gemacht haben. Südlich davon befindet sich eine noch vollständig erhaltene, dem heiligen Dran geweihte Kapelle, ein Gebäude von 60' Länge und 22' Tiefe, das ganz angefüllt ist mit Schutt und Denkmalssteinen, worunter sich viele marmorne Grabsteine befinden. Südlich von dieser Kapelle befindet sich eine Einfriedigung „*Heilig Ouran*“ genannt, d. h. Dran's Begräbnisplatz, welche eine große Menge Gräber enthält, aber so mit Gestrüpp und Unkraut überzogen, daß nur wenige Inschriften lesbar sind. In dieser Einfriedigung sollen der Sage nach 48 schottische, 4 irische, 8 normannische Könige und ein französischer König begraben liegen, was freilich durch kein zuverlässiges historisches Document bewiesen werden kann, und auch Dr. Johnson meint, daß vielleicht einige normannische oder irische Fürsten, durch den religiösen Aberglauben ihrer Zeit bezogen, diesen, als besonders heilig gehaltenen Ort zu ihrem Begräbnisplatze ausuchten, aber es sei durchaus nicht mehr zu bestimmen, wer eigentlich in diesen Grabgewölben seine Ruhestätte gefunden habe. Südlich von der Kirche und Dran's Kapelle sind die Ruinen des Nonnenklosters, dessen Kirche noch ziemlich gut erhalten ist. Diese Kirche wird von den Einwohnern als *Ednach* für ihr Kirchvieh benutzt, wesswegen der Fußboden mehrere Ellen tief mit Dünger bedeckt ist; denn die Einwohner sind viel zu träge, als daß sie den seit vielen Jahren aufgeschuften Dünger zur Verbesserung ihrer Ländereien benutzten. Nur der östliche Theil ist durch Thomas Pennant's Bemühungen etwas aufgeräumt, und dadurch das Grabmal der letzten Priorin wieder an das Licht gekommen. Ihr Bild ist auf dem Grabsteine eingebauen, nimmt aber nur die Hälfte dieses Steines ein, während die andere Hälfte das Bildniß der Jungfrau Maria mit dem Christkinde, und über der ganzen Figur die Abbildung der Sonne und des Mondes enthält. Zu den Füßen der Maria steht geschrieben: *Sancta Maria ora pro me; und um das Bild der Priorin liest man die Inschrift: Hic jacet Domina Anna Donaldi Terletii filia, quondam Prioresse de Jona, quae obiit anno m^o d^o cxi^o, ejus animam Altissimus commendamus.* Außer diesem gibt es noch einige Monumente, die aber sehr entsetzt sind. Bei der Gründung des Wödhklosters hatten die Nonnen ihren Sitz auf einer benachbarten kleinen Insel, die deshalb die Nonneninsel genannt wurde, bis ihnen endlich St. Columba erlaube, sich hier niederzulassen. Sie gehörten zum Augustiner-Orden und trugen ein langes, weißes Gewand mit einem gleichfarbigen Ruche Überwurf. Zwischen dem Nonnenkloster und der Hauptstraße erstreckt sich ein breiter gepflasterter Weg, die Hauptstraße (mainstreet) genannt, von dem aus zwei Nebenstraßen laufen, die eine nach der Bai Port-na-Gurach, die andere nach der Bai der Martyren. Auf der Hauptstraße steht ein großes Kreuz, Maclean's Kreuz genannt, das allein von 360 Kreuzen noch übrig ist, die zur Zeit der Reformation sich hier fanden, aber durch einen Provinzialbeschluß zerstört wurden. Auch auf dem Hofe der Hauptstraße befinden sich zwei dem heiligen Johann und Martin geweihte Kreuze. Nahe bei der Hauptstraße ist eine Welle, wo Co-

lumba begraben sein soll. In den frühern Zeiten besaß das Mönchskloster von Iona eine ansehnliche Bibliothek, die theils zerstört und verloren gegangen, theils weggeschafft worden ist; denn Boetius erzählt, daß Fergus II. dem Gotenkönig Alarich bei der Eroberung und Plünderung Roms Beistand leistete und als einen Theil der Beute eine Partie Manuscripte weggeschaffen ließ und dieses Kloster damit beschenkte. Außerdem wurden in den frühern Zeiten die Archive Schottlands und andere wichtige Papiere hier aufbewahrt. Von den Manuscripten sind sicherlich manche bei der Reformation zerstört worden; andere sollen, wie erzählt wird, nach den schottischen Collegien zu Douay in Frankreich und zu Rom geschafft worden sein, wo man vielleicht mit der Zeit noch manche werthvolle Papiere entdecken wird. Außer den aufgeführten und kurz beschriebenen Überresten aus der Blüthenzeit dieser Insel gibt es noch eine Menge Denkmäler und Plätze, denen die Ergeben und der Volksaberglaube eine besondere Wichtigkeit und Heiligkeit zuschreiben, und deren nähere Beschreibung wegen ihrer geringern Wichtigkeit uns hier zu weit führen würde.

Dieses jetzt so unbedeutende Eiland wurde nach St. Columba's Ansiedelung (565 nach Chr. Geh.) und nachdem Nordschottland zum Christenthum bekehrt worden war, ein hochberühmter Sitz der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit und das Haupt der schottischen christlichen Kirche, wohn die benachbarten jungen Fürsten zu ihrer Ausbildung geschickt wurden, oft vornehme Fremde und Fürsten kamen, und manche ein Asyl vor den Sorgen der Welt fanden. Oft wurde es in den wilden Zeiten des Mittelalters von den Vici und Scoten geplündert und verwüstet, und begann gegen das 13. Jahrh. seine Wichtigkeit zu verlieren und in Verfall zu gerathen. Die Reformation verbreitete auch hier ihre fanatischen Verwüstungen, und die vielen oben näher beschriebenen Ruinen erinnern allein noch an die verschwundene Blüthe und Wichtigkeit dieses Eilands, das seit dem 16. Jahrh. ein Eigenthum der Herzoge von Argyll geworden ist, die viele Mühe aufwenden, um die ehrwürdigen Reste des Alterthums nicht ganz verfallen zu lassen. Die Insel gehört jetzt zu den vereinigten Kirchspielen von Kilfinich und Kilvecum auf der Insel Mull, denn das Eiland, sonst Sitz der Gelehrsamkeit und Haupt der schottischen Kirche, wird jährlich nur vier Mal von einem benachbarten Geistlichen besucht, um Gottesdienst zu halten. (J. C. Schmidt.)

ICONIUM. Eine im ganzen Alterthum wohl bekannte, in den Zeiten des Mittelalters als Residenz eines Sultans sehr berühmte, und auch jetzt noch als Hauptstadt des natholischen Paschalis Konieh (Konia, Cogni) nicht unbedeutende Stadt Kleinasien. Ihr Ursprung fällt ins graueste Alterthum, denn schon zu den Zeiten der Perserherrschaft kommt sie vor *); gleichwohl hätten die Griechen ihr gern einen noch ältern und griechischen Ursprung angeeignet.

Im Griechischen nämlich, wo der Name *Ἰκόνιον* lautet, er innert derselbe an *εἰκων*, imago; und so mußte denn der Name nach der Etymologisirung der Griechen auf ein Bild Bezug haben. Die reiche Phantasie der Griechen konnte bald eins dergleichen erschaffen, wenn auch der Sprachverstand ihnen sagen mußte, daß dann das Wort wenigstens *Εἰκων* lauten müßte, wie denn auch Stephan. Byzant. (s. v.) Iconium wirklich mit *Ε* geschrieben wissen will. Indessen grade dieser Geograph theilt mehre Phantasiebilder mit, welche auf Iconiums Namen und frühesten Ursprung Bezug gehabt haben sollen, unter andern dies: Prometheus habe nach der Deukalion'schen Fluth daselbst eine Menge kleiner Bilder aufgestellt und sie dann durch den Wind belebt u. Nach einer spätern Dichtung hat Perseus hier auf einer Säule das Bildniß der Medusa aufgerichtet. Vgl. *Eustath. ad Dionysium Per. v. 856.* Constantin der Große fand noch zu Iconium die Bildsäule des Perseus und der Andromeda. Das alte Iconium war die Hauptstadt von Lycaonien, und wenn auch Strabon (XII. 6. p. 58) sie nur *νοτικίων* nennt, so läßt er sie doch wohlgebaut sein und in einer glücklichen Gegend liegen; noch den Zeugnissen späterer Geographen aber muß sie sogar bedeutend gewesen sein, denn schon Ptolemäus nennt sie urbem celeberrimam, d. h. sehr bevölkert, und beim Hierokles wird sie *μυθροπόλις* geheißen. Auch in der heiligen Schrift, wo sie Apostelg. 14, 1 und 4 vorkommt, wird sie als eine vollstreckte, von Juden und Griechen bewohnte Stadt geschildert. Auf Münzen erscheint Iconium unter der Regierung der Kaiser Gordian und Gallienus als Colonie der Römer: Imp. C. P. Lic. Gallienus P. F. auf der andern Seite: Icon. Colon. Vgl. Mannert's Kleinasien, 2. Bd. S. 195. Kurz vor den Kreuzzügen wurde Iconium der Sitz eines türkischen selbstständigen Reiches und vergrößerte sich dadurch. Die Fruchtbarkeit der Gegend lobte schon Strabon; die neuern Geographen und Reisebeschreiber sagen dasselbe. Fr. v. Raumer in f. Gesch. der Hohenst. und ihrer Zeit 2. Bd. S. 373 nach v. reutlinger Abdruck gibt folgende Beschreibung: „Iconium, so groß wie Köln, lag in einer fruchtbaren Ebene. Gärten und Weinberge wurden durch Bäche bewässert, welche von den abendlichen Bergen herabströmten und sich dann in einen See vereinigten. Die Stadt ist noch jetzt bedeutend, hat Gräben und Mauern und zwölf durch Thürme geschützte Thore.“

(S. Ch. Schirütz.)

Iconius, f. Egli (Raphael).

Iconologie, f. Ikonologie.

Iconomachi, Bilderstürmer, f. Ikonoklasten.

Icoory, f. Hicorius.

icosaedrum (icosäeder), f. Regulaire Körper.

icosandria (Bot.), f. Linné'sches Pflanzensystem.

ICOSIUM. Eine Stadt Africa's an der Küste von Mauretania Caesariensis, östlich von Tipasa und Cäsarea der Hauptstadt der Provinz. Ptolemäus (v. 2) bemerkt, daß ihr der Kaiser Vespasian das Jus Latium geschenkt habe. Jetzt soll sie in ihren Ruinen Sersell heißen; es ist aber keine Übereinstimmung unter den Geographen. (S. Ch. Schirütz.)

*) Vgl. Xenoph. Anab. I. 2. §. 19, wo sie als wichtigste Stadt Syriens genannt wird, während Strabon, Ptolemäus, Stephanus Byz. u. 2. sie zur Hauptstadt Lycaoniens machen; f. Krüger ad b. loc.

Icteria (Zool.), f. Sylvia.

ICTERUS Cuvier (Aves). Eine Gattung nach Temminck's Anordnung zur Ordnung der Emuivoren, nach Cuvier unter die Sperlingsarten gebrüht, deren Arten vielfach in andern Gattungen zerstreut waren, indem sie zu ihren Synonymen mehr oder weniger folgende zählt: Oriolus, Xanthornus, Cassius, Agelaius, Pendulinus, Yphantus, Passerina, Leistes, Tanagra, Embertiza, Fringilla, Tardus, Sturnus. Wagler hat die Gattung *Psarocolius* genannt. Der Schnabel ist bei einigen fast noch einmal so lang als der Kopf, gerabe, kegelförmig, an der Wurzel stark, an der Spitze pfriemenförmig, sehr stark, die Nasenscheidwand desselben bedeckt die Stirn wie ein Schild, bei andern ist der Schnabel kürzer oder nur etwas länger, wie der Kopf, kegelförmig spitzig und die Nasenscheidwand ragt wie eine etwas erhabene, flache Leiste auf die Stirn. Mitunter ist der Schnabel auch schwächer, etwas länger als der Kopf und schwach gebogen, wenig in die Stirn hineinragend, immer sind die Schnäbel ganz gerade. Die Nasenlöcher liegen festlich an der Wurzel in einer kleinen Grube und sind offen oder nach oben mit einer Haut halb geschlossen, gegen die Schnabelschneiden rignen förmig geöffnet. Die Zunge ist etwas rinnenförmig, an der Spitze dreitheilig und etwas borstig. Die Beine sind Gangstöße, die Beinhäuten sind geschlittert, die mittlere Zehe ist kürzer als der tarsus, an der Wurzel mit der äußeren verbunden, die innere ganz frei, die beiden Seitenzehen sind fast von gleicher Länge, die starke Hinterzehe ist der äußeren gleich, die Krallen sind stark, sehr scharf, gebogen, zusammengebrüht, die der hinteren Zehe ist die größte. Die Flügel ragen weit über die Schwanzwurzel hinaus, die vierte Schwungfeder ist die längste, mit der fünften etwas länger als die dritte, die erste ist mittellang, wenig kürzer als die zweite; mitunter sind auch die erste bis vierte von gleicher Länge. Der Schwanz ist von mittlerer Länge, flach, an der Spitze gerundet oder fast gleich, aus 12 Steuerfedern bestehend, mitunter auch abgestutzt.

Wagler bringt die hierher gehörigen Arten in folgende Abtheilungen: A. *Psarocolii gymnorhini*. Rostro elongato-conico naribus patulis, tomis quam mesorhinio propioribus, mesorhinio in clypeum frontale terminato, a. *Ps. gymnorhini* rostro recto. 1. *P. viridis*. 2. *P. bifasciatus*. 3. *P. cristatus*. 4. *P. gymnorhini* rostro versus apicem subtiliter inclinato. 5. *P. palliatus*. 6. *P. laceronotus*. 6. *P. haemonorhous*. 7. *P. nigerrimus*. B. *Psarocolii hymeniorhini*. Rostro robusto aut graciliore, naribus superne membrana nuda plus minusve limbatis; mesorhinio in fronte in asserculum angustum aut in lineam prominulam terminato. a. *Ps. hymeniorhini* rostro recto elongato-conico, mesorhinio in fronte asserculiformi. 8. *P. Guirahuro*. 9. *P. anticus*. 10. *P. phoeniceus*. 11. *P. militaris*. 12. *P. bicolor*. 13. *P. frontalis*. 14. *Ps. hymeniorhini* rostro validiusculo aut gracili, rectiusculo aut subtiliter deorsum inclinato, acutissimo, mesorhinio in fronte prominulo asserculiformi lineari. 14. *P. gym-*

nops. 15. *P. Xanthornus*. 16. *P. bucopteryx*. 17. *P. olivaceus*. 18. *P. castaneus*. 19. *P. Bananoc*. 20. *P. icterocephalus*. 21. *P. chrysospterus*. 22. *P. chrysospterus*. 23. *P. flavigaster*. 24. *P. rufigaster*. 7. *Ps. hymeniorhini*, rostro recto subulato-conico obsolete angulato, mesorhinio in fronte subas-serculiformi. 25. *P. Jamaicai*. 26. *P. Icterus*. 27. *P. Baltimore*. 28. *P. tanagrinus*. 8. *Ps. hymeniorhini* rostro robusto brevi-conica, mesorhinio in fronte brevi asserculiformi. 29. *P. sulcirostris*. 30. *P. pectoris*. 31. *P. sericeus*. c. *Ps. hymeniorhini*, rostro emberizino, mesorhinio in fronte lanceolata terminato. 32. *P. caudacutus*. 33. *P. rufescens*.

Diese Vögel leben in großen Herden zusammen und sind Strichvögel. In welcher Menge sie vorkommen, davon kann man sich dadurch einen Begriff machen, daß ein einziger Beobachter von Louisiana in einem einzigen Winter 25,000 Stück zusammenbrachte von Icterus phoeniceus, deren Haut nach Paris geschickt wurden, wo sie zum Schmut dienten. Diese Vögel nähren sich von Körnern und Früchten, Knospen, jungen Blättern, Insekten und ihren Larven. Sie nisten auch gesellig zusammen und bauen ein cylindrisches, selten kugelförmiges, bängendes Nest, und legen vier oder sechs Eier. Unter den 14 Arten 30 Arten, welche Wagler in seinem System Aium auf führt, nehmen wir als Typus die bekannteste.

Icterus phoeniceus. (Redwinged Starling *Cassidy*. Carol. I. t. 13. Icterus pterophoeniceus *Brisson* II. p. 97. Troupiale à ailes rouges *Buffon*, Pl. enl. n. 402 [fig. non satis accurata]. Oriolus phoeniceus *Auctor*, *Sturnus predatorius Wilson* Americ. Ornith. IV. p. 30. t. 30. f. 1. Agelaius phoeniceus *Vieillot*, l. c.). Ganz schwarz, etwas glänzend, die obere kleinere Flügeldeckfedern oberseits, orangefarben gerandet, so das Männchen; das Weibchen (*Wilson*, l. c. f. 2. Troupiale tacheté de Caj. *Buff*, Pl. enl. n. 448. f. 1. et 2. Oriolus melancholicus var. *Ps. Auct.*) ist viel kleiner als das Männchen, das Kinn ist blaßröthlich, weiß, ein Strich von den Nasenlöchern über die Augen, ein breiter unter denselben, ein dritter in der Mitte des Scheitels der Länge nach, sind ganz blaßbräunlich, weiß, schwarz bespritzt; von den Augen zieht sich ein schwarzbrauner Streif nach den Ohren. Die Kehle und die übrige Körpertheile sind weißlich, an der Brust ganz schwarz oder schwarz überwaschen, überall mit länglichen schwarzen Flecken besetzt, mit Ausnahme der Stirnfedern, die schwarz und weiß gerandet sind; die obere Flügeldeckfedern, die des Oberkopfes, des Ober- und Unterrückens sind schwarz, blaßgrün gerandet, die größeren Deckfedern und die Schwungfedern sind außen blaß gerandet; der Schwanz schwärzlich.

Das junge Männchen ist dem Weibchen ähnlich, doch sind die Federänder an der oberen Körperseite breiter, zwischen den kleinen Flügeldeckfedern stehen orangefarbene, oder sie sind ganz orangefarben. Das junge Weibchen ist dem jungen Männchen ähnlich, doch fehlen ihm die rothen Federn. Der Schnabel ist schwärzlich, die Füße kastanienbraun, die Klauen schwarz, Iris rufbraun, die ganze

Länge ist etwa 8½ Zoll. Lebt in sehr zahlreichen Heerden in Amerika von Labrador bis zu den Antillen, in offenen, fumpfigen Gegenden, des Abends sich in das Rohr verborgend, häufig die Reisfelder verwüsthend, doch auch viele Insekten und Würmer vertilgend. Er baut zwischen Rohr und Gesträuche ein hängendes Nest, so hoch, daß es die Fluth nicht erreichen kann und legt fünf blaßblaue Eier, mit seinen blaugrünschwarzen Füßchen und Eimern und schwarzen Flecken gezeichnet. Wandert im Winter nach dem Süden aus; f. die übrigen Arten zum Theil unter Cassius.

(D. Thon.)

Icterus (Mammalia), f. Ictides. 2. Medicin, f. Gelbsucht.

ICTIDES (Mammalia). Eine von Balenciennes aus der Gattung Paradoxurus gefonderte Raubthiergattung, von Temminck Arctictis genannt. Sie hat folgende Kennzeichen: oben und unten sechs Vorderzähne, oben und unten zwei einzeln stehende, lange, zusammengebrückte Eckzähne, welche am vordern und hintern Rande scheidend sind. Eben und unten auf jeder Seite fünf Backzähne, von denen die beiden vordern oben, die drei vordern unten undeutlich sind, die hintern drei oben und die hintern zwei unten fünfhöckerige Mahlzähne. Der Kopf ist dick, die Schnauze spitzig, die Augen sind klein, die Ohren klein, gerumelt, behaart, der Körper plump, die Füße sind fünfzehig, sohlengängig, die Klauen hakenförmig, zusammengebrückt, zum Graben geeignet, der haarige Schwanz ist ein Weichschwanz.

1) I. Bintarong. (Viverra Bintarong. *Raffles*, Catal. in Linn. Trans. XIII. p. 253. Paradoxurus albifrons *Fr. Cuvier*, Du Genre Paradoxure etc. in Mém. du Mus. IX. p. 44. t. 4. *Kjand*, et *Geoffr.* Mamm. fasc. 44. *Desmar.*, Mamm. Suppl. p. 540, 835. Ictides albifrons *Fatenc.*, Mém. sur le genre Ictides in Ann. gen. des Sc. nat. IV. p. 51. t. 1. *Isid. Geoffr.* in Diet. class. VIII. p. 506. 1. ater. *Fr. Cuvier*, et *Geoffr.* Mamm. fasc. 44. *Isid. Geoffr.* l. c. p. 507. *Fischer* Lyn. Mamm. 157. Icterus albifrons. *Griffith*, Schwarzgrau, rötlich, die Stirn und die Schnauze bei dem Weibchen weiß. Die Körperlänge etwa 2 Fuß, der Schwanz 2½ Fuß, sehr lange Schnurrhaare, an den Ohren Haarbüschel. Die Haare grob, lang, dicht stehend, schwarz, an der Spitze grau oder rötlich, jüngerer schmutzig gelb. In Malacca, Sumatra, seltener auf Java.

2) I. aurea. (Paradoxurus aureus *Desmar.* Mamm. p. 540, 836. *Fr. Cuvier* in Mém. du Mus. IX. p. 47. t. 4. Diet. des Sciences, nat. XXXVII. p. 519). Einfarbig gelblich, mit sehr langen Haaren, von der Größe einer mittelmäßigen Kage. (D. Thon.)

ICTIMULI. Nach Strabon und Plinius ist das der Name eines Goldbergwerks in der Gallia Transpadana, in der Nähe von Vercellae. Plinius (XXXIII, 4) nennt dasselbe aurifodinae Ictimulorum, und Strabon, der im fünften Buche den Ort *Ἰκτιμούλειον* schreibt, erwähnt es zugleich mit den Bergwerken bei Biterlud. Das jetzige Vicimolo im Piemontesischen hält man für das alte Ictimuli. (S. Ch. Schirlett.)

Ictinia, f. Milvus.

ICTINUS ('Ικτινος) der Äthender, ein in seinen

Werken berühmter Baukünstler zur Zeit des Pericles. Mit Callistrates erbaute er den Tempel der Athene, das Parthenon zu Athen, und behandelte die in diesen prachtvollen Gebäude verwendete Kunst selbst in einer Schrift. Ein zweites Werk war der Tempel des Apollo Epiturius bei Phigalia zu Bosph, welches wahrscheinlich D. 87, 2 aufgeführt wurde. Pausanias meint, er sei nach der Pest D. 88 erbaut worden. Es ist dies jener von den Alten hochgepriesene Tempel, von welchem Pausanias sagt, er nähme nach dem zu Leges die zweite Stelle ein. Die in den Ruinen noch befindlichen Reliefs wurden neuerdings abgenommen und befinden sich im britischen Museum zu London. Die Überreste des Parthenon behandelten Stuart und Wilsin, den Tempel zu Phigalia Stadteberg in einer besondern Schrift. Vgl. Pausan. VIII, 41, 5. Strab. IX, 1. p. 605.

Ictinus Cassia., f. Gorteria.

ICTIS (Mammalia), Raubthiergattung der Alten, nicht näher zu bestimmen. (D. Thon.)

Ictis (a. Geogr.), f. Vecta oder Vectis.

Ictodes Bigel., f. Symlocarpus.

Ictus, rhythmischer Accent, f. unt. Rhythmus.

Ictus solis (Med.), f. Heliosis.

Iculisma (Incuslisma, Engulisma, Engolisma, Aequolesima), synonym mit Agnesia (f. d. Art.).

Icumna (Geogr.), f. Icauna.

ICUS, 'Iade, eine felsige Insel, die mit einem Hafen oder einer guten Rade versehen war, lag zwischen Sicilis und Scythias, oder der nördlichsten Seite von Euböa. Stephanus nennt sie eine der Inseln und setzt sie in die Nähe von Euböa. Nach Marcianus Heracleota hatten die Kreter in alter Zeit diese Insel durch eine Colonie bevölkert. Auf den Karten ist sie nicht verzeichnet und sonst wenig bekannt. Lat. XXXI, c. 45. Strabo IX.

(Pet. Fr. Kanngiesser.)

ICZGANI, JETZGANI, 1) Neusatz, ein zu dem Religionsfondgute St. Ulie gehöriges Dorf im chernowitzer Kreise Galiciens (in der Bulowina). Diese deutsche Colonie, welche nach Suzgawa, von welcher Stadt sie 4 Meile nordwestwärts entfernt, eingepfarrt ist, liegt am linken Ufer des Suzgawafusses, unfern von der moldauischen Grenze, an der stehendebräuer Post- und Commercialenstraße. Gemäß den schon öfter statt gethabten amtlichen Verhandlungen soll das nun zu Bessarabien bestehende Zollamt sammt der Centumaz dem moldauischen Markte Dorofusjan gegenüber verlegt werden. 2) Alt-Iczgan, 4 Stunde westlich von Suzgawa in ebener Gegend. (G. F. Schreiner.)

IDA, A) Geographic. 1) Ida, der Name eines Berges in der Landschaft Troas, ist, wie Helladius (bei Photius Bibl. ed. Bekkeri p. 534) will, von *Ida* eine allgemeine Bezeichnung aller Höhen, von denen das darunter liegende Land gesehen werden kann, wird aber vorzugsweise von diesem und dem gleichnamigen Gebirge in Kreta gebraucht. Dies Gebirge liegt in seinem zum Theil unterbrochenen Abfällen und Eitenlehnen größtentheils die ganze Landschaft, welche durch eine von den innern Winkeln des adriatischen Meeres nach dem Ägäischen und dem ägäischen

Meere begrenzt wird. Es dehnt sich von Osten nach Westen und von Süden nach Norden an 20 Meilen aus (Malerische Reise des Grafen Razumowsk. S. 236), und wird von Strabon (XIII. p. 583) wegen der vielen Vorberge, die es ausstreckt, mit einem Kellerrum oder Taufendfüßler verglichen. Im Osten hängt es mit dem Timmus oder Jonnus zusammen. Seine Hauptrichtung ist von Osten nach Westen. Es erhebt sich in dem Gebiete von Aspis bei der frühest mit einem Drafel versehenen Stadt Jeleia in den durch ihre reichen Jagden berühmten Bergen von Peireffos und steigt in mehrern Bergzügen, deren fruchtbare und angenehme Thäler von Flüssen und Bächen bewässert werden, allmählig gegen Westen empor, bis es sich eine Tagereise weit vom ägäischen Meere zu seiner höchsten Spitze erhebt, welche Ida im engern Verstande, mit einem besondern Namen aber Gargaros heißt. Von da senkt es sich schroff ab bis zu dem Vorberge Lektos, jetzt Baba genannt, doch so, daß von dem Gargaros betrachtet, die Höhenpunkte der Bergkette in regelmäßiger Folge abnehmen und von Lektos bis zum Gipfel des Gargaros eine Reihe von Stufen darstellen, die zwar den Schritten eines Sterblichen unerschbar, der Nacht und Wüthe höherer Wesen aber angemessen und deshalb von Homer als eine Stufenleiter gebraucht sind, auf welcher namentlich Juno von Lektos zum Gargaros leicht hinaufschreitet. Mit einer Seitenwand bildet der Ida das nördliche Ufer des abramytenischen Meerbusens und des Vorberges Gargaros, worauf eine Stadt Gargara lag, welches Vorberge daher wohl von der Idaspitze zu unterscheiden ist. Vom Lektos fällt ein Bergzug in einiger Entfernung vom Meere nach Norden zuschreitend allmählig ab, erhebt sich dann wieder und schneidet in dem Vorberge Sigym, jetzt Ieni Özer, mit einer senkrechten Felsenmaße ab. Ein zweiter Höhenzug senkt sich hinab nach dem Vorberge Rhodeton. Ebenso sind Gogos bei Abodus, der Berg der Rhea bei Kampasus, das Vorberge der Adrakta, der Fichtenberg, *πινυδες ὄρος* bei Pitomia nur ebenso viele Vorposten des Ida anzusehen. Wenn man von Osten nach Westen das Auge richtet, so erhebt sich der Ida zuerst in den Bergen von Peireffos bei Jeleia, die wegen ihrer reichen Jagden berühmt waren, und steigt dann in mehrern Bergzügen, zwischen welchen angenehme und fruchtbare, mit Flüssen und Bächen bewässerte Thäler sich ausbreiten, allmählig empor, bis er eine Tagereise vom ägäischen Meere entfernt, seinen erhabenen Gipfel emporstreckt, worauf er in schroffen Abhängen sich schnell nach dem Vorberge Lektos und dem abramytenischen Meerbusen hinabsenkt. Zwischen dem ägäischen Meere und dem erwähnten erhabenen Gipfel, welcher Gargaros, oder Ida im engsten Verstande heißt, fallen die Berge überall schroffer und steiler ab, als auf der Seite gegen Bergen, daher der Gührarde Stratonikos sagte: nach Asios, welches am westlichen Abhange lag, muß man gehen, will man sein Leben pfeifen. Die Höhe des erhabenen Punktes des Gargaros beträgt nach Kaiser 775 Klafter, und ist den größten Theil des Jahres, wie der Ama, durch eine dreifache Zone unterschieden, der unterste Theil enthält angebautes Land, der zweite Waldungen, der dritte,

gegen die Spitze zu, Schnee und Eis. Der erste Theil wird von Clarie mit der Gegend um Pietri bei dem Golf von Salerno verglichen und zeigt eine große und wilde Natur, die Hälfte des bewaldeten Theiles kann man noch zu Pferde zurücklegen, dann aber muß man zu Fuß gehen. In diesen Wäldern gibt es wilde Eber, Tiger, Leoparden, Bären, Hasen, und man kann aus den einzelnen Öffnungen Lemeros und die trojanische Ebene überschauen. Über dem waldigen Gürtel ist außer in der Sommerzeit Alles mit Eis und Schnee belegt und der Anblick traurig und erschreckend. Ein Abgleiten oder ein Fehltritt bringen Gefahr wegen der furchtbaren Abgründe an den Seiten. Gegen den Gipfel erheben sich vier Köpfe, eine immer höher als die andere. Der Übergang von der dritten zur Basis der zweiten Koppe führt vor einem Abgrund von tausend Fuß Tiefe vorbei und das Hinanklimmen zu demselben ist schwierig. Von diesem führt ein Felsenriff leichter zu der höchsten Spitze, die eine längliche Fläche bietet, von wo die ganze umliegende Gegend bis zum asiatischen Olympos, der Propontis, die Küsten Thrakiens, über die Inseln des ägäischen Meeres nach dem Eingange von Smyrna und nach Ikonien hin dem Auge sichtbar wird. Besonders genau überschaut man das troische Gesilde und den Lauf des Stambander bis zur See, der den Reisenden zur Unterscheidung der übrigen Gegenstände, namentlich des Grabmals des Aretes, bietet. Der abramytenische Hafen erscheint hier so nahe dem Berge, daß man sagen kann, er umgürte den Fuß desselben; seine innere Spitze wird aber durch die idäische Bergkette verdeckt. Dem Anscheine nach ist es nicht möglich von Abramottus nach dem Hellespont zu gelangen, ohne den Gargaros zur linken Hand zu lassen; es führt aber doch eine Karavanenstraße von Abramottus nach Abodus, so daß der Reisende den Gargaros zur rechten Hand hat und hier führte Kerres sein Heer durch. Die Bergketten des Ida bestehen zum Theil aus kegelförmigen Bergen. An manchen Stellen finden sich die regelmäßigen Säulen des schwarzen Basalt, ähnlich denen von Irland. Ubrigens bestehen ihre Massen aus Granit, Kalkstein, Marmor. Es gibt vielen Flüssen und Bächen ihren Ursprung.

Der Stambander entspringt am Gargaros in einer wilden Gegend, aus mehrern Spalten und Höhlen eines mit Moos bedeckten Felsens mit großer Heftigkeit. Das hier herausströmende Wasser sammelt sich in einem tiefer liegenden, von der Natur sechs bis acht Fuß tief geböhlten Felsenbecken, aus welchem der Überschuß 40 Fuß tief in mehrern Strahlen, welche dem im Thale stehenden Zuschauer als mehr Wasserfälle erscheinen, brausend in die Tiefe stürzt. Wer sich nicht genau und mühsam nach dem Ursprung umsieht, nimmt den aus diesem Becken hervorströmenden Wasserfall für die eigentliche Quelle an. Um das Becken selbst wachsen Fasel und Platanen, darüber hinaus Eichen und Fichten, weiter hinauf starren nackte, steile, furchtbare Abhänge. Hundert und funfzig Ruthen tiefer als die beschriebene ganz kalte Quelle ist eine warme Quelle ganz nahe am Bette des Flusses, welche dieselbe Temperatur wie die des Konaraboschy hat. Der Stambander fließt gleich nach seinem Ursprunge, mit sehr geringer Veränderung,

von Osten nach Westen sehr rauschend durch ein wildes Thal, das den Thälern Iyros ähnlich ist, nimmt aber dann einen nördlichen Lauf und mündet auf der östlichen Seite des Vorgebirges in den Hellespont. Seine Strömung ist besonders in der obern Hälfte schnell und reißend, in der Ebene von Troja hat er die Breite von 100 Fuß und ist auch hier noch so heftig, daß man beim Durchreiten, wo er dem Pteree bis an den Sattelgurt reicht, in Gefahr ist, fortgerissen zu werden. In gewissen Jahreszeiten tritt er aber aus seinen Ufern und setzt die benachbarte Gegend sehr weit unter Wasser. In seinem unteren Laufe, nicht fern von dem sifigen Vorgebirge, vereinigte sich in alten Zeiten, wie das jetzt trocken liegende Flußbett zeigt, ein Nebenarm des Eslamander, ein Flußchen, jetzt Bonarbaschy genannt, bei Kaj-Dag Ida, südwestlich eine halbe englische Meile von einem Orte Bonarbaschy (d. i. caput fontium*) an einem Platze Kist Geuse oder 14 Augen, d. i. Quellen. Diese Quellen sind sämtlich warm und zwar 62° Fahrenheit, entspringen aus einer Lage von Breccia oder Pudding-Stein, über welchem ein Lager von Kalkstein ruht. Diese Quellen sammeln sich in einem Teiche. Die nabten Felsen zeigen selbst eine merkbare Wärme. Eine andere und zwar die stärkste Quelle, welche Ghevalier allein als eine warme Quelle beschrieben hat, während er die berühmten 14 in einen Teich zusammenlaufenden für kalt ansieht, ist in einiger Entfernung. Diese strömt perpendicular aus der Erde und nimmt ihren Ursprung aus dem Boden eines Kerservoirs, den man aus Platten von Marmor und Granit gebildet hat, und stößt ebenso viel Wasser heraus, als die berühmte Quelle von Hotwell in Hünthire. Einige Marmorplatten und zerbrochene Pfeiler sind hingelagt zur Bequemlichkeit der Dorfbewohner, die hier waschen und ihre Urnen füllen. Das Wasser kühlt dem Walpole von gewöhnlicher Temperatur; man erzählt ihm aber, daß es im Winter wärmer, als die andern sei und ruhe. Ihre Oberfläche scheint sehr kochend und während kalter Witterung verursacht der condensirte Dampf den Anschein einer Rauchwolke über der Quelle. Die Marmor- und Granitplatten ringsum sind von hohem Alterthum und ihr Anblick inmitten der umgebenden Bäume ist sehr malerisch. Die Temperatur dieser Quelle ist jedoch eben nur 62° Fahrenheit. Ungeachtet dieser Wärme spielen in dem Wasserbälter Fische. Diese Temperatur ist zu allen Tagesstunden gleich, wie Clarke untersucht hat, der auch bemerkt, daß im Verhältniß, als sich das Wasser von der Quelle nach einem untern Eumpe entfernt, kälter wird. Es ist daher bewiesen, daß sämtliche Quellen von Bonarbaschy alle warmen Ursprungs sind. Außerdem gibt es noch viele Quellen von verschiedenen Graden der Temperatur in dem ganzen District, durch welchen der Eslamander fließt, vom Ida zum Hellespont. Daß die zwei Kanäle, welche die Flüsse nach dem Eslamander hinkleiten, die *ἑκατα πηγαι* des Homer gewesen sind, ist wenigstens

möglich, und wird wahrscheinlich dadurch, daß noch jetzt im Lande die Vorstellung von einer warmen und einer kalten Quelle herrscht und die Frauen des Ortes Bonarbaschy nicht gelegentlich, sondern nach alter Gewohnheit im feierlichen Aufzuge und Besange ihre Kleider zu dieser Quelle bringen und dort waschen lassen. Der im Lande übliche Karren, auf dem das Kinnenzeug dahin gefahren wird, gleicht demjenigen, wie er auf alten Sculpturen angetroffen wird. In dem auf einer beträchtlichen Erhöhung liegenden Dorfe Bonarbaschy finden sich viele Alterthümer, Fragmente von dorischen und ionischen Marmorsäulen, Granitsäulen, zerbrochenen Basreliefs, die es wahrscheinlich machen, daß hier eine Stadt gestanden hat. An dem Boden, dicht hinter dem Hause des Aga, finden sich Spuren alter Thürme oder einer Citadelle, Ueberbleibsel von altem Pflaster sind vorhanden, welches Alles zur Annahme führt, daß hier früher eine Stadt gestanden habe. In einiger Entfernung von dem sanften Hügel, auf dem Bonarbaschy liegt, befinden sich südlich, oder, wie Walpole sagt, Ostnordost, Höhen, auf welche die Ghevalier und Andere, welche Bonarbaschy für den Platz des alten Troja annehmen, die Akropolis dieser Stadt setzen. Ghevalier beschreibt diese Höhen als einen Theil der Bergette des Ida, obgleich sie von demselben durch die Ebene von Beiramisch getrennt ist, welche östlich dazwischen tritt. Ebenso stellt er jene Höhen als eine Fortsetzung des Hügel von Bonarbaschy dar, sobald der Leser Bonarbaschy für die Unterstadt und jene Höhen für die Oberstadt oder die Akropolis zu halten verleitet wird. Allein Clarke weist nach, daß zwischen Bonarbaschy und jenen Höhen ein tiefes, seltsames Thal liegt, das niemals menschlicher Thätigkeit unterworfen gewesen, um zwei Plätze mit einander zu verknüpfen. Walpole sagt dagegen: von Bonarbaschy nach Ostnordost erhebt sich der Boden während 1½ engl. Meile, worauf ein Hügel sich emporhebt, der oben eben ist. Auf dem Wege dahin bemerkt Walpole den Grund oder die Spuren irgend eines alten Baues, irgend eines gebauenen Stein oder Fragmente von Töpfen, Urnen, Krügen, um ehemalige Wohnung dort anzudeuten (Walpole 108). Dieses hohe Land, oder Tafelberg, ist ungefähr eine Meile im Umfang, oblong gestaltet, in der Länge 650 Schritte, die größte Breite 250 Schritte. Diese Höhen betragen in der Länge 850 Yards, in der weitesten Breite 250. Die Grundlagen der Baue sind unbedeutend und ohne Anzeichen eines entfernten Alters. Diese Höhen waren einst mit einer sieben Fuß hohen Mauer umgeben (die Arbeit ist roth), die aber unbedeutend gewesen, gleichwol von Ghevalier und Andern für die Befestigung der Akropolis gehalten sind. Das Gebäude, dessen Grundplan die Mauer bezeichnet, hat keine regelmäßige Gestalt gehabt, sondern hat sich nach der unebenen Oberfläche des Felsens gerichtet. Der größte Durchmesser fand man bloß Siegel und Mörkel, 120 Schritte von dem vorigen Grabhügel ist der von dem neuen Topographen genannte Grabhügel des Priamus. Auf der Spitze befinden sich Ueberbleibsel von einem Baue, sei es eines Kistars oder einer Kapelle; der Grund desselben ist acht Fuß im Durchmesser. Außerhalb dieser Mauer auf der nord-

*) Bonarbaschy liegt 12 Meilen von Yenicer und wenigstens neun Meilen von dem nächsten Punkte des Hellesponts. Walpole, *Memoirs of Turkey*, p. 108 sq.

westlichen Grenze befindet sich ein kegelförmiger Tumulus aus losen Steinen gebildet, der von Chevalier und Andern der Grabhügel des Hector genannt ist; die Basis desselben hat 100 Yards im Umkreise. Die Zusammensetzung von losen Steinen, die den Anschein haben, als wären sie aus dem benachbarten Steinbruche geholt und zum Gebrauche hier aufgeschichtet worden, galt dem Chevalier im Vergleich mit Homer's Beschreibung für einen Beweis, daß es der Grabhügel Hector's sei. Hundertdreißigmalige Schritte von diesem, von Chevalier sogenannten Grabmale des Hector findet sich ein noch ansehnlicher künstlicher Hügel von derselben Statur, der in jeder Hinsicht mehr Recht haben könnte auf den Titel des ersten Anspruch zu machen; die Basis desselben hat 133 Yards im Umkreise. Hundertdreißigmalige Schritte in derselben Richtung weiter auf dem Hügel liegt ein dritter Tumulus, dessen Basis 90 Yards im Umkreise hat. Namen sind ihnen allen beigelegt, dem ersten, Grab des Hector, dem zweiten des Priamus, dem dritten des Paris. Walpole sagt S. 108: in derselben Richtung kommt man zu einem Felsenbühl, der eben ist, auf welchem die Burg oder die Festung wahrscheinlich gebaut war. Die Lage ist fest, sie ist von abgerissenen, perpendicularen Klippen und Präcipitiis umgeben. Wenn man auf die Ebene hinsteht, sieht man den Esamander breit und reichend, der die Basis dieser Akropolis oder Pergamus umgibt und sie fast zu einer Insel macht. Die Schlingungen des Esamander von dieser Höhe angesehen, erscheinen sehr zahlreich. Er kreuzt oft ganz in seinem Laufe zurück, so daß er die Ebene in verschiedenen Richtungen durchschneidet. Rings um den ganzen Rand dieser Ebene auf der Spitze des Hügel's kann man die Überbleibsel von Mauern bezeichnen, mit Steinhausen in Zwischenräumen, die wahrscheinlich die Thore anzeigen, wo Thürme errichtet waren. Es gibt auch hier Steinbrüchen ähnliche Ausbühlungen, woher die Steine geholt sein können. Eine derselben, nicht bei dem ersten Hügel des Hector, ist sehr tief, die Spuren der Vite-Art sind zu erkennen, viele wilde Feigen wachsen aus den Spalten desselben. Eine Viertelmeile unterhalb Bonarbaschi in südwestlicher Richtung ist ein türkischer Begräbnisplatz, auf welchem Bruchstücke der Architektur und Säulen von Marmor und Granit zerstreut liegen; ihr Stolz schließt aber jeden Anspruch auf hohes Alterthum aus. Weder auf dem beschriebenen Hügel noch auf dem Wege dahin wird irgend ein Überbleibsel der Kunst von cylopiſcher Art, ähnlich den Mauern von Argos, Mycenae gefunden, ebenso wenig Bruchstücke von Gefäßen, Urnen, Töpfen, welche in so reicher Menge auf den Plätzen alter Städte in Griechenland und Aſien sich finden. In dem Dorfe Bonarbaschi finden sich Fragmente von Vasen und noch bei der Moske des Dorfes eine Marmorplatte mit einer unvollkommenen Inschrift, in der der Minerva gedacht wird. Ungefähr eine Meile von dem Wirthshause des Dorfes Bonarbaschi sind die Quellen eines Bachleins und heißen Kirt-Joſi.

2) Ida, *Ἰδὴ* und *Ἰδαίον ὄρος*, ein Berg auf Kreta. Diese Insel wird von Osten nach Westen von zwei Bergzügen, gewöhnlich Epipatia genannt, durchschnitten, welche sich in dem westlichen Theile zusammenknüpfen unter dem

Z. Insept. d. M. u. R. Jovis Section. XV.

Namen Beißberge, *Λευὰ ὄρη*, welche ihre Arme nach Nordwesten zu den Bergebirgen Boso und Spaba und nach Südosten bis zu den Bergen Faranghi ausstrecken. In der Mitte jener Bergkette und zugleich in der Mitte der Insel, wo sie zugleich am breitesten ist, erhebt sich der Ida als der erhabenste Punkt, von dem man westlich die erwähnten weißen Berge und östlich die Bergzüge in sanften Abhängen auslaufen sieht. Der Ida ist kahl, daher er auch jetzt den Namen Psiloriti führt. Einen großen Theil des Jahres ist er mit Schnee bedeckt. Sein Umfang beträgt gegen 15 Meilen oder 600 Stadien. In seinen unteren Abhängen werden der Traganth, das Eisenröschen, elstus ladanifera, und der Malvasierwein reichlich gewonnen. Der Mythologie zufolge wohnten die ältesten Colonisten, Ilaei Dactyli genannt, an diesem Berge. Um denselben lagen die vorzüglichsten Städte der Insel. Am Fuße des Berges liegen noch Trümmer des alten Gortyna und Gnosos, das Labyrinth mit einem einzigen Eingang, eine Berghöhe mit vielen Trägern. Strabon X. p. 733. Diodor. V, 64. Plin. IV, 20. Journefort, Conni-

(Pet. Fried. Kannegiesser.)

3) Ida, Nagy-, Großida, ein am Fuße eines alten, der gräflichen Familie Gasy gebörigen Schlosses sich ausbreitender großer Markt, im laskauer Gerichtshute, (Processus) der abauferer Gespanschaft, im Kreise östlich der Theiß Obergrenze, am sumptigen Daffau, zwei teutsche Meilen südwestlich von Kaschau, in flachbögiger Gegend gelegen, mit einer katholischen, zum spyrer Bicarcbidiafonatsstifte des Bisthums Kaschau gebörigen Pfarre, welche schon im J. 1333 bestand und 1742 wiederhergestellt wurde; einer Seelsorgeanstalt der Reformirten; einer katholischen, dem heil. Bischofs Martin geweihten Kirche, über welche dem Grafen Gasy das Patronatrecht zusteht; einer jüdischen Synagoge, stark besuchten Märkten, 213 Häusern und 1743 magyarischen und slawischen Einwohnern, unter welchen sich 1166 Katholiken, 381 Reformirte und 196 Juden befinden. Der Markt gehöret dem Grafen Gasy und der adeligen Familie Perenyi und ist geschichtlich merkwürdig durch die Niederlage, welche die Zigeuner hier im J. 1557 erlitten, und der Versammlung wegen, welche die aus ganz Europa hier zusammenströmenden Abgeordneten der Juden in Ida im J. 1660 hielten, in welcher sie untersuchten, ob der Messias der Juden schon gekommen sei, oder ob sie noch einen andern gewärtig sein sollten? Aber die aus Rom gesandten Priester haben die Frage gar bald beantwortet und die Weisen Israels zum Stillschweigen und aus einander gebracht.

4) Ein auch Großida, Julia mare. genanntes Dorf, im nordöstlichen Theile der kaisenburgers Gespanschaft, im kaiserlichen Bezirke des untern Kreises, im Lande der Ungern des Großfürstenthums Siebenbürgen, drei Viertelstunden nordwestlich von Tzer, an von diesem Markte nach Sajo-Udvarhely führenden Straße, zwischen Gerbigen am rechten Ufer eines Nebenbaches des Sajoſtuffes gelegen, mehreren adeligen Familien gebörig, mit einem verfallenen Schlosse und einem Salzbrunnen. Die Einwohner sind theils Magyarern, theils Malachen und Sassen.

Kleinida, ein zwischen Gebirgen und ausgedehnten Baulungen, am Oasfuß und an der von Kaschau nach Regensfeisen führenden Straße liegendes, zwei Stunden südwestwärts von Kaschau entferntes Dorf, in demselben Bezirke und Comitat wie Naggs-Ida, mit einer zur Pfarre Polohi, (Wisth. Kaschau) gehörigen, der eilf. Jungfrau Maria geweihten Filialkirche, 46 Häusern und 399 slawischen Einwohnern, unter welchen sich drei Juden befinden.

(G. F. Schreiner.)

b) Mythologie und Geschichte. 1) Ida (Ida), Tochter des Melissus, eine Nymphe, dadurch merkwürdig, daß sie zu den Erzieherinnen des jungen Zeus auf Kreta gehörte *).

2) Ida oder Ida (Ida), eine Tochter des Korybas, nach Diodoros Siculus (Biblioth. hist. L. IV. c. 60. ed. Wesseling) Mutter von Minos II., welchen Theseus mit ihr erzeugte.

(K.)

3) Ida, erster König von Bernicia oder Northumberland, ein Angles, aus königlichem Geschlechte entsprossen, welches, wie andere nordische Königsgeschlechter, von Wodan *) abgeleitet ward, war schon in der deutschen Heimath ein mächtiger Fürst, nahm eine Menge angelsächsischer Geschlechter auf 40 Schiffen ein, und landete mit ihnen zu Humberg im Lande York im J. 547. Northumberland ward zwar schon von andern Teutischen eingenommen, aber sie unterwarfen sich dem mächtigen Ida, sei es, daß er mit ihnen, bevor er Teutland verlassen, Verträge errichtet, oder daß sie es überdrüssig waren, den Königen von Kent unterthänig zu sein, die von ihnen zu weit entfernt waren, als daß sie von denselben hätten Hilfe erhalten können, oder waren überhaupt nicht im Stande, sich Ida, der eine große Macht hatte, zu widersetzen *). Ida erbaute Bebanburg *), welches zuerst mit einer Heide, und dann mit einem Walde oder einer Mauer umgürtet war, herrschte 12 Jahre und starb im J. 559. Nach seinem Tode zerfiel Northumberland in zwei Kö-

nigreiche *). Abda, ein Sohn des Ida, ward König von Bernicia, dem nördlichen Theile Northumberland's, und Alla, auch ein angelsächsischer Abkömmling Wodan's, ließ sich zum Könige von Deira, dem südlichen Theile Northumberland's, krönen. Von den 12 Söhnen, welche Ida hinterließ, waren sechs eheliche und sechs natürliche. Von den erstern sind bemerkenswerth Abda († 563), Theoderik († 586) und Altharik († 593), der Stammvater so vieler Könige *), und von den letztern Dagga und Alaric, deren spätere Nachkommen auch Könige wurden. Sehr dürftig sind die Nachrichten über den berühmten König Ida bei Beda Venerabilis (l. c. 1), in der angelsächsischen Chronik, und bei Reginus. Er erscheint in der Darstellung Wilhelm's von Malmebury (Lib. I. c. 3) als ein vollkommener Fürst, dessen geldufterter reiner Charakter seine edle Geburt übertrah; im Kriege so sehr unbefleigt, milderte er zu Hause die königliche Strenge durch angeborene Seelengröße. Parteilich für ihre Landesleute sind dagegen die britischen Bardes Taliesin und Iosmarc und Aneirin. Die ihnen beist Ida Hlanddwyn, der Zerstörer und Flammenträger, und noch viel mehr Böses sagen die erbitterten Sängers Bun, seiner Gemahlin, in Betreff der Eucht und Keuschheit nach. Dagegen ist keine Tugend, welche nicht Ida's Hauptgegner Y Kian Reged, der Monarch von Rigel oder Rigel-Dunum, und Souverain von Sistuntli, nach den Geschichten von Taliesin und den Liedern von Iosmarc desselben haben soll. Der Sohn Commarc's war ein an dem ritterlichen Hofe des Königs Artus erzogener Held, und unter der Zahl seiner Lieblingskrieger, und wenn wir den Bardes weiter glauben, ein würdiger Gegner von Gobba's Söhne. Die Kämpfe beider Seiten haben Taliesin, und Iosmarc und Aneirin zum Gegenstande ihrer Lieder gemacht. Y Kian von Rigel stand an der Spitze der bedröhten britischen Fürsten des Nordens, und sie jannan auf nachdrücklichen Widerspruch, wie sie ihn dort früher den Römern geleistet hatten.

Y Kian war wie Ida von tapfern Söhnen umgeben. Zahlreich waren die Gesehte am Ewion und der Ewale *). Da aber jene Lieder, welche diese Kämpfe besangen, keine rein geschichtlichen sind, sondern der Heldensage angehören, so ist auf ihre Nachrichten nicht viel zu geben. Nach den Bardes endlich blieb Ida in dem Treffen gegen Dwen, den Sohn Y Kian's; denn letzterer war von der Brustwundhand einseitiger Feinde gefallen *). Aneirin's Gedicht hat die blutige und ent-

*) Apollod. L. I. c. 1. §. 3.

1) Ida's Genealogie nach der angelsächsischen Chronik ist diese: a) Ceata, b) Godwulf, c) Finn, d) Frethowulf, e) Woden, f) Wäldeg, g) Beana, h) Bencor, i) Agnewit, k) Ansel, l) Gfa, m) Goppa, n) Ida, f. auch bei Florenz S. 218, nur daß Gfa hinwegfällt. Hiermit steht und anders aber in der Prosopie p. 566. Diese Genealogie Ida's, sowie die bei Otterborne, und die in Berttram's Ausgabe des Reginus im Anfang, findet sich mit der in der angelsächsischen Chronik zusammengefaßt bei Jac. Grimm, Teutische Mythologie, Anhäng. Angelsächsischer Stammtafeln, S. IX. X. 2) Bal. Paul von Kapin, Algem. Gesch. von England. I. Bd. (Halle 1755). S. 119, nach welchem die northumberlandischen Sachten dem Angeln Ida sich so leicht unterwarfen, weil Sacken und Angeln in Teutland nur ein einiges Volk aufgekommen wären. Nach der Meinung v. Gager's (Die Nationalgeschichte der Teutonen. 2. Ab. S. 417) kann man sich kaum der Ansicht erwehren, daß die hein nur jenseits und anders untergeordnete Gölz und Aidermänner sich verschüßten hatten; und als es ihnen so gelungen war, erschienen nun die slawischen Fürsten selbst mit aller Macht oder stöhrlicher Mannschaft. 3) Der Bebanburg; Ida nannte die Stadt nach seiner Gemahlin Beba. Sie ward lange darnach zerstört; doch ist noch ein Schloß dafelbst, welches den Namen Humberg führt. Die Nachrichten von Bebanburas Erbauung durch den König Ida f. in der angelsächsischen Chronik bei Reibing (Script. Ret. Brunsvic. T. I. p. 48. 49).

4) Wie Ida beide Königreiche vereinigt hatte, hierüber drückt sich Reginus bei demselben S. 37) so aus: Ida filius Kobba tenuit regiones in Baniatrali parte Humberi Maris XII. annis et junxit (ad. struxit) arcem (forte arcem), id est Duguirin et Gurbidri; quae duas regiones fuerunt in una regione, id est, Denelworth. Angles Deira et Bernicia. Weiter oben wird gesagt, Ida, Gobba's Sohn, sei der erste König in Bernicia, f. h. Bernech, gewesen, wofür die andere bezeugt hat; ipso prius in Bernicia, id est, in Cornue rex fuit, et in Cair Reginne, de gente Saxorum.

5) f. Geschichtesträger der Könige von Northumberland bei P. von Kapin I. Ab. S. 139. 6) Bal. v. Gager's, Die Nationalgeschichte der Teutonen. 2. Bd. S. 417. 7) Whitaker T. II. Cap. III. p. 75 sq. und die von ihm ange-

scheidende Schlacht von Gattrath ober im Walde von Wilswein zum Stoffe, weil die Briten unterlagen, so misst der Barde die Schuld einzig ihrer Ermüdung von ritterlicher Übung bei, die sie in den zunächst vor dem ernstlichen Kampfe vorhergehenden Tagen zu eifrig betrie- ben hatten.

4) Ida, die Heilige, war eine edle Franke, verwandt mit dem Karolingischen Kaiser- und Königshause, Schwester Adalard's und Bala's, der berühmten Adte von Altorcorcy, Gemahlin des englischen Grafen Eibert. Dieser soll, von Karl dem Großen nach Gallien zu einer Heer- fahrt gerufen, erkannt, von Ida gepflegt worden sein, und nach seiner Genesung sie vom Kaiser zur Gemahlin erheben haben. Ihren Sohn Barin ließ sie Mönch wer- den, und hatte nebst ihrem Gatten im J. 826 die Freude, der Weibung Barin's zum Abte von Neucorvey beizu- wohnen. Ihrem Gemahl hatte sie bewogen, an der Lippe, wo er Ade besaß, an dem Orte Hirsfeld (dem jetzigen Dorfe Hersfeld im Amte Stromberg) eine Kirche zu bauen. Eine an die südliche Wand derselben stößende Halle ließ sie nach ihres Gatten Tode († um 827) bauen, lebte in einer Zelle, und lag ganz allein frommen und miltthätigen Werken ob. Künftig vor ihrem Tode hatte sie sich einen marmornen Sarg machen lassen, und wurde darin in der Halle begraben. Ihr Grab wurde als wunder- wirkend in der Folge der Zeit berühmt. Dies veranlaßte den Abt Eudolf von Werden an der Ruhr, den Bischof Dodo von Münster zu bewegen, Ida's Leiche feierlich zu heben, in die Kirche auf den Altar zu setzen, Aelichen der Reliquien selbst mitzunehmen, andere nach Werden verabsolgen zu lassen, und den südlichen Theil der Kirche zu Hirsfeld zu Ehren der seligen Ida einzumweihen; im J. 980 den 26. Nov.*).

5) Ida, Erbtochter des alobereichen Herzogs Her- mann I. von Schwaben, bekannt durch ihre Schönheit und Vermählung mit Eudolf, Sohne des Kaisers Otto des Großen, im J. 948, welcher auch, nachdem ihr Va- ter im December 949 gestorben, das Herzogthum Schwab- en erhielt, das er aber in der Folge wegen der Empö-

rung gegen seinen Vater wieder verlor. Ida überlebte ihren Gemahl, der 957 in Italien starb, bis zum J. 988, wo sie verschied, nachdem sie sich außer ihrer Verbindung mit dem Kaiserhause, auch unter den Christlichen durch Schenkungen an die Kirchen, so des Erbes Wohlthät an das Hochstift Werzburg, einen guten Namen gemacht*.) (Ferdinand Wacker.)

IDACARA oder Adacara, eine nur wenig bekannte, nach Ptolemäus in Arabia deserta am Sinus Persi- cus gelegene Stadt. (R.)

IDACIUS (auch Idatius und Hidatius geschrieben), ein Chronist des 5. Jahrh., gegen das Ende des 4. Jahrh. zu Kamego in Gallien geboren, besuchte in seiner Jugend den Orient, wo er mit mehreren frommen und gelehrten Einsiedlern in nähere Verbindung kam und sich vielfache Kenntnisse erwarb. Nach seiner Heimkehr ward er um das J. 427 zum Bischofe von Ephesus, einer kleinen por- tugiesischen Stadt am Tamego (oder, wie Andere besaup- ten, von Kamego) erhoben, und erwarb sich das Vertrauen seiner Landleute in so hohen Grade, daß man ihn mit mehreren wichtigen Sendungen beauftragte. So wurde er im J. 431 zu dem römischen Feldherrn Aetius nach Gal- lien geschickt, um von ihm Hülfe gegen die Sueven, wel- che Spanien plündernd durchzogen, zu verlangen. Ein anderer Auftrag des Papstes Leo I., die Ketzer der Prädicilianer zu unterdrücken, war nach den Begriffen je- ner Zeit nicht minder wichtig und ehrenvoll. Die Sue- ven, welche immer weiter vorbrangen, entsetzten ihn im J. 461 seiner Würde und hielten ihn einige Zeit gefan- gen. Das Jahr seines Todes ist ungewiß, denn der Schluß, daß er im J. 468, in welchem die unter seinem Namen bekannte Chronik aufhöret, gestorben sein müsse, kann um so weniger Glauben verdienen, da dieses Chro- nicon, welches unentdeckt, so barbarisch auch sein Styl sein mag, doch manchen wichtigen Aufschluß über die Er- oberungsjahre der Sueven und Gothen in Gallien und Spanien gibt, erst im 12. Jahrh. entstand, und Peta- gaus, Bischof von Dolebo, zum Verfasser hat. Auch die ihm seitlich zugeschriebenen Fasti consulares gehören ei- ner spätern Zeit an. Das Chronicon, welches sich an die Chronik des Eusebii anschließt und mit dem J. 379 be- ginnt, wurde zuerst, aber sehr unvollkommen, von H. Canisius (Antiq. lect. II, 601—667) herausgegeben und öfter in diesem fehlerhaften Zustande wiederholt. Bessere Recensionen gaben J. Girmond (Paris 1619; wiederholt in M. Bouquet's Script. rer. Gall. I, 611—624) und H. Florez (España sagrada. IV, 345 sq.), der auch den besten Abdruck der Fasti consulares (Ephed. IV, 466 sq.), die früher von P. Abbé (Bibl. nov. man- uscript. I.) und J. G. Grävius (Thes. antiq. XI, 242—267) herausgegeben waren, lieferte. Den genaue-

sten Schriftsteller. Turner Cap. III. p. 117 sq. von Sa- gern II. S. 417, 418, 809, 810.

*) Die von Eudwig dem Frommen der Ida im J. 837 bewill-igte Urkunde der Fulda, Trando, Corbei, 284, welche Eibert's als eines Toten gedenkt. Den besten Abdruck sagt der Kaiser: Ida propinquas nostras. Ferner dienen als Quellen zu ihrer Geschichte Chronicon Corbeense, bei Bede's Kind, Ruten zu einigen Ge- schichtsforschern des deutschen Mittelalters. S. 377 u. 379. Necrologium Monasterii Werthimensis ap. Leibnitz, Script. II. p. 748. Hi- storica Translatio S. Passianae, Mon. Germ. Hist. II. p. 681, 682. Vita S. Idae Auctore Ulfingo Monacho Werthimensi, nach der neuesten Ausgabe bei Leibnitz, Script. I. p. 171—181, und nach dem von den Bellandier zu dem die 4. Septemberis ge- druckten Hebel'scher Codex, verbessert bei Pertz, Man. Germ. Hist. II. p. 569—576 wiederholt, ist aber erst im J. 980 oder darnach, also zu lange Zeit nach Ida's Tode, geschrieben, und daher nur mit großer Umkehr und sehr beschränkt zu brauchen. Vgl. Meisner's Ep. Paderb. ap. Leibnitz. I. p. 557. Hirsfeld, S. Ida dän- nien, in dessen Ruten zu einigen Geschichtsforschern des deutschen Mittelalters. I. Bd. S. 141—149, gibt Schölen zu der Vita S. Idae.

*) Continuator Regionis, Mon. Germ. Hist. II. p. 680, 685. Willelmus Corb. Ann. lib. II. ap. Meisner, Script. I. p. 651. Dilemunt Merce, Chron. ed. Wagner, p. 22, 242. Chroaloo Quadlingburgense, ap. Leibnitz, Script. II. p. 281. Hermannus Contr. Chron. ap. Ulfmann, Germ. Sacra, Prodr. I. p. 182. Annalista Saxo ap. Eccardum, Corp. Hist. I. p. 278, 246.

sten und vollständigen Abdruck des Chronikons gab Id. Roncallius in seinen *Vetustiora latinorum scriptorum chronica ad mss. codices emendata* (Patav. 1787. 4.) II, 55–54. (Kalb.)

IDACUS ist, wie aus Thukydides (VIII, 104) zu ersehen, ein Dorf oder Fleden, welcher auf der Küste des thrakischen Ocheronnes an der Einbucht, gegenüber von Abydos, lag. Von Idacus bis Ariana, einem andern weiter südlich gelegenen Küstenorte des thrakischen Ocheronnes, hatten die Athener, als sie im 24. Jahre des peloponnesischen Krieges ihren Heern eine Seeschlacht lieferten, ihre Flotte aufgestellt. Allein weder Idacus noch Ariana sind weiter bekannt. (Pet. Friedr. Kannegiesser.)

ID-ADHAAT, im Arabischen Opferfest, von **إد** (Id) (Fest) und **أضاح** (adhah), adhäat (Opfer), einerlei mit Beiram (s. d. Art.). Über die dabei beobachteten Gebräuche s. im Art. Hadsch (2. Bd. S. 355 fg.). (R.)

IDAEA (*Idaia*). 1) eine Nymphe, nach Apollodor (Bibl. L. III. cap. 12. §. 1) Mutter des Leuktos, welchen der Flugvogel Stamander mit ihr erzeugte. Nach Pausanias (Graeciae descriptio L. X. cap. 12) war die Nymphe Idaa Mutter der Sibylle Herophile, und zeugte sie mit dem Hirten Theodoros. 2) Eine Tochter des mythischen Königs Dardanos, vermählt mit dem thrakischen Könige Phineus, und bekannt durch das Unglück, welches sie über dessen in früherer Ehe mit der von ihm verlassenen Kleopatra, einer Tochter des Boreas und der Dreithyia, erzeugten Söhne brachte. Nach Apollodor (l. c. L. III. c. 15. §. 3) hießen diese beiden Brüder Pleurippus und Pandion, Diodorus Siculus dagegen gibt zwar die Geschichte derselben noch ausführlicher¹⁾, verwechselt aber die Namen ebenso, wie Sophokles (Antigone v. 980 sq.) nur ihres traurigen Geschicks gedenkt, sie aber nicht nennt. In einem Scholion zu Apollonius Rhod., Argonaut. L. II. v. 178 (vgl. auch Schol. ad v. 238) heißen sie Orythos und Crambis (nach anderer Lesart Oartos und Krambes); rückfichtlich des Letztern stimmt damit das Scholion zu v. 140 überein, aber der erstere heißt dagegen hier Parthenus. Vgl. auch *Natal. Comit. Mythol. L. VII. c. 6*, welcher beide Nennungen angibt, aber Orythos statt Orythos hat. Endlich findet man sie auch Thymus und Mariandynus²⁾, Gerymbas und Aspondus³⁾ genannt. Ähnliche Differenzen gibt es auch im Namen ihrer schändlichen Stiefmutter. In dem schon erwähnten Scholion zu Apollon. Argonn. L. II. v. 178 heißt sie nämlich Dia, obgleich das zu v. 140 sie ebenso Idaea nennt, wie Diodorus Siculus, Apollodor und der Scholiast zu Sophokles⁴⁾ Antigone v. 1095. Ferner wird ihr in den Scholien zu Homer's Odys. M. v. 70 der Name Eurytia, und von Servius zu Virg. Aen. L. VIII, 344 der Name Danne beigelegt. Noch Andere endlich, wie der Scholiast zu Sophokles⁵⁾ Antig. v. 992 bemerkt,

halten sie für Kadmus' Schwester Idothea (*Ἰδοθα*). Sie hatte ihren Gemahl so für sich einnehmen gewußt, daß sie Alles über ihn vermochte. Als sie daher die Beschuldigung vorbrachte, daß seine beiden Söhne sie durch Zurechtung von Unschuld beschimpft hätten, schenkte er dieser Verleumdung nicht nur vollen Glauben, sondern strafe auch die angeblichen Verdächtige mit aller Härte, indem er sie tüchtig geißeln und dann eingraben ließ. Von dieser Angabe des Diodorus Siculus weichen Apollodor und Hygin (fab. 19) etwas ab; denn nach ihnen bestand die Strafe darin, daß sie gekümbet wurden. Nach Natalis Comes (Mythologia L. VII. c. 6) wurden sie zum Tode verurtheilt („capitis damnati“). Durch die Argonauten, unter denen sich Brüder der Kleopatra befanden, wurden die Schicksalopfer einer schändlichen Intrigue wiederum beseitigt, und Phineus selbst durch Herakles getödtet, die eingelegerte Kleopatra dagegen ihrer Haft entlassen und ihre Söhne in den Besitz des Reiches eingesetzt. Leicht wäre es diesen gewesen, an der Urheberin ihrer allseitigen Bedrückung Rache zu nehmen, allein Herakles widerrieth es, und forderte sie auf, die wohlverdiente Strafe dem eigenen Vater derselben zu überlassen. Dies thaten sie, und auf die Kunde von dem Geschehenen verurtheilte Dardanos die schuldige Tochter zum Tode⁶⁾. 3) Ist Idaea Beiname der Kybele, hergenommen von dem Berge Ida⁷⁾. (R.)

IDAEISCHE DACTYLEN (*Idaei dactyli* oder *Dactyli idaei*, *Idaei dactyl*, wörtlich Idaische Finger), welche in den Nachträgen zum Buchstaben D hätten bearbeitet werden sollen, erscheinen in den Berichten der alten Schriftsteller in etwas verwirrter Darstellung. Da sie namentlich mit den Korybanten und Kureten in Verhältniß gebracht werden, so ist es am ratsamsten, das sie Angehörige in den genannten Artzeln zugleich mit zu behandeln. Vgl. also Korybanten und Kureten. (R.)

Idaeos, Sohn des Dardanos und der Chryse, f. unter Dardanos.

Idaeus (Bot.), f. Rubus idaeus.

IDAIDES *Hübner* (Insecta), Schmetterlingsgattung aus Papilio und zwar der Abtheilung Equites Linne's gefordert, durch kurze, an der Spitze abgegebene Kübler und nur schwanzähnliche Hinterflügel charakterisirt. Typen sind: P. Codrus Cramer 179. A. B. Nireus Cramer 378. E. F. et 187. A. B. (V. Thon.)

IDALIA *Leuckart* (Mollusen), Weichtiergattung aus der Classe Gastropoda, der Ordnung Gynobranchia und der Unterordnung Cyclobranchia, sowie der Familie Doridea (Menne). Synopsis. Ed. II. p. 10), von Leuckart zuerst aufgestellt in Breves Animalium quorundam Descriptiones, und später auch Okenia genannt. Als Kennzeichen sind folgende angegeben: Der Körper etwas eiförmig, der Rücken abgeflacht, zerfissen, fahig besetzt, der Fuß gewölbt, mit vortretenden Rändern,

1) Biblioth. Hist. L. IV. c. 43. 2) So bei Philochorus nach Natal. Com. Mythol. L. VII. c. 6. 3) Schol. ad Sophocles, Antigone v. 1095. Vgl. auch Thom. Numerus ad Hygin. Fab. 19.

4) f. auch *Hygie*, Notae ad Apollod. III, 15. §. 5. (p. 857 sq.). 5) Diod. Sicul. l. c. cap. 44. 6) Cf. Virgil. Aen. l. IX, 620.

der Mund an der vordern Seite, klein, einfach kreisrund, auf dem Rücken zwei keulenförmige Tentakeln, welche an der Wurzel bedeckt sind, der After an der hintern Rücken-seite, mit blättrig fransigen Kiemen umgeben. Die Geschlechtsöffnung auf der rechten Seite. Als Art ist aufgeführt: *Idalia elegans*. Nicht über einen Zoll lang, der Körper glatt, roth; ungleiche Fäden sitzen auf dem zerfetzten, etwas elliptischen Rückentheile, einige (6) auf der Mitte des Rückens der Länge nach. Die Zahl der Kiemen beträgt 18—20. Findet sich im mittelländischen Meere bei Gatte. (D. Thon.)

IDALIS TELLUS kommt in Lucan's Pharsalia III. v. 203 bei Aufzählung aller Provinzen und Landschaften, welche Streiträfte für den Pompejus und seine Partei aufbrachten, vor in den Versen: *Mysiaque et gelido tellus perflua Caico — Idalis et nimium glebis exilis Arisbe — quique colunt Pitaneas*. *Idalis* hat ohne Grund Aëolis statt *Idalis* lesen wollen. Allein nicht zu gedenken, daß, wie Strabon zeigt, das Gebiet von Troas, ober die Abfälle des Ida bis beinahe zum Kaïkus reichen, so nahm wirklich der lyrische Dichter Bakchylides an, daß der Kaïkus vom Ida stürme, und Euripides ließ sogar Geläna an dem Fuße des Ida liegen. Lucan, dem zwar die Geographie im Allgemeinen, nicht aber die Topographie genau bekannt ist, will aber zuerst das Gebiet, in welchem die Hülfsgenossen der Troer wohnten, und da er dem alten Coryllor Bakchylides folgt, so bezieht er sich im Beschlusse der Alexandriner, die immer mit alterthümlicher Gelehrsamkeit prunken, des berühmtesten Flusses der Gegend, des Kaïkus, der, wie er wähnt, vom Ida fließt, um das Bergland des Ida zu bezeichnen, und setzt zwei andere berühmte Namen, das aus Homer bekannte, am Hellespont liegende Kriëbe, und das mit seinen zwei Häfen verschiedene Pitane, das nur 30 Stadien von der Mündung des Kaïkus entfernt liegt, dazu. Man darf aber, wie die Ausleger wissen, unter der *Idalis tellus*, im Sinne des Lucanus, nicht Troas verstehen, weil er weiterhin dieses Gebiet noch besonders hervorhebt (v. 211).

(Pel. Friedr. Kannegiesser.)

IDALIUM. Dies der Name eines Ortes auf der Insel Cypern, welcher, wie mehre Städte dieser Insel, der Venus geheiligt war. Daher kommt er häufig bei den Dichtern vor. Derselbe war nun entweder eine wirkliche Stadt, oder nur ein Berg, Vorgebirge, Hain, und lag an der östlichen Küste. Der Name *Idaliium* scheint in dem von Strabon (XIV. p. 682. edit. Cas.) angeführten Vorgebirge *Pedalion* (*Ἰδάλιον*) versteckt zu liegen. Denn es bleibt doch fast unbegreiflich, warum ein so oft von den Dichtern gepriesener Ort *) von Strabon nicht angeführt worden ist. Nennen ihn doch Plinius (II. N. V. 31) und Steph. Byz. (s. v. *Ἰδάλιον*) unter den bekannten Städten Cyperns. Daher erscheint die

Vermuthung, welche Meursius *) aufstellt, in der angeführten Stelle des Strabon statt *Ἰδάλιον* lieber *Ἰδαίον* zu lesen, annehmbarer, als die Behauptung Mannert's **), welcher zufolge die eigentlichen Geographen (Strabon und Ptolemäus) *Idaliium* deswegen verschwiegen hätten, weil es ein viel zu unbedeutender Ort gewesen sei, wenn er auch vorhanden war. Durch die eben nicht geringe Veränderung im Strabon wird *Idaliium* ein diesem Geographen bekannter Name; zwar wird damit nur erst ein Vorgebirge: *ἀκρὰ Ἰδάλιον* oder *Ἰδαίον* gewonnen, doch war auch dieses nach Strabon's Zusatz der Venus geheiligt. Und ob wir dabei einen Wohnplatz der Menschen annehmen dürfen, das werden wir sogleich sehen. Wenn also Mannert (a. a. D.) es für Unrecht erklärt, eine solche Veränderung im Strabon vorzunehmen, weil auch die Dichter und ihre Ausleger nicht *Idaliium* ein Vorgebirge nennen, so sagt er zu viel; denn erstlich bleibt die Strabonische Stelle immer noch zweifelhaft, Strabon muß beinahe *Idaliium* statt *Pedalion* geschrieben haben, sodann heißt in der angeführten Stelle aus Propertius der Ort wirklich graben Vertex *Idalius*, und bei Catull in der angeführten Stelle kann auch weniger an eine Stadt, als an einen mit Wald bewachsenen Berg gedacht werden, denn der Dichter nennt es *Idaliium frondosum*. Daraus nun, daß Plinius und Stephanus Byzantinus in den angeführten Stellen *Idaliium* graben unter den Städten Cyperns aufzählen, ergibt sich, daß wenigstens die Umgegend des Vorgebirges, wo die Venus verehrt wurde, angebaut und bewohnt war, was man auch sehr natürlich finden muß. Man hat also zum wenigsten in spätern Zeiten sowohl eine Stadt, als auch ein Vorgebirge des Namens *Idaliium* anzunehmen. Und in der heutigen Stadt *Dalia* steht der Name *Idaliium* nicht unsichtbar verborgen. Das Vorgebirge nennen neuere Geographen *Capo Greca*. Merkwürdig ist — und das wäre wieder gegen Mannert, — daß auch bei Ptolemäus der Name *Pedalion* nicht fehlt, weil in einigen Codicibus an der Stelle des Wortes *Ἰδάλιον* das Wort *Ammochooston* steht. Sonach würde der Name *Pedalion* wenigstens aus der Geographie Cyperns ganz gestrichen werden müssen, wenn er auch nicht aus der gesammten alten Geographie schwindet, denn wir kennen ein Vorgebirge dieses Namens in Karien. Man muß sich daher wundern, wenn im Bischoff's Müller'schen, sonst so kritischen vergleichenden B. B. nicht nur dieses *Pedalion* fehlt, sondern auch im abgehandelten Artikel *Pedalion*, was nach Cypern verlegt wird, dazu Stellen aus P. Mela und Plinius citirt werden, welche das Vorgebirge Kariens betreffen. (S. Ch. Schürcks.)

Idamdra (ind. Mythol.), s. unt. *Dewandren*.

IDANTHYRSUS, nach anderer Lesart *Indanthyrus*, ist der Eigenname oder vielleicht auch Ehrenname *) zweier Ithobischen Könige. 1) *Idanthyrus* der Ephyre,

1) Cf. Theocrit. XV. 100 mit den Schol. ad h. l. Virgil. Aen. I. 681. 692 mit Serv. ad loc. prior. Catull. in Epithal. P. et Thec. 96. Propert. II. 10. 53 et 54. Luc. VIII. 716.

2) In seiner bekannten Schrift *Creta, Rhodus, Cyprus* I. c. 12. p. 38. 3) In seiner Geographie. 4. Bd. S. 576.

1) Es kommen nämlich beide Ithobische Könige *Idanthyrus* bei andern Schriftstellern unter andern Namen vor, der *Ioniochor*

verwüthete oder unterjochte, wie Strabon (XV. §. 5) sagt, ganz Asien bis nach Ägypten, kam aber ebenso wenig als andere Weltbezwinger der alten Zeit (Sesostris der Ägypter, Acarto, Nebuchadnezzar) bis nach Indien. Wie man mit großer Wahrscheinlichkeit vermutet, kann Idanthyrus der Etythe bei Strabon kein anderer sein, als der Mardes des Herodot (Hist. I, 95, 96). Gegen Xpares, den König von Medien, zog nämlich zur Zeit, als er die Ägypter in einem Treffen überwunden hatte, und Rmus (Rinthe) belagerte, ein großes Heer von Etythen an, geführt von Mardes, einem Sohne des Prototythes. Sie hatten die Kimmrier auf ihrer Flucht aus Asien bis nach Europa hinein verfolgt, und kamen so in das medische Land, indem sie bei ihrem Einfälle das kaukasische Gebirge zur Rechten behielten. Hier lieferten die Meder den Etythen eine Schlacht, wurden aber besiegt und verloren die Herrschaft, und die Etythen gewannen dieselbe über ganz Asien. Hierauf zogen sie gegen Ägypten, und besaßen sich schon in Palästina, einem Theile Syriens, als der König von Ägypten ihnen mit Geschenken und Bitten entgegenkam, und sie dadurch bewog, nicht weiter vorzuziehen. Als sie nun auf dem Rückzuge durch die syrische Stadt Astalon gingen, und die meisten Etythen, ohne Schaden zu thun, vorüberzogen, blieben einige wenige zurück und plünderten den Tempel der Aphrodite Urania. Diesen Tempelräubern und allen ihren Nachkommen sandte die Göttin die weibliche Krankheit zu. Die Etythen hatten 22 Jahre über Asien die Herrschaft gehabt, als ihnen nun alles wegen ihres Uebermuthes und ihrer unordentlichen Lebensart aufhörte, denn außer den gewöhnlichen Einkünften, welche sie bezogen, plünderten sie auch noch, wo sie hinkamen, und trieben sich im Lande umher, ohne das Eigentum irgend eines Menschen zu schonen. Xpares und die Meder bewirtheten endlich viele von ihnen, machten sie trunken und erschlugen sie. So erlangten die Meder die Herrschaft wieder. 2) Idanthyrus, König aus der europäischen? Etythen heißt 3. bei Herodot (V, 120—127), während er von Justinus Jancyrus genannt wird, wenn wir nicht der unzufälligen? Annahme folgen, daß der Janc-

cyrus bei Justin der Vater des Idanthyrus bei Herodot gewesen sei. Auch die Veranlassung des Krieges des Darius wird verschieden erzählt. Nach Justinus besiegte Darius den Etythenkönig Jancyrus, weil er ihm seine Tochter, um deren Hand der Perserkönig gebeten, abgeschlagen hatte. Nach Herodot hingegen wollte Darius an den Etythen rächen, daß sie unter Mardes (nach Strabon Idanthyrus I.) in Asien eingefallen, und den Medern unter Xpares die Herrschaft über Asien genommen hätten. Die Etythen erkannten, daß sie für sich allein nicht im Stande sein würden, den Persern die Spitze zu bieten, und schickten deshalb Gesandte an die benachbarten Völker. Die Könige der Zaurer, Agathyser, Neurer, Anthropager, Melancholiner, Geloner, Budiner und Sauromaten kamen hierauf zusammen, und berathschlugen sich wegen der großen Macht, welche im Anzuge wäre. Den Versammelten erzählten die Etythenischen Gesandten, wie die Perser, nachdem sie sich jenseit des Bosporus alles unterworfen, eine Brücke geschlagen hätten, und so ihnen überläßt gekommen wären, und nachdem sie die Thraker überwältigt, eine Brücke über den Ister geschlagen hätten, um auch hier sich alles unterwerfend zu machen. Weiter erzählten die Etythenischen Gesandten die versammelten Könige der benachbarten Völker auf, aus keinem Fall ruhig zuzusehen, daß die Perser die Etythen zu Grunde richteten, sondern gemeinschaftlich mit ihnen den nothwendigen Feinde entgegenzuziehen, da dieser nicht bloss die Unterjochung der Etythen beabsichtige, sondern jedes Volk sich unterwerfe, dessen er sich bemächtigen könne. Würden die den Etythen benachbarten Völker nicht gemeinschaftlich mit ihnen gegen den Feind austreten, so würden die Etythen entweder, wenn ihnen der Gegner zu mächtig werden sollte, das Land verlassen oder bleiben und sich mit ihm durch Verträge verbinden. Die beratthschlagenden Könige der übrigen Völker sandten sich auf diese Vorstellungen der Etythenischen Gesandten in ihren Meinungen getheilt. Die drei Könige der Geloner, Budiner und Sauromaten versprachen gemeinschaftlich zur Bedrückung zufolge den Etythen beizustehen. Die Könige der Agathyser, Neurer, Anthropager, Melancholiner und Zaurer dagegen gaben den Bescheid, daß ihnen ihre Vorkellung und Bitte billig vorkommen würde, wenn sie die Perser nicht zuerst bestrüßten, und den Krieg selbst angefangen hätten. So aber seien sie allein in das Land der Perser gefallen und hätten über sie geherrscht. Die benachbarten Völker woll-

ten des Strabon als Mardes bei Herodot, und der Idanthyrus des Herodot als Jancyrus des Justin.

3) Auch Idanthyrus bei Strabon war, wenn er mit Mardes des Herodot eins ist, König der europäischen Etythen. 5) Justinus (II, 5) sagt nämlich: Post haec pax apud Scythas fuit, usque ad tempora Jancyri regis. Haec Darius rex Persarum, necque supra dictum est, cum filius ejus angustas non obdormisset, bellum intulit etc. Hier ist der von Darius besiegte Etythenkönig kein anderer, als Jancyrus selbst. Herodot sagt jedoch davon nichts, daß Darius um des Etythenkönigs Tochter sich begehrt habe. Nun vereinigt man leichtes für: Der Etythenkönig habe wohl eingesehen, daß die Verjagung seiner Tochter den persischen König zum Kriege zwingen werde; ihm zuvorkommen, hob er daher seinen Sohn Idanthyrus zu einem Einfälle in die Länder des Darius ausgesendet. Da er aber bald darauf starb, sei dieser Krieg seinem Sohne und unmittelbaren Nachfolger als Größtthat verdienlich. Herodot möge es nicht für gut gefunden haben, der Nachwelt einen Umstand aufzuheben, der den wilden Etythen so sehr zur Ehre gereicht, nämlich daß Darius mit einem ihrer Könige einen Schwendekrieg zu erröthen gesucht habe. Willkür er-

zählte er auch nur aus demselben Grunde, daß das persische Heer in Etythen mehr beunruhigt und angegriffen, als durch die bekannte Tapferkeit der kühnen Idanthyrus und seiner Etythen zurückschlagen werden. So die allgemeine Weltgeschichte, die in England durch eine Geschichte von Gelehrten angeordnet worden. Zeitschrift über. 4. Th. S. 357, mit Beziehung auf *Relius*, *De bellis et potentia Scytharum*, S. 17—19. *Præd.* Hung. p. 22 —24 und *Bayre*, *Mémoires Scythiques*, *Comment.* ac. Petr. T. III. p. 560—566. Wie scheint vielmehr die von Justin erwähnte Veranlassung zum Kriege späterer fabelhafte Ausdehnung; da es eine der alten Völker beliebte Wendung ist, ererbte Kriege aus vergeblicher Erwörung um die Tochter des nachmaligen Gegners zu taffen. Vgl. J. Wachter, *Forum der Kritik*, S. 97. 98.

ten deshalb nun auch abwarten, bis die Perser sich ihrem Gebiete näherten, weil sie glaubten, daß die Feinde blos zu den ersten Ueberbren der Belagerungen kommen würden. Da die Skythen sich so von der Unterstützung dieser Völker entblößt sahen, beschloßen sie, keine allgemeine Schlacht in freier Felde zu wagen, sondern dem Feinde auszuweichen, die Brunnen und Quellen dort, wo er durchzöge, zu verschütten, und das Gras der Fluren zu verbrennen. Um dieses auszuführen, wollten sie ihr ganzes Volk in zwei Haufen theilen. Mit dem einen derselben, nämlich mit dem von Skopas beherrschten Stamme der Skythen, welche die königlichen hießen, sollten die Sauromaten sich vereinigen. Dieser Haufe ward beauftragt, falls sich Darius nach dieser Seite hinwenden sollte, sogleich an den Tanais und an den maotischen See zu fliehen; wenn der Feind aber umkehre, ihn nachzugehen und ihn zu verfolgen. Die beiden übrigen Stämme der Skythen, der große, über welchen Idanthyrus, und der dritte, über welchen Araksis herrschte, vereinigten sich, um den zweiten Haufen zu bilden, nahmen auch die Gelonen und Budinen in ihre Reihen auf, und erhielten die Anweisung, wenn sie noch eine Tagereise von den Persern ständen, zurückzugehen, und die Feinde langsam vorwärts und auf jene Wege zu leiten, über welche man überzingelommen war, nämlich zuerst grade in die Länder derjenigen Völker, die ihnen ihren Reißand abgesehen hatten, damit sie auch diese mit in den Krieg verwickelten. Nach diesem Beschlusse näherten sich die Skythen langsam dem Herde der Perser, wobei sie die besten Reiter vorausgeschickt hatten. Die bedeckten Karren, in welchen ihre Weiber und Kinder lebten, nebst allem Vieh, mit Ausnahme derjenigen, welches sie zum Unterhalte zurückbehielten, schickten sie fort, mit der Weisung, immer höher gegen Norden hinauszugehen. Als die Vortruppen der Skythen die Perser drei Tagereisen weit von dem Ister fanden, sie selbst aber noch eine Tagereise von ihnen entfernt waren, lagerten sie sich und zerstörten alle Gerodäthe der Erde. Sobald die Perser die skythische Reiterei gewahrten, gingen sie ihr immer auf dem Wege nach, auf welchem sie sich zurückzog. Es war der einzelne Theil der königlichen Skythen, gegen welchen sie sich wandten, und so verfolgten sie ihn gegen Morgen und den Tanais zu. Nachdem die Skythen über den Strom gegangen waren, setzten auch die Perser über denselben und verfolgten sie, bis sie durch das Land der Sauromaten in das Land der Budinen kamen, wo sie die von ihren Bewohnern völlig verlassen hölzernen Städte verbrannten, während sie in dem ohnehin schon wüsten Gebiete der Skythen und der Sauromaten nichts zu zerstören gefunden hatten. Immer den Fußtapfen der Skythen folgend, kamen die Perser endlich aus dem Lande der Budinen hinaus in die oberhalb desselben gelegene sieben Tagereisen große Einöde, über welcher die Thysageten wohnten, durch deren Land vier große Flüsse, Tytus, Darius, Tanais und Engis, strömten, welche sich alle in den maotischen See ergossen. Nachdem Darius in die Wüste gelangt war, setzte er den Zug nicht weiter fort, lagerte sich bei dem Flusse Darius, und baute in gleicher

Entfernung von acht Stadien von einander acht Festen oder Schloßer. Während er damit beschäftigt war, zogen sich die von ihm verfolgten Skythen oben herum hinweg, und kehrten nach ihrem Lande zurück, und Darius verließ, als sie ganz unsichtbar geworden waren, die halbverwundeten Schloßer, deren Trümmer noch zu Herodot's Zeit bestanden, und wandte sich wieder nach Abend zu, indem er meinte, daß dieser einzelne Stamm das ganze skythische Volk sei, welches ebenfalls nach der Abendseite zu geklüftet sein müßte. Sehr rasch ließ er das Heer ziehen, gelangte in das Skythenland, und kam hier den beiden andern Stämmen der Skythen nahe, dem großen, welchen Idanthyrus führte, und dem kleinern, welchen Araksis beschickte, und verfolgte sie unaufhörlich, weil sie immer vor ihm her eine Tagereise weit auswichen. So leiteten sie ihn, wie sie verabredet hatten, in die Länder derjenigen Völker, welche ihren Reißand versagt hatten, und zwar zuerst in das Land der Melanchlainer. Nachdem diese dadurch in Furcht und Schrecken gesetzt waren, leiteten die Skythen die Perser erst in die Länder der Androphagen, und dann in das neuirische Gebiet. Die Agathyrten dagegen, welche erwoogen, wie ihre Nachbarn durch die Skythen aus ihren Wohnungen vertrieben und in die schrecklichste Verwirrung gesetzt waren, künftigen diesen an, ihre Grenzen nicht zu überschreiten, oder sich auf eine Schlacht gefaßt zu halten. Sie besetzten auch ihre Grenzen, und zeigten sich entschlossen, den Einfall der Skythen und Perser nicht ruhig anzusehen, wie die Melanchlainer, Androphager und Neuter. Die Skythen zogen daher, von den Persern verfolgt, aus dem Gebiete der Neuter in ihr eigenes Land zurück. Darius, dieser Art Krieg zu führen müde, ließ durch einen Reiter dem Könige der Skythen, Idanthyrus, vorstellen, doch nicht beständig zu fliehen, sondern zu stehen und zu kämpfen, wenn er sich dazu für mächtig genug halte, sonst sich ihm als seinem Gebieter zu unterwerfen und einen Vertrag zu schließen. Idanthyrus aber erklärte, es sei dieses keine Weise, und er fliehe nicht aus Furcht vor dem Perserkönige, sondern thue nichts anderes, als was er im Frieden zu thun gewohnt sei. Dann aber sei für ihn kein Grund da, sich mit dem Perserkönige in den Kampf einzulassen, da die Skythen keine zerstörbaren Städte und angebaute Fluren besäßen; würden die Gräber ihrer Väter vom Feinde bedroht, so würden sie dieselben zu vertheidigen wissen. Als seinen Gebieter kenne er allein den Zeus, seinen Vorfahren, und Hestia, die Königin der Skythen. Als die Könige der Skythen vernahmen, daß Darius mit Anechtshofe drohe, geriethen sie in Zorn, und sandten die Abtheilung, mit welcher sich die Sauromaten vereinigt hatten, unter dem Befehle des Skopas zu den Jonern, welche die Brücke am Ister bewachten, um mit ihnen in Unterhandlung zu treten. Die Zurückbleibenden beschloßen, die Perser nicht länger im Lande umherzuführen, sondern sie jedesmal, wenn sie ihre Wahlzeit einnehmen würden, zu überfallen, und führten ihren Entschluß sogleich aus. Bei diesen Gelegenheiten behielt die skythische Reiterei immer die Oberhand über die persische, welche alldam zu dem Fußvolk zurückfloh. Dieses kam

ihre auch zu Hülfe. Die Skythen aber zogen sich, wenn sie die Reiterei gemorren hatten, aus Furcht vor dem Fußvolke jedesmal wieder zurück. Ähnliche Angriffe thaten sie auch des Nachts. Den Persern war hierbei nützlich, den Skythen aber nachtheilig die Stimme und Gestalt der Esel; da sich nämlich im ganzen Skythenlande weder Esel noch Maulesel fanden, so drachte das Geschrei der perfischen Esel die skythische Reiterei in Verwirrung, weil deren Rosse darüber stugten und umwandelten. Dieß bewirkte in der Art des Kriegsführens einige Veränderung. Um nun die Perser recht lange in Skythien festzuhalten, und zuletzt wegen Mangels an allen Bedürfnissen ins Gedränge zu bringen, ließen die Skythen absichtlich Schlachtvieh sammt den Hirten in ihre Hände gerathen. Nachdem dieses öfters geschehen, kam endlich Darius in große Noth. Als Idanthyrus und Zarakis dieses bemerkten, überfanden sie ihm durch einen Herold einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile als Gesandte, ohne zugleich eine Deutung derselben zu geben. Darius sah darin ein Zeichen der Unterwerfung. Aber Gobrias, einer von den sieben Männern, welche die Magier geführt hatten, erklärte sie vielmehr so: Vermöchten die Perser nicht als Vögel die Küste zu durchschneiden, oder als Mäuse unter die Erde zu schlüpfen oder als Frösche in die Sümpfe zu springen, so würden sie durch Pfeile umkommen. Die zu der ionischen Wache an der Meerbrücke gesendete Abtheilung der Skythen hatte indessen ihre Absicht zu erreichen gesucht, indem sie derselben vorhielt, daß ja Darius ihnen nur eine Göttdiige Bewachung aufgetragen und ihnen für den Fall, daß er während dieser Zeit nicht zurückkomme, die Rückkehr in ihr Land freigestellt habe und daher zu dem Versprechen vermochte, diesen Termin nicht verlängern zu wollen. Während nun diese Skythen so schnell als möglich zurückzogen, hatte sich die andere von Idanthyrus und Zarakis befehligte Abtheilung des skythischen Heeres, Fußvolk und Reiterei, in der Nähe der Perser gelagert, grade als wenn sie brachstücken, ihnen eine Schlacht zu liefern. Während sie aber sich noch in dieser Stellung befanden, ließ ein Dase mitten durch ihr Heer, und alle, die ihn sahen, verfolgten ihn, sodas ein großes Geschrei und ein gewaltiger Lärm darüber entstand. Darius schloß daraus auf tiefe Verachtung der Skythen gegen die Perser, trat nun, Gobrias' Deutung der skythischen Geschenke als der richtigen bei, und entschied sich für schleunigen Rückzug, wozu auf Gobrias' Rath, als es Nacht geworden war, Anstalten getroffen wurden. Alle fränische Mannschaft und solche, an deren Verlust ihm am wenigsten gelegen war, wurde unter dem Vorwande zurückgelassen, daß mit dem gesunden Theile des Heeres die Skythen angegriffen werden, die zurückgebliebenen aber das Lager schützen sollten. Abends wurden wie gewöhnlich die Feuer angezündet, und die Esel angebunden, damit sie schrienen, während Darius mit der größten Eile seinen Weg nach dem Meer nahm. Die verlassenen Esel erboben ihre Stimmen, und die Skythen glaubten daher, daß die Perser noch in der Gegend ständen. Als sich aber bei Anbruch des Tages die zurückgelassenen Perser von Darius verrathen sahen, streckten sie ihre

Hände flehentlich gegen die Skythen aus, und erzählten ihnen, was sich ereignet hatte. Sogleich vereinigten nun die Skythen ihre drei Stämme: den größten, über welchen Idanthyrus herrschte, den kleinern, an dessen Spitze Zarakis stand, und den Stamm der königlichen Skythen, welchen Skopasis führte, sowie auch die Sauromaten, die Mubiner und die Gelonen zu einem einzigen Heerhaufen, um die Perser gerammtes Weges bis an den Meer zu verfolgen. Da aber das Heer der Perser größtentheils aus Fußvolk bestand, und der Wege in dem unbekanten Lande, wo sie keine Straßen vorfanden, unfundig waren, die Skythen hingegen zu Rosse sich befanden und alle kürzern Wege kannten, so verfehlten sie einander, und Idanthyrus gelangte mit den Skythen und den ihnen Verbündeten viel eher als die Perser an die Meerbrücke, erfuhr, daß die Perser noch nicht dahin gekommen wären und ließ den sich auf ihren Schiffen befindenden Ionien vorstellen, daß sie, da die Zahl der Tage, welche sie hier warten sollten, verloschen, nicht recht daran thäten, wenn sie noch länger bleiben wollten; thäten sie es aber aus Furcht vor Darius, so möchten sie nur die Brücke abbrechen, sich so schnell als möglich zurückziehen, und glücklich als ein freies Volk leben und sich den Göttern und Skythen zu Danke verbunden erkennen; ihren vorigen Gebieter aber wollten die Skythen in einen solchen Zustand versetzen, daß es ihm nicht mehr einfallen würde, gegen irgend ein Volk zu Felde zu ziehen. Als sich hierauf die Ionier über die Vorklärung des Idanthyrus berathschlagten, war Miltiades, der Athener, der Anführer und Beherrscher der Chersonesiten im Hellespont, der Meinung, daß man den Skythen folgen und Ionien frei machen sollte. Aber Hippias von Milet trat dagegen auf, und stellte vor, wie sehr von ihnen nur dem Darius die Herrschaft über seine Stadt verdankte, und wie wenn die Macht dieses Königs vernichtet werden sollte, weder er selbst, die Milesier, noch irgend einer von ihnen, seine jetzigen Unterthanen würde im Saum halten können, da jede Stadt lieber das Volk als einen allein regieren lassen wolle. Durch diese Vorklärungen zog Hippias sogleich alle die auf seine Seite, welche vordem dem Miltiades beigeschlossen hatten, aus Hellespont namentlich Daphneus den Abdoener, Hippofolus, den Kampasener, Hieropolantes, den Variener, Metodorus, den Prokonnesier, Aristagoras, den Koziener, und Ariston, den Bojantiner, aus Jonien Straties, den Chier, Xakus, den Samier, Daobomas, den Pholärer, und aus Aiolien Aristogoras, den Myrier. Dieses waren im Verein mit Hippias von Milet die angesehensten Männer, welche aus Eigennuß dem Idanthyrus und dem Miltiades den Ruhm entrißen, den Eroberer Darius vernichtet und die Ionier freigemacht zu haben; denn sie vereinigten sich, Darius zu retten. Sie ließen den Abell der Brücke, der an das skythische Ufer stieß, auf einen Pfahlstock weit abbrechen, damit sie etwas zu Gunsten des Vorhabens des Idanthyrus zu thun schienen, obgleich sie in der Wirklichkeit nichts thaten, und damit die Skythen nicht selbst versuchten mit Gewalt über die Brücke aus das andere Ufer zu dringen. Zugleich kamen sie überein den Skythen zu sagen, daß sie ihnen in allen Stücken zu Gefallen handeln wollten, und

in diesem Sinne sprach Hiflaus in Äter Namen mit den Ephythen, und forderte sie auf, während die Brücke von ihnen abgebrochen würde, die Perser aufzusuchen, und wenn sie sie fänden, für sich und für die Jonier an ihnen die verdiente Rache zu nehmen. Die Ephythen, welche den Joniern zum zweiten Male trauten, kehrten um, verließen aber durchaus die Gegend, durch welche jene zogen. Sie waren daran selbst Schuld. Sie vermieden nämlich die Gegenden, wo sie früher alle Weiden für die Pferde verderbt, und alle Brunnen verschüttet hatten, und suchten ihre Feinde da, wo sich noch Futter und Wasser darbot. Aber die Perser gingen denselben Pfad zurück, auf welchem sie eingebrungen waren, und fanden doch auch so kaum noch die Brücke. Als sie endlich des Nachts daselbst ankamen, und die Brücke abgeworfen fanden, wurden sie von Furcht ergriffen, daß sie verlassen wären. Darius ließ durch einen Ägypter von sehr starker Stimme dem Miletier Hiflaus zurufen. Dieser hatte alle zu dem Überlegen des Heeres erforderlichen Schiffe bereit, und ergänzte die Brücke wieder. Auf diese Weise entkamen die Perser dem Mautheseus und seinen Ephythen, welche sie aufsuchten aber zum zweiten Male verließen, und noch später deshalb die Jonier, als freie Männer betrachtete, für die elendesten und feigsten Menschen, aber als Sklaven angesehen für ihren Herrn ergeben und geschickte Knechte hielten¹⁾. Herodot gibt über diesen Krieg umständliche Nachrichten, sagt aber nicht, wer des berühmten Ephythenkönigs Vater, und wessen unmittelbarer Nachfolger er gewesen. Man betrachtet jedoch als Vater desselben den Saulius, den Bruder des Anacharsis, und als seine unmittelbaren Vorgänger in der Regierung auch den Saulius und dessen Bruder Calvoda, welche beide gemeinschaftlich regierten²⁾.

(Ferdinand Wächter.)

Idanusa (alte Geogr.), f. Oasos.

IDAR, ein katholischer Pfarrdorf des oldenburgischen Fürstenthums Birkensfeld und Amts Dörstein mit 650 Einwohnern, welche sich größtentheils vom Achatzschleien und dann vom Kleebau und von einer sorgfältigen Viehzucht im Göttinge nähren. (Räder.)

IDAS (Idas)¹⁾, 1) ein alter griechischer Heros, Sohn des Aphareus von Messene, oder, wie Viele behaupteten, des Poseidon²⁾ und der Irene, einer Tochter des Dibalos; nach Prisdandros aber hieß die Mutter Polydora und nach Theokrit Laokoos³⁾. Idas ist bekannt durch seine Theilnahme an der Erigung des kalpdonischen Ebers⁴⁾ und an der kühnen Fahrt der Argonauten⁵⁾; auf letzterer erlegte er den Eber, welcher den Imonen getödtet hatte⁶⁾. Die Marpesia, Tochter des Cuenus, um

welche sich Apollon bewacht, wagte er zu rauben, und entkam, obgleich ihm ihr Vater nachsetzte, glücklich nach Messene. Allein hier traf ihn Apollon, und nahm ihm das Mädchen wieder ab. Zeus legte den Streit zwischen ihnen dadurch bei, daß der Marpesia die Wahl unter Beiden streitlosen solle. Dieser Umstand war dem Idas günstig; denn die Dirne fürchtete, wenn sie ältere, von Apollon verlassen zu werden, und entschied sich daher für Idas⁷⁾. Mit derselben erzeugte er nun eine Tochter, Kleopatra, welche sich mit Melicagos vermählte⁸⁾. Er und sein Bruder Lynkeus entzweiten sich später mit den Lykardariden über das Theilen von Beute, welche sie gemeinschaftlich gemacht hatten. In Folge dessen tödtete Idas den Kassor, wogegen Potodoulos, der Bruder des Letztern, den Lynkeus durchbohrte. Idas entlebte sich zwar hierauf seines übriggebliebenen Gegners dadurch, daß er ihm einen Stein an den Kopf warf; allein Zeus, darüber erzürnt, erschlug ihn dafür mit seinem Blitze⁹⁾. Nach Hygin¹⁰⁾ lag der Grund des Streites zwischen den beiden Brüderpaaren vielmehr darin, daß Kassor und Pollur dem Idas und Lynkeus ihre Bräute, Töchter des Leukippos, Phöbe und Hilaire (Laira oder Haira), genommen hätten. Nach derselben Quelle bestrich sich Idas, nachdem sein Bruder durch Kassor gefallen war, lediglich mit dessen Bejagung; als ihn aber Kassor daran hindern wollte und den Verschiedenen herabsiepte, schach er ihn in aufstrebendem Borne nieder. Pollur besiegte hierauf, wie Hygin weiter erzählt, ohne große Schwierigkeit den Idas und begrub den wieder eroberten Leichnam seines Bruders. Endlich Diod¹¹⁾ erzählt die Veranlassung des Streites ebenso, wie Hygin; doch läßt er Kassor durch Lynkeus' Schwert fallen, und Lynkeus durch die Lanze von Pollur, worauf Idas kaum durch Jupiter's Blitz vom Angriffe auf Pollur zurückgehalten werden konnte. Nach Pausanias¹²⁾ war Idas älter als Lynkeus, und übertraf ihn auch an Tapferkeit. 2) Heißt so einer der idäischen Daktylen, und 3) ein Sohn des Ägyptos, vermählt mit Danaos' Tochter, Hippobote, und von ihr ermordet¹³⁾. (R.)

IDAUGURT, ein Fluß Afrika's in dem Sultanate Moghrib-ul-Afssa (d. h. der äußerste Westen), gewöhnlich weniger richtig Marokko genannt, fließt südlich von der Stadt Marokko und ergießt sich in den atlantischen Ocean. Über seinen Lauf und Ursprung können wir, in Ermangelung genauer Nachrichten, keine bestimmte Nachweisung geben. (J. C. Schmidt.)

IDAUGURD, ein Volksstamm im Sultanate Moghrib-ul-Afssa (Marokko) und zwar in der Provinz Schema des eigentlichen Reiches Marokko. Er gehört zu dem großen Hauptstamme der Schellus, der von mehreren Geographen, wie von Gräber von Demß, auch Schelluschen genannt wird, und eine der größten Volkschaften ist,

4) Herodot V. Cap. 1 und 95—132, bei Goldhagen S. 337 fg. oder S. 102—140 bei Jacobi II. S. 71—85. 5) Cf. Moreri, Le grand dictionnaire historique. T. III. IX. Édit. p. 204. T. IV. p. 542. Bayer, Memoriae Scyth. Comment. Petropoli. T. III. p. 354 etc.

1) Hygin nennt ihn auch Idcus (fab. 171). 2) Apollodor. Biblioth. I. III. 10. S. 3. 3) Cf. Schol. ad Apollon. Rhod. Argonaut. 1. 152; in Theokrit. Idyll. XXII, 205 heißt sie Laokoessa. 4) Apollodor. l. c. I. c. 8. 5) l. c. I. c. 9. Hygin. Fab. 14. 6) Apollon. Rhod. Argonaut. I. II. 830.

x. Jacobi. d. II. n. s. Aethi. Section. XV.

7) Apollodor. l. c. I. c. 7. 8) Id. auch Pausan. Græc. descript. I. V. c. 18. 9) Apollodor. l. c. I. c. 8. Pausan. l. c. I. V. c. 2. 10) Apollodor. l. c. III. 11. Pausan. l. c. I. V. c. 3. 10) Fab. 14. 80 et 171. 11) Fast. V. 699 vsq. 12) l. c. I. V. c. 2. 13) Pausan. l. I. I. V. c. 7. 14) Apollodor. l. c. I. II. c. 1.

auss dema die Besiedelung des Kaiserthums Marokko zusammengelegt ist.

(J. C. Schmidt.)

IDAULTIT, ein Volkstamm im Sultanate Moghrib-ul-Aksa (Marokko), bewohnt die Provinz Sus und gehört zum großen Hauptstamme der Schellus (s. Hlaugurd).

(J. C. Schmidt.)

IDAUTENAN, ein Volkstamm im Sultanate Moghrib-ul-Aksa (Marokko), bewohnt die Provinz Sus und gehört zum großen Hauptstamme der Schellus (s. Hlaugurd).

(J. C. Schmidt.)

IDAVÖLLR, heißt in der nordischen Mythologie das Gefilde oder die Ebene, auf welcher im Anfange der Tage oder dieser gegenwärtigen Welt, die Äsen (Götter) sich trafen, Opfersteine *) und Tempel **) hoch aufbauten, Eisen schütten, Angen bildeten, Schmiedewerkzeuge *) fertigten, Kostbarkeiten schmiedeten, die Kräfte erprobten, und Alles verluhten, im Hofraume würfeln, keiten waren, keinen Mangel an Gold hatten, bis drei übermächtige Thursameyler (Riesenmächten) aus Jotunheimar (den Riesenwelten) kamen. Nach dem Untergange dieser Welt, wenn die wellengrüne Erde zum zweiten Male aus dem Meere gestiegen ist, werden sich die Äsen aus Idavöllr finden, über den mächtigen Molokhuur (Edwampfanter, die Erde umschlingende Schlang) urtheilen, und sich dort der Großthaten *) und der alten Runen Fomblutur's (Edin's) erinnern. Dort werden nachher (d. h. wiederum) diejenigen wunderbaren goldenen Tassen oder Würfel *) im Grase gefunden, welche in der Frühe der Tage der Fälvkvaldur (Heersführer der Götter *) und Fjölunir's (Edin's) Geschlecht hatten. Unbesäet werden die Äder wachsen. Alles Uebel wird aufhören. Baldur wird kommen. Baldur und Hödur, die Götter, welche sich schlugen oder erschlagen wurden, werden Freyts (Edin's) glückliche Wohnungen gut bewohnen. Das Valtivar (Schlachtgötter) ist durchaus kein müßiger Zusatz, sondern bezieht sich darauf, daß Baldur von Hödur erschlagen ward, und Hödur von Baldur's Bruder Váli. Da alles Uebel aufhören wird, so hat das Valtivar nicht die Bedeutung von künftigen, sondern von gewissen Schlachtgöttern, welche sich heimlich gegenüber gestanden haben, aber nun bei dieser glücklichen Zeit friedlich beisammen wohnen werden. So schildert die Völuspá Str. 7—8 die ersten Zeiten, welche die Götter am Anfange dieser Welt auf dem Idavöllr verleben, und Str. 54—55, was am Anfange der künftigen Welt auf dem Idavöllr geschehen wird, nämlich wie auf diesem Gefilde die Götter, nachdem sie sich hier Heiligtümer erbaut hatten, am Anfange dieser Welt eine selige Zeit verlebten haben, und wie in der zweiten Welt das heitere, durch

Spiegel ergötzte Leben wiederkehren wird. Die Völuspá hat dem Verfasser der Gylfaginning in der jüngern Edda zur Quelle gebietet, doch hat er auch eigenthümliche Zusätze, entweder aus eigener Aushat, oder wahrscheinlich aus einer mündlichen Sage, welche sich als Ergänzung dessen, was das Lied Namens Völuspá besagt, gebildet hatte. Nach der Sage, wie sie die jüngere Edda aufbewahrt, erzählt Har auf Gangleri's Frage, was Alvaldr, nachdem er mitten in der Welt Asgard aufgebau, gestanden habe, Folgendes: Zuerst setzte Alvaldr Streumänner (d. h. Regenten) in die Erde, und besahl ihnen, mit ihm über die Schicksale der Menschen zu richten, und für die Einrichtung der Burg zu sorgen. Das war dort, wo es Idavöllr hieß, mitten in der Burg. Ihr erstes Werk war die Erbauung desjenigen Tempels **), in welchen sie ihre zwölf Erde setzten; ein anderer noch ist derjenige Hochsitz, den Alvaldr hat. Es ist das beste und größte auf Erden gefertigte Haus. Ganz ist es außen und innen wie Gold, und auf der Stelle *), welche man Glashöim nennt. Einen andern Saal (Wohngebäude) machten sie. Ihn hatten die Götinnen, und er war ein schönes Haus. Das nennt man Vingolf. Darin schätzten die Äsen Eisen, und verfertigten Hammer, Angen und Amböse, und darnach alles andere Schmiedewerk, und darnach schmiedeten sie Gold, und alles Hausgerath, und Reitzzeug hatten sie von Gold, und dieses Zeitalter heißt Goldalter, bis es durch das Dazufommen von Weibern, welche aus Jotunheimar (den Riesenwelten) kamen, verdorben ward. So nach der Gylfaginning in der jüngern Edda bei Resenius, Dämifaga 11, bei Rask E. 14. So wie man hier deutlich erkennt, daß dieser Sage von Idavöllr das, was die Völuspá davon enthält, zu Grunde gelegen, oder etwas anders gestaltet und vermehrt wurde, so findet dieses auch bei dem Rask, was die Gylfaginning weiter unten erzählt (bei Resenius, Dämifaga 49, bei Rask E. 76), nur daß das, was von Vidar und Váli und Modi und Magni gesagt wird, aus den Vafnurdnismal Str. 57. E. 32 hinzugefügt ist. Auf Gangleri's Frage, was werde, nachdem der ganze Himmel verbrannt, alle Götter, alle Einbirar und alles Menschenvolk tot sind, erzählt Har unter anderem. Aus der See schließt dann eine schöne und grüne Erde empor. Unbesäet wachsen da die Äder, Vidar und Váli leben, sodas Eurti's Flamme ihnen nichts geschadet hat, und sie wohnen auf Idavöllr. Dort erscheinen Thor's Söhne, Modi und Magni **). Demnach kommen dahin Baldur und Hödur von Hel. Sie setzen sich dann zusammen, und reden mit einander, und erinnern sich ihrer geheimen Gespräche **), über ihrer Ru-

1) Misk, haary. 2) hof. 3) töl. 4) oder Kraftpfähle, megalithen. 5) gullnar taolur, letzterer bedeutet selbst das Ritz, auf welchem gewürfelt, oder das Würfelspiel gespielt wird, als auch die Würfel, mit denen gewürfelt, oder die Steine, mit denen im Ritz gespielt wird; vgl. oben, wo Str. 8 der Völuspá von den auf Idavöllr spielenden Wörtern gesagt wird: taf-töl, stíflun, d. h. würfeln, oder spielen das Würfelspiel. 6) skilvaldr goda, der Wölver über die Schlachtreihe der Götter ist Edin.

7) hof.

8) oder nach der anderen Lesart: eins (nämlich ein anderes Haus) an dieser Stelle nennt ein Glashöim, sodas nach dieser Stelle Glashöim ein von jenem Hochsitz, in welchem vorher die Götter und ein Hochsitz für Alvaldr war, verschiedenes Gebäude, aber auch auf Idavöllr gelegen, wäre. 9) töl. 10) Dieses ist nach den Vafnurdnismal Str. 51. E. 52, wo es heißt: Vidar und Váli bewohnen die Heiligtümer der Götter, da, wenn Eurti's Flamme verloschen ist, Modi und Magni sollen Widne haben u. i. w.

11) minnst á raunar sinnir nach der kürzern Bezeichnung der Gylfaginning bei Resenius.

nen¹²⁾, und reden oft von demjenigen Zeitungen (Erzügen), welche vorher gewesen sind. Da werden dort im Grunde diejenigen Goldtafeln (oder goldenen Würfel) gefunden, welche die Äten gehabt hatten. Der Idavöllr erscheint also auch hier als der Ort, wo die Äten zusammenkommen, sich unterhalten und spielen, und am Anfange der Tage auch die ersten Geschäfte verrichteten, indem sie sich hier Heilighäuser erbauten, und Eisen, Schmiedeverkzeuge machten, und Geräte schmiedeten. Da mit wenigen Ausnahmen die Eigennamen, welche in der nordischen Mythologie vorkommen, aus der altnordischen Sprache genommen sind, so wird auch am schließlichen der Name Idavöllr aus dieser Sprache erklärt, ist steht für idn oder idia, Arbeit, Fleiß etc., (soja idia in Idavöllr der Genitiv der Mehrzahl ist, und Idavöllr also Gesilde der Arbeiten, der Geschäfte bedeutet, und der Sage von diesem Gesilde sehr entsprechend, da sich die Äten hier gemeinschaftlich beschäftigten. Aus der nordischen Sprache genommen ist auch die Zusammenfassung des Idavöllr mit idia, yda, eilig herumhastenden oder spazieren gehen, desgleichen zusammenströmen, branden, und ist, Zusammenströmung, idia, yda, Zusammenströmung, Brandung, Wasserfall. Diese Zusammenfassung hat Finn Magnusen, doch bemerkt er, daß Idavöllr auch durch operum, operationum vel facinorum campus erklärt werden könne. In den goldenen Brettsteinen der Würfeltafel findet er die Gesilme des Himmels, welche auf ähnliche Weise neben einander gestellt seien, räthselhaft angedeutet, und glaubt, daß der Idavöllr den östlichen Theil des Himmels bedeute¹³⁾. Mit dieser Deutung läßt sich auch die Erklärung durch „viretum, ein grüner Platz“ (ein grüner Platz), welche Biers Haldorson hat¹⁴⁾, in Verbindung bringen. Der Himmel wird nämlich in den Illkonaratal die grünen Wege oder Welten der Götter genannt. Die Erde, welche nach der Wöluspä Str. 52. S. 31 zum zweiten Male aus dem Meere emporsteigt, heißt idia grüna, welches wellengrün¹⁵⁾ am Wahrscheinlichsten be-

deuten dürfte. Es könnte also wol auch, da die Dichter den Himmel durch die grünen Wege oder Welten der Götter umschreiben, das Idn in Idavöllr für idia stehen, und darunter ein besonders schönes Wellengrün verstanden werden, und das Gesilde Wellengesilde¹⁶⁾ heißen, weil der Himmel Ähnlichkeit mit der See hat. Daß unter dem Idavöllr der Himmel zu verstehen, ist sehr wahrscheinlich, da es in der 56. Str. S. 54 der Wöluspä heißt: Dann kam (wird) Hönir Illaut (Erfleht) er halten, und die Zehn zweier Brüder den weiten Windheim (die weite Windwelt) bewohnen. Vorher wird erzählt, die Äten sich auf Idavöllr treffen. Der weite Windheim (Umschreibung des Himmels) ist also wol eins mit dem Idavöllr. Da die Nordmänner vieldeutige Benennungen liebten, so war ihnen der Name Idavöllr sehr angenehm, weil sich in das Wort sowohl die Bedeutung von Gesilde der Geschäfte, zu welchen den Äten diese Ebene (d. h. der Himmel) diene, als auch die Bedeutung von Wellengrün, wie sie den Himmel in Beziehung auf seine Ähnlichkeit mit dem Meere nannten, legen ließ. Der Name Idavöllr läßt sich also herrlich sowohl aus der nordischen Sprache, als aus dem Gesilde der Nordmänner überhaupt erklären, und die Bemerkung Mone's¹⁷⁾, daß Idavöllr „fremd“ klinge, ist unbegründet. Wenn die Erklärung des Namens aus dem Altnordischen nicht die passenste dünkt, hatte ich wenigstens mit andern teutschen Mundarten zusammen, wie Grimm (Teutsche Mythol. S. 476) das gotische idn, id, althochdeutsch it, in der Zusammenfassung itn, angeschafft (Grammat. II, 257. 758), Wiederkehr und fortwährende Erneuerung ausdrückend, idnial (solemnia) Diet. I, 274 n. Itaberga, uon. propr. (Peritz I. 316) mit Idavöllr vergleicht, indem er folgendes bemerkt: „Das Paradies ist ein verlorenes. Der neugrün aus der Fluth steigende Erde, dem Idhavöllr, in dessen Grase die Götter Goldtafeln (zum Spiel) finden (Saem. 9b. 10a), steht ein geschwundenes goldenes Zeitalter gegenüber, worin Milch und Honig flossen; Untergang und Erneuerung folgen sich im freisindigen Laufe, und die Identität der Begriffe Zeit, Welt und Schöpfung leuchtet ein, Zeit und Raum fallen hier in einander.“ Ungeachtet so Grimm das, was die Wöluspä enthält, nicht ganz richtig aufgefaßt

12) minnaat á runar staur, erinnern sich auf ihre Runen (Buchstaben, Rüstschloffen, Geheime), nach dem wohlklingenderen Rechte der Gefassinnung bei Rast, welches den Worten der Wöluspä ok minnaat simlaltys fornar runar, und erinnern sich an Innabúttur's (Din's) alte Runen, besser entspricht. 13) Finn Magnusen, Den ältere Edda. Bd. IV. S. 247. Eddalæsen og dens Oprindelse. Bd. I. S. 25. 26. Lex. Mytholog. p. 406. 14) Lexicon Islandico-Latino-Danicoe Rasmus Haldorsoni. Vol. I. p. 425. 15) Das idia-grüna in der Str. 52 der Wöluspä: Ser kon uppkoma aurodura slani Jord or aegi idia gröna

hat den Übersetzer viel zu schaffen gemacht. In der überzogen großen lateinischen Uebersetzung der Wöluspä im 3. Bde. der ersten Ausgabe der Edda Skimundar wird es übertragen durch pulchro virentem, in der Anmerkung sagt der Übersetzer, daß er meint, es bezeichne ein Grün, womit Meere- und Wasserflächen den Grund überziehen, und im Glossar nimmt er idia für idia, wodurch wir wellengrün erhalten. Aber wie die folgenden Zeilen falla fornar u. s. w. lehren, wird die Erde, wenn sie aus dem Meere steigt, als mit Wasser bedeckt gedacht, welches nun erst abfließt; idia ist daher am natürlichsten als zweites Mal der Mehrzahl von id, Welt, zu nehmen: „Sie sieht zum andern Male die Erde aus dem Meere steigen wellengrün (wassergrün). Die Wasserflüsse fallen; es steigt der Ras darüber, er, der auf dem Gebirge fließt“

Die Wota kann also, da man erst, nachdem die Erde aus dem Meere gestiegen, das Wasser abfließt, die Erde nicht „herrlich grün“, wie Regis überträgt, aus dem Meere kommen sehen, sondern nur wellengrün, welche Bedeutung auch idia gröna wirklich übertragen gibt. Andere deuten sich in der Deutung jener Stelle in der Wöluspä anders. Der Übersetzer bei Rasmusen p. 25. S. 96 gibt die Stelle: terra ex mari emergit virens, neu terra arida ex aqua denno emergit; Endlich überträgt idia-grüna durch „vieg grönand.“ Etwaß durch „algrün.“ Grimm aber in der Uebersetzung durch „über und über grün.“ und im Glossar durch itgrün, idn, „rein grün.“ itz (im Jörn. itnia) u. s. w., aber es müßte ja dann idia in der Bewegung itnia stehen.

16) Gewiss idia-grüna wirklich wellengrün heißt, wie in der vorigen Anmerkung gezeigt ist, so kann, wenn wir das idia als Genitiv der Mehrzahl von id, Welt, nehmen, auch idia-völlr wirklich Wellengesilde bedeuten. 17) Gesch. d. Heidn. im nord. Eur. I. S. 554.

bat, (dem Idavöllum steht nämlich kein verschwundenes goldenes Zeitalter gegenüber, denn das erste goldene Zeitalter am Anfange dieser Welt verlebten die Götter ja ebenfalls auf dem Idavöllum, sowie sie dasselbst das zweite goldene Zeitalter nach dem Untergange dieser Welt und der Erneuerung der Erde zubringen werden,) so ist doch die Erklärung des Idavöllum durch Heil der Wiederekehr und festlichen Erneuerung der Sache sehr angemessen, da, wenn das zweite goldene Zeitalter eintritt, auch der Idavöllum wieder erscheint, und zwar unter Festlichkeiten; denn wie die Wölupá ausdrücklich bemerkt, wird Hönir Mian (Opferblut) empfangen. Obgleich der Name Idavöllum sowohl aus dem Altnordischen selbst, als aus seinem Schwesfermundarten passende Erklärungen gefunden, so hat man sich doch bereits sehr früh auch nach fremdländischen Erklärungsanstrengungen umgesehen, und hierbei hat sich vor allem der Berg Ida dar, wiewohl Idavöllum, Idæben e, besagt, und der Name nicht Idavöllum (Idaberg) oder Idavöllum (Idaberge) lautet. Dieses ist wohl auch der Grund, warum der Verfasser des spätern Edda sich in die Göttergattung, wodurch Åsgard als Troja gedeutet wird, und auch der Verfasser der spätern Vorrede zur jüngern Edda, sowie auch der, welcher den auch später verfassten Epilogus zum ersten Theile der jüngern Edda hinzugefügt hat, obgleich auch sie Åsgard für Troja erklären, doch dabei mit keiner Seele erwöhnen, daß der Berg Ida der Idavöllum (die Idæbene) sei. Sie thun dies vielleicht auch nicht, weil sprachliche Rücksichten sie davon abhielten, sondern weil der Berg Ida ihnen überhaupt entgangen ist. Neuere haben jedoch zu der Deutung Åsgards als Troja noch dieses hinzugefügt, daß der Idavöllum (die Idæbene) der Berg Ida bei Troja sei. Doch ist der Berg Ida auf Kreta ebenfalls so benannt, daß es auch nicht an solchen fehlt, welche der Idavöllum an diesen dachten. Namentlich bemerkt Stephanus Lalai bei Hesinius, daß nothwendiger Weise durch Idavöllum jene Stelle auf Kreta bezeichnet werde, da Kreta die Wiege des Jupiter genannt worden sei, und außer andern Virgilius diesen Berg Lib. III. Aeneid. erwähne:

Creta Jovis magni mater janet insula Ponto
Mons Idaeus ubi et gentis convulsa nostrae,

welches auch Kallimachos oder sein Uebersetzer erzähle im Hymnus:

Juppiter Idæis ajunt te montibus ortum,
sowie auch Dionysius:

Creta Jovis magniatrix veneranda foraypoc
Idæ frugum at pecoris, nemorosa hinc imminet Idæ,
Idæ frequens pinis et quercubus optima mæler.

Hierbei scheint dem Lalai auch der Umstand zu begünstigen, daß der Verfasser der spätern Vorrede zur jüngern Edda, welcher die Sagen vom Jupiter an den Saturnus knüpft, und diesen für eine mit dem nordischen Njordr erklärt, den ursprünglichen Wohnsitz desselben nach Kreta setzt, ohne jedoch des Berges Ida dabei zu gedenken. Die beliebteste lateinische Uebersetzung des Idavöllum ist geworben Idæo campus und campus Idæus, sowohl bei Hesinius, als auch in der übrigens weit vorzüglicheren Uebersetzung der Wölupá im dritten Theile der großen Aes-

gabe der Edda Samundar, und im Lexicon Mythologicum ebenfalls selbst. Ja, Magnus Lassen bei Hesinius geht so weit, daß er in seiner Uebersetzung der jüngern E. Damsaga 12. gesagt hat: In eo loco mediae urbis, qui dicitur Idæ-völlum (s. Idæo campus) primum illorum opus erat etc. Die Form Idavöllum würde allerdings, wenn sie nicht untergeschoben wäre, besser besagen Ida's Ebene oder Feld, als Idavöllum, wobei Ida gegen die Regeln der nordischen Sprache ohne Bewegung wäre. Das á Idavöllum überträgt Stubb (1) durch „in Idalen (Idälen) auf Ida“ sollte es dieses bedeuten, so müßte es heißen á Idavöllum. Seine Uebersetzung sucht er durch folgende Bemerkungen zu erläutern. Den Berg Ida und seine Idäler haben Phryger, Griechen und Römer; Ida die Hüter, der Lantalen Idäler, Idälen die Mongolen, Indæ die Birmanen, sowie Ida auch in vielen alten Namen der Städte vorkommt. Die göttlichen Aßen sind die ersten, die auf Ida Opfer und Hof errichteten! Aedificavit autem Noah Altare Domino Gen. 8, 20, und Lucretius sagt (II, 160):

Hanc variae gentes antiquo more Sacrorum
Idæam vocitant matrem.

Wollte man Stubb auch zugeben, der Berg Ida habe die Veranlassung zur Bildung der Sage vom Idavöllum gegeben, so ist doch so viel gewiss, daß, wie die Form Idavöllum lehrt, die Nordmannen nicht dabei an den Berg Ida dachten, weil sie sonst Idavöllum gesagt haben würden. Ja, gewiss ist, daß selbst die spätern Nordmannen, welche Åsgard als Troja deuteten, und Kreta als die Wiege der Aßen annahmen, doch dabei weder den Berg Ida auf dieser Insel, noch das Gebirge Ida bei Troja in Anspruch genommen haben. So viel sich jedoch auch Stephan Lalai bei Hesinius Mühe gibt, den Berg Ida auf Kreta als den Idavöllum geltend zu machen, so kann er sich doch auch nicht enthalten, der Idavöllum an die Gärten des Amond, und selbst an das Eden der Genesis zu denken (2). Andere wieder, welche alles auf Indien, als der Ursprache und Urfrage Wiege, beziehen zu müssen glauben, haben auch den Namen Idavöllum auf dieses zurückgeführt. Doch nennen die Nordmannen Indien nicht Idavöllum, sondern Idavöllum (2). Aber es findet sich im Texte der Hesinischen Ausgabe der jüngern Edda ein Inda, welches aber weder mit dem Idavöllum, noch mit Indien in der geringsten Beziehung steht. Es heißt nämlich Damsaga Str. 49: Das ist auch ein guter Saal, der auf Idavöllum (Inda-gebirge) steht, gefertigt aus rothem Gold, der heißt Ein-

(1) Samundar's Edda bei Wesen. Aus dem Isländ. überf. und mit Anmerk. begleitet von J. B. Eitvass. I. S. 9. 19) Nach dem Steph. Lalai bei Hesinius (Philosophia antiquissima Norvegica Danica dicta Wölupá p. 19) von dem Idavöllum als eine mit dem Berge Ida auf Kreta, weil diese Insel die Amne und Wiege Jupiters von den griechischen und lateinischen Dichtern genannt wird, gehandelt hat, führt er fort: Quicquid vero varia commenta potarum tradunt de Idæa planicie, Idæ monte, Jovæ Idæo, Idæo domicilio Desorum faciunt, ut Adonis hortos vel ipsam Eden (Gen. 2) hanc spectare vocem vel respicere verisimiliter patet, ut ait 20) b. b. Euseb. de India (Judæa), Indien, f. S. 64, gebotet I. Cap. 10 in den Formosa-Sigur, XI. Bd. S. 414.

driz; in diesem Saale sollen (werden) gute und sittliche Menschen wohnen. Für Iddaliöll ist aber die andere bessere Lesart Nidaliöll, welche dadurch bestätigt wird, daß Nidaliöll auch in der Völuspá Str. 23. S. 41 steht, aus welcher der Verfasser der Gylfaginning das, was er vom Saale Sindri sagt, geschöpft hat, wiewol er das, was die Völuspá bemerkt, entweder nicht völlig recht aufgefaßt, oder etwas verändert hat²⁾. Bei Nidaliöll kommt aber der Nordmann nicht im entferntesten an Indri denken, weil er dieses Gebirge, wie die Völuspá deutlich bemerkt, in den Norden setzte. Endlich findet man zur 12. Dämifaga bemerkt: Idradri, mitten in der Burg. Ida bedeutet Gleichgewicht, Wägung, Stimmung, temperantia Dāmis. 54. Ida, gemäßigter Gürtel. Idun, Idene, das Gleichgewicht. Die himmlische Wage muß ausgezogen und die zwölf himmlischen Zeichen darauf gezogen werden³⁾. (Ferd. Wacker.)

IDDA, Saucta, Gemahlin Graf Heinrich's von Zosenburg, aus dem größten Geschlechte v. Kirchberg, das in der Nähe von Ulm seinen Sitz hatte, und im J. 1510 erlosch. Von ihr erzählt die Legende Folgendes: Auf Altem Zosenburg hatte ein Kabe ihren Brautring durch ein geöffnetes Fenster entführt, und in sein Kleid getragen. Dort fand ihn ein Jäger des Grafen. Als nun dieser den Ring an der Hand des Jägers erblickte, ließ er den Unglücklichen an den Schwanz eines wilden Pferdes binden, das ihn von der Burg hinabschleifte. Die Gräfin aber wurde in den mehrte hundert Fuß hohen Abgrund geführt, aber durch ein Wunder, oder indem sie im Gesbüsche sich verwickelte, gerettet. In einem Walde lebte sie dann von Wurzeln und Wasser. Endlich wurde sie dort gefunden, aber vergeblich von dem Grafen, der jetzt von ihrer Unschuld überzeugt war, gebeten, zu ihm zurückzukehren. Nur die Erbauung einer Hütte im Walde am Fuße des Berges Hönsl nahm sie an, um von da die Kirche des nahen Klosters Fischingen besuchen zu können. Endlich zog sie in eine Zelle des damals dort bestehenden Frauenklosters, und setzte ihr strenges Leben bis zu ihrem Tode fort. Dichter und Legendenschreiber haben diese Sage, die ums J. 1180 gesetzt wird, mannichfaltig ausgeschmückt. Das Andenken derselben wird auch durch ein Grabmal im Kloster Fischingen, und durch die Verzeichnung der Idda v. Zosenburg als einer Heiligen fortgeführt. (Kacher.)

IDDETH (عِدَّة), d. i. Zahl, wird bei den Moslems auch als technischer Ausdruck gebraucht, um den Zeitraum zu bezeichnen, vor dessen Ablauf eine von ihrem Namen geschiedene Frau oder eine Witwe sich nach muslimischem Gesetze nicht anderweit verheirathen darf. Während derselben ist ihr auch die Theilnahme an der Wallfahrt nach Mekka untersagt. (A. G. Hoffmann.)

IDDO (𐤀𐤃𐤔 oder 𐤀𐤃𐤔, im Buche Estra auch 𐤀𐤃𐤔), im A. T. mehrfach vorkommender Name. So heißt z. B. 2 Chron. 12, 15, 13, 12 ein Seher, von welchem berichtet wird, er habe Nebukam's Thaten beschrien; ferner der Großvater des Propheten Zacharias (Zach. 7, 1), und einige Andere von untergeordneter Bedeutung.

(A. G. Hoffmann.)

IDE (ἰδέ), eine der Nymphen, welche Zeus in dessen frühesten Jugend aufzog⁴⁾. (K.)

IDEA, eine der Danaiden nach Hygin (fab. 170); durch's Loos wurde sie dem Antimachos zur Gattin bestimmt. (R.)

IDEAL. Ideal ab Stammend von Idee (s. den Art.) ist eigentlich Alles, was sich auf die Idee bezieht, sie in einer besondern Form offenbart und auf sie, als auf seinen höhern Grund, zurückweist: das Ideal also ist das der Idee entsprechende Sein. Da nun die Idee, nach Platon, das wahre, unvergängliche Sein der Dinge ist, wie es gleichsam vor dem Auge des Geistes, der Vernunft, in der Klarheit einer Gestalt angeschaut wird, im Gegenfalle zu dem flüchtigen Erscheinen der Sinnenwelt, den trüben Wüthungen verblendeter Abbilder der Ideen, so bezeichnet Ideal noch bestimmter das der Idee entsprechende intelligible Sein, inwiefern dieses vorerst nur noch im Geiste ersaßt wird, ohne Ertzügen in der Sinnenwelt. Es sind daher so viele Ideale denkbar, als es Ideen gibt. Die höchste Idee aber, deren wir fähig sind, ist die absolute Idee, die des Unendlichen, und deshalb das absolute Wesen, Gott genannt, das höchste, absolute Ideal unserer Vernunft, und zwar das einzige, da das Absolute nur Eins sein kann. Kant nennt es das transscendental Ideal oder das Ideal der reinen Vernunft, macht es aber sonderbarer Weise zum Angegriffe aller möglichen Prädicate der Dinge, eines ens realissimum, woher sie den Stoff zu ihrer Möglichkeit nehmen, so daß die Verneminungen (d. h. die Prädicate, wodurch sich die endlichen Dinge vom realen Wesen unterscheiden,) bloße Einschränkungen einer größern, und endlich der höchsten Realität, ihres gemeinschaftlichen Substrats, sind, und steigert diese Sonderbarkeit noch durch den Gedanken, daß die objectivte Realität eines solchen Wesens eine bloße Erleichterung sei, wozu wir keine Befugniß haben, fogar nicht einmal die Möglichkeit einer solchen Hypothese gabrau anzunehmen, indem diese auf einem bloßen dialectischen Scheine beruht, und nichts anderes als ein regulatives Princip der Vernunft ist⁵⁾.

Zum Göttlichen fühlt sich unser ganzes Wesen durch einen unwillkürlichen Drang hingezogen, und was das Gemüth schon ahnend und glaubend ergriffen hat, sucht die Phantasie in Bildern zu gestalten, damit es und näher gebracht werde und im Leben gegenwärtig sei. Hierdurch nimmt das Göttliche im Bewußtsein, nach den besondern Bedürfnissen des Gemüths, dem Grade der Geistesbildung, dem Eigenthümlichen der Naturanschauung, so:

²⁾ Apollonius. Biblioth. L. I. c. 1. §. 3. Bgl. auch Pausan. Graec. descript. L. VIII. c. 47.

³⁾ Kritik der reinen Vernunft. S. 559—609. 617.

wie der geistigen Verhältnisse mehr abweichende Formen an, und damit spaltet sich das absolute Ideal in die besondern religiösen Ideale der Völker, wie sie uns die Geschichte der Religion überliefert hat; das christliche Ideal z. B. ist voll den Idealen der heidnischen Götter wesentlich verschieden. Das griechische Ideal mußte sich wieder in mehr Formen spalten nach dem persönlichen Charakter und dem eigenthümlichen Wirkungskreise eines jeden Götters. So ist das Ideal des Apollon von dem des Jupiter sehr verschieden, ebenso die Ideale der Juno, Minerva und Venus. Durch die religiöse Begeisterung der Künstler gingen diese Ideale in die Kunst über. So finden wir bei Homer und Hesiod, den Repräsentanten und Interpreten der religiösen Weltanschauung der Griechen, einen ganzen Kreis von Götteridealen, in welchem, wie in einem Staate, Alles bis auf die dienstbaren Geister nach bestimmten Verhältnissen geordnet ist, und an welche sich die Heroen und alle um die Menschheit hoch verdiente, oder sonst ausgezeichnete Männer als Söhne, Enkel oder Günstlinge angeschlossen. Diese Götter waren nichts als idealisirte Bilder des Menschenlebens in griechischer Form mit allen Leidenschaften und Schwächen der Sterblichen, wie sie sich selbst in den Familienkreisen offenbaren, weshalb auch die Kama sie nicht verstand und von ihnen allerhand scanbale Geschichten verbreitete. Schwermüde als für die Poesie war die Darstellung der Götterideale für die Plastik. Diese konnte sich nicht mit den poetischen Schilderungen der übermenschlichen Macht und Erlebens des Gottes begnügen, sondern sie mußte dieses Übermenschliche in einem Bilde von individueller Form und in einem bestimmten Material, Holz, Marmor, Metall, darstellen. Es mußte deshalb das Ideal erst geschaffen werden. Daher nahmen die Götterideale in dem Geiste der größten Meister, eines Pheidias und seiner Schule, Polyklet, Myron, Skopas, Praxiteles u., eine eigenthümliche Form an. Das Idealische konnten die Künstler auf dreierlei Weise ausdrücken, theils durch übermenschliche Größe, wie die Kasse der Minerva, des Jupiter u., durch Pheidias und Andere, theils durch eine vollkommene Form, theils durch den geistigen Ausdruck der ganzen Gestalt. Nach Winckelmann suchten die griechischen Künstler das Schöne aus vielen Körpern zu vereinigen; aber sie reigten ihre Bilder von aller persönlichen Neigung, welche unsern Geist von dem wahren Schönen abzieht. Diese Wahl der schönsten Theile und deren harmonische Verbindung in einer Figur, brachte die idealische Schönheit hervor. Das Ideal ist bloß zu verstehen von der höchsten möglichen Schönheit einer ganzen Figur; hiezu finden sich ebenso hohe Schönheiten in der Natur, als irgend die Kunst nach hervorgebracht haben, aber im Ganzen muß die Natur der Kunst weichen, und es ist schwer, ja fast unmöglich, ein Gewächs zu finden, wie der vatianische Apollon ist²⁾. Hierbei hat Winckelmann offenbar nicht an eine bloß porträtirte Nachahmung der Natur und eine Mosaik aus einzelnen schönen Theilen ge-

dacht, wie schon daraus hervorgeht, daß nach seiner Ansicht die Verbindung der ausgewählten Theile in dem Ideale eine harmonische war, und folglich diese Theile in ein richtiges Verhältniß zu einander gesetzt werden mußten, sodaß daraus eine einzige in sich harmonische Gestalt erwuchs. Das Studium schöner Menschengestalten war dem Künstler bei der Bildung der Ideale notwendig. Denn um eine übermenschliche Vollkommenheit und Schönheit zu bilden, und die Natur zu übertreffen, mußte er die schönsten Menschen auffuchen, damit er wo möglich das Äußerste der Schönheit kennen lernte, wofür die Natur durch sich selbst zu erzeugen vermag. Die schönste menschliche Gestalt kam offenbar dem Ideale am nächsten. Wenn daher erzählt wird, Praxiteles habe seine vielgepriesene knidische Venus nach der Phryne, andere ihre Göttinnen nach der Laïs, Theodora u. gebildet, oder es habe Zeuxis die Juno nach fünf Schönheiten in Kroton gemalt, so heißt dies nichts weiter, als Praxiteles entwarf in der Phryne noch die meiste Ähnlichkeit mit seinem Ideale, der Venus, d. h. der weiblichen Schönheit, wie sie durch den höchsten Grad der Anmut und des Liebreizes die Gemüther unwiderstehlich fesselt, nicht aber er porträtirte sie; denn wie hätten sonst die Knidier sie so hoch halten, sie göttlich verehren, ganz Griechenland nach ihrem Heiligtume wallfahrten können? Eine Steigerung über diese schönste vollkommenste irdische Schönheit hinaus gab nun das Ideal der Göttin. Dies konnte der Künstler auf eine doppelte Weise erlangen, einmal indem er die Verhältnisse einzelner Theile, z. B. der Linien, der Stirn, der Nase u., änderte, um sie noch schöner zu machen, und alle einzelnen Theile in eine noch vollkommene Harmonie zu einander setzte, wodurch der Zosaleffect der Gestalt erhöht wurde; und sodann durch den Ausdruck des Göttlichen. Dieses bestand in der ewigen Jugend, in einem mühelosen, sich selbst annehmenden feigen Dasein, wie es nur das Bewußtsein der Göttlichkeit gewähren kann, entweder über den Kampf und den innern Widerspruch sterblicher Naturen. Zwar bedürfen auch die Götter der Nahrung, aber ebendies verbindet das Alter; sie können verwundet werden, aber die Wunden heilen schnell; sie werden von Geschlechtslust, von Affekten ergriffen, aber diese schwellen nicht an zu der Gewalt thierischer Triebe und leidenschaftlicher Begierden, wie sie das Gemüth der Sterblichen entzweiten und im Inneren zerrütten, sondern sie sind nur wie ein Hauch oder ein leichtes Gewölk, das den heitern Himmel ihres Geistes nur momentan verunkelt, gar bald furios vorüberzieht. Daher haben die schönsten griechischen Götterstatuen in ihrem ganzen Wesen etwas Heiteres, Ruhiges, Sinniges, oft wie in Selbstbetrachtung Versunkenes, verbunden mit einer gewissen Hebel, Würde und Majestät. Wo die Künstler davon etwas abwichen, da geschah es, weil sie sich den Gott nur in einer bestimmten Situation gedacht hatten, wie z. B. den Jupiter als Räuber, Donnerer u. Am schönsten ist diese ewige Jugend, Heiterkeit und Selbstgenügsamkeit der Götter in den Idealen des Apollon und Bacchus abgebildet. Nach Winckelmann³⁾ erreichten sie dies dadurch, daß sie die Formen

2) Geschichte der Kunstwerke, herausgegeben von Meyer und Schütz, 4. Bd. (Dresden 1811). S. 61—63.

3) Geschichte der Kunst. 2. Bd. S. 68.

weiblicher Jugend der Männlichkeit eines schönen Jünglings einverleibt, wodurch die Glieder desselben runder, voller und zarter wurden. Sie beobachteten dies aber überall. Selbst dem Jupiter gaben sie bei aller Erhabenheit und Majestät eine wellenförmige Fülle der Muskeln, welche das Hervortreten der Knochen und der einzelnen Muskeln mit ihren Sehnen, und damit das Harte und Elstige verbindet. Dies stimmte mit ihren religiösen Vorstellungen genau zusammen. Da die Götter keine so grobe Nahrung wie die Menschen genießen, alle Handlungen ohne Mühe verrichten und nicht altern, so bedürfen sie auch nicht solcher Organe zur Verdauung und Assimilation, keines solchen Apparats von Muskeln und Nerven; ihre ganze Gestalt verfällt nicht wie bei alternden Menschen. Dagegen ließen sie in der Bildung der Helden und Athleten die einzelnen Muskeln und Sehnen in ihrer ganzen Kraft hervortreten, weil sie hier, was menschliche Kraft vermag, zu veranschaulichen suchten. Der Unterschied beider Bildungen zeigt sich am auffallendsten in dem Ideale des Herkules. Diesen bildeten sie in der frühesten Jugend mit Hinsicht auf seinen erhabenen Ursprung, ähnlich den Göttern in fast weitestgehender Gleichheit, aber mit prophetischer Andeutung seiner ungeheuren Stärke in der angeschwollenen Stirn; während seines zwölfjährigen, thatenreichen, aber mühevollen Laufs mit allen Zeichen der größten physischen Stärke, deren die menschliche Gestalt fähig ist, in der getragenen Stirn, den breiten Schultern, Nacken und Brust, und allen den Muskeln und Nerven, deren er zu seinen Arbeiten bedurft; endlich nach seiner Befreiung in dem Bewußtsein des vollendeten, der irdischen Beschwerden entbundenen, sich selbst genügenden, seligen Daseins. Deshalb verschmäheten es die Künstler nicht zur Vollendung dieser Ideale selbst aus dem Heldenreiche Formen zu entlehnen. So gaben sie dem Hercules zur Andeutung seiner außerordentlichen Stärke einen breiten, gewaltigen Stiernacken, und dem Jupiter von der Stirn sich erhebende und bogenförmig herabfallende Haare, wie an einem Löwen. Zugleich ergab sich hieraus, daß die griechische Plastik in der Darstellung der Götterideale unter allen Künsten die schwierigste Aufgabe hatte. Denn es gehörte dazu 1) das klare Bewußtsein der Idee des darzustellenden Gottes; 2) die Individualisirung dieser Idee in der Phantasie zu einer göttlichen Gestalt von überirdischer Schönheit und Vollkommenheit, die Conception des Ideals. Endlich 3) die vollkommene Verwirklichung dieses Ideals in einem Stoffe, dessen widerstrebende Natur bezwingen werden mußte, eine vollkommene Meisterchaft der mechanischen Ausführung. Erwägt man dieses Alles und vergleicht damit die schönsten Antiken aus den Blüthenaltera der Kunst, von denen uns die Zeit nur Weniges, und auch dieses meistens verflümmelt oder in einzelnen Bruchstücken geblieben hat, so muß man der Plastik unter allen Künsten den Preis zuerkennen, und Winckelmann's Begeisterung erscheint gerechtfertigt und als der Wiederhall derselben Ideen in einer verwandten Seele. Nach der Individualität der künstlerischen Phantasie, der Natur des Stoffes, und der kunstgerechten Behandlung desselben war eine fast unendliche Mannichfaltigkeit der

Situationen und Formen denkbar, welches die verschiedenen Style und in ihrer Geschichte dieEpochen der Kunst erzeugte. Daraus ergibt sich zugleich, daß zwar jede vollendete Schönheit durch die Kunst idealisch ist, und eine Beziehung auf Unendliche hat, nicht aber jedes Ideal schön ist. Schön ist nur die gelungene Darstellung der Idee in einem sinnfälligen Werke, und das vollendete Kunstschöne eine wahre in sich geschlossene Schöpfung. Ist aber das Gemüth des Künstlers des höchsten Aufschwunges der Begeisterung gar nicht fähig, ist er nicht zum klaren Bewußtsein des Göttlichen, oder der reinen Menschheit gelangt, fehlt es ihm an Geschmac, seiner Phantasie an wahrer Schöpferkraft, ist er nicht Meister in dem Technischen, so wird er entweder sich gar nicht über die Natur erheben, ja diese in ihren schönsten Gestalten nicht einmal erreichen, oder will er sie überreffen, sich bald ins Rohe, Ausschweifende, Unnatürliche und Fratzenhafte, bald ins Ueberladene, Geheime, Gejehrte und Gefunkelte verlieren. Beispiele hierzu liefert die ganze Kunstgeschichte. So war das ägyptische Ideal gar nicht schön, die griechische Plastik arbeitete Anfangs ganz im ägyptischen Geschmack, erst nach und nach erhob sich ihr Genius zur wahren Schönheit, und auch hier erhielt er sich weber auf gleicher Höhe, noch erzeugte er Werke von gleichem Werthe, er sank wieder, erhob sich aufs Neue, bis seine Schöpferkraft ermattete und zuletzt ganz erlosch.

Das Besagte gilt von jeder Kunst. Jede wahre Kunst beruht auf Ideen, und ist nur eine besondere Form der einen Kunst, aber unterschieden von den übrigen, theils durch den Stoff, in welchem sie bildet, theils durch die Mittel, die ihr zu Gebote stehen. Danach bestimmen sich die Grenzen einer jeden Kunst. Sie kann die Ideen nur verwirklichen, so weit als es die zu bearbeitenden Materialien und ihre Mittel gestatten. Damit erhalten auch die Ideale in jeder Kunst gleichsam eine besondere Färbung, sie reflectiren dasselbe Licht auf eine eigenthümliche Weise. Eine Vergleichung der Künste in dieser Beziehung würde uns hier aber zu weit führen.

Das Ideal ist jedoch nicht bloß auf die Kunst beschränkt, sondern es umfaßt die ganze Irenwelt. Überall, wo wir uns ein reineres, vollkommneres Sein als die Erfahrung uns bietet, vorstellen, und unsere Phantasie davon ein Bild entwirft, idealisiren wir. Und dies geschieht durch einen natürlichen Trieb, welcher mit unserm ganzen Wesen so innig verwachsen ist, daß die Wurzeln desselben selbst in dem Gemeinen und Ungeheilten nicht ganz vertilgt werden konnten. Denn wer verdiente wol noch Mensch zu heißen, in dessen Gemüth niemals die Ahnung des Göttlichen sich regt, der nie die Sehnsucht und das Streben nach dem Bessern gekannt, nie in der Jugend das Bedürfnis der Liebe und Freundschaft gefühlt, und niemals wenigstens den schönen Traum einer vollkommnen Wirklichkeit geträumt hätte? Man könnte sagen, in jedem Menschen sei hinter dem erscheinenden ein idealer Mensch verborgen, das Bild reinerer Menschheit welches zwar durch ein unglückliches Geschick verdeckt oder verdunkelt, verzogen und entstellt, aber niemals ganz ausgelöscht werden kann. Diese idealisirende Thätigkeit unser

Geistes ist nothwendig und von unserer Bestimmung unzertrennlich. Denn jeder Fortschritt zu Bahren, Guten u. s. f. setzt voraus: Zuerst das Bewußtsein eines vollkommeneren Zustandes, als Norm und Regulativ unserer Thätigkeit, der Idee, und in der Bestimmtheit der Form das Ideal; sodann ein Bewußtsein der Unangemessenheit unser gegenwärtigen Zustandes zu der Idee; und endlich eine Umgestaltung dieses Zustandes nach der Idee, wodurch er derselben ähnlicher wird. Daher sehen wir bei jedem Volke, sobald es sich der Barbarei entwand, folgende Ideale ins Leben treten: 1) das Ideal der Religion; 2) das Ideal der Kunst; 3) das Ideal der Wissenschaft, d. h. das Bild eines vollkommenen, in sich harmonischen, sich selbst genügenden Wissens, wovon jeder Irrthum, Widerstreit, Inconsequenz, sowie die Surrogate des Wissens, der Glaube, das Wahrscheinlichkeits, die Hypothesen u. s. ausgegeschlossen sind. Dieses Ideal der Wissenschaft als solches ist das logische Ideal. Außerdem hat aber jede einzelne Wissenschaft ihr eigenenthümliches Ideal. Das höchste wissenschaftliche Ideal ist das der Philosophie. Die Philosophie ist nämlich der Idee nach die Wissenschaft des Absoluten, Unendlichen in seinem Verhältnisse zum Endlichen. Sie begreift mithin die Principien aller übrigen Wissenschaften in sich, und umfaßt die gesammte Thätigkeit des Menschens im Theoretischen und Praktischen. Die praktischen Ideale zeichnet die Ethik. Wir können uns z. B. einen reinen Willen denken, der so kräftig ist, daß er jedem Antriebe zum Bösen, er entspringe nun aus der Sinnlichkeit oder dem selbstsüchtigen Streben, zu widerstehen vermag, und alle Gefinnungen und Handlungen so durchdringt, daß das ganze Leben in sich befriediget, harmonisch, und jeder Mislaute entweder im Entstehen unterdrückt oder ohne große Anstrengung aufgelöst wird. Besondere Formen dieser Ideale sind das der Weisheit, der Tugend, der Liebe u. s. Zugleich enthält die Ethik die Rechtfertigung der Ideale. Denn müßte die Verwirklichung der Ideale nicht unter die Güter des Lebens gerechnet werden, so würde auch das Streben darnach als unnützlich zu verwerfen und andern bloß materiellen Zwecken zuzuwenden sein. Das höchste im Leben zu verwirklichende Ideal ist das des Staats, in welchem sich alle einzelnen Ideale zu einem höhern vereinigen. Man nehme einen Staat der Religion, denke sich ihn ohne Wissenschaft, ohne Kunst, ohne Recht und Gerechtigkeit, so sinkt er in sich zusammen, oder erkrankt, sein dürftiges Dasein nur mit Mühe fristend. Die Verwirklichung dieser Idee ist deshalb auch die schwierigste, weil die Tendenzen besonderer kleiner Gesellschaften, Corporationen u. s. sowie die persönliche Freiheit und die selbstsüchtigen Interessen der einzelnen mit dem Wohle des Ganzen sich nur unvollkommen vereinigen lassen. Diese sich durchkreuzenden Interessen sind der Herd aller unmothgerischen Bewegungen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die allgemeinen menschlichen Ideale in jedem gebildeten Volke nach der ganzen Art und Weise seines Seins sich auf eigenthümliche Weise gestalten werden. Man kann in der Weltgeschichte drei Hauptformen dieser Ideale unterscheiden: das antike Ideal der Griechen und Römer, das Orienta-

lisches, und das Christliche, welches sich am reinsten in den germanischen Völkern und ihren Mischungen mit den römischen gestaltet hat; was Einige das romantische und moderne Ideal nennen, ist nur eine besondere Form des christlichen. Das antike Ideal begreift die gesammte Weltanschauung der Griechen und Römer, wie sie sich in ihrer Religion, Kunst, Wissenschaft, der Verfassung, dem ganzen öffentlichen und Privatleben geoffenbart hat, um die allgemeinen menschlichen Ideale zu verwirklichen. Ein ruhmwürdiger Versuch, einen idealen Staat vom Standpunkte griechischer Weltanschauung zu construiren, ist uns in der Platon'schen Republik erhalten worden. Die ideale Weltanschauung vom Standpunkte des Christenthums aus, ist das christliche Ideal. Wie verschieden von den antiken sich in ihr die Kunstideale gestalteten, zeigt am Auffallendsten die Malerei. Die Gottheit im Geiste des Christenthums liegt außer den Grenzen der Malerei; von dem allmächtigen Schöpfer der Welt kann es kein entsprechendes Bild geben. Die meisten Maler wählten die Göttergestalt. Ja diese läßt sich allerdings etwas Götterthümliches, Majestätisches legen, sowie sie das Bild der Weisheit und Ruhe gibt, aber sie erweckt zugleich die Vorstellung des Alters und der Abnahme der Kräfte, was der Idee der Gottheit absolut widerstreitet. Auch in der Darstellung der Engel, dem Ideale der Christusgestalt und der Madonna, sind viele Mißgriffe gezeichnet, und selbst große Maler haben sich nicht immer zum Ideal-Schönen erhoben.

Ideal als Adjectivum, (auch ideell oder idealisch) bezeichnet das durch das Ideal Bestimmte, demselben Entsprechende, es sei nun schön oder nicht. So ist eine ideale Schönheit, z. B. ein ideales Bild einer Person, diejenige, welche der Künstler nach der Idee, oder zur Verwirklichung eines Ideals gezeichnet hat, im Gegensatz zu einem Porträt; ein idealer Staat, der Staat, wie ihn der Philosoph nach der Idee construirt, z. B. die Platon'sche Republik, im Gegensatz zu den Verfassungen der wirklichen Staaten. Ebenso Idealrecht. Da auf diese Weise das Ideal das Bild in unsern Vorstellungen, Entwürfen, von unserm Geiste frei Gebildete bezeichnet, so nennt man ideal auch das Subjective, wie unsere gesammte Seelenthätigkeiten und ihre Producte, als Anschauungen, Vorstellungen u. s. im Gegensatz zu dem Wirklichen außer uns, und nennt dieses das Reale. Daher kalte Ziele, z. B. die bloßen Empiriker, gemeine Geschäftskleute dieses Reale, das außer unserm Geiste existirende, für das allein Wirkliche, und verbinden mit dem Idealen die Vorstellung des Ertrachten, Eingebildeten, Träumereien, ein in den Idealen lebender Geist gilt ihnen für einen Phantasten, und der Versuch, Ideale zu realisiren, für Schwärmerei. Dies ist aber unrichtig. Sowie der Geist höher steht als die Natur außer uns in ihrem bewußtlosen Wirken, so sind auch die Ideen und Begriffe desselben in einem eminenten Sinne wirklich, nicht wie etwas aus sinnlich ersicht, sondern wie es seinem Begriffe nach ist, gedacht werden muß, so ist es wirklich, an sich. Ja selbst das Reale der Erscheinungswelt ist und besteht nur durch Kräfte, die als solche nicht selbst

in die Erscheinung fallen, mithin etwas Intelligibles, Ideales sind, und deshalb kann man sagen: das Ideale ist das allein Wirkliche, das sogenannte Reale hingegen, die Erscheinungswelt bloß Product des Idealen. (Bachmann.)

IDEAL. Die damit zusammengehörenden Wörter finden ihre Erklärung zum Theil schon in dem vorhergehenden Artikel; wo dies aber nicht der Fall sein sollte, sehe man die einfachen Wörter, denen Ideal vorgesetzt ist. (R.)

IDEALISIREN ist die Thätigkeit des Geistes in dem Bilden der Ideen und der Ideale. Sie beruht auf den Bedürfnissen unser höheres Selbst, und regt sich, so wie die niedern, bloß auf die Erhaltung unserer physischen Natur gerichteten Bedürfnisse ihrer Befriedigung erhalten haben (s. Ideal). (Bachmann.)

IDEALITÄT ist die Eigenschaft, oder im Allgemeinen das Sein eines Dinges, wodurch es der Idee oder dem Ideale entspricht, oder wenigstens ihm ähnlich ist; oder auch das bloß subjective Sein im Gegenfaze zum Realen, z. B. die Idealität eines Kunstwerks besteht darin, daß es eine Idee oder ein Ideal darstellt, welches als solches nicht in der Erscheinungswelt existirt, obgleich das Kunstwerk selbst ein Erscheinendes ist, in die Sinnenwelt fällt; die Idealität der Vorstellungen soll ausdrücken, daß sie als solche bloß in uns, den vorstellenden Wesen, sind, nicht aber außer uns als etwas Selbständiges existiren. (Bachmann.)

IDEALISMUS. Idealismus bedeutet eigentlich nach der Analogie von Kriticismus, Dogmatismus u. d. Verfahren unsers Geistes theils in der Erzeugung der Ideale, theils in der Verwirklichung derselben in der Sinnenwelt. Der Idealismus würde sich daher auf alle Wissenschaften und Künste, und auf das ganze Leben erstrecken, da die idealisirende Thätigkeit Alles umfaßt. Da aber das Ideale (s. Ideal) auch dasjenige bezeichnet, was bloß in unserm Geiste als Vorstellung, Gedanke u. existirt, ohne ein objectives Sein in der Sinnenwelt, welches man im Gegenfaze zu demselben das Reale nennt, so nimmt man den Ausdruck Idealismus in der Philosophie gewöhnlich in einem engerm Sinne, und versteht darunter den Lehrbegriff, oder die Annahme, daß nur das Ideale, der Geist und seine Vorstellungen das wahrhaft Wirkliche seien, das sogenannte Reale hingegen, die Außenwelt, die Natur außer uns nur ein durch das Ideale bedingte, von ihm abhängiges Sein. Der Idealist leugnet nicht das Dasein der Außenwelt, zu deren Anerkennung uns unser Bewußtsein nöthigt, denn dies würde dem gesunden Menschenverstande völlig widersprechen, aber er behauptet, wir kennen diese Außenwelt nur durch unsere Vorstellungen, zu denen auch die Empfindungen und Anschauungen gehören; wir erblicken mithin in der Außenwelt nur Producte unsers Vorstellungsvermögens; das außer dem Kreise unserer Vorstellungen Liegende ist für uns gar nicht vorhanden, ist für uns so gut als Nichts. Daher gibt es von dem idealistischsten Standpunkte aus zwei Classen von Vorstellungen; solche, denen nichts außer uns entspricht, wie die von uns frei gebildeten, die erdichteten, die des bloß Möglichen u.; und diejenigen,

die wir auf eine von Außen kommende Veranlassung mit Nothwendigkeit erzeugen; weshalb wir die Gegenstände derselben außer uns sehn müssen, sie objectiviren, und in ihrer Mannichfaltigkeit die Erscheinungswelt nennen. In der Geschichte der Philosophie aber hat der Idealismus nach der Individualität des Darstellenden verschiedene Formen angenommen, in denen er bald reiner, bald durch dunkle Vorstellungen getrübt, durch fremdartige Beimischungen und Widersprüche entstellt worden ist. Zugleich haben sich dabei manche Mißverständnisse eingeschlichen, und es sind mehrere Systeme für idealistisch gehalten worden, die es entweder gar nicht, oder nur in einer gewissen Beziehung sind, sowie es überhaupt mißlich ist, Gedanken Systeme nach bloßen Classenbegriffen, wie Idealismus, Pantheismus u., zu ordnen.

Unter den Griechen wird das System der Eleaten gewöhnlich als idealistischer Pantheismus bezeichnet. Dies läßt leicht irre. Im Pantheismus denkt man sich immer zwei, die Welt, oder in der Totalität der Erscheinungen, das Weltall, und die Gottheit zu Einem Wesen verbunden. Die Eleaten hingegen erklärten eine Welt in der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, worin einzelne Dinge entstehen, sich verändern und vergehen, für einen tüchtigen Schein; sie nahmen dagegen an: das Sein sei einfach, sich selbst gleich, den Bewegungen des Raums und der Zeit nicht unterworfen, daher ewig, ohne Bewegung und Veränderung, weder eines Wachstums, noch einer Abnahme fähig, sondern in sich vollendet und abgeschlossen gleich einer Kugel. Dieses Eine Sein ist Denken, und daher das menschliche darauf gerichtete Denken, inwiefern es dasselbe denkt, mit ihm identisch. Dies ist der einzige Weg zur Wahrheit, alles Andere ist Schein, Irrthum und sterbliche Meinung. Xenophanes nannte dieses Eine die Gottheit, Parmenides vermied dieses Ausdrucks, wahrscheinlich um den Anthropomorphismus und jeden Gedanken an die griechischen Götter zu entfernen, aber er dachte sich dasselbe unstreitig als das Göttliche, welches kein System entbehren kann, es bezeichne nun das absolute Princip der Dinge mit diesem, oder mit einem andern Namen. Der Idealismus der Eleaten war mithin ein objectiver, oder ihr System war vielmehr, wenn man einen modernern Ausdruck gebrauchen will, Ideal-Realismus.

Idealismus ist auch unverkennbar in dem Platonischen System, sowie überhaupt der Idealismus ein nothwendiger Standpunkt der Philosophie ist, und kein System, das auf Wahrheit Anspruch macht, ihn ganz entbehren kann. Platon ordnet das Materielle überall dem Geistigen unter, die Welt der Erscheinungen ist als eine veränderliche, dem Werden unterworfen, unwahr, und nur wahr, insofern sie die Ideen abbildet; die Materie selbst ist nur eine notwendige Bedingung zur Offenbarung der Ideen; und gefest auch, es würde in dem Timaeus, diesem tiefsinnigen Mythos von der Weltbildung, die Materie wirklich als ein Ewiges neben dem Demüthigen gesetzt, was aber dem Geiste des Systems, sowie dem Mythos, der des Stoffs nur erwähnt, weil der Künstler desselben bedarf, entgehen ist, so würde doch daraus

nicht, wie es so oft geschieht, ein wahrer Dualismus abgeleitet werden können, da die Materie nicht gleichen Rang mit dem Geiste hat, sondern von ihm eben gebraucht wird, wie ein Künstler den Stoff braucht, indem er ihr die Ideen mit Gewalt aufzwingt, und sie zwängt, diese in den mannichfaltigsten Formen abzuspiegeln; weshalb auch die ganze zweckmäßige Ordnung und Schönheit der Welt nur das Werk des höchsten, absolut guten Wesens, nicht aber das Product der blind wirkenden, sich selbst überlassenen Materie ist.

Der ausführlichen Darstellung aller idealistischen Momente in der Geschichte der alten Philosophie, sowie des des Mittelalters, können wir uns hier um so leichter überheben, da sie in den einzelnen Artikeln der Encyclopädie ohnedies zur Sprache kommen; die vorzüglichsten Gestaltungen des Idealismus aber in den neuen Systemen, von denen ihn mehrere auf eine eigenthümliche und schärfssinnige Weise entwickelt haben, dürfen nicht ganz übergegangen werden.

Der eigentliche Urheber der neuern Philosophie, insofern sie die Geistesfreiheit zu ihrem Ausgangspunkte hat, Descartes (Cartesius), wird auch gewöhnlich als Idealist bezeichnet¹⁾. Dies war er aber im Grunde nicht. Der idealistische Zweifel an der Realität der Körperwelt war notwendig, um den Geist in seinem Streben nach Wahrheit von jeder äußern Autorität, allen vorgefaßten Meinungen und Irrthümern, in die er von Jugend auf verstrickt worden, zu befreien, damit er, nur sich selbst und seinen eigenen Gefühlen vertrauend, das Gewisse um so fester entdecken könne. Das Zeugnis der Sinne von der objectiven Realität der Außenwelt ist aber verdächtig, theils weil die Sinne uns oft täuschen, theils weil wir im Raume manches zu empfinden und uns vorzustellen scheinen, was doch nicht ist. Der Geist ist zwar das unmittelbar Gewisse, alles andere Wissen Vermittelnde; denn wenn wir einen Gegenstand außer uns wahrnehmen, und derselbe existirt wirklich außer uns, so müssen wir, die Wahrnehmenden, auch existiren; existirt er aber nicht, so existiren wir dennoch, die wir das irrige Urtheil fällen, er sei außer uns vorhanden. Von unserm Leibe aber, und im Allgemeinen von der Materie außer uns, haben wir eine ganz klare Vorstellung; einer jeden ganz klaren Vorstellung muß aber ein Sein entsprechen. Würde nun Gott diese Idee unmittelbar in uns, ohne daß es eine ausgedehnte, gefaltete und bewegliche Materie gebe, so wäre er ein Betrüger, was undenkbar ist. Also gibt es eine solche Materie²⁾. Damit hängt der scharfe Gegensatz zusammen zwischen Seele und Leib, oder im Allgemeinen zwischen der denkenden und ausgedehnten, geistigen und körperlichen Substanz, wodurch Descartes mehr als ein Anreger dazu beigetragen hat, einen Dualismus in Gang zu bringen, nach welchem Seele und Leib, die im Leben

auf das Genaueste zu Einer Person verbunden und in der innigsten Wechselwirkung stehend, als unvereinbarlich gedacht werden sollen; so daß es mehrer erklärter Hypothesen bedürfte, um sich diese Wechselwirkung nur nothdürftig erklären zu können. Das Bewußtsein dieses Gegensatzes und die Nothwendigkeit einer Ausgleichung bestimmte Nicol. Malebranche das Cartesiansche Princip von der Evidenz des Selbstbewußtseins und dem unmittelbaren Bewußtsein Gottes in ihm auf eine idealistische Weise auszubilden, nach welcher die Materie dem Geiste ganz untergeordnet wurde. Zwar bezweifelte er nicht die Realität der Ausdehnung, der Figur und der Bewegung, und ihre Existenz unabhängig von uns, obwohl der Beweis dafür sehr schwer sei, da es kein notwendiges Band gebe zwischen der Gegenwart einer Vorstellung in unserm Geiste, und der Existenz des Dinges, welches diese Vorstellung uns vergegenwärtigt, wie der Traum und das Delirium beweisen; aber die Überzeugung von einer Welt außer uns haben wir doch nur demogen, weil Gott will, daß uns eine solche Welt erscheine, nicht aber, weil diese Welt selbst durch ihre eigene Kraft uns zu dieser Anerkennung nöthigt. Gott hat die Welt nach seinen Ideen geschaffen. Diese, welche von ihm selbst nicht verschieden sind, vergegenwärtigen ihm stets alle Geschöpfe, ihrem Wesen nach und mit allen möglichen Modificationen ihres Seins. Sie sind fortwährend in ihm und treten gar nicht wirklich aus ihm heraus; denn sie besitzen nur, weil er sie denkt oder anschaut, und ihre Fortdauer will. Wie alle Körper im Raume sind, und dieser selbst mit allen Körpern als eine göttliche Idee in Gott, so sind alle Geister in Gott und haben ihr Bestehen in ihm als seine Idee. Dies ist die Allgegenwart Gottes. Eine solche göttliche Idee ist auch das Menschengeschlecht, und demnach das menschliche Bewußtsein ein begrenztes innerhalb des unendlichen Selbstbewußtseins Gottes. So ist Gott mit unserm Bewußtsein auf das Genaueste verbunden. Die Idee Gottes, des Unendlichen, ist eigentlich die allgemeine Idee, in welcher und durch welche wir alle Dinge schauen. Wollen wir ein einzelnes Ding genauer betrachten, so schwebt uns schon vorher das Ganze vor, die Idee des Unendlichen, durch dessen Begrenzung wir erst die Idee des Einzelnen gewinnen, wie wir die Anschauung einer mathematischen Figur nur durch Einschränkung des unendlichen Raums erhalten (s. d. Art. Malebranche).

Idealistisch ist auch das System des Leibniz. Anfangs der Atomistik nicht abgeneigt, verließ er diese bloß mechanische, die Natur tödtende Ansicht gar bald, und erkannte, daß die wahren Principien der Einheit gar nicht in der Materie zu finden sind, weil die materiellen Dinge nur Haufen oder Complexionen unendlich vieler Theilchen sind, Zusammenfassungen, die auf einfache Einheiten hindeuten. Diese Einheiten, als die wahren Atome und Elemente der Dinge, gleichsam intelligible oder metaphysische Punkte sind die Monaden. Sie sind primitive Kräfte, Entelechien, und daher durch sich selbst in stetem Streben begriffen, wovon der Mechanismus der Körperwelt nur Folge ist. Materie besteht nur in der Undurchdringlichkeit, aber an sich selbst hat sie gar kein Streben; ohne

1) So noch von Ruyman in der Preisschrift *De idealismo* (Berol. 1826), p. 57, wo der Dualismus des Descartes ein rationaler, ohne welche abstracter genannt, und auch Epino unter den Dualisten angeführt wird. 2) Vgl. besonders Meil. II. p. 9. 84. Princ. philos. P. II. §. 1.

das substantielle Band der Monaden wären die Körper mit allen ihren Eigenschaften nur Phänomene wie der Regenbogen, oder die Spiegelbilder, eine zusammenhängende Traumwelt. Die Monaden haben eine gewisse Bollendung in sich und sind der Quell ihrer eigenen Handlungen. Sie können daher nach Naturgesetzen weder entstehen noch vergehen, sondern nur durch ein Wunder der Allmacht geschaffen und vernichtet werden. Als die einfachen belebenden und bildenden Principien der Materie können sie nicht selbst materiell, sondern sie müssen geistig sein, und da das allgemeine Moment in dem Geistesleben die Vorstellung ist, so haben alle Monaden Vorstellungsvermögen und streben durch einen innern Trieb und Begierde nach Erzeugung mannichfaltiger Vorstellungen, so wie von einem einfachen Punkte aus eine unendliche Zahl von Linien und Winkeln entspringen kann. Diese innere Thätigkeit ist der Grund aller Veränderungen in dem geistlichen Sein der Monaden, und in ihrer eigenthümlichen Form der Grund aller besondern Eigenschaften einer jeden Monade in ihrem Unterschiede von andern, sowie aller Veränderungen in der Natur und aller Mannichfaltigkeit in den Erscheinungen. Die Vorstellungen können in einer Monade in verschiedenen Graden der Klarheit vorhanden sein, und daraus beruht die Möglichkeit einer stufenweisen Erhebung derselben und mithin auch einer Unterordnung aller unter die absolute, unendliche Monade, die Gottheit. Nennt man Seele Alles, was Vorstellung und Begierde hat, so kann man alle geschaffene Monaden Seelen nennen; da aber Vorstellung noch nicht Bewusstsein ist, so ist es besser, Seelen bios diejenigen Monaden zu nennen, welche deutlicher, mit Erinnerung verbundene Vorstellungen haben. Hat der Körper der Monade solche Organe, daß die Eindrücke und folglich auch die Vorstellungen markirter und deutlicher werden, und daraus Empfindung entsteht, d. h. eine vom Gedächtniß begleitete Vorstellung, welche in der Seele einen Nachhall zurückläßt, der gelegentlich wieder erweckt werden kann, so ist die Monade ein Zehrer, und seine Generalmonade eine Seele. Die Seele ist des Bewusstseins (der Apperception) fähig, d. h. daß sich die Erkenntniß zurückwendet auf den eigenen innern Zustand, da die Vorstellung dieser innern Zustand nur ist, inwiefern er äußere Dinge repräsentirt. Bewusstsein hat weder jede Seele, noch dieselbe Seele beständig. Erhöht sich die Seele bis zur Vernunft, d. h. bis zur Fähigkeit, notwendige und ewige Wahrheiten in ihrem Zusammenhang zu erkennen, und das Ich, die Monade u. selbst zu denken, so ist sie Geist. Deshalb ist jedoch auch die einfache Monade nicht ohne alle Vorstellung. Denn sie kann nicht ohne Mannichfaltigkeit sein; diese aber kann nur, da in ihr Alles innerlich ist, in Vorstellungen bestehen. Bei einer nur geringen Zahl von Vorstellungen, wo nicht deutlich unterschieden werden kann, erstarrt der Geist, wie wir im Kreise und schnell herumdrehend von Schwindel ergriffen werden, und nichts unterscheiden können. So ungefähr, oder wenn wir in einer Dummheit oder im tiefen Schlafe sind ohne deutliche Vorstellung, ist der Zustand der einfachen Monade. Dieses System ist ungeachtet des Ge-

künstelten in einzelnen Punkten, doch im Ganzen sehr geistreich. Es verbannt allen Lob aus der Natur, und erblickt überall nur thätige Wesen, vorstellende Kräfte, Leben und Geist*).

Sehr rein wurde dann der Idealismus von Collier (*Clavis universalis*. [Lond. 1713]) und besonders von Georg Berkeley, und zwar anziehend und geschmackvoll dargestellt. Auch Berkeley ist öfters und noch von Kant mißverstanden worden. Er nennt den Idealismus des Menschen den dogmatischen, auch den materiellen, oder gemeinen, mythischen, und schwärmerischen, als welcher den Raum mit allen Dingen, denen er als unabtrennliche Bedingung anhängt, für etwas, das an sich selbst unmöglich sei, und darum auch die Dinge im Raume für bloße Einbildungen erkläre*). Der Idealismus des Berkeley aber verdient den Namen des gemeinen so wenig, daß er im Gegentheil der gemeinen Ansicht des gesunden Menschenverstandes geradezu entgegenge setzt ist. Dieser nimmt nämlich an, einmal, die Dinge außer uns haben ein Sein an sich, unabhängig von unsern Wahrnehmungen; und dann, die Dinge sind wirklich das, als was sie uns erscheinen, ihre sinnlichen Eigenschaften sind objectivie Bestimmungen derselben. Nach ihm gibt es eigenthümliche Wesen, materielle Substanzen, wie sie die Schule nennt, die in den mannichfaltigen Verwandlungen der Größe, Form, Farbe u., sich unveränderlich behaupten. Gewisse materielle Substanzen, unabhängig von ihren empfindbaren Eigenschaften und dem empfindenden und vorstellenden Geiste, verwirft Berkeley. Materielle Dinge sind nach ihm solche, die von uns sinnlich wahrgenommen und als äußerlich vorgestellt werden. Darin besteht ihre Wirklichkeit. Eine Frucht z. B. ist dieses Kunde, Geiste, Süße u., aber nicht außerdem noch eine eigenthümliche Substanz. Könnte man von ihr alle diese empfindbaren Eigenschaften absondern, so würde gar nichts Sinnlich-Wahrnehmbares mehr übrig bleiben, d. h. für uns wäre nichts vorhanden. Die sinnlichen Vorstellungen sind daher nicht Abbilder irgend welcher unbekannter Dinge, sondern die Vorstellungen selbst sind das wirkliche Sein der Erscheinungen. Berkeley verwandelt nicht rechte, außer uns seiende Dinge in Vorstellungen, sondern vielmehr unsere Vorstellungen in Dinge, d. h. die unmittelbaren Gegenstände unserer Vorstellungen einer Außenwelt sind wirkliche Wesen, die wir außer uns zu sehen und zu objectiviren uns genöthigt sehen. Unsere Vorstellungen der Außenwelt unterscheiden sich von den bios innerlichen und den von uns frei gebildeten theils durch ihre größere Klarheit, Stürke und Bestimmtheit, theils dadurch, daß wir zu ihrer Erzeugung genöthigt werden, und uns mithin von einer andern Macht abhängig fügen. Wir entdecken in ihnen eine gewisse Ordnung, Regelmäßigkeit,

*) Vgl. vorzüglich *De primis philosophiae emendationibus; principia philosophiae; Principes de la Nature et de la Grace; und système nouveau de la Nature et de la communication des Substances* Opera ed. Patena. Tom. II. 4) Kritik der reinen Vernunft. S. 274. 519. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik. S. 70 fg. 207 fg.

Harmonie und Schönheit, und nennen sie deshalb Naturgesetze. Die Alten nannten die Naturgesetze in ihrer unabänderlichen Bestimmtheit das Schicksal, und die Philosophen legten den Grund derselben in die Natur, oder die Materie, die sie sich als ein eigenthümliches Wesen dachten. Allen der Gegenstände und die Ursache dieser unserer Vorstellungen kann nicht den Vorstellungen ganz entgegengesetzt, sondern muß selbst etwas Geistiges sein, weil sonst unbegreiflich wäre, wie etwas der Vorstellung Entgegengesetztes, Materielles zu einer Vorstellung werden könnte. Daher weisen die Naturgesetze unmittelbar auf einen unendlichen Urheber, Gott, zurück. Die Dinge außer uns sind wirklich, als göttliche Ideen, und wir schauen in der Sinnenwelt die von uns vorgestellten göttlichen Ideen an, und so ist Gott im Grunde der einzige Gegenstand unsers Bewußtseins. Deshalb schließe ich von diesen Vorstellungen unmittelbar und gewiß auf die Existenz Gottes. Außerdem erblidt man in der Natur weder Ordnung, noch Regelmäßigkeit und Plan. Es gibt also nur geistige Substanzen⁷⁾.

Durch Kant erhielt der Idealismus in Teutschland einen neuen Schwung. Er nannte seinen Idealismus den transcendentalen zum Unterschiede von dem des Descartes und Berkeley, später aber, um jede Mißdeutung zu verhüten, den kritischen, und erklärt ihn als den Lehrbegriff, daß alles, was im Raume oder in der Zeit angeschaut wird, mitbin alle Gegenstände einer uns möglichen Erfahrung, nichts als Erscheinungen, d. i. bloße Vorstellungen, sind, die, sowie sie vorgestellt werden, außer unssem Gedanken keine an sich gegründete Existenz haben. Der Realismus macht aus diesen Modificationen unserer Einsichtlichkeit an sich subsistierende Dinge, und daher bloße Vorstellungen zu Sachen an sich selbst. Der kritische Idealismus nimmt zwar in dem Raume ausgedehnte Wesen als wirklich an, aber nach ihm sind der Raum selbst, sammt der Zeit, und zugleich mit beiden alle Erscheinungen an sich selbst keine Dinge, sondern nichts als Vorstellungen, und können gar nicht außer unssem Gemüthe existiren. Die Erscheinungen als bloße Vorstellungen sind nur in der Wahrnehmung wirklich, und daher existiren die Gegenstände der Erfahrung außer der Erfahrung gar nicht⁸⁾. Dies ist genau Berkeleys Meinung. Um aber diesem, wie es ihm schien, mystischen und schwärmerischen Idealismus zu entgegen, fügt er hinzu: „Es gibt eine bloß intelligible Ursache der Erscheinungen, das transcendente Object, das vor aller Erfahrung an sich selbst gegeben ist, die Erscheinungen aber sind, ihm gemäß, nicht an sich, sondern nur in der Erfahrung gegeben. Es sind uns Dinge als außer uns befindliche Gegenstände unserer Sinne gegeben, allein von dem, was sie an sich selbst sein

mögen, wissen wir nichts, sondern kennen nur ihre Erscheinungen, d. i. Vorstellungen, die sie in uns wirken, indem sie unsere Sinne afficiren. Diese Erscheinungen der uns unbekannten, aber nichtdifferenzirter wirklichen Gegenstände außer uns nennen wir Körper.“ Er stellt dies auch so dar: „Die letzten objectiven Gründe der Erscheinungen sind Dinge an sich, aber diese sind nicht im Raume und in der Zeit zu suchen, sondern in einem außer- oder übersinnlichen Substrate (dem Noumenon). Alles in einer Erscheinung ist wieder Erscheinung. Würden unsere Sinne auch uns Unendliche geschärft, so würden wir doch dem Einfachen dadurch nicht näher kommen, viel weniger darauf stoßen, weil es in ihnen gar nicht angetroffen wird.“ Die Kritik sagt: „Die Gegenstände als Dinge an sich geben den Stoff zu empirischen Anschauungen, sie enthalten den Grund, das Vorstellungsvermögen, seiner Einsichtlichkeit gemäß zu bestimmen, aber sie sind nicht der Stoff derselben⁹⁾. Eine Kritik dieses Idealismus liegt außer den Grenzen dieses Werkes, und der Unterzeichnete verweist deshalb auf eine künftige Darstellung der Metaphysik.

Der kritische Idealismus sollte wenigstens eine reale Basis haben, wodurch er von dem des Berkeley unterschieden werden könnte. Fichte raubte ihm diese nur vermeintliche Grundlage, und zeigte, daß der Geist der Kritik, von allem Fremdartigen, Widerstrebenden gereinigt, auf nichts als auf den reinen Idealismus führe. Nach Fichte sieht mir, dem endlichen Geiste, nur auf dem gemeinen Standpunkte, eine Natur, eine Welt außer mir gegenüber. In dieser ist Alles durch unumwandelbare Gesetze so bestimmt, wie es ist. Ich selbst bin ein Glied dieser Kette strenger Naturnotwendigkeit, und auch mein Denken, das sich nach Naturgesetzen entwickelt, ist ein Product der Natur. Das Wollen ist nichts als das unmittelbare Bewußtsein der Wirkksamkeit einer unserer innern Naturkräfte, und der Willensentschluß der Sieg der einen Naturkraft im Conflict mit einer andern. Auch das stille Streben als das Begehren aus der ganzen ungetheilten Kraft der Menschheit in mir geht aus dem Zusammenhange des Unerforschten mit Nothwendigkeit hervor. Der Gedanke aber, daß der Grund meines Seins und meiner ganzen Bestimmung außer mir sein soll, erfüllt mich mit Abscheu und Entsetzen. Ich selbst will selbständig, mein Denken und Wollen soll der Eig und Mittelpunkt aller meiner Handlungen sein. Nur das System der Freiheit bedrückt mein Herz, das entgegengesetzte tödtet und vernichtet. Man muß daher diesen gemeinen Standpunkt verlassen, und sich auf den höhern, den des Wissens, erheben. Nach diesem ist unsere ganze Erkenntniß der Außenwelt durch unser Bewußtsein bedingt, in aller Wahrnehmung äußerer Dinge nehmen wir nur unsern eignen Zustand, Modificationen unsers eignen Bewußtseins wahr. Wir kommen damit gar nicht über unser eigenes Bewußtsein hinaus. Gegenstände außer uns

5) Bgl. The Works of Georg Berkeley. (Lond. 1754.) II. Voll. 4., besonders Treatise on the principles of human knowledge. (Lond. 1710.) und Three dialogues between Hylas and Philonous. (Lond. 1713.) über, in der Sammlung der vornehmsten Schriftsteller, die die Wirklichkeit der Körperwelt leugnen, von Gehenbach (Hesse 1759), und Berkeley's philof. Werke. I. Bd. (Eip. 1781). 6) Kritik der reinen Vernunft. S. 518 fg. Prolegom. S. 71.

7) Kritik. E. 522. Prolegom. S. 62, 169. über eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll (Königst. 1790). S. 41, 44, 55.

wahrnehmen, heißt bloß ein Bewußtsein haben unsers Seins eines Gegenstandes. Die Thätigkeit unsers Denkens im Fortgange von einem Objecte zum andern ist eine geistige Bewegung, ein Hinziehen, und das Wissen gleichsam ein Raum, in welchem man nach allen Richtungen hin Ziehen und Punkte machen kann. So erscheint etwas, das nur aus uns selbst hervorgeht, als ein Sein außer uns. Alles, was wir außer uns erblicken, find wir nur selbst; es ist Anschauung unsers selbst, aber nur als objecto, vordringend dem Subjectiven, ein Herausragen unsers Selbst durch eine eigne Weise des Handelns, das Anschauen, welches aus dem innersten Grunde unsers Wesens hervorgeht. Darum sind die Dinge dem Auge des Geistes durchsichtig, denn wir theilen, begrenzen und bestimmen die möglichen Formen der Dinge und ihre Verhältnisse vor aller Wahrnehmung vorher; es strömt nichts von den Dingen aus, sondern von uns, unser eignes Wesen setzt sich außer sich. Aber auch dieser Standpunkt ist noch nicht ganz befriedigend. Er gibt nur Wissen, das Wissen aber ist nicht Realität, eben weil es nur Wissen ist. Über dem Wissen erhebt sich der Glaube. Dieser ist das Organ zur Ergründung aller Realität. Die Stimme im Innern, der ich glaube, ist das Gewissen und das Moralsge, wodurch ich Wahrheit und Realität in meine Vorstellungen kommt; denn Handeln ist meine Bestimmung, und zwar sittlich handeln. Meine sittliche Natur aber besteht darin, daß sich in meinem Gemüthe, in der Stimme des Gewissens, eine Zündung äußert, Einiges ganz unabhängig von äußern Zwecken zu thun, schlechthin bloß, damit es geschehe, und Anderes ebenso zu lassen. Dieses Sollen ist die Formel für die Bestimmtheit der Freiheit, und das durch den Begriff der Sittlichkeit bestimmte Object ist die Idee dessen, was ich thun soll. Um aber handeln zu können, muß ich, da ich endlich bin und das Geschehete nicht aus Nichts hervorbringen kann, einen Stoff meiner Thätigkeit haben, in und an welchem ich die geforderte Idee realisiren kann. Dieser ist die Sinnenwelt, die Natur, das Nicht-Ich. Die Natur hat Realität, denn sie leistet mir Widerstand, sie beschränkt und bedroht mein Dasein, und ich selbst finde mich in ihr befangen: aber sie hat kein Sein an sich, unabhängig von der Vernunft, sondern ist nur als die Epäure zur Realisirung des Reichs der Sittlichkeit, oder der Vernunft durch freie Wesen, welches der letzte Endzweck des gesammten menschlichen Daseins ist. Der Glaube an die Realität der Sinnenwelt entspringt daher bloß aus dem Begriffe der moralischen Welt. Ebenso der Glaube an andere mir ähnliche, selbständige, sich Zwecke setzende Wesen. Die moralischen Wesen sind für uns die unmittelbar gewissen, schlechthin nicht abzuweisen, das Erkennen ist bloß mittelbar gewiß, nur des Handelns wegen da. So stehen wir im Mittelpunkte zweier Welten, einer sichtbaren und intelligiblen. Mein Wille umfaßt beide. Er wurzelt und entscheidet in der sinnlichen, und greift durch die That ein in die Sinnenwelt, wirkt in ihr; bringt in ihr Neues, Dauerndes, hervor. Durch ihn soll die Natur dem Menschen unterworfen und mit dem Reich der Freiheit, den höhern

Zwecken der Menschheit in Übereinkimmung gesetzt werden. Die absolute Forderung einer bessern Welt aber, als Ihes, weist auf ein unendliches Ziel hin. Ich, als Individuum, bin endlich. Daher ist meine Aufgabe, mich diesem Ziele immer mehr zu nähern, was in mein Leben ein stetes Streben, eine nie ganz zu befriedigende Sehnsucht bringt. Aber dieses unwillkürliche Streben meines ganzen Wesens nach einer bessern Welt, dieses absolute Sollen meiner moralischen Natur bürgt mir zugleich für die Erreichung dieses erhabenen Zwecks, sonst würde ich mir selbst verächtlich erscheinen. In diesem Bewußtsein meiner moralischen Natur finde ich schon hier meinen Himmel. Ich bin unsterblich, sobald ich den Entschluß fasse, dem Vernunftgesetze zu gehorchen; ich soll es nicht erst werden. Die übersinnliche Welt ist keine zukünftige; sie ist gegenwärtig; durch Vernunft bin ich Mitglied des großen Reichs der Sittlichkeit, das die Welt beherrscht, und wovon mein gegenwärtiges Leben ein Theil ist. Als Bürger dieses Reichs glaube ich an eine moralische Weltordnung und Weltregierung, nach welcher jede gute That gelingt und aus der treuen, gewissenhaften Vollbringung meiner Pflichten notwendig Gutes, ein die Freiheit und Sittlichkeit immer mehr förderndes Leben in Ewigkeit sich entwickeln werde. In diesem Glauben besteht meine Religion. Dies ist das Göttliche, das ich annehme, und dessen ich bedarf. Gott ist kein ruhiges, lebendes Sein, kein durch den unendlichen Raum ausgebreitetes Wesen, sondern unendliche Thätigkeit, Handeln, Vernunft, Ich, und Ich, der endliche Geist, sein Bild. Ich bin ihm verwandt; und Alles, was ich um mich her erblicke, ist mir verwandt: es ist durch mich belebt und besetzt, Product meiner eigenen Thätigkeit, mein eigenes, objectivirtes, mir selbst versinnlichtes Handeln. Es ist in Wahrheit keine Natur; nur das Ich ist das absolute Ich, als Gott, und ich, das endliche Ich, als der irdische, werdende Gott*).

Schelling wird öfters zu den Idealisten gerechnet, weil seine ersten Schriften zur Erläuterung der höchsten Wissenschaften geschrieben wurden, und das System des transscendentalen Idealismus (Künig, 1800) zu dem Systeme des gesammten Wissens erweitert werden sollte, indem er darin das ganze Wissen von vorn gleichsam entstehen lassen wollte (Vorrede). Allein dies sollte wol nur den Sinn haben, daß unser Wissen, obgleich demselben Realität zulommt, an sich doch nur ideal sei, und daß das höchste Princip der Wissenschaft innerhalb des Wissens selbst liegen müsse, und daß, wenn es ein adäquates Wissen des Absoluten gebe, dieses nur durch ein entsprechendes Organ, die intellectuelle Anschauung, oder die Vernunft, insofern sie selbst dem Wesen nach mit dem Absoluten eins ist, erreicht werden könne, da die ganze Philosophie nichts als eine fortgehende Geschichte des Selbstbewußtseins ist. Sonst hat es Schelling überall deutlich genug ausgesprochen, daß das Absolute als absolute Idee

*) Vgl. vorzüglich Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre (Weimar 1794. 2. Aufl. 1802). über den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung (philos. Journal, 8. Bd. 1. St. 1798). Entzern der Eitendiege (Jena 1798). über die Bestimmung des Menschen (Berlin 1800).

tität des Idealen und Realen, des Denkens und Seins, des Intelligenten und der Natur gedacht werden müsse; und selbst in dem transcendentalen Idealismus hat er erklärt, daß dieser nur die eine Grundwissenschaft der Philosophie sei, welcher an der Naturphilosophie seine Ergänzung finde; daß Beide ganz gleiche Realität haben, aber einander ewig entgegengesetzt sind, und niemals in Eins übergehen können⁹⁾. Das wahre und ganze System der Philosophie ist daher weder Naturphilosophie, noch transcendentaler Idealismus, sondern das System der absoluten Identität. Hiernach sind auch Sätze, wie folgende idealistische zu beurtheilen: „Das Reale ist bloße Folge der Form. So gewis das Ideale das Erste ist, so groß ist die Form der Bestimmtheit des Realen durch das Ideale das Zweite, sowie das Reale selbst das Dritte. Gott ist das schlechteste „Ideale, das ewig über aller Realität schwebt“¹⁰⁾. Sie gehören zu den mißlungenen, dem Grundgedanken des Systems widersprechenden Darstellungen, und sind deshalb später zurückgenommen worden.

Mit größtem Rechte würde man das Hegelsche System absoluten Idealismus nennen können, da in ihm, obgleich es mit dem Stellungnehmen von der absoluten Identität des Denkens und Seins ausgeht, das idealistische Moment offenbar das Übergewicht erhalten hat. Das absolute Wissen, als die absolute Identität des Denkens und Seins ist nämlich in diesem Systeme das Logische. Dieses allein ist die absolute Wahrheit, die wahrhafte Materie, insofern sie der reine Gedanke, die absolute Form selbst ist. Die Methode der Logik ist der sich selbst wissende, sich als das Absolute, sowohl Subjective als Objective (die Substantialität der Dinge) zum Gegenstande habende Begriff, wie dieser in seiner unendlichen bewegenden Kraft Alles durchbringt, und in allen Dingen als ihre wahre Seele und Substanz ist. Das Göttliche ist in diesem Systeme die absolute Idee, d. h. der vernünftige Begriff, der in seiner absoluten Dialektik sich selbst entwirrt, aus einander legt und sich wieder zusammenschließt. Die Natur ist unfähig, die Strenge des Begriffs festzuhalten und darzustellen, sie verläßt sich in begrifflose, bündige Raumlichkeiten; der Stoff in ihr besteht gleichgültig außer einander, ohne Einheit. Natur ist nichts als Auserlichkeit, ein gleichgültiges Bestehen und Vermischung der einzelnen Begriffsbestimmungen; wie sie ist, entspricht ihr Sein ihrem Begriffe nicht, sie ist vielmehr der unaufgelöste Widerspruch. Gott ist nur. Gott als dreieinig. Als dieser ist er: a) Gott an und für sich in seiner Ewigkeit, die abstracte oder logische Idee, die noch nicht in Realität gesetzt ist; der Vater. b) die ewige (logische) Idee, wie sie aus ihrer Allgemeinheit, Unendlichkeit heraustritt in die Bestimmung der Endlichkeit. Dadurch unterscheidet sich das ewige Wesen von seiner Manifestation, der Erscheinungswelt. Diese zerfällt in die Natur und den endlichen Geist, und ist das Reich des Sohnes. Aber die Wahrheit dieser Erscheinungswelt ist nur ihre Idealität, als Geleitet, nicht daß

sie an sich wahrhaft Wirklichkeit hätte. c) die unendliche Kälte und Verhöhnung dieser äußerlichen Welt mit dem ewigen Wesen, die Vermischung dieses Unterschiedes des mit sich selbst, das Bewußtsein Gottes als Geist; der heilige Geist. Das volle Bewußtsein darüber ist die Philosophie, die sich denkende Idee, das Logische, als das im concreten Inhalte als in seiner Wirklichkeit bewährte Allgemeine, wodurch das Logische, wie der Anfang, so das Ziel und Resultat der Philosophie ist¹¹⁾.

Geistreich und originell ausgeführt ist das idealistische Thema: Die Welt ist meine Vorstellung und mein Wille in Arth. Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung (Leipz. 1819). „Das innerste Selbstbewußtsein ist der Punkt, wo das Ding an sich, der Wille, in die Erscheinung, das Erkennbare übergeht, also beide zusammenstreffen. Als höchste Stufe des menschlichen Seins wird die Ästhetik gerühmt, die Überwindung des eignen Willens, woraus die Heiligkeit entspringt, das Verneinen und Aufgehen des eignen Willens, der Friebe, welcher höher ist denn alle Vernunft, jene tiefe Ruhe, unerschütterliche Zuversicht und Selbsterkeit, wo nur Erkenntnis bleibt, und der Wille verschwinden ist, und damit die Erlösung von einer Welt, deren ganzes Dasein sich uns nur als Leiden darstellt.“

Idealist ist, wer den Idealismus annimmt, von der Richtigkeit desselben sich für überzeugt hält und ihn vertheidigt.

Idealist ist, was mit dem Idealismus übereinstimmt, ihm gemäß, oder Folge desselben ist.

(C. F. Bachmann.)

IDEE, Idee aus dem Griechischen *idea*, von *idein*, sehen, bedeutet das, was gesehen wird, mithin die anschauliche Form, das Bild eines Dinges. Das Wort soll schon von Anaxagoras und den Atomikern gebraucht worden sein¹⁾, es erhielt jedoch eine eigenthümliche Bedeutung bei Platon. Was aber Platon unter der Idee eigentlich verstanden hat, darüber waren die Meinungen von je getheilt, und sind es noch. Selbst die größten Denker haben den Platon in diesem Punkt mißverstanden, die Ideenlehre ist bald als der erhabenste Aufschwung des Geistes demutirt, bald zu einer bloßen Dichtung einer schwärmerischen Phantasie herabgesetzt worden, welcher gar kein wissenschaftlicher Werth zugesprochen werden dürfte. Unstreitig hat Platon durch seine Darstellung das Verhältniß derselben selbst erschwert. Bald bezeichnet er die Ideen durch andere Ausdrücke, wie *eidos*, Species, was zwar auch Bild, Gestalt bedeutet, aber auch die Art, den Artbegriff, oder er schildert einzelne Ideen, wie das Schöne u., mit dem lebhaftesten, wahrhaft dichterischen Farben, bald betrachtet er sie nur in besondern Beziehungen, entweder zu der Erscheinungswelt oder zu den Vorstellungen und Verstandes-

11) Vgl. besonders Hegel's Logik (Nümb. 1812—15). 2. Bde. (Werke 3—5. Bd.). Encyclopädie der philos. Wissenschaften, 5. Aufl. (Hertb. 1832). Vorlesungen über Philosophie der Weltgen. 2. Bd. (Berlin 1832). (Werke 12. Bd.)

1) Wenn es nicht aus einer spätern Zeit auf eine frühere übertragen worden ist, vgl. Simplic. in Phys. Arist. Fol. 8, 33. Plut. adv. Colot. 1111, auch Sert. Emp. Pyrrh. Hyp. III, 18, welche Stelle aber sehr verdächtig ist.

9) Rorere S. IX fg. (Hingn 1804). S. 22, 23 fg.

10) Philosophie und Religion (Zür-

begriffen; endlich wollte er überhaupt lieber den Leser von dem gemeinen, oder bloß abstract-verständigen in den Gegenständen befangenen Standpunkte zu der Ideenlehre hinführen, als diese selbst in der ganzen Fülle ihres Wesens dem Bewußtsein vergegenwärtigen, weshalb er die Untersuchung oft gerade da abbricht, wo der Leser das Wort des Räthfels erwartete, von diesem jedoch, dasselbe nun selbst zu finden. Dennoch liegt die Schuld des Mißverständnisses mehr an dem Leser selbst, als an dem Platon. Wer sich in die Platonische Weltanschauung zu versehen vermag, das von den Ideen durchdrungene Gemüth, der reiche und gute Mensch, sowie der Künstler verstehen den Platon; insonderheit enthält das Christenthum gleichsam das Wort des Räthfels der ganzen Platonischen Weltanschauung. Der Grund des Mißverständnisses liegt vorzüglich darin, daß wir die in unserer Sprache eingebürgerte Idee in ganz verschiedener Bedeutung nehmen, mit Rücksicht auf die philosophischen Schulen, wodurch der richtige Standpunkt zur Beurtheilung der Platonischen Ideenlehre notwendig verrückt werden muß. Wir verstehen unter Idee bald den Vernunftbegriff, dem kein Gegenstand in der Erfahrung entspricht, bald wieder eine jede Vorstellung, es mag nun in der Anschauung etwas als ihr Aequivalent vorhanden sein, oder nicht. Man sagt: davon habe ich gar keine Idee, oder von den geringfügigsten Gegenständen: eine hübsche, eine sonderbare, eine verschobene Idee; man spricht von Ideen-Association u. Endlich bezeichnen wir mit Idee auch die bloß subjective Vorstellung, welcher in der Außenwelt nichts entspricht, obwohl ihr etwas entsprechen könnte. Dann heißt Idee oft so viel als Einsfall, z. B. es war nur so eine Idee. Kommt man mit diesen Vorstellungen zu den Platonischen Ideen, so findet man sich gar bald in Verlegenheit; die einzelnen Stellen scheinen gar nicht mit einander übereinzustimmen. Oft spricht er von den Ideen als wie von überfinnlichen Wesen, die nirgends sein; dann aber sollen wieder alle Dinge an den Ideen Theil nehmen, Nachbildungen und Abbilder derselben sein; ja er spricht sogar von der Idee des Bettes, des Liches, des Kennworts, und obgleich es lächerlich scheint, des Haars, des Koths und Schmutzes. Und doch ist dieses Alles von seinem Standpunkte aus vollkommen richtig, die Idee selbst löst alle scheinbaren Widersprüche und verbindet die einzelnen aus einander reichenden Gedanken zur Eintracht. Der Grundgedanke der Ideenlehre ist aber wohl folgender: Platon ging mit seinem Lehrer Sokrates von der moralisch-religiösen Weltanschauung aus. Dieser gemäß drang er vorzüglich auf die größte Klarheit und Stärke des sittlichen Bewußtseins. Für dieses hat das Gute nicht bloß eine unmittelbare Evidenz, sondern es schreibt ihm auch vor, als das Wesen des Lebens, als eine Forderung aus dem innern Menschen, dasselbe handelnd zu verwirklichen, welcher er sich vergend zu entziehen sucht. Dieses Bewußtsein des Guten stammt nicht aus der Erfahrung, denn man denkt dabei nicht das Gute, was es bereits in einzelnen Handlungen wirklich geworden, sondern das, was sein soll und sein kann, was einen unbedingten Werth in sich selbst hat, und die Menschen ewig

mahnt, auch wenn sie es nicht anerkennen und im Leben verläugnen würden. Und was vom Guten, das gilt auch von dem Rechten, dem Wahren, Schönen und Allen, was ihnen verwandt ist. Diese sind mithin Urbilder menschlicher Handlungen, Platon nannte sie wegen der Klarheit, mit welcher sie gleich einer Gestalt, vor dem innern Auge des Geistes stehen, Ideen. Entspringen sie nicht aus der Erfahrung, sondern kam sie die Seele nur finden durch ein Insich-Gehen, ein Vertiefen in ihre eigene Wesenheit, so ist damit zugleich die höhere Natur unseres Geistes und seine überfinnliche Abstammung anerkannt. Wie könnte aber unser für die Ideen empfänglicher Geist, so wie das Gute und die ihm verwandten Ideen, welche von einem Wesen abstammen, das nicht selbst gut, sondern das Gegenteil desselben wäre? Die Ideen weisen mithin auf das Absolut-Gute hin, als die höchste aller Ideen, welche den übrigen erst ihren Werth ertheilt. Das absolute Gute muß aber zugleich das höchste Wesen sein, weil die Ideen als Vorbilder der Handlungen ein Wesen voraussetzen, in dessen Bewußtsein sie sind, der Mensch aber nicht der Schöpfer der Ideen selbst ist. Damit stimmt auch die Naturbetrachtung überein. In der Natur können wir Folgendes unterscheiden: 1) das Werden, die Erscheinung. 2) das, woraus es geworden, den Stoff, die Materie. 3) das, wodurch es geworden, die Ursache. Und 4) das, wozu es genannt wird, was es darstellt, den Begriff. Die Natur zeigt aber in ihren Producten so viele unleugbare Spuren der Ertnung, Schönheit und des zweckmäßigen Wirkens, daß diese uns nur erklären werden unter der Voraussetzung eines höchst vernünftigen, weisen, absolut guten Urhebers, d. i. einer nach Zwecken wirkenden Gottheit. Diese mußte ein Bewußtsein besitzen von dem, was in der Welt zur Erscheinung kommen sollte. Dieses göttliche Bewußtsein, der Gedanke dessen, was durch die Weltbildung in Raum und Zeit verwirklicht werden sollte, ist die Idee im eminentesten Sinne. Da das Weltall, welches der Idee nach nur Eins ist, seinem Urheber so viel als nur immer möglich ähnlich werden sollte, so konnte das zuerst Werdende nur die mit der Intelligenz begabte Seele des Ganzen sein, welche erst durch ihr Eingehen in die Materie, oder vielmehr durch ihre Umfiedlung mit dem sinnlichen Stoffe die Ideen in Raum und Zeit offenbaren konnte. So wurde das Weltall ein lebendiges, beseligtes, und wirklich vernünftiges Wesen, denn wie hätte es sonst das Abbild des vollkommensten, absolut guten Wesens werden können? Die Ideen sind an sich ewig und nirgend, da Raum und Zeit erst mit der Welt wurden, aber die Weltseele nimmt sie auf, und stellt sie, da sie die plastische Kraft der Natur ist, in den mannichfaltigsten individuellen Formen dar. Hierdurch holdet sich die eine unendliche Idee des Weltalls in die Ideen der einzelnen Wesen, und demnach in die Ideen der Geschlechter, Gattungen und Arten der Dingen. Jede Idee ist an sich Eins, z. B. die des Hieerrichs, aber es liegt in ihr die Möglichkeit eines unendlichen Schematismus, der mannichfaltigen Formen individueller Wesen, nämlich der verschiedenen Classen, Rünste, Familien u. der Thiere, mit allen ihren Arten und den zahllosen Individ-

den in ihren eigenthümlichen Merkmalen, als durch welche eben die Idee offenbar wird. Mit diesem Übergange der Ideen in die Erscheinungswelt tritt die Bedeutung des Mathematischen ein, von dem Aristoteles mit Recht bemerkt, daß die Anhänger der Ideenlehre es zwischen die Ideen und das Sinnlich-Wahrnehmbare setzen ¹⁾. Platon nahm die mathematische Anschauung der Pythagoräer auf, ordnete sie aber der Ideenlehre unter. Die idealen Zahlen, d. h. die auf Ideen sich beziehenden, oder die Ideen als Zahlen gedacht, unterscheiden sich von den mathematischen durch Folgendes: Die mathematische Zahl ist an sich keine Wesenheit, nichts Thätiges, Lebendes, sondern etwas Abstractes, wodurch das Verschietenste als gleich gefaßt, nur das Quantitative nach den verschiedenen Graden des Wachstums und Abnehmens bezeichnet wird, ohne Rücksicht auf Qualität, gegen welche die Zahl sich gleichgültig verhält. So sind z. B. zwei Pflanzen, Menschen, Staaten u. d. Zahl nach gleich, zwei stets das Doppelte der Eins, und daher mehr u. Die Idee dagegen ist zwar an sich auch eine Einheit, aber gar nicht der Verdoppelung fähig, sowie sie an einer andern gar nicht gemessen werden kann, sondern sie hat ihr eigenes Maß und ihre eigenen Maßtheile in sich. Sie ist daher unvergleichbar, incalculabel. So ist z. B. die Idee des Schönen an sich eine Einheit, in sich abgeschlossenen. Soll sie in die Erscheinungen übergehen, in schöne Werke der Kunst, der Natur u., so muß es einen unbestimmten, unbegrenzten, aber durch sie bestimmaren Stoff geben. Die Bestimmung ist die Grenze. Damit erhalten das Große und das Kleine, das Mehr oder Weniger, das Maß und die mathematischen Zahlen für die Ideen Bedeutung. So hat das Schöne in dem idealen Kunstwerke eine andere Form als das Schöne der Natur oder das Sittlich-Schöne, ein Kunstwerk ist schöner als das andere; aber dieses Mehr ist nicht ein mathematischer Unterschied, nicht = 1, 2, 3, 4... sondern beide werden nach dem idealen Maßstabe der Idee gemessen. Deshalb sind auch nicht zwei Kunstwerke zusammen noch einmal so schön als ein einzelnes, sondern dieses kann schöner sein als eine ganze Reihe anderer, noch viel weniger ist damit die Idee selbst doppelt gefaßt, sondern sie wird weniger als die Idee, gleichsam nur Brüche derselben, aber nur einer idealen Einheit. Dabei haben für jede Idee die einzelnen Zahlen eine besondere Bedeutung.

Daraus entspringt eine große Unangemessenheit der Erscheinungen zu den Ideen. Die Idee an sich ist Eine, ewig, nirgend, jede einzelne Erscheinung aber ist im Raume und in der Zeit, sie entsteht, verändert sich und vergeht; sie ist also gar kein Sein an sich, sondern nur ein Werden, und enthält von den unendlich vielen möglichen Formen der Idee nur eine einzige bestimmte, z. B. ein wirkliches Thier ist nur dieses bestimmte Individuum dieser bestimmten Species. Aber es ist gleichwohl durch die Idee, enthält etwas, das an sie erinnert, sie durchschneidet läßt, wie z. B. ein jedes Thier, auch das unvollkommenste, ist doch ein Thier. Platon nennt dieses

schwer zu bezeichnende Verhältniß zwischen der Erscheinung und der Idee eine Nachahmung, eine Theilnahme an der Idee, und diese das Muster oder Vorbild. Diese Ausdrücke sind allerdings nicht ganz passen, allein es lassen sich auch nicht leicht angemessenere finden. In dieser Theilnahme des Endlichen an der Idee besteht sein Wesen. Jedes Ding, auch das geringfügigste, hat daher eine gewisse Wahrheit, indem es unmittelbar oder mittelbar zur Offenbarung der Idee dient. Am klarsten tritt der Werth und die Notwendigkeit der Ideen im Menschen hervor. Dieses ist nicht bloß selbst eine göttliche Idee, sondern der Mensch ist auch das Bewußtsein der Ideen fähig, und er kann und soll in diesem Bewußtsein auf die Ideen hinsehend sein eigenes Leben gestalten. Um zum Bewußtsein dieser Ideen zu gelangen, muß der Mensch den Blick auf sein Inneres wenden. Die Ideen des Guten, Gerechten u. sind uns von dem Urheber des Weltalls als Begleiter und Genien mitgegeben, um uns zu unserer Bestimmung zu leiten. Bei der Geburt liegen sie in uns wie die schlummernden Keime einer höhern Welt, und der Zusammenhang zwischen ihnen und den Erscheinungen ist wie abgebrochen. Wir sangen gleichsam von Vorn an, wir müssen lernen, und nach Naturgesetzen geht die Entwicklung unsers Geistes von der Dunkelheit zur Klarheit. Aber alles Lernen mit Hilfe der Erfahrung ist eigentlich nur eine Erweckung der in uns schlummernden Ideen, welche deshalb möglich ist, weil die einzelnen Gegenstände der Erfahrung selbst unvollkommene Nachbilder der Ideen sind, und ihr Sein und ihre Wahrheit nur in den Ideen haben. Dieses Bewußtsein der Ideen in ihrer Bedeutung auf unsern höhern Ursprung und den Zusammenhang unsers Wesens mit dem Ewigen nennt Platon nicht recht passend eine Wiedererinnerung. Im Bewußtsein dieser Ideen, und durch sie vollbringt der Mensch alles Gute, Rechte, Schöne u. Die Ideen aus den sie umgebenen Hüllen immer vollkommener herauszubilden, die Idee des absolut-guten Wesens, durch welches die Welt geworden, immer klarer zu erkennen, und die sinnliche, reizbare und leidenschaftliche Natur durch Selbstbeherrschung mit dieser Idee immer mehr in Harmonie zu setzen, und alle gesellschaftliche Verhältnisse darnach zu ordnen: dies ist ihm die Bestimmung des Menschen, welche er deshalb auch als eine Verähnlichung mit Gott bezeichnet.

Wird die Platonische Ideenlehre auf diese Weise gesagt, so erscheint sie nicht bloß als ein an sich wahrer und großer Gedanke, sondern es verschwinden auch alle angebliche Widersprüche, die Dissonanzen der blos begleitenden Stimmen lösen sich auf, und das ganze System erhebt dadurch Rundung und Einheit. Auch die vielen Mißverständnisse und Angriffe auf dieselbe durch die Schulweisen aller Zeiten lassen sich von hier aus am besten verstehen und zurückweisen. Die bedeutendsten davon sind folgende:

An der Spitze der Gegner der Ideenlehre steht der große Schüler Platons, Aristoteles, selbst. Daß dieser bewundernswürdig scharfe Geist seinen Lehrer, dessen Umgang er so lange genossen, gerade in dem wichtigsten Punkte seines Systems nicht verstanden haben sollte, scheint fast

2) Metaph. I, 6. 7. XII, 8. XIII, 4. 6. 9.

unmöglich, weshalb denn auch die meisten unbedenklich sich auf die Seite des Sagariten gestellt haben zur Verurtheilung des Platon. Dagegen muß es doch ebenso unbegreiflich scheinen, daß der göttliche Platon von einem bloßen Phantom begeistert worden, und glauben wir dem Aristoteles, in den Ideen nur werthloses Geschwätz soll gerecht haben. Die schwächste Seite der Ideenlehre, auf welche er daher wiederholt seine Angriffe richtet, ist nach Aristoteles die, daß die Ideen von den Erscheinungen, für welche sie doch angenommen werden, getrennt sein sollen, d. h. das Gute an sich, als Idee, ist nicht das Gute in der einzelnen Handlung, der Urnenstich nicht der einzelne Mensch, und der wirklichen guten Handlung kommt nicht das Gute, dem einzelnen Menschen nicht der Urnenstich zu; beide sind außer aller Verbindung gesetzt. Die so von den scheinbaren getrennten Idealen Formen tragen nichts zum Werden des Endlichen bei. Sie sind für dasselbe weder Grund irgend einer Bewegung, noch Veränderung, und stehen mit der Ursache, weswegen ein Vernünftiges handelt, oder etwas geschieht, in gar keiner Verbindung. Sie bringen weder dem Ewigen unter dem Sinnlich-Wahrnehmbaren, noch dem Werden und Vergehenden irgend einen Vortheil, und die ganze Untersuchung über die Natur wird dadurch aufgehoben. Zu sagen, sie seien Urbilder, und das übrige habe an ihnen Theil, find leere Worte und dichterische Metaphern. Denn was ist dasjenige, welches auf die Ideen hinfend schaff? Man sieht wol, Aristoteles konnte sich nicht recht in die Platonische Anschauung finden, er nimmt Platon's Worte im eigentlichen Sinne ohne Rücksicht darauf, ob etwas bloß bildlich, indirect und mehr anbeutend gesagt sein sollte. So sollte der Ausdruck: die Ideen sind nirgend, offenbar nicht eine wirkliche Trennung der Ideen von den Erscheinungen ausdrücken, sondern nur einer Vermischung und Gleichsetzung beider vorbeugen. Sind nämlich die Sinnesobjekte, als im Raume und in der Zeit seiende, und einer steten Veränderung unterworfen, nur vorüber, nicht an sich seiende, so können die Ideen als die ewigen Principien und Wesenheiten derselben nicht auch in denselben Räume mit den Sinnesobjekten, sie können kein Theil derselben sein, sondern sie müssen als ein gar nicht zur Erscheinungswelt gehöriges, als ein Intelligibles, aber als ein in die Materie sich immerfort hineinbildendes, und durch sie in Nachbildern zur Erscheinung kommendes gedacht werden. So ist der Künstler, als der Schaffende, zwar nicht von dem Kunstwerke getrennt, aber auch nicht mit diesem zu einem Wesen verwachsen, das Kunstwerk in seiner Erscheinung ist nicht die Idee selbst an sich, aber doch nach ihr gebildet worden, es hat die Idee aufgenommen, stellt sie dar. Die Weltseele aber ist die überall gegenwärtige Macht, wodurch die Ideen den Erscheinungen unausgesetzt eingebildet werden. Dies hat Aristoteles ganz übersehen, und deshalb fällt der Einwurf hinweg, daß die Ideen gar keine Ursachen irgend einer Veränderung oder Bewegung wären. Die übrigen Einwürfe beruhen

auf ähnlichen Mißverständnissen, und lassen sich ebenso leicht zurückweisen. Folgt man der Aristotelischen Kritik der Platonischen Ideenlehre in allen ihren Bindungen, so wird die Erwartung allerdings auf's Höchste gespannt, weil der Leser denken muß, Aristoteles selbst werde in seinem eigenen Systeme die Kälte der Außenwelt, welche Platon zu lösen nicht vermochte, vollständig gelöst haben. In dieser Hoffnung findet man sich aber gar sehr getäuscht. Denn sind auch Standpunkt und Gang seines Systems andere als die Platonischen, sind die Principien und Formeln neu, oder scheinen sie, auch wenn sie in den Worten mit ihnen übereinstimmen, etwas ganz anderes zu bedeuten, so findet man doch bei genauerer Untersuchung, daß theils seine eigenen Principien das nicht leisten, was sie sollen, theils daß sie von denselben Schwierigkeiten, wie die Platonischen gedrückt werden, und so sich selbst zuletzt auf den Standpunkt seines Lehrers hingedrängt sieht, mit welchem er am Ende weit mehr übereinstimmt, als er selbst glaubt und Anfangs wol beabsichtigen mochte.

Im Verlauf der Zeit verloren die Ideen ihre ursprüngliche Bedeutung, und in der neuern englischen, französischen und Leibniz-Wolffschen Philosophie sanken sie zu bloßen Vorstellungen herab. Durch Descartes (Cartesius), der sich dem Platon darin näherte, daß er annahm, die Idee des vollkommensten Wesens könne nicht aus dem Unvollkommenen, mithin weder aus uns selbst, noch aus der Außenwelt entspringen, sondern sie müsse von dem höchsten Wesen selbst uns eingeplant sein, kam der Streit über die angeborenen Ideen in Gang, der sich bis in die Kantische Periode erstreckte, und von Kant dadurch gelöst werden sollte, daß er zu zeigen suchte, es fange zwar alle unsere Erkenntniß der Zeit nach mit der Erfahrung an, aber sie entspringe doch nicht alle aus der Erfahrung, wie die mathematischen und selbst mehrertheils des gemeinen Verstandesgebrauchs beweisen, z. B. der Satz: jede Veränderung muß eine Ursache haben. Kant brachte auch die Ideen wieder zu Ehren, indem er an die Platonische Bedeutung erinnerte und diese wieder geltend machte. Er erkennt die hohe Bedeutung der Idee an, weiß die Berufung auf die der Idee angeblich widerstrebende Erfahrung als pöbelhaft zurück, mit der Bemerkung, Platon sehe auch in Ansehung der Natur selbst deutliche Beweise ihres Ursprungs aus Ideen, gesteht aber zugleich, ihm in der Ausdehnung der Ideen auf speculative Begriffe, sowie in der mystischen Deduction derselben, und den Überreibungen, dadurch er sie gleichsam hypostasirte, nicht folgen zu können. Das Bisherige hat wol zur Gnüge bewiesen, daß es mit der angeblich mystischen Deduction der Ideen so schlimm nicht steht. Indem aber Kant selbst die Idee als den notwendigen Vernunftbegriff erklärte, dem kein congruenter Gegenstand in den Sinnen gegeben werden kann, und ihre Gültigkeit auf das Praktische beschränkte, als Urbilder der praktischen Vollkommenheit, zur unbedenklichen Rücksicht

8) Metaph. I, 7. VII, 6. 8. 10. 14. 15. VIII, 6. XIII, 5. Anal. Post. I, 11. 19. Phys. III, 4.
X. Genet. d. M. u. A. Boetii Edition. XV.

4) Kritik der reinen Vernunft. S. 370—75. 388. 397. 490 fg.

des sittlichen Verhaltens, dagegen im Speculativen die Vernunftschlüsse, welche uns auf die Ideen führen, nur als Vernunftfäulnisse, Sophisticationen der reinen Vernunft gelten lassen wollte, wodurch diese zu dialektischen Spielen, zu einem Widerspielen ihrer eigenen Gefährlichkeit geführt werde⁵⁾, so beschränkt er nicht bloß die Idee viel zu sehr, sondern entzweite auch die speculative Vernunft mit der praktischen, ja er unterminirte sogar den Boden der praktischen Vernunft, den er doch durch Zurückweisung der anmaßenden speculativen Vernunft recht fest gegründet zu haben glaubte.

Nach Hegel ist die Platonische Idee die Gattung, Art, oder das Allgemeine, der Begriff des Gegenstandes, welches der Idee genau entspreche⁶⁾. Dies ist aber ein Mißverständnis. Zwar läßt sich *idoe* allerdings durch species, Art, übersetzen, allein es bedeutet zugleich Bild, Gestalt, und vom Cetero, auf dessen Autorität man sich beruft, *idoe* durch species überlegt, so bewirkt dieser in einer schlagenden Stelle vielmehr, daß er unter species etwas weit Höheres als eine bloße Art verstehen wissen wollte⁷⁾. Protagoras schuf seine Ideale gewiß nicht nach einem abstrakten Verstandesbegriffe, sondern nach einem höhern, übermenschlichen, aber individualisirten Bilde der Gottheit, sonst würde er wol körperlose Schatten und fleische Gliederwürmer, nicht aber göttliche Gestalten geschaffen haben. Die Idee ist wol auch Begriff, aber Vernunftsbegriff. Denn wir können sie denken, und insofern nimmt sie für das Bewußtsein die Form des Begriffs an, aber sie unterscheidet sich von dem bloßen Verstandesbegriffe, der Art, in Folgendem: 1) Der Artbegriff entsteht durch Vergleichung der einzelnen Erfahrungsobjecte und durch Abstraction von den individuellen Eigenschaften der Dinge; wir denken in ihm nur die ihnen gemeinsamen, wesentlichen Bestimmungen. Er ist mithin als die Einheit derselben nur so groß als die in seinem Gebiete liegenden Dinge zusammengekommen. Die Platonische Idee dagegen enthält mehr als dieses. Sie ist ein in sich vollendetes, abgeschlossenes, von den einzelnen nach ihr benannten Dingen unabhängiges Sein, das, was sein kann und soll, auch wenn ein ihr entsprechendes in der Erfahrung niemals gegeben werden sollte. So enthält z. B. der Begriff Recht die wirklich geltenden Rechte, die Idee aber das Recht an sich, das ewige Recht, als Vernunftbegriff, was Recht bleibt, und niemals Unrecht werden kann, auch wenn es von Niemandem anerkannt, und von keiner Regierung functionirt würde. 2) Bei der Art sind die Gegenstände schon da, und zwar unabhängig von dem Verstandesbegriffe, welcher erst durch Abstraction von den individuellen Merkmalen der Dinge erzeugt wird, die Platonische Idee dagegen giebt den Erscheinungen vorher, sie ist unabhängig von diesen, und diese sind vielmehr der Idee nachgebildet. Ubrigens stimmt Hegel selbst doch

darin mit Platon überein, daß auch ihm die Idee das Höchste ist, nämlich der adäquate Begriff, das objective Wahre, oder das Wahre als solches. Alles hat nur Wahrheit, inwiefern es Idee ist, das Wirkliche ist nur insofern, als es die Idee in sich hat und sie ausdrückt. Idee ist die Identität des Begriffs und der Realität, oder des subjectiven Begriffs und des Objectivität, und die absolute Idee ist unerschöpfliches Leben, ewige Wahrheit, sie ist Gott selbst⁸⁾.

Auch Herbart hat die Platonische Ideenlehre mißverstanden. Zwar verkennt er das Korrespondenz der Ideenlehre in Ansehung des Praktischen, sowie ihre wohlthätige Wirkung auf Religion freimithin, aber er hält gleichwol die Ideenlehre für eine bloße Mythologie, welche für die Metaphysik gar kein besonderes Interesse habe; die Naturforschung müsse sich davon ganz frei halten. Die Platonischen Ideen sind nach ihm keine Qualitäten, auf ihre allgemeinen Begriffe zurückgeführt, reale Gegenstände, deren jeder in seiner Art nur einmal vorhanden ist. Nach einem alten, eingewurzelten Vorurtheile dagegen sollen sie Werthungen eines Wesens, lebendige Gedanken der Gottheit sein, wodurch die Ideenlehre ihren eigenthümlichen speculativen Charakter ganz und gar verliert. Später jedoch lasse Platon aus Inconsequenz die Idee des Guten aus der Mitte der Ideen emporsteigen, und gleich der Sonne die höchste, erhellende Stelle einnehmen. Dieser Gute, als der Ursprung der Realität, sei Gott, das Princip des Nihilismus im Ideenreiche, welches Erkenntniß dem Erkennenden und Wahrheit dem Erkannten gebe. Die Idee des Guten, sowie die übrigen Ideen, sind daher nicht in dem göttlichen Verstande, sondern der göttliche Verstand ist vielmehr in dem Guten, der Gottheit. Endlich werde im Timaeus ein Versuch gemacht, von der Entstehung der Sinnenwelt eine anmaßliche Meinung vorzubringen; dies sei aber bloßer Mythos⁹⁾. Schon der Ausdruck reine Qualität ist für die Platonische Idee unpassend. Die Qualität, Beschaffenheit, ist nichts Selbständiges, sondern sie setzt ein Wesen voraus, von dem wir sagen, es habe diese oder jene Qualität. Es müssen also Wesen sein, deren Qualitäten die Ideen sind. Und dies um so mehr, da sie reale, selbständige Gegenstände sein sollen. Nun können aber die praktischen Ideen z. B. das Ethische-Gute, Gerechte u. keine realen, selbständigen Gegenstände sein, sondern sie können nur real werden in einem Geiste, in dessen Bewußtsein sie sind, und der sie handelnd verwirklicht. Herbart gesteht selbst, das Gute sei nach Platon Gott, welcher den Ideen die Realität leihe. Dann sind aber offenbar die Ideen durch die Gottheit, diese nach dem Bewußtsein des Guten, Gerechten u. haben. Die Form dieses Bewußtseins ist aber menschlich angeordnet, in Anschauung oder Vorstellung. Daher sind die Ideen göttliche Anschauungen oder Vorstellungen. Um diesen Gedanken zu enträufeln, nimmt Herbart noch eine zweite, weit un-

5) a. a. D. u. S. 400. Kritik der pract. Vernunft. S. 230, Prolegomena. S. 126—128. 6) Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. 2. Bd. S. 224, 230. 7) Phenomenologie des Geistes. Herr. S. LXVIII. Ergl. 1. Bd. Phil. S. XIV. 8) Orator a. 2. 3.

9) Ergl. 2. Bd. S. 267—275, 371—400. 9) Erfrischung zur Einleitung in d. Philos. 3. Ausg. (Röding. 1834). S. 210—225.

wahrscheinlichere Voraussetzung an, daß die Platonische Lehre von der Gottheit, als dem absolutguten Wesen, eine Inconsequenz und Unstreue des Systems gegen sich selbst sei, und daß nicht die Republik und der Timäus, diese reifen und beglückten Werke Platon's, sondern die früheren die wahre Ideenlehre, und zwar bereits in vollendeter Gestalt, enthielten. Endlich soll eine dritte Veränderung des Systems durch den Versuch, von der Entstehung der Welt eine annehimliche Meinung herbeizuführen, herbeigeführt worden sein. Eine haltbare Ansicht von der Entstehung der Welt zu gewinnen ist ja aber, selbst nach Herbart, die Hauptaufgabe der Metaphysik; also konnte Platon nicht erst spät darauf geführt worden sein; er mußte sie gleich Anfangs im Auge haben. Und hier ist unstreitig der sittlich-religiöse Standpunkt der höchste. Die Ideenlehre mußte unbestreitig und unvollständig erscheinen, so lange sie mit den unabwieslichen Forderungen unserer moralischen Natur nicht in Übereinstimmung gesetzt worden war. Dies sollte in den spätern Werken geschehen, in denen Platon den in der Dialektik geübten Leser zu dem höchsten Standpunkte leiten wollte. Dieser, auf welchem es sich notwendig machte, die ganze Welt der Erscheinungen von einem absolutguten Urheber abzuleiten, und dadurch der ganzen Ideenlehre erst eine feste Haltung zu geben, ist deshalb nicht eine Entstellung, sondern vielmehr die Vollendung der Ideenlehre.

Im Ganzen muß die Platonische Bedeutung der Idee zu bezeichnen werden; denn wir bedürfen eines Ausdruckes zur Bezeichnung der höchsten Vorstellungen unseres Geistes. Es lassen sich nämlich vier verschiedene Klassen von Vorstellungen unterscheiden: a) Die Individual-Vorstellungen, d. i. die Vorstellungen einzelner Erfahrungsgegenstände, es sei der äußeren oder inneren Erfahrung. Davon ist die Collectiv-Vorstellung, oder die Vorstellungsgesamtheit nicht wesentlich verschieden, wie z. B. die Vorstellung einer Landschaft, einer Gesellschaft, oder der Figuren eines Gemäldes. b) Die allgemeine, abstracte Vorstellung oder der Verstandesbegriff, worin wir das Gemeinsame mehrerer einzelner Erfahrungsobjecte in eine einzige nicht anschauliche, sondern nur gedachte Vorstellung zusammenfassen. c) Die edigste Vorstellung der Phantasie, als ein freies Gebilde, vergleichen in jedem Kunstwerke vorkommend. Und d) die notwendigen Vernunftvorstellungen, d. h. diejenigen, welche sich auf das Unbedingte (Absolute), Unendliche, Göttliche beziehen, das über Raum und Zeit erhaben, und an sich selbst, dem allein bestehendenden Grund der ganzen Erscheinungswelt enthält. Diese Vorstellung des Unbedingten kam weder aus der Erscheinungswelt stammen, da der Gegenstand derselben gar nicht zu dieser gehört, noch ein bloßer Verstandesbegriff sein, weil wir in ihm gar nicht das Gemeinsame der endlichen Dinge denken; sondern sie kann nur aus der Vernunft stammen, aus der höchsten Thätigkeit unseres Geistes, aus einem und selbst unbegrenzten Zuge unseres ganzen Wesens nach dem Ewigen. Sie ist kein freies Erzeugniß der Phantasie, und etwa nur das Eigentum der Künstler, sondern eine notwendige Vernunftvorstellung. Es

hängt gar nicht von unserer Willkür ab, das Unendliche uns vorzustellen, sondern die Vernunft wird in ihrer Entwicklung notwendig darauf hingetrieben, weil ohne sie unser eigenes Leben und die ganze Erscheinungswelt gar keinen Stützpunkt haben würde. Das in jedem Menschen mit dem Erwachen des Bewußtseins sich unwillkürlich regende Gefühl desahren, Guten, Rechten und Schönen, die Ahrnung, Sehnsucht und das Streben nach einem Vollkommenen ist nur die erste Form, in welcher sich diese Vorstellungen dem Gemüthe antindigen, für die es, um sie von den übrigen zu unterscheiden, wol keinen schönern Namen gibt, als den der Ideen. Die Ideen nehmen im Allgemeinen für unser Bewußtsein eine doppelte Form an. Sie beziehen sich entweder unmittelbar auf das Unendliche als solches (die sogenannten Ideen der reinen, speculativen Vernunft), oder auf das Unendliche, Vollkommene, insofern es durch menschliche Thätigkeit wenigstens annähernd verwirklicht werden soll (die Ideen der reinen, praktischen Vernunft), wie z. B. die Idee des Sittlich-Guten, des Rechts u. Die sogenannten Ideen der Einbildungskraft sind nichts dieser Eigenthümlichen, sondern beziehen sich auf Beile, sie bezeichnen nur die Art und Weise, wie die Phantasie jede Idee durch Anschauungen von der Klarheit einer Gestalt auszubilden sucht. Hierdurch wird die Idee für uns zum Ideal. (S. d. Art.)

(Bachmann.)

IDEEEN-ASSOCIATION. Ideen-Association nennt man die unwillkürliche Verknüpfung der einzelnen Vorstellungen bei der Wiedererinnerung. Das Wort Idee bedeutet also hier so viel wie Vorstellung überhaupt. Es ist nämlich eine Thatsache, daß, wenn wir uns an etwas erinnern, was wir einmal gefühlt, angeschaut, gedacht u. haben, die Vorstellung davon nicht isolirt ins Bewußtsein tritt, sondern begleitet von andern Vorstellungen, die durch sie mit erweckt werden, und zwar so, daß die zuerst erwachende nicht jede beliebige Vorstellung gleich leicht mit sich ins Bewußtsein zieht, sondern sich mit einigen unter ihnen leichter und inniger verbindet als mit den übrigen. Dies fiel schon dem Aristoteles auf. Er bemerkt: „es finde in den Bewegungen der Seele, d. i. in den Vorstellungen, eine gewisse Ordnung nach Gewohnheit statt, doch erinnere man sich hiemit eines Gegenstandes, den man nur Einmal wahrgenommen, genauer, als des öfters wahrgenommenen. Ebenso werde das Geordnete leichter reproducirt, als das Gegenstelt. Wenn wir in der Erinnerung etwas suchen, so denken wir nach, entweder über das Jetzt oder über das Ähnliche, oder über das Entgegengesetzte, oder über das in der Nähe Seiende (das beinahe Seiende)“. Diese Lehre des Aristoteles pflanzte sich durch die folgenden Jahrhunderte fort, und ging auf die Neuern fast unverändert über, sowie überhaupt die Psychologie in neuern Zeiten unter allen Wissenschaften fast am meisten vernachlässigt wurde. Mit größter Klarheit als Aristoteles trug E. B. B. (geb. 1492, † 1540) diese Gesetze vor, und machte, bei mehreren feinen Bemerkungen besonders auf die Sprünge in der Erinnerung

1) De memor. et reminisc. c. 2.

aufmerksam²⁾). Der Vater Malebranche, einer der vorzüglichsten Psychologen der neuern Zeit, drang in diesem Punkte eben auch nicht viel tiefer ein. Nach ihm sind alle Vorstellungen in ihrem Ursprünge an gewisse Veränderungen der Gehirnfäden gebunden. Diese erhalten durch die ihnen von den Lebensgeistern mitgetheilten Eindrücke eine gewisse Leichtigkeit, zu denselben Eindrücken bestimmt zu werden. Dabei denkt man an dieselben Gegenstände, sobald das Gehirn denselben Eindrücke wieder erhält. Es gibt aber drei Ursachen des Bandes der Vorstellungen mit den Spuren im Gehirn. Die Gleichzeitigkeit der Vorstellungen, der Wille des Menschen und der unveränderliche Wille des Schöpfers. Die Spuren im Gehirn sind so genau mit den Vorstellungen verbunden, daß sie nicht erwachen können ohne alle diejenigen, welche mit ihnen zugleich dem Gehirn eingedrückt worden. Der Grund liegt in der Gleichzeitigkeit des Eindrucks³⁾. In der teutschen Philosophie finden wir bei Wolf die Ideen-Association auf folgendes allgemeines Gesetz zurückgeführt: „Eine vergangene Vorstellung kehrt ganz zurück, wenn die gegenwärtige einen Theil derselben enthält“⁴⁾. Unter den jetzigen Philosophen hat bloß Biume dieses allgemeine Gesetz aufgenommen und so ausgedrückt: „Jede gegebene Vorstellung kann alle diejenigen, aber auch nur diejenigen wieder unmittelbar erwachen (mit sich associiren), welche mit ihr zu einer Totalvorstellung gehören (unmittelbar coexistiren)“⁵⁾. Aus diesem allgemeinen Gesetze leitet er dann die Specialgesetze der Reproduction ab, welche im Ganzen die Aristotelischen sind, nur etwas bestimmter ausgedrückt, sowie überhaupt unter den Psychologen in diesem Punkte eine merkwürdige Uebereinstimmung herrscht. Die Reproduction selbst suchte man auf verschiedene Weise zu erklären. Die griechischen Philosophen dachten sich die Erregung des Gehirns bei der Empfindung wie einen Abdruck, ähnlich dem des Pfeilschafts in Wachs, oder als eine Bewegung, oder Rotation des Gehirns, die Neuron aber fügten hierzu noch zwei andere Hypothesen; die von den Lebensgeistern und von den Nervenschwingungen. (Vgl. v. b. Art.) Sie nannten deshalb diese Eindrücke im Gehirn materielle Ideen. Keine dieser Hypothesen ist aber befriedigend. Das Leben des Geistes läßt sich nur aus seiner eigenen Thätigkeit erklären.

Es sind aber beide angegebene Formeln des höchsten Gesetzes der Ideen-Association unrichtig. Denn aus der einen Formel: „mit jeder gegebenen Vorstellung können sich alle, aber auch nur diejenigen durch Anwesen (Reproduction) associiren, welche mit ihr unmittelbar coexistiren“⁶⁾, würde man wohl erklären können, warum eine Vorstellung aus einer früheren Zeit eine andere gleichzeitig mit ihr verbundene, nicht aber, warum eine erst jetzt

entstehende Vorstellung eine andere aus der Vergangenheit wieder hervorruft. Die andere Formel aber: „daß sich nur diejenigen Vorstellungen wieder unmittelbar erwachen, welche mit der gegebenen zu einer Totalvorstellung gehören (eben weil sie mit ihr coexistiren)“, erklärt wieder nicht, warum Vorstellungen sich erwachen, die zu verschiedenen Zeiten im Bewußtsein gelangten, mithin gar nicht als Theile einer Vorstellung angesehen werden können. So bestehen z. B. die Vorstellungen eines einzigen Tages aus verschiedenen Gruppen der mannichfaltigsten, oft ganz entgegengesetzten Vorstellungen, wo die Vorstellungen des Morgens beim Erwachen von denen, die uns am späten Abende gegenwärtig sind, durch die verschiedensten Vorstellungsmassen getrennt sind. Und doch erregen sie sich einander sehr leicht.

Das höchste Gesetz der Reproduction der Vorstellungen verliert sich vielmehr in das höhere und selbst unbegreifliche Wesen unsers Geistes, welcher von der Gegenwart aus ebenso die Vergangenheit wie die Zukunft zu erfassen sucht. Die Reproduction hat im Allgemeinen eine doppelte Form: eine gemeine, unwillkürliche, mechanische Verbindung der Vorstellungen, von welcher wir sagen: es fällt uns etwas ein, und eine höhere, selbstthätige, wo der Geist in seiner eignen Tiefe absichtlich forscht, um eine verschwundene oder verblüdete Vorstellung wieder hervorzurufen, und sich im Bewußtsein zu gegenwärtigen zu neuem Leben. Die Gesetze der Reproduction der Vorstellungen begeben sich auf beide Formen. Die Reproduction selbst hängt ab von der Auffassung; was in den bisherigen Theorien fast ganz übersehen worden ist. Allerdings können sich die Vorstellungen, welche in demselben Bewußtsein einmal beisammen waren, folglich die Vorstellungen eines Raumes und Einer Zeit sich wieder erwachen⁷⁾. Damit ist die Möglichkeit gegeben, daß auch das dem Begriffe nach ganz aus einander liegende, einander Widersprechende, bei der Reproduction sich wieder erwachen kann, wenn es sich so beisammen findet, da es im Bewußtsein durch denselben Geistesact verbunden worden. Allein es erwachen sich, wie jeder aus seiner eignen Erfahrung weiß, weder die Vorstellungen eines Raumes alle, noch die zugleich gegenwärtigen, noch erwachen sie sich alle in der anfänglichen Folge, sondern viele Vorstellungen werden gar nicht reproducirt, andere nur dunkel, und die Reproduction springt von einer Zeit auf eine andere, weit entfernte, oft plötzlich und in großen Bögen über. Einige Vorstellungen nur sind wie ein Hauch, deren Spuren gar bald wieder verschwinden; andere schmiegen sich an, verbinden sich tief und innig, und unter ihnen erlangen wieder einige eine solche Stärke, daß wir sie gar nicht wieder los werden können. Andern sie fließen auf das Bewußtsein wirken, werden sie zu krankhaften Affectionen (fixe Ideen). Es müssen mithin bei der Reproduction noch besondere Ursachen mitwirken, wodurch sich diese Phänomene erklären lassen. Diese scheinen in Folgendem zu liegen. Unser Geist ist nicht ein tochter Spiegel, welcher

2) Opera (Basil. 1555. fol.). Tom. II. p. 519. 3) De la rech. de la vérité. Prem. Part. c. 5. Second. Part. c. 3. 4) Psychologia empir. §. 104. 5) Versuch einer systematischen Behandlung der empirischen Psychologie. I. Bds. I. Thil. (Leipzig 1833). S. 300. Von ihm hat es früher aufgenommen. (Die Naturtheorie der Geist. 2. F. [Basel 1834]. S. 333.) 6) Biume S. 300.

7) Dies ist aber nicht so zu verstehen, wie Biume es missverstanden hat, als ob nur die Vorstellungen Einer und derselben Zeit (als coexistirenden) sich verbinden könnten. Dies widerspricht der Erfahrung.

die Bilder der Dinge bloß mechanisch aufnimmt, und nach optischen Gesetzen urtheilt, sondern ein lebendes Wesen, dessen Thätigkeit sich in einer dreifachen Richtung entfaltet, als Erkenntnißkraft (mit der Denkkraft), als Gemüth (Herz), und als Streben, Thatkraft (Begehren und Willen). Keine ist von der andern getrennt, in den einzelnen Momenten aber kann die eine oder die andere überwiegen, sie können harmonisch oder gegenseitlich wirken. Die Gegenstände eines Raumes und Einer Zeit können nur bei der Auffassung entweder mit der einen oder andern Richtung der Seelenthätigkeiten in besondere Beziehung treten, oder sie können den ganzen Menschen ergreifen. Und darnach richtet sich dann die Reproduktion. Werden bei der Anschauung einige Gegenstände klarer, schärfer und länger betrachtet, als andere, so daß die Seele von ihnen ein volles, entsprechendes Bild erhält, so prägen sie sich auch tiefer ein, und werden bei der Reproduktion leichter erweckt als die übrigen. Dasselbe geschieht, wenn die Denkkraft sich des Gegenstandes bemächtigt, die wesentlichen Eigenschaften desselben, den Begriff festzuhalten, und die einzelnen Momente desselben denstend zu erfassen sucht. Daher verbindet sich das Durchdrachte, Geordnete, nach logischen Gesetzen Bestimmte, dauerndere, und wird leichter wieder erweckt als das Entgegengesetzte. Ebenso leicht schlägt das unter Herz Ergreifende, Wohlgefallen und Neigung Erregende, oder das mit unsern Jochen übereinstimmende im Innern Wurzel, und wird schon durch ganz schwache Reize wieder ins Bewußtsein gerufen. Am tiefsten aber dringt dasjenige ein, was den ganzen Menschen ergreift, wie Gegenstände der Neigung, der Leidenschaft, des Berufs. Hierdurch erhalten die sogenannten Spezialgesetze der Reproduktion, daß die Vorstellungen eines Raumes und Einer Zeit, und zwar in der Folge, worin sie früher in uns waren, sich einander wieder erwecken, erst ihre genauere Bestimmung, wie es nöthig ist, um sie mit der Erfahrung in Übereinstimmung zu setzen. Es stehen aber auch die Dinge selbst in ihrem objectiven Sein, in mannichfaltigen, nähern und entferntern Beziehungen zu einander, nach dem Begriffe, der sich in ihnen offenbart, unabhängig von dem Auffassenden. Solche Momente des Begriffs sind: Gegenstände derselben Art und Gattung, die Theile eines Ganzen, das Subject und Prädikat, das Ding und seine Eigenschaften, die Person und die Sache, ihr Bestehen, Stand, Charakter &c. Die Verhältnisse der Abhängigkeit wie Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel, Vater und Kind, Herr und Diener &c. Die einzelnen Vorstellungen erwecken und verknüpfen sich also nicht bloß nach ihrem zufälligen Zusammensein in Raum und Zeit, sondern auch nach ihren wahlverwandtschaftlichen Verhältnissen. Daraus läßt sich auch erklären, wie ganz entgegengesetzte Vorstellungen sich erwecken können. Denn theils werden sie oft mit einander und zugleich, oder bald nach einander aufgefaßt, weil sie in einander übergehen wie Tag und Nacht, Licht und Finsterniß, Berg und Ebene, theils ist ihr Gegensatz nur ein relativer, innerhalb desselben Begriffs, wie Joverg und Kiese, Bettler und Reicher, Tugend und Laster. Dabei ist aber die Reproduktion in den

einzelnen Individuen außerordentlich mannichfaltig nach dem Alter, Temperament, Geschlecht, Stand &c. und selbst in demselben Individuum ist sie sehr verschieden, bald stetig, bald springend, anders in Affect und der Leidenschaft als in den ruhigen Zuständen. Vieles verliert sich in Unerklärliche, Unerbärlche. Ein Beispiel diene zur Erläuterung. Es sieht Jemand ein Pferd, so kann er dabei denken zunächst a) an andere Pferde, dann an die Rassenunterschiede, hierauf etwa an die pölnischen, und an diesem Faden kann die Reproduktion fortlaufen zu den Polen, den Russen &c. oder b) an Gegenstände, die mit der Anschauung des Pferdes verbunden waren, wie Wagen, Geschirr, Reiter &c.; von diesem kann die Reproduktion fortgehen auf dessen Person, Charakter, Stand und dadurch auf andere Stände, oder c) an die Eigenschaften des Pferdes, den Gebrauch desselben beim Ackerbaue &c., oder an Tiermalerei, Dichtung &c. Alle diese Reproduktionen sind natürlich, aber es gibt kein Gesetz darüber, warum die Reproduktionen in dem einen Falle mehr tiefen, in einem andern einen andern Gang nehmen. (Bachmann.)

IDESSA, ein unbedeutendes Städtchen im asiatischen Iberien, das nur dem Strabon im ersten Buche seiner Geographie bekannt war. Was er darüber mittheilt, ist p. 499 edit. Casaub. Folgendes: „Es gibt ein Städtchen in Iberien, welches Phiriosstadt (Φηριος πόλις) einst genannt, jetzt Idessa (Ίδησσα) heißt, hinlänglich mit Nahrungsmitteln versehen ist, und auf der Grenze von Kolchis liegt.“ Über die Entstehung des Namens Phiriospolis, wie Idessa ebenfalls benannt wurde, berichtet derselbe alte Geograph im ersten Buche S. 45 bei Gelegenheit der Fahrt des Phirios nach Kolchis, daß zum Ansehen an dieselbe auf der Grenze Iberiens und Kolchis ein Denkmal, Namens Phirion, errichtet worden sei; das aber ist Phiriospolis oder Idessa. Die neue Geographie kann über diesen Ort keine Auskunft geben. (S. Ch. Schürtz.)

IDELHAUSER oder EDELHAUSER (Martin), war im J. 1520 Pfarrer zu Urspring, und 1522 Kaplan und Prediger am Münster zu Ulm. Von seinem frühern Leben ist nichts bekannt geworden. In einer alten Handschrift vom J. 1505 wird er bei einem Pfründentausch mit dem Pfarrer Bartholome in Bernaringen mit den Worten erwähnt: „Martin Ydelhauser, der sieben freien Künste meistert, Prediger und Kaplan der nythaischen Gestirnen pfründet in U. L. Fr. Pfarrkirchen zu Ulm.“ Er erhielt, wahrscheinlich durch Eberlin und Pottenbach, bessere und reinere Religionsgrundsätze, die er erweiterte und sich darin bestiegte durch fleißiges Lesen von Luther's Schriften. Seine Uebersetzungen auch Andern mitzutheilen, bot ihm sein Amt erkrankte Gelegenheit. Von der Kanzel herab eiferte er gegen die üblichen Fälschen, die Mißbräuche bei der Beichte und Absolution, gegen den Ablass, die Anrufung der Heiligen, die Vigilien, Seelmessen &c. In Abstellung der Mißbräuche ging er selbst mit gutem Beispiele voran, als er unter andern bei der Beerdigung seiner Mutter das damals übliche Opfergeld, zum großen Ärger der Mönche, unter die an der Kirchthüre stehenden Armen vertheilte. Die katholische Geistlichkeit reichte deshalb eine heftige Klage gegen ihn ein bei dem

Bischofe zu Constanz, und dieser trug seinem Fiscal, Johannes Köfler, auf, jenen Erzkler entweder zur Disposition zu befehlen, oder wenn ihm dies nicht gelänge, ihn nach Constanz zu citiren. Falls er sich weigerte, sollte ercclesiastisch gegen ihn verfahren werden. Die Köfler gelangten, ihn zum Widerruf seiner Lehren zu bewegen, ist nicht bekannt geworden. Er scheint, trotz seines Heuerers, ein schwacher Mann gewesen zu sein, und für sein eigenes Interesse gestärkt zu haben. Wenigstens deutet hierauf die Stelle in einem Briefe Kochart's an Idelhauser, worin es ausdrücklich heißt: „Quis cogit nisi forsas anaricia? metuis vel cuiti vel pecunias?“. Willig so, wie sie es wünschen mochten, hatten gleichwohl die Gegner der evangelischen Lehre ihren Zweck nicht erreicht. Hauptsächlich von der Kanzel herab sollte er zu ihm seine Fretbäume widerrufen, die er bisher als Wahrheiten verkündigt. Von diesem Auftritte versprachen sich seine Gegner die günstigste Wirkung. Allein gestützt durch die Drobungen der sehr zahlreichen evangelischen Partei, sandten sie einen Erpfaffen nach Constanz an den Bischof, mit dem dringenden Ersuchen, den öffentlichen Widerruf aufzuheben. Dies geschah sogleich; doch ward Idelhauser nach Constanz berufen, wo er in Gegenwart des Bischofs den 2. Jul. 1522 sich zu der Revocation verpflichten mußte. Seit jener Zeit schwinden die Nachrichten von Idelhauser's Leben. Man weiß nur, daß er, laut der ulmischen Reichstagsacten vom J. 1530, die augsbургische Confession verlassen hörte. Im J. 1531, als der Magistrat zu Ulm durch Holampadius, Blauer, Bucer u. A. die von Letztern abgefaßten 18 Artikel dem gesammten Clerus zur Prüfung vorlegte, erklärte sich Idelhauser mit den Worten: „Er habe schon lange gelebt, wie jene Artikel lauteten, und wie Bucer sie erklärte; nur in der Messe habe er sich von Andern gesondert; jetzt aber sei er content.“ Seines Widerrufs gedachte er nicht, und begnügte sich, den Reformatoren bloß die Verbreitung seiner reinen Grundsätze ins Gedächtniß zurückzurufen. Seine weiteren Schicksale und sein Lebensjahr sind unbekannt.

Der Titel der früher erwähnten Revocationsacte, ohne Zweifel im J. 1522 zu Ulm getruft, obgleich an dieser, einen Quartbogen bildenden Schrift Jahr und Druckort nicht angegeben sind, lautet wie folgt: Revocatio Martini Idelhauser, publici concionatoris Parochialis ecclesiae Ulmensis, facta super quibusdam impiis articulis et ex haereticis Lutheranorum fonte haustis, praesente simul et expiciente Reverendissimo in Christo patre ac domino, domino Hugone, Ecclesiae Constantium dignissimo praesule. — Adjunctum quaedam alia Alamanice composita. Dieser Anhang besteht aus einigen mittelmässigen teutschen Reimen, deren Verfasser sich nicht genannt hat. Wer die Schrift zum Druck beförderte, weiß man nicht. In Beckeneyer's Beiträgen zur Geschichte der Literatur und Reformation (S. 138—151) findet man jene Revocationsacte wieder abgedruckt. (Heinrich Döring.)

IDENTSALMI (richtiger Jinsalmi), ein großes Pastorat in der finnischen Provinz Savolax, Kuopio Län, 8 Meilen lang und 8 Meilen breit, mit einem Flächeninhalte von 51½ □ Meilen, und dennoch bis 1608 Theil des Pastorats Kuopio. Jetzt bildet es mit den Pastoren Kuopio und Kautalamby die obere Propstei von Nord-Savolax. Viehzucht ist Hauptnahrungszweig. Weitläufige Waldungen und zahlreiche Seen sind vorhanden. Die Einwohnerzahl mag jetzt 10,000 übersteigen. (v. Schubert.)

IDENTISCH. Identisch von idem, ist so viel als gleich, oder ein und dasselbe mit einem andern, z. B. der Mensch, und das vernünftig-sinnliche Erdgeschöpf sind zwar den Ausdrücken nach verschieden, bezeichnen aber dasselbe Wesen. Es können daher, wie in der Mathematik, Größen als identisch betrachtet werden, welche der Form nach gleich sind, wie z. B. zwei Dreiecke, deren Seiten und Winkel gleich groß sind, obgleich sie als außer einander stehende zwei von einander getrennte sind. Man würde überall das eine an die Stelle des andern setzen können. (Bachmann.)

IDENTISMUS, eigentlich, nach der Analogie, dasjenige Verfahren, welches Alles als gleich setzt, und die Unterschiede unter den Dingen bloß als relative betrachtet, mithin als philosophischer Begriff ebenso viel als System der absoluten Identität (s. d. Art.). (Bachmann.)

IDENTITÄT (identitas) ist die Diebstaltigkeit, oder Einerleibheit, d. h. eine völlige Gleichheit, mit Aufhebung aller Unterschiede, wofür die Mathematiker auch den Ausdruck congruent brauchen. So spricht man in der Philosophie z. B. von der Identität des Ich, weil wir uns im Bewußtsein bei allem Wechsel innerer Zustände, als der Empfindungen, Gefühle u. d. doch immer als dasselbe Wesen erkennen, welches wir früher waren. Die Identität kann eine totale (vollkommene) oder partielle (unvollkommene), eine absolute oder relative sein. So können z. B. zwei Dinge in Ansehung der Größe gleich, aber in ihren Eigenschaften von einander sehr verschieden sein. Eine absolute Identität zwischen zwei Dingen A und B könnte nur dann stattfinden, wenn sie eigentlich dasselbe Ding wären, aber nur im sprachlichen Ausdruck oder in der Form verschieden, aber dann würde doch diese Verschiedenheit der Form immer ein zu beachtendes Moment sein (s. Identitäts-System). (Bachmann.)

IDENTITÄTS-GESETZ, Gesetz oder Satz der Identität, ist eins von den höchsten logischen, oder formalen Gesetzen des Denkens, welche allen einzelnen Denkakten als deren absolute Bedingungen zum Grunde liegen. Wir können sie zwar übertritten, aber dann zerfallen wir zugleich unsern eigenen Denkakten; wir haben in Wahrheit nichts gedacht. Das Gesetz der Identität will nun so viel sagen: Wenn wir uns ein Denkobject A denken, es sei, welches es wolle, so denken wir es eben als A, und nicht als B, oder C . . . , denn B, als verschie-

1) s. diesen Brief in Schellhornii Amoenit. literar. T. I, p. 510.
2) Bgl. die erwähnten Beiträge, S. 127 fg. X. 1839.

mann's Nachrichten von Gelehrten, Künstlern u. d. Ulm (Ulm 1798), S. 549 fg.

den von A, wäre = Nicht-B. Wollte ich nun A denken als B, so würde ich gar nicht A denken, mithin mir widersprechen. Dies gilt von jedem Denkobjecte, es sei ein bloß mögliches, oder ein existirtes, oder ein wirkliches Wesen; denn auch dieses können wir und nicht anders denken, als nach den Gesetzen unsers Geistes, z. B. eine Rose als Rose. Ist dieses aber richtig, so muß auch diesem Geiste unsers Geistes ein reales Sein entsprechen. Denn wäre die Rose nicht eine Rose, d. h. nicht diese Erscheinung mit bestimmten Eigenschaften, so würde jenes Gesetz nicht richtig sein. Nun mag die Rose, als eine bloße Erscheinung, immerhin zum Theil das Product unserer Sinnlichkeit sein, so kann doch das An-sich-Sein derselben nur als sich selbst gleich gedacht werden. Es ist mithin ein ganz allgemeines Gesetz: Jedes Ding ist sich selbst gleich. Dieses ist der metaphysische Satz der Identität. Und dieser ist wieder der Grund des logischen Gesetzes der Identität. Denn wäre nicht jedes Ding sich selbst gleich, so würde der Mensch sich selbst in seinem Bewußtsein gar nicht als ein sich selbst gleiches Wesen zu erkennen vermögen, er würde sich selbst in seinem Denken nicht an dieses Gesetz gebunden fühlen.

(Bachmann.)

IDENTITÄTS-SYSTEM, oder richtiger System der absoluten Identität, wird das Schelling'sche genannt. Nach Schelling nämlich gibt es in der Philosophie zwei verschiedene Ansichten: die des bloßen Verstandes, und den Standpunkt der Vernunft. Der Verstand, als das Vermögen der Begriffe, unterscheidet, trennt, und setzt einander entgegen, was ursprünglich verbunden und an sich Eins ist. Dies mit dem Verstande aufgelöst, zerfällt die Welt vor unserm Geiste in zwei große Gebiete, die bald Natur (Materie) und Geist, Objectives und Subjectives, Reales und Ideales, Sein und Wissen (Denken), bald, psychologisch angesehen, Leib und Seele genannt werden. Beide Gebiete stehen für die Klasse Reflexionsphilosophie unvermittelt, und wie durch eine Kluft geschieden neben einander; in jedem herrschen eigenenthümliche Gesetze. Es gibt daher von der Natur aus keinen stetigen Übergang zur Freiheit, so wenig als vom Geiste aus zur Natur. Und wie diese beiden Welten, so stehen auch das Unendliche und Endliche getrennt von einander. Das Unendliche wird vorgestellt als das Jenseit des Endlichen, außer und über ihm stehend, welches wir nicht mit dem Wissen, sondern nur glaubend, oder in Ahnungen und Gefühlen zu erreichen vermögen. Ist aber unsere Vernunft nur Eine, und strebt sie nach der höchsten Einheit, so kann sie auch den Gedanken nicht von sich weisen, daß es nur Ein höchstes Wesen, Ein Absolutes geben könne, welches Alles befassend, auch die Vermittelung der beiden für unsern Verstand getrennten Welten in sich enthält. Der Gegensatz beider Welten ist nur ein relativer; an sich, ursprünglich, und dem Wesen nach sind beide Eins, und nur zwei verschiedene Formen der Offenbarung des Einen Unendlichen. Das Unendliche oder Absolute ist nämlich die ewige, absolute Identität der Natur und des Geistes, des Objectiven und Subjectiven, Reales und Idealen; jedoch diese bei-

den, von Schelling auch die Pole des Absoluten genannt, gar nicht zwei verschiedene Wesen, sondern nur zwei verschiedene Formen oder Erscheinungsweisen desselben Absoluten sind. Die Natur ist das ganze Absolute, aber unter der Form der Ausdehnung, oder der Anschauung, des Realen, der Geist dasselbe Absolute, aber unter der Form des Denkens, des Idealen. Die Natur ist daher der objectivste, bewußtlos wirkende ewige Geist selbst, und der Geist die zum Bewußtsein ihrer selbst erwachte, von sich selbst wissende Natur. Naturgesetze sind daher zugleich Geistgesetze, und umgekehrt. Dem zufolge sind auch die Unterschiede und Gegensätze unter den Dingen keine wesentlichen, sondern nur scheinbare und relative, denn an sich sind sie alle verschiedene Formen und Modificationen desselben Absoluten. Das, wodurch sich ein Ding, als dieses bestimmte, endliche von andern unterscheidet, ist seine unwahre Seite. Ebenfalls vergeht es, und löst im Tode gleichsam seine Schuld, durch den Abfall vom Absoluten und das Bestreben, etwas für sich selbst sein zu wollen. Daher ist das Weltgesetz ein doppeltes: die ewige Ausgeburth und Einbitdung der absoluten Identität in die zeitlichen Dinge, und das ewige Bestreben des Endlichen nach der Rückkehr und Vereinigung mit dem Absoluten. Doch auch dieses ist nicht nach der ganzen Strenge des Begriffs zu nehmen. Denn da das Endliche dem Unendlichen nicht wirklich entgegengerichtet, sondern nur eine besonnere Form desselben ist, so ist es auch von dem Unendlichen nicht wirklich abgefallen, sondern es scheint und nur so von dem Standpunkte der Reflexion aus betrachtet. An sich ist das Unendliche als das Eine auch das All, und Alles in Allem, das einzige wahrhafte und wirkliche Wesen. Und darauf beruht die Möglichkeit des Wissens. Denn da der Mensch eine besonnere Form des Absoluten selbst ist, so darf er nur, um das Absolute zu erkennen, in sich selbst forschen, und durch Ausscheidung des Vergänglichen das Ewige in sich festhalten. Dies ist aber seine Vernunft, in welcher ihm das Unendliche gegenwärtig ist. Die Vernunft selbst, als Quell der Wahrheit, ist daher in Wahrheit nicht seine menschliche, individuelle Vernunft, sondern die absolute Vernunft, das Absolute selbst, wie es das menschliche Bewußtsein durchdringt. Der Mensch steht aber auch dem Geiste nach unter Naturgesetzen, und vereinigt mithin beide Formen des Absoluten, Geist und Natur, in sich, und wird so der Mikrokosmos, ein Abbild des höchsten Wesens selbst.

(Bachmann.)

Idiographie, s. Pasiographie.

IDEOLOGIE (Philos.) bezieht sich der Etymologie (von *idea* und *logos*) nach die Wissenschaft der Ideen, die Ideenlehre. Da man nach dem von Platon eingeführten Sprachgebrauche unter den Ideen das höhere, überfinliche, wahre Wesen der Dinge, im Gegensatz ihrer in der Sinnwelt in Zeit und Raum immer mehr oder weniger unvollkommenen Erscheinung versteht (oder nach der subjectiven Wendung der neuern Philosophie die Vorstellungen jenes wahren Wesens der Dinge), und da die Philosophie es eben als selbständige, von fremder Autorität unabhängige Wissenschaft mit Erörterung der leg-

ten Gründe, Gesetze und Zwecke, oder des wahren Wesens der Dinge (oder, nach jener Wendung, der lezten Gründe u. unserer Vorstellungen davon) zu thun hat, so bilden die Ideen den Mittelpunkt der ganzen Philosophie, die deshalb auch selbst als Ideologie oder Ideenlehre bezeichnet werden kann. Da man ferner von jeher gewohnt war, das Ideale und Reale als das Über sinnliche und Sinnliche einander entgegenzusetzen, und unter der Metaphysik (s. d. Art.) die Lehre vom übersinnlichen Wesen der Dinge zu verstehen, so wurde Ideologie mit Metaphysik gleichbedeutend angenommen, was sich auch daraus ergeben mußte, daß das Hauptobject der Metaphysik der Grundideen des Weltganzen, der Freiheit und Selbständigkeit oder Unsterblichkeit der Seele, und der Gottheit sind. In Frankreich war durch die sogenannte Philosophie der Encyclopädisten die Metaphysik in eine Art von Verfall gerathen (wie denn z. B. Voltaire (wie Külleborn in seinen Beiträgen zur Geschichte der Philosophie berichtet) von dieser Wissenschaft meinte, sie bestesse aus zweierlei Erkenntnissen, solchen, die Jeder von selbst wüßte, und solchen, die Niemand wissen könnte), was den Anlaß zu dem Versuche gab, die metaphysischen Untersuchungen unter dem Namen Ideologie wieder zu Ehren zu bringen; dahin gehört z. B. Destrut de Tracy's Werk: les éléments d'idéologie (Paris 1801) (in welchem übrigens, nach Krug's Angabe, die Metaphysik nicht rein für sich abgehandelt, sondern mit Logik, Anthropologie und philosophischer Grammatik vermischt ist). Unter Napoleon's Herrschaft war auch diese Ideologie nicht gut angeschrieben (Napoleon meinte nach der Lectüre eines zwei Cisten (!) starken Auszugs aus Kant's Kritik der reinen Vernunft, sie sei pleine de bizarreries, sans suite, sans conséquence et sans but; vgl. Jean Paul's Freiheitsbüchlein. Abschn. XI. S. 96), und da man einmal unter Metaphysik oder Ideologie nichts anderes verstand, als ein bloßes Spiel mit Begriffen oder Ideen, eine leere Träumerei oder Schwärmerei, die durch ihre überschwänglichen (transcendenden) Speculationen und unaussführbaren Ideale dem wirklichen Leben Eintrag thut, so bekam das Wort Ideologie die Nebenbedeutung eines Träumers, Schwärmers, politischen Schwindelkessels, auch wol gar die eines Demagogen oder Revolutionärs. Auch bei uns Deutschen hat sich etwas Ähnliches gezeigt, indem Prof. Leo in seiner Psychologie des Staats gegen alle Anwendung der Ideenlehre auf das Staatsleben auf das Entschiedenste strikt, und in der Ideokratie, wie er es nennt, die Wurzel alles Verderbens unserer Staaten sucht und findet. Daß das Wort „Ideologie“ für uns Deutsche überflüssig ist, bedarf keiner Untersuchung. Vgl. übrigens d. Art. Idee. (Scheider.)

IDEONNI TERRA. ἡ τοῦ Ἰδονίου γῆ, auch Donnī (scil. Regnum) bei Ovid. Epist. ex P. IV. 7, 29, coll. v. 5, wenn die Lesart richtig und nicht Danni zu lesen ist. Ein Reich oder Land des Deoonius kennt nur Strabon *) im vierten Buche seiner Geographie

S. 204. edit. Casaub., und was er davon berichtet reicht nicht hin, einen vollständigen Begriff in Rücksicht der Lage, Ausdehnung oder gar der innern Verfassung sich zu bilden. In der angeführten Stelle ist im Vorbergehenden vom Ursprunge des Padus oder Po in Eritalien und des Jara oder Jstere in Frankreich die Rede. Das Land zwischen den Quellen beider Flüsse ist gebirgig (es sind die kottischen und grajischen Alpen); auf der einen Seite (auf der französischen) wohnen am Jstere die Medulli; „auf der andern hingegen“, fährt Strabon fort, „auf der nach Italien abhängenden, wohnen die Lauriner, ein ligustisches Volk, und andere Eiger. Aus diesen Ländern besteht das Land des Deoonius und des Cottius.“ Das ist Alles, was Strabon darüber sagt. Da indeß zugleich das Land des Cottius erwähnt wird, so dürfen wir über das Territorium des Deoonius und seine Verhältnisse zu den Römern nach einer historischen Analogie wol ebenso denken, wie über jenes. Das Reich des Cottius nämlich ist vielmehr bekannt. Ammianus Marcellinus erzählt (XV, 10), daß ein gewisser Cottius nach Cäsar's Ermordung sich in die Alpen zurückgezogen habe, und später so glücklich gewesen sei, vom Kaiser Augustus, der ihn gewissermaßen anerkannte, sich unabhängig in seinem kleinen Alpenreiche zu behaupten. Der Kaiser fand es seinem Interesse angemessen, mit ihm sogar auf freundschaftlichem Fuße zu stehen; er verwendete ihn zum Nutzen der römischen Heerstrassen über die Alpen, und hielt durch ihn die rohen Bergvölker der Alpen im Zaume. Kaiser Nero erst soll das Land unmittelbar mit dem römischen Reiche verbunden haben. Wie dieser Cottius nun, ebenso muß sich wol auch der sonst unbekannte Deoonius in den genannten Alpen, in der Nähe des Cottius, mit Bewilligung des ersten römischen Kaisers ein kleines Reich gebildet haben. Die Lage desselben geht aus der Strabon'schen Stelle nicht ganz klar hervor, denn nach den angeführten Worten versteht der Geograph den Leser über den Padus (παρὰ τὸν Πάδον) in den Salassern, gleich als ob er die genannten Reiche dieselben jenes Flusses beschrieben habe, was doch nicht der Fall ist. Mannert, in seinem Italien Bd. I. S. 199, stellt die Vermuthung auf, Deoonius habe viel südlicher auf den Seeralpen seine Besitzungen gehabt. Dann würde freilich der Fortgang in der Strabon'schen Stelle in soweit besser, als diese letztern auf dem diesseitigen Ufer des Po zu suchen sind. Weil aber denn doch Strabon ausdrücklich die beiden Reiche des Cottius und des Deoonius als zusammenhängend sich gedacht zu haben scheint, und jenes

richtig ist, dann hat auch dieser Dichter darauf hingewiesen. Und wie möchten wir glauben, weil der in der Epistel angeregte Predicatus der pontificalen Kiste Bestallte, wie man aus v. 6 dieser Epistel erhellt, aus einer Alpenstadt Oberitaliens, nicht aber aus dem bannischen Apulien stammt. Zwar steht dieser Ansicht noch das entgegen, daß wir durch die zuerst von Günter eingeführte Lesart Donnī nur erst einen Anfang an Deoonius, und diesen noch nicht selbst erhalten; indeß wir dürfen mit Coller. Not. Orb. antiq. Libr. II. c. 9. p. 650 annehmen, daß I. der Donnī ausgefallen, und o vor anni absorbiert worden ist. Das Erstere konnte durch Abschreiber, das Zweite durch den Dichter selbst geschehen.

*) Wenn die Lesart in der angeführten Stelle des Ovidius

nach der Strabon'schen Darstellung unbezweifelst jenseit des Po, auf den Gotthard'schen Alpen, die davon den Namen haben, zu suchen ist; weil ferner in der besagten Stelle *πρὸ τῶν Ἰδίων* es noch heißt: *πρὸ δὲ τοῦ ποταμοῦ καὶ τῶν Ἰδίων*; so können wir dem kleinen Reiche diesen Platz nicht anweisen; vielmehr würden wir mit Gläwer dasselbe nördlicher, auf die grossen Alpen, in die Gegend des kleinen Bernhard bis zum grossen St. Bernhard verlegen. (S. Ch. Schürli.)

Ileocanus, s. den vorhergeh. Art.

IDERZA oder Idriaflus, ein Nebenflus des Jonzo, der ihm am linken Ufer zufließt. Er entspringt im nordwestlichen Theile des adelsberger Kreises des Königreichs Tyrien, fließt durch die Gemeinde Ischionig herab nach der Bergstadt Oberidria, wo sich ein Holzsteden befindet, und die von Oberidria herführende irianer Seitenstraße auf einer 18 Klafter langen Holzbrücke über ihn hindurchgeführt ist, setzt in der Stadt mehrere Mühlen und ein Sägewerk in Bewegung, nimmt unterhalb des Städtchens den Nicovabach auf, und fließt in einem sehr tiefen Bette reisenden Laufes nach Unteridria hinab, demüßigt auf seinem weitem Laufe das Gebiet der Gemeinden Plujna, Naura und andere, durchströmt Idria di Bazzo, nimmt auf seinem langen Laufe eine Menge Wildbäche auf, und führt sich bei St. Lucia von dem linksseitigen schroffen Gebirge mit einer reisenden Schnelligkeit in den Jonzo, dem er eine Menge Gerölle u. dergl. zuführt, und den er oft an Wasserfällen übertritt. Er wird in seinem oberen Laufe zum Holzsteden benutzt. Mit ihm fließt der Idriamalbach, der sich am rechten Ufer, 100 Klafter vor Idria, unterhalb der Ladrabridge, in den Jonzo ergießt, nicht zu verwechseln. Dieser entspringt auf dem Berge Ratajuri, nimmt während seines Laufes die Bergwässer Fontanitz, Glinica und Patocig auf, und ist von einer hölzernen Brücke überbaut, auf welcher die von Fleisch herabkommende Commercialstraße über ihn geführt ist. Er ist sehr reißend und führt viel Gerölle herab. (G. F. Schreiner)

IDES, eine kleine Insel an der Westküste von Asila, liegt in der Nähe des Caps Miris, vor der Mündung des Flusses St. John, der sich unter 19° 22' nördl. Br. in den atlantischen Ocean ergießt. (J. C. Schmidt.)

Idesia Scop. (Ropourea Aubl.), f. Camax.

IDeus, ein Sohn des Iphitus, bekannt als Theilnehmer an der Jagd des kalpionischen Ebers. Meleager, sein Neffe, hatte die Haut des erlegten Thieres der Atlantide geschenkt, Ideus aber suchte sie in Gemeinschaft mit seinen Brüdern Lynceus und Perippos ihr wieder zu nehmen. Atlantide wandte sich mit der Bitte um Hülfe an Meleager, worauf dieser, ohne die Verwandtschaft zu berücksichtigen, ihre Gegner tödtete. (H.)

IDEX. Zwischen Mononia, jetzt Bologna, und Claterna, jetzt Linaerna, in Oberitalien fließt jetzt das fließchen I' Idice in dem Po von Süden nach Nordwesten. Im ganzen geographischen Alterthume kommt kein Fluss dieses Namens (Idex) vor. Nur in der Tab. Peutinger

findet sich ein Fluss, auf den der jehige I' Idice recht gut passen würde, wenn die Buchstaben nicht dagegen wären; er heißt Isax. Die Vermuthung, welche unsers Willens zuerst Cellarius aufgestellt hat (f. Not. Orb. antiq. II, 9, p. 675), Idex für Isax in der Tab. Peutinger, zu schreiben, liegt sehr nahe, und wird durch die heutige Benennung des Flusses vollkommen bestätigt. (S. Ch. Schürli.)

IDIA Meigen (Insecta), Gattung der Dipteren, aus der Familie Acherisera, Tribus Muscidae, Untertribus Muscidae (Insecta, Dipt. II, 235). Kennzeichen: Rüssel etwas lang, Epistom vorspringend, rüsselförmig, Palpen erweitert, Fühler ziemlich kurz, die Mitte des Gesichtes nicht erreichend; drittes Glied zwei Drittheile länger als das zweite; Griffel nur oben besäet. Erste Hinterzelle meist am Ende des Flügels. Die Arten zerfallen nach dem letzten Kennzeichen in zwei Abtheilungen.

A) Die erste Hinterzelle offen (Idia Robineau Desvoidy). 1) I. fasciata Meigen. 3½ Linien lang; schwarzgrün, Thorax mit weißlichen Bändern; Hinterleib mit zwei bis drei rothgelben Bändern, die beim Männchen unterbrochen, bei dem Weibchen durch Flecken vertreten sind, oder ganz fehlen; hintere Beine röthlich. Vaterland: Süds Frankreich bis Paris.

2) I. metallica Macquart (l. c. 246). 2½ Linien lang; Palpen rothgelb, Epistom wenig vorspringend; Gesicht und Stirn schwärzlich metallgrün; Fühler schwarz; Thorax grün; Seiten gelb; die zwei ersten Hinterleibringe gelb, mit schwarzem Hinterrande, der dritte schwarz, mit gelbem Fleck an jeder Seite, der vierte grün; Füße schwarz, Flügel etwas gelblich, Spitze bräunlich (Männchen). Aus Bengalen, und vielleicht nur Varietät von Idia discolor Wiedemann (Musca d. Fabr.).

B) Erste Hinterzelle geschlossen und gefüllt (Gattung Rhinia Robineau). 3) I. testacea Robineau. 2½ Linien lang, Fühler dunkel rothgelb, Thorax schwarzgrün, Seiten gelb, kurzhaarig; Hinterleib, Füße ziegelfarben. Zelte de France. (D. Thon.)

IDIA Lamouroux (Zoophyta), Korallengattung aus der Familie der Sertularien, die Thiere unbekannt, die Zellen derselben oval, etwas zurückgebohen, eng zweireihig gestellt, und an den Ästen, welche abwechselnd stehen und zusammengekrüßt sind, eines pflanzenartigen Polypstammes angeheftet. Die einzige Art, Idia priata Lamouroux, flex. pl. 5. fig. A. B. C. D. E. ed. ibid. p. 200. n. 338, erlittet Blauwille (Dict. des Sc. Natur. LX, 447) für eine einfache Sertularia, und die Bezeichnung derselben am angeführten Orte für missglückt. Die Heimath ist Australien. (D. Thon.)

IDICARA. Eine von den unbekanntern Städten Babylonien, welche Ptolemäus an dem Euphrates aufzählt. Nach Mannert würde ihr Name auf das heutige Diakra deuten; Andere, welche mehr an die Grenze von Arabia deserta die Ptolemäische Stadt versetzen zu müssen glauben, denken an das heutige Hit, Het, Haita am Euphrat im Paschaat Bagdad. Vgl. Möller im vergleichenden B. K. (S. Ch. Schürli.)

Idicium Neck., f. Perdicium.

IDICRA. Eine durch das Jtner. Anton. bekannte

*) Hygiea. fab. 178 et 174.

X. Egypt. d. B. u. S. Swette Section. XV.

Stadt in Numidien in Afrika, wornach sie 25,000 Schritte westlich von Mileum, 25,000 Schritte östlich von Guiculi, 50,000 Schritte westlich von Girta, und 50,000 Schritte östlich von Stifis lag. In der Tabula Peutinger ist der Name, wol nur aus Versehen, ausgefallen, denn an der Stelle, wo er stehen sollte, ist eine Lücke. Im Mittelalter ist *Idra* ein Bischofsitz gewesen, denn in der Notitia Numidiae kommt ein Palladius Idirensis vor. (S. Ch. Schörlitz.)

IDIMUM, eine Stadt in Moesia superior, ist bloß aus den Itinerarien bekannt. Sie lag am Margus (Morava), 16 röm. Meilen nördlich von Horreum Margi, welches unstreitig das heutige Kiupri an der Morava in Servien ist. Idimum ist daher wahrscheinlich das heutige Deribogherdan. Ita. Hieros. p. 565. Itiner. Anton. p. 134. (Pet. Friedr. Kängisser.)

Idioelektrisch, s. unt. Elektricität.

Idiographum, s. Autographum.

Idiom, Idioma, Spracheigenthümlichkeit, s. unter Sprache.

Idiomata (Dogm.), s. Communicatio idiomatum.

Idiopathie, s. d. folg. Art.

IDIOPATHISCH (von *idios*, eigenthümlich, selbständig, und *πάθος*, Krankheit) wird nach einer, von den ursprünglichen Momenten entlehnten Einteilung der Krankheiten, im Gegensatz von sympathisch gebraucht. Auch das Substantivum Idiopathie ist im Gebrauche. Man nennt nämlich den krankhaften Zustand eines Organs oder Apparats einen idiopathischen, wenn er sich in dem Theile ausgebildet hat, ohne daß der vorgängige krankhafte Zustand irgend eines andern Theils im Organismus sich als Ursache desselben nachweisen läßt; sympathisch nennt man dagegen einen krankhaften Zustand, der als veranlassende Ursache seines Entstehens die schon bestehende krankhafte Affection eines Theils des Organismus anerkennt. Morbus idiopathicus ist daher mit morbus primitivus, essentialis synonym; morbus sympathicus mit morbus secundarius, consensualis, consecutivus, symptomatikus. Eine sympathische Affection ist häufig nur ein nach physiologischen Gesetzen durch ein idiopathisches Leiden hervorgerufenes Symptom, das aber dem Patienten vielleicht schwerlicher ist, als die ursprüngliche Krankheit. Ebenfalls ist es für den Arzt stets von der höchsten Wichtigkeit, das primäre idiopathische Leiden immer als solches zu erkennen, und von der sympathischen Krankheit (eigentlich dem einzelnen Krankheits-symptom) genau zu unterscheiden. Im Allgemeinen nämlich muß die Behandlung gegen das idiopathische Leiden gerichtet werden, weil mit dessen Beseitigung auch die sympathischen Erscheinungen verschwinden. Doch muß der Arzt vielfältig von dieser Regel abweichen, und oftmals, ehe er gegen das Grundübel zu wirken sucht, durch eine sogenannte symptomatische Behandlung einzelne sympathische Erscheinungen zu beseitigen streben, bald wegen der Heftigkeit des secundären Symptoms, bald wegen der Wichtigkeit des secundär ergriffenen Theils. Die idiopathische Krankheit verschwindet in manchen Fällen, wenn sich ander-

wärts eine sympathische bildet; oder beide bestehen neben einander im Organismus. (Fr. Wilh. Theile.)

Idiopoiesis (*Idiopoiesis*), s. unt. Communicatio idiomatum.

IDIOPTERA Macquart (Insecta), Zweiflüglergattung aus der Familie der Tipularidae, und zwar der Abtheilung Tipulariae terricolae (Macquart, Dipt. I. p. 94). Kennzeichen: Der Rüssel sehr kurz, die Palpenglieder von gleicher Länge, die Fühler fadenförmig, lang, dreizehngliedrig, mit sehr kurzen, nicht fadenförmig stehenden Haaren besetzt. Das erste Glied kurz, cylindrisch, das zweite becherförmig, die acht folgenden länglich, die sechs letzten schmächtiger, die Flügel ausliegend, schmal, eine einzige Randzelle, die an der Wurzel geöffnet ist, fünf hintere Zellen, die innere Basalzelle durch eine Quader getheilt. Nur eine Art, *I. maculata*, von v. Winthien unter dem Namen *Limnobia pulchella* genannt. Drei Linien lang, Palpen und Fühler schwarzlich, Kopf und Thorax bräunlichgrau, der letztere mit einer braunen Binde, der hintere Rand, das Schitichen und der Metathorax rothfarben, der Hinterleib ziegelroth, die Ränder der hintern Flügel schwarz, die Flügel braun, die Hüften und die Wurzel der Schenkel gelb, die Flügel mit braunen Flecken am Ende der Adern und auf den Quersadern. Nur das Männchen, aus der Gegend von Hamburg. (D. Thon.)

Idiorythmoi, eine Art Anachoreten, s. unt. Einsiedler.

IDIOSYNKRASIE (von *idios*, eigen, *σύν*, mit, und *σπᾶσις*, Mischung, Temperament), nennt man den Zustand, welcher besondere Antipathien, oder besondere Regierden hervorbringt. Antipathie ist aber Abtheil gegen gewisse Gegenstände in Krankheiten. So können z. B. Wahnsinnige oft keine Prediger, manche Menschen keine Spinnen, von der Tarantel Gefessene gewisse Töne, Epileptische die rothe Farbe nicht leiden. Andere können gewisse Sachen nicht anfaßen. Ist macht der Name solcher Dinge schon bestige Zufälle. Lissot erzählt von ein Paar Rattenmännern, die Erdbeeren essen konnten, wenn sie gesund waren, aber davon bestige Zufälle bekamen, wenn sie an Nervenkrankheit litten. Keil nennt auch gewisse individuelle Bestimmungen Idiosynkrasien, die eine Krankheit hervorbringen, welche sonst bei einem Menschen der Art nicht zu entstehen pflegt, wie z. B. Erbsen bei Erwachsenen, Gift bei Kindern u. Man unterscheidet Idiosynkrasien der percipierenden Sensibilität, und folglich der Sinne, vermittels welcher die Perception geschieht, und Idiosynkrasien der latenten Sensibilität, je nachdem sie sich ursprünglich in der percipierenden oder in der latenten Sensibilität offenbaren. Inbeiden die Phänomene der percipierenden Sensibilität reagieren fast immer auf die latenten und umgekehrt diese letztere auf die percipierende. Der Geruch der Rosen bringt z. B. bei manchen Individen auf der Stelle Schwindel und Uebelkeiten hervor, welche letztere anzeigen, daß die latente Sensibilität des Magens affectirt worden sei. Dingen die urticaria, welche sich bei gewissen Personen zeigt, sobald sie Krebs geessen haben, zeigt eine Idiosynkrasie der latenten Sen-

stabilität an, deren Wirkungen durch das Fieber und das Fieber, welche diesen Ausbruch begleiten, sich auf die percipiente Sensibilität ausbreiten. Auch unterseheidet man angeborene (*Baltonius*, Obs. I. p. 28) und erworbenne Diösyntkrasien. Die durch Ideenassociation erworbenne Diösyntkrasien sind bisweilen durch passende Mittel entfernt worden. Doch muß man sich in Betreff aller Diösyntkrasien hüten, Zwangsmittel anzuwenden, oder bei der Anwendung von Mitteln zu beharren, gegen welche die Individuen einen besondern Abßeu haben. Bisweilen verschwinden die Diösyntkrasien mit der Krankheit, von welcher sie abhängig sind, doch in andern Fällen dauern sie nach der Genesung fort. So zeigen in acuten Krankheiten die Kranken häufig einen unüberwindlichen Abßeu gegen Wein oder dieses oder jenes Getränk, welcher bisweilen mit der Krankheit verschwindet, bisweilen aber auch nach der Krankheit fortduert. Kein Zustand liefert zahlreichere Beispiele von erworbennen Diösyntkrasien, als der schwangere, zu welchen vorzüglich die pica, Begierde zu Dingen, die gar keine Nahrungsmittel sind, und die malacia. Begierde zu ungewöhnlichen Nahrungsmitteln, oder Nahrungsmitteln von schlechter Beschaffenheit gehören. Viele Beispiele von Diösyntkrasien hat der Doctor Wagner im J. 1811 in Hufeland's Journal der praktischen Heilkunde mitgetheilt. (W. L. Brehme.)

Idiopathiani, f. Lichenos.

Idiotismi, Idiostismus, f. unt. Sprache.

Idis (Ides), eine Art Glasperlen, f. Glasperlen.

IDISTAVISUS CAMPUS wird von Tacitus (A. II, 16) das Schlachtfeld auf dem rechten Ufer der Weser genannt, in welchem des Drusus Sohn, Cäsar Germanicus, im J. 16 n. Chr. Geb. durch eine mörderische Schlacht die Niederlage des Roms an den Germanen erlitt. Ueber die Lage desselben sind die Ausleger des Tacitus ebenso verschiedener Meinung, als über die Form und Bedeutung seines Namens; die Erforschung von Beiden bedarf daher noch einer genauern Kritik der Berichte des Tacitus von des Germanicus Feldzügen. Einzig darauf bedacht, die Niederlage des Roms an denjenigen Völkern zu rächen, welche daran den vorzüglichsten Antheil hatten, überließ dieser nach des Kaisers Augustus Tode im J. Chr. 14 plötzlich die Warter an der Lippe (A. I. 30), und im J. 15 ebenso unvermuthet die Chatten an der Eder (A. I. 55 sq.), während Stercinius (A. I. 60) das Land der Bructern zwischen der Lippe und Ems verheerte. Der dritte Feldzug im J. 16 folgte den Cheruskern gelten, welche zu beiden Seiten der Weser zwischen den südblichen Chatten (A. I. 56) und nördlichen Angrivariern (A. II. 19) wohnten (f. Cherusker). Um sie desto unvorbereiteter zu überfallen, wählte Germanicus den Weg zur See, und schiffte seine ganze Heeremacht von acht Legionen, gegen 80,000 Mann, auf mehr als 1000 Schiffen ein, aber statt die Weser hinaufzufahren, landete er, nicht soweit aus Unkunde des Weesstromes, über welchen schon Drusus und Tiberius gezogen waren, als weil er den besondern Gefahren und Angrivariern, deren Gebiete der untere Theil der Weser durchfloß, nicht recht traute, in der Mündung der Ems

(A. II, 8), und zwar an deren linken Seite im Gebiete der Friesen, sobald er viele Zeit mit Brückbauwerken verlor, um das Meer über den Fluß und die Schlinge des Flußwassers zu setzen. Von den vielen Widerwärtigkeiten, welche des Tacitus Tadel dieser Maßregel andeutet, lesen wir zwar nur wenig, weil sich (A. II. 8 extr.) zwischen den Worten hausti sunt und metanti castra eine große Lücke befindet; aber daß der Zug von der Mündung der Ems bis zur Mitte der Weser nicht so rasch geschah, wie der Rückzug (A. II. 23), beweist der Umstand, daß ihm bei seiner Ankunft an der Weser die Cherusker mit allen ihren Verbündeten schlagfertig gegenüber standen (A. II. 12). Sie hatten die Höhen hinter einer Ebene am rechten Weserufer besetzt, welche eben Tacitus Idistavivus campus nennt, deren Lage die Ausleger so verschieden bestimmt haben, daß sie Lipsius in der Gegend von Wesefeld bei Bremen, Euben nicht weit oberhalb der Alleremündung bei Werden, Mannert in der Gegend von Preussisch-Minden, Güter zwischen Preussisch-Minden und Eldenborf, Strombeck aber gar in der Ebene zwischen Holzminden und Büßelberg, am Fuße des Sollings suchte. Wilhelm sagt in seinem Germanien S. 164: „Nur ein einziger Ort an dem ganzen Oßußer der Weser stimmt genau mit der von Tacitus so sorgfältig beschriebenen Localität des Schlachtfeldes überein; es ist die Ebene zwischen Hausbergen, Wirtelshausen, Bennedeck und Hottrop, wo die Weser sich fast in einer Bogenlinie herumkrümmt.“ Wenn er aber hinzusetzt: „Zwei Meilen, also bis ungefähr in die Nähe von Eldenborf, verfolgten die Römer stromaufwärts die fliehenden Teutonen, von denen sich nur ein Theil vom linken Ufer der Weser durch Schwimmen über den Strom zu retten suchte.“ so weiß er zwar mit dieser letzten Bemerkung den Grund zurück, durch welchen sich Mannert bestimmen ließ, die Schlacht in jene Weserkrümmung etwas südlich von der Stadt Minden zu verlegen, bedauert aber nicht, daß die Localität dieser Gegend jene Verfolgung von der sogenannten Porta Westphalica her, wo sich die Weser vermittelst eines gewaltsamen Durchbruchs durch die quer über sie hinziehende Bergkette einen Weg in die unüberwindlichen Nordgebirge gebahnt hat, gar nicht erlaubt. Uebrigens deuten des Tacitus Worte nicht sowohl auf eine Krümmung, als auf einen Slangelauf der Weser, wie er sich in der Ebene von Eldenborf bis Rinteln findet, denn die von Forsten und Bergwäldern ganz ungeschlossene Ebene hatte ungleiche Breite, je nachdem des Flusses Lauf sich zurückzog, oder das hintere Waldgebirge sich vorwärtsdrängte (A. II. 16), und bot in einer Strecke von zehn römischen oder zwei geographischen Meilen (A. II. 18) Raum genug zu einer Hauptschlacht dar, in welcher gegen 80,000 Römer bei freier Bewegung der Reiterei und des großen Geschüßes (A. II. 20) mit einem unermeßlichen Heerhaufen aus des Arminius und Ingulomer's Anführung (A. II. 12) kämpften. Dazu ist in der Ebene zwischen Minden und Bielefeld, welche Mannert im Allgemeinen und Wilhelm speciell bestimmt, kein Raum, und Wilhelm würde nicht auf jene Bestimmung verfallen sein, wenn ihm nicht ein Rückzug des Germa-

mitus gedünkt hätte, was auf der Ostseite der überschrittenen Weser für ihn, auch in nördlicher Richtung, ein Verschreiten gegen die sich von Neuem bei dem Steinhübelsee befindenden Feinde war. Die Teutichen, welche die Höhen hinter der Ebene besetzt hielten, waren fern genug, daß Germanus selbst im Angesichte der gerüsteten Feinde Brücken konnte schlagen lassen, um sein Heer überzusetzen (A. II, 11), obwohl der reizende Strom auch einige seichte Stellen zum Durchreiten darbot, und noch keine solche Breite hatte, daß nicht zwei an ihrem Ufer Stehende sich hätten mit einander unterreden können (A. II, 9). Richtiger verlegt daher Richard in seinem Germanien die erste Schlacht in die Gegend von Kopsenbüt zwischen der Weser und dem Budeberge, oder besser der Schauenburg, welche nach Büsching's unwahrscheinlicher Vermuthung der erste schauenburgische Graf Adolf von Senterleben gegen die Mitte des 11. Jahrh. aus dem Borsale einer schon von Drusus erbauten Feste wiederherstellte. Nur hätte Richard nicht zugleich durch eine falsche Namenvergleichen von Ebesen, Horesen und anderen auf esen ausgehenden Dörfern mit Idistavisus oder Idistaviso, wie er irrig schreibt, sich verleiten lassen sollen, das Schlachtfeld in die Ebene zwischen der Weser, Budeburg, Stadthagen und Wiedenbühl zu verlegen, da die Endungen sen, esen oder essen in diesen Gegenden meist aus dem schäffischen Baufen verkratzt sind, sowie die Endung trup oder trop auf dem anderseitigen Weserufer, worin er statt des hochteutschen Dorfes römische tropaea sucht, ein Zusammenfassen mehrerer Häuser in einem Trupp oder einer Traube bezeichnet. Besser hat ihn der Harrelberg bei Budeburg auf dessen Namensähnlichkeit mit Hercules silva geführt, wohin Arminius alle seine Streitkräfte zusammengezogen hatte (A. II, 12), wenigleich nach Wilhelm jeder heilige Hain, wie der Harkling bei Helmsledt Heark genannt wurde. Mannert's Erläuterung des Namens Idistavisus in oberdeutscher Mundart ist ist a Wies statt des niederdeutschen it is de Wisch, ist ebenso unstatthaft, als die lapidische Ableitung vom niederdeutschen sta wisso (heißt sein), und kann durch die abgesetzten Worte der vom Archivrathe vergewaltigten Handschrift zu Florenz, die einst im Kloster Corvey dem Untergange entzogen ward, und die einzige Quelle jener Radiristen des Tacitus ist, cui id i sta viso nomen, seine Bekräftigung erhalten. Gegen Strombeck's Uebersetzung Deisterwiese spricht zwar nicht der Umstand, daß der Deister weiter zurückliegt, und den südwestlichen Bergstranz um die Gegend von Hannover bildet, weil man annehmen darf, daß, ehe noch durch die wachsende Bevölkerung von Teutschland viele Wälder ausgerodet wurden, wovon der alte Sitz der Grafen von Schauenburg, Rodenberg bei Nienborn, zeugt, die Forsten mehrerer Gebirge, deren Wäldungen jetzt durch urbar gemachte Felder und Wälder unterbrochen werden, mit einander zusammenhängen, und darum einen gemeinschaftlichen Namen führten, der nach der Scheidung jener Forsten nur auf einen einzelnen Theil übertragen wurde. So hing ja auch nach Richard's richtiger Bemerkung der Budeberg nebst allen seinen Vorhöfen durch einen Ge-

birgshang mit dem Sünzel oder Sintel zusammen, dessen Name nicht sowohl, wie de la Motte-Fouquet glaubte, ein Sündthal, was seiner Höhe widerspricht, als den Sünzeltheil oder Bergeithail bezeichnet, wie im Mittelalter auch der Sonntag als Gerichtstag vom Sonntage verschieben war. Allein die Erklärung des Idistavisus campus durch Deisterwiese läßt das 1 verlorren gehen, worauf bei der Uebersetzung durch schöne Wiese nach Grimm's Meinung, welcher Idista als einen Superlativ von Ida (schöne Jungfrau) betrachtet, indem er, um das Wort eitel zu erklären, eine Wurzel eidan oder idam (glänzen) annimmt, grade der Hauptaccent ruht. Wäre dieses nicht der Fall, so könnte man auch den Deister ursprünglich Idisto brenannt glauben, im Gegensatze des Bergrüdens Ith, welcher im Amte Lauenstein ehemals die Dörfern der Bietzumer Minden und Sildesheim schied, und daher vielleicht die Abgrenze der Cherusker auf dem rechten Weserufer nebst der Feine von Hallermund an bestimmte; doch ward dieser Name vor Alters Igath geschrieben. Die Höhen des Ith sowohl als des Deisters gewähren schöne Aussichten in die Ferne; aber die schönsten Aussichten in die Wesergegend sind doch, außer der bei der Porta Westphalica, auf der davon benannten Schauenburg oder der noch höher liegenden Pagenburg oder Palsenburg, von den daseibst angezeigten Palsch oder Pferfeuren benannt, und auf der Rudesnerklippe, südlich von Harrel bei Eilsen. Wenn Richard das nahe dabei liegende Dorf Herlen mit dem Namen Idistavisus vergleicht, so hält er grade an der Enghöhe fest, welche der teutschen Adjektivendung isch entspricht. Das idistavische Feld ist nämlich nichts anderes als ein eidstadvisches Feld, welches Benennung noch Voller kennt, der auch ein Gericht, wo nach Grimm's Erklärung der Eid geschworen wurde, eidstap nennt. Idis ist die lateinische Schreibung des Genitivs von eid, bei Ulfila schon aitha genannt, und stava oder stana von staujan oder stojan (richten), ist nicht nur bei Ulfila Benennung des Gerichtes, sondern hat sich auch noch im Staab erhalten, sowie im Namen Gustav für Gogast oder Gaurichter. Das idistavische Feld, welches Arminius selbst, nach Tacitus (A. II, 12), zur Schlacht auserlor, war daher der heilige Platz, wo die verbündeten Häcker oder Eidgenossen den Schwur der Treue schworen; und demnach mag das adeliche Bormerk um Sta in der sichbeder Weigelt noch dessen einfige Lage bezeichnen, da man nur die Wesergegenden berreift zu haben braucht, um in der schauenburgischen Ebene Alles vereinigt zu finden, was Tacitus vom Idistavisus campus meldet. In dieser Gegend schlug sich auch Wittkind mit Karl dem Großen, und im dreißigjährigen Kriege 1633 am 28. Jun. trugen hier die schwedischen, braunschwiegischen und heilschen Truppen einen Sieg über die Kaiserlichen davon. Das ganze Land umher war ein großes Heiligtum der alten Teutichen, gleich den Eggerthsteinen bei Detmold und dem Plage in der Nähe des Bullerborns im Paderbornschen, wo vielleicht auf derselben Stelle, an welcher Barus sein stielisches Lager aufgeschlagen hatte, die Treuen- oder Freithiebsäule errichtet ward. Das

für zeugt der alte Opferaltar auf des Sünfels höchster Spitze, Hohenstein genannt, von welchem die Bewohner der Umgegend unter dem Namen Drudenstein oder Sinngrünaltar, welches man für eine Verdrehung aus Eingrunenaltar erklärt, allerlei Sagen zu erzählen wissen. Auf einer Säule von 20 Fuß im Durchmesser stehend, soll er nach Wilhelm noch genau die Blutrinne in der Altarplatte zeigen, wie sie Dorow in den Eggelssteinen fand. Mögen auch der benachbarte Dörsberg und Helagrund ebenso wenig bedeutungslos die Namen sein, um daraus ein uraltes Heiligtum dieser Gegend zu erweisen, wie viele andere, welche man aufzählt: der Dörfster selbst, im Mittelalter Diefter genannt, mag er nun von seinem Döfster den Namen führen oder Döfster geheißen haben, gleich dem Berge bei Thüßte, alt Tuiguste, im Lausentischen, scheint ein Heiligtum des Thuisday gewesen zu sein, nach welchem der Dienstag Thuesday oder Dyssenday, und selbst des Arminius Gattin Thusnelda (Tausenhlida) genannt ist. Daß auch der Name des Heiltes Idistavisus sehr bezeichnend war, dafür zeugt nicht nur der Umstand, daß ihn die Römer in ihre Annalen des Nachkrieges wegen der Varus-Schlacht aufzunehmen wünschten, sondern auch, daß Arminius selbst (A. II, 12) dasselbe zur Schlacht auswählte. Auch muß das Feld in der oben bezeichneten Gegend gelegen haben, wenn der Hagen, der sich von Südbagen umweit Bodengern bis Hagenburg am Steinhudersee nordwärts zieht, einst die Grenze der Angrivarier und Cherusken bestimmte (A. II, 19); denn Germanicus hatte die Angrivarier schon im Süden, ehe er jenes Feld betrat (A. II, 8 extr.), und die Waldungen und Forste, in welche mußig einwandernden Germanicus seine Krieger ermunterte (A. II, 14), können nirgends anders als südwärts von der porta Westphalia oberhalb Preussisch-Rinden gesucht werden. Wenn heutige Ortsnamen noch von den Wohnsitzen der alten Völker zeugen, so wohnen die Angrivarier von Bodengern am Hagen, den einst die Grafen von Rodde, denen die Stadt Danover ihren ersten Ursprung verdankt, vom Bisthume Minden als Lehen erhielten, und von Engern gegen Rinteln über westwärts bis zur Stadt Enger und Engern an der Elbe, wo eine Reihe von Dörfern, deren Namen auf Hagen endigt, ihre Südgrenze gegen die Cherusker bezeichnen. Auf dem rechten Weserufer zieht sich die Umdeutung, welche das niederdeutsche Gebiet der Angrivarier und Chausen von den Cherusken in Mitteldeutschland schied, und nach den Eroberungen der Sachsen, an welche jene sich angeschlossen, bis zum Ursprunge der Weser vorgedrückt war, vom Steinhudersee noch bis an die Aker bei Celle, nördlich unter Danover hin; aber da bildete sie die Südgrenze der größten Chausen, welche nach des Tacitus Germania c. 35 sq. die ganze Strecke von der Meeresküste bis nahe zu den Chatten hin, von diesen nur durch die Cherusken geschieden, bevölkerten. Die Steinhudersee, in deren Nähe Germanicus ein zweites Treffen lieferte, dessen ungünstigen Ausgang ihn trotz seines Siegesdenkmals zum schmerzigen Rückzuge bewog (A. II, 20 sq.), scheint zugleich der östlichste und nörd-

lichste Grenzpunkt des schmalen Angrivarierlandes gewesen zu sein, wenn anders die Dörfer Münchbagen, Rosenhagen, Wulfsbagen ihre Nordgrenze bis Petersbagen an der Weser bezeichnen. Die Weser bildete nirgends eine Grenze, als etwa die Grenze der Chatten von der Mündung der Fulda bis zur Mündung der Diemel; und so wie die Weser noch jetzt ihren mittelalterlichen Namen, welchem das niederdeutsche Werre für Wetter entspricht, erst bei Minden erhält, so trat sie diesen Namen noch zu Karls des Großen Zeiten und später an die Werre ab, welche bei Rehme unterhalb Mitho so in die Weser einfließt, daß diese nur eine Fortsetzung derselben, wenigstens mit beträchtlicher Breite, scheint. Hiernach läßt es sich begreifen, warum Tacitus die Weser so wenig beachtet, daß er die Cherusken mit ihren Verbündeten (A. II, 22) zwischen dem Rheine und der Elbe wohnen läßt, und zwar der Elbe, über welche man die geschlagenen Cherusken sich zurückziehend wählte (A. II, 19), näher noch als dem Rheine (A. II, 14 extr.). Da die Feste schon das Gebiet der Fester im Hildesheimischen bestimmt, und die Cherusken sich durch ihre Benennung mit langen Spießen (A. II, 14), von denen alter Benennung klee oder ger (gaesum) man sie Kerische (Gaesati) benannt glaubt, nicht sowohl als Berg- und Waldbewohner vertragen, als an Kämpfe in Mooren und Brüden gewöhnt (A. II, 64. 68), so darf man der Cherusken Land im Osten nicht weit über die Elbe ausdehnen, und ebenso ward im Westen ihr Land von den Dulgibinen, d. h. Dulgawinen, Dulgauern oder Niedergauern (von Dölle für Niederung benannt), und den Chassuariern (Germ. 34) beengt. Wenn Hörter, vormals Huxaria genannt, den Sitz der Chassuarier bezeichnet, wo nach Ptolemäus die tropaea Drusi lagen; so mag des Ptolemäus Tulsurgium (vielleicht statt Tul-vurgium) in der Gegend von Pyrmont, den Sitz der Dulgibinen vertragen, oder derjenigen Cherusken, in deren Gebiete nach Strabon (VII. 1. 4) Varus fiel. Viele Dörfer im Lippschen und Paderbornischen sind vom Thale benannt, wie Dalheim, Delbrück, Thüle und Thal an der Emmer, und Lupta, nach dessen längstem Tage von 16 El. 45 Min. Ptolemäus dessen westliche Abweichung von Alexandria zu weit östlich bestimme, mag nicht sowohl, wie Erasmus glaubte, Luppia oder Lippyring sein, als Lüge in dem ungernem schönen und angenehmen Thale an der großen Emmer, unweit der noch jetzt sogenannten Arminiusburg, bei welcher die Grenzen der Grafschaften Pyrmont und Lippe und des paderbornischen Gebietes zusammenstießen. Wenn Germanicus von der Emsmündung, wie des Tacitus Worte (A. II, 8) genugsam andeuten, und die von Ptolemäus bestimmten Orte an der Ems es wahrscheinlich machen, am rechten Emsufer hinauf nach dieser Gegend zugog, welche die Römer schon längst auf ihren Märchen der Lippe entlang kennen gelernt hatten, so mußte er in die Gegend zwischen Rinteln und Hameln kommen, wo freilich die Weser noch nicht denselben Lauf, wie heutiges Tages nahm, da selbst gute Karten noch den alten Verlaufs von Hameln bis Mitho hinter Rinteln weg andeuten, jedoch eben solche Krim-

mungen gehabt zu haben scheint, welche sie noch heutiges Tages in der schauensburger Ebene bildet, die eben dadurch als des Tacitus Idistavicus campus sich ausweist. (Grotfeld.)

IDKA, Arany-, goldenes Idka, ein hoch im Gebirge zwischen großen Wäldungen am raschen Idabache, der oberhalb des Ortes entspringt, 2½ teutsche Meilen westwärts von Kachau liegendes, der königl. ungarischen Kammer gehöriges Bergdorf im laskauer Gerichtsbezirk (Processus) der abauipater Gespanschaft, im Kreise dieses seit der Theilübernahme, mit einem bedeutenden Bergbaue, einer eigenen kaiserlichen zum kaiserlichen Biscarchidias tonsatsdistricte der laskauer Diöcese gehörigen Pfarre, unter allen Heiligen geweihten katholischen Kirche, Schule, 96 Häusern und 760 Seelen und slowenischen Einwohner. Der Ort auf Gold und Silber betriebene Bergbau ist sehr alt, wurde aber später wegen Landesunruhen gänzlich verlassen, und erst in der allerneuesten Zeit wieder aufgenommen. Vom 1. Jul. 1807 bis letzten Oct. 1815 wurden überhaupt an aller Art von Erzen 16,548 Centner gewonnen; darunter waren: 16 Mark 10 Loth 2 Gr. und 1½ Dr. Feingold, 2757 Mark 7 Loth 3 Gr. ½ Dr. Feinsilber, 24 Ctr. 51 Pf. Garspür, 29 Ctr. 65 Pf. Antimonium *). Es befinden sich hier ein großes Poch- und Schlämmwerk, die Berg- oder Grubenverwaltung, das Waldbau etc. In dem arany-idkauer Erzgebirge findet man auch Kupfergrün, Kalkspath, Eisenerz, Zinnstein etc. (G. F. Schreiner.)

IDMON (Ἰδμων), 1) ein geachteter Seher aus Argos *), dem heroischen Zeitalter der Griechen angehörig, war, wie Pheredides erzählt **), ein Sohn Apollons und der Asteria, einer Tochter der Koronos; nach einer andern Angabe galt er als ein Sohn des Abas ***). Ihn, der Vater des Kalkhas, soll sein Sohn gewesen sein, welchen er mit der Laiothe erzeugt habe, während freilich auch wieder um bekämpft wird, Ihn sei von den Alten wegen seiner Einsicht Idmon genannt worden *). Bei Hygin wird die Prompthe Koree als seine Mutter bezeichnet. In der Überlieferung von ihm erhielt sich hauptsächlich nur seine Theilnahme an der Argonautenfahrt; sie wird ihm um so höher angerechnet, weil er sich dazu entschloß, ob schon er voraus wußte, daß er von ihr nicht zurückkehren werde *). Liebe zum Ruhme bewog ihn dazu und die Besorgnis, sonst in den Augen des Volks zu verlieren *). Sein Tod wird verschieden erzählt. Denn zu Folge der einen Nachricht überwindigte ihn ein Eber **), nach einer andern bis ihn eine giftige Schlange im lybischen Sande *)

*) S. Johann v. Caplovics, Topographisch-statistisches Archiv des Königreichs Ungarn (Wien 1821). 1. Bd. S. 238 ff.

1) Valer. Flaccus, Argonaut. L. 1, 228 sq. 12. Apollodor, Biblioth. L. 1, c. 9, §. 23. 2) Hyg. Scholien in Apollon. Rhod. Argonaut. L. 1, 139. 3) Hyg. Scholien in Apollon. Rhod. L. 1, 815, 816, Hygin. fab. 14. 4) 2. a. D. 5) Apollon. Rhod. Argonaut. L. 1, 139 sq. Hygin. fab. 14. 6) Valer. Flaccus, Argonaut. L. 1, 228 sq. (an einer andern Stelle, nämlich L. 1, 360, schreibt er seine Kenntniß dem Idas an). Senec. Medea v. 651. 6) Apollon. Rhod. L. 1, 815 sq. 7) Apollodor, Biblioth. L. 1, c. 9. Apollon. Rhod. Argonaut. L. 1, 815 sq. und die Scholien zu L. 1, 139 u. 815. 8) Senec. Medea v. 652.

und nach einer dritten raffte ihn die Pest hinweg *). Das gegen stimmt die erste und dritte in der Bestimmung der Gegend überein, wo Idmon's Tod erfolgt sei, nämlich in der Landschaft der Mariandynen, in der Nähe von Paphlagonien in Kleinasien ***).

2) Hieß Idmon ein Sohn des Ägyptos, erzeugt mit der Gorgone; von Danaus' Töchtern wurde ihm Polyrate zur Braut beschieden, welche mit ihm verfuhr, wie ihre Schwestern mit seinen Brüdern *). (H.)

IDMONEA Lamouroux (Zoophyta), Korallen-gattung aus der Familie der Milleporen. Die Thiere unbekannt, die Stellen vorspringend, etwas kegelförmig, deutlich, die Öffnung kreisförmig, in einem Halbring oder gebogenen Linien quer, auf nur ½ der Äste stehend, welche sich sehr aus einander breiten. Der Polypenstamm ist kalkartig, ästig, nicht porös, aber auf der zellenlosen Seite leicht, schwach rinnenförmig gestreift. Man kennt nur eine einzige lebende Art, I. virescens de Haan, aus Japan in dem lebenden Museum. (D. Thon.)

IDMONEA (Paläozoologie) ist ein von Lamouroux aufgestelltes Geschlecht fossiler Polyparien, wovon er zwar nur eine Art gekannt, Desfrance zwei andere entdeckt hat, wozu de Blainville noch zwei Goldfische Reteporen gesetzt, und S. Eisehold eine lebende Art (I. virescens de Haan) in dem japanischen Meer entdeckt hat. Lamouroux hatte dieses Geschlecht, an das Ende der Ordnung der Milleporen zu Millepora und Spiropora gestellt, de Blainville es zu seiner Classe Polyparien, Unterklasse Steinspolyparien, Familie Milleporen, zwischen Cricopora (Spiropora Lamouroux) und Hornera geordnet, von welchem ersteren es sich nur durch die meist dreikantige Form seiner Äste mit einer Seite ohne Zellen unterscheidet. Der von Lamouroux gegebene, mit Rücksicht auf die Goldfische Arten nur wenig veränderte Charakter des Geschlechts ist: Polyparium solidum, ramosum; ramis divergentibus (subceticinicalis aut pterunquae) triquetris; cellulis tuberculo-protruberantibus, in duabus ramorum faciebus dispositis, oblique seriatis (aut fasciculatis), tertia facie laevi, (pterunquae) subcanaliculata, cellulis destituta. Von den sechs Arten finden sich eine in Jura- und Grobkalk, zwei in Kreide, zwei in Grobkalk, und eine kommt, wie schon erwähnt, lebend vor. Die fossilen sind:

- 1) I. triquetra Lamouroux, Polyp. 80. pl. LXXIX. f. 13—15. Bronn, Pflanzenz. 21. 43. t. VI. f. 12. Desfr. im Dict. XXII, 564. de Blainville ibid. LX, 384 u. Atlas, Polyp. pl. XLVI. f. 2. Holl, Petref. 398. Lonsdale in Geol. Transact. N. S. III, 273. Goldf. bei Dech. 377. Bronn, Lethaeen. 249. t. XVI. f. 11. I. fossilis, ramosa, ramis divaricatis distortis inflexis triquetris; faciebus duabus cellulis praecinctis concis distinctis transversum seriatis, tertia subcanaliculata, laevissima nulliporosa La-

9) Valer. Flacc. l. c. L. V, 1 sq. 10) Schol. ad Apollon. Rhod. L. 1, 139 u. 815 u. Valer. Flacc. Argon. l. 1, V, 1 sq. Hyg. mit dem Geschlechte des vierten Buches. 11) Apollodor l. c. L. II, c. 1. §. 4.

monoux. Äste 0",002 dick, Zellen 0",0005 hoch. An einer schlantern Varietät von 0",010 Höhe sind die Äste nur 0,001 dick. Vorkommen im Grofskalk von Bradford in Wiltshire, im Forest marble oder Polypitenkalk von Gaen; die schlantere Varietät im Grobkalk von Grignon.

2) *I. gradata* Deffr. l. c. p. 565. *de Blainv.* *ib.* LX, 384. Atlas pl. LXI, f. 5. *I. fossilis, fragilis, ramis trigonetricis gracilibus; facierum duarum cellulis rotundis, elevatis quaternis quinisque transverse gradatim seriatis.* Die Äste haben bis 0,006 Länge und 0,001 Dicks. Im Grobkalk von Hauterville.

3) *I. coronopus* Deffr. l. c. p. 565. *de Blainv.* l. c. IX, p. 385. *I. fossilis; cellulis rhomboidalibus, dispositis in seriebus in una Polyparii facierum, reunione cristam ibidem formantibus.* (Die Diagnose ist unklar; wir haben sie wörtlich nach Desfrance überlegt.) Im Grobkalk zu Hauterville, zu Grignon und zu Chaumont (Seine-Departement). Dazu rechnet Blainville nun noch:

4) *I. disticha* Blainv., Dict. LX, 385. *Retepora disticha* Goldf., Petref. I, 29, t. IX, f. 15, a—h. *Ramulis distichis, secundis, apicibus truncatis multiporosis.* Die Zellen stehen zu mehreren beisammen auf den Endflächen, einseitig-vierseitiger kleiner Ästchen. Im Kreidemergel von Raistrich.

5) *I. truncata* Blainv. *ib.* *Retepora truncata* Goldf., Petref. I, 29, t. IX, f. 14, a—d. *I. Ramis cylindricis subdichotomis, cellularum seriebus secundis media infractis.* Die Zellen bilden auf einer Seite der runden Äste Querreihen, welche aber nicht gerade sind, sondern in ihrer Mitte einen Winkel bilden, indem sie rechts und links von dieser Mitte an schief in die Höhe stehen. Mit voriger *). (H. G. Bronn.)

IDOKRAS (Besuvian, Egeran, vesuvianischer Schörl, Wilsit, Frugarbit, Sommerwilt, Gypsin, Roboit), eine Fossilengattung, die häufiger krystallisiert als derb vorkommt, mit deren Stammkrystallisation eine Quadratspyramide mit Poikantenwinkeln von 129° 29' und Grundkantenwinkeln von 74° 14' bildet, die aber fast nie allein, sondern mit andern Flächen, besonders mit den Flächen quadratischer Prismen, wovon das eine Abstumpfung der Grundkanten, das andere Abstumpfung der Grundecken bildet, vorkommt; auch ist die Vordiele gewöhnlich abgestumpft. Überdies finden sich Abstumpfungen der Poikanten, sowie der Kanten, welche die Pyramidenflächen mit den Prismenflächen bilden. Die Seitenkanten der Prismen sind nicht selten zugespitzt, und man bemerkt auch mitunter die Flächen achtschöpiger Pyramiden. Gewöhnlich sind die Krystalle auf und durch einander gewachsen, selten einzeln eingewachsen. Durch-

gänge parallel den Flächen beider Quadratspyramiden werden bei manchen Krystallen beobachtet, und verursachen Längsstreifung der Prismenflächen. Der Bruch ist unvollkommen muschelig oder uneben, mit mäßigem Fettglanz; bei manchen derben Abänderungen wird er matt und schimmernd. Absonderung wird bei denjenigen Stücken bemerkt, die derb und in Krystallen zugleich vorkommen, und ist dann körnig oder fängelig, doch werden auch derbe Abänderungen ohne alle Absonderung bemerkt. Die Farbe bietet sehr große Abweichungen dar, Braum ist vorwiegend, geht aber in verschiedene Abänderungen des Grünen, ja selbst in Roth und Weiß, über. Die derben Abänderungen und auch viele Krystalle besitzen wenig oder keine Durchsichtigkeit, manche Krystalle aber sind fast durchsichtig. Die Härte ist größer als bei Feldspath, geringer als bei Quarz. Das specif. Gewicht beträgt 3,4. Man könnte nach der Verschiedenheit der Absonderung den Idokras in körnigen, fängeligen und dichten theilen. Bei letztern kommen die lüthten Farben und der Mangel aller Durchgänge vor. Die wesentlichen Bestandtheile des Idokras sind Kiesel, Thon und Kalkerde, ungesättigt in dem Verhältnisse von 43:30:27, doch ist außerdem noch ein Metalloryd (Eisen, Mangan oder Kupfer) in einigen Procenten vorhanden; auch scheint bei einigen Abänderungen ein Theil der Kalkerde durch Talkerde, Kali oder Natron vertreten zu sein. Vor dem Löthrohre schmilzt er leicht und mit Aufschäumen. Als Pulver ist er in Salzsäure, unter Einwirkung der Wärme, auflöslich und gelatinirend. Durch Reibung erhält er Glaselektricität, durch Erwärmmung wird er polarisirend. Die ersten Krystalle dieses Fossils wurden unter den vulkanischen Auswürflingen am M. Somma mit körnigem Kalksteine, Hornblende, Glimmer, Granat ic. gefunden, und galten als vesuvianischer Schörl. Später wurden die in thönigen Gesteine eingewachsenen, um und um ausgebildeten Krystalle vom Valtkalse und aus Kamtschatka bekannt, und seit der Zeit hat man ihn an sehr vielen Orten gefunden. So mit Granat zu Eger bei Christianlund in Norwegen, in Kalkstein mit Ephen, Augit bei Frugar in Fünland (hier besonders die Prismen, ohne Pyramidenflächen), auf den Klüften eines Serpentingebirges an der Alpe della Mussa in Piemont, auf Lagern in Glimmerschiefer zu Haslau bei Eger in Böhmen ic. Da dichte wurde in Gesehieben bei Hof im Baireuthischen entredt, und Anfangs für Alschörl, dann für Etoposilt gehalten, findet sich aber auch in Idrol und Piemont. (Germar.)

Hol, Idolater, Idolatrie, richtiger Idolatrie, f. Götzendienst.

IDOLSBURG, eine eigene Herrschaft und Dorf im R. D. R. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, hinter dem gößler Walde, oberhalb Schauenstein, an der von Krems nach Neubitz in Böhmen führenden sogenannten ersten kaiserl. Salzstraße, zwischen Jaidhof und Altpöhl, unsern vom rechten Ufer der großen Kamp, über welche hier eine Brücke führt, in mittelgebirgiger Gegend gelegen, 2½ Stunden nordwärts von Schöft entfernt, mit einem herrschaftlichen, dem Fürsten Friedrich Alfred von Schönburg-Parsenstein gehörigen Schlosse, einer

*) Lamarsson, Exposition méthodique des genres de l'ordre des Polypiers (Paris 1821. 4.), p. 80. *Desfrance* im Dictionnaire des sciences naturelles (Paris 1821). XXII, 564, 565. *de Blainville* (ibid. 1830). LX, 384, 385. *Goldfuss*, Abhandlung und Beschreibung der Petrefacten zu Bonn (Düsseldorf 1820). I, 8, 29. Taf. IX. *Hell*, Handbuch der Petrefactenfunde (Dresden 12.). *Bronn*, Leithas. 1836. p. 249, 250. t. XVI, f. 11.

eigenen alten katholischen Pfarre, welche zum pölnner Deanat des St. pölnner Bisthums gehört, unter dem Patronate des Herrschaftsbefizers steht, von einem Priester versehen wird, und (1831) 489 Seelen in ihrem pfarrherrlichen Sprengel zählt; einer katholischen Kirche, Schule, einer sehr veredelten Schäferei und trefflichen Weierei, einer Dampfbranntweinbrennerei, und andern vorzüglichen landwirthschaftlichen Einrichtungen, 35 Häusern und 210 theilweisen Einwohnern, welche meist Feldwirthschaft treiben, aber auch an dem lebhaftesten Fuhrwesen Theil nehmen, das auf dieser Straße stattfindet. Zu dieser Herrschaft gehören auch die sogenannten idolberger Waldhütten, welche im Walde gleiches Namens zerstreut liegen. Eingepfarrt sind: Idolsberg, Thurnberg und Eisenberg.

(G. F. Schreiner.)

IDOMENE, *Ἰδομένη*, *Ἰδομένη*, war eine Stadt in Macebonien, am Flusse Krios gelegen, und von dem südlicher liegenden Thessalonien 53 römische Meilen entfernt. Sie war, wie aus Thucydes (II, 100) zu erkennen, zur Zeit des peloponnesischen Krieges befestigt. Sie bestand noch unter Justinianus I., und Hierocles (S. 26) führt sie unter den 32 Städten von Macedonia prima an. Constantinus Porphy. (S. 18) nennt sie noch, aber Hedemene, *Ἰδομένη*.

(Pel. Friedr. Kannegiesser.)

IDOMENE oder Eidomene (*Ἰδομένη*), Tochter des Phereas, vermählt mit Amphionas und durch ihn Mutter von Bias und Melampus¹⁾. Nach einer andern Angabe²⁾ war sie eine Tochter des Krios³⁾.

(R.)

IDOMENEUS, *Ἰδομενεύς*, einer der vor Troja kämpfenden Helden, der troischen Heldensage zugehörig. Zußer der Homerischen Dichtung sprechen nur fragmentarische Andeutungen über ihn. Geschichtliches mischt sich untrennbar mit Mythischem, schon von dem Stammvater Minos her. Nach Homer war Minos der Sohn des Zeus und der Europa, geboren auf Kreta, und zeugte mit Pasiphae den Deukalion, den Vater des Molos und des Idomeneus (Iliad. XIII, 450. XIV, 321. Od. XIX, 178. *Eustath.* ad Iliad. p. 314. 7). Bei Diodor finden wir dagegen eine hiervon abweichende Sage, welche darauf ausging, die später erfolgte dionische Einwanderung auf Kreta mit der Abflammung des ersten Herrschers in Verbindung zu setzen. Nach derselben wanderte Nestor, des Doros Sohn, nach Kreta, und zeugte mit der Kretischen Tochter den Sohn Asterios. Dieser nimmt, verheiratet mit Europa, die Söhne des Zeus und unter denselben Minos an Kindes Statt an. Minos erzeugt dann mit Ione den Leukos, dieser mit Ida Minos den zweiten, aus dessen Ehe mit Pasiphae Deukalion der Vater des Idomeneus stammte. Hyginus (81 und 270) führt unter den Bewerbern um Helena auch Idomeneus auf, womit ein Beweggrund für den Zug nach Troja gewonnen wurde. Die Schär nämlich, welche Kreta zu dem Griechenheere stellte, führte Idomeneus an.

Homer zählt (Iliad. II, 645) die einzelnen Städte auf, und nennt Idomeneus den Herrscher. Er führte 80 Schiffe (Iliad. II, 645) in Verbindung mit seines Bruders Cohn, Meriones. Idomeneus aber zeichnet Homer als einen kraftvollen, in Majestät und Muth hervorragenden Helden, der in einem gastfreundlichen Verhältnisse oft bei Menelaos verweilt hatte (Iliad. III, 230). Er stand unter den neun tapfersten Männern aus, um gegen Hector zu kämpfen (Iliad. VII, 165). Agamemnon rühmt ihn vor Allen wegen seiner Tapferkeit und Auszeichnung beim Rable (nicht, wie man meinte, wegen der Ruchtheit) (IV, 257). Er tödtete im Kampfe den Polydorus (V, 43), rechtfertigte sich, als er in dem Gesichte innerhalb der Verschanzung von Polydorus selbst ermordet worden war (XIII, 221); überwindet Diphoneus (XIII, 363), Afios (384), Alkathoos (427), Enomaos (506), Ermas (XVI, 345). Menelaos rief ihn zum Kampfe über Patroklus' Leiche (XVII, 258). Als er mit Hector kämpfte, brach ihm die Lanze (XVII, 606). Er verteidigte die Schiffe (XVII, 621). Unter den tröstenden Freunden weilte er bei Achilles (XIX, 311). Bei den Rechenpielen des Patroklus geräth er mit Kias in Streit, welchen Achilles beilegte (XXIII, 457). Mit Nestor kehrt er von Troja heim (Od. III, 191), wie es scheint, nun schon in höherem Alter; denn Kias weist ihm den Mangel der Jugend und Schwäche der Augen vor, und nennt ihn einen Schwärmer (Iliad. XXIII, 476). Dagegen führt er den Reimamen des Sperberbüchsen (*σοφαικράτης*). In den Gesängen von der Heimkehr (*νόστιμος*), oder in den spätern Gedichten der Alexanderbriner fanden sich Sagen von den letzten Lebensschicksalen des Idomeneus. Auf der Heimfahrt, erzählen sie, erhob sich zur Gefahr der Schiffe ein heftiger Sturm, und Idomeneus gelobte, wenn die Götter Rettung sendeten, das zu opfern, was ihm zuerst entgegenkomme würde. Dies war sein eigener Sohn, und er opferte ihn. Deshalb aber wurde Idomeneus von den Kreten des Landes verwiesen: er floh nach Italien und setzte sich auf dem salernitischen Vorgebirge an. So heißt bei Strabon (VI, p. 430) das salernitische Volk troischen Ursprungs und bei Solinus (c. 11) Salernum eine Colonie des ihytischen Kreters Idomeneus. Eine andere Erzählung motivirt die Vertreibung durch eine nach der Frevelthat des Idomeneus ausgebrochene Pest (*Servius* ad *Virg.* Aen. III, 121). Elyphron dagegen 1218 und dessen Scholiast Tages erzählen, Leukos, der von Idomeneus eingesetzte Verweiser des Landes, habe des Königs Gemahlin, Ireda, und Kinder ermordet, und sich der Herrschaft bemächtigt. Ziegler sagt bei, Idomeneus habe den Leukos mit Graubung des Augenlichts bestraft. *Eustathius* ad *Odys.* XIX, p. 1860 ad Iliad. III, p. 313 und Andere bezeichnen bestimmt die Vertreibung des Idomeneus als eine That des Leukos. Anders lauten die Erzählungen der Logographen bei Diodor (V, 79): Idomeneus sei mit Meriones nach Kreta zurückgekehrt, und dort im Vaterlande gestorben. Zu Knossos zeigte man ihn Grab, und Diodor führt sogar dessen Inschrift auf, und gedenkt der später noch beibehaltenen Verehrung der Heroen durch Dypser,

1) Apollodor, Biblioth. I, I, 9, §. 10. 2) I. c. I, II, 2, §. 2. 3) Bgl. über diese Differenz *Reyns* Notizen zu Apollodor, p. 159.

und Anrufung in Zeiten der Gefahr. Für dies Alles wird Zeit und Evidenz nirgends begründet, und man ist nicht im Stande, bei solcher Unvollständigkeit Altes und Neues zu foudroy. Dares (De Excidio Troiae 24) läßt Idomeneus im Kampfe von Hector getödtet werden, ob mit absichtlicher Verfälschung der Sage, oder durch Unkunde der Abschreiber, bleibt ungewiß. Apollodorus (III. 12. V. 13) führt unter den Söhnen des Priamus einen mit Namen Idomeneus an, ohne Weiteres bezuziehen. (Hand.)

Idos (Geogr.). 1) f. Aidos. 2) Med., f. Hydros. IDOTEA Fabricius (Crustacea ?), eine Gattung der Isopoden, nach Latreille's Anordnung (Cuvier, Règne animal éd. 2) aus deren vierter Abtheilung, welche Leach Idoteoides genannt hat, Burmeister aber (Handbuch der Naturgeschichte II. 371) Idoteoidea. Sie stand bei Linné unter Oniscus, bei Deger unter Squilla; Lamarck zählte Arten davon zu Asellus. Fabricius und Dalman zu Cymotho, Duméril nannte sie Physodes. Leach Palladius. Ihr Hauptcharakter besteht in dem eiförmigen oder eiförmig-länglichen Körper, in den gleichförmigen, mit harten Krallen bewaffneten Füßen und der Kürze der Seitenfühler, welche kürzer als die halbe Körperlänge sind. Im Allgemeinen gleichen sie äußerlich den Kellerskären, sind aber mehr länglich. Die mittleren Fühler sind etwas höher als die seitlichen eingefügt, viel kleiner, fadenförmig, viergliedrig; die seitlichen sind borstenförmig, mittellang, mit viergliedrigem Stiel und vielgliedriger Spitze. Der Kopf ist so breit als der Körper, oder schmaler, fast vierseitig. Die zwei Facettenaugen treten wenig vor. Der Mund ist klein und besteht aus einer Leze, zwei Mandibeln, zwei Paar Maxillen und zweizähligen, funfgliedrigen Kiefernfüßen, deren Basal die Lippe vertritt. Die sieben eigentlichen querscheidenden Körperringe sind fast gleich groß und glatt, meist an jeder Seite mit einem Längseindruck versehen, der mit dem ihm entsprechenden den Körper in drei Theile theilt, ungefähr wie bei den fossilen Trilobiten. Der Schwanz ist sehr groß, dreigliedrig, am Ende ohne Anhängsel, die Kiemen und Kiemenblätter bedeckend. Die Füße sind von mittlerer Größe, fast unter einander gleich, die ersten nach vorn, die letzten nach hinten gerichtet. Diese Crustaceen leben im Meere und schwimmen sehr schnell. Sie nähren sich, wie verwante Gattungen, von tothen Körpern. Man gibt ihnen auch Schuld, daß sie die Fischeerke zerstören. Über ihre Entwickelungsgeschichte sagt Rastke, welcher sie drei Id. Basteri beobachtet, Folgendes in seiner Schrift: Zur Morphologie (Eyz. 1837). S. 36 mitgetheilt. „Die Entwickelung dieser Art zu verfolgen, habe ich im Arimmonon theils zu Ceraeopol, theils am Gap Parthenion; das kaum zwei Meilen südwestwärts von dieser Stadt liegt, volle Gelegenheit gehabt, da das genannte Thier an diesen Orten, wie überhaupt an der ganzen Küste der Krimm, wo ein fester Grund und Seepflanzen vorkommen, in Menge zu finden ist. In den drei folgenden Monaten aber habe ich nirgend ein trüchtiges Weibchen mehr bemerken können. Wie es bei den

meisten Isopoden der Fall zu sein scheint, so hat auch der Id. Basteri eine Bruthöhle. Ihre untere Wand wird zusammengesetzt aus vier Paaren horniger Platten oder Klappen, die sich einander, wie bei den Dnieken, zum Theil decken und zum zweiten, dritten, vierten und fünften Beinpaare gebören. Das Mutterthier hat meistens eine Länge von sieben bis acht Linien, die Eier aber dasen, wenn sie unlangst erst in die Bruthöhle gelangt sind, $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Linie im Durchmesser. Ihrer wird mit einem Male immer eine beträchtliche Anzahl in je eine Höhle abgelegt, doch selbst von den größten Müttern wohl niemals mehr, als höchstens hundrt, in der Regel viel weniger. Die meisten sind zwar oval, doch im Verhältniß zu ihrem Querdurchmesser verschiedentlich lang; andere sind mehr oder weniger kugelförmig. Ihre Zusammensetzungen und die Proportionen ihrer einzelnen Theile verhalten sich wie bei den Dnieken. Ob eine besondere Dotterhaut vorkommt, habe ich auch an ihnen nicht mit erwünschter Deutlichkeit erkennen können. Der Dotter nimmt den bei weitem größten Theil des Eies ein, und besteht aus einer feinstörnigen Masse. Seine Farbe ist verschieden nach den Müttern, zwar ist er in der Regel gelblich gefärbt, doch trifft man zuweilen auch trüchtige Weibchen an, deren sammtliche Eier eine dunklere oder hellere, bernsteinfarbene Farbe haben. Die Entwickelung der Idotea ist im Allgemeinen der der Dnieken sehr ähnlich, weshalb ich, was ich darüber anzugeben habe, möglichst kurz zu fassen denke, da ich schon früher die Entwickelungsgeschichte des Oniscus murarius und die des Asellus aquaticus ausführlich mitgetheilt habe. Nachdem die Keimbaut bald nach ihrer Entleerung den Dotter rings umwachsen hat, bildet sie einen Einschlag, eine Falte, die gleich einem vom Winde geschwellten Segel etwas getrümmelt ist, und in den noch immer verschiedengefalteten Eiern an einer verschiedenen Stelle entsteht, immer aber den Dotter in zwei an Größe etwas ungleiche Hälften unvollständig abtheilt. Ihr gegenüber ist die Keimbaut etwas dicker, doch nur um ein Geringes, sobald sie dort zuerst sich gebildet zu haben scheint. Während aber die Falte allmählig tiefer in den Dotter und bis etwas über den Mittelpunkt desselben einsinkt, verdickt sich jener ihr gegenüber liegende Theil augenscheinlich immer mehr, sobald sich nach einiger Zeit eine gürtelförmige Verdrückung der Keimbaut gebildet hat, die rings um den Dotter von der einen Platte der Falte bis zu der andern herübergeht, doch nicht auf die Falte selbst sich fortsetzt. Jetzt auch nimmt das ganze Ei, wenn es nicht vorher eine ovale Form hatte, jedenfalls eine solche an, und die Falte durchschneidet etwas schräg die Achse dieses Ovals. Die auf diese Veränderung hinwirkende Kraft liegt wohl nicht allein in der Keimbaut, sondern auch wohl in den übrigen Theilen des Eies, besonders in dem Dotter, der mit der Keimbaut in der innigsten Wechselwirkung steht, und dem ein reges Leben wohl nicht abzusprechen ist. Allmählig ferner entstehen an demjenigen Theile der gürtelförmigen Verdrückung der Keimbaut, welche der

1) Idothea, Tochter des Idomeneus, daher nicht Idotea, sondern Idothea zu schreiben wider.

H. Gacott. d. III. u. S. Zweite Section. XV.

2) Abhandlungen zur Entwickelungsgeschichte der Thierwelt und Thier. 1. und 2. Th.

größern Hälfte des Dotters ausfließt, in einiger Entfernung von der mehrmals erwähnten Stelle einige paarweise gestellte Erdböden oder Auswüchse, die ersten Andeutungen von Fresswerkzeugen und Fühlhörnern. Der Fühlhörner entstehen zwei Paare, ein hinteres, größeres, und ein vorderes kleineres; alle diese Theile aber haben Anfangs die Form von lang ausgezogenen Kegeln. Die Fresswerkzeuge bestehen aus einer einfachen, blattartigen Oberlippe, einem Paar Mandibeln, einem Paar Maxillen und einer gespaltenen Unterlippe. Alle diese Theile erscheinen ziemlich gleichzeitig und nehmen bald eine recht beträchtliche Größe an. Die Oberlippe und die zwei Hälften der Unterlippe haben Anfangs eine mehr blattartige, die Maxillen und Mandibeln eine zapfenartige Form. Zugleich zieht sich an der andern Hälfte des Dotters die Keimhaut, die über sie aufgespannt ist, der Breite nach zusammen und nimmt dafür an Länge etwas zu. Deutlich erkennt man jetzt, daß jene erstere Hälfte des Dotters zur vordern, die letztere zur hintern Hälfte des Embryo sich ausbildet. Einige Zeit erst später, als Keimhaut und Doter die oben beschriebenen Formveränderungen begonnen haben, erscheinen unter einer ähnlichen Gestalt, wie die Fühlhörner und Fresswerkzeuge, auch Andeutungen der Beine und der Kiemen, das ebenfalls aus der güttestförmigen Verdrückung der Keimhaut. Überhaupt aber erscheinen von den Fühlhörnern an geredet die Gliedmaßen bei der Idotea, wie ich es früher schon von den Dnielen angegeben habe, um so später, je weiter sie beim reifern Embryo nach hinten liegen. Niemals aber bilden sich während der Entwicklung der Idotea solche flügelartige Aquane aus, als ich sie bei Oniscus (oder Asellus) aquaticus gesehen habe. Wenn der Embryo die beschriebene Ausbildung erlangt hat, sind die Körner des in ihm liegenden Dotters größer, als sie es waren, da das Ei in die Bruthöhle gelangte; auch scheinen sie jetzt nicht so zusammengepreßt zu sein, als es damals der Fall war. Des Dotters ganze Masse aber ist jetzt noch ebenso groß, wenn nicht selbst größer, als sie es zu jener Zeit war. Es scheint demnach, daß im Laufe der Entwicklung, indeß einige Theile des Dotters zur Ausbildung der Keimhaut und der Extremitäten verwendet werden, andere, indem sie von Außen her Flüssigkeiten in sich aufnehmen, etwas aufgelockert werden. Der Embryo ist auch dann noch, wenn er auf die zuletzt angebrutete Stufe der Entwicklung gelangt ist, im Rücken stark zusammengekrümmt, so daß sein Schwanzende und sein Kopfende einander immer noch berühren, und daß der ganze Körper in dieser gewöhnlichen Lage beinahe ein Oval vorstellt, dem das Chorion knapp angepaßt ist. Daraus aber, und indeßen der Körper im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen an Umfang zunimmt, streckt sich der Embryo gerade aus, jedoch so langsam, daß er beinahe noch bis zu bemerzbaren Zeitpunkt hin, da er die Mutter verläßt, einen schwachen Bogen beschreibt. Dabei ereignet sich die auffallende Erscheinung, daß bei verschiedenen Müttern die Eidute ihrer Frucht zu einer sehr verschiedenen Zeit verpuppen. Ich habe viele gesehen, deren sämtliche Früchte, wenn ihre Kiemen erst unlangst entstanden sein mochten, von den Eiduten schon befreit wa-

ren. Auch habe ich mehr solche Früchte gefunden, die eben im Begriff standen, ihre Eiduten abzustreifen und diese Hülle nur noch wie eine Kappe auf dem Kopfstücke trugen. Dagegen habe ich wieder mehr Thiere der Art gesehen, deren Früchte ungleich weiter ausgebildet, viel größer, schon aus einander geflappert, und nur noch wenig im Rücken gekrümmt waren, und die befeuchtungsdicht von den Eiduten noch völlig umschlossen waren. Diese Hülle aber hatten sich der jetzigen Form der Embryonen ganz angepaßt, lagen ihnen allenthalben knapp an, so daß alle Gliedmaßen dicht an den Leib angepreßt waren, und hatten auch einen größern Umfang, als zu der Zeit, wo die Eier in die Bruthöhle gelangten. Wahrscheinlich hängt dieses bei verschiedenen Müttern der Zeit nach verschiedene Plagen der Eidute davon ab, ob sie eine größere oder geringere Dichte und Elasticität besitzen. Was aber dabei Regel ist, ob das frühere oder spätere Zerreißen derselben, wage ich nicht zu bestimmen. Wie dem nun auch sein mag, jedenfalls bleibt die Frucht, wenn sie ihre Eiduten abgestreift hat, noch geraume Zeit in der Bruthöhle der Mutter zurück, und nimmt an Umfang und Ausbildung noch beträchtlich zu. Die abgestreiften Eiduten aber verschwinden in kurzer Zeit so völlig, daß man von ihnen bald keine Spur mehr findet. Von dem Zeitpunkt an, da die in der Entwicklung begriffene Idotea ihren Körper zu strecken angefangen hat, strebt die Leibeshaut auch der Form nach sich mehr und mehr auszubilden, und dem gleichen Theile der Ältern ähnlicher zu werden. Während die Substanz des Dotters nun immer mehr abnimmt, wird der Leib schmaler und niedriger, zugleich aber auch länger, und theilt sich allmählig in mehr hinter einander liegende Glieder oder Gürtel ab. Der vordere Theil oder das Kopfstück ist verhältnismäßig sehr groß, überhaupt der größte Theil des Leibes, und bleibt auch bis zu der Zeit, wo das Thier die Mutter verläßt, verhältnismäßig weit größer, als man es bei den Erwachsenen findet. Auf das Kopfstück folgen zehn Gürtel, von denen die sechs vordern weit größer als die übrigen sind. Die sieben vordern gehören dem Rumpfe an, die drei hintern dem Schwanz an. Es wird demnach an der jungen Idotea, während sie noch in der Bruthöhle der Mutter sich befindet, allerdings schon die volle Zahl der Rumpfgürtel gebildet, nur ist der hinterste im Vergleich zu den sechs übrigen sehr viel kleiner, als er es bei den Erwachsenen ist, ja überdampert der Kleinheit von allen. Dagegen sind die drei Schwanzgürtel verhältnismäßig viel größer, als es bei den Erwachsenen der Fall ist. Die letzte Abtheilung des Leibes, oder das Endstück des Schwanzes, strebt zwar ebenfalls schon jetzt, die ihm zukommende Form anzunehmen, ist aber am Schlusse des Fruchtlebens im Verhältniß zu den vor ihm liegenden Schwanzgürteln kaum mehr als bald so groß, wie bei den Erwachsenen. In der letzten Zeit des Fruchtlebens, und jedenfalls erst später, als der Embryo die Eiduten abgestreift hat, entsteht an jedem der sechs vordern oder der größern Rumpfgürtel an der rechten und an der linken Seite, wo seine Rückenwand in die Bauchwand übergeht, eine kleine Leiste, die sich bald in einen kleinen, tafelförmigen Vorprung umwandelt. Ähnliche, aber tie-

ner, Vorprünge bilden sich dann auch am hintersten Kumpfgürtel und an den drei Schwanzgürteln. Wenn nun die Jungen die Bruthöhle der Mutter verlassen wollen, haben sie alle eine und dieselbe Form, und zwar eine der mähnlichen nahe verwandte, indem sie vom Kopf ab, der aber etwas breiter und überhaupt, wie schon erwähnt, viel größer als bei den Erwachsenen ist, bis zu dem siedenten Kumpfgürtel kaum merkbar schmaler werden, so daß sie an ihrem Kumpse allenthalben fast gleiche Breite zu haben scheinen, von dem sechsten Kumpfgürtel aber bis an das Ende des Schwanzes allmählig verschmälert auslaufen. Noch ist hier anzuführen, daß gegen das Ende des Fruchtlebens in der Rückenwand des Leibes eine Menge von schwarzen Punkten, Strichen und sternförmigen Figuren entsteht, die nun jener Band die frühere Durchsichtigkeit je später je mehr benehmen. Die Fühlhörner bilden sich Anfangs überwiegend über die übrigen Gliedmaßen aus; nachher geht ihr Wachsthum langsamer vor sich. Auch die Fortsetzungen nehmen sehr rasch an Umfang zu, ja erscheinen bis ans Ende des Fruchtlebens relativ weit größer, als späterhin, besonders das hinterste und die Untertippe darstellende Paar, denn diese beiden schmalen, gegliederten und am Ende abgerundeten Platten sind am Ende des Fruchtlebens beinahe ebenso lang, wenigstens über die Hälfte so lang, als das vordere Beinpaar. Obgleich sich ein siebenter Kumpfgürtel zwar dann schon bildet, wann die Frucht noch in der Bruthöhle der Mutter liegt, so entstehen doch jetzt an ihm noch keine Beine, und das Junge verläßt sonach nur mit sechs Beinpaaren ausgeüßet, die Bruthöhle. Alle vorhandenen Beine aber und auch die fünf Kiemenpaare haben jetzt schon eine ähnliche Form, wie die der Erwachsenen. Dagegen sind die zwei Klappen, welche die Kiemen bedecken sollen, selbst am Ende des Fruchtlebens noch sehr wenig ausgebildet, und es liegen deshalb bis dahin die Kiemen ganz bloß zu Tage. Ihren Ursprung nehmen sie viel später, als die Kiemen entstehen sind, erscheinen Anfangs als kleine tafelförmige Vorprünge in den beiden Seiten des hintersten Schwanzstückes nach an dem vordern Ende desselben, und bilden sich darauf zu zwei unregelmäßig, dreieckigen Tafeln aus, die mit der schmälsten Seite nach vorn gerichtet und mit der einen Ecke jenem Schwanzende angeheftet sind. In ihrem Wachstume bleiben sie, bis das Junge ein selbstständiges Leben zu führen beginnt, hinter den Kiemen zurück, reichen insbesondere lange nicht so weit nach vorn hin und haben auch eine verhältnismäßig so große Breite, als bei den Erwachsenen. Wenn sie schon deutlich ausgebildet waren, habe ich sie bei den Jungen immer neben dem verhältnismäßig recht großen Kiemen herabhängend gesehen, so daß sie mit ihren Flächen ganz senkrecht standen. Früher schon bildet sich zwischen der Leibeshaut und dem Dottter eine besondere Haut aus, die diesem zur Hülle dient, und Anfangs ganz die Form der Leibeshaut hat, ich meine das sogenannte Schlimblatt, über das innere Blatt der Keimhaut. Aus ihr aber bilden sich wieder, wie dieses auch bei *Oniscus murarius* und *Aesulus aquaticus* der Fall ist, zwei Ausfaltungen, die nun einen Theil des Dottters in sich aufnehmen, und sich zuletzt in

Zeitkörper oder eigentlich in Lebern umwandeln. Sie erscheinen bald nachdem die Beine und die Kiemen entstanden sind, mithin jedenfalls, ehe der Embryo sich entkühlt hat, treten unter den Formen zweier kleinen, schalenförmigen und nach Außen etwas gewölbten Hervorragungen auf, und liegen dicht hinter dem Kopfstück, die eine in der rechten, die andere in der linken Seitenhälfte des Körpers. Betrachtet man den Embryo von Oben, so sieht man sie weit von einander entfernt, weil sie nahe der Bauchwand des Embryo's entstehen. Nach einiger Zeit aber und indem sie an Umfang immer mehr zunehmen, kommen sie oben fast zur gegenseitigen Berührung, ohne jedoch recht merklich ihre Form verändert zu haben. Von nun an wachsen sie auch stark in die Länge und bilden mit der Zeit zwei ziemlich dicke Cylinder, die gegen das Ende des Fruchtlebens bis in den Schwanz hineinreichen. Zu ihnen gesellen sich bis über die Mitte des Fruchtlebens hinaus, also geraume Zeit später, als jene zwei Dottterfäden entstanden sind, zwei ähnliche solcher Säden, die allmählig fast eben solche Breite, wie jene erlangen, aber selbst am Ende des Fruchtlebens kaum halb so lang sind. Ein jeder dieser Säden bildet sich aus dem vordern Ende eines der Erstlern, indem er aus ihm nach Außen und Oben als eine kleine Ausflüßung hervorkommt. Wenn er darauf die Form eines Cylinders erlangt hat, macht er zusammen mit demjenigen, aus welchem er hervordrucht, vorn einen kleinen Bogen oder gleichsam eine Schlinge. Der Inhalt der Dottterfäden erscheint schon sehr früh, schon dann nämlich, wenn die beiden ältesten dieser Säden nur erst zwei ründliche Hervorragungen darstellen, beryllgrün gefärbt, und ist weit feinstömmiger, als der Dottter in dem Schlauche, aus dem sie ihre Entfaltungen nehmen. Welches, Farbe und Form, bleibt auch beinahe bis zum Schlusse des Fruchtlebens immer dasselbe. Dann aber färbt sich der Inhalt gelblichgrau, verliert das körnige Aussehen, und erscheint zuletzt als eine viscidöse Flüssigkeit. Nachdem die beschriebenen Säden entstanden sind, nimmt in der allgemeinen Hülle des Dottters diese Substanz an Umfang und Masse immer mehr und sehr bedeutend ab, so daß von ihr schon geraume Zeit vor dem Ende des Fruchtlebens gar keine Spur mehr vorhanden ist. Die Hülle aber paßt sich dem Inhalte immer fort an, wird, wie sie an Breite verliert, in ihrer Wandung immer dicker, wächst auch, indem sich die ganze Leibeshaut der jungen Idotea immer mehr verlängert, mit dieser gleichmäßig in die Länge, und wendet sich ganz und gar in den Darmkanal um. Den letzten Rest des Dottters findet man in der Mitte dieses Kanals, der eine mit dem Körper fast gleiche Länge behält und am Ende des Schwanzes seinen Ausgang hat. Noch während des Fruchtlebens nimmt auch der Inhalt der Dottterfäden ab, und es werden diese Theile, indem sie der Breite nach sich zusammenziehen, zwar dickwandiger, doch im Ganzen immer schlanker. Die Dottterfäden stehen mit dem nachherigen Darmkanale immerfort in Höhlenverbindung, und süßen sich, wie ich schon erwähnt habe, mit einem Stoffe an, der zwar anders gefärbt ist, als der eigentliche Dottter, jedoch wie dieser, eine gekörnte Masse darstellt. Die ältesten Jungen, die ich

in der Bruthöhle fand, waren etwa noch einmal so groß, als diejenigen Eier, in welchen noch keine Spur eines Embryo vorhanden ist. Die Männchen zeichnen sich durch einen krüppelförmigen Fortsatz auf der innern Seite der zweiten Blätterreihe aus. Als Typus mag gelten: *Id. entomon Luné* (*Oniscus entomon Linn. Penn. Pallas.*, Spiel. Zool. fasc. 9 t. f. 5.—16. Entomon pyramidale *Klein*, *Squilla entomon Degér* tom. 7. pl. 32. f. 1. 2.). 1 Zoll 6—9 Linien lang, der Körper eiförmig gestülpt, der Schwanz lang und kegelförmig; die äußern Füßler fast den mittlern gleich, der Kopf an den Seiten eingeknickt, die Farbe oben graulichbraun, unten schmutzig weiß, mit Braungrau gemischt, findet sich an den Rüssen des baltischen Meeres. (D. Thon.)

IDOTEA (Paläozoologie). Apotheker Weidner in Biesar entdeckte in einer Kryptalldruse des Kupferschiefers der Zechsteinformation bei Hettlshüt im Mansfeldischen ein fossiles Kruthier, welches Germar *) sofort näher untersuchte und für einen Fosporus aus dem Geschlechte *Idotea* zu erkennen glaubte, und *Idotea antiquissima* nannte. Es findet sich jetzt in der berliner Sammlung.

Die Druse war vor dem Aufgange derselben abgesehlossen, ohne alle Communication mit der Oberfläche gewesen, war mit Kryptallen von Schwefelsäure, Kalispath und etwas Bleiglanz ausgefüllt, enthielt mehrere neben einander liegende, langgezogene Räume, in deren größtem von 2" Länge und 1" Breite ganz am Ende und zwischen den Kryptallen wie eingeklemmt, ein bis etwa aus das Schwanzende erhaltenes Kruthier, mit dem Kopfe gegen das Ende der Höhle gerichtet lag, welches mit der Pinzette ganz herausgenommen werden konnte. Ohne Zweifel war es ein Wasser- und zwar ein Seebewohner gewesen, da es mit dem Geschlechte *Idotea Latr.* bis auf einige kleine Abweichungen in der Gestalt des Kopfes, der Augen und in der Richtung der Beine ganz übereinstimmte. Die Farbe desselben war: Beine weiß, an den Augen grünlichgrau, an der Stirn und den Hinterdörnern der drei ersten Ringe oben erbsengrün. Einige abgedruckte vorgesehene Theile konnten leicht wieder an ihre Stelle angefügt werden. Das Innere war nur mit einer dunkelbraunen, durchscheinenden, ziemlich harten Masse, wie verdornter Muskeifusskalk, erfüllt. Die Form des Thieres ist länglich eiförmig, oben gewölbt, unten platt; es ist aus Kopf, Rumpf und Schwanz zusammengefaßt, und scheint einen glänzlichen Zusammenziehung zur Regel nicht fähig gewesen zu sein. Der Kopf ist schmaler als der Rumpf, halbkugelförmig, besteht größtentheils aus den zwei feststehenden Augen, zwischen welchen nur ein schmaler Stirn- und Scheitelstreifen ohne Spur von Nebenaugen übrig bleibt. Füßler vier, wovon zwei am vordern Rande des Kopfes stehen und seitlich zurückgelegt bis an dessen Basis reichen; ihr erstes Glied ist länglich vieredig, breit, platt, das zweite ebenso breit und am Ende in eine seitliche Spitze verlängert, das dritte ebenso lang, schmaler, das vierte noch schmaler, das fünfte bis dreizehnte (letzte)

sind kurz, walzenförmig und laufen allmählig spitz zu. Auf der Unterseite des Kopfes steht man dicht an der Einlenkung dieser Füßler noch die Wurzelglieder zweier innern, weggebrochenen Füßler, und in der Mitte den Mund von einem erhabenen Wulste eingefaßt, der jederseits zwei Glieder eines Zahlers trägt, von welchem noch wenigstens ein Glied weggebrochen ist. Der Rumpf besteht aus sieben kurzen breiten Ringen, welche sich über einander schieben, deren untere und obere Theile an jeder Seite in eine scharfe, durch eine kleine Platte gebildete Seitenkante zusammenstoßen; der untere Theil derselben ist vorn mit einer Querleiste, mitten mit einer durchgehenden Wursthöhle versehen, in die sich jedesmal von beiden Seiten, die durch einen Kopf eingelenkten, großen Schenkel der sieben Fußpaare so legen, daß die eines jeden Paares in der Mitte fast zusammenreichen, hier aber so dicht die Schenkelbeine tragen. Die drei vordern Paare sind kürzer und bestehen außer dem Schenkel aus fünf Gliedern, deren letztes eine scharfe, fischförmige Kralle trägt. Die vier hintern sind länger; die Unterseite der Schenkel ist ausgehöhlt, so daß sich die zurückgeschlagenen Schenkelbeine in diese Höhlungen legen können; die vierte ist platt, mit drei seitlichen Quereinbrüchen und viergliedrigen Tarsen, deren letztes Glied nagelförmig ist; doch sind sie zum Theil weggebrochen. Der Schwanz scheint aus fünf über einander schiebbaren Ringen zu bestehen, deren erstes beschädigt ist; an dem letzten derselben ist keine Platte oder Klappe, wie bei *Idotea*, vorhanden, welche mitten entweder verworfen oder weggebrochen ist. Unten ist der Schwanz platt und in der Mitte hohl. Seine Ringe schlagen sich mit einer scharfen Kante um, stoßen in der Mitte aber nicht zusammen, und mögen hier eben solche bewegliche Lamellen, wie unsere *Idotea* gehabt haben. Ein Paar solcher Lamellen, welche am ersten Schwanzring gefestigt haben mögen, sind lose vorgefunden worden.

Noch dieser Beschreibung Germar's tragen diese Fossilreste das Gepräge großer Jugend, hauptsächlich nach der Art, wie sie in der Druse gefressen, nach ihrer Farbe und nach ihrer Substanz. Man muß versucht sein, an eine neuere Einführung dieser Reste in die Drusen zu glauben, welche sich allerdings noch später erst geschlossen haben könnte. In diesem Falle müßte man auch freilich eher ein Land-, als ein Seethier in diesem Fossile vermuthen. Man vergleiche Cotta's Beschreibung eines in Kaltsinter verwandelten *Julus terrestris* auf einem Kaltsinterzuge in Gneus bei Tharand. (Jahrb. f. Mineralog. 1833. S. 392).

IDOTHEA oder *Eidothea* (*Eidothea*), 1) eine der vielen Töchter des Uranus *); 2) Tochter des Königs Eurypolis von Karion, mit welcher Nilus den Laonos und die Biblis zeugte *); 3) eine Nymphe, Tochter von Proteus; sie verhalf dem Menelaos dazu, ihren eigenen Vater gefangen zu nehmen und dadurch zur Abgabe der Atr und Beise zu zwingen, wie er die Insel Pharos vor dem Strome Ägäos verlassen, und seine Reise in die Heimath fortsetzen könne *).

(R.)

*) Germar in Schweigger's Jahrbuch der Chemie und Physik. 1822. XXXIV, 239—244. Taf. II. Fig. 1—5.

1) Hygin. Fab. 182.

2) Antenor. Libor. Metam. 30.

3) Homer. Odys. IV, 366.

Iothaea f. Corbis.

IDRAE. Unter den vielen minder bekannten und unbedeutenden Völkernamen, welche Ptolemäus in dem europäischen Sarmatien aufführt, kommen die Idrae unter den Akibi, Nasii und Vibiones vor; unter den Idrae stehen die Sturri. Nach den ungenährten Berechnungen sollen ihre Wohnsitze auf Kitbauen.

(S. Ch. Schirletz.)

IDRE, eine Kapellgemeinde des Vorkratts Särna, drei Meilen von der Mutterkirche, in der nordschwedischen Provinz Dalecarlien (Dalarna); die äußerste nordwestliche Gemeinde dieser Provinz gegen Norwegen, zu welchem ganz Särna bis 1644 gehörte. Die Kirche Idre, in welcher jeden vierten Sonntag gepredigt, an den Zwischensonntagen aber von Gemeindegliedern aus der Pöskille vorgelesen wird, liegt an einer Erweiterung des östlichen Dalef, Idrefsee genannt. Hohe Alpen füllen das Kirchspiel aus, auf welchen zahlreiche Falken (falco gentilis) haufen, auf welche die Holländer dort einst privilegierte Jagd hatten. Im Sommer halten sich hier einige Kaptenfamilien auf mit großen Heerden zahmer Rennthiere, wo sie dann bei Hålsjöret, 3 Meilen von Idre, die in Menge vorhandenen wilden Rennthiere fangen. Bei Idre findet man Alpenmuse (lemmus borealis). Sommerwege nach dem benachbarten Norwegen gibt es nicht. Beide Dalefthor (der westliche und östliche Dalusf) entspringen innerhalb Idre in den Alpen. (v. Schubert.)

IDRIA. 1) eine unter der Hofkammer im Krain- und Bergweisen stehende Bergameralherrschaft im adelberger Kreise des Königreichs Illyrien, mit einem eigenen Bezirke, in welchem die Pfarzgült Saitach gelegen ist. Zu diesem Bezirke gehören ein Städtchen und 45 Dörfer mit 1231 Häusern und 11,421 Einwohnern, unter welchen sich 14 Geistliche und 6041 weibliche Individuen nach der Conscription des J. 1834 befanden. Der Viehstand des Bezirkes belief sich in demselben Jahre auf 97 Pferde, 2596 Stüd Hornvieh und 1133 Schafe, aber Hauptbeschäftigung der Einwohner sind: der Bergbau, die Hüttenarbeiten, die Benützung der Forste, das Frachtshirwesen und der Ackerbau. 2) eine im adelberger Kreise Krains, sieben Meilen westlich von Laibach, in einem tiefen, felsartigen Thale, welches die Idrija bewässert, 1448 par. Fuß über dem Spiegel des adriatischen Meeres; 46° 48' nördl. Br. und 31° 48' 50" östl. Länge zwischen hohen Bergen liegendes Bergstädtchen, des gleichnamigen Bezirkes mit einem berühmten Quecksilberbergwerke, 393 meist am rechten Flußufer liegenden Häuser, 4278 Einwohnern und 959 Wohnparteien; dazu unter befinden sich 2321 weibliche Seelen, die größtentheils mit der Verfertigung von Zinnspitzen, welche meist nach Kroatien abgesetzt werden, beschäftigt sind. Unter den Gebäuden des Städtchens sind besonders bemerkenswerth: das alte, im J. 1527 von den Werkern, die damals den Bergbau betrieben, unter der Republik Venedig erbaute Schloß, Gewerkehaus genannt, in welchem gegenwärtig das Bergamt und die Bezirksbehörde ihren Sitz haben; die Pfarrkirche zur heil. Barbara und dem heil. Apollonius, nebst drei Filialkirchen und dem Pfarrhose; die

Normalschule; das Brauhaus, in welchem jährlich gegen 360 Eimer Bier erzeugt werden; die armenische Ziegelbrennerei, welche jährlich 80—90,000 St. Ziegel verfertigt; das große Getreidemagazin; das städtische Theater; die sogenannte Gesellschaft, ein Gebäude über der Grubeneinfahrt; das Erzwasch- und das Erzpochhaus; die zwei Brennhöfen, worin die minder reichen Erze ausgebrannt werden; die Zinnoberfabrik, ein Badhaus und mehrere Kraxialgebäude mit Beamtenwohnungen. Zu Idria befinden sich das k. k. Bergamt, eine k. k. Postbeförderung, ein Bezirkshospital, zwei Bezirkswundärzte, die Verwaltung der Bergkammer- und Bezirksbehörden und eine katholische Pfarre des Bisthums Laibach. Das Quecksilberbergwerk ist, seiner innern Einrichtung wegen, eins der festschwersten der Monarchie; es enthält vier Schächte: St. Barbara, Theresa, Joseph und Franz (auch Kaiserisch genannt) und zwei Stollen: Anton- und Josephstollen. Der erste Schacht ist der tiefste mit 125 Klafter Teufe. Sechenswerth sind die Pumpwerke, mittels welcher die Grubenwasser herausgehoben werden, ebenso wie die Vorrichtungen zur Herausförderung der Erze. In den Gruben sind 350, bei den Waschwerken 70, und bei den Pochwerken 60 Personen beschäftigt, die jedoch abwechselnd auch bei den Brennhöfen und in der Zinnoberfabrik verwendet werden. Im Ganzen beläuft sich die Zahl des im täglichen Dienste befindlichen Personals, ohne das Aufsehtpersonal von höherem Range (die Beamten) zu rechnen, auf 580 Köpfe, von welchen gegen 100 in den Solzschlägen, am Rechen, bei den Maschinen, an den Zerstüben etc., beschäftigt sind. Das Quecksilber kommt theils gediegen in Tropfen reinen, flüssigen Metalls, die in den Gruben an den Erzadern liegen, oder durch den sogenannten Stos in einem der Waschhäuser von den Erztheilen abgefondert und zum Fortschleppen gebracht werden (Jungfernquecksilber), und theils in der Form von Erzen vor, in welchen der Quecksilbergehalt sehr diluirt und verschieden ist. Die Erzen werden auf 2 Waschwerken mit 20 Salzpötlchen und 2 Pochwerken mit 17 Schlammerden, jeder von 5 Sägen und 25 Eichen, und im Scheidehaus in brennwürdige Zeuge umgeschaffen; diese werden an die Brennhöfen abgeliefert und dort das Quecksilber erzeugt. Die Brennhöfe bestehn aus zwei Brennöfen (Kesseln und Franzöfen), welche in der Regel vom Anfange Octobers bis Ende Aprils in Feuerung erhalten, und mit 20 Arbeitern und einem Bedarf von 868 Wiener Klaftern Holz aus ungefähr 50,000 Centnern roher Erze gegen 3000 Centner reines Quecksilber erzeugt. Nach amtlichen Angaben wurden im J. 1832 2985 Centner Quecksilber, im Geldwerthe von 318,997 fl. in C. M., gewonnen. Die mit dem Bergbau in der engsten Verbindung stehende Kraxialzinnoberfabrik besitzt vier Sublimiröfen und 8 Mäslgänge, und erzeugt, nach der wechselnden Nachfrage 800—1200 Centner mit einem Solzbedarf von beläufig 403 Wiener Klaftern. Im J. 1832 erzeugte sie nach amtlichen Angaben nur 605 Centner Zinnober, im Geldwerthe von 75,988 fl. in C. M., und lieferte dem Arz einen Reinertrag von 11,383 fl. in C. M. Das meiste Quecksilber wird über Triest nach

England und Amerika abgesetzt, eine bedeutende Quantität davon auch im Inlande verbraucht. Unter den in dem hiesigen Bergwerke vorkommenden Mineralien ist der nur hier sich findende Idrialit, in welchem Dumas einen neuen Kohlenwasserstoff, den er Idrialin nannte, entdeckte, besonders bemerkenswerth. Von den hiesigen Gewerben verdient noch eine besondere Erwähnung die Weisgerberei, welche jährlich 3000 Schaf- und Ziegenhochfelle, die von Triest bezogen und zum Theil zum Verpacken des Quecksilbers verwendet werden, verarbeitet. In Idria werden drei Zahnmärkte gehalten, auf welchen Schmittwaaren und Lebensbedürfnisse verhandelt werden. 3) Unter Idria, ein im gleichnamigen Bezirke des adelsberger Kreises Krain am Idriaflusse unterhalb der Bergstadt gleiches Namens liegendes Dorf von geringem Umfange, dessen Einwohner theils mit dem Ackerbau und theils auch mit den Arbeiten in den Forsten beschäftigt sind. 4) Idria di Bazzia, eine am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses liegende Gemeinde im gôrzer Kreise des Steiermarkenlandes des Königreichs Oörien. (G. F. Schreiner.)

IDRIA CANALIS, ein zur Herrschaft Canale gehöriges Dorf, am Flusse gleiches Namens, in hochgelegener Gegend gelegen, fünf Stunden nordostwärts von Görz entfernt, mit einer eigenen, von der Pfarre zu Canale abhängigen Kaplanei, welche im J. 1757 errichtet wurde, zum Defanat Canale des gôrzer Erzbisthums gehört, von einem Priester versehen wird, und (1832) 946 Seelen in ihrem Pfarrsprengel zählte; einer katholischen Kirche, 60 Häusern, 5 Mühlen und 7 Wollmühlen. (G. F. Schreiner.)

IDRIALIN. Von Pavyß, der es beim Erhitzen eines quecksilberhaltigen Fossils aus Idria brobachte, zuerst erwähnt, und später von Dumas genauer untersucht. Das Fossil, welches das Idrialin liefert, gleicht im Äußern der Steinkohle, besitzt aber eine etwas mehr ins Braune spielende Farbe. Wird es langsam erhitzt, so sublimirt sich die Substanz in sehr zarten, leichten, farblosen Blättchen. Um es in größerer Menge zu erhalten, nimmt man die Sublimation in einer tubulierten Alkaliretorte vor, deren fast vertikal stehender Hals am Boden eines gläsernen Glindlers mündet. Ein durch den Tubulus der Retorte geleiteter Strom Kohlenäure treibt dann das Sublimat in die Vorlage, und verhindert, daß es sich in der erhitzen Retorte zersetzt. Erhitzt man die Retorte nach und nach bis zum Schmelzen, so geht fortwährend Idrialin mit etwas Quecksilber über, ohne daß sich auch nur eine Spur von Wasser oder empyreumatischen Dünsten zeigte. Vom Quecksilber läßt es sich durch kochendes, reines Aeternöl trennen, indem es sich auflöst, und woraus es sich beim Erkalten wieder ausscheidet. Das anhängende, flüchtige Li kann man durch Pressen zwischen Löschpapier leicht entfernen. Der auf diese Weise erhaltene Körper schmilzt und verflüchtigt sich bei einer erhöhten Temperatur, wird aber größtentheils dabei zersetzt. Im kaltem und kochendem Wasser ist das Idrialin unauflöslich; Alkohol und Äther lösen es nur wenig auf; von kochendem Aeternöl hingegen wird es aufgenommen, beim Erkalten aber fast vollständig wieder ausgeschieden. Ein charakteri-

stisches Reagens auf dasselbe ist Schwefelsäure, welche durch beim Erhitzen indigoblau gefärbt wird. Nach einer Analyse von Dumas, die indessen nicht als entscheidend betrachtet werden kann, weil sie nur mit 8,172 Grammen und zwar ohne Wiederholung angestellt wurde, ist das Idrialin ein Kohlenwasserstoff, der aus drei Atomen Kohlenstoff und einem Atom Wasserstoff besteht. Das Verhalten bei der Sublimation macht es sehr wahrscheinlich, daß die Substanz fertig gebildet in der Natur sich vorfindet, und daß sie als Edukt bei der Sublimation betrachtet werden muß. Es scheint selbst, als ob sie sich auf nassem Wege durch Aeternöl aus dem erdöhligen Quecksilberfossil ausziehen ließe. (Benzen.)

IDRIAS war nach Stephanus eine Stadt im südöstlichen Theile von Karien, die aus Idakassia, *Ἰδακασία*, desgleichen früher Chrysosiris, *χρυσόσιρις*, hieß. Pausanias (V, 21) meldet, daß die Stadt und Landschaft Stratonicea früher Chrysosiris geheißen habe. Man erkennt hieraus, daß Idrias, Idakassia, Chrysosiris und Stratonicea einerlei Gegend und Erbschaft bezeichnen. Die Stadt Stratonicea von Antiochus Soter erbaut und nach seiner Gemahlin Stratonice benannt, eine macdonische Colonie, die ursprünglich ausgebaut und später von Habrianus noch verschönert wurde, trat an die Stelle von Idrias und verdunkelte diesen, wie die übrigen angeführten Namen. Es ist jedoch möglich, daß bei den Eingebornen die ältern Namen im Gebrauch blieben. Vermuthlich hatte der Ort und die Landschaft den Namen von dem Berge Idrus erhalten. Die beiden andern Namen bezogen sich auf zwei Tempel, welche in dem Gebiete der Stadt standen. Der eine war dem Zeus Chrysosir ganz nahe bei der Stadt gewidmet und war Nationalcigenthum aller Karien, welche bei denselben zusammenkamen, um vereinigt Opfer zu bringen und über die gemeinsamen Landesangelegenheiten zu berathschlagen. Dieser Bundesverein hieß nach dem Beinamen des Schutzgottes Chrysosireum und wurde aus den Abgeordneten oder Repräsentanten der Dörfer und Flecken, welche die Kari bewohnten (denn die Städte wurden von Griechen gebaut und bevölkert), gebildet, und diejenigen Kreise, welche die meisten Dörfer hatten, gingen mit ihren Stimmen voran. Obgleich die Einwohner der neuen Stadt Stratonicea keine Kari, sondern Griechen, Macdonier, Syrer waren, so nahmen sie doch an dem Bundesverein Theil, weil einige Flecken von ihnen besessen wurden. Der zweite Tempel, bei welchem ebenfalls jährlich große und feierliche Zusammenkünfte stattfanden, war der Tempel der Helate, welche den Beinamen Laginite führte. Der Ort selbst, wo der Tempel stand, hieß Lagina, *τὰ λαινα*, der Hainplatz. Obendrein, welcher die mit Moos, Gesträuch und Bäumen überwachsenen Ruinen von Stratonicea untersuchte, fand unter denselben auf einem Steine eine Inschrift, welche sich auf diese beiden Gottheiten bezieht. Weil sie in vielen und langwierigen Gefahren die Stadt erhalten hätten, ihre Statuen in dem Stadthause überzeugende Beweise ihrer göttlichen Macht und Gegenwart gaben, gekündigte Pausanias ihnen Opfer, Widmung anzubringen, ihre Dankgebete und Verehrung ihnen dadurch, so habe der See

nat beschlossen, daß täglich 30 Knaben, mit Lilaub befrängt und Zweige tragend, mit einem Herold und Gitterspieler, einen feierlichen Umgang nach dem Stadthause machen und eine von Solander verfertigte Hymne abfingen sollten" (Gambler's Reise 57. Cap.). Man sieht hieraus, daß der Cultus dieser Landesgötter in die neue Stadt gezogen war. Die Gegend, worin sich die Ruinen der Stadt und der Tempel befinden, ist ganz von hohen Bergen umgeben, welche vom Laurus sich hierher verbreiten. Arabon XIV. p. 660. Pin. V. 29.

(Pet. Frdr. Kanngiesser.)

IDRIS. Bei den Arabern Bezeichnung des bekannten Patriarchen Henoch, s. d. Art. und Edris. Das gegen ist Ibn Idris Name mehrerer Moslimen, von denen folgende drei auszuzeichnen sind:

1. Muhammed Ibn Idris, ein der Schafitischen Sekte angehörnder Imam von entscheidendem Ansehen in seinen Glaubensmeinungen und Aussprüchen, weshalb er auch den ehrenben Beinamen Muedchehid, d. i. summus doctor, erhalten hat. Die Selbstständigkeit in seinen Ansichten bewies er auch dadurch, daß er für einige Zweige des kanonischen, d. h. theologisch-juridischen, Wissens die Bahn brach. So war er der Erste, der a) über die

vortrefflichen Eigenschaften des Koran (فضائل القرآن) schrieb, der Erste, der b) die in dem Koran enthaltenen gesetzlichen Bestimmungen unter einen allgemeinen Ueberblick oder gleichsam eine koranische Theologie (أحكام القرآن, s. H. Ch. I. n. 156) zusammenstellte. Ferner

kennt man von ihm folgende Schriften: c) Dictata, und zwar doppelte von fast gleichem Umfange, die einen Isha, die andern Amali betitelt (s. H. Ch. I. n. 1271), d) eine Schrift, die Beschreibung der Uebersetzungen (اختلاف الحديث), H. Ch. a. a. D. n. 254) überschieden, e) die Hochschätzung des Werthes oder der Kraft des Gebets (a. a. D. Tom. II. n. 3107), f) ein Werkchen, das alte Buch (الكتاب القديم) genannt, das Kerabisi unter seinem Namen anführt. Das hohe Ansehen des Mannes veranlaßte einen Unbekannten, eine Biographie desselben unter dem Titel „Das kostbare, deutsche Buch (الواضع النفيس)“ herauszugeben. Der Imam starb 204 (beg. 28. Jun. 819) in Kadhira.

2. Der Molla oder Lehrer Carah Jacob Ibn Idris der Garamanli, ist Verfasser eines Handbuchs der Geschichte unter dem Titel „der Glanz der Geschichten (s. H. Ch. I. n. 788)“, das aus einer Einleitung, drei Abschnitten und einem Schlußworte besteht. Er beginnt mit der Weltgeschöpfung, führt die Propheten, die berühmtesten Schüler Muhammed's und deren Jünger, und endlich die ausgezeichneten Imamen der Reihe nach auf, und schließt mit dem großen Lehrer Sayid. Er starb im J. 833 (beg. 30. Sept. 1429).

3. Abu Bohr Sefwan (Abd. Sefwan) Ibn Idris, gewöhnlich der Schreiber oder Secretair geheißen, ist bis jetzt nur dem Namen nach und als Verfasser einer Schrift

ungewissen Inhalts bekannt geworden. Diese führt die Aufschrift „Eitgreif-Rede der Erkaunten und rascher Erzeug der Berechnenden.“ (s. H. Ch. II. n. 1604.)

(Gustav Flügel.)

Idrisi (Abu Abdallah Muhammed, Ben Muhammed) der bekannte arabische Geograph, s. Edrisi.

IDRO, eine große, am südlichen Ufer des Zbrovsee, unsern vom Ausflusse des Giesseflusses aus demselben in malarischen Umgebungen liegende Gemeinde (Städtchen) des 17. Districts (dessen Hauptort Brestene ist), der Provinz Brescia der lombardisch-ven. Königreichs, mit einem Steueromte, einer Gemeindepotation, einigen Eisenhämmeren, einer eigenen zum Bisthum Brescia gehörigen, katholischen Pfarre St. Michele, einer Ausflugskirche, zwei Dramatorien, und 1745 Einwohnern. Zu dieser Gemeinde gehören Castello d'Ivro, ein einzeln gelegenes Gehöft, und Della Pieve, eine Reiterei. Die Gegend um das Städtchen ist dem Austreten des Sees ausgesetzt.

(G. F. Schreiner.)

IDRO-SEE, ein kleiner Gebirgssee im Valle Sabbia der Provinz Brescia der Lombardie, dicht an der Grenze Tyrols, in einem an Wein und Weizen reichen, überaus malarischen Thale gelegen, der sich von Norden nach Südwesten erstreckt. Er hat eine Länge von 9564 Metres, ist im Durchschnitte 1414 Metres breit und gegenüber der nuova Rocca d'Anfo, ungefähr 400 Metres von der durch das Val Sabbia führenden Straße entfernt, 121,75 Metres tief, welches seine größte Tiefe ist. Sein Spiegel bedeckt einen Flächenraum von 14,126,818 Metres. Außer mehreren kleinen Biddächen führen ihm der aus Tyrol herabkommende Giessefluß und der Wildbach Giesfaro, welcher aus dem auf den Bergen von Bagolino liegenden kleinen Bojaser herabfließt, ihr Gewässer zu. Der Giessefluß, welcher sich im District von Lavonone dem See entwindet, führt sein Wasser dem Oglio zu. Er wird nur von kleinen Barken befahren, welche höchstens 15 Centner Ladung führen. Am ganzen See ist kein förmlicher Hafen, denn zu Ivro und Anfo sind nur natürliche Landungsplätze. Bei Gelegenheit der höchsten Seenanfswellung werden große Strecken des Gebiets der lombardischen Drie Bagolino, Anfo, Ivro und der Tyrolergegenden Lavonone, d'Argo, Sioro und Bondone unter Wasser gesetzt, welchem Uebelstande durch Vertiefung des Ausflusses leicht abgeholfen werden könnte. Längs seines westlichen Geflades führt die durch das Val Sabbia nach Tyrol gehende Straße über Lavonone, Anfo, Rocca d'Anfo, und St. Giacomo dahin.

Idros (Idris), s. Hidros.

Idrus (A. Geogr.) s. Idrius.

IDSCHMAA (إجماع), oder wie Mouradgea d'Idhs (son) nach seinen Quellen angibt, Idschma-i-nammet (إجماع أمّة), ist Bezeichnung einer der vier Quellen, aus welchen die allgemeine Gesetzgebung des Islams schöpft.

1) Näher. Schilderung des Othmann. Reichs ... überf. von G. v. D. B. d. 1. 24. S. 19.

Man versteht darunter die Sammlung der Erklärungen und gesetzmäßigen Entscheidungen, welche die vorzüglichsten Schüler und Nachfolger Adamsm's, besonders aber die vier ersten Kralisten gegeben haben. Insofern sie übereinstimmen (darauf weist ihr Name 'Idschma' hin), treten sie den Vorschriften des Korans und den Aussprüchen der Überlieferung (Hadith) ergänzend zur Seite *).

(A. G. Hoffmann.)

Idschminzin, s. Etschminzin.

Idschihadijje, s. ut. Kins.

INSERTS (Peter), von Francker *) gebürtig, war ein tüchtiger Zeichner von Schiffen und Werten, welche er mit einer großen Fertigkeit in Friesland nach der Natur unternahm. Zu seinem Aufenthaltsorte erwählte er Francker. Genau weiß man nicht, wann er geboren oder gestorben ist, nur hat man seine Zeichnungen in einigen Sammlungen mit. 1742, auch mehr mit 1760 bezeichnet gefunden, woraus zu schließen ist, daß er in dem ersten Viertel des 18. Jahrh. geboren war **).

(Frenzel.)

IDSINGA (Wilhelmine Gertrude van), ein adeliches Fräulein, geboren zu Keurwaarden den 10. Novemb. der 1788. Sie war eine sehr geschickte Künstlerin im Zeichnen, besonders lieferte sie vortreffliche Copien nach Gemälden, aber auch Bildnisse nach dem Leben in einer äußerst kräftigen Manier. Später widmete sie sich der Malerei, genoss darin den Unterricht von Schlangensbourg's und des berühmten neuen Bildmaler's W. van der Kooi. Verschiedene Kunstaussstellungen, sowohl in Haag, als in Amsterdam, bewiesen ihr großes Talent; dies würde noch mehr ausgebildet und überhaupt ihre Entwicklung vollkommener gewesen sein, wenn sie nicht durch den Tod in ihren wirklichen Blüthenjahre der Kunst am 9. Mai 1819 entziffen worden wäre. Ihr Verlust war um so fühlbarer, da sie alle mögliche Tugenden besaß und von ihren Freunden, wie von ihrem nun kinderlosen Vater auf das Innigste betrauert wurde †).

(Frenzel.)

IDSTEIN, 1) Amt, im Süden des Herzogthums Nassau gelegen, und von den Bächen Ems, Wör, Gräfel und Daule durchflossen. Durch seinen südlichen Theil streicht das Gebirge der Höhe (im neuen Zeiten Raum genannt). Dieser ist der minder fruchtbare, hat aber enge, freundliche und romantische Thäler. Dagegen ist das untere Emsbachtal, der sogenannte Gambergergrund, breit und mild, und bringt alle Arten von Getreide und Obst in ausgezeichneter Fülle und Güte. Die Größe des Amtes beträgt 92,400 Steuernormalmorgen, wovon 34,794 zu Ackerland, 8388 zu Wiesen benutzt und 44,260 vom

Walde bedeckt werden. Es finden sich nur 2462 Morgen, die ungebaut liegen und zur Weide dienen. Es leben hier in 2698 Wohnhäusern 3726 Familien, die 10,072 Seelen zählen und wovon 6997 der evangelischen, 8867 der katholischen Kirche, 19 den Mennoniten und 189 den Juden angehören. Das Amt ist in 33 Gemeindebezirke getheilt, worunter 2 Städte, 3 Flecken, 29 Dörfer, 6 Höfe, 41 Mühlen, 2 Eisenhämmer und drei Ziegeleien begriffen sind, und zählt die Kirchspiele Idstein, Gräfel, Niederelbach, Dierdorf, Emsbach, Gräfel, Borsdorf, Gamberg, Emsbach, Niederelster und Dersjodach. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptnahrungsquellen. Unter den gewöhnlichen Gewerben finden sich 32 Branntweinbrenner, 131 Leinwäber, eine Seifensabrik und viele Kleinbändler. Die größte Naturmerkwürdigkeit dieses Amtes ist die auf dem ganzen Emsboden bekannte Mineralquelle zu Niederelster, woraus in manchem Jahre 1,500,000 und mehr Krüge gefüllt, und in alle Welttheile abgeführt werden. Es gehörte in den ältesten Zeiten bis auf die Höhe und an den römischen Pfahlgroben zum Niederelstogau, und was zwischen diesem Graben und der Gräfel lag, wurde zum Niddagau gerechnet. Sein südlicher Theil kam dann durch eine Schenkung Karl's des Großen zu der Immunität oder dem Gebiet des Klosters Niederkastel, dem er nach einer Urkunde von 812 schon eigen war. Dieses hatte sich die Grafen der Kunigshundrede, die Vorfahren des Hauses Nassau, zu seinen Rechten erworben, und so trafen wir dann Nassau zu der Zeit, als sich die Landeshoheit ausgebildet hatte, hier im Besitze an, daß seine Schirmherrlichkeit nach und nach in Landesherrlichkeit zu verwandeln wußte. Seit 1255, wo die noch fortdauernden beiden Hauptlinien des nassauischen Hauses entstanden, gehörte die also sich gebildete kleine Herrschaft Idstein, der Nassau-Idsteinischen, seit 1355 einer Unterabtheilung davon, der Nassau-Idsteinischen, und seit 1629 der neuen Idsteinischen Linie zu. Nur 1635 wurde Nassau außer Besiz gesetzt, der Kaiser zog sie eintrat sie 1637 an Mainz ab, daß sie aber 1648 seinem rechtmäßigen Herrn restituiren mußte. 1721 kam sie an die Wittwe, 1728 an die usingsche, und 1816 an die weilburger, die jetzige herzogliche Linie. Das Kirchspiel Dersjodach gehörte zur Herrschaft Eyrenstein, kam von den Herren dieses Namens 1535 an Stolberg und 1581 an Mainz und von diesem 1803 an Nassau. Hierzu gehörte auch das Dorf Krenthal, das in der Kunigshundrede lag. Der nördliche Theil des Amtes, der Gambergergrund, gehörte zur Grafschaft Dieb. Das Gericht Gamberg ging 1388 mit dieser Grafschaft an Nassau-Dillenburg über, das 1420 und 1428 drei Viertel davon an Eyrenstein abtrat. Hiervon kam 1453 ein Viertel an Kappelenbogen, 1479 an Hessen, das 1557 an Nassau zurückfiel. Nassau blieb seitdem im Besitze der Hälfte. Die andere Hälfte nahm Trier 1535, als die eyrensteinische Linie erlosch, angeblich als ein anheimgefallenes Lehen, in Besiz. Trier und Nassau sind seitdem hier 1803 in Gemeinschaft hier geblieben, wo sie ein eigenes Amt hatten, das 1816 aufgehoben und nach Idstein verlegt wurde. Niederelster war grundherrlich mit

2) Vgl. auch J. v. Hammer, Des Osman. Reichs Staatsverfassung. I. 28. §. 4.

*) Der Ort ist noch merkwürdig durch das Unglück, was der Prinz von Oranien im J. 1670 allda hatte. Als die über einen Canal herabgefallene Zugbrücke beim Durchgessen deselben mit seinem Gesolge zu schnell aufgedoben wurde, stürzte er nämlich mit einem andern Reiter hinab, wurde aber noch gerettet. Johannes Wüster hat das Ereigniß in drei feine (schönen Mitteln) gestrichelt rothet dargestellt, welche zu den seltenheiten gehören. **) von Eynden Vol. II. p. 117.

†) von Eynden Vol. III. p. 235.

Niederbrechen verbunden, gehörte der Abtei St. Martin in Trier, die die Herren von Wolsberg damit belehnt hatte. Von diesen ging es um 1369 an Trier über, das auch 1564 die Landeshoheit über dasselbe an sich brachte. Das Dorf Eisenbach gehörte zur Herrschaft Neuwiedau, war aber 1326 durch Verpfändung an die von Reinberg gekommen, welche die Hälfte davon an Nassau-Saarbrücken abtraten. Dieses veräußerte 1427 ein Viertel an Trier. Als die von Reinberg 1618 ausstarben, kam deren Hälfte an die von Hohenfeld und nachher an die Grafen von Metternich. So bestand diese Dreiherrschaft hier bis 1803. Steinfischbach gehörte zur diesseitigen, nachher nassauischen Herrschaft Altenweilau.

2) Stadt, Burg und Amtssitz im Herzogthum Nassau. Sie zählt 453 Familien und 1949 Seelen. Außer dem Ackerbau nähren sich diese vom Kleinhandel und den gewöhnlichen Handwerken. Sie hat eine Saffianfabrik. Die ältern Formen ihres Namens sind: Etchenstein, Etchenstein, Etzhinsinken, Igenstein und Ystein. Die Burg verdankt einem unbekannten Eticho, der wahrscheinlich im 11. Jahrh. lebte, Ursprung und Namen. Sie scheint in der Gemarkung des Dorfes Wolsbach, das ganz in ihrer Nähe verschwunden ist, aufgefunden zu sein, und wird 1101 zum ersten Male genannt. 1265 war sie schon eine Landesburg und der Mittelpunkt der gleichnamigen Herrschaft, mit welcher sie an die nassau-walramische Linie kam. Zu ihren ältesten Burgherren gehören die Adeligen von Etchenstein, die von 1102—1349 auftraten und die Zunamen Brun, Vete, Muslein und Synndin führen. Sie legten durch ihre Burgfeste, die sie im Burgfrieden erbauten, den ersten Grund zu der Stadt. Noch im J. 1427 war die Vertheidigung der Burg einer sehr zahlreichen Burgherrnschaft anvertraut, nämlich den ritterlichen Familien von Berge, Heimershausen, Schönborn, Herpenheft, Hohenstein, Lindau, Walderdorf, Jude von Sonnenberg, von der Hese, Kolbingen, Diez, Königstein, von dem Berge genannt Kesteler, Hattstein, Molen, Spechte von Bubenheim und Rödel von Reichenberg. Sie war seit dem 13. Jahrh. die gewöhnliche Residenz der ältern nassauischen Linie, die daraus auch an Erweiterung und Hebung des Ortes dachte. Dieser war 1287 noch ein einfaches Dorf, als Graf Adolf sich beim Könige Rudolf die Rechte und Freiheiten einer Stadt für denselben und die Erlaubniß erwirkte, ihn derselben zu dürfen. Hiermit war denn die Errichtung eines Schöffengerichtes oder eines eigenen Gerichts verbunden, da der Ort bisher unter dem Dinghof in Wolsbach gestanden. Graf Philipp (+ 1509) ließ die Kanzeleibäude auführen, auf der Stelle, wo die 1427 vorkommende Iudenburg vermutlich stand, und der Warte vor der Burg, dem vermutlichsten früheren Iudentorne, ein hohes Dachwerk aufsetzen. Die alte Burg wurde unter dem Grafen Ludwig 1615 niedergelegt, und unter ihm und seinem Sohne Johann das jetzige Schloß an ihrer Stelle neu erbaut. Eine bedeutende Vergrößerung und Verschönerung verdankt die Stadt dem Fürsten Georg August, der von 1690 an, die Mauer am Himmelthore abbrechen, und die neuen Straßen auf der Westseite aus-

legen ließ, und den sich hier anbauen den besondere Freiheiten gewährte. Sie war seit dem 16. Jahrh. der Sitz der Regierung und der Landescollegien für die Herrschaften Idstein und Wiesbaden, bis diese 1728 mit denen in Usingen vereinigt wurden. Seit 1816 ist hier auch das Staatsarchiv für das ganze Herzogthum, wozu das Schloß verwandelt worden ist. Idstein stammte in den ältern Zeiten nach Wolsbach; später erhielt es eine eigene, U. L. F. Kirche, mit einem Kirchhofe vor dem Himmelthore, und Graf Gerhard erbaute die jetzige Kirche und errichtete 1333 an derselben ein dem heil. Martinus geweihtes Stift von regulirten Chorherren aus sechs Personen bestehend, dem 1340 die Pfarrei Eberbachstein und später die von Hestrich incorporirt wurde. Sie hat neun Nebensaltäre. Die Kapelle in der Burg war dem heil. Nicolaus geweiht. Mit Aufwand, Verschmuck und Kunst ließ der Graf Johann von 1667 an das Innere der Stadtkirche erneuern. Jetzt lehren zwei evangelische Geistliche in ihr. Daneben besteht aber auch seit mehreren Jahren eine katholische Pfarrei in der Stadt. Eine lateinische Schule entstand um 1576, die 1596 zu einem Gymnasium erweitert als eine treffliche Bildungsanstalt im In- und Auslande großen Ruf hatte und 1817 mit dem in Weiburg vereinigt wurde. An ihre Stelle trat hier ein Pädagog von nur ganz kurzer Dauer. Die Gymnasialgebäude wurden von 1689 an aufgeführt. Der Fürst Karl Wilhelm legte 1779 hier auch ein Schullehrer-Seminar für das damalige nassau-usingische Land an, das seit 1817 bedeutend erweitert für das ganze jetzige Herzogthum besteht, und worin alle Lehrer für seine Elementarschulen in einem dreijährigen Course ihre Vorbildung erhalten. Mit demselben stand ein landwirthschaftlicher Verein für das Herzogthum in engerer Verbindung, der hier auch sein Adressat und seine Versuchsfelder hatte, aber 1833 nach Wiesbaden verlegt worden ist. Die Stadt ist noch jetzt wie früher der Sitz eines nassauischen Oberforstamts.

(C. D. Vogel.)

IDSU, Fürstenthum an der Südküste der japanischen Insel Nipon, das sich zwischen der Bai von Atomina und dem Busen von Jeddo hin bis zum großen Ocean erstreckt, die Gebrooken-Inseln Katsido und andere umfaßt, zum Theil fruchtbare Hügel und Ebenen hat, Silber und Salz erzeugt und eine starke Fischerei unterhält.

(R.)

IDSUMI oder Sensju, Provinz in der Landschaft Isezen auf der japanischen Insel Nipon, mit vielen Seen und Flüssen, aber nicht eben fruchtbarem Boden; darin die große und volkreiche, an der Bai von Osaka malerisch belegene Reichsstadt Sakai mit bedeutenden Kupferhütten.

(R.)

IDSUMO, Fürstenthum in der Landschaft Samositi, auf der Westseite der japanischen Insel Nipon, grenzt im Westen an die Straße von Corea, im Norden an das Meer von Japan, im Osten an Fooki, im Süden an Iwami, und bildet eine Art Halbinsel, die sich nach der Insel Shi hin erstreckt. Der Boden ist fruchtbar und die Einwohner beschäftigen sich viel mit Seidenweberei.

(R.)

Idt (Itz), f. It.

Idubeda (Geogr.), f. unt. Hispania.
 IDUMAEA (Ἰδουμαία), IDUMAER (Ἰδουμαῖος),
 der griechische Name für das hebräische Edom (עֲדוֹם)
 und Edomiter (עֲדוֹמִי). Nach 1 Mos. 36, 9. 43
 stammte diese Völkerschaft von Esau, dem älteren Sohne
 Isaak's, ab, welcher auch Edom (der Rother) hieß. Sie
 war daher mit den Hebräern nahe verwandt, ohne daß
 sie dadurch zu diesen in ein freundschaftliches Verhältniß
 getreten wäre. Vielmehr standen beide meistens einan-
 der feindlich gegenüber, so daß ihre Lage im Großen sich
 ebenso gestaltete, wie nach der heil. Urkunde (1 Mos.
 27 fg.) die ihrer Stammväter im Kleinen gewesen war.
 Sie selbst über die Dauer dieser Völkerschaft hinaus hat
 sich der Haß der Juden gegen sie erhalten; daher kommt
 es, daß sie mit dem Namen Edomiter gern ihre Tod-
 feinde *) bezeichneten, ohne alle Rücksicht auf Verwandt-
 schaft oder Zusammenhang derselben mit den wahren und
 eigentlichen Idumäern. Als die Ureinwohner Idumäa's
 können Esau's Nachkommen nicht angesehen werden; viel-
 mehr hatten die Horiter (f. d. Art.) vor ihnen das
 Land inne, hielten sich wahrscheinlich auch noch längere
 Zeit neben ihnen, bis sie allmählig denselben weichen muß-
 ten (5 Mos. 2, 12. 22). In diesem Landstriche wohnte
 auch der Völkstamm Maon (מֹאֵן, מֹאֲנָה), welcher
 Richt. 10, 12 neben den Sizoniern und Amalektern er-
 wähnt wird, theilweise von den Sizoniern zur Zeit des
 Hiskia aus seinen Sitzen vertrieben, und vom Könige
 Asa besiegt wurde (1 Chron. 4, 41. 2 Chron. 26, 7).
 In dem auf der Pilgerstraße von Syrien nach Mekka
 liegenden Orte Maän (معان) glaubt man nicht ohne
 Grund noch eine Spur desselben zu finden.

Der Umfang des Gebietes, welches die Idumäer inne
 hatten, läßt sich, wegen Mangels bestimmter Aussagen des
 A. T. darüber, nicht ganz genau angeben, am wenigsten
 in Zahlen bestimmen. Auch scheint es, daß die Grenzen
 in verschiedenen Zeiten sich änderten. Jedenfalls bildete
 das hebräische Gebiet die Nordgrenze (Jos. 11, 16. 17.
 12. 7. 4 Mos. 34, 3 fg.), wenn sie auch nicht überall
 ganz fest sein mochte, sondern zuweilen bei günstigen Um-
 ständen weiter hinaus gerückt wurde. Namentlich fiel
 der Antheil des Stammes Juda an der Edomiter Land
 (Jos. 15, 1. 21). In Nord und West berührte sich
 Idumäa mit Philistia und Ägypten; auch hat man nach
 Richt. 11, 18. 2 Kön. 3, 8. Jes. 11, 14 die Moabiter
 in der Nähe dieses Landes zu suchen. Aus den Andeu-
 tungen der heil. Schrift ergibt sich ferner, was Reisende
 in neuerer Zeit vollkommen bestätigt haben, daß es ein
 Hochland, durchschnitten von furchtbaren Felsen, und da-
 her von Natur sehr war (1 Mos. 27, 39. Jer. 49, 16 fg.
 Ezech. 25, 3 fg.). Innerhalb desselben gab es aber auch
 einzelne fruchtbare Thäler und Hügel, die einfachen
 Bedürfnisse der Bewohner zu befriedigen *).

Leicht geschah es, daß der Name Edom auf Esau's
 Nachkommen und auf das von ihnen bewohnte Land
 übertragen wurde. Denn er selbst hatte sich im Gebirge
 Seir (צִרְיָה, d. i. bebaart, rauh, also hier wol mit
 Gestrüpp bedeckt) niedergelassen (vgl. 1 Mos. 32, 4.
 33, 14. 16), welcher Name noch jetzt in dem arabischen
 Scherath (شعر) fortzuleben scheint, wie denn bereits
 der arabische Bibelübersetzer Saabias 1 Mos. 36, 8 Seir
 davon deutet. Der Gebirgsstrich nun, südlich vom toben
 Meere bis zum alanischen Meerbusen, zerfällt nach
 neuester Einteilungsweise in zwei Districte, in einen nörd-
 lichen, Dschebäl (جبال), d. i. Gebirge, bei den Grie-
 chen und Römern Gebalene genannt, und in einen
 südlichen, welcher den Esch-gera heißt. Gesenius *)
 ist der Überzeugung, daß das alte Esir beide Districte
 umfaßte, während Rosenmüller *) dafür den Beweis ver-
 misst, daß auch Dschebäl dazu gehört habe. Der nörd-
 liche District wird, wie Burckhardt *) berichtet, von Ke-
 zel (oder dem vormaligen südlichen Theile Moab's) durch
 den Wadi el Alfa und wiederum vom südlichen Districte
 durch den Wadi Moer getrennt. Auch Leon de La-
 borde *) nimmt an, daß das Gebirge Esir sich bis zum
 rothen Meere erstreckt, und also auch das Wadi Araba
 in sich begriffen habe; auch bemerkt er *), daß das
 Edom's bedente sich aus dem jetzigen Wadi Garandel bis
 zum Fingischen Jereb, dem heutigen el Afsa. Idumä-
 scher Städte geschieht im Allgemeinen in der Bibel nur wenig
 Erwähnung. Es ist nicht entschieden, ob die 1 Mos. 36,
 32 fg. erwähnten Districte, aus welchen die alten edo-
 mitischen Könige stammten, sämtlich zum Lande Edom's
 gehörten; doch scheint es allerdings, als sei es Meinung
 des Referenten. Die bedeutendste Stadt war unstreitig
 Sela (צִלָּה), d. i. Fels (2 Kön. 14, 7), wofür bei
 Griechen und Römern der gleichbedeutende Name Petra
 im Gebrauche war. Die Ueberreste derselben sind erst in
 neuerer Zeit wieder entdeckt und besonders vom Klen de
 Laborde nach allen Seiten durchforscht. Das Nähere dazu
 über f. im Art. Petra. In der Nachbarschaft derselben
 liegt der Berg Hor. Als die südlichsten Punkte des Lan-
 des hat man die Häfen Elath und Eziongeber (f. d.
 beid. Art.) anzusehen, am alanischen Meerbusen (5 Mos.
 2, 8. 1 Kön. 9, 26. 2 Chron. 8, 17), welcher jetzt der
 Busen von Akabah (أحباس) heißt. Nach Abman, einem
 Enkel Esau's (1 Mos. 36, 10. 11), wurde eine Gegend
 in Idumäa benannt (Jer. 49, 7. 20. Ezech. 25, 13.
 Dabab. 3. 9), und ein Fledern, fünf römische Meilen von

de l'Arabie Pétrée Introd. p. 1) sagt daher nach einiger längerer
 Erwählung des Landes: „Le pays d'Edom avait un brillant
 fertilité; ce sont les montagnes environnant Pétre, auxquelles
 il est facile de reconnaître ces qualités.“ Vgl. auch p. 14.

4) Im hebr. Wörtrb. unter צִרְיָה und Anmerk. zur deutschen
 Übers. von Burckhardt's Reisen in Syrien, Palästina etc.
 2. Bd. S. 1067. 5) Bibl. Alterthumskunde. 5. Bd. S. 67.
 6) Reisen in Syrien, Palästina etc. in der deutschen von H.
 Gesenius herausg. Übers. 2. Th. S. 674 u. 688. 7) a. a.
 O. p. 1 u. 7. 8) a. a. O. p. 7.

1) Joseph. Antiquit. hebr. L. cap. 1. §. 1. noch etwas
 anderer Aussprache Ἰδουαί; er meint, die Griechen hätten den
 hebräischen Namen ungeschaltet ἐν τοῖς οὐρανίοις. 2) A. B. die
 Idomer, dann die Griechen. Vgl. Otho. Lex. rabb. sub voce
 Roma. Lightfoot. Hor. hebr. p. 683, ed. Carpzov. oder Opp.
 ed. Leiden. Vol. II. p. 399. 3) Leon de Laborde (Voyage

Sela (Petra) entfernt, von welchem noch Eusebius im Onomasticon unt. d. B. *Siquar* erwähnt, daß er eine römische Besatzung hatte. Idumea galt als Sitz der Weisheit (Jer. 49, 7. Bar. 3, 22, 23), eben deswegen wird der bedeutendste Gegner Hiob's in dem gleichnamigen Buche als ein Idumean bezeichnet.

Aus 1 Mos. 36 ergibt sich, daß Einteilung des Volks in Stämme bei den Idumäern ebenso wolgedacht war, als bei den Hebräern und Arabern; das Haupt des Stammes hieß Alluf (אֱלֻף, von אֶלֶף, Familie), wie bei den Horiten⁹⁾. Ferner wird in derselben merkwürdigen Stelle ausdrücklich behauptet, daß Esau's Nachkommen das Königthum früher bei sich einführten, als die Hebräer. Rosenmüller¹⁰⁾ sucht ebenso wie Chr. B. Michaelis¹¹⁾ beide Angaben durch die Annahme zu vereinigen, daß beide Vorfassungen neben einander bestanden hätten, nur in verschiedenen Districten Idumäa's; namentlich glaubt er, daß über die Ecomiten im nordöstlichen Theile (dem jetzigen Dschebel) Könige geherrscht hätten. Indessen möchte der kurze und einfache Bericht der Genesis für diese Hypothese kaum geltend gemacht werden können, und v. Wohlen¹²⁾ hat gewis Recht, wenn er behauptet: „Von der ursprünglichen Stammverfassung waren die Ecomiten, gleich den Hebräern und heutigen Aghamen, — zu Monarchen fortgeschritten.“ Allerdings glaubt Rosenmüller dadurch die Differenzen, welche man zwischen 4 Mos. 20, 14—21, 4. Richt. 11, 17, 18 einerseits, und 5 Mos. 2, 4—8. 29 andererseits, endlich auch zwischen 2 Mos. 15, 15 und 4 Mos. 20, 14 gefunden hat (die letztere ist übrigens höchst unbedeutend), am besten ausgleichen zu können. Da aber keine Notiz seine nicht besonders wahrscheinliche Ansicht bekräftigt, so hat man sich wol nach einer andern Erklärung jener verschiedenen historischen Angaben umzusehen, und sich an die Worte von 1 Mos. 36 ohne alle Kunstlei zu halten. Auffallend ist es, daß von allen 1 Mos. 36, 32 fg. namentlich aufgezählten Königen kein einziger mit seinem Vorgänger in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse erscheint. Rosenmüller ist geneigt¹³⁾; daraus zu schließen, daß es ein Wahrscheinliches war, oder auch diese Könige durch Usurpation auf die Thron gelangten. Nach 1 Kön. 11, 14 fg. jedoch gehörten wenigstens später die Könige einer bestimmten Herrscherfamilie an. Zu den Erwerdmitteln der Idumäer gehörte nach 4 Mos. 20, 17 auch Acker- und Weinbau; unstreitig viel Viehzucht und lebhafter Handel. Von der Laborde bemerkt nach Autopsie des Landes in dieser Beziehung¹⁴⁾: „Die Ecomiten, welche das ganze zwischen Babel Musa und Moilah — befindliche Gebiet inne hatten, waren früher als die andern Stämme zu sitzenden Lebensweisen (habitudes) gewöhnt, sei es

durch die fruchtbare Natur ihres Bodens, sei es durch die Nähe der Küsten.“ Über die Religion Idome's enthält das A. T. nur eine ganz unbestimmte Äußerung 2 Chron. 25, 20. Bei Flav. Josephus¹⁵⁾ aber wird eine Gottheit Ko¹⁶⁾ erwähnt, jedoch ohne alle Charakteristik derselben.

Die geschichtlichen Thatfachen, in welchen die Idumäer mehr oder minder betheilig erschienen, sind hauptsächlich folgende: Schon bei dem Zuge der Hebräer von Ägypten durch Arabien in das ihnen verheißene Land Kanaan erwies sich das ihnen verwandte Volk ungenügend und widerwärtig. Jene daten nämlich um die Erlaubnis, ihren Weg durch Idumäa nehmen zu dürfen, wurden aber abschlägig beschieden (4 Mos. 20, 14 fg. vgl. Richt. 11, 17), wahrscheinlich weil man fürchtete, sie könnten sich darin festsetzen wollen (5 Mos. 2, 4), und sie sahen sich mithin genöthigt, an Idumäa's Grenze hinzuziehen (4 Mos. 21, 4). Diese Nachricht sucht Gramberg¹⁷⁾ gegen die oft als widersprechend betrachtete¹⁸⁾ Stelle 5 Mos. 2, 8, 29 nicht nur zu verteidigen, sondern erklärt sich den im Deuteronomium enthaltenen Bericht durch das Bestreben des Verfassers, die zu seiner Zeit mächtigen Ecomiten zu gewinnen und die schwachen Israeliten vom Kampfe mit ihnen abzuhalten (mit Bezug auf Cap. 23, 8). Zu dieser, schon von Biner¹⁹⁾ mit Recht als sehr gewagt betrachteten, Vermuthung wird sich schwerlich noch sonst Jemand bekennen. Im schlimmsten Falle würde man doch nur annehmen können, daß sich über das Verhalten der Idumäer zwei verschiedene Überlieferungen vorfinden, welche alle beide in die Mosaiken'schen Schriften übergingen. Dann aber zwingt auch 5 Mos. 2 nicht zu der Annahme eines förmlichen Durchzugs der Hebräer durch Idumäa; denn der Ausdruck ist vielmehr so allgemein gehalten, daß ein bloßes Hinziehen an der Grenze des Landes recht gut verstanden werden kann, bei welchem sich die Hebräer einiger Unterthänigkeit mit Lebensmitteln von Seiten der idumäischen Grenzbenwohner zu erfreuen gehabt hätten. Die Furcht vor Ueberwältigung der Hebräer, welche jene Verweigerung des Durchzugs veranlaßt und die feindliche Stellung zwischen beiden Völkern erzeugt hatte, rechtfertigte sich später als Krieg gegenüber. Der König Saul führte einen glücklichen Krieg gegen die Ecomiten (1 Sam. 14, 47), und David legte, nachdem er sie schon völlig unterworfen hatte, Befestigungen in die bedeutendsten Orte (2 Sam. 8, 14. 1 Chron. 18, 12, 13. 1 Kön. 11, 15. Ps. 60, 2). Unter Salomo unternahmen die vereinigten Hebräer und Phönizier von den Häfen am Atlantischen Meerbusen aus die berühmte Fahrt nach Ophir (1 Kön. 9, 26), was ihm nur dadurch möglich wurde, daß die Ecomiten von ihm abhängig waren. Gegen das Ende der Regierung Salomo's lebte zwar Hadad, ein Sprößling des Ecomitischen Königshauses, welcher sich zu David's Zeit nach Ägypten geflüchtet ge-

9) Vgl. 1 Mos. 36, 21. Beim Propheten Zacharias (Cap. 9, 7, 12, 5, 6) wird der Ausdruck auch von den herrschenden Stammhäuptern gebraucht. 10) Bibl. Alterthumsk. 3. Bd. S. 69, und Scholia in Genes. p. 557 (ed. A.). 11) Dissert. de antiquissima Idumaeorum historia. s. XV; in Paer's Sylloge comment. theol. p. VI. p. 217 sq.

12) Die Genesis historisch kritisch erläutert. S. 542. 13) Bibl. Alterthumsk. 3. Bd. S. 70. 14) a. a. D. p. 14.

15) Antiquit. Jud. L. XV. c. 7. §. 9. 16) Krit. Geschichte der Religionsdenkmal des A. T. 2. Th. S. 472. 17) B. d. v. d. Wette in der Kritik der Mosaiken'schen Geschichte. S. 359. 18) Bibl. Realwörterb. 1. Th. S. 546 (2. Ausg.).

habt hatte, in sein Vaterland zurück und gab sich Mühe, das Joch abzuschütteln (1 Kön. 11, 14 fg.); allein die durch ihn veranlaßte Bewegung muß entweder ohne dauernden Erfolg gewesen, oder blieb auf einen Theil des Landes beschränkt geblieben sein. Man sieht dies nämlich daraus, daß 1 Kön. 22, 48 ausdrücklich erzählt wird, zu Josaphat's Zeit sei kein König in Dumäa gewesen. Es wurde also unstreitig durch einen bedrängten Statthalter regiert, da Josaphat die Schiffahrt von Giongaber aus auf's Neue zu beleben suchte (1 Kön. 22, 49). Bei der Theilung des bedrängten Gebietes in zwei Reiche war Dumäa an den Herrscher des Reiches Juda gekommen, da dieses von denselben südlich begrenzt wurde, und allein aus dieser Besetzung einen Vortheil ziehen konnte. Der 2 Kön. 3, 9. 12. 26 erwähnte edomitische König, dessen Truppen mit denen des Königs Josaphat von Juda vereinigt erschienen, war gewiß nur bedrängter Josaphat, welchem man den Königstitel verstattet hatte. Erst unter Josaphat's Nachfolger, Joram, gelang es den Edomitern, sich wieder unabhängig zu machen, und sie hatten von der Zeit wieder Könige aus ihrer Mitte (2 Kön. 8, 20 fg. 2 Chron. 21, 8 fg.). Zwar errangen die Könige Juda's von Zeit zu Zeit wieder einige Vortheile über sie, Amasia eroberte sogar ihre Hauptstadt Seila und veränderte ihren Namen in Jotseph (2 Kön. 14, 7. 2 Chron. 25, 11. 12. 14), und Uria den Hufen Glath (2 Chron. 26, 2); allein alle diese Eroberungen waren nur vorübergehend. Denn unter dem Könige Abas von Juda konnten die Edomitern es sogar wagen, in Judäa Einfälle zu machen (2 Chron. 28, 17), und der Hufen Glath ging für die Hebräer durch König Rezin von Syrien *) verloren (2 Kön. 16, 6). Auch sieht man aus den prophetischen Schriften des A. T., daß die Macht der Edomitern in demselben Maße zunahm, wie das geschwächte Reich Juda seinem Untergange zueilte. Gegen die Zeit der Wegführung der Hebräer in das babylonische Exil hatten sie ihre ursprüngliche Grenze weit überschritten, und ihr Gebiet nordöstlich bis nach Moaba in Hauran und gegen Süden bis nach Dedan ausgedehnt; vgl. Jer. 49, 8. 20. Ezech. 25, 13. Jes. 34, 6. 63, 1. Babel's Uebermacht zu widerstehen, durften freilich auch sie nicht hoffen (Jer. 27, 3. 6); dies sahen sie ein und schloffen sich daher schlaue genug dem großen Eroberer gutwillig an, welcher ihre Fuldigung wol um so lieber annahm, als er nicht gerade große Lust haben mochte, sein Glück in dem unwirthlichen Gebirgslande aufs Spiel zu setzen. Auf solche Weise entgingen sie dem allgemeinen Schicksale der kleinen verdorrten Völker, der ihnen von bedrängten Propheten längst angekündigten gewaltsamen Unterjochung und Vernichtung ihres Landes (Jer. 11, 14. Joel 4, 19. Amos 1, 11). Mit Schadenfreude sahen sie ihren ehemaligen

Zwingherren unterliegen (Kagl. 4, 21. Ezech. 35, 13. 36, 5. Ezech. 12), benutzten den Moment, die Hülfe den zu tödten und auszulüthen, und gaben sich auch wol der Hoffnung hin, das Land der Hebräer später zu erhalten (Ezech. 35, 5. Ezech. 10 fg.). Eine natürliche Folge davon war desto größerer Haß der Juden, wie er sich in den Aussprüchen der spätem Propheten und Dichter abspiegelt (vgl. Ezech. 25 und 35. Ezech. 34 und 63. Ps. 137). Ubrigens gaben diese Eroberungen Veranlassung zu der Meinung, daß auch Dumäa in die Hände des babylonischen Königs Nebuchadnezzar gefallen und seine politische Exilung ganz eingeblüht habe **); allein Gesenius bemerkt dagegen ganz richtig **), aus dem spätem Auftreten desselben erdelle, daß es damals verschont geblieben sei, wie dies auch schon durch sein früheres Anschließen an den Sieger wahrscheinlich werde. Nur so viel steht fest nach Mal. 1, 3 fg., daß die unvermeidlichen Uebel des Krieges dasselbe hart trafen, da es vom babylonischen Heere unstreitig durchzogen wurde. Nachdem aber die Gesel des Krieges sich hinweggewendet hatte, bemächtigten sich die Edumäer Eduladina's (vgl. Ezech. 35, 10), namentlich auch der Stadt Herion (1 Makk. 5, 65), was bei der allgemeinen Verödung dieser Gegenden leicht anging. Erst durch den Makkabäer Judas wurden sie wieder von dort verdrängt. Allein von dieser temporären Besitzergreifung wendet doch Josephus *) den Namen Dumäa zuweilen noch auf solche Punkte Judäa's an, welche zu Dumäa im engeren und ursprünglichen Sinne nicht gehört hatten. Noch in der Zeit, wo die syrischen Könige Palästina besaßen, bewiesen die Edumäer ihre alte Feindschaft gegen die Juden bei jeder Gelegenheit (vgl. 1 Makk. 5, 3. 2 Makk. 10, 15. 12, 32 fg.). Johannes Hyrcan bezwang sie endlich ganz und gar, und verstattete ihnen nur unter der Bedingung, daß sie sich bescheiden ließen, in ihrer Heimath zu bleiben *). Doch merkwürdig genug, gelang es noch einem Edumäer, Antipater, sich zum letzten Sprossen des Hasmonäidischen Hauses unentbehrlich zu machen, und endlich seinem Sohne Herodes, sich selbst über den Trümmern der schwachen Dynastie zum Könige der Juden zu erheben. Über ihn und seine Familie vgl. d. Art. Antipater und Herodes. In dem jüdisch-römischen Kriege, durch welchen das jüdische Volk als solches für immer das Land seiner Väter einbüßte, spielten die Edumäer eine sehr unruhmliche Rolle. Zur Vertheidigung Jerusalems hatte nämlich die jüdische Partei 20,000 Vertheidiger in die Hauptstadt gezogen; allein diese Hade warnte sich gegen die unglücklichen Einwohner und benutzte ihre Gewalt zu Mord und Plünderung **). Ruhen gewahrte sie dagegen nicht, sondern verließ die Stadt, noch ehe Titus

19) Rosenmüller möchte übrigens 2 Kön. 16, 6 Edomitern lesen für Edumäer, und Edumäer zu Edom für Edumäer, weil Glath niemals zu Syrien gehört habe, und die Edumäer gewöhnlich Edumäer heißen. Es möchte also Rezin Glath erobert und dann den Edumäern überlassen haben.

20) Vgl. Eichhorn, Die bedrängten Propheten. 2. Bd. S. 618 u. 624 u. Bertholdi, Histor.-krit. Einleit. in Samml. von u. apokryph. Schriften des A. u. N. T. 4. Bd. S. 1289. 1440 u. 1625. 21) Philolog. krit. u. histor. Commentar über den Jesaja. I. 2. Bd. S. 906. Anmerk. 22) Cf. Reland, Palästina. I. 1. cap. 12. p. 70. 23) Joseph. Antiquit. Jud. 7. XIII. cap. 9. §. 1. 24) Joseph. De bello Jud. I. IV. cap. 4. L. VII. cap. 8. §. 1.

die Belagerung derselben begonnen hatte²⁵⁾. Mit dieser Notiz schließt sich die Geschichte der Nation für immer, obgleich die Idumäer in den Bewohnern des petrischen Krabens unstreitig noch fortleben. Wie andere kleine Völkerschaften, die Ammoniten, Moabiten u., verloren sie sich unter dem allgemeinen Namen der Kraber. Schon bei Josephus kommt es vor²⁶⁾, daß Petra und die umliegende Gegend zu Kraben, während der damals Idumäa genannte District zu Judäa gehörte und unter Herodes von einem besondern Kraben verwalzt wurde²⁷⁾.

Außer der schon angeführten Commentatio von Christoph. Wend. Michaelis, welche mit Bezug auf 1 Mos. 36 die früheste Geschichte Idumäa's im Auge hat, und J. van Iperen, Hist. crit. Edomaeorum et Amalek. (Leovärd. 1768. 4.), welche Schrift ich nicht benützen konnte, vgl. man besonders die gute Zusammenstellung der Geographie und Geschichte in Bine's bibl. Realwörterb. unt. d. B. Edomiter; Sefenius, Commentar zum Jesajas. I. Th. S. 904 fg. und Henderer, Obadias prophetae orac. in Idumaeos. p. 1 sq. Weniger gehört hieher Christoph. Nolde, Historia Idumaea (Frankf. 1660. 12. und sonst, auch in Favercamp's Ausgabe des H. Josephus), welche sich nur auf das Leben und die Thaten der Heroden bezieht. Die neuern geographischen und geschichtlichen Verhältnisse des vormaligen Idumäa hängen natürlich mit denen von ganz Kraben innig zusammen, und ist daher darüber unt. d. Art. Arabien nachzusehen. (A. G. Hoffmann.)

IDUMANIA. Nach Ptolemäus, welcher *Edomaeus* schreibt, hieß so ein Fluß in der Britannia Romana zwischen dem Abos (Humber) und Thamesis (Thems), der die Colonia Camalodunum berührte, und jetzt entweder der Schelmer oder der Blackwater in Essex, oder nach Mamert die Mündung des Stour bei Harwich in Essex ist. (S. Ch. Schirlitz).

IDUN, IDUNN, ITHUNN (latiniſirt Iduna), eine weibliche Gottheit der nordischen Mythologie, welche sowohl in der jüngern als in der ältern Edda eine wichtige Rolle spielt. Ungeviß jedoch lassen die Quellen, ob die Idun des Hrafnagaldr Eðins ein und dasselbe Wesen mit Idun, der Gattin Bragi's, ist. Ruere, z. B. Finn Magnusen, nehmen diese Einheit als unabweisbar an. Mir jedoch scheint sie zweifelhaft, weil sich in den Kennungen Idun's keine Anspielung auf die Sage findet, daß Bragi's Gattin zur Höl oder in die Todtenwelt hinabgesunken sei, und auch nicht von den Elakden als Ivald's Tochter bezeichnet wird. Wäre aber die Voraussetzung dieser Identität begründet, so ist doch gewiß, daß die Sage von Idun, welche das genannte Eddalied enthält, so bedeutungslos sie auch ist, nicht verdrängt war, weil sie sonst die Elakden dichterisch benutzt haben würden. Die Idun in dem Hrafnagaldr Eðin's, welche

dort zugleich dichterisch durch Ranna und Jörunn¹⁾ bezeichnet wird, ist hier nicht besonders zu besprechen, da das im genannten Eddaliede von ihr Enthaltene bereits im XI. Bde. dieser Sect. S. 295. 296 angegeben ist²⁾. Nur die Deutung Wone's (Gesch. d. Heidenth. im nordl. Eur. I. S. 442), welcher die Idun des Hrafnagaldr Eðin's mit dem Weibe Bragi's identificirt, von der Höllenfahrt Idun's, wie er es nennt, möge noch folgen. Er schließt aus den Umständen, unter welchen die Götter in dem genannten Eddaliede ein Todtenorakel befragen, daß Idun mit Walkür zur Höl oder richtiger unter die Else Yggdrasil, als Begleiterin der Ranna gesunken, und daß diese Höllenfahrt ihrem Raube durch den Riesen Thiaſsi entspricht, sich also daraus erklärt, warum die Götter und die Welt altern können. Es heißt nämlich: „In den Adlern verweilt die vorwissende Göttin, gesunken unter die Else Yggdrasil's, die Asengeschlechter hießen sie Idun, das jüngste von Ivald's ältern Kindern.“ Ihr Verweilen bezieht sich ohne Zweifel auf jenes des Raben Hugin, aber daß sie eine vorahnende Göttin ist, steht hier zum ersten Male. Ihr Sinken unter die Else möchte die ewige Jugend der künftigen Welt bedeuten, da der Baum nicht umfällt, darum vielleicht die ihrer Askunft die Gegenstände des Alters erwähnt sind. Die im Hrafnagaldr Eðin's vorkommende Ranna, welcher die Götter einen Wollfsbalg geben, nimmt Wone als die Göttin Ranna, welche um ihren Gatten Walkür trauert, während wahrscheinlich Ranna dichterische Bezeichnung für Idun, da, wie der Sammler der Kennungen sagt, der Name einer Äsin für den Namen einer andern gebraucht werden kann, wenn sie dabei durch eine ihrer Eigenschaften gehörig bezeichnet wird. Im Hrafnagaldr Eðin's geht aber aus dem Zusammenhang hervor, daß unter der Ranna die vorübergehende Idun zu verstehen ist. Die Brauer Ranna's ist nicht notwendig darauf zu beziehen, daß Ranna ihren Gatten bereits durch den Tod verloren hätte, sondern Ranna, d. h. ihre Idun, kann ebenso gut darum weinen, weil sie den Tod Walkür's vorausieht, eines Gottes, der für alle Götter und Menschen die größte Wichtigkeit hatte. Den Wollfsbalg ertheilen die Götter der Idun wahrscheinlich darum, damit sie ein zauberhaftes Wesen in Wollfsgestalt, ein Wermis, würde³⁾, und als dieses noch besser in die Zukunft schauen könne. Aber sie verrechnen sich darin, daß Idun mit dem bezauberten und bezaubernden Wollfsbalg auch die böse Gemüthsart eines Wolls annimmt.

In der Einleitung in ungebundener Rede zu Agidreda werden unter denen, welche dem Schmause, den Ägir den Göttern gab, beizuönten, auch Bragi und Idun, sein Weib, aufgeführt⁴⁾, sowie Idun auch in den Braga-

1) Eðin Reichen des Reminiscens Jörunn; a. a. D. der Götter Sect. S. 295 lies Jörunn's für Jörunn's. 2) Die Schlußart Ithun im Hrafnagaldr Eðin's macht keinen Unterschied zwischen Idun, der Gattin Bragi's, da deren Name in der Agidreda auch Ithuna (ohne Reichen des Reminiscens Ithun) geschrieben wird. 3) Denn wie aus der Völsunga-Saga cap. 12 hervorgeht, dachte man sich die Wermis als aus Wänschen entstanden, welche bezauberte und bezaubernde Wollfsbälge anlegten hätten. 4) Fornaldar

25) Joseph. De bello Jud. L. IV. cap. 5. §. 1. cap. 6. §. 1. 26) Cf. Antiquit. Jud. L. XIV. cap. 1. §. 4. De bello Jud. L. I. cap. 13. §. 8. 27) Joseph. Antiquit. Jud. XV. cap. 7. §. 9. XVII. cap. 11. §. 4.

Räkur unter den acht Asinnen, welche zugegen waren, als Ägir bei den Göttern zu Gaste war, als vierte der Göttrinnen genannt wird, und auch als fünfte *) derselben unter den sechs Asinnen aufgezählt ist, welche dem Gaste mahle bewohnten, zu dem Ägir die Götter einlud, als er von dem Schmause, den ihm die Götter gegeben hatten, beirückte. Als in der Ägidreda auf dem Gaste mahle der Götter bei Ägir Loki seine Lästerungen gegen Bragi'n auskiffte, und dieser antwortet (Str. 12—14), bittet Idun (Str. 16) Bragi'n, daß das Band, welches sie durch Kinder und angenommene Söhne *) mit einander verknüpfe, etwas strommen, daß Bragi ihre Bitte berücksichtigen und Loki'n nicht mit Lästerworten in Ägir's Halle antworten möge. Loki erwiedert (Str. 17): Idun möge schweigen, denn er erkläre, daß sie die mannbegierigste aller Weiber sei, weil sie ihre vortrefflich gewachsenen Arme um den Mörder ihres Bruders geschlagen habe. Idun erklärt jedoch (Str. 18): sie rede Loki'n nicht mit Lästerworten in Ägir's Halle an, sondern stille den durch Trank betageten Bragi, denn sie wolle nicht, daß Beide erzümt sich schlugen. Wichtig ist diese Stelle insofern, als wir daraus sehen, daß Idun den Mörder ihres Bruders geheiratet hatte, welches in den Zeiten der Blutrache einer der größten Vorwürfe war; denn unter dem, um welchen Idun ihre Arme legte, versteht man mit der größten Wahrscheinlichkeit ihren Gemahl Bragi'n selbst †). Bei dieser Voraussetzung wird Idun nicht einen Untreue gegen ihren Gatten beschuldigt, sondern nur der zu großen Begierde, einen Mann zu haben. Die Sage verbreitet sich aber nicht darüber, wer dieser Bruder Idun's war, den Bragi erschlug.

Die Opfarginнинг in der jüngern Edda *) enthält

til Aegis-Drecks (Drecku ist Beugung) in der großen Kallgäbe der Edda Schandur. 1. B. S. 148.

5) Bei der Aufführung der Asinnen, welche zugegen sind, als Ägir bei den Göttern schmauset, folgt Idun unmittelbar nach Hei; bei der Aufzählung der Asinnen, welche dem Schmause, den Ägir den Göttern gibt, beizuwohnen, wird zwischen Hei und Idun selbst aufgeführt. 6) skæggir, Wundst-Ähne, Adipositas. 7) Mit den Worten Loki's, welche Loki an Idun richtet: Sitze thou arma thina lagader fir-thregva um thinn bróðurhama, sit (th) du deine schön-gewachsenen Arme, um deinen Brudermörder (Mörder deines Bruders) legst, sind zu vergleichen andere Stellen, wo auf ähnliche Weise Betrugenschaft umschrieben wird; 1. B. Hraunmal: nema theitri, er mic armi verr, nur der Asinn, welcher mich mit dem Arme umfängt. Thiodolf umföhret in der Hålelung Loki'n durch Freja Signyar arma, Labung der Arme Signy's, und Gewinde Staldbalsäule Ödinn durch: Freygjar fathnbyggjar, der Bewohner des Wusens Frigg's. Der Verfasser der Ägidreda kann daher auch recht gut nur eine eheliche Verbindung Idun's mit Bragi umschreiben, macht ihr aber dabei zum Vorwurfe, daß Bragi ihren Bruder getödtet habe, und nennt sie deshalb vergiarnasta, mannbegierigste, nicht als wenn Idun auch nach andern Männern begehrt oder manntetlich gewesen, sondern weil es in den Zeiten der Blutrache als der größte Tadel galt, daß ein Frauensinner dem, der ihren Bruder oder Vater erschlagen, heirathete, und was sie ja gewannen, eine solche eheliche Verbindung erwarbener, so galt es für ihre Pflicht, ihren Mann zu ermorden. 8. Weistupe in Snorre's Sturluson's Weltreid, übers. von H. Wachtel. 1. Bd. S. 57—59 u. S. 126—128. 9) Bei Hei'se nius, Dmffaga 51. 52, bei Rast G. 79.

über Idun Folgendes: Bragi's Weib ist Idun. Sie bewohnt in einer Schachtel ihre Apfel, welche dadurch aus gezeichnet sind, daß die Götter, wenn sie altern, von ihnen abbeissen sollen, um wieder jung zu werden. So würde es ergeben bis zum Untergang der jetzigen Welt (Ragnarök). Zugleich wird dabei auf Idun's Entführung durch den Riesen Thiaffi hingedeutet, indem hinzugefügt wird: „das brachte einmal beinahe unüberwindliche Gefahr;“ in dem vollständigen Worte bei Rast bemerkt Har zu Gangarinn: „woon ich dir viel erzählen könnte,“ in der kürzern Bearbeitung bei Resenius: „wie später gesagt wird.“ Die Opfarginнинг und die Bragardur werden also hier als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet. Die erste Sage, welche in dem Bragardur Bragi Ägirn, als er bei den Asen zu Gaste ist, erzählt, ist dieses Inhalts †). Die drei Asen Eönn, Loki und Hainir kamen auf einer Reise über Gebirge und über die Wälder, wo es schwer war, Kost zu erlangen. Am Abend jedoch fanden sie in einem Thale eine Heerde Kälben, von welchen sie sich einen Zug richteten. Aber er wurde durch's Kochen nicht gar. Dieses bewirkte, wie er selbst erzählte, ein über den Kessel stehender großer Adler, welcher aber sagte, wenn sie ihm seine Sättigung von dem Fischen gäben, so würde er gar geflossen werden. Sie erlaubten ihm jenes, und er verschlang sogleich beide Schenkel und beide Hüfte. Loki, darüber erzümt, schlug mit einer großen Stange auf den Adler. Dieser flog auf, und Loki's Hand war an der Stange und das andere Ende derselben auf des Adlers Rücken fest. Loki, in Furcht gesetzt, daß seine Arme aus den Achseln gerissen würden, bat den Adler um Frieden. Dieser aber versicherte, daß Loki niemals loskommen solle, wenn er ihm nicht Eide leistete, daß er Idun mit ihren Äpfeln aus Asgard bringen werde. Loki leistete den Eidschwur und kam los. Zur abgetretenen Zeit lockte Loki Idun aus Asgard hinaus in einen Wald, indem er sagte, er habe solche Äpfel gefunden, welche ihr Kostbarkeiten danken würden, und forderte sie auf, ihre Äpfel mit sich zu nehmen, und mit jenen zu vergleichen. Dabin kommt der Riese Thiaffi in Aderhülle, nimmt Idun und steigt mit ihr fort nach Thromheim zu seinem Hofe. Den Asen erging es durch das Verschwinden Idun's schlimm. Sie wurden bald grau und alt. Sie hielten Äding (Berichtsversammlung) und forschten nach, was man zuletzt von Idun wisse, und dies befand darin, daß sie mit Loki Asgard verlassen hatte. Loki ward da ergriffen, auf das Äding gebracht, und ihm mit Tod oder Prügelung gedroht. Er ward in Schreden gesetzt, und sagte, er werde nach Idun in Jötunheimar (den Wäldern der Riesen) suchen, wenn Freya ihm die Hakenhülle leihen wolle. Als er diese erhalten, flog er nach Norden ins Riesenland, und kam eines Tages zum Riesen Thiaffi. Dieser war auf die See gerudert und Idun allein daheim. Loki verwandelte sie in die Gestalt einer Schwalbe (oder nach anderer Lesart eine Auh), nahm sie in seine Klauen, und flog so schnell als möglich. Als Thiaffi heimkam und Idun vermisse, flog er in Aderhülle Loki'n nach, und vermochte mehr im Fluge. Die

9) Bei Resenius, Dmffaga 51. 52, bei Rast G. 79.

Asen, welche den Falken mit der Schwalbe und den Adler ihm nachfliegen sehen, geben hinaus unter Asgard, und tragen dahin Trachten von lodern Spähnen. Als der Falke über die Burg hineingeflogen und sich bei der Burgmauer niedersinken lassen, schlagen die Asen Feuer in die lodern Spähne. Als der Adler den Falken verlor, vermochte er nicht, seinen Flug zu hemmen, und die Flamme traf sein Gefieder. Die Asen waren bei der Hand und erschlugen ihn innerhald Asgirdur (des Gatters Thors Asgard). Daß die Sage von Idun, ihren Äpfeln und ihrer Entführung durch den Riesen Thiaffi echt ist, geht aus den Umschreibungen hervor, welche der Sammler der Kenningar (Bezeichnungen) aus den Staldbüchern gezogen hat; denn hier findet sich nicht nur die Bezeichnung Idun's durch Koua Braga (Weib Bragi's), sondern auch durch Gjaetandi Epla, Bewohnerinnen der Äpfel, und Rängfengi Thiaassa Jötuns, schiefer Gang (Beute) des Riesen Thiaffi, d. h. ein Raub, welcher dem Riesen Thiaffi übel bekam. Die Kenningar sind auch darum merkwürdig, weil Idun daselbst als eine der vier Hauptasinnen aufgeführt wird oder ungerechter Raub. Die Kenningar der Hauptasinnen, wie sie der Sammler derselben nennt, Frigg, Freya und Eif, werden allein mitgetheilt, dann folgen die dichterischen Umschreibungen der Idun. Unter den Nöfn Asinjanana, den Namen der Asinnen, werden alle Asinnen aufgeführt, und hier hat Idun diese Stelle Frigg, Freya, Gerdur, Gefion, Sna, Lofn, Stabi Jörð, Idun, Jinnur u. s. w. In der Hávamál kommen auch wichtige Bezeichnungen der Idun vor, Thiodolf von Hvin, ein berühmter Stalbe, welcher in dem genannten Liede einen Schild besungen hat, auf welchem dargestellt war, wie der Riese Thiaffi mit den drei Asen reist und die Idun entführt, und dafür erschlagen wird, nennt Idun 1) Mädchen (dichterisch für Weib), welches die Schmerzen zu heilen gewohnt ist, die auch die Heilmittel gegen das Alter der Asen ¹⁾ kannte. Diese Bemerkung des heidnischen Stalben, der im 9. Jahrh. an dem Hofe Harald's des Haarföhnen (siehe Seite 107), ist für die Sage von den Verjüngungsäpfeln der Idun von größter Wichtigkeit. Die, welche der Meinung sind, daß die Normannen sich die Götter als rein geistige Wesen gedacht, müssen den größten Anstoß daran nehmen, daß die Götter, um nicht zu altern, der Äpfel Idun's bedürfen. Diejenigen, welche gar die Echtheit der Edda bezweifeln, können nicht anders, als diese Sage als eine christliche Dichtung ansehen; erkennen, um die heidnischen Götter zu verdrängen. Aber Thiodolf von Hvin rettet die Echtheit der Sage. Wollte man aber behaupten, Laubert sei nicht Sage der gütigen, vermöge ihrer Natur Wunder thüenden Götter, sondern werde erst den gesunkenen und verachteten zugesprochen, so streitet diese Annahme ²⁾ mit vielen alten Angaben. Denn z. B. Odin zählt in den Hávamál seine Laubertlieder auf, und

durch einen Theil derselben kann er seinen Fremden nähern, durch einen Theil der andern seinen Feinden Schaden stiften u. s. Vergleichlich wir solche Göttersagen, so werden wir in Idun's Äpfeln ³⁾ auch nichts anderes als Zauber mittel erkennen ⁴⁾. 2) Bezeichnet Thiodolf Hvin die Idun durch goda als, welches Finn Magnúsen erklärt durch Numinum Dea s. praestantissima, quum sine ea mortalitati subiecti forent. Allerdings liegt zugleich darin, was Homer durch die Idun ausdrückt. Doch will Thiodolf von Hvin aller Wahrscheinlichkeit nach mehr sagen; er kann Idun Göttin der Götter nennen, weil die Götter sie wie eine Göttin verehren, da sie die Heilmittel gegen das Altern derselben in ihrer Gewalt hatte. Das hat aber noch insbesondere die Bedeutung von Schicksals-Göttin, und Idun werden vorzugsweise die Normen und Walthien genannt ⁵⁾. Ein Hauptgeschick der Normen war, das Lebensalter der Menschen zu bestimmen. Thiodolf von Hvin nennt also dichterisch die Idun Dis (d. h. hier Norme, Schicksalsgöttin) der Götter, weil sie die Heilmittel gegen das Alter der Götter in ihrer Gewalt hat, und also gleich einer Norme die Lebensdauer der Götter bestimmen kann. 3) Asa Leika, welches eine Variante darbietet, und das Bespiel der Asen (Bewohnen des Spieles oder des Ragers derselben) belagt, ist lange nicht so bedeutsam. 4) Umschreibt Thiodolf von Hvin die Idun durch Brunnkurs becker gerdur, Gerdur der Bunt Brunnkurs. Gerdur steht für Ähn, oder ein Weib überhaupt, und jene Umschreibung bedeutet also eine Ähn, oder eine Frau, welche über Bunt (ihren Sitz) in Brunnkurs hat. Da aber Becker, im Ernst, Becker nicht bloß eine Bunt bedeutet, sondern es auch ein Becker gibt, welches eins mit unserm Bach ist, so hat man vermuthet, daß jener himmlische Hof Sauquabecker, welcher in den Grimmsal Str. 7. S. 43 als der werte der himmlischen Höfe ausgeführt wird, über den kalte Wogen tauschen, und in dem Dönn und Saga alle (ober die ganzen) Tage hindurch fröhlich aus goldenen Gefäßen trinken, etwas Gemeinsames mit dem Brunnkurs-becker der Idun habe, und daß die Saga, die Wuse der nordischen Geschichte, die Derrin des Sauquabecker, mit der Göttin Idun als eine und dieselbe zu

13) Vgl. Nigem. Et. Zeit. Nr. 151. Angest. S. 536 und Str. 147. S. 539, wo gesagt ist, daß sich die Normannen die Götter auch als wundermächtige Wesen bildeten, aber als solche, die den Menschen Wohlthaten ertheilten, während die Tröll, die unglücklichen Bauern, den Menschen Schaden zufügten. 14) Über den Geist und den relativen Werth der nordischen Mythologie, um aber die Estrufung, ob sie für unsere Zeit brauchbar ist, hat darüber eine Abhandlung in Gelehrtenzeitung unter dem Titel: „Iduna, oder der Äpfel der Verjüngung“, geschrieben, welche zuerst in Schiller's deren 1796. I. St. S. 1–122, erschienen, und von Gräber in Bragur, S. Bd. 1. 2. Abth. (Bragur und Hermoder. 2. Bd. 1. Abth.) S. 156–165 deutsch ist. Es sehr auch darüber das Fortschritte der nordischen Mythologie hervorgehoben, verweist aber jedoch auch nicht, was sich darin findet. 15) f. z. B. Ledbrokquida Str. 29, bei v. d. Hagen, Altnordische Sagen und Lieder. S. 171. Velunga-Saga cap. 20 bei Dmf. S. 32. Uebersetzung dieser Saga von Dmf. S. 154. Finn Magnúsen, Glossarium zum 2. Th. der gr. Ausg. der Edda Skáldarm. S. 600. Eydol. Lexicon Mythologicum. p. 517.

10) thá er kunnit eilífss Ása; all bedeutet das Alter, und þýf, heimlich medicamenta, pharmaca. 11) S. Enorri Etarufon's Weisheit, übers. von R. Wichter. I. Bd. S. 6. 12) Jac. Grimm, Deutsche Mythologie. S. 579.

halten sei"). Brunnakur bedeutet, wie Finn Magnusen bemerkt, wörtlich des Brunnens Aker oder Biese. Doch kann Brunnakurs auch der Genitiv von einem Brunnakurr sein, und wir erhalten also in der Umschreibung Idun's durch Brunnakurs beackir gerdur eine Gerdur (Akin oder Frau) der Bant (oder auch des Baches) des Brunnens-Gemurmel's, des Brunnens-Gerausches. Man schließt aus der Umschreibung, daß man vor Alters der Idun oder ihrem Gemahle Bragi ein Landgut, einen Hof oder Palast dieses Namens zugeschrieben. Der Name ist wichtig geworden, weil Finn Magnusen ihn zu seiner umständlichen Deutung der Sage von Idun's Entführung durch den Niesen Thiafi benutzt hat. Ähnlich hatte schon zuvor Mone diese Sage als eine Darstellung des Jahreswechsels und zwar auf diese Weise gedeutet. Obin, Homin und Lofi sind auch hier, wie bei der Menschenschöpfung, die drei Götter, die in Gemeinschaft handeln. Ihre Reise bezieht sich auf den Winter, wo sie natürlich keine Ephe finden, bis sie endlich auf eine Herde Dachsen treffen, welches sich also auf das Stierzeichen bezieht. Schon hieraus, aber noch mehr aus dem Verfolge, ersieht man, daß die Sage die jährliche Ernährung darzustellen beabsichtigt, weshalb sie mit dem Frühling und der Schließung des Dachsen beginnt, was mit dem Opfermahle einerlei ist. (Es hatte nämlich ein Opferfest statt zum Empfange des Sommers in weiterer Bedeutung, in welcher der Sommer zugleich den Frühling umfaßte, und es fiel nach unserer Zeitrechnung in den April; s. Allg. Encycl. 3. Sect. 4. Th. S. 134.). Das Fleisch des Dachsen, welches die drei Aken fieden, will nicht gar werden, bis sie Thiafi'sin, der als Adler auf dem Baume sitzt, einen Theil versprechen. Die Sättigung der Aken ist also die Fruchtbarkeit des künftigen Sommers, aber alles darf die schaffende Kraft nicht aufzehren, auch die Materie muß ihren Theil hinwegnehmen. Je mehr die Aken essen, desto fruchtbarer werden sie, daher ein desto fruchtbarer Sommer; der Eier ist also überhaupt der Ueberschuss der Nahrung und Fruchtbarkeit des ganzen Jahres. Der Adler fraß ein großes Stück davon, worüber Lofi erlärnte, und nach ihm schlug. Aber dieser Geiz nöthigte ihn, Thiafi'sin die Idun zu versprechen. Lofi ist also immer die unerfüllte Gier (") ist, und seiner niedrigen Natur nach Thiafi'sin die Nahrung misgönnt. Die bestimmte Zeit, wann Lofi seinen Eid lösen muß, und die Idun mit ihren goldenen Äpfeln aus der Götterburg in den Wald lockt, wo sie Thiafi'sin raubt, wird also der Herbst sein. Den Winter hindurch ist Idun in Thiafi'ses Gewalt; die Aken, welche nicht mehr von den Äpfeln essen können, werden deswegen grauhaarig und alt"), der trügerische Lofi muß daher die Geraubte wieder herbeschaffen. Dieses vermag er nur durch Freya's Fallkengewand, und er bringt Idun als Schwalbe heim. Die

Schwalbe¹⁹⁾ ist der Frühlings- oder Sommervogel, eine offenbare Selbstbezeichnung; der Adler, der auf den hohen Gebirgen wohnt, wäre dann der Winter, ihm steht der Falke gegenüber als Eröffner des Frühlings, und daß dieser der Freya Vogel ist, beruht ganz im Wesen dieser Göttin²⁰⁾. Der Apfel ist im trübsen Glauben die nähernde Liebe, die Mutterbrust; die Götter müssen daher nothwendig altern und schwach werden, wenn er entzogen wird²¹⁾. Dem Adler Thiafi's werden die Flügel versengt, denn Feuer ist des Winters Feind, und dadurch wird der Riese getödtet²²⁾.

19) Eine Art Finken, nämlich der Baumfalk (falco subbuteo), singt wirklich häufig Schwalben, und begiebt sie deshalb im Herbst, wenn sie hinwegziehen, in feindlicher Absicht, und führt im Frühlinge mit den Schwalben zurück. Idun in Schwalbengestalt in den Klauen des in Falkengestalt fliegenden Lofi hat also einen guten Sinn, und enthält ein Bild, welches ganz aus der Natur gegriffen ist. 20) Sie hat nämlich die Hälfte der in der Schicht beschriebenen (s. die Auslegung dieser Sage in der Allg. Enc. 3. Sect. 8. Th. S. 201), und wahr wird diehterisch nicht dies für Falke getraucht, sondern sehr häufig für Kautvogel überaus, welche die Wäldhütten besuchen. Man glaubt also, Freya besuche die Wäldhütten in Kautvogelgestalt, und zwar insbesondere in einem valahmar. In der Sage von Idun's Entführung dachte man bei wahr nicht an einen Kautvogel, der die Wäldhütten besucht, sondern an den schwalbengesangenen Baumfalken, der die Nahrung, welche die Wäldhütten bietet, verachtet. 21) Daß der Apfel diese Bedeutung habe, geht wie Mone Nr. 147 zum 1. Th. der Myth. des Nibelung. im Werth. Ger. S. 396 bemerkt, ununterbrochen hervor aus der Edda. Str. 19, wo Strime singt:

Gist Äpfel hoh' ich ganz geloben hier,
Sic werd' ich die, Gerdur! geben
Freundchaft zu erkaufen, damit du erkennst, daß Freya
Die das Rechte zum Leben.

Gerdur singt Str. 20:
Die eist Äpfel nehme' ich ewig nie
Nach meines Menschen Meinung,
Noch mochte' ich und Freya, so lang' unser Leben währet,
Eie zwei zusammen.

Auch läßt sich die Bedeutung des Apfels aus der Wolungsa-Saga cap. 8, 4 bei Str. v. d. Pagan S. 6 abnehmen, wo erzählt wird, daß Herir und sein Weib keine Kinder haben, die Götter mit der größten Anbacht darum bitten, und erbeten werden, Obin seiner Oakmey (Apothetozet, d. h. ihrer Wäldkraft) beisteht, Herir'sen einen Apfel zu bringen. Sie steigt in Kautschale dahin, und läßt den Apfel in die Knie (auf den Schoß) des Königs fallen. Er glaubt zu wissen, was das zu bedeuten habe, begibt sich von dem Hügel herab und zu seiner Frau, und ist zornig dem Apfel, und die Königin fühlt das harte, daß sie mit einem Kinde gift. Herir aber läßt sich, wie Mone annimmt, jene Bedeutung des Apfels aus dem 223. Cap. der Edda-Saga abnehmen, wo erzählt wird, wie die Jungfrau Herburg ihrem Geliebten, dem Jari Apollonius, einen Apfel gibt, in welchem sie einen Liebesbrief, um ihn vor ihren Äktern zu verhehlen, verborgen hat, und aus dem 226. Cap. welches darstellt, wie das Fräulein dem als ein fahrendes Weib verkleideten Jari abends einen Apfel gibt, in welchem sie vor den Äktern wieder einen Liebesbrief verheimlicht hat. In dem Swenska Folks-löw I. p. 69 sagt der Reinsigam, der von seiner weichen Geliebten (ebenfalls verheimlicht worden): wie ich besser mig ät til men kan hafver mig ättit mit en apple-gran. Endlich bemerkt Mone, daß der Delig in der Helga-quida Haddinga-Skita Str. 6 wol auch nicht „umsonst“ (d. h. hier, nicht nach Geldlohn) der dichterischen Umschreibung, der welcher zur Beschreibung eines Mannes Baum überaus, s. B. Mann des Wäldens Pagan's, d. h. Heid, oder der Name einer Baumart getraucht wird) Apfelsbaum des Herir's (her-apaldr) genannt werde. 22) Esch. des Heidenthums im nord. Europa. I. S. 395, 396.

16) Finn Magnusen, Lex. Mytholog. 17) Weisheit er an Wäldwäld's Hofe die Kette eingehet, daß keiner ihm in der Freiheit des Schmelzens gleichkomme. 18) Dekt härir ok gamlir, skinn (halb) grau und alt.

Nach Finn Magnufen's Meinung ist Idun ursprünglich für die mildere Jahreszeit, und die heitere und zugleich warme, Blumen und Früchte hervorbringende, Luft gehalten worden, durch welche die ganze Natur mit den himmlischen Göttern, ihren Regierern, alljährlich die mannbarste Jugend wieder zu erlangen scheint. Dieses geschieht, wenn Idun's Apfel, wie vielleicht Sterne hießen, ausgezehrt sind, das heißt, in der Frühlings- und Sommerzeit verschwinden, weshalb die Dichter dichteten, daß die Götter sie verzehrt hätten. Dabei ihre in der Frühlingszeit blühende Jugend und Zeit des Jünglingsalters, und im Sommer und Herbst die Kraft und Stärke des männlichen Alters. Wenn aber der Winter naht, erscheinen die Sterne der Nacht im nördlichen Klima wieder. Thiafi, der gigantische Dämon des Winters, ergreift ²⁵ Loki'n, den Genius des irdischen und Elementarfeuers, und zwingt ihn, die Idun, nachdem er ihr die irdischen Äpfel gereicht hat, aus Asgard, das ist, in die nördlichen Gegenden der Kiesen, zu locken. So wird vom Kiesen Thiafi Idun nebst jenen dimmlichen Äpfeln geraubt, welche jetzt die Mächte der Unterwelt und des Winters genießen und dadurch gestärkt werden, während die Götter selbst, welche die besten Eigenschaften der Natur dirigiren, zu altern und grau zu werden anfangen. Dieser Zustand der Götter während des Verweilens des Winters auf Erden dauert und vergrößert sich, bis jener Riese des Winters im Eis-meere aufgehalten, Idun geöhrt zu bewachen, verpfligt. Loki thut dann die Kistenbühle Freya's, der Göttin der Fruchtbarkeit und der elementarischen und himmlischen Wärme des Frühlings, an, und entfernt Idun wieder, die er in eine Kufe oder auch in eine Schwalbe verwandelt hat; beides, die Kufe und die Schwalbe, wurden für ein Sinnbild des Frühlings gehalten. Der Riese Thiafi, welcher den Hyrmthursen (Reisriesen), das heißt, den ungeheuren Dämonen der Kälte, beigezählt werden muß, stellt, wie mehrere seiner Blutsfreunde, den nördlichen Himmel und seine Unwetter mystisch dar. Dieser stolze Räuber Idun's verfolgt sie, als sie ihm von Loki wieder entführt wird, und sie ist Sinnbild der Frühlingswärme. Thiafi, sie verfolgend, wagt sich Asgard oder den ätherischen Himmel gewaltsam anzugreifen, indem er aus Iotunheim, den Welten der Kiesen, hervorbricht. Aber es ist Frühlung, und Thiafi, der Dämon des Winters, wird innerhalb der Grenzen Asgard's von Thor, dem Gotte des Blühes, erschlagen, und durch einen großen Brand oder mit andern Worten, der Winter findet in den Sonnenflammen seinen Untergang. Diese Frier des Untergangs Thiafi's oder Winters hat sich noch in verschiedenen Spielen, welche sonst Volksspiele waren, erhalten, welche die Niederklämpfung des Winters vom Genius des Sommers sinnbildlich darstellen, wobei gesungen ward: Stab aus! dem Winter geben die Augen aus ²⁶ u. Auch in England pflegten jene Spiele, welche

eine Abbild des Krieges zwischen Winter und Sommer waren, vordem im Frühlingsfeste gefeiert zu werden ²⁷). In Dänemark ward auf dem Feste, auf welchem um den Walbaum getanzt wurde, ein ungeheurer Scheiterhaufen angebracht ²⁸); in Schweden bis zum 16. März, unter Leitung der Dridgeit selbst ein Fest zur Verdrückung des Winters und Aufnahme des Sommers öffentlich gefeiert ²⁹). In der Heidenzeit ward wahrscheinlich an diesen Festen Thiafi's, Thrym's und Hrungnir's und ähnlicher Hyrmthursen (Reisriesen) Erschlagung, welche Thor und Asen vollbracht hatten, und die Wiedergewinnung Idun's gefeiert, welche aber in der spätern Zeit in eine falsche Wiederaufnahme des Sommers umgewandelt ward ³⁰). Die aus Thiafi's oder des Dämons des Winters befreite Idun begibt sich nach ihrem Eide Brunnakar (wörtlich der Wiese des Brunnens) zurück, d. h. sie oder die Wärme der Luft löst die gefrorenen Gewässer der Quellen auf, sowie sie auch durch himmlische Fruchtigkeiten (Frühlingsregen) die blühenden Gefilde und fruchttragenden Äcker bewässert. Jetzt sind auch jene Äpfel Idun's, das heißt, jene Sterne, welche vordem vom Winter geraubt waren, und sein Gesicht erleuchteten, aus den Augen der Erdbewohner verschwunden ³¹), da sie den ätherischen Göttern, welche das Reich der Natur auf das Mächtigste verwalteten, wiedergegeben sind, und ihnen zugleich Kräfte und jugendliche Schönheit ertheilen ³²). Nicht unwahrscheinlich ist auch nach Finn Magnufen's Meinung die Sage von Idun's ehelicher Verbindung mit Bragi ursprünglich von derselben Beschaffenheit gewesen. Dieser Gott scheint von der Sprache ³³), der Werthsamkeit, oder vielmehr vom

Des dem Winter die Augen aussetzen, löst sich als Anspielung darauf beziehen, daß Idun, um Thiafi'n, der Tochter Thiafi's, Ausguthung zu geben, Thiafi's Augen nahm, sie hinauf an den Himmel warf, und zwei Sterne davon machte (Dänische Saga 53). Nach Grimm (Deutsche Mythologie, S. 416) mögen die Idun's Äpfel zwei an Licht und Größe gleiche Sterne, etwa die Zwillinge, sein, und bezeichnen zugleich den Zusammenhang der Sterne mit den Augen. Nach Finn Magnufen (Lex. Mythol. p. 699) erinnert das unter den gelben Sternen hervorleuchtende Auge des Stierens an die in Sterne verwandelten Augen Thiafi's, des Räubers der Götter und der Idun.

²⁵ Brand, Observations by Bourne p. 281. ²⁶ Das Fest bezieht sich Sottorp und nach ihm Finn Magnufen (Lex. Mythol. p. 700. 701). ²⁷ Umständlich handelt von diesem Feste Olafus Magnus, Hist. cont. Sept. Lib. XV. Cap. 2 et 3. ²⁸ Finn Magnufen, Lex. Mythol. p. 699—702. 883—885. 887. 888.

²⁹ Ränisch am nördlichen Himmel, wo die Sonne im Sommer nicht untergeht, und also die Sterne nicht sichtbar sind. ³⁰ Finn Magnufen in Lex. Mythol. p. 472. 473. ³¹ Finn Magnufen (S. 807) bemerkt: Aplus quidem nomem Bragi ferret videtur ad vetus German. Brage (the Brage, s'Brage, unde recentius Sprache sermo, loquela), quod vocabulum Otfrido Scandinavio notat, mit Bedeutung auf Gräter, Brage und Hermode. 1. Bb. 1. Abth. S. 7. welcher jene Ableitung unserer Wortes Sprache von Bragi hat. Das apus bezieht sich auf seine vorhergehende Erklärung: Si autem hujus Dei nomen ex indigena etymia (er hat nämlich den nördlichen Ost Bragi in der Bewegung Bragi als aus Brahma, dem indischen Gotte der Sprache, Wesenheit, Dichtkunst, Schrift u. ersprungenen erklärt) deducere malimus, nobis quippe (propter illud notissimum Bragi, vocis) in mentem venit verba activa: brago, folgere, splendore (unde forte Islandorum, Germanorum et Danorum, Frakt,

²⁵ Egl. Mæne I. S. 419. 420, welcher die dreimonatliche Gefangenschaft Loki's bei dem Kiesen Göttern auf diese Weise auslegt, indem er die drei Monate als die Wintermonate nimmt. ²⁶ Grim m., Kinder- und Hausmärchen. 2. Th. S. XXXIII fg.

X. Gnecht. d. W. u. A. zweite Section. XV.

Tone"), oder auch von braga, glänzen, braggia, jenen, seinen Namen erhalten zu haben, oder auch von beiden zugleich, von der Sprache und dem Glanze"). Nach- vornehmlich muß der Gott des Tones und der Sprache die Heiterkeit geliebt haben; daher wird auch von ihm gesagt, daß er den Trinkschalen ergeben gewesen. Augenscheinlich aber ist die Frühlings- und Sommerzeit von der größten Heiterkeit aller Lebewesen begleitet. Dann begrüßen die frühlichen Gesänge der Menschen und Vögel die wiedergeborene Natur, und Tragi, welcher jene tönende Heiterkeit hervorruft und erfreut sich an Idun's Liebe. Wenn ihre Ehe erfüllt ist, reifen die Früchte, die Apfel, Weintrauben und Getreide, welche den Stoff zu berauschen den und begeisterten Getränken darbieten, die Tragi's sehr angenehm sind. Hierdurch hat die Sage von Tragi's ehelicher Verbindung ihre spätere zweite oder abgeleitete Anwendung und Deutung gefunden. Die berauschen den Getränke setzen den Gott der Sprache, der Beredsamkeit, der Musik und Dichtkunst selbst, und zugleich auch die ihm beigelegten menschlichen Dichter in Bewegung, bringen sie in Feuer und bewirken jene geistreichen Lieder, welche den Unsterblichkeit verleihen den Apfels Idun's mit Recht verglichen werden. Diese Beziehung der Apfel Idun's auf die Unsterblichkeit der Lieder, nach Finn Magnusen die zweite, also spätere und abgeleitete, hat sich am frühesten verbreitet. Ihr folgen Herder"), welcher Idun's Apfel bildlich für echten Dichtergeist") braucht. Ähnlich andere Aesthetiker"). Streng genommen läßt sich aber aus dem, was die Quellen der nordischen Götterlagen darüber enthalten, diese Bedeutung nicht erkennen, sondern bloß vermuten. Trautvetter deutet die Idun als das Gleichgewicht der Kräfte, die gleiche Stimmung, temperantia, Athene, stellt sie mit Iphigeneia (s. d. Art.) zusammen, sowie dann wieder mit einem griechischen Wesen, mit der 'Idone', Epiktus's Göttin, und deutet Idun's Raub als Winter, und Idun selbst als das Maß und Ziel, welches dem Winter, wo Alles todt erscheint, gesetzt wird, sobald die Ältere durch das Aufsteigen der Sonne beleuchtet wird"). Auch nach Finn Magnusen's Meinung wird, wenn man die Burzelverwand-

schaft der alten griechischen und skandinavischen Sprache berücksichtigt, die Conjectur nicht ganz ungereimt sein, daß die griechische Athene und die nordische Idun (Ithun) ursprünglich verwandte Namen haben. Ueberdies werden den Mythologen die Beschaffenheit und Eigenschaften nicht so ganz ungleich erscheinen. Die Athene hat man auf verschiedene Weise aufgefaßt: 1) als symbolische Bildung des Alters und der reinen Lust"); 2) als die beschützende Göttin der Gewässer"); 3) als die Regentin des ätherischen Feuers und der Elementarwärme der Welt"). Dieses alles paßt, wie Finn Magnusen will, einigermassen auf Idun. Denn wenn der Name derselben aus dem Altnordischen, dessen Bedeutung noch heutzutage bekannt ist, abgeleitet werden muß, so scheint er im ersten Theile einen zwischen oder zweideutigen Ursprung zu haben, nämlich entweder stammt er 1) von id, Zusammenfassung, Zusammenströmung, und ida, yda, Brandung der Gewässer, Wasserfließ, was zu dem Namen der Brunnankur, Brunnennies, und Sauquandecker, Bach der Besenkung, des Strandes, des Abgrundes, herrlich passen würde; oder auch 2) von id, idu, Arbeit, Fleiß. Der letzte Theil des Namens, wau von ama, gönnen, lieben, bezeichnet die Liebe nach dem ersten. Die Bedeutung des ganzen Namens würde also sein entweder 1) Liebhaberin der Zusammenströmungen des Gewässers, der Gewässerströme, oder der brandenden und fließenden Gewässer, oder 2) die Freundin der Arbeit oder des Fleißes, welches das Beiwort der Athene *leysis*, *leysis* vollkommen ausdrücken würde. Außerdem kommt der Name Idun, Koffeurendin, mit welchem Idun im Drama Gaid Idithin bezeichnet wird, gut mit *idun* (equestris), dem andern Beinamen der Athene, überein. Der dritte Beiname dieser Göttin, nämlich *Hygiea* oder *Medica*, kann der nordischen Idun, welche die Heilmittel gegen das Alter der Götter verleiht, mit dem größten Rechte beigelegt werden. Athene's vierter Name, *Ionia* (*Troia*), scheint den Namen Idun oder Ithun selbst durch den Klang auszubilden. Der römische Beiname der Minerva, *Capta*, war, wie Finn Magnusen weiter bemerkt, vor dem unbekannter Ursprungs, würde aber der nordischen Idun herrlich zukommen, da sie nach der nordischen Götterlage gefangen bei dem Riesen Hugi ist. Die Schwalbe, welche, wie es scheint, ein Vogel der Idun war, wurde als der Winter's heilig betrachtet").

(Ferdinand Wacker.)

Idunspeugen, f. Jedenspeigen.

IDUNUM. Nach Ptolemäus eine Stadt in Noricum; man glaubt, daß sie mit der steuermärkischen Stadt Judenburg an der Murz verglichen werden könne. Andere denken an Idunau, eine kleine böhmische Stadt unweit Passau in Niederbaiern, noch Andere vergleichen Windisch-Ratrag, ein Städtchen im Salzburgerischen. (S. A. Schmitt.)

frucht, Pragt, splendor, magnificencia etc.). Aptius quidem etc., man wie von oben mitgetheilte Stelle.

52) Im Jeldun, und Schmet, bedeutet nämlich braka, tragen, tragen, und im Dän. brage, tragen, rufen, Brag, Geruch, Schick. 53) Hic Deus a loquela (vel forte potius sensu) et simul splendore et decore proprium nomen cepimus videtur. Finn Magnusen S. 473, verglichen mit S. 507, wo er mit Beziehung auf Rome und Jude über Herrn. Burjelmdotter zu Creuzer's Symbolik und Mytholog. d. A. B. 2. Ausg. I. S. 19 bemerkt, daß das altirische brechan, pregan, prehan zu überlegen 1) durch sprechen, 2) durch glänzen. 54) Iduna, oder die Apfeln der Verjüngung, zuerst in Schiller's Doren, 1796. S. 1—28. 55) So sagt Herder: „lassen sich daraus (nämlich aus gewissen nordischen Götterlagen, welche er zuvor aufzählt) auch, lassen sich daraus nicht Dichtungen schöpfen, die unsterblich sind, sobald sie Idun's Apfel befeuchten". 56) J. G. Bachheim, Historisch-philosophische Untersuchungen über die ästhetische Philosophie der Urtheile und philosophische Bemerkungen. S. 575, und Grundriss, Nordische Mythologie aller Ulfar oder Eddalären. S. 51. 57) Trautvetter, Der Schicksal zur Edda. S. 66. 80. 114.

58) Creuzer, Symbolik. 2. Ausg. 2. Th. S. 788 ff. 59) Derf. 2. Ausg. S. 648. 60) Herder, Die Philosophie der menschlichen Geschichte. S. 161 ff. S. 191. 61) S. A. Schmitt, Die ästhetische Philosophie Prometheus und die Kerkelweise. S. 278 ff. 62) Finn Magnusen, Lex. Mythol. p. 473. 474.

IDUS (Iduum), in den ältesten Inschriften Eidus, bekannte Bezeichnung eines bestimmten Tages im römischen Kalender, nämlich des 13. im März, Mai, Juli und October, des 13. in den übrigen Monaten, wofür das Römische im Art. Calendae bereits mitgetheilt wurde. Außer der ebenfalls gegebenen Ableitung ist der Ausdruck auch auf videre zurückgeführt worden (vidus-idus), weil um diese Zeit der Vollmond gesehen wird, oder, wofür sich Macrobius entscheidet, auf das alte hebräische Wort iduare (heilen, gleichmachen), insofern die Iden den Monat fast theilen¹⁾. Die Iden eines jeden Monats waren dem Jupiter heilig, welchem daher jedesmal ein Schaf (idulis ovis) von dem Priester (Flamen dialis) geopfert wurde. Außerdem waren die Iden des Januar dem Augustus geweiht²⁾, die des Februar dem Janus³⁾, dem eine junge Ziege, Wein u. auf der Iberinsel geopfert wurde, um die geschnittenen Haaren günstig zu machen, die des März der Anna Perenna⁴⁾, (dieser Tag war zugleich ein ater dies wegen der an ihm geschehenen Ermordung des Cäsar Julius Cäsar und hieß paricidium⁵⁾; die des April dem Jupiter Ioviter (dem an diesem Tage die Tempel geweiht sind) und der Freiheit⁶⁾. An den Iden des Mai feierte man das Mercurfest und die Argemopfer, welche darin bestanden, daß aus Weinen geschottete Menschenköpfe von der hölzernen Brücke (pons sublevis) in die Tiber geworfen wurden⁷⁾; an den Iden des Juni die kleinen Quinquatrien (quinquatrinas minuscule), zu Ehren der Minerva, an welchen die Blütenblätter (hibiscus) maskirt die Stadt durchzogen und dann zum Tempel der Minerva gingen⁸⁾. An den Iden des Juli war der Anfang der römischen Ritter (equitum transveho), welche mit Blauweigen bekränzt und mit ihren militärischen Ehrenzeichen geschmückt von dem Tempel der Ehre (aedes Honoris) zum Capitol ritten⁹⁾; an den Iden des August das Fest der Diana und das Sklavensfest, an welchem die Sklaven große Freiheiten genossen¹⁰⁾; an den Iden des Septembers die festliche Rügeeinschlagung an der rechten Seite des Jupitertempels (clavus annalis, der ursprünglich jährlich zum Zählen der Jahre, späterhin aber zum Ergötzen des Staates und zur Abwendung eines Unglücks von einem Consul, nachher von einem Dictator, eingeschlagen wurde¹¹⁾). An den Iden des Octobers wurde dem Mars das Octobersfest (equus Octobris) auf dem Campus Martius geopfert¹²⁾, weil man glaubte, daß an diesem Tage Troja eingenommen sei, und an den Iden des Novembers dem Jupiter zu Ehren ein Gastmahl angestellt¹³⁾. (K.)

1) Macrobius Saturnal. lib. I. c. 15. Nieuport, Rituum, qui apud Romanos obtinebant succincta explicatio, Sect. IV. cap. 4. §. 2. Horat. Od. IV, 11, 18. 2) Ovid, Fast. I, 590. 3) Ovid, l. c. II, 193. Nieuport l. c. Sect. IV. cap. 1. §. 29. 4) Ovid, l. c. III, 525. Macrobius Saturn. I. cap. 12. 5) Ovid, l. c. IV, 621. 6) Ovid, l. c. V, 659 sq. Egl. auch Heinsii Commentar. ad b. loc. 7) Ovid, l. c. VI, 651. Cf. Heinsii Comment. ad h. loc. Falerius Maximus II, 5. 8) Tit. Livius, Histor. lib. 30. 9) Fest. Marz. lib. II, c. 2. §. 9. Nieuport l. c. Sect. I. cap. 8. §. 5. 10) Martialis XII, 68. 11) Nieuport l. c. Sect. II, cap. 8. §. 2. 12) Nieuport l. c. Sect. IV. cap. 1. §. 2. 13) Pitaeus, Lex. Antiq. Tom. I. p. 391 sq.

IDVARNAK, Udvarnak, ein großes, zwischen Zankab und Nagytorda, am rechten Ufer des Alt-Regasflusses in sumptiger Gegend liegendes Prädium des großherzoglichen Gerichtshofes, der territorialen Gesspannschaft Uderungarns, mit 91 meist zerstreuten Häusern und 892 Einwohnern. Durch dieses Prädium führt die Straße von Nagytorda nach Hajszel. Dieser Theil des Banats ist klaglich und stark verpflumpft. (G. F. Schreiner.)

IDVOIR, ein zum teutsch-banatischen Regiments-Gebiete des kaiserlichen Generalates der banatischen oder ungrischen Militärgrenze gehöriger, in der großen ungrischen Ebene, in sumptiger Gegend, unsern vom linken Ufer des Temeschflusses gelegener, der hier viele und große Schlangengewandungen bildet, mit 401 Häusern, 2222 inwärtigen Einwohnern, welche Heubau und Viehzucht treiben, und mit Ausnahme von 25 Katholiken, sich sämmtlich zur griechischen Kirche bekennen, einer eigenen Pfarre der nicht unteren Griechen, zwei griechischen Kirchen und einer Schule. (G. F. Schreiner.)

IDYA Fremineille (Loophyta), eine Gattung der Alceen, aus welcher der Tausfeller mit Stephanomia und Pyroforma eine eigene Familie bildet. Als Kennzeichen gab er an: Der Körper cylindrisch glatt, einen länglichen Saft bildend, ohne Tentakeln um die Mundöffnung, die Wände aus langen Röhren mit Querwänden bestehend. Als Arten wurden angeführt: Idya insundibulum, Idya macrostoma und Idya islamica. Diese sind jetzt der Gattung Berac und Cydippe einverleibt, und der obige Name verworfen, da er bereits andernorts vorkommt. (D. Thon.)

IDYIA (Idia), eine Tochter des Okeanos, vermählt an Nereus und durch ihn Mutter der Nereiden¹⁾. Nach Hesiodus²⁾ war sie von Rheus dem Okeanos geboren worden. (K.)

Idylle. s. Nachträge zum Buchstaben I.

IDYMUS. Die südliche Küste Kariens in Kleinasien, liegt der Insel Rhodus im griechischen Archipelagus gegenüber; dieser Küstenstrich wird von den alten Geographen Stolar, Strabon, auch vom Polybios Peraea Rhodiorea (Land gegenüber der Rhodier) genannt. Seine vollständige Ausdehnung gibt Strabon genau an; nicht so gewiß ist man über die Ausdehnung nach dem Innern u. Man glaubt aber, daß die vom Ptolemäus an dem Küst Kalbis gesetzte Sedite, Rhos, Rhosa und Idymos in dem Innern der Peraea Rhodiorea zu suchen seien; denn der Kalbis strömt aus dem Innern Kariens und mündet in Peraea Rhod. westlich von der Küstenstadt Kamos. (S. Ch. Schröter.)

IDZESTIE, ein dem Temaski, Edlen von Reuß und drei andern Anteilhabern gehöriges Gut im eger-nomiger Kreise (Bukovina) des Königreichs Galizien, mit ausgebreiteten Weinbungen, die herrliche Schiffbauholz enthalten. (G. F. Schreiner.)

IDZIANA, ein neu angelegtes Colonienort im Thale des Temeschflusses im samobor Kreise des Königreichs Galizien.

1) Apollodor, Biblioth. I. I, 9. §. 25. Hygin, fab. 25. 2) Theogen. 552.

zien, zwischen den Dörfern Jachwa Biella und Lastuffi gelegen, den Uferbewohnungen des Stroy ausgelegt, reich an Wäldern, und von Gebirgen umgeben.

(G. F. Schreiner.)

JEAN, I. Biographie f. Johann; Jean le Bel, f. Lebel; Jean Paul, f. Richter (J. P.).

II. Geographie.

A. In Asien.

Jean (St.), ein Fluß an der westlichen Küste der Halbinsel Sahara, f. St. John. (J. C. Schmidt.)

B. In Amerika.

Jean (St.), oder St. Johns, dänische Insel in Westindien, zur Gruppe der Jungferninseln (virgin-islands) gehörig. Die Ostspitze liegt unter 18° 18' nördl. Br., 64° 43' westl. L. v. Greenw. (Norw.). Die nächsten Inseln sind St. Thomas, 3 geogr. Meilen nordwestlich, Tortola im Nordosten. St. Jean ist eine der kleinsten Inseln jenes Archipels, 1½ Meile lang, 1 Meile breit und hat 1,½ □ M. Oberfläche. Der Boden ist sehr uneben und erhebt sich nach der Mitte des Eilandes in beträchtliche Bergspitzen, die jedoch noch nicht gemessen sein dürfen, und größtentheils der Kalkformation angehören. Die höchste Spitze trägt den Namen des Kameleberges, und bietet eine weite Aussicht über das Inselmeer. Das Innere des Eilandes enthält wenige Thäler, aber zahlreiche Abflüsse, Felsgruppen und enge Schluchten, und bietet daher dem Ackerbau ein ungleich beschränkteres Feld, als das nahe St. Croix. Die Küstengegenden sind strichweise völlig eben, und in solchen Fällen ausschließlich das Wert zahlloser Colonien von Palmen oder sogenannten Lithophyten, die nicht allein zwischen vielen der Jungferninseln Riffe gebildet, und unterseits Verbindungen von großer Gefährlichkeit für die Schiffe hergestellt haben, sondern die ausschließliche Grundlage ganzer Eilande (z. B. Anegada) ausmachen. Auf den abgestorbenen Korallenbänken hat sich Sand angehäuft, und im Verlaufe der Zeit eine dünne Rinde von vegetabilischer Erde gebildet, und daher sind die Küstenländer von St. Jean eben nicht von großer Fruchtbarkeit, bedürfen vielmehr einer sorgfältigen Behandlung, um nicht schnell erschöpft zu werden. Dennoch ist die Zahl der Pflanzungen und der Gewinn von Colonialwaaren nicht unbedeutend; der Letztere wurde von Colquhoun (1812) mit Einschluß des Werthes von Vieh, Lebensmitteln etc. jährlich zu 148,300 Pf. Sterl. geschätzt, und wird durch Anbau von 5000 britischen Aekern erzielt. Die Zerrissenheit der Oberfläche erschwert die Verbindung zwischen den Pflanzungen und Häfen in einem hohen Maße, und verhindert den Anbau mancher an sich nicht unfruchtbaren, aber unzugänglichen Gegenden. Eigentlich besitzt St. Jean nur einen sichern Hafen (Gorabai), denn die übrigen sind den Gefahren der Regenzeit, welche überhaupt die Jungferninseln besonders häufig heimsucht, mehr oder minder ausgesetzt. Erdbeben werden gelegentlich gefühlt, beschränken sich aber meistens auf einzelne Stöße von geringer Heftigkeit, obgleich in manchen Jahren (z. B. 1830), die vulkanische Thätigkeit stärker hervortritt. Die mittlere

Temperatur des Jahres ist wahrscheinlich wenig verschieden von der durch Schomburgk auf Tortola (21° 1' N.) und Anegada (21° 10' N.) beobachteten. Die Vegetation ist ganz wie auf St. Thomas, und an Artenreichtum keineswegs mit derjenigen der größeren Antillen zu vergleichen, wo die Natur ein unbefruchteteres Recht ausübt, und der Ackerbau in viel geringerem Maße den ursprünglichen Charakter vermischt hat. Die Tierwelt gleicht derjenigen des übrigen Westindiens, und dochßens dürfte ihre Geschichte nur durch Studium der dort einheimischen, niederen Formen, namentlich der Zoophyten, Bereicherungen erhalten können. Die Zahl der Einwohner beträgt 2430 (nach Carey und Lea, Geogr. hist. and statist. of America and the Westindies etc. Lond. 1823) jedenfalls eine zu niedrige Schätzung, indem Andere im J. 1815 die Negersklaven allein auf 6000 anführten. Städte besitzt das Eiland nicht. Im übrigen ist St. Jean viele Jahre unbewohnt und der Sitz von Seeräubern gewesen, gleich ähnlichen kleinen Inseln Westindiens, bis die Dänen (seit 1671 im Besitze von St. Thomas) auch St. Jean im J. 1717 (nach Russell im J. 1719) zu colonisiren begannen. (Poeppig.)

C. In Xien.

Jean d'Acre (St.), f. Ako.

D. In Australien.

1. Jean (St.), eine kleine Insel Australiens, in dem Archipel von Neuholland, auf der Ostseite der großen Insel Neureland, unter 3° 20' südl. Br. und 171° 25' östlicher L. von Ferro, wurde am 24. Jun. 1616 von den holländischen Seefahrern Jacob le Maire und Cornelius Schouten entdeckt, die ihr den Namen St. Johann gaben, da sie am Tage des Johannisfestes von ihnen zuerst gesehen wurde. Die Insel ist hoch, und die Berge oder Hügel der Insel, deren Schouten sieben bis acht aufzählt, sind mit Wald bedeckt, die Ufer aber gewöhnlich sehr angenehmen Anblick, sind angebaut und die Pflanzungen mit Kokospalmen umgeben. Die zahlreichen Bewohner der Insel gehören zu den Papuas, sind schwarz und nicht so wohl gehalten, wie die Bewohner der benachbarten Inseln, gehen ganz nackt, und sind überhaupt äußerst roh und feindselig gesinnt. Mit ihren kleinen Canoen wissen sie vortreflich umzugehen, segeln ungemein schnell und sind vortrefliche Schwimmer. Sie durchbohren ihre Nasenhöcher und tragen darin zwei Ringe. Die nähere Beschreibung dieser Menschenrace gehört in den Artikel Papuas.

2. Jean (St.), eine kleine Insel Australiens in dem sogenannten Salomon-Archipel, der auch Neugeorgien genannt wird, liegt nahe der Nordostküste der großen Insel Neabel, vor dem Hauptthale dieser Insel, dem Hafen Prasling, der von einer Menge solcher kleinen Inseln eingeschlossen ist. (J. C. Schmidt.)

E. In Frankreich.

1) Jean d'Angely (St.), Stadt, Bezirks- und Cantonshauptort im französischen Departement der Nieder-Garonne. Sie liegt zwischen Weinbergen am rechten Ufer der Doutonne, sowie an der Straße von Riort nach Saintes.

und ist der Sitz einer Unterpräfector, eines Friedensgerichts und einer Ackerbaugesellschaft. Die Zahl der Einwohner betrug im J. 1832 6031 Seelen; ihre Hauptbeschäftigung besteht in Handel mit Wein, Branntwein und Bauholze, welcher sehr durch die Bouteenne begünstigt wird, welche von hier ab für Käme von 30—40 Tonnen schiffbar ist. Das Arrondissement zählt 80,000 Einwohner in 126 Gemeinden, welche in sieben Cantone vertheilt sind.

2) Jean-de-Bonnefond (St.). Dorf im Canton und Arrondissement von St. Etienne des französischen Departements der Loire, mit 2400 Einwohnern, welche Nagelschmieden, Wand- und Seidenfabriken unterhalten, auch auf Steinbohlen bauen.

3) Jean-de-Bournay (St.). Dorf und Cantonshauptort im Arrondissement von Rienne des französischen Departements der Ysère. Es liegt an der Veronne und zählt 2700 Einwohner, welche bedeutende Fabriken von Segeltuch und gekörperten Luchern unterhalten.

4) Jean-de-Bruel (St.). Stadt im Arrondissement Milhau des französischen Departements des Aveyron, in einem tiefen Thale an der Dourbie. Sie zählt 2300 Einwohner, welche wollene Tüze und baumwollene Strümpfe weben. In der Nähe gräbt man gute Kalkerde.

5) Jean-de-Beizargues (St.). Dorf im Canton Bernejoire, des französischen Garddepartements mit 680 Einwohnern und mehreren Mineralquellen.

6) Jean-de-Colle (St.). kleine Stadt an der Colle im Bezirke von Nontron des französischen Departements der Dordogne mit 980 Einwohnern.

7) Jean-Froidmauret (St.). Dorf im Canton Morie und Arrondissement Vendôme des französischen Departements des Loir und Cher, mit 660 Einwohnern und der Stadtgüte Rougemont.

8) Jean-du-Gard (St.). kleine Stadt und Cantonshauptort im Arrondissement Alais des französischen Garddepartements. Sie liegt am Garbon d'Anzuze, nach der Barometermessung des Baron d'Omberes Airnas 558 p. F. über dem Meere, und zählt eine reformirte Kirche und 2580 Einwohner, welche starken Seidenbau, Seidenzeugwebereien und Seidenhutfabriken unterhalten.

9) Jean-de-Garguier (St.). Weiler mit einem Schlosse und 62 Einwohnern in der Gemeinde Gemenos, Cantons Aubagne, Arrondissement Marseille des französischen Departements der Rhodanemündungen. Es ist ein sehr merkwürdiger Ort, wo die Wassfälle einen Kornmarkt etabliert hatten; die Römer machten ihn zu einem Fleden, und im Mittelalter war er der Sitz eines Biethums, von dessen Gebäuden man nur noch die alte Abtei sieht, aber römische Gräber, römische Ruinen mit lateinischen Inschriften u. s. sind in großer Menge vorhanden. Es wird hier noch ein Jahrmarkt gehalten, der aus dem Kornmarkte der Wassfälle entsand, welche diesen Ort l'Agayes nannten. Zur Zeit der Römer hieß er Gargaria und lag im Territorium der Albitier. Das Biethum soll im J. 435 nach Kris verlegt worden sein.

10) Jean-de-Losne (St.). Stadt und Hauptort ei-

nes Cantons im Arrondissement von Beaune des französischen Departements der Côte-d'or. Sie liegt am rechten Ufer der schiffbaren Saône (deren Spiegel hier eine absolute Höhe von nur 600 p. F. hat, obgleich sie in gerader Linie 57 geographische Meilen von den Rhodanemündungen entfernt ist), und zählt 1725 Einwohner. Die Lage der Stadt ist aber auch in anderer Hinsicht interessant, denn von Westen her öffnet sich hier das Thal der Duche, durch welches der Kanal von Burgund, welcher die Yonne mit der Saône (also Paris mit diesem Flusse) verbindet, herabfließt, und nahe im Osten beginnt hier die merkwürdige Depression zwischen dem Jura und den Vogesen, welche über Dôle und Belancion zum Knie des Rheins bei Basel hinzieht und sich dort in die große Rheinebene zwischen Vogesen und Schwarzwald öffnet. Durch diese Senkung strecken schon die Römer ihren stets geharnischten Arm gegen den Rheinstrom aus (zuerst unter Julius Cäsar; s. Juragebirge), und jetzt zieht durch sie (von St. Jean-de-Codone aus) der vor Kurzem vollendete Kanal Monsieur zur Ill und zum Rhein der Strassburg, wodurch also Paris mit dieser letzten Stadt in schiffbare Verbindung gebracht und alles Land nördlich von hier bis zur Rheinmündung in eine Insel umgewandelt ist. St. Jean-de-Codone führt auf den genannten Kanälen und auf der Saône große Quantitäten von Korn, Holz, Eisen und andern Landesproducten aus, und dürfte sich, durch diese vortheilhafte Lage begünstigt, bald zu einer ansehnlichen Stadt erheben.

11) Jean-de-Luz (St.). Stadt und Cantonshauptort im Arrondissement Bayonne des französischen Departements der Nieder-Pyrenäen. Sie liegt im Lande der Basken, am Gesande des gascognischen Golfs, am Westfusse des Pyrenäengebirges, jedoch noch in der Sandwüste, welche sich vom Departement des Landes südlich über den Adour hinüberzieht, an einer der Straßen nach Spanien und an der Mündung der Nivelle. Dieser Fluss theilt den Ort in zwei Theile: St. Jean-de-Luz und Esbourne. Es ist hier ein Hafen, welcher die größten Schiffe aufnehmen kann und durch mehrer starke Batterien und das Fort Sococa verteidigt wird; allein er besteht nur aus den Uferreben eines großartig angelegten und nicht vollendeten Seehafens, und ist daher unsicher und namentlich den fürchtbarsten Stürmen ausgesetzt. Aus Norden kommende Stürme treiben das Meer unmittelbar über den Damm oder mittelbar durch das Aufschwellen der Nivelle in das Innere der Stadt hinein. Die Zahl der Einwohner beträgt 2440; sie beschäftigen sich mit Fischfang (darunter besonders Sardellen); auch rüsten sie einige Schiffe zum Stodfischfang nach Neufundland aus. Auch ist hier eine der hydrographischen Schulen Frankreichs etabliert. Sonst aber ist die Stadt ohne Regelmäßigkeit, und nur die Durchfuhr nach und von Spanien wirft einigen Gewinn ab. Die geographische Lage des Orts ist: 43° 23' nördl. Br. und 4° 2' 45" westl. Länge von Paris.

12) Jean-de-Mont (St.). Dorf und Hauptort eines Cantons im Arrondissement von Sables d'Olonne im französischen Departement der Vendée mit 3000 Einwohnern.

13) Jean-des-Orlières (St.). Dorf im Canton St.

Dier und Arrondissement Clermont des französischen Departements Puy-de-Dôme. Es zählt 2200 Einwohner und in seiner Nähe sind Mühlsteinbrüche.

14) Jean-la-Palud (St.), Dorf im Canton und Arrondissement Angoulême des französischen Departements der Gharante. Es zählt 2000 Einwohner, welche bedeutende Papierfabriken unterhalten.

15) Jean-Pied-de-Port (St.), (Breite 43° 8' N. Länge 16° 12' E. Ferro), Stadt und Cantonshauptort im Arrondissement Nautillon des französischen Departements Nieder-Pyrenäen. Sie liegt am Nordfuße der Pyrenäen in der Vereinigung der Thäler der Rive und des Ari nach Parrot's Barometermessung 512 p. F. (165,99 Meter) über dem Meere und halbmondförmig am Fuße einer Citadelle, die sich auf einem Felsen erhebt und eine Festung vierten Ranges bildet. Diese beherrscht den Eingang in die genannten Thäler und also auch die Pyrenäenpassage durch das Thal des Atriflusses über die Rolandsbrücke nach Roncœur und Pampelona in Spanien; die Stadt hat von jeder Lage am Fuße derselben ihren Namen erhalten; sie ist identisch mit dem Imus Pyrenaeus im Itinerar des Antonin, über welchen Ort die Straße von Aquä Tarbellicä (Dax) über den Summus Pyrenaeus (die Rolandsbrücke) und Turissa (Roncœur), nach Pompeio (Pampelona) in Hispanien führte. Diese Pyrenäenpassage blieb im Mittelalter der frequenteste Verbindungsweg mit Spanien, denn durch diesen Paß überließen die Gothen unter Eurich das Gebirge im J. 477, und fast alle Einfälle aus Frankreich nach Spanien (auch die der Franken gegen die Araber) geschahen durch diese Pforte. Das Städtchen St. Jean-Pied-de-Port zählt 1630 Einwohner. In seiner Nähe sind Kupferbergwerke und Salzquellen.

16) Jean-en-Royans (St.), Stadt und Cantonshauptort im Arrondissement Valence des französischen Departements der Drôme. Sie zählt 2550 Einwohner, welche wichtige Luchfabriken und Papiermühlen unterhalten. Auch werden die hiesigen Jahrmärkte stark besucht.

17) Jean-de-Valeriscle (St.), Dorf im Canton St. Ambroix und Arrondissement Alais des französischen Garddepartements. Es liegt am Flusse Luyonnet und zählt 1460 Einwohner, welche auf Steinöfen bauen und Papierfabriken unterhalten.

18) Jean-de-Verget (St.), Marktflecken und Cantonshauptort im Arrondissement von Périgueux des französischen Departements der Dordogne, mit 800 Einwohnern. (Klaehn.)

F. In Italien.

1) Jean d'Arves (St.), ein großes, im sardinischen Herzogthume Savoyen, zwischen Chambéry und Chablais gelegenes Dorf mit 2100 Einwohnern.

2) Jean de Maurienne (St.), Hauptstadt und vor-maliger Bischofsitz der Provinz Maurienne im sardinischen Herzogthume Savoyen mit einem bischöflichen Palaste, einer Kathedrale, einem Nonnenkloster, einem Hospital, einem Gymnasium und gegen 2100 Einwohnern. (K.)

G. In der Schweiz.

Jena (St.), eine Gegend der im schweizerischen Canton Genf liegenden Gemeinde Petit-Vaconnex, welche mehre geräte Landhäuser enthält, worunter dasjenige ist, welches Voltaire fünf Jahre bewohnte, ehe er nach Berner zog. Es führt den Namen Les Delices. (Kocher.)

Jeanne, f. Johanna.

Jeanne d'Arc, f. Arc und Orleans (Jungfrau von). Jeannets (Warenf.), f. unter Baumwollenmanus-facturen.

Jeannette, f. Johanna.

JEANNIN. Der berühmte Präsident Peter Jeannin war der Sohn eines Särbers aus Autun, der später daselbst auch das Amt eines Schessen bekleidete, ursprünglich aber von Aligny, 2 Stunden südwestlich von Saulieu, herkam. Zu Aligny gibt es noch heute ein meix Jeannin, und dieses Gütchen wurde von dem Vatersbruder des Präsidenten, der diesen auch zur Tausche gehalten hatte, bejessen und bewohnt. Der jüngere Peter J., geb. zu Autun im J. 1539 oder 1540, studirte die Rechte unter Guja, wurde Avocat im J. 1569, und auch foglich berühmt durch seinen ersten Proceß (1570), den er Namens seiner Vaterstadt führte und gewann. Die Städte Ghälon und Beaune hatten nämlich dem alten Ebracte den ersten Rang in der ständischen Versammlung streitig gemacht. Im J. 1571 wurde der junge Avocat von den Ständen der Provinz zu ihrem Consulanten erwählt. Als solcher mußte er einer Berathung bejwohnen, die der Lieutenant-général der Provinz, der Graf von Gharin, veranstaltet hatte, und in welcher die von Paris empfangenen Befehle, Behufs einer weitern Ausdehnung der Muthochzeit, in Erwägung gezogen werden sollten. Als der jüngste und dem Range nach der unbedeutendste in der Versammlung, hatte J. der erste zu stimmen, und den Sach aufstellend, „daß dem Monarchen nur zögernd zu gehorchen sei, wenn er im Jorn gebietet“, trug er darauf an, daß man von dem Könige förmliche Lettres-patentes begehre, ehe man die blutigen Befehle ausführe. Der Antrag wurde einstimmig beliebt, und vor Ablauf des zweiten Tages brachte ein neuer Schnellbote das Verbot, irgend etwas gegen Leben und Eigenthum der Religions-neuerer zu unternehmen. J. wurde nach und nach Gouverneur der Kancel von Dijon, Rath und zuletzt Präsident bei dem Parlament von Dijon, erschien auch auf dem Reichstage von Blois als Deputirter der Stadt Dijon. Anhänglichkeit für die Religion der Väter machte ihn zu einem eifrigen Kämpfer, und Heinrich III., der seine Unbeugsamkeit in religiöser Hinsicht, zugleich aber auch seine einsichtsvolle Liebe zu dem Vaterlande kannte, ertheilte ihm in ausdrücklichen Worten die Erlaubniß, dem Herzoge von Wavrenne zur Seite zu stehen. Mit großem Ehsinn hatte der König anerkant, daß J. sich allen Entschlüssen, welche für die Interessen Frankreichs gesätlich, widersetzen würde. Auf den Betrieb des Herzogs wurde J. alsbald in den Conseil général de l'Union aufgenommen, und wenn dieser Goncil wirklich der demagogischen Gewalt der Diebzelh als Gegengewicht diente, so haben einzig Jeannin und Billeroy das Verdienst hiervon

anzusprechen. Unstreitig war J. von allen Emissarien auch der Erste, der seine Bestimmung wieder fand, schon nach der Schlacht bei Jory wurden ihm vom Namen des Siegers Vorschläge gemacht, und er versprach aus allen seinen Kräften an dem Friedensgeschäfte zu arbeiten, sobald die Leidenschaft des Herzogs von Mayenne sich nur einigermaßen abgeklüht haben würden. Dazu um so schneller zu gelangen, übernahm er die Gesandtschaft an den Hof Philipp's II., nicht zweifelnd, es werde ihm gelingen, aus des Königs Munde Gesandnisse über dessen Absichten auf Frankreich zu gewinnen, die allen Hoffnungen des Herzogs mit einem Male ein Ende machen würden. Er ging nach Spanien, bewunderte Philipp's II. unglaubliche Verblendung über die Lage der Dinge in Frankreich, hörte ihn, wol nicht ohne Vergnügen, von seiner Stadt Paris, seiner Stadt Rouen oder Orleans sprechen, wußte aber doch alle Künste zu beachten, welche die Lage seiner Committenten forderete. Er durfte die Kräfte der Liga nicht übertreiben, um nicht jeden Gedanken an Frieden zu verheuen, sie auch nicht zu gering anschlagen, um nicht Veranlassung zu geben, daß Philipp den Herzog von Mayenne gänzlich aufbeuge, und er durfte auch nicht als der offene Gegner von des Königs Project, Frankreich seiner Tochter Isabella zuzuwenden, erscheinen. Darum begnügte er sich, in zwei verschiedenen Audienzen anzukündigen, wie man in Frankreich des Krieges müde werde, wie zu besichtigen steh, daß der König von Navarra durch geschmeidige Unterhändler, durch Versicherungen, durch die Äußerung, er wolle sich in dem katholischen Glauben unterrichten lassen, viele seiner bisherigen Gegner gewinnen werde, wie insbesondere der Herzog von Mayenne durch die glänzendsten Anerbietungen verführt worden sei; schließlich gedachte er des hohen Ruhmes, der den katholischen König erwarte, wenn er, fern von allen selbstsüchtigen Absichten sich verwenden sollte, um dem einst so blühenden Frankreich den Frieden und zugleich religiöse Sicherheit zu schenken. Eine so diplomatische Sprache in dem Munde eines Botschafters befremdete den König, und J. wurde an den Staatssecretair Abiaquez verwiesen. Verschiedene Conferenzen wurden in den gewöhnlichen Botschaften dingebracht, dann erklärte Abiaquez, sein Herr finde seine Sicherheit, weder in dem Frieden, noch in den Versicherungen des Königs von Navarra, alle Bourbonns würden stets, was die Religion betreffe, verdächtig sein; die Infantin, als des verstorbenen Königs nächste Anverwandte, habe das nächste Recht auf dessen Krone, außerdem ein ganz ungezwungenes Erbrecht an die Herzogthümer Burgund und Bretagne; sei dem Erzbischof Ernst zur Gemahlin bestimmt, und werde die Niederlande zum Brautstücke haben, mithin Gelegenheit geben zu einer Erwerbung, die von allen für Frankreich die wünschenswerthe sei werde; übrigens sei der König, falls seine Wünsche unbeachtet blieben, geformt, nicht länger Geduld und Rücksicht für das undankbare Nachbarn aufzusparen. Der Präsident hatte hiemit seine Absicht, und vielleicht noch mehr erreicht, denn bisher war niemals von einer Vermählung der Infantin mit dem Erzherzoge die Rede ge-

wesen, er gab darum eine willfährige, doch nichts sagende Antwort, die so sehr gefiel, daß er für den Herzog von Mayenne eine monatliche Subsidie von 10,000 Thalern erhielt, und zugleich die Auflage, daß künftig die spanischen Hüfstruppen in Frankreich ihren Sold aus Spanien beziehen sollten. Einen anderweitigen Antrag, der ihn zu einem Soldner Philipp's gemacht haben würde, wies er, unter allen Emissarien wahrscheinlich der einzige, zurück, um sodann nach Frankreich zurückzukehren, und unumwunden dem Herzoge von Mayenne zu erklären, er könne nichts Besseres thun, als sich mit Heinrich IV. zu verständigen; ein Rath, der nicht unbeachtet blieb, wenngleich mancherlei Ereignisse, thörichte Hoffnungen und des Prinzen Muthwillen, ihn vor der Hand in den Hintergrund drängten. Gegen seine Überzeugung fuhr J. fort, dem Herzoge beizustehen, und vorzüglich in den Unterhandlungen mit den Deputirten des Herzogs von Parma, mit dem Präsidenten Richarbot und mit Diego d'Acerra (Ende 1597), entwickelte er die ganze Fülle seiner diplomatischen Kunst. Alle Forderungen gewährend, alle Leistungen verschwendend, konnten die Fremden auch nicht den fernsten Grund zu einer Liga über das trügliche Geschäft finden. Mit gleicher Gewandtheit wußte J., ganz gegen der Spanier Meinung, den sogenannten Reichthum, der sich mit der Wahl eines katholischen Königs beschäftigen sollte, nach Paris hinzuziehen, die versammelten Stände hinzubalten, und endlich Conferenzen mit den Kavalieren herbeizuführen. Diese Conferenzen, denen der Präsident selbst, als einer der Abgeordneten des Reichthums, beizuohnte, (April bis Juni 1593), lösten, wie bekannt, auf die Religionsveränderung des Königs einen mächtigen Einfluß, und vernichteten mithin das Grundprincip der katholischen Liga. Gleichwol verbarrie J. in seiner Abhängigkeit zu dem Herzoge von Mayenne, bis die Schlacht bei Fontaine-Francaise allen Illusionen und allen Zweifeln des Prinzen ein Ende machte. Heinrich IV. mußte den General-Lieutenant des Königreichs begnadigen, den Präsidenten wollte er sich verpflichten, und er that das in so verbindlicher Weise, daß der Geschmeichelte selbst Verwunderung äußerte, so viele Huld an einen alten Emissar verschwendet zu sehen. „Präsident," erwiderte Heinrich, „ich habe stets die rechtlichen Leute aufgesucht, und mich bei solchen Verfahren wohl befunden.“ Nicht nur erhielt J. die erledigte Stelle eines ersten Präsidenten bei dem Parlament von Burgund, mit der Befugung zwar, sie alldald zu verkaufen, sondern er durfte den König überhaupt nicht mehr verlassen, und erzeuete sich eines so reichlichen Antheils an dessen Vertrauen und Freundschaft sogar, daß er die Eifersucht Sully's in Unsicherheit und Unzuldsamkeit des Vorbild aller Doctrinaries erweckte. Häufig spiegelte sich diese Eifersucht in Sully's Memoiren, wenn er auch nicht selten genöthigt wird, seines Nebenbuhlers Klugheit und Festigkeit anzuerkennen. Diese Eigenschaften leuchten besonders in den Unterhandlungen, die J. mit dem Legaten und mit den Gesandten des Herzogs von Savoyen zu Lyon führte, und mit dem Friedensvertrage vom 17. Januar 1601 beschloß; allgemein fand man, daß des Präsidenten Gabe für diplomatische Verhandlungen selbst

die eines Cully übertriffe. Von dieser Ansicht wenigstens einigen Vortheil zu gewinnen, scheint Cully nach Kräften beizutragen zu haben, daß J. das schwierige Geschäft eines Vermittlers in der zwischen Spanien und den Niederländern schwebenden Handlung übernehmen mußte (1607 — 1609). So ungünstig hierin seine Stellung, denn der Vermittler mußte sich den contrabirenden Mächten gleichsam aufdrängen, so gelang es ihm dennoch den Waffenstillstand vom 9. April 1609 und hierin die Anerkennung der Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande zu erreichen, zugleich aber die Abhängigkeit der Republik von Frankreich zu besiegeln. Darum danken auch die Generalstaaten in einem Schreiben vom 22. Juni 1609 dem Könige, daß er ihnen den Präsidenten zugesandt habe, den Mann, „der ihnen so viele Beweise seiner unglaublichen Erfahrung, Urtheilskraft, Weisheit und Geschäftkenntnis hinterließ, auch durch Schärffinn und Gewandtheit Schwierigkeiten zu überwinden wußte.“ Heinrich umarmte den Präsidenten, als er ihn zu Fontainebleau zum ersten Male wieder sah, und stellte ihn der Königin vor mit den Worten: „Sehen Sie sich diesen wackeren Mann an; sollte Gott über mich verfügen, so dürfen Sie der treuen Anhänglichkeit J's. vertrauen, und seiner Leidenschaft für meines Volkes Wohl.“ Heinrich machte sich auch den Vorwurf, von dem Präsidenten immer nur Gutes gesprochen zu haben, ohne ihm doch Gutes zu thun, übertrieb er wohl in dieser Hinsicht, denn zu geschweigen, daß J. auf dessen ausdrücklichen Wunsch die von den Holländern dargebotenen Geschenke annehmen mußte, so hat derselbe noch anderweitige Beweise der königlichen Freigebigkeit empfangen. J. war von dem Könige außersehen, um die Geschichte seiner Regierung zu schreiben, brachte es aber nur bis zu einer würdig gehaltenen und geistreichen Vorrede. Nach dem Tode Heinrich's IV., nach der Entfernung Cully's, übertrug die Regierung ihm die Leitung der wichtigsten Angelegenheiten, insbesondere die Finanzen und den Reichthum. Die Rechnung, die er dem Reichstage von 1614 vorlegte, ist unter dem Titel *Propos teneux*, vorhanden. Um die nämliche Zeit verlor er seinen einzigen Sohn, einen Jüngling voll der schönsten Hoffnungen. Des Ministers heilsamste Entwürfe wurden nicht selten durch die Günstlinge vereitelt, Maria von Medicis ließ sich sogar durch die Ministerialen von Ancre seine Entfernung abtöden, aber des Herrschers Bedürfnis führte ihn schon 1617 zu den Geschäften zurück, und noch in demselben Jahre verhandelte er Namens des Königs mit den zu Rouen versammelten Notabeln. Einige Jahre durfte er noch dem Dienste des Staates widmen, dann aber nöthigte ihn die reisende Abnahme seiner Kräfte, sich in die ländliche Einsamkeit von Montjeu zurückzugeben. Er starb daselbst, nicht aber zu Paris, in dem Alter von 82 Jahren, den 31. October 1622. Die Leiche wurde in der Domkirche von Autun, das Herz in der Kirche des Priorats zu Chagny beigesetzt. „Eitlicher und Barneveldt, die größten Geister dieser Zeit“, berichtet Salmarsen, „empfanden für J. solche Hochachtung, daß sie überall verkündigten, man könne nicht mit ihm verhandeln, ohne etwas zu lernen.“ Der Cardinal Bentivoglio re-

zählt, er habe ihn in dem Rathe sprechen gehört, mit solcher Kraft und Würde, daß die ganze Herrlichkeit des Königs aus seinen Worten zu strahlen schien. Als der spanische Gesandte den König Heinrich IV. um eine kurze Charakteristik seiner Minister bat, kam auch die Rede auf J. „Dieser“, bemerkte der König, „verbirgt mir keinen seiner Gedanken, und was er denkt, das ist jederzeit die Rechte.“ Ein andermal war in dem Ministeriathe die Rede von einem Staatsgeheimnisse, das einer der Minister ausgeplaudert haben sollte. J. schwieg, da ergriff der König seine Hand und sprach: „für den Fleck ich, Ihr an dem mögt euer Gewissen waschen.“ Er soll wenig Vermögen hinterlassen haben, doch können wir bedenken, durch ihn gemachte Erwerbungen nachweisen. Dergleichen waren die Baronie Chagny in Chalonais, die herrliche Baronie Montjeu, südlich von Autun, das von der Tochter von Chaligny 1603 angekauft, mit Montjeu grenzende Lehen Preslail, die bedeutende Baronie Drac-Saint-Loup, nördlich von Autun (aus Drac haben Jöcher und seine Abschreiber Rastey gemacht), die Pfandschaft Saint-Pris-sous-Beuvray. Montjeu erkaufte er 1596 von Ludwig von Brancion; das dassige, von ihm erbaute Schloß bewahrt noch sein und seiner Kinder Portraits. Seine *Négociations* wurden zum ersten Male durch seine Enkel Henri Jeannin de Cassille, Abt von St. Martin zu Autun, und zwar im J. 1656, Fol., dann bei Echevir, 1659, 2 Bde. 12., und endlich 1693, 4 Bde. 12. herausgegeben. Sie werden noch heute mit Frucht gelesen; in der Handschrift bildeten sie des Cardinals von Richelieu einzige Lectüre, während seines unfreiwilligen Aufenthalts zu Avignon. „Er sandte stets darin zu lernen“, meinte der große Politiker. Salmarsen und Guyton-Morveau haben des Präsidenten Lob, jener Dijon, 1623, dieser Paris, 1766 oder 1775, geschrieben. Beinahe hätten wir vergessen, ihn als den vorzüglichsten Wohltäter des Hospital's St. Antoine zu Autun zu nennen. Seine Tochter, Charlotte Jeannin, wurde an Peter de Cassille, Contrôleur général und Intendant des finances, auch Gesandten in der Schweiz, verheirathet; durch sie, die seit 1629 Witwe, gingen von Montjeu, Drac und Chagny, sowie der Name Jeannin an die Cassille über. Ihr Sohn Nicolaus Jeannin de Cassille, Marquis von Montjeu, durch königliche Briefe vom December 1655, Trésorier de L'épargne, auch seit 1657 Greffier der königlichen Wägen, starb 1691, aus seiner Ehe mit Gläubia Fieubet mehrere Kinder hinterlassend. Der einzige Sohn Kaspar Jeannin de Cassille war ihm am 3. März 1688 vorausgegangen, hatte aber aus seiner Ehe mit Louise Diana Dauvet-des-Marets, eine einzige Tochter. Diese, Maria Louise Christine Jeannin de Cassille, Marquise de Montjeu, dem sie erbte den Großvater, wurde den 2. Juni 1705 an Anna Maria Joseph von Lothringen, Prinzen von Harcourt und Guise-sur-Moselle, verheirathet (vgl. d. Art. Harcourt, Bd. 2 dieser Section), und starb den 17. Dec. 1735, oder 11 Jan. 1736. Durch ein Testament hinterließ sie dem großen Seminarium zu Autun 19,000 Livres. Überhaupt bewahrte sie große Anhänglichkeit für das Land ihrer Väter; bei einem Besuche in Aligny ließ

sie sich alle Bauern des Namens Jeanmin vorstellen, um solche als Beistern zu begraben. Ihr erlauchter Gemahl klagte einstens einer andern fürstlichen Person, durch seine Misethat habe er seinen Kindern den Weg zu Doministen versperrt. „So viel ich wenigstens gewiss,“ fiel sie ein, „daß ich ihnen den Weg zum Hospital verperrt habe.“ Nach ihrem Tode mußte Montieu verkauft werden, um die Schulden des Prinzen zu bezahlen.

(v. Stramberg.)

JEANROI (Dieudonné), im J. 1750 in Nancy geboren, studirte Medicin, erlangte in Paris den Doctorgrad, und wurde bald nachher Mitglied der königlichen medicinischen Gesellschaft. Im J. 1778 schickte ihn die Regierung nach Dinan in der Bretagne, wo eine mörderische Seuche wüthete, deren Opfer er beinahe selbst geworden wäre. Er lebte von dieser Zeit an als sehr geschätzter Praktiker in Paris, bis zu seinem Tode am 27. März 1810. Er hat mehrere Artikel in der Encyclopédie méthodique verfaßt, Beobachtungen über obstruction pylori. Versuche über die Wirkungen der radix Dentaria bei Behandlung der Krätze bekannt gemacht und außerdem noch geschrieben: Quæstio medica, an remedium etiam empiricum adhibito dogmatica? (Paris 1777). Mémoire sur les maladies, qui ont régné à Dinan, en Bretagne, en 1779.

(Fr. W. Theile.)

Jean (Baarent.), s. unt. Baumwollenmanufacturen.

JEARIM (יֶאֱרִימ), Stadt in Palästina, kommt immer nur mit dem Zusatz Kirjath-Jearim, Stadt der Wälder, oder Har-Jearim, Berg der Wälder, vor, eine der drei zum Gebiete der Stadt Siben gehörigen Städte (Josua 9, 17) hieß in ältern Zeiten Baala (Jos. 15, 9), auch wol Baalim Juda (2 Sam. 6, 2), auch wol Kirjath Baal (Jos. 15, 60). Sie gehörte zu dem Gebiete des Stammes Juda und lag unsern der nördlichen Grenze desselben gegen den Stamm Benjamin, an oder auf einem Berge (Jos. 15, 9. 10. 60. 18, 14. Richt. 18, 12). Nach Eusebius lag sie neun römische Meilen von Jerusalem am Wege auf Diopolis. In dieser Stadt wurde die von den Phälistern zurückgelassene Bundeslade aufbewahrt (1 Sam. 4, 11. 7, 1) und blieb daselbst, bis David sie von dort mit feierlichem Gepränge abholte und in Jerusalem niederlegte (2 Sam. 6). (F. G. Crome.)

JEAURAT, 1) Edmund, Kupferstecher, geboren in Paris 1672, ebenfalls gestorben 1738, Schüler von B. Picart. In seinem Lehrer hatte er ein tüchtiges Vorbild für gute Zeichnung; auch verstand er es vortreflich, die Nadel mit dem Grabstichel zu verbinden. Die Meister, nach welchen er stach, gab er glücklich und correct wieder, und empfahl sich durch die Treue, womit er ohne in slavischen Nachahmung zu verfallen, seine verschiedenen Vorbilder aufstapelte. Zu seinen glänzendsten Grabstichelarbeiten, welche er nach sehr guten Meistern lieferte, gehört nach Franciscus Moles, Nabel und Jacob, nach eben denselben, Ruhe auf der Flucht, nach Paolo Veronese, Findung Moise, sammt gr. rom. qu. Fol. Alle drei Blatt, zu Grogat's schönem Werke gehörend, sind wirkliche Haupt-

blätter. Ferner: nach Mignard, Syrinx und Pan, gr. Fol., nach Charles le Brun, der Leichnam Jesu auf dem Schooße der Mutter, gr. Fol., nach Nic. Poussin, die Taufe Christi, gr. Fol., nach Nicolas Poussin, Adonis taucht den Achilleus in den Styx, nach eben demselben, Aelismach auf der Insel Kalypso, beide gr. qu. Fol., nach Sebastian le Clerc, Mardochais's Triumph, gr. qu. Fol., und mehrere andere. Ueberhaupt nennt Küssl im Künstlerikon 60 Blätter von ihm. (Frenzel.)

2) Edmund Sébastien, ein geschickter Astronom, geb. zu Paris im J. 1724. Sein Vater und seine Verwandten von väterlicher und mütterlicher Seite hatten in den zeichnenden Künsten etwas Bedeutendes geleistet, und dies Talent schien auf J. zu vererben, denn schon früh offenbarte sich bei ihm entschiedene Anlage und Neigung zur Zeichenkunst und zu den mathematischen Wissenschaften. Zwölftwanzig Jahre alt erhielt er eine Preismedaille von der Akademie. Im J. 1749 half er als Ingenieur-Geograph an der großen Karte von Frankreich, wozu er, nach Lalande's Angabe, 600 Duadrat-Kilometer aufnahm. Im J. 1750 gab er einen Traité de perspective heraus, der lange Zeit einer der besten und dem Künstler brauchbarsten war. Im J. 1753 wurde er Professor der Mathematik an der Militärschule und machte hier die nähere Bekanntschaft Lalande's, der ihn besonders für die rechnende Astronomie gewann. Er berechnete die Oppositionen von 1755 und den folgenden Jahren, beobachtete die Kometen von 1759 und 1760, und gab analytische Formeln zur Berechnung der Planetenbewegungen. Im J. 1763 hatten ihn seine Arbeiten schon der Ehre würdig gemacht, mit Bailly die Stimmen der Akademie bei der Wahl eines Nachfolgers für Lacaille zu theilen. Beide wurden ernannt und bewiesen ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie zusammen im J. 1766, der ersten neue Jupiterstafeln, der letztere eine Theorie der Jupiterstrahlen, herausgaben. Im J. 1775 trat J. an die Stelle Lalande's bei der Berechnung der Connoissance des temps und besorgte nach einander zwölf Bände derselben, worin man von verschiedenen Astronomen berechnete Tafeln, Berechnungen der Mondsbewegung, Reductionen von Fixsternkatalogen, Bestimmungen geographischer Längen, Tafeln der Aberration und Nutation, und andere dem Naturist und Astronomen wichtige Gegenstände findet. Es verdienen darunter hervorzuheben zu werden die nach J.'s eigenen Beobachtungen trigonometrisch berechneten Tafeln, worin die Dipster alle Krümmungen bestimmt finden, welche sie den Objectivgläsern der Fernrohre zu geben haben. Von Jeaurat rührt auch die Idee des Diplanetarischen Fernrohrs her, welches der Dipster Navarre ausführt, und dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß es zwei Bilder, ein aufrecht stehendes und ein verkehrtes, gibt, wodurch man den Augenblick, in welchem der Mittelpunkt eines Planeten unter einem Stundensfaden durchgeht, direct zu beobachten im Stande ist. Die meisten Memoiren, Berechnungen und Beobachtungen von J. findet man in dem Bande der *Savant's étrangers* von 1763 und in den Memoiren der Akademie für die darauf folgenden 25 Jahre.

Im J. 1796 wurde J. zum Mitgliede des Instituts von Frankreich ernannt. Lange Zeit stellte er seine Beobachtungen an der Militärschule an, wo ihm der Herzog von Gisors das schlechte hölzerne Observatorium vervollständigen ließ, das J. sich selbst errichtet hatte. Von da ging er an die königliche Sternwarte über. J. starb als Senior aller damals lebenden europäischen Astronomen den 7. März 1803 *).

(Gartz.)

3) Stephan oder Etienne, dessen Geburts- und Sterbejahr unbekannt ist, kam im J. 1733 in die Akademie zu Paris, wo er später zum Professor, 1743 zum außerordentlichen Professor, und endlich zum Aufseher der königl. Gemäldegalerie ernannt wurde. Jeaurat war ein vielseitig gebildeter Historienmaler, und reich an Ideen. Seine Werke hielten sich im Verhältniß des damals überhandnehmenden geringern Geschmacks für bildende Kunst dennoch auf einer achtbaren Stufe, und gingen nicht in Ausartung über. Inseßen diente er in seinen Compositionen immer glücklicher für solche Scenen, die dem Genremaler am nächsten liegen, und lieferte darin vieles Vorzügliche. Nach seinen Werken haben ziemlich viele gute Kupferstecher manches Treffliche geliefert *), besonders merkwürdig sind: Les trois grands Mystères de la Ste. Trinité, von Duchange gest., gr. Fol., Jacob und Gauz verflochten sich, von Aubert, Fol., Laban sucht die Götter, welche Rachel verborgen hatte, von Ebenens, Fol., St. Philippe Aeri, von Balcou, schon gestochen, kl. Fol., neun Bl. Habeln von Lafontaine, von Edmund Jeaurat gest., vorzüglich merkwürdig wegen der launigen Composition, kl. Fol., Venus und Adonis, von Gaillard, f. gr. Fol., vier Bl. die Elemente, von Marie Elisabeth Lepicie, Fol., vier Bl. l'économie, la coquette, la devotée, la Savante, von M. Aubert, zwei Bl. l'amour petit-maitre, l'amour coquet, von Edmund Jeaurat, gr. Fol., sehr drollige Composition, zwei Bl. l'amour du vin, l'amour de la chasse, Surugue sc. gr. qu. Fol., schon, elf Bl. Conversationsstücke, le mari jaloux, la Servante congédiée, und andere vorzügliche Blätter von Balcou und Lepicie, Fol., vorzüglich merkwürdig, l'Enlèvement de polixène, von Claude Duflos in Hogarth's Charakter, Place Maubert, von Alamet, qu. Fol., zwei Bl. le Sultan galant, la Sultane favorite, von Balcou gest. 1768, f. gr. Fol., Hauptblätter. (Frenzel.)

JEBB, Name einiger angesehenen englischen Gelehrten, meist Ärzte, bei denen außerdem zum Theil der ursprüngliche Lebensplan mit diesem Berufe nichts zu schaffen hatte. Sie gehören alle einer in Nottinghamshire anässigen Familie an.

1) John, der älteste Sohn des gleichnamigen Dechanten von Gaffell, war geb. 1736 zu London, besuchte mehre Schulen in England und Irland, studirte seit 1753 zu Dublin und Cambridge, wurde 1757 auf letzterer Universität Baccalaureus der Künste, und fing an,

als Privat-Tutor in Medizin zu treten. Im J. 1760 wurde er Magister und als Fellow bestatigt, 1762 zum Diaconus und 1763 zum Priester geweiht, und erhielt 1764 das Rectorat zu Dington in der Grafschaft Hereford, worauf er sich verheirathete. In Gemeinschaft mit zwei Freunden, Robert Woop und George Wollaston, gab er im J. 1765 Excerpta quaedam ex Newtoni principis philosophiae naturalis cum notis variorum heraus, welche sehr geschätzt wurden, und lebte 1766 nach Cambridge zurück, um dort abermals als Privatlehrer sich zu beschäftigen. In dieser Stellung hielt er auch Vorlesungen, namentlich begann er im J. 1768 dergleichen über das griechische N. L., und zeigte sich dabei von freistimmiger Denkart, wie er es auch im Politischen gethan hat. Verbesserungen in Kirche und Staat empfahl er mit vieler Lebhaftigkeit und großem Eifer. Nachdem er im J. 1769 zu der Vicarie Clinton bei Dunagang und zu den vereinigten Rectoraten Homersfield und St. Gresh gelangt, auch von einem Verwandten seiner Frau, dem Grafen von Harborough, mit einer Kaplanei versehen worden war, lebte er in Folge dessen längere Zeit hindurch theils zu Dunagang, theils zu Cambridge, theilte 1770 von seinen theologischen Vorlesungen öffentlich einen kurzen Bericht, worin Einiges Widerspruch fand, und ließ ihn 1772 mit Zusätzen abermals abdrucken. Unter dem angenommenen Namen Paulinus erschien er als Verteidiger derer, welche die Abhängigkeit von den durch die Kirche festgestellten Glaubenssätzen zu mildern suchten; gab sich auch viele Mühe, die Erziehung und Ausbildung der Jugend zu Cambridge zu verbessern, ohne jedoch hier wie dort seinen Zweck zu erreichen. Da er sich aber mit der Lehre der anglikanischen Kirche zerfallen fühlte, beschloß er, seine Anstellungen in derselben völlig aufzugeben und sich einem Berufe zu widmen, in welchem er seiner Überzeugung zu folgen im Stande wäre, ohne dadurch einen beunruhigenden Widerspruch zwischen den übernommenen Pflichten und seinen Ansichten in sich zu tragen. Die allgemeine Achtung seiner rechtschaffenen Gesinnung und das Bewußtsein, nur dem für gut Erkannten nachzugeben zu haben, begleiteten ihn in seine neue Laufbahn. Nachdem er als bereits im September 1775 seine kirchlichen Ämter sämtlich niedergelegt, und ein Jahr später Cambridge gänzlich verlassen hatte, mußte er freilich daran denken, sich andere Erwerbsquellen zu eröffnen, und bildete sich unter der Leitung seines Verwandten Richard Jebb zum Arzte. Bei seinem Talente und seiner gelehrten Vorbildung, bei seinen eifrigen und fleißigen Studien gelang es ihm, auch, in nicht gar langer Zeit sich die erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, so daß er schon 1777 Doctor der Medicin werden konnte. Das londoner Medicinalcollegium erlaubte ihm darauf, zu practiciren, welche Berechtigung er denn auch seit Februar 1778 ausübte. Noch im ersten Jahre seiner Praxis sah er sich von der königl. Societät der Wissenschaften zu London zum Mitgliede ernannt. Sein Trieb, an dem Vorhandenen bessernd Hand anzulegen, verließ ihn auch jetzt nicht, sondern hatte nur die Gegenstände gewechselt. In dem 1782 bekannt gemachten Werke: Select Cases of the

*) Nicollot in der Biogr. univ. T. XXI.

†) Die königl. ksch. Kupferstichsammlung besitzt 77 Blatt nach ihm.

Disorder commonly termed the Paralysis of the Lower Extremities; to which is added a Case of Catalepsy, bemühte er sich, die von Pott angewendete Methode zu empfehlen, wornach die Geschwulst des Rückgrates mit kausischen Mitteln behandelt wird. Den damaligen politischen Verhältnissen seines Vaterlandes schenkte er große Theilnahme, und mißbilligte den Krieg Englands gegen Amerika, schabete sich aber durch den Eifer, mit welchem er diesem Gegenstande nachging, in seiner Praxis. Die Anstrengungen seines Berufes und das allzu lebhafte und forzsame Interesse an den Fragen, welche damals die Welt bewegten, untergruben bald seine Gesundheit; er starb in seinem 51. Lebensjahre am 2. März 1786. Seine sämtlichen Schriften sind gesammelt von John Disney und in drei Octavbänden (Lond. 1787) herausgekommen; vor dieser Ausgabe befindet sich auch eine kurze Biographie desselben¹⁾.

2) Richard, englischer Baronet und Arzt, geb. zu Stratford in der Grafschaft Essex, bildete sich zuerst zu Oxford, konnte aber dalselbst nicht immatriculiert werden, weil er ebenso wie sein Vater, Samuel Jebb, ebenfalls Arzt, zu den Eidwiegern (Non-jurors) gehörte, und ging zu seiner Vervollkommnung nach London und dann nach Kernen, auf welcher Universität er auch als Doctor der Medicin promovirte. Nach seiner Rückkehr in das Vaterland wählte er London zu seinem Aufenthaltsorte, erhielt von dem dortigen Medicinalcollegio die Erlaubniß zur Praxis, und wurde im J. 1768 stifts Mitglied jenes Collegii. Eine Zeit lang war er Arzt am St. George's-Hospital und zugleich am westminster Krankenhaus. Sein Ruf war ungemein bedeuten; als daher der Herzog von Gloucester in Italien erkrankte, wurde er zu demselben gesendet, um ihn zu behandeln. Eine zweite Reise im J. 1777 hatte eine gleiche Veranlassung. Um jene Zeit wurde er bei König Georg III. außerordentlicher, und im J. 1780 bei dem damaligen Prinzen von Wales (nachmaligen Könige Georg IV.) ordentlicher Leibarzt, und genoß bei der ganzen königlichen Familie das ausgezeichnetste Vertrauen. Nach dem Tode von Edward Blinot im J. 1786 wurde er auch zum ordentlichen Leibarzte des Königs beordert, genoß aber die Früchte dieser Erhebung nicht lange; denn während er zwei Prinzessinnen, welche an den Mästen krank lagen, mit seiner Kunst zu Windsor ärztlich besorgte, schloß er sich plötzlich von einem Fieber ergriffen, und starb nach einigen Tagen am 4. Jul. 1787 im 58. Lebensjahre²⁾.

3) Samuel, Vater von Richard, bekannt als Arzt, Schriftsteller im historischen Fache, und Herausgeber mehrerer nützlicher Schriften, ist geboren zu Nottingham und erlangte seine Bildung zu Cambridge. Überzeugt von der

Nichtigkeit der Ansicht, welche die Eidwiegern (Non-jurors) geltend machten, übernahm er bei Jeremiah Collier (s. d. Art.) die Stelle eines Schreibers. Noch während seines Aufenthalts im Collegium Peterhouse zu Cambridge gab er eine Uebersetzung von Martin's Answerten an Emmeline (1718), und wieder gedruckt 1719) heraus, und besorgte eine Edition von Justinus Martyr's Dialogus cum Tryphone, graeco et lat. (Lond. 1719). Nachdem er Cambridge verlassen hatte, beirathete er die Tochter eines tüchtigen Apothekers zu London, welcher ihn in der Pharmacie unterrichtete; daneben setzte er seine literarischen Arbeiten fort, unternahm namentlich im J. 1722 die Herausgabe einer Bibliotheca literaria, welche aber nicht über die ersten 10 Nummern hinauskam, und schrieb nach Originalentwurfen und angelegenen Autoritäten De vita et rebus gestis Mariae Sotomorum reginae (Lond. 1725. 2 Voll. fol. mit Abbildungen). Auch edirte er Ael. Aristidis Opera omnia; graeco et latine cum notis Canteri, Tristiani etc. cum MSS. collata (Oxf. 1728.) 2 Bde. 4.), welche Ausgabe sehr geschätzt wird; ferner Joannis Cassi Britannii de canibus Britannicis liber unus, de variorum animalium et stirpium etc. liber unus, de liberis propriis liber unus, de pronunciatione graecae et latinae linguae cum scriptione nova libellus (Lond. 1729); dann Baconii de Verulamio Opus majus (ib. 1733. fol.), und Humphr. Hodii libri II. de Graecis illustribus, linguae Graecae instructoribus (ib. 1742), welchem Werke er eine lateinisch geschriebene Nachricht vom Leben und den Schriften des H. Hody vorsetzte. Wann er die medicinische Doctorwürde erlangte, ist nicht bekannt. Ausgelobt hat er die Arzneifunde zu Stratford in der Grafschaft Essex; späterhin zog er sich mit einem mäßigen Vermögen nach Dreßdore zurück, und starb dort im J. 1772³⁾.

JEBENHAUSEN, ein evangelisches Pfarrdorf mit einem Schlosse im Donaukreis und Eberamt Göttingen, Königr. Würtemberg und von liebenswürdiger Grundbesitzschaft mit 1080 Einwohnern, worunter 485 Israeliten mit Synagoge. Der Ort hat einen geistvollen Caversbrunnen, bei dem sich ehemals eine vielbesuchte Baderanstalt befand, welche aber durch das nachgelagene Bad zu Boll ganz eingezogen ist. 1344 empfing ein Johann von Adelungen von Würtemberg zu Lehen das Gericht zu Jehenhausen. 1463 verkaufte Graf Ulrich von Würtemberg einen Theil an dem Dorfe Jehenhausen an einen von Liebenstein, und belehnt ihn 1467 mit dem halben Orte. (Rigel.)

JEBLAAM oder JEBLEAM oder JBLEAM, Stabt in Palästina im Stamme Manasse, unsern Negidob (Jo-

¹⁾ Cf. Rees, Cyclopaedia. Vol. XVIII. a. v. Walt, Biblioth. Britan. Vol. II. 543, welcher jedoch mehr seiner Schriften, als andern John Jebb zuwies, und Crabb, Universal histor. Dictionary. Vol. II. art. d. Art. Adeling, Ergänz. u. Forts. zu Beckers's Geogr. 2. Th. S. 2257. 2) Rees l. c.

³⁾ So Watt, Rees und Crabb; Adeling dagegen (a. d. L.) gibt 1722 an. 4) Rigel, Watt, Rees, Crabb und Adeling a. d. L. Rees schöpft aus der General Biography und Rigel's Anecdotes of Bowyer, während Adeling sich auf Camberger's Anecdoten. Th. 1. S. 125 beruft.

lua 17, 11. Richt. 1, 27. 2 Kön. 9, 27. 1 Chron. 6, 53). (F. G. Crome.)

Jebneel, Jebnel, f. Jahneel.

Jebus, Jebusim, Jebusiter, f. unt. Jerusalem und Palästina.

JECHA, 1) Geogr. Kirchdorf im Amte Sondershausen des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, westlich von der Stadt Sondershausen gelegen; dabei der Frauenberg, worauf sonst eine Burg, Jechaburg, Wohnung des Kaisers Ludwig II. gestanden haben soll, die 933 von den Hunnen erobert und zerstört worden sei; vielleicht eine Verwechslung mit einer ebenfalls früher gestandenen, verbrannten Domsprossle. In der Nähe ist noch ein anderer Berg, Spatenberg, der auch früher eine alte Burg, Spatenburg (Alteburg, Obteburg), trug. (G. F. Winkler.)

JECHABURG, Dorf mit 220 Einwohnern im Amte Sondershausen des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, westlich von der Stadt Sondershausen gelegen; dabei der Frauenberg, worauf sonst eine Burg, Jechaburg, Wohnung des Kaisers Ludwig II. gestanden haben soll, die 933 von den Hunnen erobert und zerstört worden sei; vielleicht eine Verwechslung mit einer ebenfalls früher gestandenen, verbrannten Domsprossle. In der Nähe ist noch ein anderer Berg, Spatenberg, der auch früher eine alte Burg, Spatenburg (Alteburg, Obteburg), trug. (G. F. Winkler.)

Gewöhnlich leitet man den Namen J., der zu Anfang des 12. Jahrh. Obigeburg, zu Ende desselben Jechaburg, im 13. Jahrh. Jechburg, in teutschen Urkunden Jachaburg, Jechaburg, Obigeburg, Jechaburg, 1360 Obigeburg u. geschrieben ist, von Jecha, einer vermeinten Göttin der alten Thüringer, ab, deren Bildniß Bonifacius zertrümmert haben soll. Allein dieselbe wird von keinem glaubwürdigen Schriftsteller erwähnt, und verdankt ihr Dasein wol nur dem fabelhaften Legner. Man darf also um so weniger Anstand nehmen, diese Gottheit wieder von dem Plage zu verdrängen, den sie nebst dem Grobo, Stuffo, Pfistrich, Biel u. so lange widerrechtlich auf dem teutschen Dympe beissen hat. Das Jechaburg ursprünglich

lich ein Schloß gewesen sei, behaupten verschiedene neuere Chronisten, und geben den König Ludwig III., welcher sich gern in den Darg- und Unfrut-Regenden aufgehalten habe, für den Erbauer desselben, und einer dabei befindlichen Kirche aus. Vorzüglich aber wird Jechaburg bei Gelegenheit des Einfalls der Ungarn in Deutschland und der Vertreibung ihrer Horden durch Heinrich I., aber ebenfalls nur von spätern Zeitbüchern gedacht. Ältere Geschichtsschreiber nennen dasselbe nicht ausdrücklich. Man könnte also freilich vermuten, daß diese Erzählung aus der falsch gebrauchten Stelle Bithinib's von Goroce und seines Epitomators, des sächsischen Annalisten, entstanden sei, worin von dieser Begebenheit die Rede ist. Beide Chronisten melden nämlich bei dem J. 934, ein ungarisches Heer habe Kunde von dem großen Schloß erhalten, welche

3) So heißt es unter andern in Wigand Hertzenbergers Thüring. und Hess. Chronik (in Schmucke, Monument. Hass. T. I. p. 41): „Das dazumal er auch in Dringen vor sich genant Jechburg off bei er in Dringen lande und von nomung hette, und so mußte der Berg von Dringen geschien lassen, want er unter eine gessen was und dazumal off das sich eine Kirchin in unser liebia framen etc.“ Hiermit stimmt auch Jovius (in Schoettgen et Arngy, Diplomatar. etc. T. I. p. 127) überein, welcher hinzusetzt: „König Ludwig hat auch also eine Kirche in unser lieben Frauen Obre, aber dem Schloß auf dem Berge, welcher dahero noch heutiges Tages der Frauenberg genant wird, erbauet, dahin vor Zeiten ein große Wallfahrt und Zufluß vielerliß Pilger gewesen. Diese Kirche hat noch vor wenig Jahren, und bei Mannes Gedenken, dabei ein Clausen gestanden, als haben, ist aber folgende, nach dem Papsttume gestürzt, allmählich eingestürzt. Diese Kirche wird nicht in Urkunden erwähnt, und sichtlich diese versteinen ausdrücklich sagen, daß die jährlichen Pilzen auf den Berg zu Jechaburg geleitet werden sollen, so hat doch das Stift unten und gewissermaßen mitten an dem Frauenberge gelegen. Jovius könnte also entweder die eigentliche Domskirche, oder eine ehemals auf der Höhe des Berges erbauete Kapelle gemeint haben. 4) J. B. in Gieseler Cosmographia Aetas VI. in Meibomii Scriptura. Rer. Germ. T. I. p. 247: „Quare Ungari congregato exercitu C. millium armatorum veniunt per partes Bavarico et Francico in Thuringia et obsident castrum Jechaburg cum L. millibus armatorum.“ et alia L. milia interfecti Saxonia. Rex vero Henricus congregavit exercitum XII. millium armatorum, quorum IIX. milia timore percussi dimiserunt eum. Cum igitur quadam nocte maxime pluviae cecidisset, nane nebulae densissimae ascenderunt. Rex opportunite capta in ipso nebulis cum IV. millibus armatorum irrumpit super Ungaros vehementer et percussit eis plurimos. Unde timore exterriti Ungari hinc inde dispersi fugerunt. Cumque fama voluisset subito, quo Jovius fagerunt, omnes, qui regem reliquerant, et alii plurimi confestim Ungaros usque Jechaburgem cum maxima caede persequuti sunt. Illi vero, qui castrum obsederant, obsidione soluta nonnulli fuga se posse salvum arbitrantur, omnes in fugam versi sunt, et fere omnes passim per agros interfecti sunt.“ 5) Cf. Meibom. I. c. p. 641. 6) Die Horte besitzen (in Eberardi Corp. historic. med. aeri. T. II. p. 255) fimb: „Qui vero in oriente erant exercitus (Ungarum) audivit de sorore Regis, quae nuperat Fridoni Thuringio, erant autem ex concubina, quod vicinam urbem inhabitaret et multa pecunia ei caput auri et argenti, tanquam vi urbem oppugnare cooperaret, ut illi non vium pugnabitum impeditur, moti can caperent. Ea vero nocte audientes de casu sororum Regiae super eos advanta cum valido exercitu, non Rex contra metatui erant iusta locum, qui dicitur Riede, timore percussit, relicta castris, more suo igne et fumo ingenti agmina diffusa colligerant“ etc.

1) Cf. O. Chr. Joannis hist. I. Rer. Moguntiac. p. 296. Strabo (Dias. II. syngen. vol. German. f. XI. p. 35) vergleicht die Jecha mit dem Diana der Römer, und leitet ihren Namen von ja gen her.!! Galt. Kügen. Ritractur. 1384. Nr. 36. S. 285. Wenn endlich (in seiner handschriftlichen unvollendeten) thüringischen Chronik, in der wolkenbüchse. Bibliothek. Nr. 30. I. Mat. extrav. fol. c. VII.) erzählt, daß die Bewohner der Gegend von Jechaburg alljährlich im Sommer an einem gewissen Tage in großer Anzahl auf den Frauenberg ziehen und sich beselbst befeugen, so mag sich diese Gewohnheit nicht aus dem fernem Heidenthume, sondern vielmehr von einer Wallfahrt herleiten, welche vor der teuthenischen Kirchenerneuerung hierher zu geschehen pflegte; worüber aber der genannte Geschichtsschreiber nichts zu entscheiden mochte, indem er hinzusetzt: „Da nun solches noch aus dem Seiten- oder Papstthume seinen Ursprung habe, kann ich so gewiß nicht behaupten, habe aber doch wahrgenommen, daß die dabei vorgehenden Dinge, des Springen und Tanzen, Scheren und Saufen nicht aus dem alten apollonischen Heidenthume, sondern aus dem neuen Heidenthume erkennbar sein mußten.“!! 2) In Ansehung des Krobo ist dieses von Delius (über den vermeinten Obigen Krobo zu Forburg (Salzberg. 1827)), des Stuffs von J. Meil (in den Abhandlungen der Königl. main. Akademie. II. Bändchen. zu Erfurt (her. 1802)) und des Pfistrich von dem Untersuchenden in dem letzten Heft der Mittheilungen aus dem Geiste. frib. antiquar. Forschungen u. S. 53—54 hinlänglich dargestellt worden.

H. Elearius (Ber. Thuring. syntagm. I. 196) wiederholte Nachricht, daß Willigis am 14. Jun. 1004 das Benediktinerkloster zu Jechaburg mit päpstlicher Genehmigung in ein Domkloster oder eine Propstei verwandelt habe, wenigstens im Allgemeinen nicht im Widerspruch. Zu gehöriger Würdigung der letztern aber ist es durchaus nötig, zu erfahren, woher jene Historiker dieselbe entlehnten. Von einer Inschrift dieses Inhaltes konnten spätere Forscher keine Spur an den Resten der geistlichen Gebäude zu Jechaburg entdecken, sie mußte also in einem schriftlichen, ehemals dort vorhandenen, aber jetzt unzugänglichen Denkmale angegeben gewesen sein *).

Alle Zweifel und Schwierigkeiten würden sich auf eine überaus einfache Weise lösen, wenn es gelingen sollte, den eigentlichen Stiftungsbrief zu Tage zu fördern, welcher aber unviederbringlich verloren zu sein scheint, da man ihn unter der beträchtlichen Anzahl jechaburgischer Urkunden in den schwarzburgischen Archiven (es sind deren überhaupt 617, theils Originale, theils Copien, die erste von 1125) vergebens sucht. Auch unter den ehemals in Mainz aufbewahrten Schriftstücken wäre er dem Scharfblicke Würtwein's nicht entgangen, indem dieser Gelehrte eine Sammlung jechaburgischer Documente veranstaltete, welche aber nur 76 Stücke aus dem Zeitraume von 1186—1471 enthält *). Der bedeutendsten Verlust an Urkunden erlitt Jechaburg im J. 1525, als es von den aufständischen Bauern geplündert, das ganze Briefgewölbe gewaltsam erbrochen, und nur ein Theil des Verbleibenden nach Wendigung dieser Unruhen gerettet wurde. Das Loos völliger Vernichtung traf damals unrettbar auch das von dem Erzbischof Willigis über ein Gut zu Ulleben ausgestellte Diplom, dessen Falsum im J. 1484 aus einer Befestigung der dem dasigen Propst darüber zustehenden Gerechtsame durch den Grafen Heinrich XXXI. von Schwarzburg deutlich erhellt.

Im J. 1128 werden einige in den Umgebungen Jechaburgs liegende Dörfer zu dem Wipperfau gerechnet. Welt dieses Gutes sonst nirgends Erwähnung geschieht; so hat man das Document, worin dieselbe vorkommt, als unecht verworfen wollen *). Wir erfahren zugleich daraus, daß das Stift damals den nachherigen Landgrafen Ludwig und den Grafen Christian von Kirchberg zu Schutz-

herren oder Beigeten gewidmet hatte. Auch in der Folge übte die Familie der letztern die Schirmgerechtigkeit über dasselbe aus *). Die Grafen von Schwarzburg, deren Ahnherren, Söhne der Eremit, schon im 11. Jahr. in dieser Gegend begütert war, erben nach dem Tode des Grafen, Heinrich von Hohenstein im J. 1356, vermöge des 1347 errichteten Vertrages, Sonderhausen nebst dem dazu gehörigen Jechaburg. Eine Bulle des Papstes Bonifacius IX. sagt ausdrücklich, daß dieses Stift der weltlichen Herrschaft (dominium temporale) der Grafen von Schwarzburg unterworfen sei, oder, wie es in der Bulle Cirtus IV. von 1482 heißt, in territorio domini Schwarzburgici liege. Aus einer päpstlichen Urkunde von 1396 sieht man, daß die Domkirche (ecclesia collegiata oder collegialis) zu Jechaburg für einen Propst, einen Dechanten und 12 präbendirte Domherren gestiftet war. Sie erkannte dem Apostel Petrus für ihren vornehmsten Patron, doch wird sowohl aus Paulus als solcher erwähnt, und ihm stets auf dem großen Siegel ein Platz eingeräumt.

Jechaburg gehörte in die mainzische Diöcese, deren Erzbischofen das Recht zustand, die Statuten und Andenkungen dieses Stiftes zu bekätigen und den Propst einzusetzen. Allein im J. 1482 ging in dieser Hinsicht eine Änderung vor. Vermöge eines Privilegiums Cirtus IV. wurde nunmehr jeder neue Propst von den Grafen zu Schwarzburg unmittelbar gewählt, und ohne Zuziehung jener geistlichen Behörde dem Abte von Paulinella vorge stellt, welcher ihn dann im Namen des Papstes confirmirte. Nicht nur von diesem Vorrechte, sondern auch von der mit dem Patronat zugleich verbundenen Befugnis, zu allen Präbenden taugliche Personen zu ernennen, haben die schwarzburgischen Grafen bis zur Reformation ungehörten Gebrauch gemacht.

Der erzbischöfliche Stuhl zu Mainz hatte seit den frühesten Zeiten diese geistliche Anstalt außerordentlich begünstigt und dieselbe mit Freiheiten und Gütern ansehnlich beschient. So wurden unter andern der dasigen Propst ein jedes Archipresbyterium untergeben, 1) zu Jechaburg, 2) Marxfuska, 3) Tranfendhausen, 4) Marxfrausen, 5) Eberberga, 6) Rietberga, 7) Werma, 8) Bieldroda, 9) Kannevauz, 10) Heilingen, 11) Wechingen, die den Clerus Praeposituras Jechaburgensis bildeten und dem geistlichen Consistorium daselbst zu gehören verpflichtet waren. Der bereits erwähnte Erzbischof, Stephan Alexander Würtwein, hatte über das jechaburgische Archidiaconat der kurmainzischen Akademie der Wissenschaften in Erfurt eine handschriftliche Abhandlung überreicht, welche aber jetzt aus den dortigen Sammlungen spurlos verschwunden zu sein scheint *). Man müßte sich also mit dem unrichtigen und mangelhaften Verzeich-

quem Serarius in vita Willigii provocat, hujus Ecclesiae initia ad. DCCCLXXXIX referimus. Eandem a nepotulo Archipresbytero Willigio extractam affirmat illius epitaphium, quo lapidibus primi pinnaculi Ecclesiae St. Stephani, quae Maguntia est, incisum olim legebatur etc.

14) Der erste redet ziemlich unbestimmt von dieser Nachricht, welche aus seiner Angabe also lautet: Anno millesimo et quarto decimo octavo KL. Julii monasterium in Jechaburg et Monachi ibidem ordinis St. Benedicti in canonicos seculares transposui sunt a Willigio Archiepiscopo Moguntino. Der zweite nennt sie ausdrücklich eine alte Inschrift. 15) Dieses Diplomatarium Jechaburgense ist in dem Ann. 18. erwähnten Werke von S. 115—276 enthalten. 16) f. Ann. 10. v. Kautsch, a. D. S. 159, welcher, weil etwas zu vordrill, diese Urkunde als unzulänglich verwirft, die jedoch Würtwein's in den hinter. Nachrichten von dem Rennersfelder zu Frankfurt a. M. S. 25 fg. und Annot. in Schutz nehmen und für unverbürgt halten.

17) f. Würtwein's Beschreiber u. S. 47 fg. 18) Cf. Acta academica Electoris, Moguntiae, Scientiar. aliorumque Erfurti est. ad ann. 1780 et 1781. (Erf. 1782. 4.) Frantz, Würtwein's Diplomat. Maguntin. T. I. p. 114. not. c. und Reutter, Palmwige auf Siegen und Wöding des Erzbischofs, was sie bedeuten? (Rienberg 1802). S. 23 fg.

nisse der zu diesen Erzpriesterthümern gebhörigen Orte be-
nützen, welches Wend in das Urkundenbuch zu dem 2.
Bde. seiner heftigen Landesgeschichte S. 497—499 auf-
genommen hat, wenn sich nicht glücklicher Weise ein Hilfs-
mittel zur Ergänzung und Verbesserung desselben darbiete¹⁹⁾.
Die engen, für diesen Zweck gezogenen Grenzen erlauben
nicht, dasselbe in seinem ganzen Umfange zu beruhen. Es
soll daher jetzt nur das Hauptstückchle daraus entlehnt
und das Ubrige für eine passendere Gelegenheit aufge-
spart werden.

I. Zu dem Erzpriesterthum in Jechaburg, welches alle-
zeit mit dem Dekanat verknüpft war, gehörte: 1) Prae-
positus et conventus in Lore, 2) Decanus et Capitu-
lum in Jeeheburg, 3) Bachschich, 4) Berda, 5) Jecha,
6) Sanderhusen, 7) Furra major, 8) Furra minor,
9) Rurubun, 10) Duppelingerode, 11) Strusberg, 12)
Bernorden, 13) Weikramshusen, 14) Walderhusen, 15)
Hengentode, 16) Hufene (desolat.), 17) Kerschberg²⁰⁾,
18) Jemmerode, 19) Ebra superior, 20) Ebra inferior,
21) Spira superior, 22) Marbach (desolat.), 23) Spira
inferior, Marbach (desolat.), 24) Hengnichen Gila Rurubun,
25) Ulfersfeld (Euterfeld), 26) Rore.

In Beneficiis non curatis hat dazu gehört zu
Jechburg: 1) Vicaria altaris St. Joh. Baptiste, 2)
Vic. alt. St. Steffani, 3) Vic. St. Michaelis, 4) Vic.
B. Mar. Virg., 5) Vic. St. Ullie, 6) Vic. St. Vin-
centii, 7) Vic. St. Katherine, 8) Vic. St. Laurenci,
9) Vic. St. Crucis, 10) Vic. St. Altaris, 11) Vic.
St. Servatii, 12) Vic. B. Mar. in monte ibidem in
capella. In Sanderhusen: 1) Premissarius, 2) Vi-
carius altaris St. Katherine, 3) Vic. in capella St.
Anne, 4) Vic. St. Nicolai, 5) Vic. B. Marie, 6) Vic.
St. Spiritus, Ad Sanctam Crucem ibidem, 7) Vic.
St. Cosme et Damiani, 8) Vic. St. Johannis, 9) Vic.
St. Laurentii, 10) Vic. St. Petri et Pauli, 11) St.
Gangolfi, 12) Vic. — — 13) Vic. in Castro St.
Sigmundi, 14) Vic. in Capella St. Spiritus, 15)
Vic. in Capella St. Magdalene. In Furra: 1) Vica-
ria in Parochia, 2) Vic. B. Marie in Capella St.
Ciriaci. In Weikramshusen: Vic. St. trium Regum.
In Hengentode: Vic. — — In Spira: Superiore,
Vicaria — —

II. Erzpriesterthum in Eufra: 1) Prepositus in
Dietenborn, 2) Prepositus in Eufra, 3) Plebanus in
Frienbesingen, 4) Abbesingen, 5) Elotheym, 6) Werfeldt,

7) Kula (hodie Keula), 8) Talheim (Holstleben), 9)
Almenhusen, 10) Ebelshusen, 11) Holz-Eufra, 12) Scher-
nberg, 13) Gruna (Gruba), 14) Toba major, 15) Toba
minor, 16) Westerherden (Großen Bern), 17) Dömerden
(Kleinen Bern), 18) Rockenshausen (Rodenhausen), 19)
Jagrebeldt (desolat.), 20) Bruchter superior, 21) Güm-
derhusen, 22) Kessfeldt (desolat.), 23) Doringhusen, 24)
Bessfeldt, 25) Billeuden, 26) Honigen (desolat.), 27)
Bruchter inferior, 28) Mittelbrucherode, 29) Rosum-
gen (desolat.), 30) Heide (desolat.), 31) Hemeisberg
(Dümmeisberg), 32) Widdermuth, 33) Bertelsderode (Ber-
teltsderode) (desolat.), 34) Schernberg (Eichenberg) (de-
sol.), 35) Rodfeldt, 36) Wolfeswenden, 37) Bismode
(desolat.), 38) Altsderode (desolat.), 39) Baroderode.

In Beneficiis non curatis gehören noch dazu zu
Eufra: 1) Vic. B. Marie Virginis, 2) Vic. — —
In Elotheym in parochia: 1) Vic. St. Crucis, 2)
Vic. Apostolorum, 3) Vic. St. Michaelis, 4) Vic.
St. Nicolai, 5) Vic. B. Marie Virginis, 6) Vicar.
St. Andree. In Monasterio ibidem: 7) Vic. B. Ma-
rie Virginis, 8) Vic. Corporis Christi, 9) Vic. St.
Crucis. 10) Vic. St. Spiritus in leprosorio ibidem.
In Meler Majori: 1) Vic. Beate Marie in Meler,
2) Vic. in Capella B. Marie virginis apud Meler
B. Barthom. In Schernberg: 1) Vic. St. Gangolfi,
2) Vic. St. Crucis. In Abbesingen: Vic. St. Ka-
therine. In Frienbesingen: 1) Vic. St. Juliane vi-
ginis, 2) Vic., que fertur esse Capellania milita
parochie, 3) Vic. St. Crucis ibidem, 4) Vic. St.
Katherine virginis. In Holz-Eufra vacat. In Tal-
heim: Vic. B. Katherine. In Ebelshusen: Vic. B.
Mar. Virginis.

III. Erzpriesterthum in Franckenhausen: 1) Abbas in
Eldersleuben, 2) Prepositus et conventus in Francken-
hausen, 3) Prepositus in Gellingen, 4) Bruden (Brü-
dern), 5) Atern, 6) Bendeleuben, 7) Rotleuben, 8) Eder-
leuben, 9) Reimortshusen (Reimortshusen), 10) Gellingen,
11) Stetin, 12) Zullebe, 13) Capella ibidem, 14) Rod-
feldt, 15) Esperfeldt, 16) Burgstleuben, 17) Talheim
(Stein-Aballeben), 18) Eitendorff, 19) Eldersleuben,
20) Schonfeldt, 21) Kadra, 22) Ege, 23) Herhusen,
24) Kasseit, 25) Hermsfeldt, 26) Pfeife (Pfeffel), 27)
Rindborff, 28) Jarsselt, 29) Bernborff, 30) Capella B.
Marie in Tullede, 31) Ringstleuben, 32) Dersleuben,
33) Ulfeldt (Wogfeldt).

In Beneficiis non curatis gehören noch hierzu,
und zwar in Franckenhausen: 1) Vic. ad St. Spiritum,
2) Vic. in Colborn, 3) Vic. St. Benedicti, 4) Vic. Cor-
poris Christi, 5) Vic. B. Mar. Virginis, 6) Vic. Al-
taris St. Johannis, 7) Vic. St. Apostolorum, 8) Vic.
St. Ciriaci in capella B. Mar. Virg., 9) Vic. omnium
Sanctorum, 10) Vic. decem millium martirum, 11)
Vic. St. Andree, 12) Vic. St. Katherine. In Ben-
deleuben, Vic. St. Mar. virg. In Bruggen, Vic. B.
Marie. In Atern: 1) Vic. St. Andree, 2) Vic.
St. Sebastiani, 3) Vic. St. Crucis, 4) Vic. St. Pe-
tri et Pauli. In Werfeldt: 1) Vic. St. Juliane, 2) Vic.
B. Mar. virg. 3) Vic. St. Andree, 4) Vic. corporis

19) Das Manuscript, dessen sich der Verfasser bei Darstellung
der zu dem jechaburgischen Archidiekanat gebhörigen Orte bedient
hat, führt folgenden Titel: *Annales et Antiquitates Ecclesie
collegiate St. Petri Jeeheburgensis*, oder Beschreibung der uralten
und berühmten Adamspfeiffel und Adamstift St. Petri zu
Jechburg und deren Jurium zur Erklärung der Antiquität und
der sonst geistl. als weltlichen, insbesonderst thüringischen und fürst-
lich-jechaburgischen Ämter, und mehr als 1000 (?) mehrertheils
Originalurkunden nach dem Texte der Urber, der curialen und ge-
lehrten Welt vorgelegt von J. Kndr. Brügg, Quendenburg,
J. Edw. geheimen Secretarium und Archivarium (Sonderhausen
1715). Das von Jch benutzte Original des Berichtchens die-
ser Orte hat bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden werden können.

20) Wustene Kereberg, die Wüstung Kirchberg?

Cristi. In Obersteuben: Vic. ibid. In Obersteuben: 1) Vic. ibidem, 2) Vic. corporis Cristi. In Jßfeldt (Jßfeldt): Vic. St. Thome. In Ringsteuben Vic. St. Laurentii.

IV. Erzprießthum in Grussen oder Grüssen: 1) Erich, 2) Balhusen Major, 3) Rartgrussen, 4) Klinggen, 5) Zälchem (Wasserthalen), 6) Holtengel, 7) Guntfeldt (Guntfeldt), 8) Capella ibidem, 9) Wiesenfeldt (Weisenfeldt), 10) Kutzleuben (Katzleuben), 11) Zentfeldt, 12) Zungenhufen, 13) Capella in Hus Sommeringen, 14) Belsengel, 15) Kelteng, 16) Topfeldt, 17) Topfeldt inferior, 18) Pfaffenhofen, 19) Uthenhufen, 20) Capella ibidem, 21) Hiltfeldt (Hiltfeldt, das zwischen Weisenfeldt und Ottenhufen an der Heidenbrücke gelegen), 22) Schiff, 23) Eubersdon (Eubersdon), 24) Strußfeldt (Strußfurt), 25) Capella ibidem, 26) Wundersleuben, 27) Gangolfommeringen, 28) Eufenommeringen, 29) Capella ibidem, 30) Wiltommeringen, 31) Ewerfeldt, 32) Abwenden (Abwenden), 33) Ruffsen, 34) Balhusen minor, 35) in den Eßhofen (vor Zentfeldt), 36) Boringenhofen (Boringenhufen, ebenfalls vor Zentfeldt zu Abendseits), 37) Tenstedt minor (Benigen-Zentfeldt ist seit dem 30jährigen Kriege desolat.), 38) Hufommeringen, 39) Hofommeringen, 40) Konstfeldt (Konstfeldt), 41) Krobren (Krobren hat zwischen Bellinggrufen und Konstfeldt im Thale gelegen, wovon noch die rudera der Kirche vorhanden, auch die Hufe noch bekannt, sonst aber desolat.), 42) Wiltersfeldt (Wiltersfeldt), 43) Capella Herbesleuben, 44) Fernsweide, 45) Eroningen, silica Grussen.

In Beneficiis non curatis gehören ebenfalls dazu in Grüssen: 1) Vic. St. Sebastiani, 2) Vic. trium regum, 3) Vic. corporis Cristi, 4) Vic. B. Mar. in Capella, 5) Vic. Nicolai et Kuinigdingen, 6) Vic. St. Juliane in Capella B. Mar. Virg. 7) Vic. in cap. St. Gertrudis. In Klinggen: 1) Vic. St. Johannis Evangel. in capella St. Andree, 2) Vic. St. Gumperti, 3) Vic. B. Mar. virg. et Nicol. in Ecclesia St. Andree. In Pfaffenhofen: Vic. St. Johannis. In Zungenhufen: Vic. in capelle ibidem. In Zälchem: Vic. St. Katherine. In Strußfeldt: 1) Vic. St. Juliane et 2) Vic. in castro. In Wundersleuben: Vic. B. Mar. virg. In Bellinggrufen: 1) Vic. trium regum, 2) Vic. beate Mar. virg. In Balhusen major: Vic. St. Katherine. In Wiltommeringen: Vic. St. Nicol. In Eufenommeringen: 1) Vic. altaris B. Mar. virg. et Sebastiani, 2) Vicar. St. Katherine, 3) Vic. St. Nicolai. In Kutzleuben: Capella B. Marie. In Eufenommeringen: Capella. In Gangolfommeringen: Vic. Alt. B. Mar. virg. In Zentfeldt: 1) Vic. corporis Cristi, 2) Vic. St. Petri et Pauli, 3) Vic. Capelle St. Elizabeth, 4) Vic. St. Katherine, 5) Vic. St. Sebastiani, 6) Vic. B. M. virg. 7) Vic. leprosorii. In minor Tenstedt: 1) Vic. B. Mar. virginis, 2) Vic. corporis Cristi. In Eßhofen: Vic. — — In Zentfeldt (soll vielleicht Weisenfeldt heißen, weil selbiges Zentfeldt mit Eßhofen und Benigen-Zentfeldt schon da gewesen): 1) Vic. St. Michaelis, 2) Vic. St. Jodoc,

3) Vic. St. Jacobi, 4) Commissio, 5) Commissio St. Anne in Capella St. Jacobi, 6) Vic. Thome in Capella St. Jacobi, 7) Commissio.

V. Erzprießthum in Berga superiori oder Oberberga (da das Dorf Berga in der gäulichen Luc in zwei Theile getheilt wird, wovon der eine Theil Berga superior, der andere Theil oder Berga inferior genannt wird): 1) Praepositus in Rorthusen St. Crucis Northaus, 2) Decanus et Capitulum, 3) Abbatissa novl operis, 4) Abbatissa veteris villae, 5) Plebanus St. Blasii, 6) Plebanus St. Nicolai, 7) Pleb. St. Petri, 8) Pleb. St. Jacobi, 9) Capella Barberode, 10) Capella in Gerbuchsrode abbas Ylefelt, 11) Saltz inferior, 12) Saltz superior, 13) Rosla, 14) Etrunbruden, 15) Euntshufen, 16) Utleuben, 17) Windehufen, 18) Bila, 19) Erombich, 20) Urbich, 21) Grumbich, 22) Etrungtal, 23) Bodenrode (Bodenrode), 24) Blumenfeldt, 25) Hargungen, 26) Krimlrode, 27) Heringen, 28) Ebernshofen (Oberhshofen), 29) Konigrode, 30) Klusingen, 31) Appenrode, 32) Bichrode, 33) Rauero, 34) Rogebrode (Rogebrode), 35) Hohenhagen, 36) Wolfleuben, 37) Wolfrode et Werna, 38) Gubersleuben, 39) Guldham, 40) Ulrich, 41) Capella ibidem, 42) Eibenrode, 43) Klettenberg, 44) Zettenborn, 45) Gasse, 46) Pettersdorf, 47) Eißrode (Eißrode), 48) Eaffwerf infer. (Eaffwerf). In Beneficiis non curatis haben ebenfalls dahin gehört: In Rorthusen: 1—4) in summo altari in ecclesia St. Crucis sunt quatuor vicarii it. 5) Vic. St. Johannis, 6) Vic. ejusdem altaris, 7) Vic. altaris omnium Sanctorum, 8) Vic. — 9) Premissarius vicarii, 10) Vicarius altaris B. Mar. virg., 11) Vic. capelle St. Margarethe, 12) Vic. alt. St. Crucis ante chorum, 13) Vic. alt. St. Anne, 14) Vic. trium Regum, 15) 16) duae vic. St. Mauricii, 17) 18) duae vic. St. Materni, 19) Vic. alt. St. Martini, 20) Vic. St. Michael, 21) Vic. B. Mar. virg. 22) Sigismundi, 23) Vic. secunda sub choro, 24) Vic. capelle St. Laurentii, 25) Vic. St. Anne, 26) Vic. St. Thome, 27) Vic. St. Dionysii, 28) Vic. St. Andree et Nicolai, 29) Vic. St. Laurentii et Andree, 30) Vic. decem millium martium, 31) 32) duae vicariae St. Jacobi, 33) vicaria omnium sanctorum ante chorum, 34) Vic. St. Cosme et Damiani, 35) 36) duae vic. St. Jacobi, 37) Vic. St. Anne zu St. Blasii ibidem, 38) 39) duae vicariae altaris St. Johannis Evangeliste, 40) Vic. St. Mariae ante chorum, 41) Vic. St. Nicolai, 42) Vic. St. Katherine, 43) Vic. St. Sebastiani, 44) Vic. St. Andree, 45) Vic. B. Marie, 46) Vic. St. Michaelis, 47) 48) duae vic. Novae ibid., 49) Vicar. St. Magdalene. Zu St. Ricolai: 50) Vic. omnium sanctorum, 51) Vic. St. Andree et Jodoci, 52) Vic. omnium Apostolorum, 53) Vic. St. Michaelis, 54) Vic. Corporis Cristi, 55) 56) duae vic. St. Georgii et Oswaldi, 57) Vic. St. Martini, 58) Vic. B. Marie Magdalene, 59) Vic. St. Theobaldi, 60) Vic. St. Erhardi et Laurentii, 61) Vic. trium regum, 62) Vic. St. Katherine, 63) la pretorio corporis Cristi, 64) Vic. St. Jacobi, 65) Vic. St.

Valentini, 66) Vic. St. Johannis et Andree, 67) Vic. St. Clementis, 68) Vic. B. Marie virg., 69) Vic. corporis Christi. 3u St. Jacobi: 70) 71) duae vicariae St. Jodoci, 72) Vic. St. Michaelis, 73) Hospitalis leprosorium, 74) Vic. B. Mar. virg., 75) 76) 77) Tres vicariae St. Crucis, 78) 79) duae Vic. St. Lucie, 80) 81) duae Vic. St. Sigismundi et Andree, 82) Vic. Corporis Christi, 83) 84) duae Vic. St. Nicolai et Katherine, 85) Vic. St. Sebastiani, 86) Vic. St. Cristofori, 87) Vic. St. Cosme et Damiani, 88) Vic. St. Johannis Baptiste, 89) Vic. B. Magdalene, 90) Vic. St. Michaelis, 91) 92) duae vicariae St. Bartholomei; in veteri villa in monasterio, 93) Vic. St. Philippi et Jacobi, 94) Vic. Sanctorum Andree et Johannis, 95) 96) duae vic. omnium Apostolorum, 97) Vic. capelle circa chorum, 98) Vic. St. Bartholomei et Katherine, 99) Vic. St. Marie et Joh. Baptiste, 100) 101) 102) Tres Vic. B. Marie Magdalene, 103) 104) duae Vic. St. Annae, 105) Capella St. Simonis et Jude, 106) V. St. Erasmi et Machabeorum. In hospitalibus St. Martini, 107) Vic. St. Spiritus, 108) Vic. St. Anne, 109) Vic. B. Mar. virginis, 110) Commissio nova. 3u St. Georgii, 111) 112) 113) 114) Quatuor Vic. St. Georgii, 3u St. Elizabeth, 115) Vic. — — 116) Vic. St. Barbare, 117) Vic. St. Jodoci. In Nuwenstad: Vic. St. Petri et Pauli, 3u Etrich: 1) Vic. St. Theobaldi, 2) Vic. St. Simonis et Jude, 3) Vic. St. Martini, 4) Vic. St. Katherine, 5) Vic. St. Lucini, 6) Vic. B. Marie, 7) Vic. St. Andree, 8) Vic. Corporis Christi, 9) Vic. Capelle infirmorum St. Spiritus, 10) Vic. St. Nicolai, 11) Vic. St. Jacobi, 12) Vic. St. trium regum, 13) Commissio St. Bartholomei, 14) Commissio St. Anne, 15) Vic. St. Nicol. In Klettenberg: 1) Vic. B. Marie virg. 2) Commissio St. Valentini. In Utleben: Commissio corporis Christi. In Bussleben: Commissio — —

VI. Crypsierthum in Berga inferiori oder Riederberga: 1) Prepositus et conventus in Kebra, 2) Waldbusen, 3) Benningen, 4) Etringen, 5) Waldröde (Weidröde), 6) Geröbich, 7) Stalberg, 8) Berga, 9) Aueleben, 10) Rogla, 11) Etringen (Zirungen), 12) Ronnebrode (Ronnebrode), 13) Uffernngen, 14) Breitung, 15) Haldtröde (desol.), 16) Capella Besenrode, 17) Capella Walkusen St. Martini, 18) Major Linungen, 19) Rottelrode (Rottelrode), 20) Holfest, 21) Rindesgen (Rindesgen desol. a. 1503), 22) Minor Linungen, 23) Rütchenrode, 24) Ruspelwende, 25) Ruspelwende, 26) Wendle (Wendle), 27) Swende, 28) Swinderönde (desol.), 29) Heigenrode, 30) Eckerle, 31) Reithe, 32) Eimeröde (Eimeröde desol.), 33) Ditteröde, 34) Breitenbeck (Breitenbeck), 35) Breidenberch (Breitenberg), 36) Wolfenberg, 37) Herlobach, 38) Weissenborn (Weissenborn), 39) Rota (Rota), 40) Capella in Quisenberg. An Beneficiis non curatis gehören mit dazu: In Berga: Vic. St. Johannis, 3u Stalberg: 1) Vic. Capelle in Castro, 3) Vic. St. Ursulae, 4) Vic. S. Katherine, 5) Vic. St. Crucis, 6) Vic.

omulium sanctorum in Hospitali St. Georgii, 7) Vic. Cosme et Damiani, 8) Vic. St. Sebastiani et Fabiani, 9) Vic. corporis Christi, 10) Vic. St. Anne, 11) Vic. B. Marie virg., 12) Vic. St. Pauli, 13) Vic. St. Georgii in hospitali, 14) Vic. St. Andree, 15) Vic. Capelle B. Mar. virg. 16) Vic. St. Anthonii et crucis, 17) Vic. St. Anthonii in parochiali, 18) 19) duae Vic. Eustachii, 20) Vic. St. Hospitalis St. Nicol., 21) Vic. noua in castro ibidem, 22) Vic. — — adjutoris in parochiali eccl., 23) Vic. in Capella — — 24) Vic. trium regum. Capella in — — 1) Vic. Sophie in crypta, 2) Vic. St. Elizabeth in crypta. 3u Geröbich: Premissarius ibidem. 3u Rogla: Vic. St. Katherine. 3u Etringen: duae vicariae nouae. 3u Etringen: 1) Premissarius, 2) Vic. St. Petri et Pauli, 3) Vic. St. Crucis, 4) Vic. St. Cosme et Damiani, 5) Vic. St. Anne, 6) Vic. St. Joh. Baptiste, 7) Vic. Corporis Christi, 8) Vic. capelle B. Marie virg., 9) Vic. noua in eadem capella, 10) Vic. St. Anne, duarum personarum, 11) Vic. B. Marie, 12) Vic. secunda ejusdem Capelle, 13) Capella infirmorum, 14) noua vicaria fundata. In Kebra: 1) Vic. St. Bartholomei in castro, 2) Vic. trium regum, 3) Vic. B. Marie ex testamento D. Joh. Schike, 4) Vic. Capelle St. Nicol., 5) Capella St. Wenzeslai, 6) Vic. St. Sebastiani et Fabiani, 7) Vic. B. Marie in armario. 3u Kewleben: 1) Vic. B. Marie, 2) Vic. St. Juliane et Bartholomei, 3) Vic. Capelle St. Joh. Baptiste. In Benningen: Vic. St. Margaretha. 3u Wendelufen: Vic. ibid. 3u Walbussen: 1) Vic. Theobaldi, 2) Vic. B. Marie in parochiali, 3) Vic. St. Crucis, 4) Vic. St. Crucis, 5) Commissio St. Martini.

VII. Crypsierthum in Germar: 1) Plebanus nove et veteris — — 2) Ameta, 3) Germar, 4) Balfest, 5) Komer-Wiperti, 6) Komer B. Marie, 7) Weidröde, 8) Meler major, 9) Meler minor, 10) Graba major, 11) Dornede, 12) Rungstedt, 13) Heremar (Harmar), 14) Butthenheiligen superior (Butthenheiligen), 15) Iffersheiligen, 16) Hospital in Molhusen, 17) Rödöde, 18) Nyren, 19) Wida, 20) Lutenroba, 21) Grodröde, 22) Kaisersham, 23) Pufel (Pufel), 24) Forke, 25) Eelvest, 26) Graba minor, 27) Sempaach, 28) Appenheiligen, 29) Poppenrode, 30) Blumenbüsch (Blumenbüsch, Aimenbüsch), 31) Urbich, 32) Alenguttern, 33) Eigerndel, 34) Butthenheiligen (Butthenheiligen) infer., 35) Winderöde. An Beneficiis non curatis gehören auch dazu in Molhusen: 1) Vic. in monast. Monichalium in ponte, 2) Vic. St. Anthonii et Michaelis, quatuor doctorum ad St. Joh., 3) Vic. St. Andree et Gregorii ad St. Joh., 4) 5) Duae Vic. St. Bonifacii, 6) Vic. altaris B. Marie in Capella St. Anthonii, 7) Vic. X. millium martirum, 8) Vic. St. Michaelis et Martini ad St. Anthon., 9) Vic. B. Marie in Ponte, 10) Vic. St. Crucis et Erhardi ad St. Anthon., 11) Vic. ad St. Anthon., 12) Vic. B. Marie Magdalene in ponte, 13) 14) Duae vic. ad St. Joh., 15) Vic. St. Crucis ad St. Joh., 16) Vic. ad St. Joh., 17) Vic. in

eadem capella St. Joh. in armario, 18) Vic. corporis Christi ad St. Joh., 19) Vic. alt. B. Mar. Magdal. 20) Vic. St. Crucis ad St. Anthou., 21) Vic. St. Anne in ponte, 22) Vic. St. Amplemie ad St. Joh., 23) Vic. B. Marie ad St. Anthou., 24) Vic. in pretorio, 25) Vic. omnium Sanctorum, 26) Vic. ad St. Anthouium, 27) Vic. B. Marie virginis in ponte, 28) Vic. B. Mar. Magdalene et Joh. Evang., 29) Vic. St. Anne in ponte, 30) Vic. ad St. Joh. 31) Vic. ad St. Anthou., 32) Vic. St. Dorothee, Katherine et Adelberti ad St. Joh., 33) Vic. St. Joh. Evangel. ad St. Joh., 34) Vic. Petri et Pauli in summo altari ad St. Joh., 35) Vic. St. Martini ad St. Anthouium, 36) Vic. St. Anne et trium regum in ponte, 37) Vic. B. Marie et St. Jodoci ad St. Johanneum, 38) Vic. B. Marie virg. ad St. Joh., 39) Vic. St. Petri et Pauli ad St. Anthouium, 40) Vic. in testudine ad St. Anthou., 41) Vic. St. Panthaleonis ad St. Anthou., 42) Vic. St. Petri et Gorgonii, 43) Vic. alt. St. Crucis ad St. Joh., 44) Vic. St. Joh. ad St. Joh., 45) Vic. in capella St. Jolannus, 46) Vic. capelle St. Joh., 47) Commissio in ponte, 48) Vic. St. Agnetis in ponte. In Ziechgutten: 1) Vic. B. Marie virg. ad St. Martini, 2) Vic. St. Crucis ibid., 3) Vic. in castro, 4) Vic. trium regum in parochiali ecclesia ibidem. In Butzenheilingen: Vic. St. Crucis. In Meter: vicar. — In Körner: Vic. B. Marie. In Balkeß: Vic. St. Katherine in capella.

VIII. Erzpriesterthum Blichrode oder Bleichrode: 1) Abbas Gerrode, 2) Plebanus in Blichrode, 3) Barchesche (Baldesche), 4) Bonichrode, 5) Luterode, 6) Blichroffrode, 7) Gussenbach, 8) Bernigrode (Bernichrode), 9) Bodmigen (Badungen) major, 10) Bodmigen minor, 11) Bula major, 12) Eippichrode, 13) Kirchenpau, 14) Gebur superior, 15) Inferior Gebur, 16) Solkeß, 17) Renungen, 18) das Rübichen (das Rübische), 19) Woltrode (Woltrode), 20) Kische, 21) Heigenrode, 22) Sulzingen, 23) Haldungen filia, Blichroffrode, 24) Kirchdorf, 25) Haldenrode, 26) Ruwenstet, 27) Wollfirode, 28) Utenrode, 29) Krage, 30) Bultste (Wultste), 31) Wiltrode, 32) Walrode. An Beneficiis non curatis aber in Blichrode: 1) Vic. Nic. in parochiali ecclesia, 2) Commissio nova corporis in parochiali ecclesia, 3) Commissio St. Sebastiani, 4) 5) 6) Tres Vic. Capelle — 7) Commissio nova in Capella Sebastiani, 8) Commissio in Kulendoro, 9) Capella St. Crucis, 10) Vic. St. Wolfgang in turri. Die übrigen beneficia non curata erlangen, weil fol. 22 des Manuscripts, worauf selbige standen, verloren gegangen.

IX. Erzpriesterthum Kannewerf oder Kannewurf: 1) Kannewurf St. Petri, 2) Kannewurf St. Nicolai (in dem Kannewurf ehemals in zwei Theile getheilt gewesen oder zwei parochias). 3) Kindelbruden, 4) Besa superior, 5) Besa inferior, 6) Gumsrode (Gunsrode, Güngerode), 7) Sassenburg (Sachsenburg), 8) Fromstedt (Fromstedt), 9) Buisingsteuben (Bisingsteuben), 10) Trebr (Trebra), 11) Wesslenleuben (seit desol.). Die

übrigen Beneficia curata und non curata können nicht mit specifisch werden, weil ein Blatt verloren gegangen.

X. Erzpriesterthum Kerch-Heilingen: 1) Thomsbruden, 2) Kerch-Heilingen, Wiperti, 3) Kerch-Heilingen Bonifacii, 4) Kerch-Heilingen Marie, 5) Belsch, 6) Belsch a", 7) Nunbeilingen b", 8) Blandenberg, 9) Urleuben (Urleben), 10) Sancti Bonifacii, 11) Gletsfeldt, 12) Vargila a", 13) Vargila b", 14) Lotelen, 15) Regelsche, 16) Bruchfeldt (Bruchfeldt), Dug de Swartenburg, 17) Wertleuben. An Beneficiis non curatis: In Nunbeilingen: 1) Vic. B. Mar. virginis, 2) Vic. St. Philippi et Jacobi, 3) Vic. St. Crucis et Petri, 4) Vic. St. Andree et Bartholomei, 5) Vic. St. Crucis for. valvam. In Kerchheilingen: Vic. St. Katherine. In Tungsbruden: 1) Vic. St. Ciriaci in parochiali ecclesia, 2) Vic. St. Mauriti for. castrum in Capella, 3) Vic. B. Marie virg. in Capella ibidem, 4) Vic. St. Crucis in Capella eadem, 5) Commissio corporis Christi, 6) Vic. St. Crucis for. valvam, 7) In Capella B. Mar. vicar. St. Sebastiani et Fabiani, 8) Vic. St. Nicolai in parochiali ecclesia. In Urleuben: Vic. St. Ciriaci in Ecel. B. Marie virg. In Vargila: 1) Vic. B. Mar. virg., 2) Commissio St. Sebastiani et corporis Christi, 3) Belsch: Vic. St. Bartholomei. In Gletsfeld: Vic. B. Mar.

XI. Erzpriesterthum Weßungen oder Weßungen: 1) Major Weßungen (Großen Weßungen), 2) Gunge-rode, 3) Rodenleuben superior, 4) Heßrode (Heßrode), 5) Kemble, 6) Schota, 7) Werter major, 8) Werter minor, 9) Koltzleuben, 10) Bugleuben, 11) Lumelinge, 12) Haffungen, 13) Madenrode, 14) Blümungen, 15) Frontrode, 16) Merbich, 17) Schidingen, 18) Gelsrode, 19) Minor Weßungen, 20) Heßfeldt, 21) Trebra.

Die übrigen Beneficia, sowohl curata als non curata, mangeln hienwieder, weil abermals ein Blatt aus der consignatione membranaea verloren gegangen ist.

Die im J. 1373 von dem Erzbischof Johann zu Mainz confirmirten Statuten dieses Stiftes befehlen aus 27 Artikeln. Außerdem wird noch eines, unstreitig im Bauernkriege abhanden gekommenen, Statutenbuchs gedacht. Die jechaburgische Pfröfse in ununterbrochener Reihe aufzuführen, wird durch den Verlust so vieler, besonders älterer Urkunden unmöglich. Ohne daher auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, sei es genug, durch sorgfältigen Gebrauch der vorhandenen Nachrichten die von Jovius (a. a. D. S. 133) mitgetheilte Liste derselben zu verbessern. Dieser Geschichtsfreiber zählt überhaupt 24 jechaburgische Pfröfse, bei genauerer Untersuchung aber ergibt sich, daß über 29 und zwar folgende waren: 1) Reinhard, den Jovius mit Stillschweigen übergeht, kommt in einer Urkunde von J. 1105 vor, in welcher er unter den als Zeugen angeführten Pfröfsten die erste Stelle einnimmt (cf. Leuckfeld, Antiquitat. Katenenburg. p. 24 und Ewald, Antiquitat. Walekenred. P. I. p. 253). 2) Heinrich, von J. 1125—1144, fand bei den Erzbischofen Adelbert I. und II. von Mainz in vorzüglicher Gunst, welche das Stist unter seiner Regierung ansichtlich besenkten. In einem katenenburgischen Diplom von J.

1134 (f. Leuckfeld a. a. D. S. 27) hat er vor den Äbten und weltlichen Fürsten, die dasselbe bezogen, den Vorrang. Daß im 12. Jahrh. in dieser Gegend der Weinbau schon eifrig betrieben wurde, erhellt aus zwei Documenten dieses Prosopis, worin er seinen in der Nähe der Prosopie liegenden Weinberg dem Stifte verleiht. Als aber dieses Grundstück von seinem Nachfolger Burhard veräußert worden war, so suchte der Prosop Werner im J. 1210 diesen Verlust durch Ankauf eines andern von 14 Ädern wieder zu ersetzen. 3) Burhard I. von 1159—1196, wenn nicht etwa, wie Jovius vermuthet, zwei Prosop dieses Namens unmittelbar aus einander gefolgt sind, was jedoch von ihm nicht hinlänglich erwiesen worden ist. 4) Werner, 1195, 1202, 1210, 1217. 5) Burhard II., 1219, 1221, 1223, 1224, zugleich Domherr zu Halberstadt, auch baltamensis Archidiaconus (cf. Leuckfeld, Antiquitat. Walckenreid. P. I. p. 139). 6) Werner II. (nach einer Urkunde vom 7. Jul. 1294, von Eberhard, den Jovius wol ohne Grund zu der gräflich Kirchbergischen Familie zählt), 1233, 1251. 7) Hermann, auch Prosop zu Eimburg und Domherr zu Mainz, nach Jovius aus gräflichem Geschlechte und ein Blutsverwandter des Prosopis zu Nordhausen, Flügel, Grafen von Hohnstein, 1277. Da in einem Documente vom J. 1294 Eardard Mein sich den dritten Prosop nach Werner genannt hat, so muß entweder vor oder nach diesem noch ein Prosop eingeschaltet werden. 8) Eardard Mein oder Meyn, aus einem noch zu Anfang des 15. Jahrh. blühenden adeligen Geschlechte, 1294. 9) Eberwein (Eberwinus) von Cronberg, auch Domherr zu Mainz (1293), 1299, 1300, 10) Eberhard, 1315, wo er auch Cantor ecclesiae Moguntinae heißt. 11) Hermann (nach Gebhardi in den hist. geneal. Abb. 4. Th. S. 112 sq., ein Sohn Heinrichs III., Grafen von Blankenburg), war auch Archidiaconus zu Jechaburg, und stand, wie Jovius behauptet, dem Stifte von 1339—66 vor. Ermer wird bereits im J. 1319 gedacht (f. Gebhardi a. a. D.). 12) Heinrich von Pöhlte (Pühl, Puhla?), Pfaff und Schreiber des Erzbischofs Gerlach von Mainz, wurde zwar von dem Papst selbst zum Prosopie bestätigt, mußte aber dieses Amt den 14. August 1366 zu Aichhausen dem Grafen Heinrich von Schwarzburg wieder abtreten. Im J. 1371 erscheint er als Kanonikus unseres Stiftes. 13) Heinrich (XXI.) Graf zu Schwarzburg, Domherr zu Hildesheim. Seine Ältern waren Heinrich XVII. von Schwarzburg, Herr zu Arnstadt und Auerst, geb. Gräfin von Hohnstein. Man mutmaßt nicht ohne Grund, daß er im J. 1374 die Prosopie an 14) Hugo von Duerfurt überlassen habe. 15) Heinrich (Graf?) von Gleichen, 1384—88. 16) Friedrich von Hopfgarten, 1388—93. 17) Günther (XXXI.), Graf zu Schwarzburg, Domherr zu Würzburg und Geln, ein Sohn Günther XXV. und seiner Gemalin Elisabeth aus dem hohnsteinischen Hause, denen er 1358 geboren wurde. 18) Günther (XXXV.), Graf zu Schwarzburg und Domherr zu Geln, jüngster Sohn Günther's XXIX. und Anna's, Landgräfin von Leuchtenberg, Bruder des Erzbischofs Günther von Magdeburg, geboren im J. 1391, erhielt die Prosopie 1399. 19) Heinrich von Werberg

wurde 1404 von dem Papste Bonifacius IX. zum Prosopie des Stiftes ernannt, und behauptete sich in dieser Würde trotz des Widerstrebens des erzbischöflich mainzischen Stuhles, welcher sie dem Sohne Adolfs von Nassau, Johann, zuwenden wollte. Ob der Letztere in der Folge noch dazu gelangt sei, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, es ist aber deswegen nicht unwahrscheinlich, weil sonst in sehr langer Zeit kein Prosop vorkäme. 20) Heidt-Wilbing folgte im J. 1427 gefolgt sein. 21) Johann von Kengelberg, wurde den 27. Dec. 1427 Prosop. Eine Urkunde vom 11. Jun. 1431 erwähnt ihn zugleich als Provisor des erzbischöflich mainzischen Hofes zu Erfurt. Am 8. Dec. 1449 entsagte er der ersten Stelle, welche nun 22) Heinrich (XXXII.), Grafen von Schwarzburg zu Theil wurde, der 1440 am Sonntage nach Martini geboren war. Der Papst hatte in diese Veränderung bios unter der Bedingung gewilligt, daß die Prosopie einmüthig einer andern, vollkommen dazu passenden, Person übertragen werden sollte, bis Heinrich das erforderliche Alter erreicht hätte. Ein solcher Stellvertreter scheint im J. 1456 Heinrich Sackmann gewesen zu sein. Erst den 25. October 1459 übernahm der Graf dieses Amt selbst, welches er aber wegen seiner Wahl zum Administrator des Bisthums Bremen (1463) und zum Bischofe zu Münster (1464) seinem, den 21. Febr. 1449 gebornen Bruder, 23) Heinrich (XXXIII.) im J. 1465 überließ, der außerdem mehre geistliche Stellen bekleidete, und die gegenwärtige bis zum 19. Nov. 1481, an welchem Tage er bei einem Angriffe auf die Stadt Dörmohr eine tödtliche Wunde empfang, vermalte. Sein Reichthum ist in der Stiftskirche zu Bremen bezeugt. 24) Heinrich, Graf von Schwarzburg, Bruder des Vorigen, erbißte das Päch der Welt den 10. August 1482, wurde ums J. 1475 Kanonikus und 1481 Dompropst zu Hildesheim, und den 30. Dec. des nämlichen Jahres von dem Papst Sixtus IV. zum Dompropst zu Jechaburg bestätigt. Er starb Ostern 1499 und soll in der genannten Stadt begraben liegen. 25) Heinrich (XXXV.) Graf zu Schwarzburg, geb. den 31. Dec. 1456, hatte schon 1470 eine Domherrnstelle in Strasburg erhalten, wozu 1479 ein Kanonikat nebst einer Pröbende in Köln und 1499 die Prosopie Jechaburg kam. Jovius irrt, wenn er behauptet, daß Heinrich zu Strasburg gestorben und beerdigt sei, da vielmehr nach glaubwürdigen Zeugnissen sein Tod zu Arnstadt, Witwens nach Bitt 1505, erfolgte. 26) Wilhelm, Graf zu Hohnstein, gelangte 1505 zur Jechaburgischen Prosopie und 1507 zum Bisthum in Strasburg und leistete 1510 auf die erste Stelle Bericht, worauf sie von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg an 27) Heinrich Reuß von Plauen, Herrn zu Greiz und Kranichfeld, verlehien wurde, dessen bis zum J. 1531 in diesem Verhältnisse gedacht wird. Er ist wahrscheinlich der Rämige, welcher laut der reußischen Geschichtstafel (Genealogia Ruthenorum Comitum ac Dominorum in Plauen. Norimbergae 1715. fol. Tab. IV.) als Dechant zu Geln und Kanonikus zu Mainz, den 18. Sept. 1532 gestorben sein soll. 28) Ernst, Graf von Mansfeld und Herr zu Delitzungen, welcher 1543 diese Stelle freiwillig niederlegte.

29) Johann Günther, Graf zu Schwarzburg, oder vielmehr dessen Vater, Günther XL. als Administrator. Der erste war zugleich Domherr zu Göttingen, Strassburg, Bamberg und Würzburg. Im J. 1544 entzogen etliche Canonici des Stiftes dem Papstthume, und bekanneten sich zur evangelischen Lehre. Dadurch und einige bald hierauf von dem Grafen Günther, z. B. wegen Entrichtung der Sinesen an einen von ihm selbst dazu bestellten Einnahmer getroffenen Verfügungen fand die Reformation auch hier ungehinderten Eingang, und die bisherigen Verhältnisse lösten sich endlich völlig auf.

Laut einer Urkunde vom J. 1481 betrug die Einkünfte der Propstei 30 Mark Silbers. Vergleicht man aber die darüber geführten Rechnungen, so findet sich hindunglicher Grund, dieselben weit höher anzuschlagen. Nach der Reformation wurden sie nebst dem Ertrage der Präbenden und Vicarien zu Errichtung einer Stadt- und Landschule zu Sonderhausen, zur Besoldung der Geistlichen sowohl und zu Jechaburg, ingleichen zu Stipendien für Studierende und zu weltlichen Zwecken (ad usus saeculares) verwendet. Die Einführung der Lutherischen Lehre in der untern Herrschaft des jetzigen Fürstenthums konnte nur allmählig von Statten gehen und erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. ganz vollendet werden, da noch im J. 1554 der Dechant, Senior und das Capitäl zu Jechaburg vorkommen. Das Eist dafel beträchtliche Güter an benachbarten und entfernten Orten, z. B. zu Großenberich, Goresleben, Döberhöfen, Döberstein u., welche sämtlich anzuführen zu weitläufig sein würde. Alles, was wir über den Zustand der ehemaligen Domkirche wissen, beschränkt sich auf die wenigen Bemerkungen, welche der schwarzburgisch-sondershäuser Rath und Archivar, Joh. Andr. Zeig, bei einem Besuche derselben am 8. April 1715 aufgesetzt hat. Dieser beschreibt zuerst ein auf dem Altar befindliches, mit mehreren andern Figuren umgebenes Marienbild, von hohem Alter und ausgezeichneter Schönheit, unter dem man folgende Verse liest:

Christiparum cunctis gentes venerantur adoret,
Hujus et assidue nomina magna canant,
Coelitum chorus hanc nuncupum celebrare recusat,
Hujus et ante pedes procubuisse genu.

Ferner erwähnt er ein hier aufgestelltes hölzernes Bild des Apostels Petrus. An dem Lauffleine fand er die Jahrzahl MCCCXCIII. und an einer Emporkirbe: 1648, welche letztere vielleicht anzuzeigen soll, daß dieser in den Unruhen des dreißigjährigen Kriegs verbrüdet und seines Daches beraubt Tempel damals wieder zum Gottesdienste eingerichtet worden sei. Auch hatte sich eine Glocke mit dem Bilde des Apostels Petrus und der Jahrzahl MCCLVIII. erhalten. Nach den noch sichbaren Trümmern der vorigen Kirche bestimmt jener Gelehrte die Länge derselben bei Einschluß des Thurmes auf 72, die Breite auf 14 Schritte.

(L. F. Henze.)

Jechanja. Jechonja. f. Jojachin.
Jecheskiel (Hesekiel). f. Ezechiel.

JECHIEL (יְחִיֵּאל), was Gefenius *) geneigt ist, für abgeflachte Form statt יְחִיָּהוּ (den Gott erhalte) zu

*) Deber. Wörterb. un. d. B.

nehmen, ist Name mehrerer biblischen Personen, von denen jedoch keine einzige historische Wichtigkeit hat. Unter andern hieß so ein Sohn des Königs Josaphat (2 Chron. 21, 2). Derselben Namen führten viele Rabbinen, unter denen sich jedoch kein einziger durch große oder wichtige Schriften besonders hervorgethan hat. Endlich hieß auch bei den Juden ein angeblich über die Thiere gebietender Dämon Jechiel.

(A. G. Hoffmann.)

JECHNER (Johann Joseph. Freiherr von), geb. 1749 auf dem adeligen Gute Hadenberg, in der vormaligen gräflich Wallmolden'schen Herrschaft Simmern-Naustadt, widmete sich früh aus Neigung der militairischen Laufbahn. Im J. 1763 trat er zu Hamm in der Grafschaft Mark, als Junter in das Infanterieregiment von Wolfersdorf, in welchem er als Lieutenant dem bairischen Erbfolgekrieg, den Feldzügen 1787 in Holland, und 1792—1794 gegen Frankreich beizubot. Um diese Zeit war er Capitain geworden. Bei der Belagerung von Mainz und besonders bei dem Sturme der zahlreicher Schanze erlitt er an der Spitze einer Abtheilung von Freiwilligen zuerst die Brustwunde. Er begründete sich dadurch den Ruf eines der tapfersten und unerschrockensten Officiere. Im Februar 1795 zum Major erhoben, ward ihm der Befehl über die in der Gemarkung an der Rupper gezogene Demarcationslinie. Das Wohl der dortigen Bewohner berücksichtigte er nach allen seinen Kräften auf eine so eble und uneigennützig Weise, daß der König von Preußen sich bewogen fand, ihm als Beweis seines Wohlwollens (1798) den Verdienstorden zu verleihen. Nach der Rückkehr in seine Garnison widmete sich J. der Führung und Ausbildung seines Grenadierbataillons mit rastlosem Eifer und so herziger Fürsorge für das Wohl seiner Untergebenen, daß er mit Recht ihr Vater genannt werden konnte. Noch ehe der Krieg von 1806 ausbrach, ward er zum Oberstlieutenant und Commandeur seines Regiments ernannt, mit welchem er der Schlacht bei Jena beizubot. Nach Auflösung seines Regiments begab er sich (1807) zu dem preussischen Armeecorps in Schwedisch-Pommern, wo ihn Blücher, damals als Generallieutenant commandirend, seines unumschränkten Vertrauens würdigte, und ihn durch mehr militairische Aufträge ehrte. Im J. 1813 ward J. von Friedrich Wilhelm III. zum Obersten, bald nachher zum Generalmajor, und auf den Vorschlag des Ministers Freiherrn von Stein zum Chef der Militairorganisation im Herzogthum Berg ernannt. Rechtlichkeit und Humanität leiteten ihn auch in diesem Geschäftsverhältnisse. Im J. 1815, nach erfolgtem Frieden, ward er von seinem Monarchen, in gerechter Anerkennung seiner dem Vaterlande geleisteten Dienste mit einer ansehnlichen Pension in Ruhestand versetzt. Seine Gesundheit war längst erkrankt worden. Als der letzte seines altväterlichen Geschlechtes starb er, nach mehrjährigen Leiden, den 22. Dec. 1820 zu Düsseldorf. Der preussische Staat verlor in ihm einen seiner treuesten Unterthanen, die Welt einen Wiederwärtigen, dessen Leben stilles Wohlthun und ein edelmüthiger Sinn charakterisiren. (Heinrich Döring.)

*) Egl. v. Zedlig, Pantheon des preussischen Deces (Berlin 1835). I. Bd. S. 160 ff.

JECHNITZ, böhmisch Gesejnitz, ein zur graflich Gernin'schen Herrschaft Petersburg gehöriges Municipalsitz in der saazer Kreise des Königreichs Böhmen, in der Nähe der rasoniger Kreisgrenze, 2½ Meilen westwärts von Ratonitz, in sanft geschwungener Gegend gelegen, mit 132 Häusern, 952 deutschen Einwohnern, einer eigenen kathol. Pfarre von 1815 Ersten, nach der ein Districtvicariat des leitmeriger Bisthums den Namen hat, einer schon in den Jahren 1384 und 1418 als Pfarrkirche vorkommenden Melancthonische und einer Stadtschule, welche unter dem Patronate des Herrschaftsbefizers steht, und vier Jahrmärkten, an welchen auch Viehmärkte abgehalten werden. Die Stadt hat einen eigenen Magistrat. In der Nähe des Ortes befindet sich ein großer Teich. In früheren Zeiten waren in dieser Gegend Goldbergwerke im Betriebe, und noch heutzutage findet man hier schöne Zinnergänge. (G. F. Schreiner.)

JECHTINGEN, ICHTINGEN, Pfarrdorf im großherzogt. badischen Bezirksamte Breisach, 1½ teutsche Meilen nördlich von der Amtstadt am Rheinflusse, nächst einer fast benutzten Rheinschiffahrt, mit 846 Einwohnern in 131 Familien, alle kathol. Confession, eine grundherrliche Besetzung des Freiherrn v. Jahnberg, in der ehemals Herrschaftlichen Herrschaft Kienberg. Der Ort gehört der Universität zu Freiburg, sowie auch der Pfarre, welchen ihr Herzog Sigismund von Österreich im J. 1468 geschenkt hat. Ein aller Ort aus den Urkunden des Mittelalters unter dem Namen Ichtingen bekannt. Sonst ein Marktflecken, aber in den Zeiten des 30jährigen Krieges erschöpft und verworben, besonders durch Plünderungen der Schweden, welche in der Nähe eine Brücke über den Rhein hatten, auch eines Tages die zu einer öffentlichen Andacht in der Kirche versammelte Pfarrgemeinde überfielen, und sie sammt dem Pfarrer am Altare bis auf das Hemd auszogen und beraubten. (Thom. Affr. Leger.)

JECO, ein kleiner Küstenfluß in der östlichen Hälfte des nordamerikanischen Freistaats Florida; er ergießt sich in den Meerbusen von Mexico. (J. C. Schmidt.)

JECONAN, Stadt in Palästina im Stamme Sebulon. (F. G. Crome.)

Jecu, s. Jecui (s. d. Art.).

JED, ein kleiner Fluß im südlichen Schottland, entspringt in den Grenzgebirgen zwischen England und Schottland, und tritt dann in die Grafschaft Northburgh ein, in welcher er eine halbe teutsche Meile seitwärts von Jedburgh in den Tweed fällt. Der Fluß hat ein seltsames Bett und fließt größtentheils durch enge, stark bewaldete Thäler. Man findet in demselben viele vorzügliche Haseln. (J. C. Schmidt.)

JEDAJA HAPPENINI (יְדִיאָה הַפֶּנִּינִי), ein angesehener jüdischer Rabbi des 13. Jahrh., von dessen Lebensumständen jedoch nur wenig bekannt ist. Er war ein Sohn des Abraham Bedraschi (oder Badraschi, בְּדִרְאִשִּׁי), wird auch selbst Haddedraschi genannt, stammte also wahrscheinlich aus der Stadt Biersch in dem jetzigen französischen Departement Havault (in der ehemaligen

Provinz Narbonne)¹⁾, scheint sich jedoch meist in Spanien aufgehalten zu haben, und ist um 1298 zu Barcelona gestorben. Außer dem Tode eines rechtschaffenen und sehr gelehrten Mannes hat er sich auch den Ruhm eines ausgezeichneten Schriftstellers bei den Seinen erworben. Namentlich gilt er als einer der besten jüdischen Dichter seiner Zeit, und selbst Burdorf ist so von ihm eingenommen, daß er ihn den Cicero der Hebräer nennt. Seine Bedachtsamkeit veranlaßte seine Volksgenossen, ihm den Namen מְבַרְכֵי, orator, beizulegen. Weniger klar ist baggen, warum er auch Anbonet Abram (אֲבוֹנֶט אֲבְרָם) oder Aboneto (אֲבוֹנֶטוֹ) Abram geheißen habe. Seinen Ruhm begründete er hauptsächlich durch sein Werk Bechinath olam (בְּחִינַת עוֹלָם), d. i. „Erforschung der Welt“, welches vielfach gedruckt und commentirt, auch ins Lat. und Französische übersetzt ist. Die Ausgaben enthalten zum Theil bloß den Text, andere außerdem noch Noten oder auch eine Übersetzung. Besonders geschätzt wird die Ausgabe von A. Lichtman, welche auch eine lat. Übersetzung enthält (Leiden 1650 u. 1688. 12.). Wegen ihrer Richtigkeit und Neuheit ist zu erwähnen die im J. 1907 erschienene fünfte Ausgabe; sie liefert auch Erklärung in hebräischer Sprache und eine teutsche Übersetzung. Eine französische Übersetzung erschien Metz 1808 unter dem Titel: L'apparition du monde. Der Verfasser ermahnt in diesem Buche, die Eitelkeit der Welt zu verachten und das Reich Gottes zu suchen. Die übrigen Schriften Jedaja's sind: ein Commentar zu den Psalmen, Leschon hassalab (לְשׁוֹן הַחַיִּל) betitelt; eine Erklärung der dunkelsten Stellen in Aben Esra's Commentar zum Pentateuch, Biur (בִּיּוּר) genannt; ein apologetischer Brief (מִסְבָּח הַדְּבָרִים) an Salomo ben Adrat, um die geistliche Beurteilung philosophischer Studien zu widerlegen, und sie vor dem 25. Lebensjahre den Jünglingen zugänglich zu machen; ein Gebet in Akrostichen und einiges Andere von geringerer Bedeutung. Das Midehar happeninim (מִדְּבַר הַפֶּנִּינִי), d. i. „Auswahl der Perlen“, eine Blumenlese von Onomen, wird ihm zwar auch zugeschrieben, allein sie ist vielmehr, wie schon Wolf urtheilt²⁾, ein Werk des Salomo ben David³⁾. (A. G. Hoffmann.)

JEDALA, oder JEDEALA, JIDALA, Stadt in Palästina im Stamme Sebulon (Jos. 19, 15).

(F. G. Crome.)

JEDBURGH, 1) ein Kirchspiel Schottlands in der Grafschaft Northburgh, ungefähr 13 englische Meilen (2½ teutsche Meilen) lang, und 6—7 englische Meilen breit, dessen größerer Theil hügelig ist und als Schafweide benutzt wird. Das arbare Land beträgt nicht mehr als ein Fünftel des Ganzen.

2) Jedburgh, ein Burghschloß Schottlands und Haupt:

¹⁾ Das hebräische בְּרִיטִי entspricht nämlich dem lateinischen Biterrensis oder Badrasensis. ²⁾ Biblioth. Hebr. T. I. p. 404 sq. ³⁾ Cf. Wolf l. c. T. I. p. 401 sq. T. III. p. 283 sq. et T. IV. p. 827. Zacher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 1356 unt. d. Art. Happenini. Labouderie in der Biograph. Univers. T. XXI. p. 524 sq.

Stadt der Grafschaft Roxburgh, neun deutsche Meilen südlich von Edinburgh, hat eine angenehme Lage am nördlichen Ufer des Flusses Jed, an einem Bergabhange. Hügel von beträchtlicher Höhe umgeben von allen Seiten die Stadt, welche aus vier Hauptstraßen besteht, die sich in rechten Winkeln durchschneiden und in einem Marktplatz entgegen. Die Stadt ist ein Burgsteden von hohem Alter, und scheint, wie man aus einer Urkunde erhebt, worin sie Jedworth genannt wird, schon vor dem J. 1165 ein Platz von Bedeutung gewesen zu sein. Im Anfange des 17. Jahrh. war sie einer der Hauptplätze an der englischen Grenze, und wurde nach der Vereinigung Schottlands mit England der Mittelpunkt eines ausgebreiteten und gewinnreichen Schmuggelhandels, besonders mit Leder und Malz, der die Stadt ungemein bereicherte. Geschäfte, Getreide und vergrößerte Aufmerksamkeit der Behörden vernichteten endlich diesen Handel, wodurch die Stadt schnell in Verfall gerieth, von dem sie sich erst seit dem J. 1770 nach und nach wieder erhob, nachdem man Wollenmanufacturen von bedeutendem Umfange angelegt hatte, die mit Geschick und Vortheil betrieben wurden. Seit dieser Zeit hat sich die Industrie immer mehr gehoben und an Umfange zugenommen, eine Menge neue Häuser — darunter ein elegantes und geräumiges Stadthaus — sind entstanden und die Bevölkerung auf 5000 geliegen. Die Abtei von Jedburgh, gegründet vom Könige David I., liegt an der Südseite der Stadt und an den Ufern des Jeds; sie war ein weitläufiges und prächtiges Gebäude, in der Form eines Kreuzes gebaut. Der westliche Theil derselben wurde im J. 1792 zur Kirchspielkirche eingerichtet und mit Sorgfalt und Geschmack dem Tyle des alten Gebäudes angepaßt, so daß sie jetzt zu den schönsten Kirchen des Königreichs gerechnet werden kann. Außer dieser Kirche besitzen noch drei Versammlungshäuser der Dissenters; zwei dieser Gemeinden haben im J. 1818 zwei neue hübsche Bethäuser erbaut. In den frühesten Zeiten waren die Umgebungen der Stadt wegen ihrer Obstgärten bekannt, die von Geistlichen angelegt worden waren; sie geriethen in Verfall, sind aber in den neuesten Zeiten in einer größern Ausdehnung wieder angelegt, und befinden sich in einem gedeihenden Zustande. Ein großer Nachtheil für die Stadt ist die Theuerung des Feuerungsmaterials, das meistens in Kohlen besteht, die aus Northumberland hierher geschafft werden. Sie ist der Sitz der Grafschaftsbehörden, hält vier Jahrmärkte und jedesmal Dinstags einen Wochenmarkt.

(J. C. Schmidt.)
JEDDELI, ein kleiner Fluß, Habessinien, ergießt sich nördlich von dem See von Tana in den Bahar el Azeel oder den blauen Fluß, den man nach den Nachrichten der meisten und vorzüglichsten Reisenden für den östlichen Hauptarm des Nils hält.

(J. C. Schmidt.)
JEDDEREN, eine Landschaft im südwestlichen Norwegen am Meere, welche mit der angrenzenden Landschaft Dalerne eine Voiegiel (zusammen mit neun Pastoraten, 21 Kirchen und etwa 15,000 Einwohnern) bildet, im Amte Stavanger, Stifts Christianland. Hier liegt die kleine, aber ansehnlichen Handel treibende Seefahrt Stavanger. Das Land hat ziemlich fruchtbare Äcker, so daß es etwas Rog-

gen und Gerste verkaufen kann, ist aber ganz walde, ja baumlos. Die Fischelei, auch Lachsang, ist einträglich; kleinere Höfen-mangerei, welcher Umstand sonst nirgend an Norwegens Küsten eintreten soll. Torfmoore sind in großer Zahl vorhanden. Fehrwegen finden sich nicht überall. Rastige Berge sind häufig. Das angrenzende Dalerne ist ein ganz armes Land.

(v. Schubert.)
JEDDESBYE (Gieddesbhye), Kirchdorf auf Kallser (Dänemark), der südlichste bewohnte Punkt dieser Insel.

(Bencken.)
JEDDO oder **YEDDO**, chinesisches Kiang-hou, Hauptstadt des japanischen Reichs im Umfange des Fürstenthums Musaki enthalten. Sie liegt 35° 52' nördl. Br. und 156° 30' östl. L. von Ferro, in einer weiten, unabsehbaren Ebene, halbmondförmig um den Busen von Jeddo, auf der Südküste der Insel Nippon und an der Mündung des Flusses Tonai, westlich sie eben Jeddo, d. i. das Äter des Stromes, genannt wird. Sie hat, nach Angabe der Japaner, einschließlich ihrer beiden Vorstädte, Enagawa und Sakamawo, welche nur aus einer einzigen Straße bestehen, aus der man über die berühmte Brücke Nipponbos, von welcher die Entfernung aller übrigen Städte des Reichs gerechnet wird, in die eigentliche Stadt gelangt, eine Länge von 7, eine Breite von 5 und einen Umfang von 21 Ri (von denen bei Kämpfer 37½ auf 1° des Äquators gehen), ist gleich den andern japanischen Städten offen, oder von breiten Gräben noch hohen und mit Bäumen bespannten Wällen durchschnitten, welche als Festungswerke angesehen werden können. Sie ist auch eine der fünf großen Reichstädte und seit der Regierung des Seogoun Gongsen (er regierte von 1604 — 1616 unserer Zeitrechnung) die Residenz des Seogoun oder militärischen Kaisers, weshalb sie auch im Gegensatz des weltlichen gelegenen Miako, woselbst der Dairi oder geistliche (eigentliche) Kaiser wohnt, Toun-ou, d. i. die Stresiden, genannt wird. Auch die höchsten Staatsbehörden haben in ihr ihren Sitz aufgeschlagen. Das kaiserliche Schloß, welches, sowie die Paläste anderer Großen, Gosten genannt wird, im Gegensatz der Miä oder des Palastes des Dairi, liegt im nördlichen Theile der Stadt, hat mit allem Zubehör einen Umfang von fünf Ri (zwei geographischen Meilen), und besteht aus einer doppelten Vorburg, einer großen Festung, worin sich die eigentliche kaiserliche Residenz befindet, zwei besetzten Nebenschloßern, mehreren Plätzen, Park- und Blumengärten. Die äußerste Vorburg hat eine Ceinture von Wällen und ausgemauerten Gräben, umgibt die größte Hälfte der kaiserlichen Residenz gleich einer Contragrade und umschließt in ihrem Innern die in Straßen geordneten, schön gebauten Paläste (Gosten) der vielen Fürstenthümer des Reichs, welche hier für immer mit ihren Familien wohnen müssen, und nur für ihre Personen jährlich in ihren Fürstenthümern abwesend sein dürfen, um während dieser Zeit der Regierung ihrer Unterthanen obzuliegen. Ebenfalls von dieser äußersten Burg umschlossen ist eine zweite, sehr stark besetzte, worin die ältesten Reichsräthe, die Gouverneure und einige der angesehensten Fürsten in schönen Palästen leben. Die eigentliche kaiserliche Residenz, nur ein Stochwerk

hoch, aber im japanischen Geschmacke reich verziert und außerordentlich weitläufig, liegt auf etwas erhöhtem Boden, wird von einem breiten, mit Quadersteinen aufgemauerten Graben umgeben, dessen Escalpe mit enormen Werksteinen unter einiger Bösung in die Höhe geführt, dahinter mit Erde gefüllt, oben mit langen Gebäuden besetzt und mit thurmhörmig viererten Wachtäusern besetzt ist. Die Escalpe desalles gestaltet sich, fortificatorischen Regeln gemäß, in bestimmten Distanzen zu kleineren Bollwerken. Unter andern Gebäuden, die den inneren Hofsaal des Kaisers bergen, bemerkt man einen hohen, Alles überragenden, vieredigen weißen Thurm, der mit vielen Stockwerken, Brundbögen und Ornamenten versehen ist und dem Schlosse das prächtigste Ansehen gibt. Auch an den andern Gebäuden fehlen die Ornamente nicht; sie sind mit geschnitten, ausgehöhlten Dächern versehen, an denen das Ornament des Drachenkopfes in zahlreicher Wiederholung angebracht ist. Die beiden Nebenschlösser, nach Art der Circularbefestigung angelegt, sind runde Citadellen, jede nur über eine hohe und lange Brücke und durch ein einziges Thor zugänglich, doch umwallt und mit tiefen und nassen Gräben umgeben, sind ohne äußerliche Pracht, und es werden in ihnen die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen erogen. Die Stadt selbst, im J. 1458 durch Do-da-bō-tsun gegründet, und nur allmählich zu ihrer jetzigen Größe angewachsen, ist daher ziemlich unregelmäßig gebaut; doch wird jedes Quartier, wenn es während einer Feuersbrunst abgebrannt sein sollte, stets in geraden Straßen wieder aufgebaut. Die Häuser sind sämtlich von Holz mit Leinwand, der häufigen Erdbeben wegen nur ein, höchstens zweifach, mit Schindeln gedeckt, im Innern mit papiernen Scheiden und Fensterläusen versehen, der Boden mit ausgelegten feinen Wiesenmatten belegt, kurz das Ganze gleichsam aus den brennbarsten Materialien zusammengefügt, daher Feuersbrünste hier, der müßerhalten Köchenschalten ungeachtet, (eine Feuercompagnie durchzieht Tag und Nacht die Straßen) sehr häufig sind und gewöhnlich großen Schaden anrichten. Auch die ungemein zahlreichen Klöster und Priesterwohnungen sind nicht schön zu nennen, da sie sich in Hinsicht der Architektur nur wenig von den Bürgerhäusern unterscheiden. Neben denselben findet man stets einen kleinen Tempel oder einen ansehnlichen, mit Altären und Idolen versehenen Saal. Außerdem aber gibt es noch mehrere prächtige, dem Amida, Sjodan, Quannan und andern Götzen gewidmete öffentliche Tempel (Mia), die sich mit den Wohnungen der Priester und andern Gebäuden zu ansehnlichen und ausgebreiteten Anlagen erheben, und zu weiten große, einzeln stehende Thore und Ehrenbogen führen, in denen sich die eigenthümliche japanische Säulenordnung, welche Torii (Aufenthalts der Bögel) genannt wird, zu erkennen gibt. Was die Zahl der Häuser betrifft, so wird dieselbe von den Japanern auf 280,000 angegeben, und Haffel berechnet hiernach die Zahl der Bewohner auf 1,680,000, wobei er annimmt, daß jedes Haus im Durchschnitt sechs Bewohner zählt. Sie ernähren sich von den Ausflüssen des Hofes, des Hofstaates, der Regierungsbehörden, von wichtigen Manufacturen in

allen Zweigen der japanischen Industrie, von Handwerken und von einem wichtigen Handel; denn die Stadt ist zugleich eins der wichtigsten Emporien für Japan, obgleich ihr verschlammter Hafen nur kleinen Schiffen den Zugang gestattet. (Klaehn.)

Jedala (Geogr.), f. Jedala.

Jedel (Geogr.), f. Jededel.

JEDENSPEIGEN, ehemals IDUNSPÆGEN,

1) eine dem Grafen Maximilian von Kolonnen gebörige Hidercommissarherrschaft im B. U. M. B. des Erzbischofthums Österreich unter der Ens, am rechten Ufer des Marchflusses, theils in der Ebene und theils in den Ausläufern der Hochleithen gelegen; zu dieser Herrschaft gehören die Ortschaften Jedenspeigen, Einborn und näher gegen den Fluß zu der herrschaftliche Mierhof, der Wimerhof genannt. Die Anhöhen, welche einen Theil der Oberfläche der Herrschaft bedecken, sind fast ganz hollos, daselbst aber auf den sonnigen Abhängen mit Nebenpflanzungen besetzt. 2) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriger alter Markt, in einer thalähnlichen Vertiefung unfern von der March, zwischen den Marktsiedeln Dröding und Dürntruth gelegen, mit einem herrschaftlichen Schlosse, 141 Häusern, 873 teutschen Einwohnern, die sich vom Feld- und Weinbau nähren, einer alten katholischen Pfarre, welche zum Erzbischofthum Wien und zum Dekanate unter der Hochleithen gehört, einer katholischen Kirche und einer Schule, die unter dem Patronate der Erbkatholiken stehen. (G. F. Schreiner.)

JEDERCH, auch JADERCH, Mali- und Veliki, teutsch Klein- und Groß-J., zwei neben einander gelegene Dörfer im Gerichtsbezirk jenseit der Gulpas der agrarischen Gespanschaft Kroatien, im Gebirge gelegen, fast gleichweit von der Maria-Luisen- und der Karolinischen Straße entfernt, nach Lutodol (Bisthum Agram) eingepfarrt, davon der erstere Ort zur Herrschaft Gyverm, der letztere nach Bosilince gehört, mit einer katholischen Filialkirche in Groß-J., 55 Häusern und 528 kroatischen Einwohnern, welche sämtlich Katholiken sind und von der Landwirthschaft leben. (G. F. Schreiner.)

JEDI KŪLA (جدي كولا), verflümmt Hiedicouler, der türkische Name der sieben Thürme, des bekannten Schloßes und furchtbaren Gefängnisses in Constantinopel. Pouqueville sagt in seiner Voyage en Morée vol. II. p. 62: „Dieses kaiserliche Schloß, welches die Türken Hiedecouler und die Griechen Eftacoulades nennen, wird in der byzantinischen Geschichte seit dem 6. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung als ein Punkt angeführt, der zur Vertheilung von Constantinopel dienete.“ Das neuere Geschichtsbuch ist so viel, wie wahr, sieben, und wolaäda ist eine Vahnung der Hand. Willst du es aber wolaäda, die Strafe, Züchtigung, Marter und Folter bedeuten (wolaäda, krasen). Einige Stellen an den sieben Thürmen sind noch jetzt schwarz verbrannt, angeblich von dem griechischen Feuer (nach Pouqueville und nach der Meinung einiger Griechen), welches in der Eroberung von Constantinopel gebraucht wurde (vgl. d. Art. Constantinopel. I. Sect. XIX. S. 148). (Karl Iken.)

JEDITHUN (ידיטון) oder **JEDUTHUN** (ידיטון), wol so viel als der Lebende, hieß nach der Chronik ein Zeigengesse des Königs David, welcher dem Levitischen Stamme angehört und sich als Rüssler auszeichnete (1 Chron. 16, 41. 42. 25, 1). Unter seinen Nachkommen fehlte es nicht an solchen, welche ihm darin nachzueiferten (2 Chron. 35, 15. Reb. 11, 17). Das in den Überschriften von Ps. 39, 62 und 77 vorkommende Jeduthun bezieht man gewöhnlich auf diese, also die Jeduthanner, nicht auf ihren gleichnamigen Vorfahren. (A. G. Hoffmann.)

JEDLESDORF, 1) Grosz-J., auch Jedelsdorf und Klein-Mariataferl genannt, eine Herrschaft im B. U. M. B. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, in ebener, zum Theile sonbriger Gegend, die durch die von Wien nach Brünn führende Commercial-, Haupt- und Poststraße sehr belebt wird. Auf den Feldern dieser Gegend findet starker Anbau des Buchweizens und eine ausgebreitete Geflügelzucht statt. 2) Ein Dorf und Hauptort der Herrschaft gleiches Namens, im Marchfeld, nächst der brünner Poststraße, 14 Viertelstunde südlich von der Poststation Ettersdorf gelegen und 14 Stunden von Wien entfernt, mit 81 Häusern und 540 deutschen Einwohnern, welche sich größtentheils mit Feld- und Weinbau beschäftigen, nebenbei aber auch einen bei der Nähe von Wien sehr einträglichen Obst- und Spargelbau und einen Handel mit Geflügel und andern Lebensmitteln treiben, einer eigenen neuen katholischen Pfarre, welche zum Dekanate auf dem Marchfeld und dem wiener Erzbisthume gehört, im J. 1829 779 Marktkinder zählte und unter dem Patronate der Erbscherrschaft steht, einer katholischen Kirche, in der ein Muttergottesbild zur Verehrung ausgestellt ist, zu welchem häufige Wallfahrten geschehen, und einer Trivialschule. 3) Klein-J., insgemein Jedelsdorf im Episk. genannt, ein zur Herrschaft und Pfarre Grosz-J. gehöriges Dorf desselben Kreises und Landes, außer der großen Donaubrücke am Labor gelegen und an Florisdorf stehend, gleich dem es auch den Überschwemmungen des Donaustromes ausgesetzt ist. Die Einwohner nabren sich vom Obdau und Geflügelhandel nach der benachbarten Hauptstadt. (G. F. Schreiner.)

JEDLESEE oder **JETLESEE**. 1) eine kleine Herrschaft im B. U. M. B. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, in ganz ebener Lage am linken Ufer der Donau gelegen und den Überschwemmungen dieses Flusses ausgesetzt. 2) Ein Dorf und Hauptort der Herrschaft gleiches Namens, an der schwarzen Lede, einem Arme des linken Donauufers, gelegen, von der nach Prag führenden Commercial-, Haupt- und Poststraße durchschnitt, mit 94 Häusern, 678 deutschen Einwohnern, welche Feld-, Obst- und Gemüsebau, sowie auch einige Viehzucht treiben, einen ergiebigen Handel mit Lebensmitteln nach Wien unterhalten, und einen Kleinrieder unter sich zählen, einer eigenen katholischen Locale, welche zum Dekanate am Michaelsberge der wiener Diöcese gehört und unter dem Patronate der Erbscherrschaft steht, einer katholischen Kirche, einem bürgerlichen Schlosse, einer Trivialschule und einem der größten und bekanntesten Braudrücker im Lande, welches zwei Pannnen und zwei Brannwinderelien enthält,

25 Arbeiter beschäftigt und im Durchschnitte jährlich gegen 20,000 Eimer Brannwein und 80,000 Eimer Bier erzeugt, von dem drei Vierteltheile nach Wien abgeführt werden. (G. F. Schreiner.)

JEDLICZE, eine dem Rajetan, Freiherrn von Karnid, gehörige Herrschaft im jassor Kreise des Königreichs Galizien, mit einem eignen Wirthschafts- und Justizamte und dem Dorfe und Hauptort der Herrschaftsverwaltung gleiches Namens. Dieses Dorf liegt am rechten Ufer des Jassel- oder Jasselschlusses und besitzt ein herrschaftliches Schloß, eine eigene katholische Pfarre von 3606 Seelen, welche zum jassor Dekanate des przemysl lateinisch-katholischen Bisthums gehört und unter dem Patronate des Herrschaftsbesizers steht, einer kathol. Kirche, einer Trivialschule und einem großen Meierhofe. (G. F. Schreiner.)

JEDLOVETZ, einer der bedeutenderen Berge in der sarofer Gesandtschaft im Kreise dieses der Thier Obernugarns; er gehört zu jener Gebirgsreihe, welche das lange Thal des Lanza- oder Lorzisschlusses bilden, es von dem Flussgebiete des Töpl scheiden und zum Theil an dem edelsten Töpl reich find. (G. F. Schreiner.)

Jedo. f. Jeddo.

JEDOGAWA, Fluss auf der japanischen Insel Nippon, der Abfluss des großen Binnenflusses Mitsumi- oder Biwa-no-umi (Nähe der europäischen Karten), welcher sich in der Provinz Dumi ausbreitet und im J. 285 v. Chr. in einer einzigen Nacht bei einem gewaltigen Erdbeben entstand, während zu gleicher Zeit der Fusi-no-pama, der höchste Berg Japans (zugleich auch der furchtbare Vulkan des Landes) aus der Erde emporstieg, und aus welchem See sich 82 Jahre n. Chr. die große Insel Irtubosima erhob, welche noch existirt. Der Abfluss aus dem See findet bei dem Dorfe Irtubosima statt, woselbst der Fluss eine doppelte Brücke trägt, welche nämlich auf einer kleinen Insel zusammenfließt. Der Jedogawa nimmt alsbald eine südwestliche Richtung an, empfängt auf dem rechten Ufer denjenigen Fluss, woran die japanische Westküste (die des Dai-ri) liegt, und fließt auf die Städte Utsi und Jodo zu, bei welcher letztern die berühmte Brücke Jodo-Doas über ihn führt, welche 400 Schritte lang ist, und auf 40 Bogen ruht. Dicht vor und in der Stadt Osaka, einem wichtigen Emporium, theilt er sich in mehre Arme und Kanäle, welche kostbare Brücken von Cedernholz tragen, und münden gleich darauf in das Meer. Er ist in seiner Mündungsgegend wasserreich und schiffbar, daher stets mit Tausenden von Junken bedekt, und verschafft der Stadt Osaka, welche als der Hafen von Kioto betrachtet werden kann, Handel und Reichthum. (Klebe.)

JEDOWNITZ, **JEDOWNICE**. 1) ein mit der altgräflich Salmschen Allobialherrschaft Naik und Blansko schon seit den Jahren 1568 und 1571 durch Anlauf verbundenen Gut im brünner Kreise des Markgrafenbisthums Währen, in einer an großen Kalkhöhlen reichen, und auch sonst durch ihren malerischen Charakter merkwürdigen Gegend. Der tragbare Boden besteht aus einer blauen, auf Kalkstein gegorgenen Dammerde, und ist reich an Waldungen, welche ein besonderes, nach dem Gute benanntes Revier bilden. 2) Ein zu dem Gute gleiches

Gotoff (d. i. Reis, Gerste, Weizen und Hülsenfrüchte), und bei dem Dorfe Kura-gawa-mura befindet sich ein ergiebiger Brunnen von Naphita, den die Einwohner in ihren Lampen brennen (Klaproth's Beschreibung der Kulanen Japans in Poggendorff's Annalen XXI. S. 331—336). Das Fürstenthum zählt sieben Districte oder Gerichtsbearbeiter: Kabigi, Kof, Wissima, Inoodsi, Kambara, Nutari und Iwasure, die sechs Städte: Takata, Simbata, Murakami, Nijumotaki und Moramats, und wurde bis zum J. 658 n. Chr. zu dem Lande der Yesso's (d. i. der Kiju) oder der Kuma-Yebis (d. i. östliche Barbaren) gezählt, um diese Zeit aber erobert und mit Japan vereinigt. (Cf. *Rinsifée de Sendai*, Sau Kokf Tsou Ran To Sets, traduit par Klaproth. p. 214. Vgl. auch Jesso.) (Klaehn.)

JEETSU, JAËSSIGU oder JETSIU, auch YET-SIU, Fürstenthum oder Provinz in der Landschaft Fokurohudo (d. i. Weg der nördlichen Districte oder Nordgrundweg) auf der japanischen Insel Nippon. Es stößt im N.W. an das japanische Meer, ist übrigens von D. nach W. von den Fürstenthümern Jeetsju, Fida, Jersissen, Kanga und Moto umgeben, hält drei Zageresen im Umfange (Kämpfer l. 90), ist geübrig, aber gut cultivirt und reich an Baubolz, Gotoff (d. i. Reis, Getreide und Hülsenfrüchte), Salpeter, gelbem Poto, Mlei, auch Fischen. Die Bewohner verfertigen viele Baumwollenzuße und allerhand Zierwerkstoffe. Das Land zerfällt in die vier Districte: Tonami, Jumbisu, Mrebu und Nillama und seine Capitale ist Topama. Bis zum J. 658 n. Chr. gehörte dasselbe zu dem Lande der Yesso's (d. i. der Kiju) oder Kuma-Yebis (d. i. der östlichen Barbaren), ward aber um diese Zeit erobert und mit Japan vereinigt. (Cf. Sau Kokf Tsou Ran To Sets, par *Rinsifée de Sendai*, traduit par Klaproth. p. 214. Vgl. auch Jesso.) (Klaehn.)

JEETZ. JEETZE, ein altes adeliges Geschlecht der preussischen Monarchie, welches Johann von dem Kneched, von Jeeze genannt, zum Stammvater hat (1458). Die Söhne desselben ließen den Familiennamen hinweg und nannten sich blos nach ihrem Schlosse Jeeze. Ihre Besessenen sind (außer Jeeze): Böhmig, Fesentode, Alt- und Neudendorf, Porig, Büß, Hohenwulsch und Hiesow, nebst Graßau, Grünenwulsch, Zwischendeich, und Wahrenberg. Aus diesem Geschlechte haben sich einige vorzüglich in der preussischen Armee berühmt gemacht, namentlich aus der Linie zu Hohenwulsch, Joachim Christoph von Jeez, königl. preuss. Generalfeldmarschall, Gouverneur von Preig, Ritter des schwarzen Adlersordens, Chef eines Regiments zu Fuß, Amtshauptmann zu Wolminstadt und Wanzleben, Senior des Jeezischen Geschlechts auf Hohenwulsch, Büß, Porig, Böhmig u., Erbherr. Er war zu Hohenwulsch 1673 den 16. September geboren; seine Eltern waren Joachim Parum (Pariban) von Jeeze und Dorothea Elisabeth von Wanzelberg gewesen. Nach einer guten häuslichen Erziehung ward er 1686 Page bei Kurfürst Friedrich Wilhelm, dessen stierlichem Leidenbegünstigte er 1688 bewohnte. Sodann trat er als Freiwilliger bei dem Regiment Markgraf Philipp in Kriegs-

dienste. 1689 nahm er an den Belagerungen von Rheinbergen, Kaiserwerth und Bonn Theil, und ward fähig wegen des bei diesen Gelegenheiten bewiesenen Muthes. In den kriegerischen Begebenheiten, welche hierauf folgten, war er größtentheils mit thätig, avancirte 1693 zum Second- und 1697 zum Premierlieutenant. Im spanischen Erbfolgekriege war er 1702 bei den Eroberungen von Kaiserwerth, Renloo und Kuremonde, 1703 bei der Einnahme von Rheinbergen und Geldern, und 1704 in der Schlacht bei Höchstädt. In derselben wurde er im Unterleibe verwundet, und hat die erhaltene Kugel mit in sein Grab genommen. Im J. 1705 befand er sich bei den preussischen Hilfstruppen, die in Italien sochten, 1706 bei dem Entsatz von Turin, 1707 bei dem Einbruch in die Provence und bei der Eroberung von Toulon, 1708 beim Einfälle ins Delphinat, bei der Eroberung von Grilles und Jenesfelds, 1709 beim Einbruche in Savoyen und bei vielen andern Berufen, bis zu dem 1713 geschlossenen uralten Frieden. 1702 war er in dessen Stabs capitain geworden, erhielt 1706 eine Compagnie und 1712 die Majorscharge. 1715 war er bei der Belagerung von Strailund gegenwärtig, und ward bei dieser Gelegenheit Oberstlieutenant. 1719 den 15. Jun. erhob ihn König Friedrich Wilhelm der Erste zum Obersten und versetzte ihn bald darauf zum Fünftenleutnanten. 1733 erhielt Jeeze das erledigte Regiment von Abiele. 1734 und 1735 wohnte er dem Feldzuge am Rheinströme bei, der aber, wie bekannt, ohne besondere Ereignisse blieb. 1740, im December, gebrauchte ihn König Friedrich II. bei der Belade von Groglogau, und 1741 im Juni bei der Einnahme von Namslau. In der Schlacht bei Meitwig befehligte J. den linken Flügel, und mußte nach derselben auf königl. Befehl zur Belagerung von Brieg abgehen. Da diese Stadt den 5. Jun. überging, ward er gleich darauf Generalleutenant von der Infanterie. Als der Monarch im Lager bei Grottau das erste Treffen der Armee ausbrücken ließ, um solches zu besichtigen, ließ er vor demselben, durch seinen ersten Generaladjutanten, Jeezen den schwarzen Adlersorden umhängen, und bestellte ihn bald darauf zum Gouverneur von Preig, und den 21. August zum Amtshauptmann von Wolminstedt und Wanzleben. In der Schlacht bei Gzaskau, 1742 den 17. Mai, führte J. den linken Flügel des ersten Treffens an, verlor dabei das Pferd untrennbar Lebe und blieb unter den Todten liegen, ward aber glücklich gerettet, und konnte noch, da ihm der König auf erhaltene Nachricht von seiner Lage ein Pferd zugesandt hatte, den Feind verfolgen. 1744 half er Prag erobern, erhielt 1745 den 19. Januar das Patent als General der Infanterie, und befehligte in der Schlacht bei Hohenfriedberg, den 4. Jun. letztgedachten Jahres, den rechten Flügel des ersten Treffens, den er auch den 30. September im Gefechte bei Trautenau anführte. 1747 den 26. Mai ward er General-Feldmarschall, starb 1752 den 11. Sept. zu Potsdam, wohin ihn der König damals berufen hatte, im 78. Jahre seines Alters, und liegt auf seinem Gute Hohenwulsch begraben. Er war mit Dorothea Sophia von Borstell aus dem Hause Groß- und Klein-Schwarzlosen verheirathet und zeugte mit ihr

vier Söhne und eine Tochter. Von jenen war Karl Wilhelm, königl. preuss. Oberstlieutenant und Commandant eines Grenadierbataillons (geb. 1710 den 1. Jul. zu Wantua, † 1753), zeichnete sich durch seine Tapferkeit in der Schlacht bei Hohenfriedberg und in dem Gefechte bei Zein vortheilhaft aus. Im J. 1744 verheiratete er sich mit der Tochter des Generalleutnants von Einsiedel, Dorothea Sophia, und erzeugte mit ihr zwei Söhne, deren Nachkommen noch leben. Aus der Ehe von Poritz ist bemerkenswerth Adam Friedrich von Jeetze, königl. preussischer Generalleutnant der Infanterie, Chef eines Regiments zu Fuß, Amtshauptmann zu Mühlenthor und Mühlenthor, Ritter des Ordens pour le mérite, Erbherr auf Poritz, Büß und Jeetze. Seine Ältern waren Adam Friedrich von Jeetze, welcher 1717 den 2. März, als kurbrandenburgischer Cornet verstarb, und Hedwig Elisabeth von Eichtstedt aus dem Hause Eichtstedt, die 1739 den 10. März die Welt verließ, und ihn 1689 den 26. August zu Jlesow geboren hatte. Mit Anfang des J. 1708 trat er bei dem Regimente Markgraf Philipp Wilhelm als Fahnenjunker in Dienste und befand sich bis 1712 in den Feldzügen, welche durch den utrecht Frieden beendigt wurden. 1713 wurde er Fähnrich bei dem Kamendischen Regiment, besand sich 1715 in dem pommerischen Feldzuge, und besonders den 21. August bei Bestimmung der penamünder Schanze. Gleich darauf wurde er Secondlieutenant; landete den 15. November auf der Insel Rugen, und besand sich bei der Belagerung von Stralsund. Nachdem er 1721 Premierlieutenant, hierauf Regimentsadjutant, geworden, ließ er sich zu Werbegeschäften gebrauchen. Im J. 1723 den 10. Juli ernannte ihn der König zum Stabshauptmann und gab ihm 1723 eine Compagnie. Im J. 1734 den 29. Mai wurde er Major und erhielt den Orden pour la générosité. Um diese Zeit bezieht sich der König seiner zu wichtigen Geschäften und würdigte ihn eines vorzüglichen Vertrauens, sowie ausgezeichnete Gnade. König Friedrich II. gab ihm gleich nach Antritt seiner Regierung, statt des verwehnten Ordens, den neu gestifteten Orden pour le mérite, und erhob ihn 1741 den 2. Februar zum Oberstlieutenant. Den 10. April letztgedachten Jahres befand Ad. Friedr. von Jeetze sich in der Schlacht bei Molwitz, im October bei der Belagerung von Mißis, und 1742 in der Schlacht bei Gieslau. Im zweiten schlesischen Kriege wurde er 1745 den 16. Januar Oberst und focht mit in der Schlacht bei Hohenfriedberg, nach welcher er sich zum Commandeur des Regiments Prinz von Hessen-Darmstadt ernannt sah. Während des Treffens bei Soor brach er das Lager und die Bäckerei, und beim Rückzuge der Preußen aus Böhmen nach Schlessen den Nachzug. Hierauf wurde er zu der Armee gesandt, welche der Kurfürst Leopold von Dessau an der Elbe zusammenzog, und bewies in der Schlacht bei Kesselsdorf vorzügliche Bravoure. Im J. 1747 schenkte ihm der König zum Beweise der Zufriedenheit mit seinem Dienstleister die hohe Jagd auf seinem Gute Poritz, und gab ihm 1748 im November das La Motte'sche Regiment mit Generalmajorscharakter und den Amtshauptmannschaften von Mühlenthor und Mühlenthor. Als 1756 der

dritte schlesische Krieg ausbrach, fand sich Jeetz nicht mehr bei Kräften, solchen mitmachen zu können und bat daher um seine Entlassung. Diese erhielt er als Generalleutnant mit einer Pension von 1500 Thlen. Er starb auf seinem Gute Poritz in der Altmark, wo er den Rest seines Lebens außer Dienste zugebracht hatte, den 10. August 1762, und hat sich zweimal verheiratet, 1) seit dem 1. Julius 1739 mit Sophien Wilhelmine von Bieder, einer Tochter des preussischen Etatsministers Adam Otto von Bieder, welche den 30. Oct. 1742 starb, und einen Sohn und zwei Töchter geboren hat, welche aber sämmtlich vor dem Vater verstarben. 2) Im J. 1756 den 2. Nov. mit Sophia Marie Charlotte von Lattorf. Sein Bruder Hans Christoph, königl. preuss. Generalmajor und Chef eines Garnisonsregiments, war 1694 den 12. Junius zu Jlesow in der Altmark geboren. Im J. 1711 trat er bei dem Regiment Kronprinz von Preußen in Dienste und ward 1713 zu dem Kamendischen Regiment versetzt, bei dem er 1715 den 18. Febr. Fähnrich ward, und im pommerischen Feldzuge der Einnahme der penamünder Schanze und der Eroberung von Stralsund bewohnte. Im J. 1718 den 30. October wurde er Second-, 1723 den 10. Julius Premierleutnant, 1730 Stabs- und 1734 den 28. März vorrührender Hauptmann. Hierauf gebrauchte man ihn zu Werbegeschäften mit vielem Nutzen. König Friedrich II. ernannte ihn 1740 den 1. October zum Major, als welcher er sich im ersten schlesischen Kriege in der Schlacht bei Molwitz, im zweiten aber in den Schlachten bei Hohenfriedberg und Soor, wo er am Kopfe gefährlich verwundet wurde, und bei dem berühmten Rückzug über die Elbe rühmlich hervorgethan hat. Im J. 1746 den 10. März ward er Oberst und erhielt das v. Bredevo'sche Garnisonsregiment. Achtzehn Tage vor seinem Ableben bat er den König um seine Dienstentlassung, die er den 14. April 1754 mit Generalmajorscharakter erhielt. Er starb zu Neustadt-Oberwalde 1754 den 28. April, und liegt zu Liebenwalde begraben. Im J. 1746 den 10. August hatte er sich mit Sophia Friederike von Heßig verheiratet, von ihr aber keine Kinder erhalten *). Das Wapen: wie das des Knesched'schen Geschlechtes, der weißen Linie. Im silbernen Felde eine Greifklaue, auf dem Helme drei silberne Raben zwischen drei schwarzen Hahnenfedern. Der König Friedrich Wilhelm von Preußen erhob Joachim Christoph von Jeetze in den Freiherrnstand, und da derselbe dreimal die Heeresfahne aus Feindeshänden gerettet hatte, so wurde zum Ankenken dieser Thatenbelohnung, das alte Familienwappen mit einem Adlershilde, worin eine rothe Adlersklaue sich befindet, und drei Raben über dem Helme zu vermehren. Wegen seiner Rittergüter im königl. bairischen Franken ist dieses freiherrliche Geschlecht in Baiern durch Karl Wilhelm Albrecht, königl. bair. Major eines Jägerbataillons, immatriculirt. (Albert Frhr. v. Hognenburg-Lengfeld.)

JEFFERSON. ein Name, der in der politischen Geo-

*) Vgl. Biographisches Lexikon aller hohen und Mittelstapen, welche sich in preussischen Diensten verthut gemacht haben (Berl. 1789). 2. Th. S. 198.

graphie der nordamerikanischen Freistaaten sehr oft vorkommt, und von Grafschaften, Tälern, Flüssen und Bergen geführt wird, die in nachfolgender Reihe genau von uns aufgeführt sind:

1) Jefferson, eine Grafschaft des nordamerikanischen Freistaats Indiana, grenzt im N. an die Grafschaft Switzerland, im S. an den Ohio, im N. D. und N. W. an die Grafschaften Jennings und Ripley, und im W. und S. W. an die Grafschaften Scott und Clarke. Diese Grafschaft liegt im Obiothale, besteht aus äußerst fruchtbarem Getreidelande, und wird von einer Menge kleiner Flüsse und Bäche, die dem Ohio zufließen, bewässert. Die Bevölkerung hat in den neuesten Zeiten rasch zugenommen, und mag wol jetzt (1838) gegen 20,000 betragen. Der Hauptort der Grafschaft und der zweite des ganzen Staats heißt Madison am Ohio, hat die Grafschaftsgebäude, mehrere Kirchen, ein Postamt, eine Bank, eine Druckerei, gegen 300 Häuser und gegen 2000 Einwohner, welche Handel treiben. Außerdem sind noch zu bemerken die kleinen Orte Lerington mit einem Postamt; New-Lerrington, mit einem Postamt, einer reichhaltigen Saline und einer Druckerei; Paris, New-Washington und Smootville mit Postämtern, und der Ort Somerset.

2) Jefferson, Grafschaft des nordamerikanischen Freistaats Kentucky, grenzt im N. an die Grafschaft Henry, im S. an Bullitt, im S. W. an die Grafschaft Harbrie und den Fluß Salt, im W. an den Ohio. Sie hat einen äußerst fruchtbaren, reich lohnenden Boden, auf dem Getreide aller Art, Tabak und vieles Holz, namentlich aber sehr viele Pfirschen erdaut werden. In dieser Grafschaft macht der Ohio seine Stromschnellen, zu deren Umgehung ein Kanal angelegt worden ist. Die Bevölkerung mag jetzt (1838) 30,000 überschreiten, worunter ungefähr 7000 Sklaven sich befinden. Hauptort ist: Louisville, an dem Ohio und gerade an den Stromschnellen dieses Flusses gelegen. Sie ist der zweite Ort des ganzen Staats, hat eine schöne Lage auf einer kleinen Anhöhe, die sonst absteigend sich in der Ebene längs dem Fluße verliert, ist gut gebaut und befindet sich in einem sehr blühenden Zustande. Die drei Hauptflüsse laufen mit dem Fluße parallel, und von der vordersten Straße aus hat man einen sehr schönen Blick auf die Stromschnellen, auf das Ufer und die Hügel am entgegengesetzten Theile des Flusses. Die Stadt hat ein schönes Rathhaus, drei Kirchen, ein Markthaus, eine Akademie, mehrere Banken, drei Druckereien, ein Postamt, eine Assecuranzgesellschaft. Die Industrie ist lebhaft in mancherlei Zweigen, und vorzüglich sind zu bemerken eine sehr bedeutende Branntweinbrennerei, die für die größte in den ganzen Ver. Staaten gilt, eine große Seifen- und Fichfabrik, eine Dampfmaschinenfabrik, eine Zuckerraffinerie etc. Der Handel ist von großer Ausdehnung, wird vorzüglich mit Ratclay, St. Louis und New-Orleans geführt und gewinnt fortwährend an Ausdehnung. Man rechnet jetzt (1838) über 8000 Einwohner. Zu bemerken sind noch: Shippingport, Dorf und Landungsplatz unterhalb der Stromschnellen des Ohio, hat eine Seilerbahn, ein Schiffswerft und mehrere Fabriken. Alle Schiffe, die mit ihrer Ladung den Ohio aufwärts fahren, legen hier

an; Schiffahrt und Handel sind mit denen von Louisville verschmolzen. Der Ort mag jetzt (1838) gegen 1000 Einwohner zählen. Transylvania, Jefferson, Portland, Flopsburg und Middleton, Dörfer mit Postämtern.

3) Jefferson, Grafschaft des nordamerikanischen Freistaats Georgien, wurde im J. 1794 aus Theilen der Grafschaften Burke und Warren errichtet, und wird begrenzt von den Grafschaften Colombia, Richmond, Burke und Emanuel. Sie hat einen unfruchtbaren, sandigen Boden, der mit dichten Nadelholzwäldungen bedeckt ist; nur an den Ufern des großen Egercho, des Hauptflusses der Grafschaft, ist der Boden angebaut. Die Bevölkerung mag jetzt gegen 9000 betragen, worunter sich über 3000 Sklaven befinden. Innerhalb der Grafschaft liegen die sogenannten Richmondhöder. Hauptort ist: Louisville, Marktsiedel in einer gut angebauten Gegend am Egercho, war sonst Hauptort des ganzen Staats, hat ein gut gebautes Gerichtshaus, eine Akademie, eine Kirche, ein Postamt und gegen 1000 Einwohner, die einen ansehnlichen Binnenhandel treiben und Wochenmärkte halten.

4) Jefferson, Grafschaft des nordamerikanischen Freistaats Missouri, wird begrenzt von der Grafschaft St. Louis, St. Genevieve, Washington, Franklin und dem Fluße Mississippi. Der Boden ist an dem Ufer des Mississippi äußerst ergiebig und für die meisten landwirthschaftlichen Erzeugnisse vortreflich geeignet, während der von den Flüssen entfernter liegende Boden, wegen seiner feinen und trocknen Beschaffenheit, noch großer Cultur bedarf. Zu bemerken ist noch der Fluß Meramec. In die Grafschaft erstreckt sich ein Theil des Ozarkgebirges, welches zwei Meilen in enthält; auch findet man viele gute Zöpfelerde und Kaolin. Die Bevölkerung ist gering und beträgt nur über 2000, unter denen sich einige Hundert Sklaven befinden. Hauptort: Herculaneum unweit des Missouri am Joachimthal, enthält die Grafschaftsgebäude, ein Postamt, beschäftigt sich mit dem Baue von Flussfahrzeugen, unterhält eine Schrotfabrik und mehrere Mühlen, und treibt einen ansehnlichen Handel. Die Bevölkerung beträgt 300. Big-River, Platon und Joachim, Ortshäuser.

5) Jefferson, Marktsiedel und Hauptort der Grafschaft Camden, im nordamerikanischen Freistaate Georgien, liegt an dem Fluße, die große Santilla genannt, hat ein Postamt und 250 Einwohner.

6) Jefferson, Hauptort der Grafschaft Astabula im nordamerikanischen Freistaate Georgien, liegt an einem Bache, welcher dem Grand-River zufließt, und befindet sich in einem blühenden Zustande, hat die Grafschaftsgebäude, ein Postamt und gegen 300 Einwohner.

7) Jefferson, ein Stadtgebiet (township) der Grafschaft Morris im nordamerikanischen Freistaate New-Jersey, hat 1500 Einwohner.

8) Jefferson, Grafschaft des Staats Ohio, wird begrenzt von den Grafschaften Columbiana, Harrison, Belmont und dem Ohio, in dessen Thale die ganze Grafschaft gelegen ist. Umächst dem Ufer des Stromes ist das Land raub und unfruchtbar, hingegen im Innern fruchtbar und gut angebaut. Man bearbeitet Eisenminen und reich-

haltige Steintohlengruben. Mehrere kleine Flüsse, worunter die beiden Indian-Rivers, fließen hier dem Ohio zu. Die Bevölkerung mag über 25,000 betragen. Hauptort: Steubenville am Ohio, gut gebaute und äußerst blühende Stadt, die jedes Jahr an Ausdehnung und Wohlhabenheit zunimmt, hat ein Rathhaus, mehrere Kirchen, zwei Akademien, zwei Banken, ein Postamt, ein Wartehaus, einen großen Marktplatz, eine große Wolllmanufaktur mit einer Dampfmaschine, eine Papiermühle mit einer Dampfmaschine, eine Baumwollenmanufaktur, eine Buchdruckerei, eine Seifen- und Lichtfabrik, viele Waarenhäuser und eine Menge Gasthöfe. Schiffsahrt und Handel sind äußerst lebhaft und man unterhält Wochen- und Jahrmärkte. Zu bemerken sind noch die townships: Knorr am Ohio, mit 1300 Einwohnern; Gros-Greel mit 1350 und Island-Greel mit 1000 Einwohnern, beide am Ohio; Saterm mit 1000 Einwohnern; Smithfield am Ohio mit 1400 Einwohnern; Springfield mit 850 Einwohnern; Somerset mit 700 Einwohnern; Mountpleasant am Ohio mit drei Kirchen, einer Buchdruckerei und 900 Einwohnern. In der Nähe befindet sich eine Zuckfabrik, zwei Mälz, eine Papier- und mehrere andere Mühlen. Waren hat zusammen mit dem Dorfe Warrenstown, wo sich ein Postamt befindet, 1500 Einwohner; Bayne mit 1350 Einwohnern.

9) Jefferson, Grafschaft des Staates Tennessee, Abtheilung Osttennessee, wird begrenzt von den Grafschaften Grainger, Hawkins, Greene, Coxe, Sevier und Knorr, und liegt zwischen den Flüssen Holston und French-Broad. Eine Bergkette, welche reiche Bleiaderen enthält, tritt von N. D. in die Grafschaft. Die Bevölkerung beträgt gegen 12,000, unter denen sich ungefähr 900 Sklaven befinden. Hauptort: Dandridge am French-Broad, mit 2000 Einwohnern und einem Postamt.

10) Jefferson, Dorf der Grafschaft Rutherford im Westtennessee, liegt am Zusammenflusse der beiden Arme des Flusses Stone und hat ein Postamt.

11) Jefferson, Grafschaft des Staates Pennsilvanien, wird begrenzt von den Grafschaften Mac-Cean, Clearfield, Warren, Armstrong und Venango. Sie ist die am wenigsten bevölkerte Grafschaft des ganzen Staates, hat eine hohe Lage, ist größtentheils mit Wald bedeckt und hat theils fruchtbaren, theils ganz dürftigen Boden, der aus Mangel eines großen Flusses, durch den der Abfluß der gebauenen Producte mehr gehindert wäre, noch thätigerer Bebauung erwartet. Mehrere kleine Flüsse bewässern die Grafschaft, von denen die ansehnlichsten Lohan und der Sandwich dem Alleghany zufließen. Die Bevölkerung mag kaum gegen 1000 betragen. Hauptort, Jefferson, mit ungefähr 300 Einwohnern. Bis zum J. 1820 war dieses der einzige Ort der Grafschaft; ob seitdem neue Ortschaften entstanden sind, können wir in Ermangelung neuer Nachrichten nicht angeben.

12) Jefferson, Hauptort der Grafschaft Cooper im Staate Missouri und Hauptstadt dieses ganzen Staates, Sitz der Regierung und Versammlungsort der gesetzgebenden Versammlung, seit dem J. 1821. Sie liegt in einer äußerst fruchtbaren Gegend, unweit der Einmündung des Flusse in den Missouri, hat ein Postamt, und nimmt

jedes Jahr an Bedeutung zu. Die Bevölkerung soll nach neuern, freilich unverbürgten, Nachrichten, gegen 800 betragen.

13) Jefferson, Hauptort der Grafschaft Jackson im Staate Georgien, liegt an dem Akademus-Floß, einem der Quellschlüsse des Flusses Alachama, enthält die Grafschaftsgebäude, ein Postamt und 500 Einwohner.

14) Jefferson, ein Stadtgebiet (township) der Grafschaft Greene im Staate Pennsylvania, hat ein Postamt und 1400 Einwohner.

15) Jefferson, ein blühender Ort (township) der Grafschaft Eschobarie im Staate New-York, liegt auf einem der höchsten Punkte des Katschügebirges, zwischen den Flüssen Susquehanna und dem Delaware, und hat 2000 Einwohner.

16) Jefferson, Stadtgebiet (township) der Grafschaft Lincoln, im Staate Maine, hat 1350 Einwohner.

17—28) Jefferson; diesen Namen führen folgende 12 township des Staates Ohio: 1) in der Grafschaft Guernsey, hat 500 Einw.; 2) in der Grafschaft Logan, mit einem Postamt und 700 Einw.; 3) in der Grafschaft Montgomery, liegt am Flusse Miami und hat 1600 Einw.; 4) in der Grafschaft Fayette, hat 450 Einw.; 5) in der Grafschaft Adams mit 650 Einw.; 6) in der Grafschaft Ross am Flusse Scioto, mit 1700 Einw.; 7) in der Grafschaft Kuestingum und am Flusse Kuestingum mit 1150 Einw.; 8) in der Grafschaft Scioto mit 350 Einw.; 9) in der Grafschaft Putnam, mit einem Postamt und 700 Einw.; 10) in der Grafschaft Preble mit 480 Einw.; 11) in der Grafschaft Richland, ein 1820 erst angelegter Ort; 12) in der Grafschaft Darke, auch Fort Jefferson genannt, wo sonst wirklich ein Fort dieses Namens stand.

29) Jefferson, Grafschaft des Staates New-York, wird begrenzt von den Grafschaften St. Lawrence, Lewis und Oswego, westlich vom See Ontario, und nordwestlich vom sogenannten Laufensinsle. Der Boden besteht meistens aus sehr fettem Marlsande, das sich besonders zu Viehweiden vortreflich eignet, und ein bedeutender Theil ist mit Waldung bedeckt. Das Ganze ist gut bewässert durch die Flüsse Black-River, Monsieur le Comte und mehrere kleine Zuflüsse des Oswegogathie. Die Industrie besteht in starker Weberei von wollenen, baumwollenen und linnenen Zeugen, Gärberei, Bierbrauerei und Brannwörndrennerei. Die Bevölkerung beträgt gegen 25,000. Hauptort: Watertown, nahe an der Mündung des Black-River, eine gut gebaute und blühende Stadt, hat ein Rathhaus, wo die Grafschaftsgerichte ihre Sitzungen halten, ein Kriegszuchthaus für den ganzen Staat New-York, eine Druckerei, ein Gießgüß, eine Papiermühle und mehrere andere bedeutende Mühlen. Zu bemerken sind noch die townships: Sackett-Haarbour, ein blühender und wegen seiner Lage wichtiger Ort an der Mündung des Black-River in den Ontariosee und an der Hungareebai gelegen, hat einen der besten Häfen des ganzen Staates, der, obgleich nicht groß, für die größten Schiffe tief genug, und gegen alle Winde vortreflich geschützt ist. Der Ort treibt Handel, Schiffsahrt und Fischerei, und nimmt fortwährend an Ausdehnung und

Wohlstande zu. Dieser Platz ist von großer militärischer Bedeutung für die ganzen Ver. Staaten, daher in seinen nächsten Umgebungen mehrer starke Forts, feste Blockhäuser und große Militärbarracken angelegt worden sind. Die bedeutendsten besetzten Punkte sind die Forts Tompkins, Pike, Virginia und Chances. Brownville am Black-River; Chaumont an der gleichnamigen Bai; Henderson am Dnariotsee mit 1400 Einw.; Mülhau am Black-River, hat gegen 2000 Einw.; Adams mit 1500 Einw.; Redman mit 1400 Einw.; Leray am Black-River mit 1380 Einw.; Chartage mit 800 Einw.; Ellisburgh am Dnariotsee mit 1900 Einw.; Champion am Black-River mit 1680 Einw. Sämmtliche vorgenannte Orte, mit Ausnahme von Leray, haben Postämter. Die kleinen benannten Inseln Fort, Grenadier, Salos und Stoney, sowie mehr der tausend Eilande im St. Lorenz, gehören zu dieser Grafschaft.

30) Jefferson, eine hohe Bergspitze des Gebirgszuges, der eine Fortsetzung der californischen Gebirge bildet, und sich längs der Westküste der Ver. Staaten in nicht großer Entfernung vom westlichen Ocean hinzieht, und in die nordwestlichen britischen Besitzungen übergeht. Die Lage dieses Pils wird von mehreren Karten unter 42° 10' nördl. Br. angegeben; seinen Namen hat er von den Reisenden Lewis und Clark erhalten.

31) Jefferson, einer der drei Quellenflüsse des Mississippi entspringt, und sich unter 45° 10' mit den beiden andern Hauptquellenflüssen des Missouri, den Klüssen Madison und Gallatin, vereinigt, von wo aus alle drei zusammen den Mississippi bilden. Er hat ebenfalls von den Capitains Lewis und Clark seinen Namen erhalten.

(J. C. Schmidt.)

JEFFERSON (Thomas) *), war den 2. April 1743 zu Shadwell in Virginien geboren. Schon in früher Jugend zeichnete er sich aus durch Regsamkeit des Geistes, Kraft und Energie, verbunden mit persönlicher Anmuth. Durch diese Eigenschaften empfahl er sich dem Doctor William Small, der in dem William- und Mary-Colledge, welches Jefferson zwei Jahre hindurch besuchte, sein vorzüglichster Lehrer war, und auf die höhere Ausbildung seines Geistes einen weitestlichen Einfluß gewann. Durch Small ward Jefferson mit George Wythe, dem Statthalter Fouquier und andern gebildeten Männern seines Vaterlandes genau bekannt. Der Umgang mit Wythe scheint besonders seine Gerechtigkeitliebe, Uneigennützigkeit und seinen Patriotismus genährt zu haben. Von der Geometrie, Physik und Astronomie, die in der Jugend seine Lieblingsstudien waren, wandte er sich bald mit entschiedener Vorliebe zur praktischen Jurisprudenz, und betrat im J. 1769 eine Laufbahn, auf der er späterhin vor vielen Andern glänzen sollte.

Um diese Zeit war Jefferson vom Staate von Virginien zum Mitgliede der Gesetzgebung gewählt wor-

den. Er erhob, wiewol vergeblich, seine Stimme zur Emancipation der Sklaven, und lenkte hierauf die Aufmerksamkeit der Legislatur auf einen höchst unbilligen Beschluß des englischen Parlaments, dem zufolge jedes von einem Amerikaner begangene Verbrechen, selbst bloße Vergehungen, mit der Verbannung aus dem Vaterlande bestraft werden sollte. Gemeinschaftlich mit den Gebrüdern Lee, W. Gaer und andern weisern Männern, die, wie er, von reinem Patriotismus befeuert waren, entwarf er den Plan, in allen amerikanischen Colonien Correspondenzbüreau zu errichten, um in Folge ununterbrochener Mittheilungen wirksame Maßregeln treffen zu können gegen die Eingriffe, die sich England in die Rechte der amerikanischen Freistaaten erlaube.

Die Sperrung des Hafens von Boston gab ihm (1774) neue Gelegenheit, seine Thätigkeit und seinen Eifer zu zeigen. Nach genommener Verabredung mit mehreren Vaterlandsfreunden ward der erste Junius des genannten Jahres als der Tag bestimmt, an welchem das Volk sich in den Tempeln versammeln und den Himmel anrufen sollte, den Amerikanern die nöthige Entschlossenheit zur Vertheidigung ihrer Rechte zu verleihen, dann aber auch dem Könige von England und seinen Räten milder feindselige Gesinnungen gegen America einzuflößen. Am dieser Handlung mehr Theilhaftigkeit zu geben, verließ sich Jefferson mit seinen Freunden zu dem Doctor Nicolai, einem Manne von würdigem und religiösem Charakter, der sich geneigt zeigte, das Vorhaben zu unterstützen. Der Statthalter verkündete nun die Auflösung der virginischen Gesetzgebung, und man beeilte sich, den Correspondenzauschuß von den nun zu ergreifenden Maßregeln in Kenntniß zu setzen. Die Provinz sollte Deputirte wählen, die sich den 1. August zu Williamsburg versammeln sollten, um den nordamerikanischen Freistaat anzuerkennen. Die Seele, die Haupttriebfeder aller dieser kräftigen Entschlüsse war Jefferson.

Den 1. Jun. hielt der Clerus, von den Vaterlandsfreunden aufgefordert, liberal Reden, geeignet zur Aufregung der Menge. Die Wirkung dieser Ceremonie entsprach den Erwartungen ihrer Urheber. Unruhe und Besorgniß verbreiteten sich in allen Theilen der amerikanischen Provinzen. Allein Jefferson wollte, seinem feurigen Charakter gemäß, auf einmal die schwachen Bande lösen, welche die amerikanischen Freistaaten noch an die britische Herrschaft fesselten. In der Instruktion, die er als Mitglied des Convents, der die Deputirten des Congresses ernennen sollte, denselben mitgab, empfahl er ihnen, dem Congress zu einander zu setzen, daß die Bänder, die noch zwischen Großbritannien und seinen Colonien existirten, keine andern wären, als die zwischen Schottland und England vor der Vereinigung dieser beiden Länder, daß diese Verhältnisse dieselben wären, welche damals Hannover an England banden, mit Einem Worte, daß die beiden Länder nichts gemein hätten, als dieselbe executive Gewalt, kein anderes politisches Band aber ihnen nöthig sei; daß endlich die Auswanderungen der Engländer nach America der britischen Regierung nicht mehr Recht gäben auf die amerikanischen Colonien, als die Auswanderungen der

*) Vgl. über ihn die ausführliche Schrift: The life of Th. Jefferson, third President of the United States etc. by Geo. Tucker, Prof. of Moral Philosophy in the Univ. of Virginia (Lond. 1836. 2 Vols.). (N.)

Dänen und Sachsen heutzutage Sachsen oder Dänemark ein Recht gaben auf England. Diese kühne Sprache, die den, der sie führte, in die größte Gefahr stürzen konnte, ward von Randolph, Lee, Nicolai, Penleton und Andern genehmigt, die sich bisher als die wärmsten Patrioten gezeigt hatten. Sie behaupteten, England habe das Recht, den Handel der Colonien zu leiten und zu bekümmern. Jefferson reiste beschleunigend nach Williamsburg, wo der Convent sich versammeln sollte. Eine Krankheit, die ihn auf dieser Reise überfiel, nöthigte ihn jedoch, seine Erklärung Randolph zu übergeben, der sie, bei Eröffnung der Sitzung, der Versammlung mittheilte. Dort fand sie so wenig Beifall, wie unter den Patrioten, mit denen Jefferson sich darüber berathen. Man fand den Entwurf zu ungesittlich und überhaupt zu feindselig gegen die englische Regierung. Gleichwohl widerfuhr jener Erklärung Jefferson's die Ehre des Drucks. Sie erschien unter dem Titel: „Summarische Uebersicht der Rechte des englischen America“, und indem sie sich so den Weg nach England bahnte, veranlaßte sie im Parlament so lebhaftest Streitigkeiten, daß Jefferson bald seinen Namen zugleich mit Hancock, Adams, Randolph und Andern aus einer Proscriptionsliste erblidete.

Dieser edle und muthige Widerstand gegen die Bedrückung seines Vaterlandes war nur das Vorspiel zu Jefferson's späterem Benehmen. Der Convent hatte sich, wie es verabredet worden, den 1. August versammelt. Er hatte seine Deputirten an den Congress gewöhnt, und ihnen Instruktionen voll weiser Mäßigung gegeben. Die Deputirten riefen nach Philadelphia, wo sich der Congress versammeln sollte, und kamen dort zu rechter Zeit an. Die Verhandlungen jenes Congresses sind bekannt. Der Convent von Virginien billigte bei seiner nächsten Sitzung alle seine Beschlüsse, dankte seinen Deputirten für die Partei, die sie genommen, und wählte sie, mit Hinzufügung Jefferson's, zu Repräsentanten der Colonie an die merkwürdige Versammlung, die im Mai ihre Sitzungen eröffnen sollte. Es handelte sich darin um die Freiheit eines ganzen Volkes; es mußte siegen. Die Hoffnung einer Versöhnung, die halben Maßregeln waren nicht mehr möglich. Man war schon zu weit gegangen. Der Plan eines Bruchs, den Jefferson der virginischen Gesandtschaft vorgelegt, fand jetzt seine Anwendung.

Jefferson, der zu viel Scharfsinn besaß, um sich über die Folgen der ersten Debatten zu täuschen, welche die beiden Länder trennten, hatte gleich Anfangs begriffen, daß er das Joch brechen oder zerbrechen müsse, darunter zu leben. Seine Uebersetzung theilte diesmal die Mehrzahl der Mitglieder des virginischen Convents, der ihm, wie den andern Deputirten, geeignete Instruktionen ertheilt hatte, um die Lösung jener ersten Streitfrage herbeizuführen. Zur Sprache kam sie in der Sitzung des Congresses den 7. Jun. 1776. In dieser Sitzung machte Jefferson und seine Collegen einen Antrag, durch den sie den Congress aufzuforderten, die amerikanischen Unabhängigkeit und die Befreiung der Colonien America's von aller Verbindlichkeit gegen die englische Krone zu erklären. Sie verlangten außerdem, daß ein Bund gestiftet werde,

um die Colonien inniger an einander zu knüpfen, und daß man so schnell als möglich Maßregeln treffen möchte, um im Nothfalle die Hilfe der fremden Mächte in Anspruch zu nehmen. Diese Frage erregte heftig Debatten. Alle begriffen die Alternative, in welche die amerikanischen Colonien gestellt würden. Die Aussicht auf einen Bürgerkrieg, die Furcht der Gefahr hielt noch die minder Eifrigen zurück. Wilson, Robert, Livingston, Dickinson und Andere bemühten sich, den Antrag zu bekämpfen. Sie behaupteten, die Maßregel sei unzeitig; die Bevollmächtigten von Maryland, Pennsylvania, Delaware, Jersey und Newport waren noch nicht vorbereitet auf eine so entscheidende Maßregel. Sänge der Beschluß durch, so werde er Unruhen im Lande verbreiten und die Gährung nähren. Endlich würden Frankreich und Spanien, wenn sie neben ihren Colonialbesitzungen eine Macht aufsteigen sähen, wol geneigter sein, Großbritannien beizustehen, als Amerika zu begünstigen. Diese Vorstellungen hatten keinen Erfolg. Jefferson, durch Lee, Abbott und Adams unterstützt, erwiderte: daß die alten Verhältnisse zwischen den amerikanischen Colonien und England nicht mehr stützig bestehen könnten; daß überdies die Unabhängigkeit America's schon in der That existire; daß es daher unnöthig sei, für die Annahme jener Maßregel zu stimmen; und daß es endlich wahrscheinlich sei, daß Frankreich sich zu Gunsten der Colonien erklären und in seinen Häfen die Waaren und Schiffe America's aufnehmen möchte, statt, wie man glaube, feindselige Gesinnungen zu zeigen. Diese Meinung ging durch. Eine Commission, an welcher Jefferson, Lee, Adams und Franklin Theil nahmen, ward zur Abfassung der Unabhängigkeitsacte ernannt, und Jefferson insbesondere mit derselben beauftragt. Er stattete darüber dem Congress Bericht ab. Die Verhandlungen dauerten vier Tage. Nach Verlauf dieser Zeit ward die Erklärung von der Kammer angenommen, und von allen Mitgliedern mit Ausnahme eines einzigen, unterzeichnet.

Der Abfall der amerikanischen Colonien von England war erklärt, und die Partei, welche Jefferson bei diesem großen Schritte ergriffen, sowie seine frühern Dienste, entschieden für seine abermalige Wahl in der nächsten Sitzung. Allein die neue Regierung hatte sich jetzt organisiert, und Jefferson, der der Festegebung von Virginien näherlich zu werden glaubte, entsetzte seiner Stelle beim Congress. Seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Seine Vorschläge zur Errichtung von Gerichtshöfen, zur Abschaffung des Erbschaftrechts, und endlich der Sklaveneinfuhr in die Provinz zeigten seinen regen Eifer für die Sache der Freiheit. Allein ein glänzender Ruhm war ihm vorbehalten, als er sich zu Gunsten der Religionsfreiheit erklärte, obgleich er in dieser Hinsicht bitter getadelt und heftig angegriffen ward.

In der von Sir Walter Raleigh zur Zeit der ersten Auswanderungen der Engländer nach America entworfenen Concession befand sich eine ausdrückliche Clause, nach welcher die Colonisten keine andere Religion haben sollten, als die des Landes, welches sie verlassen. Sobald die Umstände es erlaubten, war die Colonie in Kirchsprengel getheilt, und in jedem derselben ein Geistli-

cher der anglikanischen Kirche ernannt worden, dem man eine Wohnung und mehrere Morgen Landes gab, und der unabhängig von einem festen Gehalt, eine gewisse Quantität Tabak empfing. Man deckte diesen Aufwand durch eine Steuer, die man von allen Einwohnern ohne Unterschied erhob. Wochten sie zur herrschenden Religion gehören oder nicht, sie bezahlten, nach dem Zustande ihres Vermögens mehr oder weniger. Inzwischen kamen Quäker; sie wurden jedoch bald aus der Colonie getrieben und der Zutritt ihnen bei schwerer Strafe verboten. Die anglikanische Geistlichkeit widmete sich hierauf dem Anbau ihrer Felder, erntete regelmäßig ihre Einkünfte, und beschäftigte sich gelegentlich mit dem Religionsunterrichte ihrer Reichthümer. Andere Sekten, besonders die Presbyterianer, folgten den Quäkern, und machten eine große Zahl von Proselyten. Indessen war jeder, wie früher, genöthigt, zu bezahlen, um den Aufwand der Geistlichkeit zu decken. Dies waren die Mißbräuche, welche Jefferson's Vordräng zu beseitigen strebte. Es gab heftige Debatten, denn die Mehrzahl der Mitglieder der Gesellschafft der Provinz gebürte noch zur herrschenden Kirche. Nach einem heftigen Kampfe, der vom 11. Oct. bis zum 6. Dec. dauerte, kamen Jefferson und alle Waterlandsfreunde, die jene Maßregel unterstützten, überein, das Gesetz aufzuheben, welches die Einführung eines fremden Cultus neben dem der anglikanischen Kirche in der Provinz untersagte. Die Frage kam in mehreren Sitzungen wiederholt zur Sprache, bis endlich Jefferson über seine zahlreichen Gegner siegte, und die Vorrechte der anglikanischen Kirche gänzlich aufgehoben wurden. Er sah sich indessen plötzlich umgeben von zahlreichen und unvorstelllichen Feinden; seine Handlungen, sein Privatleben, seine religiösen Grundsätze wurden dem strengsten Tadel unterworfen.

Was seinen religiösen Glauben betrifft, so gehörte Jefferson keiner besondern Sekte an, obgleich er sich zum Socinianismus neigte. Er verwarf die Offenbarung, und glaubte, Christus habe nicht mehr Ansprüche auf Göttlichkeit, als Sokrates, und die christliche Moral schien ihm in mehreren Theilen mangelhaft zu sein. Seine Ansichten über den Eifer enthält die nachfolgende Stelle in einem Briefe an William Short. „Indem sich Jesus Christus,“ sagt er, „für den Sohn Gottes ausgab, wollte er keinesweges den Menschen ignoriren; er ward selbst geduldet durch seine Erhöhung. Begabt mit einer feurigen Einbildungskraft und einer reinen Seele, im Besitze einer milden und überzeugenden Beredsamkeit, die ihm unter seinen Zuhörern so viele Proselyten erwarb, glaubte er sich vom Himmel inspirirt. Sokrates war wie er; dieser Philosoph glaubte unter dem Einflusse eines Schutzengels zu stehen. Wie viele Menschen glauben selbst heutzutage an die Wirklichkeit dieser Inspirationen, obgleich die Richtigkeit ihres Urtheils in anderer Hinsicht nichts zu wünschen übrig läßt.“ Dies waren Jefferson's religiöse Ansichten. Sie waren das Resultat einer mehrjährigen und tiefen Überzeugung, der er stets treu blieb. Niemand war übrigens toleranter, als er. „Gott,“ sagte er, „macht keinen Sectenunterschied; alle gerechten Menschen sind ihm

Kinder und Brüder Einer Familie: Cato, Aristoteles, Penn, Kitten.“ Man darf sich daher nicht wundern über den Eifer, mit dem er die einmal angenommenen Grundsätze geltend zu machen suchte.

Die heftigen Angriffe, unter denen er dies that, schädten auf keine Weise seiner politischen Laufbahn. Noch immer war ihm das Vertrauen seiner Mitbürger geblieben. Die Verwirrung, die noch immer in der Annäherung der Gesetze herrschte, bewog ihn, das amerikanische Gesetzbuch einer Revision zu unterwerfen. Eine eigene Commission ward ernannt, die sich dieser schwierigen Arbeit unterzog. Jefferson war einer ihrer Mitglieder. Ihm fiel die Durchsicht und Prüfung des gemeinen Rechts und der Strafgesetze zu. Er wünschte die Abschaffung der Todesstrafe für alle Verbrechen; allein seine Kollegen bestanden darauf, daß dieselbe bei dem Hochverrathe und Mord, bei andern Verbrechen aber die Fährlichkeiten und in einigen Fällen das Vergeltungsrecht eintreten sollten. Auch als Mitglied der Gesetzgebungscommission, wie in seinen anderweitigen Verbindungen, zeigte er überall ebenso viel Kenntniß und Umsicht, als Muth und Standhaftigkeit, wo er mit seinen Ansichten durchbringen zu müssen glaubte.

Er hatte sich als Staats- und Geschäftsmann bereits mehrfach ausgezeichnet, als das Jahr 1786 ihn nach England führte, von wo er mit Aufträgen der Republik nach Paris ging. Am dortigen Hofe ward er zum Botschafter der vereinigten Staaten von Nordamerika ernannt, nachdem es ihm gelungen war, dem nordamerikanischen Handel mehr Begünstigungen zu verschaffen. Nach dreijährigem Aufenthalte in Frankreich kehrte er (1789) wieder zurück in sein Vaterland, dessen politische Schwäche damals von England mehrfach gemisbraucht ward. Besonders war dies im J. 1792 der Fall. Da versetzt Jefferson als Staatssecretair der Bundesregierung unerschrocken und mit Freimüthigkeit die Rechte der amerikanischen Staaten. Von umfassender Einsicht und Gründlichkeit zeugten mehr Berichte, die er damals dem Congreß vorlegte. Sie betrafen die Einheit des Maßes, der Münze und des Gewichts, die Fiskalerei, den auswärtigen Handel und andere Gegenstände. Besonders dard ward ihm sein Vaterland schuldig, als er die Kuhpockenimpfung einführte, und bemüht war, sie auch unter den Stämmen der Wilden zu verbreiten. Für die höhere Geisteskultur sorgte er durch Stiftung einer Hochschule zu Charlottesville, in der Nähe von Monticello. Aus dieser Universität, die den Namen Virginia erhielt, wurden und werden noch heutzutage alle Wissenschaften, mit Ausnahme der Theologie, gelehrt.

Nachdem Jefferson im J. 1794 seine bisher bekleidete Stelle niedergelegt, trat er bald nachher als Vizepräsident an die Spitze der Regierung. Die damals in den Verwaltungsangelegenheiten herrschende Parteilucht vermochte er nicht zu unterdrücken, so muthig er sich denselben auch widersetzte. Unmuthig hierüber zog er sich zurück von allen öffentlichen Geschäften, um in dem Leben des Privatmannes die verlorne Ruhe wiederzufinden.

Aber harte Beschuldigungen, wie er sie schon oft erduldet, trafen ihn, seitdem er als entschiedenes Haupt der Oppositionspartei betrachtet ward. Man ging so weit, zu behaupten, er habe den Sturz der Constitution beabsichtigt, umgisch als Tribun an die Spitze des Volkes zu stellen.

Beschuldigungen dieser Art mußten bald in ihrem wahren Lichte erscheinen, und das Falsche derselben sich offenbaren. Ein Beweis des ihm noch immer geschehenen Vertrauens erhielt Jefferson, als er den 17. Febr. 1801 an Adams' Stelle, und den 17. Febr. 1805 abermals zum Präsidenten des Congresses gewählt ward. Er rechtfertigte die auf ihn gefallene Wahl durch den Muth und die Standhaftigkeit, womit er die Rechte der nordamerikanischen Freistaaten gegen die wiederholten Anmaßungen Englands in Schutz nahm. In jene Zeit fällt sein Entwurf eines Vertheilungsplans. Einige Jahre später (1807) brachte er die Aufstellung eines Einmüßlers in Vorschlag. Bei den Vetoabereceten, welche damals Napoleon und Großbritannien erließen, und sich in dieser Hinsicht fast gegenseitig überboten, schützte Jefferson den vaterländischen Handel vor den ihn bedrohenden Verlusten besonders dadurch, daß auf die amerikanischen Schiffe ein allgemeiner Beschlagnahme gelegt ward. In der innern Staatsverwaltung wurde Jefferson der Begründer des wohlthätigen Systems, nach welchem die weiße und rothe Bevölkerung der vereinigten Staaten (Europäer und Indianer) allmählig verschmolzen, und die letztern zu einem gewissen Grade von Civilisation geführt werden sollten. Durch eine so mannichfach verzweigte, segensreiche Wirksamkeit war Jefferson seinem Vaterlande so wichtig geworden, daß Pennsylvanien im J. 1809, wo er seinen bisher besetzten Posten an Madison abgetreten, ihn abermals zum Präsidenten wählten wollte. Er wies indessen die ihm gemachten Anträge mit der Erklärung zurück, daß er, den Grundgesetzen der Constitution gemäß, in den Privatstand zurückzutreten gelassen sei. Seitdem lebte Jefferson im Schooße der Wissenschaften und des Landlebens auf seinem Gute Monticello in Virginien, wo ihn aber der Druck äußerer Verhältnisse zu dem Schritte nöthigte, die Legislation von Virginien um die Erlaubniß zu bitten, seine Besessungen durch eine Lotterie verkaufen zu dürfen. Bereits im J. 1814, als die Engländer zu Washington die Bibliothek des Congresses verbrannt, hatte er denselben zum Ersatz seine eigene außerordentliche Büchersammlung unter vortheilhaften Bedingungen angetragen. Sie hatte ihm wesentliche Dienste geleistet bei der Abfassung mehrerer, zum Theil wichtiger Schriften. Erödnung verdienen unter denselben, außer der bereits früher namhaft gemachten summarischen Uebersicht der Rechte des englischen America, die Bemerkungen über Virginien (1781), der Entwurf einer Fundamentalkonstitution (1783) und die 1789 aufgestellte scharfsinnige Hypothese einer Abtheilung der Wälder Asiens von den amerikanischen Indianern. Sein Handbuch des Parlamentarismus ward von Visjon zu Paris 1816 ins Französische übersetzt. Außerdem verfaßte Jefferson mehrere Denkschriften über die fossilen Riesenthiere in Virginien, über die grünen Anlagen

der Aeger, und über die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Noch in den letzten Jahren seines Lebens (1824) übersetzte er de Tracy's *Commentaire sur Montesquieu* ins Englische. Die *Annales du Musée d'histoire naturelle* enthalten eine ausführliche Beurtheilung und Vergleichen seiner nach geometrischen Grundbegriffen versuchten Verbesserung der Gestalt der Pflugschar, von welcher Jefferson dem Observatoire des arts et metiers in Paris ein Modell übergeben hatte. Von dem dortigen Nationalinstitut war er bereits im J. 1800 zum Mitgliede ernannt worden.

Jefferson schloß seine irdische Laufbahn den 4. Jul. 1826, am sunstigsten Jahrestage der von ihm 1776 entworfenen und unterzeichneten Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten, nachdem er einige Zeit vor seinem Tode den Posten eines Rectors der Akademie, die er gestiftet, niedergelegt hatte. Er war 84 Jahre, als er starb. Seine Verdienste geschah ohne alle Heirathen, wie er es gewünscht. Doch glaubten seine Mitbürger, die sich jährlich seinem Gedenke anschlossen, die letzte Achtung dem Manne erweisen zu müssen, der sich in so mannichfacher Hinsicht, besonders auch durch eine Rede für die Pressefreiheit, seinem Vaterlande unvergesslich gemacht hatte. Seine irdischen Ueberreste wurden in der Nähe von Monticello beigesetzt, und an acht Fuß hoher Obelisk erhob sich über seinem Grabe mit der Aufschrift: Hier ruht Thomas Jefferson, Verfasser der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, des virginischen Gesetzes über die Religionsfreiheit, der Vater der Universität von Virginien; Handlungen, die Jefferson als die schönsten Ansprüche auf die Erkenntlichkeit der Nachwelt betrachtete.

Wenn seinem Leben, einem Leben der Aufopferung, des Ruhmes und der Verluste, etwas zum Vorwurfe gereichen könnte, so wäre es Jefferson's Eigenliebe und zu große Keizbarkeit. Er fürchtete das Urtheil Anderer, obgleich er sich keins über die Handlungen seiner Gegner erlaubte. Tadeln kann man besonders die hohe Meinung, die er von sich und seinen Mitteln hegte, die Siege, mit der er nach Lob haschte, und die Festigkeit seiner Angriffe gegen Adams und Hamilton. Abgesehen von diesen Schwächen zeigten nur wenige Politiker mehr Talent, Einsicht, Beurtheilungskraft und Gewandtheit, eine Idee zu ergreifen und sie gelegentlich anzuwenden. Mit bewundernswürdigem Scharfblick sah Jefferson die Zukunft und den allmählichen Wechsel in den gesellschaftlichen Lebensverhältnissen voraus, oft lange vorher, ehe jene Veränderung eintraf. Die hohe Meinung, die er von sich hegte, war weniger die Wirkung seiner Eigenliebe, als das Resultat seiner innern Ueberzeugung. Er behauptete wiederholt, vierzig Jahre der Erfahrung in der Kunst, die Menschen zu beherrschen, seien mehr werth, als zehn Jahrhunderte der Lectüre; und er hatte Recht. Bekannt mit den Menschen, mit ihrem Charakter und den Beweggründen ihrer Handlungen, beobachtete nicht leicht Jemand schärfer und verstand ihre guten Eigenschaften und ihre Fehler richtiger zu würdigen, als er. Schon Jefferson's Uneigennützigkeit muß ihm zu hohem Ruhm gereichen, da er 64 Jahre

die ersten Staatsämter bekleidete, und doch seine Kaufbahn ärmer (schloß, als er sie angetreten *). (*Heinr. Döring.*)

JEFFERSONIA. So nannte Barton (Trausact. of Americ. Soc. III. p. 334) eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Linne'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Podophyllaceen, zu Ehren des verstorbenen Präsidenten Thom. Jefferson, welcher sich auch um die Pflanzenkunde seines Vaterlandes verdient gemacht hat. Gar. Der Kelch fünfzählig, gefärbt, meist vierblättrig; die offene Corolle besteht aus acht abhang-linienförmigen, stumpfen Blättchen; die sehr kurzen Staubfäden stehen aufrecht den Corollenblättchen gegenüber und tragen zweifelhafte, längliche Antheren, deren Fächer sich, wie bei den Verderiden, in zwei von Unten nach Oben zurückgeschlagenen Klappen öffnen (*Hooker, Flor. bor. amer. Part. I.*); die schifförmige Narbe sitzt fast auf dem Fruchtknoten auf; die Kapfel ist umgekehrt eiförmig, kurz gestielt, einsächerig, wiesamig, und öffnet sich unter der Spitze classisch mit einem runden Loche; die Samen, welche an der Basis mit einer perfecten Ausbreitung des Keimanges (arillus) versehen sind, hängen an dem fleischigen Nattertuden. Die einzige bekannte Art, *J. Bartonia Michaux* (Flor. bor. amer. I. p. 237, *J. dihylla Persoon Synops. I. p. 418, Sims Bot. mag. t. 1513, Podophyllum diphyllum Linn.*), wächst auf den westlichen Gebirgen des Staates Tennessee in Nordamerika, als ein stengelloses, glattes, perennirendes Kraut. Aus der Wurzel (welche, wie die von *Podophyllum peltatum*, purgirend wirken soll) kommt ein Blattstiel, welcher an der Spitze zwei herzförmige, zweilappige, unten schimmelgrüne Blätter trägt, und ein nackter Blüthenstachel mit einer einzigen weißen Blume. (*A. Sprengel.*)

JEFFERSONT. von schwärzlich grüner Farbe, in das Olivengrüne sich ziehend. Wirdt dert, eingeprengt, sehr selten in Krystallen. Letztere sind aus und durch einander gewachsen, und bisher nur mit raucher, matter Oberfläche und nicht ganz scharfen Kanten gefunden worden, scheinen aber von denen des basaltischen Augites nicht abzuweichen. Ein Durchgang der Lertur ist deutlich und glänzend von Fettglanz, er scheint einer zweiten Seitenfläche des Dblongprisma's zu entsprechen, ein zweiter Durchgang, der breiten Fläche einer Dblongpyramide entsprechend, den ersten unter ungefähr 106° schneidend, ist mehr oder minder deutlich. Man bemerkt in manchen Stücken noch andere unvollkommene Durchgänge. Bruch uneben, splitterig und schimmernd. Undurchsichtig. Die Härte ist in frischen Stücken der des Quarzes ziemlich gleich. Pulver bläulichlich. Specifisches Gewicht 3,4—3,6. Schmilzt vor dem Lötlröhr unter Ausströmen von Funken zu einer schwarzen Perle. Enthält nach Kating +) 56,0 Kieselste, 15,1 Kalkerde, 2,0 Zinnober, 10,0 Eisenerz, 13,5 Manganoxyd, 1,0 Zinkoxyd, und möchte als Abänderung des Augites zu betrachten sein. Wirdt bei Sparda in New-Jersey in Nordamerika. (*German.*)

JEFFERSON'SCHES THIER (Paläozoologie), heißt manchmal das hauptsächlich durch den Präsidenten Jefferson bekannt gewordene Megalonyx. (*H. G. Brown.*)

JEFFERSONTOWN, Hauptstadt der Grafschaft Ashe im nordamerikanischen Freistaate Nordcarolina, hat ein Postamt und über 300 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

JEFFERSONVILLE, Hauptstadt der Grafschaft Floyd im nordamerikanischen Freistaate Indiana, oberhalb der Mündung des Ohio, nicht weit von der auf dem entgegengekehrten Ufer liegenden Stadt Louisville, hat eine Brücke, ein Postamt und eine Landpost, d. h. eine Beförderung, welche den Verkauf der Staatsländereien besorgt. Der Ort hat über 1000 Einwohner, welche Handel und Schifffahrt treiben, und deren Wohlstand wegen der glücklichen Lage jährlich zunimmt. (*J. C. Schmidt.*)

JEFFREYS (Georg), auch mitunter Jefferys geschrieben, dessen Geburtsjahr unbekannt geblieben ist, scheint sich früh der Jurisprudenz gewidmet und in seinen Studien rasche Fortschritte gemacht, und sowohl durch seine Kenntnisse, als durch seine Unterhaltungsart viele Freunde erworben zu haben. Ihrer Verwendung verdankte er früh eine Anstellung, und seine rastlose Thätigkeit ward mehrfach in Anspruch genommen. Er war noch nicht Advocat, als man ihm erlaubte, gerichtliche Prozesse zu führen. Sein erstes öffentliches Auftreten fällt in das J. 1666. Damals erschien er bei der Sitzung der Assisen zu Kingston, wo wegen der herrschenden Pest nur wenige Rechtsgelehrte sich einfanden. Mit rastlosem Eifer besorgte er die mitunter sehr willkürlichen Maßregeln der damaligen Regierung, und bahnte sich dadurch den Weg zu immer einflussreichern Ämtern und höhern Würden, bis er zuletzt unter Jacob's II. Regierung sich bis zum Lordkanzler emporzuschwang. Das damals herrschende System der Willkür und Verdrückung fand in ihm einen entschieden Anhänger und Vertheidiger. Dies ließ sich von einem Manne erwarten, der schon unter Karl II. den thätigsten Antheil genommen hatte an der Verfolgung der Gesinnten, die von den Lehren der bischöflichen Kirche abwichen.

Widerrechtlich und grausam verfuhr er nicht bloß gegen die Anhänger des Herzogs von Monmouth, sondern auch ganz besonders gegen den von ihm persönlich gehaßten Staatsmann Algernon Sidney. „Hätt' mein Puls und feht, ob mein Blut in Unruhe ist!“, soll dieser Märtyrer für die Freiheit seines Vaterlandes geäußert haben, als Jeffreys ihn heftig ermunterte, mit Ergebung sein Schicksal zu ertragen, das ihm zur Strafe des Stranges und des Verrathens verdammte. Groß war die Gewandtheit, womit Jeffreys vor Gericht sprach. Aber er verschmähte zugleich kein auch noch so unredliches Mittel, wenn es ihm zu seinen Zwecken förderlich sein konnte. War der Angeklagte von einer andern Partei, oder glaubte Jeffreys durch die Verurtheilung desselben sich dem Hofe empfehlen zu können, so gönnte er dem Beschuldigten kein Wort zu seiner Vertheidigung. Er überhäufte ihn mit den niedrigsten Schmähungen, und bot Alles auf, die Zeugen, die für ihn auftraten, lächerlich zu machen. Mit Geldbuse und Gesandniß drohte er sogar dem

*) Cf. Revue Britannique, Septembre 1837, No. 21. p. 52—72.

+) Edinburgh, Philos. Journ. Vol. VII. p. 217.

Geschworenen, wenn sie irgend Bedenken trugen, den Gefangenen für schuldig zu erklären. Die Wahrheit des Ausspruches von Voltaire, daß Jeffrey's vom Himmel, doch nicht zum Richter geboren sei, schien schon sein Äußeres zu bekräftigen. Sein glühendes Gesicht und seine forschbare Stimme erklärten selbst den Schuldigen, und schenken den Unschuldigen in Kürze.

Daß Jeffrey's die Rechte der Bürger kannte und ihnen Achtung zu verschaffen wußte, bewies er in Fällen, wo der Vortheil der Regierung nicht dadurch beeinträchtigt ward. Als er einst als Vorkanzler von der Regierung den Auftrag erhalten hatte, alles auszubieten, um einen Gästling des Hofes ins Parlament zu bringen, setzte er sich am Wahltag, um die Wähler zu sprechen, neben den ansehenden Mayor, der sich jedoch stellte, als kenne er ihn nicht, und einen Anhänger des Hofes zurückwies. Da verlangte Jeffrey's rauh und ungeküßt die Auflösung des Stimmführers, indem er hinzufügte, er sei der Vorkanzler. Der Mayor, ihn mit verächtlichem Blick messend, bezweifelte dies, indem er äußerte, wenn er der Stoppkahn wäre, so würde er wissen, daß hier, wo der Mayor den Vorzug habe, für ihn nichts zu thun sei. Noch an demselben Abend lud Jeffrey's, der nach jener Äußerung beschämt hinweggegangen war, und die Wahl des Anhängers der Volkspartei hatte durchgehen lassen, den Mayor zu sich, und ging, als dieser sich zu kommen weigerte, selbst zu ihm. Er erbat seine Kenntnis der Landesgesetze und die Unerschrockenheit und Festigkeit, die er bewiesen, und betheuerte seine Dankbarkeit noch dadurch, daß er einen seiner Verwandten zu einer sehr einträglichen Stelle beiderzte.

Eine traurige Wendung nahm Jeffrey's Schicksal nach der Landung Wilhelm's von Dranien in England. Wie alle Anhänger des Königs gerieth auch er in die größte Verfallung. In Rotterdam lebte er in einer Stube, um auf eine Gelegenheit zu warten, wo er entschlafen könnte. Von dem Pöbel jedoch entdeckt, ward er ergriffen und vor die Dürigkeit gebracht. Sein Schicksal war noch nicht entschieden, als er, im Zorn verfaßt, im J. 1689 vor Giam starb. (Heinrich Döring.)

JEFFREY'S LEDGE, eine Sandbank der Küste des nordamerikanischen Freistaates Maine gegenüber. Diese Bank hat eine bedeutende Ausdehnung und erstreckt sich in der Richtung von Nordosten nach Südwesten zwischen 42° 40' und 43° 37' 30" nördl. Br. und zwischen 68° 52' 30" und 69° 45' westl. L. von Greenwich.

(J. C. Schmidt.)

JEFFREY, eine von Peter I. angelegte Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Aulak, an der in den Don fallenden Retscha. Sie hat 410 meistens mit Stroh und Schindeln gedeckte Häuser, 7 Kirchen und 2600 Einwohner, welche größtentheils Ackerbau treiben.

(J. C. Petri.)

Jega (Geogr.), s. Jeja.

Jegarma (Geogr.), s. Ikarna.

JEGAR SAHADUTA (1. Mos. 31, 47), „Hügel oder Steinhäufen des Zeugnisses“, so nannte Laban den Haufen von Denksteinen, welchen bei seiner Trennung

von Jacob dieser Gal-ed (Gilead), „Hügel des Zeugnisses“ nannte. (F. G. Crome.)

Jeggenstorf, s. Jegistorf.

JEGENYE, auch Legyie, deutsch Zannendorf, ein zur Herrschaft Kolos-Monostor gehöriges Dorf im obern Kreise und bacier (baltzer) Gerichtsbezirk der toloscher Gespannschaft im Großfürstenthume Siebenbürgen, im Gebirge, zu beiden Seiten eines reichen Baches, von Magyaren bewohnt, mit einer eigenen katholischen Kirche und einer Schule. Nahe bei demselben befindet sich eine vorzügliche kalte alkalische sulfursäure Mineralquelle, welche zur Heilung von Hautkrankheiten für Menschen und Thiere sehr wirksam ist. Auch wird das Wasser derselben zum Bleichen der Leinwand verwendet, welche dadurch schnell eine vorzügliche Weiße erhält. (Benigui und G. F. Schreiner.)

JEGHER (Christoph), ein sehr berühmter Künstler in der Holz- und Formschneidekunst, geboren in Teutschland 1596, gestorben in den Niederlanden 1670¹⁾. Von seinen früheren Lebensverhältnissen ist sehr wenig bekannt, man weiß nur so viel, daß er gegen 1620 sich in Antwerpen niederließ. Hier war es, wo der berühmte Peter Paul Rubens, welcher zugleich eine treffliche Schule von Kupferstechern, wie Dr. Porcius, Dr. Worffman, Dr. Botsman u. A. bildete, das Talent des in Holz schneidenden Künstlers aufmunterte, indem er ihn vieles nach seinen Zeichnungen in Holz schneiden ließ und seine Arbeiten sehr begünstigte, weil er sah, daß er den Vater mit aller Treue wiederzugeben wußte. Jegher's Blätter zeigen eine besondere Feinheit in den Umriffen und sehr süßen Tönen in den Schraffirungen, übrigens ist das Ganze mit besonnenem Geiste und gutem Ausdruck gearbeitet, wodurch er sich wirklich als ein vorzüglicher Künstler zeigte. Mehrere seiner Platten, worunter bedeutende große Blätter nach Rubens, sind auch im Selbststich (mit mehreren Platten, wo eine die Hauptschatten und äußere Formen und Schraffirungen, eine zweite die halben Töne und die ersten den Lichter, auch eine dritte oder vierte verschiedene untergeordnete Töne zeigt²⁾), gedruckt; jedoch dürften sie zu den Seltenheiten gehören. Die besten Abdrücke davon sind die, welche mit Rubens' Namen als Verleger angezeigt sind; auf den späteren Drucken, die nach Rubens' Tode erschienen, fehlt dessen Name gänzlich und befindet sich dafür bloß der von Jegher. Als vorzügliche Blätter nach Rubens dürfen besonders gerechnet werden: 1) Blätter eines bärtigen Mannes, kl. Fol.; 2) Susanna und die beiden Alten, s. gr. qu. Fol.; 3) Ruhe auf der Flucht nach Ägypten, s. gr. qu. Fol., als sehr selten in gutem Druck; 4) Jesus und Johannes spielen mit einem Lamm, qu. Fol.; 5) Krönung der Maria, dit.; 6) ein trankener Esel von zwei Eseln geführt, gr. Fol., vorzüglich ausdrucksvolles Blatt; 7) der Liebesgarten, eine der schönsten Compositionen von Rubens, da er in diesen Gegenstand

1) Heller sagt: geboren 1578, gestorben 1660. 2) In welcher Art früher Hugo da Garpi, Andreani, M. Microne, Dürer, Burgmaier und Andere vieles Werthvolle lieferten: Hugo da Garpi und Ulrich Pilgrim betrachteten man als die ersten, welche in dieser Art arbeiteten. Vgl. d. Art. Holzschnidekunst.

die Bildnisse von sich, seiner ersten und zweiten Gattin, des von von Dyl und andern guten Künstlern, aus höchst feiner Kreide dargestellt'), f. gr. qu. Fol. (Frenzel.)

JEGING, ein Dorf im Districtkommissariate und Landgerichte Friedburg, im Innviertel des Erzherzogthums Österreich ob der Enns, ganz einsam gelegen, einerseits vom Mattigflusse, und andererseits von hohem Gebirge beschränkt, 29 Poststunden westwärts von Linz, eine halbe Stunde östlich von Kirchberg und 1½ Stunde vom Mattig entfernt, am linken Ufer des Mattigflusses, mit einer alten, zum Dekanate Pöchlendorf der bischöflichen Diöcese Linz gehörigen Patronatskirche, welche von einem Priester besetzt wird und nach dem Diöcesenschematismus für das J. 1835 in sieben eingepfarrten Pfarzellen und 90 Häusern 380 Seelen zählt, einer katholischen Kirche zum heil. Stephan und einer Schule, welche unter dem landesherrlichen Patronatsrechte steht. Die nächste Poststation ist Mattighofen. Das Dorf gehört mehreren Dominien. In alten Beschreibungen kommt Jting als hiesiges Pfarrort vor. (Schreiner.)

JEGISTORF, JEGENSTORF, großes und schönes Pfarrdorf zwei Stunden von Bern, an der Straße nach Solothurn, mit 600 Seelen; zur nämlichen Pfarre gehören aber noch zehn Pfarzellen mit einer Bevölkerung von 2000 Seelen. Die Gegend ist fruchtbar und gut angebaut, sodas viel Wohlstand herrscht, obgleich Jegistorf mehr Male durch große Feuersbrünste gelitten hat. Die Uebeln dieses Namens werden schon gegen Ende des 12. Jahrh. unfürsich erwähnt, und waren nachher Bürger zu Bern. Nach ihrem Erlöschen kam das Schloß mit dem dazu gehörigen Vogteirechten über das Dorf in verschiedene Hände. Das jetzige Schloß wurde vor ungefähr hundert Jahren erbaut, und zeichnet sich durch schöne Gartenanlagen aus. Seit der Staatsumwälzung 1798 hat, wie überall in der Schweiz, die Patrimonialgerichtsbarkeit aufgehört. In dem großen Bauernaufstande 1653 wurde das Dorf von den Truppen der Regierung eingenommen und geplündert. (Kücher.)

JEGORJEWSK, Kreis und Stadt im Gouvernment Nisjan des europäischen Rußlands, östlich an Wolga grenzend. Er wird von mehreren kleinen Flüssen bewässert und hat viele größere und kleinere Landten, weitläufige Wäldungen und Moräste. Der Ackerbau ist unbedeutend, bloß Flachs und Damp gerathen gut. Die Viehzucht ist ebenfalls von geringem Belange. Die Einwohner nähren sich daher meistens von den Erzeugnissen der Waldkultur, der Garnspinnerei und Kammweberei. Die kleine gleichnamige Kreisstadt an der Buzscha hat etwas über 100 Häuser, eine Kirche und 550 Einwohner, die noch meistens bloß ländliche Gewerbe treiben. (J. C. Petri.)

JEGUN, kleine Stadt und Cantonhauptort im Arron-

3) Später wurde dieses Bild, von welchem in mehreren Galerien Wiederholungen sich befinden, so auch in der dreizehnten in vorzüglicher Bild, sehr schön von Tempera in Kupfer gestochen; auch gibt es davon ein älteres geschnittenes Blatt aus Rubens' Schule mit dem Titel: Venus Lust-hol.

bissement Auch, des französischen Departements des Nord. Sie liegt am Fusse Cousture und zählt 2200 Einwohner. In ihrer Nähe fließt die Marmorbrücke. (Krahn.)

JEHANABAD (Jehannabad), 1) Stadt Werberindiens in dem Staate des Raja Raja Sindia, in der Provinz Kandish und im gleichnamigen Districte unter 21° 18' nördl. Br. und 76° 21' östl. L. gelegen. 2) Stadt Werberindiens in der Provinz und dem gleichnamigen Districte Bahar, 64 teuthische Meilen südwestlich von der großen Provinzialhauptstadt Patna, unter 25° 13' nördl. Br. und 82° 6' östl. L. gelegen. Außer diesen beiden Städten gibt es in Ostindien noch mehr ganz unbedeutende Orte dieses Namens, welche ihren Namen von dem berühmten Jehan Khan angenommen haben sollen. (J. C. Schmidt.)

JEHASIEL, genauer nach dem Hebräischen Jachasiel (חַיִּיִּשֵׁל, der Gott anschaut), Name einiger biblischen Personen, darunter bemerkenswerth ein Prophet zur Zeit des Königs Josaphat (2 Chron. 20, 14).

(A. G. Hoffmann.)

Jehazbore, Jehazpoor (Geogr.), f. Jagepoor.

Jehannabad, f. Jehannabad.

Jehiskia, f. Ezechias.

Jehoahas, Jehoahaz, f. Joahas.

Jehoasch, f. Joas.

Jehojada, f. Jojada.

Jehojakim, f. Jojakim.

JE-HOL (Dsche-hol, Je-bo, Je-ho-eul, Schupischan-tschang'), (Dscheeho), Kaiserl. chinesische Sommerresidenz und einst Verbleibens des Kaisers Kien-long, welcher hier 1793 die britische Gesandtschaft unter Lord Macartney empfing, liegt unter 40° 3' 36" (nach Capt. Parry) unter 41° 58" nördl. Br. und 132° 37' 30" östl. Länge im Norden der großen Mauer und in der zur Scharramongolci, als deren Hauptstadt Je-hol — Stadt kann man nicht wohl sagen, da sich nur wenige kleine Hütten in krummen Straßen hier finden, — betrachtet wird, gehörigen Provinz Kortschin. Die zahlreichen, nach chinesischer Gewohnheit prachtvoll eingerichteten und mit sehr reichem, aber geist- und geschmacklos verunkelteten Kunstsammlungen versehenen Paläste mit ihren Menagerien, Gärten, Wäldern, Seen und Wasserfällen, sowie die dazu gehörigen Mandarinenpaläste und Kamatempel, unter denen der Putala, welcher mit goldenen Ziegeln bedeckt sein soll, der allerwichtigste ist, nehmen fast das ganze gleichnamige Thal, welches ein Theil des Lan-hothales ist, mit seinen Verzweigungen ein. Die Residenz wurde im J. 1703 nach dem Plane des Palastes zu Peking für den Kaiser Kang-hi als Jagdschloß angelegt, späterhin aber sehr vergrößert und verschönert'). (G. M. S. Kücher.)

1) D. L. Orig der tibetischen Küstung. 2) Nach der chinesischen Reichsgeographie übersetzt von Klappert in Tsinchou, Voy. Tom. II. p. 281—284. Daher die Schreibart Dschao bei Püttner, Nachtrag von der britischen Gesandtschaftsreise durch China u. c. 52. 3) Ein Je-hol betreffendes Prachtwerk mit 56 in Kupfer gestochenen Ansichten und einer Erläuterung in Chinesen, ist in Peking erschienen. Hal. Mittheil. Ostasiat. 2. Th. S. 158—160. Mit Peking steht Je-hol durch eine 30 teuthische Me-

man sich immer lieber die einfachen, wenn auch nicht grade gründlich erriethen, Deutungen der Rabbinen gefallen, welche von Landaue als unrichtig verworfen werden“), z. B. daß Jehova den Nebenbegriff der Barmherzigkeit, und Elohim den der Gerechtigkeit enthalte, oder daß Elohim die Bezeichnung des natürlichen Wirkens, Jehova die des höhern, übernatürlichen Waltens der Gottheit sei, oder in Berücksichtigung der Etymologie in Jehova vorzugsweise die Idee des Seins, in Elohim dagegen die Vorstellung der Kraft liege, oder endlich auch wol mit Rücksicht auf den Umstand, daß יהוה von den Juden nicht gelesen wird, Jehova die Gottheit in Bezug auf ihr inneres („unausgesprochenes“), einziges Sein und Wesen anzeige, Elohim dagegen in Bezug auf den Ausdruck ihres innern Seins, auf die Mehrheit ihrer Kraftäusserungen. J. B. Hoffe“) findet den Schlüssel für die Erklärung der beiden Gottesnamen in 2 Mos. 20. Das Wort Elohim, sagt er, bedeutet eine besondere Gottheit außer Jehova, und ist *nomen proprium*; Jehova, eigentlich der Herrgott, und daher nur den Ackerbau Treibenden (daher den Hebräern) günstig, bildet den Gegensatz zu Elohim, muß die andern Götter stets bekämpfen und besiegen. Die Verbindung beider Namen (Jehova Elohim) bezeichnet nach Hoffe, daß Jehova nach Elohim handele“). A. H. Sack“) bestimmt das Verhältnis zwischen den beiden Bezeichnungen dahin, daß Elohim der allgemeiner, Jehova aber der specieller Name sei, ersterer nur die Idee der Gottheit überhaupt nach ihrer Wirksamkeit in der Natur ausdrücke, letzterer sie aber, insofern sie sich den Menschen geoffenbart habe. Im Wesentlichen ist dies auch die Ansicht von Mor. Drechsler“): „Elohim,“ heißt es hier, „ist *Nomen appellativum*. Jehova dagegen *Nomen proprium*. — Elohim ist Gott im Gegensatz zur Creatur, der selbst Unereschaffene, Alles Schaffende, Erhaltende und Regierende. — Jehova ist Gott, sofern er aus freier Gnade, aus grundlosem Erbarmen sich in die Sphäre des Creatürlichen herabläßt. — Gott, sofern er an diesem oder jenem Orte, zu dieser oder jener Zeit sichtbar gestaltet sich offenbart und damit geschichtliche Person wird.“ Dieser Auffassung einigermaßen verwandt, aber unvollständiger, ist die von P. A. Ewald vorgeschlagene, welche nicht ohne Grund mehr Berücksichtigung gefunden hat“). Beide Namen, behauptet Ewald, sind nicht gleich an Ursprung und Gebrauch, sondern Jehova ist als Inbegriff der theokratischen Macht der den Israeliten ausschließlich eigene Name für ihren individuellen Gott, Elohim dagegen das allgemeine und generelle

Wort, der gemeinere und niedere Ausdruck für Gott überhaupt. Endlich nach Hengstenberg“) muß der doppelte Name auch eine zweifache Anschauung von Gott zur Grundlage haben; Elohim ist der allgemeinere, Jehova der tiefer und bezeichnendere; dort ist die Analogie mit dem Heidenthume, hier die mit der Vollendung der Theokratie vorwiegend“).

Seit welcher Zeit beide Namen bei den alten Hebräern in Gebrauch gekommen, darüber versichern verschiedene Vorstellungen. Die Untersuchung geht hauptsächlich von 2 Mos. 6, 3 aus, wo Gott sagt, er sei den Patriarchen Abraham, Isak und Jacob erschienen, habe ihnen aber seinen Namen Jehova nicht offenbart. Es wird darin bestimmt ausgesprochen, hieß es, daß es eine Zeit gegeben habe, wo der wahre Gott unter einem andern Namen veredt sei“). Gewöhnlich folgerte man aus jener Äußerung in 2 Mos., daß die Bezeichnung Gottes durch Jehova erst im Mosesischen Zeitalter aufgenommen sei; Hengstenberg“) dagegen gibt sich Mühe, diese Auffassung zu beseitigen und zu zeigen, daß beide Namen immer neben einander bestanden hätten. Die Stelle handle von einer thatächlichen (nicht nominalen) Aumgebung Gottes als Jehova. „Der von der einen Seite Jehova war, war von der andern her noch immer Elohim gewesen; jezt nahte sich die große Katastrophe, wodurch Jehova: Elohim in Jehova verwandelt werden sollte.“ Der Gegensatz des früheren Nichtoffenbarens und des gegenwärtigen Offenbarens als Jehova, meint Hengstenberg, dürfe nicht auch sachlich als absolut betrachtet werden, sondern sei vielmehr aus der Beziehung auf die Empfindung zu erklären, der das Frühere hinter dem spätern unendlich Verrückten und Vollkommenen so jurüdrückte, daß es ihr gar nicht vorhanden zu sein scheint.“ Von den Kritikern, welche den Mosesischen Ursprung des Pentateuchs leugnen, haben Manche diese Bemerkung 2 Mos. 6, 3 nicht als ein genaues historisches Zeugniß betrachtet, und demgemäß sich nach andern geschichtlichen Spuren umgesehen, welche auf die Einführung des Wortes Jehova hinweisen dürften. Ein sicheres, oder auch nur in weiten Kreisen beifällig aufgenommenes Resultat haben diese Forschungen zur Zeit nicht zu geben vermocht, wie die Natur des Gegenstandes und die Beschränktheit der zu benutzenden Quellen dies mit sich bringen. A. Th. Hartmann“), dem sich v. Bohlen“) anzuschließen geneigt ist, begt die Meinung, daß der Name Jehova frühestens in David's Zeitalter in

die kurze, aber treffende Kritik in Verdsdorff's Repertor. der germanischen Literatur. II. Bd. 4. Heft. S. 310 fg.
38) In der Schrift: Jehova und Elohim u. c. VIII fg.
39) Untersuchungen im Reiche der Aesthetik und Wissenschaften. 2. Abt. S. 219 fg.
40) Vgl. die gute Abhandlung von P. A. Ewald in der Schrift: Die Composition der Genesis kritisch untersucht. S. 101 fg.
41) De usu nominum Dei יהוה et יהו in libro Geneseos in den Commentationes ad theolog. histor. (Bonn. 1821) und Apologetik. S. 157 fg.
42) Die Einheit und Wahrheit der Genesis. S. 10 fg.
43) Vgl. Composit.

44) Die Authentizität des Pentateuchs erwiesen. I. Bd. S. 263 fg., besonders S. 286.
45) Nach Dr. Bauer in der Zeitschr. für specul. Theol. 2. Bds. 2. Heft. S. 454, „muß der tiefe Gehalt dieser Bemerkung von einigen Elementen befreit werden, die seine Wirkung wesentlich beeinträchtigen können,“ und nach A. Heide“), literar. Anz. 1856. Nr. 79 liegt in der Art und Weise, wie die Wichtigkeit der Worte im Glauben nachgewiesen werden soll, etwas Besorgnishaftes, auch wird bestritten dem Genesie die überaus große Kraft abgesprochen.
46) Vgl. z. B. Gatter's bibl. Theol. I. Bd. S. 675.
47) a. a. D. S. 287 fg.
48) Philol.-krit. Forschungen über die Bildung u. der fünf Bücher Mose. S. 157.
49) Die Genesis histor.-krit. erklärt. S. CIV.

des Königs Abasja von Juda, fand indessen sogleich beim Zufammentreffen mit Jechu, daß dieser nichts Gutes im Schilde führte, und suchte durch die Flucht der drohenden Gefahr zu entgehen. Allein Jechu traf ihn mit einem Pfeile durchs Herz; hierauf ließ dieser den König Abasja, seinen Freund (2 Chron. 22, 9), auch tödten, Isebel (Isebel), Abas's Witwe, aus dem Fenster stürzen, und alle Nachkommen und Bedienten desselben umbringen, ebenso die Priester des Baal, und den Tempel dieses Götzen zu Samarien zerstören (2 Kön. 9 und 10). Auffallend bleibt es bei diesem Eifer Jechu's, daß er den Kaiserdienst zu Bethel und Dan bestehen ließ (2 Kön. 10, 29, 31); wahrscheinlich betrachtete er diesen Cultus aus einem andern Gesichtspunkte, als die Propheten seiner Zeit und die biblischen Schriftsteller. Es war doch Verehrung Jehova's, wenn auch eine ungesegnete, welche er aber beibehalten zu müssen glaubte, um seine Unterthanen von dem Besuche des Heiligtums zu Jerusalem abzuhalten, wodurch leicht Verbindung mit dem David'schen Hause hätte hergestellt werden können. Er regierte 28 Jahre (2 Kön. 10, 36), nach gewöhnlicher Rechnung vom J. 884—856 vor Chr. Geb., und starb zu Samarien eines natürlichen Todes, worauf sein Sohn Joasab in der Regierung folgte. Zu seiner Zeit hatte das Reich beständig mit Syrien zu kämpfen, und da es dabei nicht von Juda unterstützt wurde, war der Kampf sehr ungleich, und fiel zu Gunsten der Syrer aus, an deren Spitze der tapfere König Haisai foht. Das Land, welches Gad, Ruben und der halbe Stamm Manasse jenseit des Jordan besaßen, ging verloren, also Gilead und das herrliche Bosan (2 Kön. 10, 32 fg.).

2) Jechu, Hanani's Sohn, (nach 1 Kön. 16, 1. 7. 12) ein Prophet zur Zeit des Königs Basa von Israel, also um J. 952 v. Chr. Geb. Die Chronik erwähnt unter dem Könige Josaphat von Juda ebenfalls einen Propheten des Namens, der auch Hanani's Sohn heißt (2 Chron. 19, 1—3), und schreibt ihm auch ein Wort über die Geschichte der hebräischen Könige zu (2 Chron. 20, 34). Man streitet darüber, ob hier von derselben Person die Rede sei; wegen der weit aus einander liegenden Zeit möchte ich der Vermuthung den Vorzug geben, daß es zwei verschiedene Propheten waren.

(A. G. Hoffmann.)

JEHUD, Stadt in Palästina im Stamme Dan, Jos. 19, 45.

(F. G. Crome.)

Jehuda, s. Juda.

JEJA oder Jega, ein Fluß im Lande der ischnomorsischen Kosaken, d. h. der Kosaken am schwarzen und asowschen Meere im europäischen Rußland, welcher nördlich längs der Grenze des Landes der donischen Kosaken strömt, mehrere kleine Flüsse aufnimmt und durch einen nicht unbedeutlichen Eiman in den asowschen Meerbusen fällt.

(J. C. Petri.)

JEICH, Porto d', ein in Sanitäts Hinsicht unter dem Sanitätsamte Voloſta stehender Hafen an der Ostküste Istriens im küstenländischen Gouvernement des Königsreichs Venedig. Er wird durch eine kleine Bucht unterhalb des gleichnamigen Dorfes im nordwestlichen Winkel

des quarnerischen Busens gebildet, der ein Theil des adriatischen Meeres ist. Wegen der geringen Tiefe des Hafens können in denselben nur kleine Barken einlaufen, und selbst diese gerathen zuweilen auf den Grund. Das gleichnamige Dorf liegt im Bezirke Cassua, heißt auch Iseich und befindet sich zwischen den Dörfern Abajia und Jla, von der ersten 2325 und von der letztern 400 österr. Straßenlästen, deren 4000 auf eine österr. Straßenmeile gehen, entfernt. Durch dasselbe geht der Saumweg von Porto Sellaſino längs der östlichen Küste Istriens bis Triana.

(G. F. Schreiner.)

Jejunum (Kreuzarm), s. unt. Darm.

JEJURY. Stadt Vorderindiens in der Provinz Aurungabad im District Pooneer, liegt 64 teutsche Meilen südöstlich von Poona, der Hauptstadt dieses Districts, unter 18° 16' nördl. Br. und 74° 17' östl. L. Diese Stadt ist vorzüglich bemerkenswerth wegen ihres berühmten, dem Mahadewa (Siva, Schima) geweihten Tempels, der von schönen zugebauten Steinen auf einem hohen Hügel in schöner Gegend erbaut ist, von wo aus er einen wahrhaft majestätischen Anblick gewähren soll. Dieser Tempel hat das bedeutende jährliche Einkommen von 40,000 Thalern C. M., das ganz für den glänzenden Dienst dieses Gottes verwendet wird; denn man hält Elefanten und Pferde für diese Gottheit, wäscht sie täglich mit Rosenessenz und gebilligtem Gangeswasser, das zu diesem Zwecke 200 teutsche Meilen weit aus dem Ganges hieher geschafft wird, und unterhält eine Anstalt, worin eine große Anzahl junger Mädchen zum Dienste der Gottheit im Tanzen und in andern Künsten unterrichtet wird. Außerdem gibt es hier eine Menge Brahminen und Bettler in Unzahl. Dieser Platz ist ein Lieblingsort der Mahahratten, wo die bigotten und exaltirten Schwärmer aus dieser Nation sich einer Graulen erregenden Ceremonie zur Abbildung begangener Sünden unterziehen. Diese Ceremonien bestehen darin, daß man dem Büßenden einen eisernen Haken durch die fleischigen Theile des Rückens bohrt, ihn vermittelst dieses Hakens an einer Art von Schnellgallen 20—50 Fuß hoch aufhängt, und dann den querliegenden, um eine eiserne Achse sich drehenden Balken, an dessen Ende der Büßende befestigt ist, eine bestimmte Zeit im Kreise umherschwimmt.

(J. C. Schmidt.)

JEKABZEEL oder Kabzeel, Stadt in Palästina, im südlichen Theile des Stammes Juda, an der Grenze von Judaea (Jos. 15, 21. 2 Sam. 23, 20. 1 Chron. 11, 22. Nehem. 11, 25).

(F. G. Crome.)

Jekaterina, s. Katharina.

JEKATERINBURG oder Jekaterinenburg (Katharinenburg), die wichtigste und bestbesigte Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in dem Gouvernemente Perm im nördlichen Landstriche des asiatischen Rußlands, am Iset und an der sibirischen Herfstraße (56° 50' Br., 78° 4' L.), mit ten im Uralgebirge. Sie ward auf Befehl Peter's I. im J. 1723 angelegt, regelmäßig erbaut, bestesigt, und zu Ehren seiner Gemahlin, Katharina I., so benannt. Die Absicht bei ihrer Erbauung war, in denselben Kupfer und Eisen zu schmelzen, Kupfermercen zu prägen und Geschütz zu gießen. Sie hat 1200 Häuser, 5 Kirchen, ein schö-

nes Münzhaus, in welchem jährlich 1—1½, bisweilen auch 2 Millionen Kupfergeld geprägt wird, eine Bergwerksschule, eine Bergbrücke, eine Leutliche Schule, mehrere öffentliche Gebäude, Magazine, Fabrikhäuser, einige Schlossereien und Kleinschmieden, eine Kanonen- und eine Eisengießerei, eine Stahlhütte, eine Drahtzieherei, eine Steinschleiferei, worin Marmor, Achat, Jaspis, Amethyst u. verarbeitete wird, ferner fast alle nötigen Künstler und Handwerker, und gegen 9000 Einwohner. Die Stadt ist der Sitz eines Oberbergamts für alle Berg- und Hüttenwerke in Permien und Sibirien. Hier ist auch ein der großen Kornmagazine des Reichs und ein Kaufhof eingerichtet. Weil die Heerstraße nach Sibirien hier durch geht, so findet ein einträglicher Verkehr und überhaupt ein starker Kram- und Productenhandel statt, den zwei Jahrmärkte noch lebhafter machen. Die hiesigen Kaufleute sind die zahlreichsten und wohlhabendsten in ganz Perm; sie handeln hauptsächlich mit Getreide, Eisen, Kupfer, Leder und Salz, auch mit etwas Pelzwerk. In der Nähe der Stadt ist ein Goldbitterwerk mit zwei Hochwerken und 18 Stempeln, in dem Umkreise der Stadt aber noch acht Goldbittern^{*)}, welche zusammen 3600 Meisterleute und 1255 beständige Arbeiter beschäftigen, und jährlich gegen 20 Pud (à 40 Pfund) Gold liefern. Nicht weit davon ist auch ein Sauerbrunnen, dessen Wasser zum Trinken und Baden benutzt wird. Der ganze katharinensburger Kreis ist überhaupt an Gold, Kupfer und Eisenerzen, buntem Marmor und verschiedenen edlern Gesteinsarten, als Topasen, Amethysten, Jaspis, Achat, Karneol, Serpentin, Malachiten u. a. m. überaus reich; auch fehlt es nicht an Ackerland, Wiesen und fischreichen Seen. Er enthält 28 Hütten, Eloduben und Dörfer mit Kirchen, 4 Kronhütten, 4 Goldbitterereien, eine Stahlabrik, 2 Sägemühlen, eine Privatkupferhütte, 15 Eisenhütten u. c. Beschreibung der Statthaltertschaft Perm, in Hermann's Beiträgen d. Ab. 3. Monom. Beschreib. des permischen Gouvernements vom Staatsrath Rodera, 2 Bd. 1809 (russisch geschrieben). Georgi, geogr. Beschreib. des russ. Reichs, 2 Bd. Heyn, Encyclopädie des russ. Reichs. Ratkinow, geogr. Wörterbuch des russ. Reichs (russ.). Pallas's Reisen. Smelin's Reisen durch Sibirien u. Hermann's mineralog. Reisen in Sibirien vom J. 1783—96. (J. C. Petri.)

JEKATERINODAR, eine neuangelegte Kreisstadt in der Provinz der Kasaken am schwarzen Meere in dem russischen Gouvernament Kasan, am Kuban, der Sitz eines Oberhauptes der Kasaken und des obern Militärgerichts der ischonomorsischen Kasaken, mit zwei Kirchen und 3000 Einwohnern, die einige Gewerbe, etwas Landbau und Verkehr treiben. Der Ort selbst hat bis jetzt noch wenig von dem Kasaken einer Stadt. Die Wohnungen bestehen aus großen, roh gebauten, hölzernen Hütten, die meistens weit aus einander liegen und mit Feldern und Gärten umgeben sind. Die Luft ist ungesund und das

Wasser schlecht, der Boden dagegen sehr fruchtbar. Man baut etwas Wein, aber kaum hinreichendes Korn.

(J. C. Petri.)

JEKATERINOGRAD (Katharinenstadt), eine kleine Festsung in der ostasiatisch-russischen Statthalterchaft Kaukasien, an der Kaila, auf einer schmalen Anhöhe, 5 Meilen westlich von Mosdof, und 257 Meilen von St. Petersburg, mit einer großen Kasakenfeste (Vorstadt), Gräben, Wällen und einigen Batterien, eine Kirche und etwa 150 Mann Besatzung.

(J. C. Petri.)

JEKATERINOSLAW, eine seit dem J. 1784 auf Befehl der Kaiserin Katharina II. neuorganisirte Statthalterchaft im südlich europäischen Russland, die sich vom 46° 53' bis zum 49° 28' nördl. Br. und vom 51° 8' bis zum 57° 19' östl. L. erstreckt, und den Namen von ihrer jetzigen Hauptstadt erhalten hat. Sie grenzt nordwestlich an Pultawa, nördlich an Charlow (oder die slobodische Ukraine), nordöstlich an Woronesch, östlich an Kaukasien und an die donische Provinz, südlich ebenfalls an Kaukasien, das asowsche Meer, an Taurien und Odeson, und westlich auch an Odeson. Ihr Areal beträgt nach Wichmann 1510 □ M. (nach andern Angaben an 2000 □ M.). Die Bevölkerung über 762,000 Köpfe, wovon auf eine □ M. 505 Menschen kamen. Sie hat mit dem Gouvernament Odeson fast gleiche physische Beschaffenheit, ein gemäßigtes, mildes Klima, einen gelinden Winter, und im Ganzen reine, gesunde Luft. Jedoch fällt dann und wann auch strenge, hier ungewöhnliche Kälte ein. Das Land ist größtentheils flach, offen, trocken, etwas hoch gelegen, aber ganz ohne Berge und nur mit wenigen kleinen Anhöhen durchschnitten. Auf der Ostseite des Dnepr ist es eine völlige, zum Theil holzlose Steppe, die Westseite hingegen und die übrigen, zumal an Flüssen und in Niederungen liegenden Gegenden haben guten, tragbaren und zum Ackerbau geeigneten Boden, besonders vortrefliche Weiden; hin und wieder ist er aber auch mager, thonig, sandig, steinig und unsruchtbar; doch nehmen solche Strecken kaum ein Drittel des Ganzen ein. Andere Striche könnten mit Vortheil in Ackerland verwandelt werden, wenn es nicht an Händen fehlte. Getreide wächst in den fruchtbareren Gegenden in ziemlicher Menge; mehr aber noch Odt und Melonen in Ueberfluß; auch gedeihen hier Weinfelder und Maulbeerbäume, doch wird auf ihren Anbau noch nicht der gehörige Fleiß verwendet. In Holz ist Mangel, daher wird hier, wie in andern Steppen, Schilf, Stroh, Gerbholz, Unkraut und Strauch, ja selbst getrockneter Mist zur Feuerung benutzt. Die Viehzucht ist beträchtlich und Pferde gibt es herdenweise. Der läppige Graswuchs in den Steppen, die vortreflichen Weiden, die fruchtbaren Auen und Weiden befördern die Pferde-, Vieh- und Schafzucht ungemein. Besonders ist die letztere unter Alexander's Regierung durch spanische Stiere außerordentlich verbessert worden. Die Fischerei ist sehr einträglich, und auch die Bienenzucht wird fleißig getrieben; die Seidenkultur ist im Zunehmen begriffen. Der erbligste und fleißig getriebene Ackerbau bleibt jedoch, neben der Viehzucht, immer die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Ausser den gewöhnlichen Getreidearten baut man Mais, Hirse,

25 *

*) Sie heißen Alexandrowsk, Werschow, Jellawet, Kutschel, Wiskri, Jistet-Petropawlow, Wschminsk und Ustus. (H.)

• Mohne, Hanf, Klee, Tabak, Buchweizen, Erbsen, Linsen, Bohnen, Senf, Saffor, spanische Pfeffer u. Melonen und Arbuzen gedeihen im freien Felde, in den Gärten Obst, rothe Rüben, Gemüse aller Art, auch Wein (nur daß die Rebe nicht selten durch Nachtfröste leidet). Pfirschen, Aprikosen, Feigen, selbst Mandelbäume, deren Früchte jedoch, so wenig wie die der Wallnußbäume, nicht zur Reife kommen. An Mineralien findet sich hauptsächlich Salz, Kalk, Sumpferz, Kelm, Granit, Kieide in ganzen Bergen, zumal an den Ufern des Donetz. Der bei weitem größere Theil des Landes ist von vielen Erbschluchten durchschnitten, weite Vertiefungen oder Niederungen, in welchen an kleinen Bächen gewöhnlich hübsche Dörfer angelegt sind, die man nicht eher gewahrt wird, als bis man die steile Wand der Schlucht hinabkommt. Solche Schluchten sind meistens an den steilen Seiten mit niedrigen, verkrüppelten Eichen und Hefschlehen bewachsen, aus deren Zweigen man einen säuerlichen Wein bereitet, den man durch einen Aufguß von Spiritus oder Branntwein erhält. Eine besondere Merkwürdigkeit der hiesigen Steppengebenden sind die vielen Grabbügel (Kurgans) durch Menschenbände aufgeführt, Begräbnisplätze der ehemaligen Romaen, die früher hier hausten und die einzigen noch übrigen Denkmäler aus jenem Zeiträume *). Die Jagd ist eine Nebenbeschäftigung der Städter sowohl, als der Landleute. Außer den in den Steppen gewöhnlichen Thieren und Vögeln, als Wölfe, Füchse, Hasen, Trappen, Wachteln, wilde Enten, Steppen- und Rebhühner, vielerlei Schnepfen, Rohrdommeln u., findet man hier auch den Bobak oder das russische Murmelthier, den Schilf (arctomys citillus, die Zistmaus), den Spring- oder Erdbasen, eine Art Antilopen, wilde Katzen, den Tigerarder, die Wisamratze, die große und kleine Haselmäuse, den Pelikan und andere seltener Vögel. Die wichtigsten Flüsse sind der Dnepr, Don, Donetz, Inguul, Drel, Riuss, Kalmius, die Berda, Sinjucha und Samara, alle sehr fruchtbar, was den Einwohnern einen guten Ertrag verschafft. Die jetzigen Einwohner sind theils Russen und Kosaken, theils, und zwar in zahlreichen Colonien, Serbier, Armuten, Bulgaren, Moldaunen, Moldaunen, Armenier, Albanen, Neugriechen, auch mehr Deutsche, Franzosen, Schweden und Italiener, Tataren, Juden und Georgier. Früher wohnten hier die Haidamaken oder Saporogerkosaken, ein wilder, grausamer und unbändiger Schlag Menschen, ein wahrer Abguss aller Barbarei und ein Auswurf der Menschheit, daher sie auch auf Befehl der Kaiserin Elisabeth im J. 1755, und Katharina's II. 1770—72, um sie nach und nach auszurotten, versetzt, verstreut und bei verschiedenen Gelegenheiten auf die Schlachtbänke geführt wurden. Aber auch selbst nach ihrer Auflösung sind von ihnen noch einige Stämme übrig geblieben, welche an den beiden Ufern des Dneprs zerstreut wohnen. Durch die zahlreichen neuen Ansiedler ist das Land jetzt ungleich besser angebaut, mehr Dörfer sind angelegt und hin und wieder auch kleine Colonien angepflanz worden. Viehzucht und Ackerbau sind ihre Hauptnahrungszweige, nächst

ihnen Obstcultuur und Gartenbau. Bis zum J. 1755 war der Landestheil Neuserbien noch eine menschenleere Wüste. In diesem und den folgenden Jahren aber wurden hier vielen Tausenden ausgewanderten Serbier, Ungarn, Moldaunen und Wallachen Wohnplätze angewiesen und Sufarenregimentcolonien aus ihnen gebildet. Ihre Dörfer hießen Compagnien und wurden nach fortlaufender Zahl benannt; ihre Vermaltung war militairisch und hatte Ähnlichkeit mit den jetzigen Militärcolonien in Rußland. Seit 1783, noch mehr aber seit 1802, hat diese Provinz, sowie die ganze Statthaltertschaft, zu der sie jetzt gehört, mit dem übrigen Reiche einerlei bürgerliche Verfassung. Die Industrie ist übrigens noch im Anfange und nicht sehr blühend, doch gibt es einige Lebersfabriken, Salz- und Salpetersiedereien, Branntweinbrennereien, Seifen- und Talgseiderien, Lichteherien, auch etliche Zeug-, Kinnen- und Baumwollenmanufacturen; der Handel ist daher beinahe größtentheils bloß auf die Ausfuhr der überflüssigen Landesprodukte beschränkt. Das ganze Gouvernement ist in acht Kreise eingetheilt und die Hauptstadt, nach der es benannt worden, ist Jekaterinoslaw (Katharinensstadt), unter 48° 27' n. Br. und 52° 42' östl. L., eine neue, im J. 1784 auf Befehl der Kaiserin Katharina II. regelmäßig angelegt und nach ihr benannte Stadt, am Dnepr und dem Einflusse des Kidai in denselben, am Fuße eines Berges, unter den Trümmern der früher hier gelegenen Stadt Kidai, 225 Meilen von St. Petersburg, der Sitz des Gouverneurs und aller Gouvernementsbehörden, des Ervernungsbuchschafsamtes für die Colonien im südlichen Rußland und des Erzbischofs von Jekaterinoslaw, Cherson und Taurien. Sie hat bis jetzt 850 meistens hölzerne Häuser, einen großen und schönen Marktplatz, schnurgerade, noch nicht überall bebauten Straßen, drei Kirchen, ein geistliches Seminar, zwei Schulen, eine große Kaiserl. Tuchmanufaktur, einige Strumpfwereiden und 5000 Einw., welche Kramladen, Gärten und auch einigen Ackerbau treiben. Nach Dreffa geht von hier ein wichtiger Expeditionshandel. In der Nähe der Stadt gibt es viele Gärten, unter welchen der ehemalige Potemkinsche der ansehnlichste und schönste ist. Die Umgegend wird jetzt immer mehr angebaut. Man vergl. bei diesem Artikel vornehmlich Compagnienhausen, Bemerkungen über Rußland, besonders über einige Provinzen dieses Reichs u. Hassel, Erdbeschreibung des russ. Reichs in Europa. Höbber's ökonomische Bemerkungen über Jekaterinoslaw, in den Abhandlungen der ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg, Th. I. Junker's Beschreibung des Landes zwischen dem Don und Dnepr (in Müller's Sammlung russ. Geschichten, Bd. 9.). Gromé's neues Journal für Staatskunde, I. St. (die Gegend von Asow u.). (J. C. Petri.)

Jekelsalva, Jekelsdorf, J. Jaklowce.

Jekil Irnak, j. Jeschil Irnak.

JELABUGA, eine hübsche Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Wilna, (55° 30' nördl. Br. und 69° 30' östl. L.) auf der Westseite der Ruma und an einem See gleiches Namens, mit 3 Kirchen, 600 Wohnhäusern und 3650 Einwohnern, welche größtentheils Landwirtschaft treiben, aber auch viele Handwerker, als Silberarbeiter,

*) Man f. Compagnienhausen, Bemerkungen über Rußland u. S. 98 f.

Kupferschmiede, Klopner, Heiligenbildermaler, Tapezierer, Kattun- und Einwanddrucker unter sich haben; auch werden viele Gurken, Zwiebeln und Knoblauch hier gebauet. Eine Viertelmeile von der Stadt sieht man in einer höchst reizenden Gegend die Trümmer und Gemäuer alter Gebäude, welche die Einwohner Tschartowa-Gorodische, d. h. Trüffelsstadt, nennen, die aber wahrscheinlich ein heidnischer Tempel gewesen sind, bei welchem sich, einer alten Sage zufolge, ein berühmtes und stark besuchtes Orakel befand, mit einer heiligen, göttlich verehrten Schlange, der man von gefangenen Fremdlingen Menschenopfer brachte, ein Ueberbleibsel der alten diarmischen oder schamanischen Religion. (J. C. Petri.)

JELALABAD. 1) Stadt Vorderindiens in der Provinz Delhi, District Bareilly unter 27° 45' nördl. Br. und 79° 37' östl. L., und neun teurische Meilen südöstlich von der Districtstadt Bareilly gelegen. 2) Stadt Vorderindiens im Reiche Afghanistan in der Provinz Kandahar, 15 teurische Meilen südöstlich von der Hauptstadt Kabul gelegen. Manche Schriftsteller nehmen an, daß diese Stadt das alte Barang sei, dessen die alten Geschichtschreiber im Feldzuge Alexander's des Großen gegen Dschindien erwähnen. (J. C. Schmidt.)

JELALPOOR, Stadt Vorderindiens im Königreiche Lahore, District Jhina, am Flusse Jhelum, unter 35° 23' nördl. Br. und 93° 10' östl. L. Hierher wird von vielen Geographen das Schicksel zwischen Alexander dem Großen und dem indischen Könige Porus verlegt. (J. C. Schmidt.)

Jelamdenn, f. unt. Midrasch.

Jelängerjeliieber, f. Lonicera (Caprifolium), Viola (tricolor) und Myosotis (palustris).

JELATMA, eine Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Tambow, unter 55° nördl. Br. und 60° 13' östl. L., an der Dja und Moskwa, altmossisch gebaut, mit 10 Kirchen, 800 Häusern (worunter 40 Kaufhäuser) und an 6000 Einw., welche einen einträglichen Productenhandel treiben und mehrere Fabriken unterhalten, als eine Linnenweberei, eine Baumwollenspinnweberei, eine Vitriolfiederei, eine Schwefelblüthe, eine Eisenhütte, auch etwas Eisenbau und Viehzucht haben. Die Gegenstände des Handels sind hauptsächlich Getreide, Hanf, Flachs, Leinwand, Wachs, Honig und mehrere selbstverfertigte Fabrikwaaren. Die Lage der Stadt ist überaus angenehm, von der Dschieta Wald, von den übrigen Seiten Ackerfelder. (J. C. Petri.)

JELDÄTSKAJA, eine Citadelle im ufsischen Kreise der Statthalterchaft Orenburg in Rußland, an der Ufa, 62 Meilen von Orenburg. Sie ward im J. 1735 auf Befehl der Kaiserin Anna angelegt, hat aber bloß hölzerne Werke, eine Kirche, 110 Häuser, eine halbe Compagnie Infanterie und 100 Kosakenfamilien zur Besatzung. (J. C. Petri.)

JELDESAN, eine kleine Stadt im südöstlichen Theile Habessinien's, in der Landschaft Harar (Harar), liegt nach der Karte des berühmten Reisenden Salt, unter 9° 10' nördl. Br. und 43° 33' östl. L. von Bremen. (J. C. Schmidt.)

JELECHOWIEC, ein der plogower (fr. Stoschower) lateinisch-katholischen Pfarre gehöriges Gut im plogower Kreise des Königreichs Galizien, in gebirgiger, walreicher Gegend, an die Herrschaften Saffrow, Wienow, Chylozyce und Plogow grenzend, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, welches der Magistrat der Kreisstadt verwaltet, und dem Dorfe gleiches Namens; dieses liegt unfern von der von Plogow nach Brody führenden Haupt-, Commercial- und Poststraße, hat einen guten Boden und mehr an Kaltsteinen reiche Berge. (G. F. Schreiner.)

JELENSPERGER (Daniel), von Geburt ein Teutscher, wurde in der Tonkunst hauptsächlich von Reicha unterrichtet und arbeitete sich namentlich in Theoretischen der Kunst so bedeutend empor, daß er am Conservatorium der Kunst zu Paris als abjurirter Professor angestellt wurde, welches Amt er zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und zum Nutzen Vierter bis an seinen Tod verwaltete. Außer seinem Unterrichte machte er sich noch dadurch nützlich, daß er den Franzosen durch eine gute Uebersetzung die Chorgesangschule von A. F. Häser in Weimar zugänglich machte ¹⁾. Ferner wurde im Jahre 1830 in Paris von ihm gedruckt: L'harmonie au commencement du 19^{me} siècle et méthode pour l'étudier, welches Werk von A. F. Häser ins Teutsche übertragen (Leipz. 1833. 4.) wurde unter dem Titel: „Die Harmonie des 19. Jahrh. und die Art, sie zu erlernen.“ Es wird also in diesem Buche nicht die Harmonie in ihrer strengsten Reinheit erörtert oder möglichst vollkommener begründet, sondern eine Statistik derselben gegeben, daß der Mechanismus derselben vor Augen gestellt werde, wie sie seit etwa 50 Jahren von den geachteten Componisten praktisch ausgeübt wurde. Diese zeitgemäße Harmonie auf die leichteste Art zu erlernen, leitet er aus den Mustern der neuern Zeit Regeln ab und lieferte daher in auszuwählenden Beispielen Stoff zu Übungen in fortbreitender Schwierigkeit. Das Buch ist also vorzüglich dazu gut, außer dem Nutzen für Schüler, den Stand der Harmonie in den angegebenen Zeiten zu erkennen ²⁾. Kurz nach der Ausgabe dieses Werkes wurde der hoch in den 50iger Jahren stehende Mann kränzlich, reiste zu seiner Wiederherstellung an den Oberreйн und starb zu Mülhausen am Rhein am 30. Mai 1831, von seinen Freunden aufrichtig beklagt. Er hinterließ im Allgemeinen den Ruf eines in Erfüllung seiner Pflichten eifrigen und sehr rechtschaffenen Mannes. (G. W. Fink.)

JELENSZKA, Dolna und Gorna, Ober- und Unter-J., zwei zur großrödischen Herrschaft Moschitz geborige Königssassen im freyer Gerichtsstuhl und Comitats des Königreichs Kroatien, welche beide, ungefähr 1½ Meile von einander entfernt, an demselben Bache gleiches Namens, der sich in die Poma ergießt, im Gebirge liegen, mit 162 Häusern und 1086 kroatischen Eimoohnern, welche vom Feldbaue leben und sämt-

1) Vgl. die allgem. musikal. Leipziger Zeitung. 1832. S. 405.
2) Man vgl. darüber die Leipz. allgem. musikal. Zeitung. 1835. S. 595 fg.

lich Katholiken sind. Das erstere Dorf ist nach Ragobubina eingepfarrt und liegt an dem ausgebreiteten und merkwürdigen Balde Jelenhschad, der sich viele Stunden weit längs des linken Ufers des Kompassflusses hinzieht; die letztere Pfarre hat mit 126 Häusern und 867 Seelen das eine eigene katholische Pfarre, welche zum agamer Bisthume gehört, eine katholische Kirche und eine Schule.

(G. F. Schreiner.)

JELENY. 1) ein mit Daulbe vereinigt, größtlich Bubna'sches Fideicommissgut im königsräthler Kreise Böhmens gelegen, welches am linken Ufer des süßen Adlersbaches allmählig gegen Südwesten sich erhebt, von diesem und dem weißen Adler- und Stiebnischbache bewässert wird, neun Teiche unterhält, die reich an Fischen sind, reich an Wäldungen ist, dafür nur einen höchst miltelmäßigen Ackerboden, dessen herrschende Felsunterlage der Plänerfalk bildet, 2 Weirthe, 9 Dörfer mit 660 Häusern und 3830 Einwohnern und ein eigenes Wirtschaftshaus und Jusfizamt besitzt. 2) Dber-J., ein unterthäniger Marktfloden und Hauptort des gleichnamigen Gutes, in der Nähe der schrummer Kreizergrenze, in hoher Lage gelegen, 21 St. westlichwestwärts von Daulbe, und etwa drei Viertelstunden nordöstlich von der über Politz von Königsrath nach Hohenmauth führenden Chaussee entfernt, mit 258 Häusern, 1510 czechischen Einwohnern, welche außer Feldbau verschiedene Gewerbe, Flachspinnerei, Weberei und Spigenklöpperei treiben und einen Wundarzt und eine Beckenme unter sich zählen; einer zum reicheren Vikariatsdistrikte des königsräthler Bisthums gehörigen, erst im J. 1792 förmlich gestifteten katol. Pfarre von (1831) 2213 Seelen, welche unter dem Patronate der Dreieinigkeitskirche steht; einer in den Jahren 1600—1602 erbauten katholischen Kirche, welche ein sehenswerthes altes Grabmal, ein schönes Gemälde des gegenseitigen Heilandes von Strata und drei Glocken von den Jahren 1475 und 1480 enthält; einer Schule; einer Köcherei; einem Jägerhause; 6 Teichen, einem Brau, einem Brennweinbau, 2 Mühlen, 3 Wirtschaftshäusern, 6 Jäger- und stark besuchten Viehmärkten und einem Wochenmarkte. 3) Unter-J., böhmisch Dolni-Jeleny, ein zum Gute J. gehöriges, nach Dber-J. (Dorna-G.) eingepfarrtes Dorf mit 58 Häusern, 303 czechischen Einwohnern, welche vom Feldbau leben und mit Ausnahme einer protestantischen Familie, sämtlich Katholiken sind, einem Wirtschaftshaus und einem Teiche *).

(G. F. Schreiner.)

JELEZ. eine alte, ziemlich ansehnliche und gut gebaute Kreisstadt in der russischen Staatsherrschaft Drei, an der Soena, mit 1200 Wohnhäusern, 130 Kramläden, 15 Kirchen, 3 Armenhäusern und 8100 Einwohnern, welche allerlei häßliche Gewerbe und Handel, daneben auch etwas Ackerbau treiben. Es sind hier Eisensieder, Gärtner, Goldschmiede, Schlosser, Glockengießer und fast alle andern nöthigen Professionisten. Der Productenhandel ist auch ziemlich beträchtlich und ein Paar besuchte Jahrmärkte befördern ihn noch mehr. In der Nähe ist

auch ein Eisenwerk mit einer Fabrik eiserner Geräthschaften.

JELGERHUIS (Rienk), Maler, Zeichner und Kupferstecher, geboren 1729 zu Leuwarden, gestorben 1800. Zu den Werken, durch die er vorzüglich bekannt ward, gehören seine Portraits in Gronauummanier. Er besaß die Gabe, in sehr kurzer Zeit ein wohlgetroffenes Bildniß zu fertigen. In den Sommertagen lieferte er deren oft zwei in Einem Tage. Desswegen geriet er bald in den Ruf, zu andern künstlerischen Arbeiten und zur Erholung. Nach einer eigenhändigen Angabe in seinem Nachlasse belaufen sich die von ihm fertigten Portraits auf 7763. Er malte auch in Öl. Vorzüglich gut und täuschend stellte er musikalische Instrumente dar. Zu einem besondern Studium machte er die Perspective. C. Philips Jacobs zog ihn mehrmals zu Rathe bei der Herausgabe seines Werkes: Uitvoorschij Onderwijs in de Perspectiva (Amsterdam 1765). Er selbst hinterließ ein handschriftliches Werk über die Perspective, und für seine Gewandtheit in dieser Kunst sprachen mehrere seiner Zeichnungen, vorzüglich die der Geschichte Joseph's. Jelderhuis ägte auch in Kupfer, und führte einige Portraits in Mercurio aus, z. B. J. Buma, den Schaupisler Angemert, Misoforow van Baarle u. a. m. Man hat von ihm ein Bild, auf welchem er sich selbst darstellt, auf der Nase die Brille, deren er sich beim Zeichnen bediente. Er war ein sehr unterrichteter und beleisener Mann, dabei reich heitern Humors, selbst noch im höhern Alter, als ihm die Abnahme seiner Kräfte sehr fühlbar ward. So gleichmüthig gestimmt, sah er dem Tode ruhig entgegen *).

(Heinrich Döring.)

JELGERSMA (Jako Iljo), geboren zu Härlingen den 24. Oct. 1702, gestorben den 18. März 1795 zu Harlem, ein guter holländischer Maler, der schon in seiner Jugend eine große Neigung zur Kunst bezugte und den Unterricht seines Landmannes W. Bittinga genoß. In der frühern Zeit legte sich J. auf das Fach seines Lehrers, und zeichnete daher viele Schiffe und Marinen, wozu ihm auch die holländischen Küsten so manches schöne Bild der Natur boten, und wobei sein Lehrer ihn gut unterstüzten konnte. Späterhin jedoch begab er sich nach Harlem, bestättigte sich dort vorzüglich mit Bildnismanieren und fertigte manchem Wohlhabenden und Reichen sein Portrait, wie auch verschiedenen großen Herren auf Reisen. Auch zeichnete er eine große Zahl Bildnisse von Künstlern nach dem Leben und nach Bildern für Sammlungen von Kunstliebhabern, mit welchen er freundschaftlich verbunden war. Eine besondere Freundschaft genoß er im Hause der Familie von Dosten de Bruin. Als eines vorzüglich von ihm gezeichneten Blattes darf man das von Jacob Houbraken schon geflochtenen Bildnisses des Laurentius de Gouther gedenken. Seine Zeichnungen von Marinen und Schiffen sind in einer breiten und sehr feinen Manier in Bist und Sepie gestrichen. Dergleichen be-

*) J. des Königsreich Böhmens, statistisch-topographisch dargestellt von J. G. Sommer (Prag 1836). 4. Bd. S. 315 fg.

*) Cf. R. v. Eyden's Gesch. der Vaterland. Schilderk. T. II. p. 204 sq. G. S. Ragler's allgem. Künstlerlexikon. 6. Bd. S. 457.

finden sich in vielen Kunstsammlungen. Es ist nur zu bedauern, daß er sich nicht mehr auf dieses Fach gelegt hatte. Auch fertigte er Zeichnungen grau in grau, nach Art der Basreliefs in dem Giechdam von Jan de Witt, sowie solche Basreliefs in der St. Johanneßkirche zu Harlem und mehrere Zeichnungen in der Sammlung einer Witwe (Frau von Druwertstein) sich befinden. J. war übrigens ein sehr kenntnisvoller und belehrender Mann; sein längerer Aufenthalt war in Harlem, wo er bis an sein hohes Alter lebte, und daselbst im 92. Lebensjahre verstarb. Sein Bildniß ist von seinem Freunde, Cornelius van Noorde, geätzt *).

(Frenzel.)

Jelja (Geogr.), f. Jelaja.

JELISAWETGRAD (Elisabethstadt), eine neuerrbaute, regelmäßig angelegte Kreisstadt in einer reizenden Ebene am Inguł in der russischen Statthalterchaft Gersow unter 48° 4' der Br. und 36° 8' der L. Sowohl die Stadt als Festung, welche sechs Bastionen hat, wurde im J. 1754 auf Befehl der Kaiserin Elisabeth erbaut zu werden angefangen. Sie hat jetzt beinahe 1400 meistens hölzerne Häuser, sechs Kirchen, viele Magazine, ein großes Hospital, vier Synagogen (Vorhöfe), breite, schmuckvolle, zum Theil mit Alleen besetzte Gassen, und an 12,000 Einwohner, meistens Kosaken (Altgäubige), Griechen und Nachkommen der Serwir, welche einen einträglichen Handel, Gewerbe und auch Landwirthschaft treiben. Von weitem stellt sich Elisabethgrad wegen seiner vielen Windmühlen, Baumanlagen und Alleen, die beide Seiten der Straßen einfassen und auch die Umgegend zieren, als eine niederländische Stadt dar. Der hiesige Jahrmarkt ist der wichtigste in der ganzen Provinz, wird von vielen Tausenden von Menschen besucht und bewirkt einen Umsatz von mehr als einer Million Rubel. An den Ufern des Inguł wächst der edle Safran mit weißen und violettgestreiften Blumen, mit denen aber, sowie mit der Wurzel dieses nützlichen Krautes, die Kinder aus Unwissenheit spielen und sie so ungenutzt umkommen und verderben lassen. Man sehe Campanhausens, Bemerkungen über Rußland. S. 73 fg.

(J. C. Petri.)

JELISAWETPOL (Elisabethstadt), Kreis und Stadt in der kaukasischen Provinz Gruzien (Georgien), im russischen Asien, westlich von Tiflis. Er ist von mehreren Bergreihen durchzogen, die zum Gebirgssystem des Kaukasus gehören, hat aber auch längs dem Kur und Ibril, seinen zwei Hauptflüssen, gutes Ackerland und Viehweiden, und wird meistens von Turkmenen und Armeniern, auch von Gruzien und Juden bewohnt. Er ist der wärmste aller grussischen Kreise und hat viele Baumwolle und Seide, auch etwas Weinbau. Die gleichnamige Kreisstadt, theilend der Sitz eines eigenen Koads, ist ein dender, unbedeutender Ort, doch mit einigen Festungswerken umgeben.

(J. C. Petri.)

JELLALPOOR, Stadt Vorderindiens in der Provinz Agra, in dem Gebiete von Kalper, was seit 1806 den Briten abgetreten worden ist. Die Stadt liegt an dem Flusse Betwah und hat viele steinerne Häuser, die

der Vertheiligung wegen mit Schließarten versehen sind.

(J. C. Schmidt.)

JELLASORE, nach der Angabe einiger Schriftsteller auch Jalswar und Jelsir genannt, ist eine Stadt Vorderindiens, in der Provinz Bengalen, District Midnapore, und liegt 17' teutsche Meilen südwestlich von Calcutta an dem östlichen Ufer des Flusses Subarnarekta, der die Grenze zwischen den Provinzen Orissa und Bengalen macht. Die Einwohner gewinnen einen großen Theil ihres Unterhalts durch die Pilgrime, welche nach dem Tempel von Jagernaut wandern. (J. C. Schmidt.)

Jelle, f. Holzjellen und Jelle.

JELLECA. So schreibt Strabon (L. V. p. 217 edit. Casaub.), wenn die Lesart richtig ist, den Namen eines kleinen, sonst weiter nicht bekannten Ortes, der auf der Straße von Paenientia nach Veneta liegen soll. Die neuern Geographen vergleichen ihn mit dem jetzigen Strabellia, einem Marktflecken zwei Meilen südöstlich von Pavia und 24 westlich von Piacenza. (S. A. Schirtitz.)

JELLENZ (Franz Xaver), geboren zu Schilach in Eberkrain den 26. Nov. 1749, veränderte der teutschen Schule zu Klätsch in Kärnten, sowie den Pöcen zu Klagenfurt und Laibach seine wissenschaftliche Bildung. Von seinem Vater verlassen, der ihn zum geistlichen Stande bestimmte, ging er 1770 nach Wien, um die Rechte zu studiren. Noth und Mangel trieben ihn, Soldat zu werden. Er blieb es jedoch nicht lange, sondern kehrte wieder zu den Wissenschaften zurück, seinen Geist durch das Studium der Alten sorgfältig ausbildend. Auch die berühmtesten Historiker Englands, Italiens und Deutschlands hatten ein besonderes Interesse für ihn. Im J. 1779 ward er Lehrer des geistlichen Rechts an der hohen Schule zu Innsbruck, und nach Aufhebung derselben (1782) Prof. des bürgerlichen Rechts zu Freiburg. Mit Beibehaltung dieses Lehramts bekleidete er seit dem J. 1791 auch die Stelle eines Appellationsraths. In der Aunigung der Studirenden fand er hinlängliche Mittel, die damalige Gährung der Meinungen zu befähigen und Treue und Gemeinnützigkeit zu wecken, bei dem bald nachher ausbrechenden Kriege. Er starb den 19. April 1805 zu Innsbruck, wohin er sich 1797 begeben hatte, als Appellationsrath und Director der juristischen Facultät, mit dem Ruhme eines hellen Kopfes, der in seinem Wirkungskreise mehrfach genützt durch seine vielseitigen und gründlichen Kenntnisse. Rühmliche Zeugnisse seines Wissens sowohl, als seiner Freimüthigkeit find mehrere seiner historischen und poetischen Aufsätze *). Besonders werth sind seine zwei Reden über die allgemeinen Grundzüge des Criminalrechts und der Literaturgeschichte desselben *). Poffelt's wissenschaftliches Magazin, in welchem er (im dritten Heft vom J. 1785) eine

1) Rede auf den Tod der römischen Kaiserin Maria Theresia (Innsbruck 1780). Der Mann am Capitol, besungen (Kempten 1784). Panegyricus, Joseph II., im Namen der hohen Schule zu Freiburg gehalten . . . 1790 (auch gedruckt in Poffelt's Archiv für Alter und Neuzeit, verschiedne teutsche Geschichte, Staatsgeschichte und Erdkunde (Kempten 1792). 1. Bd., nach der Ausgabe in den Beiträgen zur Verbesserung des ästhetischen Christenthums (Juli 1790). Heft 10.) u. a. m. 2) Wien 1785. 4.

Rebe bei Eröffnung seiner Vorlesungen über das römische Recht mittheilte, enthält auch mehre seiner Ausarbeitungen über einzelne Gegenstände des öffentlichen und Privatrechts. Er war auch Mitarbeiter an der jensischen und an der oberteutschen Literaturzeitung).

(Heinrich Döring.)

Jellifri (Geogr.), f. Jillsfree.

JELLING (Ting), Kirchdorf auf Seeland (Dänemark), an der Straße von Korsør über Røstved nach Rødby und Borchingborg. Hauptstadt des Kirchspiels, zu dem, außer einzelnen Landstellen, das Dorf Søder-Jelling gehört.

JELLINGE (Jyllinge), Kirchdorf auf Seeland (Dänemark), am Roeskildeort, auf der Straße von Friedrichsund nach Roeskilde.

(Benicken.)

JELLINGHY, ein Arm des Ganges, der nach seiner bei Kishenagur stattfindenden Vereinigung mit dem Kosiunbhar den schiffbaren Hugly (Hoogly) bildet. Rgl. Ganges im Art. Hindostan. S. 466 fg.

(R.)

JELNJÄ (auch Jelja), eine neue und noch im Werden stehende Reichsstadt des gleichnamigen Kreises an der Dvina, in der europäisch-russischen Statthalterchaft Smolensk, vordem ein bloßes Kron-Kirchdorf, mit 220 Wohnhäusern und 1090 Einwohnern, welche Krambandel und ländliche Gewerbe treiben.

(J. C. Petri.)

JELS, Kirchdorf, Hauptort des gleichnamigen Kirchspiels im Amte Haderleben (Herzogthum Schleswig; Dänemark), mit 600 Einwohnern.

(Benicken.)

JELTON, auch Elton und Altan, einer der größten Salzseen in Rußland, im Gouvernement Saratow, hat 2—3 Meilen im Durchmesser, 8 Meilen im Umfange und ist wegen seines Reichthums an Salz merkwürdig. Er scheint unerschöpflich zu sein, denn er liefert schon seit Jahrhunderten jährlich mehr als sechs Millionen Pud (h 40 Pfund) Salz, mit welchem die Salzmagazine in Saratow, Kamuschin u. angefüllt werden, von wo dann das Salz weiter im Reiche verführt wird. Es ist aber selten ganz rein, fällt ins Grauliche und hat einen etwas bitteren Geschmack.

(J. C. Petri.)

Jelum oder Dschilum, f. unt. Himalaya.

JEMAMAH oder JAMAMAH, **الجمامه** (nicht Al-Amanne, **الامانه**, wie wenigstens Niebuhr S. 343 der Beschreibung von Arabien die Stadt gleiches Namens nennt). So heißt die auf der Westseite von Mekka, zwischen Hebräa, Bahrein und Oman gelegene innere Provinz Arabiens, welche Andere ihres kleinen Umfanges wegen bald zu Hebräa (wie Ibn Haukal), bald zu Raschid (dem Hochlande) rechnen, wie dies namentlich Niebuhr hinsichtlich der Hauptstadt Jemamah that. Bei rui-

entweder wegen des sie durchschneidenden Gebirges Areth (f. d. Art. Areth), oder weil sie selbst in diesem Gebirge einen die Abhacung bebingenden Durchschnit im Hochlande Arabiens macht. Das Gebirge Areth nämlich, auf dessen Rücken und Abenkung die zwei Hauptstädte Jemamah und Bahschar liegen, im Westen an Hebräa stoßend, verschließt südöstlich den Weg nach Oman (dem Königreiche Maskat), sodas die Reisenden weiter hinauf östlich den großen Umweg über Bahrein der Küste entlang nehmen müssen. Die Vögel dagegen, welche von Baera und Bahrein (namentlich Kascha oder Al-ahhsa) westlich und südwestlich nach Mekka und Medina ziehen wollen, reisen in einer Einsenkung von Al-Areth, da wo das Thal von Jemamah, genannt Oherdse, **الخرج**

ausgezeichnet durch Wasserquellen, Korn und andere Saaten, einen trefflichen Aufenthalt gewährt; durch eine Schlucht, welche bis zu den Thälern von Medina reicht. Noch jetzt haufen in dieser Provinz die zur Zeit der Mahabiten mit andern Stämmen Raschids vereinten, von Abulveda genannten, Beduinensämme: Zai, Amer, Mobar und Honeifah. Außer Zabrin nennt er die Hauptstadt Jemamah (nach d'Anville unter 64° d. B. und 25°

d. Br.) und Al-Hahadscher, **الحاحدش**. 1) Jemamah

(auch Dschau, **جو**, vorzeiten genannt), vier Tagereisen von Katif und Al-Ahhsa, 16 von Baera und Kufah (immer in gleichen Entfernungen), ist die Kornkammer der ganzen Provinz, durch das ergiebige Thal, an dessen Abenkung sie liegt, durch Dattelpalme ausgezeichnet, eine zu wenig bekannte Hauptstation des innern Arabiens. Hier wo der Stamm Honeifah seinen Hauptsitz hat, erregte schon zur Zeit Muhammed's ein berühmter Prophet Mosilemah, **مسيلة**, einen damals unterdrückten Aufstand. 2) Zwei Tagereisen nordwestlich von Jemamah liegt die Stadt Al-Hahadscher (welche man nicht mit Hebräa in Hebräas verwechseln darf), nach d'Anville unter 63° 30' d. B., 25° 30' d. Br.; sie war zur Zeit Edriss's verwüstet, nachher wieder aufgebaut, sodas sie Abulveda eine zwar kleine, aber fruchtbare Stadt nennt. Hier sind die Gräber der Muhammedaner, welche unter Abu Belr im Kampfe gegen Mosilemah fielen. Die Stämme Honeifah und Mobar haben daselbst ihren Sitz. 3) Zabrin, **زبرين** (nicht Dsiebrin, **دسبرين**, wie Niebuhr schreibt), an der Grenze von Bahrein, drei Tagereisen von Jemamah, und ebenso viel von Al-Ahhsa (sodas nach Abulveda's Bemerkung die drei Städte Jemamah, Zabrin und Al-Ahhsa ein Dreieck bilden, wobei jedoch die letztere zu Bahrein gehörige Stadt in den nordöstlichen Winkel zu setzen ist), ein auf solzigem Boden, wenigstens in der Nähe von süßen, den medienischen ähnlichen Dattelpalmen und zweier Wasserquellen liegender Ort, der ehemals in dem Rufe der Ungefährlichkeit stand. Wenigstens hörte Abulveda, das die Einwohner aus Furcht vor dem dortigen Fieber sich scheuten, die Dattelpalme von Zabrin zu benutzen (davon zu essen oder darunter zu schlafen), oder

- 5) Vgl. seine Selbstbiographie in Bod's und Mezer's Sammlung von Biographien, Bd. 14 (wo sich auch das seinige befindet); Lebensfeier des Herrn Jelling (Amst. 1805). Meusel's ge. Zeitk. d. 3. Bd. S. 525. 10. Bd. S. 22. 12. Bd. S. 345.

auch von den dortigen Wasserquellen zu trinken. (Vgl. meinen Commentar zu Kabulda S. 83 u.) (Kommel.)

JEMAPPE (Schlacht bei). Mit etwa 20,000 Mann (19 Bataillonen, 23 Compagnien und 25 Schwadronen) standen die Österreicher unter dem Herzoge von Sachsen-Leschen und dem General Clerfaut am 3. Nov. 1792 in der Position von Jemappe oder Jemappes, einem an der Paine im Bezirke Mons der belgischen Provinz Hennegau gelegenen Dorfe mit 2900 Einw., ihre Vorposten bei Dalsin und Boussu. Die Avantgarde der französischen Hauptarmee unter Dumouriez griff diese Vorposten am genannten Tage an, wurde aber bis Crespin und Quiervain zurückgeworfen; ein mit neun Bataillonen am 4. wiederholter Angriff zwang jedoch die Vortruppen der Österreicher zum Rückzuge; am 5. griffen die Franzosen mit ihrer Avantgarde vergebens Quaregnon, mit ihrem rechten Flügel erfolgreich Trameris an, und die französische Hauptarmee entwickelte sich mit etwa 50,000 Mann zwischen Ciply, Trameris und Basmes der verschanzten Stellung von Jemappes gegenüber. Um das Doppelte als dem Gegner überlegen, brach am 6. Nov. früh um sieben Uhr der französische General mit der ganzen Linie gegen die österreichische Stellung zum Angriff auf. Der linke Flügel, unter Ferrand, griff Quaregnon an. Der Mitte unter Dumouriez selbst und der rechte Flügel unter Beurnonville beschossen die feindliche Hauptstellung, während von den Höhen bei Ciply das Corps von Harville die Höhen von Barlaumont zu erobern suchte, um von dort aus, Mons umgebend, des Feindes Rückzugslinie auf Brüssel zu bedrohen. Starke Reserven waren hinter der Mitte und dem linken Flügel in Bereitschaft. Quaregnon ward von den Österreichern thätig vertheidigt, und erst als vier Bataillons der feindlichen Reserve den Angriff verstärkten, um zehn Uhr von ihnen verlassen; womit der Weg zum Angriff auf die Hauptstellung gebahnt war. Zu diesem ward um Mittag geschritten; die Truppen aus Quaregnon rückten gegen das verschanzte Dorf Jemappe vor, wurden durch das mörderische Feuer der Österreicher rechts gegen einen Eingang des Dorfes gedrängt, der — im eingehenden Winkel und als Zusammenstößpunkt des Dorfes mit den verschanzten Höhen — zu wenig beachtet worden war, drangen mit einer ungeordneten Masse an diesem Punkte durch und warfen sich den Vertheidigern des Dorfes in den Rücken, während drei andere Bataillone links über den morastigen Bach Trouille, den man für unzugänglich gehalten, das Dorf umgingen. So allseitig angegriffen, mußten die Österreicher das Dorf verlassen. Bei ihrem mit großem Verluste ausgeführten Rückzuge kamen mehrer Hunderte von ihnen beim Überschreiten der Paine um. Gleichzeitig war die Mitte der Franzosen in Bataillonscolonnen rasch und ohne großen Verlust über die Ebene bis an das Gebölge vor der Fronte der feindlichen Stellung vorgedrungen, wo sich ein heftiges Gefecht entspann. Der Angriff wurde durch Geschütz- und Mörserfeuer aus den Redouten und von der Höhe abgewiesen, die in Unordnung zurückweichenden Angreifer warfen sich auf die nachrückenden Massen, und brachten sie dergestalt in Verwir-

rung, daß sogar eine Brigade des zweiten Treffens aus der Linie wich, als die österreichische Cavalerie zum Einhalten vorging. In diesem kritischen Momente warf der junge Baptiste, Dumouriez' Kammerdiener, sich zwischen die Fliehenden, hielt mit sieben schnell herangekehrten Schwadronen die feindliche Cavalerie im Schach und stellte hier das Gesicht wieder her, in dessen der General Egalité (gegenwärtig Louis Philipp, König der Franzosen) weiter links einen Haufen flüchtiger sammelte, ihn das Bataillon von Jemappe benannte, und an dessen Spitze die Linie wieder zum Angriff auf die Höhe vorführte, die nun nach dem lebhaftesten Widerstande von der Übermacht erliegen wurde. Die also umgangen Redouten fielen in der Angreifer Gewalt; gleichzeitig eroberte Beurnonville die Verschanzungen des linken Flügels, und nach zweifelhaftem blutigem Gefechte mußten die allseitig gemorsten Österreicher den Rückzug antreten, der durch den französischen rechten Flügel, welcher das Dorf Quemes genommen hatte, und mit seiner Artillerie von dort aus die Straße von Jemappe nach Mons beschränkt. Inzwischen gelang es der österreichischen Cavalerie, die feindliche, welche aus der Mitte vordrang, und die Avantgarde der abziehenden Truppen warf, im Saume zu halten, und wenn sie auch gegen die Übermacht der Franzosen wenig auszurichten vermochte, so leistete sie doch zur Begünstigung des Rückzuges gute Dienste. Die Österreicher verloren acht Geschütze und etwa 4000 Mann an Toden, Verwundeten und Gefangenen. Der französische Verlust kann auf mindestens ebenso viel berechnet werden. Am 7. Nov. mußte in Folge der Schlacht Mons verlassen werden, das die Sieger besetzten. Nur schwach verfolgt erreichten die Österreicher am 8. Audis, wo der Herzog von Würtemberg zu ihnen stieß *).

JEMARROU, ein kleiner Negerkstaat im westlichen Afrika in Senegambien, liegt am südlichen Ufer des Gambias, ungefähr unter 13° 50' nördl. Br. und 24 teufliche Meilen aufwärts von der Mündung dieses Flusses. Ein Hauptling sitzt an der Spitze dieses kleinen Staates, dessen Einwohner sich größtentheils zum Islam bekennen, und aus einem Gemisch mehrer Völkerschaften bestehen. (J. C. Schmidt.)

JEMAULABAD, eine Stadt und Festung Vorderindiens, im Süden der Provinz Canara, die von den Eingebornen gewöhnlich Carnata genannt wird, und sonst den Namen Narsinga Angady führte, liegt unter 13° nördl. Br. und 75° 24' östl. Länge. Die Festung, welche auf einem mächtigen Felsen erbaut ist, besteht schon seit undenklichen Zeiten, wurde aber in der neuen Zeit von dem berühmten Sultan Tippoo völlig wieder hergestellt, und ist nur auf einem schmalen Fußsteige zugänglich, so daß sie gewöhnlich für unannehmbar gehalten wird. Allen schon nach einem Bombardement von drei Tagen wurde sie im J. 1799 von den britischen Truppen eingenommen. Überhaupt ist es für die Besetzung fast ebenso schwierig, im

*) Cf. La vie de Dumouriez. Tom. III. Österreichische Militär-Zeitschrift. S. 58—68. Monteur p. 1339—1351. Gesch. der Kriege in Europa seit 1792. I. Bd. S. 120—125 fg.

Angegriffen des Feindes von der Festung herabzukommen, als es dem Feinde wird, einen Zugang zu gewinnen, und ein schwaches, aber mit Artillerie gut versehenes Belagerungscorps kann eine starke Befestigung im Saume halten. Der Platz ist demnach von geringem strategischen Nutzen, aber im Kriege ein vortrefflicher Sicherungsplatz für Lastkarawanen und wertvolle Schiffe. Die Umgegend von Jemaulakab ist beinahe ganz mit Wald bedeckt, und hat größtentheils einen sehr fruchtbaren Boden. (J. C. Schmidt.)

JEMBA oder Emba, von den Kirgisen Dschem genannt, ein Fluß im russischen Asien, der auf dem kirgisischen Grenzgebirge Bogulubich entspringt, und in süßwässriger Richtung dem caspischen See zufließt. (K.)

JEMELNIA, auch JEMELINY und JAMELNA, ein dem Marcus Ewidjinski gehöriges Gut im westlichen Theile des lemlberger Kreises des Königreichs Galizien, in einem wellenförmig-hügeligen Terrain und einer an einem schwarzen und fruchtbaren Boden reichen Gegend, mit einem eigenen Wirtschafts- und Justizamt, und dem Dorfe gleiches Namens; dieses liegt seitwärts und zwar südlich von der von Radymno nach der Hauptstadt der Provinz führenden sogenannten jaworower Commercial-Heinrichstraße, 4 Meilen südwestwärts von dem Marktflecken Janow entfernt, und hat eine eigene katholische Pfarre, welche zum lemlberger Erzbisthume gehört, und eine katholische Kirche. (G. F. Schreiner.)

JEMEN, oder nach der arabischen Aussprache JA-

MAN (جَمَان), das ist das zur rechten Hand von Mekka oder der Kaaba von Mekka (als dem Mittelpunkt der Welt), wenn man das Gesicht nach Osten kehrt, gelegene Land; so heißt das bei den griechischen Geographen zuerst wegen seines Handelsreichthums sogenannte glückliche Arabien, *Agapia ē eudaimon*, eine schon bei Eratosthenes, dem Gewährsmann Strabons, dem sogenannten wüsten Arabien entgegenge setzte Bezeichnung, welche Ptolemäus, unter Hinzufügung des nach Petra, der Hauptstadt der Nabathäer, sogenannten petrischen (nicht fleimigen) Arabiens, zuerst einführt; aber allgemeiner verbreitet. Aber die Araber wissen nichts von dieser in Betracht der großen Wüste des südlichen oder glücklichen Arabiens ungenauen, nur auf einen Theil des südlichen Küstenlandes anwendbaren Bezeichnung (in dem Pripius des rothen Meeres heißt Aden die alte Küsten- und Handelsstadt Jemens par excellence das glückliche Arabien). Jemen in der weitern Bedeutung umfaßt die ihnen 1) die gleichnamige Landschaft (welche wieder in das Küsten- und Hochland, in Zebama oder Zschajim-al-Zaman, und in Schibbel oder Wadsch-al-Zaman zerfällt), 2) Hadramaut, 3) Schehr, 4) Rahbar, 5) Oman (jezt nach der Hauptstadt das Königreich Maslat genannt). So folgen diese Provinzen in der Richtung von Westen nach Osten an der ganzen Südküste Arabiens. Abulfeda schreibt davon Oman gänzlich ab. Im engern Sinne begreifen sie die von Niebuhr zuerst, wenigstens nur an der Westküste genauer beschriebene Landschaft, mit Ausnahme der unter 2, 3, 4, und noch mehr 5 genannten Provinzen, unter Jemen. Unbekannt

ist ihnen die jezt gebräuchliche Beschränkung Jemens auf das sogenannte Königreich oder Gebiet des Jemans von Sana. In neuerer Zeit ist auch die kleine Landschaft Schehr (nicht Sadschar, im Arabischen سَحَر), von Hadramaut und Rahbar begrenzt, zu wenig berücksichtigt und der Landschaft Hadramaut einverleibt worden, wie dies schon Niebuhr that, bis endlich Hassel (Vollständige Erdbeschreibung) nicht bios Schehr, sondern auch Rahbar unter die ungebührlich ausgedehnte Landschaft Hadramaut rechnete. Dieser Irrthum hinsichtlich der kleinen, Niebuhr selbst unbekanten, Provinz Schehr kommt daher, weil eine Hafenstadt Schehr im Bezirke von Hadramaut liegt. Sie gehört aber einem jemenischen in der Landschaft Sana angesessenen Sultan, welcher sich gleich andern südarabischen Häuptlingen hadramautische Districte unterworfen hat.

Die Geschichte von Jemen, von der wir nur Bruchstücke besitzen, reicht in das höchste Alterthum. Man kann sie unter folgenden Gesichtspunkten übersehen:

1) Uralte hebräische, semitische und chuschitische Bevölkerung, in deren Folge die unter der Herrschaft der Nachkommen Josians (Kadjan's) und Hamjar's (Soltaniden und Hamjariten) blühenden Städte und Staaten von Saba, Thaphar und Aden, und die Seehäde von Hadramaut, dem Hauptstige der alten Specereien, durch den indischen, ägyptischen und phönizischen Handel sich bereicherten. Dieses ist die Periode der alten Schiffsahrt nach Epirus, man mag nun dies Elworad der Phönizier nach Jemen, Hadramaut oder Oman versehen. Moses erwähnt in der Genesis (besonders 1 Mos. 10) so vieler Städte in Jemen und Hadramaut, daß, wenn er nicht selbst in diesen Gegenden war, doch der Ruhm derselben durch die Einwohner von Midian und durch andere Tradition ihm bekannt wurde¹⁾. Weibrauch, Morthen, und wahrscheinlich auch Aloe (diese besonders in der südarabischen Insel Socotora), vielleicht auch andere nachher vernachlässigte edle Producte Jemens waren schon damals die Quellen jenes Reichthums, welcher die Bezeichnung des glücklichen Arabiens veranlaßt hat. Wenn die Angabe Abulfeda's richtig ist, daß das alte Reich der Hamjariten, das ungefähr 3000 Jahre vor Muhammed begann, eine Dauer von 2020 Jahren hatte, so muß man dem diesen Herrschern die Ausdehnung der alten südarabischen Herrschaft über einen Theil von Asien und Afrika zuschreiben, welche Bafui und Abulfeda selbst aus alten Inschriften in der Tatarei, Samaraland und selbst in der Sandwüste Afrika's beweisen wollen. Nach alten griechischen Nachrichten sog ein südarabischer Hamjaritenkönig Araxes bis zum Indus²⁾. Und wenn auch die in Ägypten ein-

1) Man vgl. Niebuhr's Forschungen über diese Städte in Ainer Beschreibung von Arabien. S. 283 fg. 2) In diesem Könige Araxes, der die gestirnten Stämme Jemens vereinigt, findet Helzen (Chronologie d'Hérodote, II, 192—206) einen arabischen König Araxes, der (nach Arifas) verbannt mit Kinan an dessen Erberungen in Asien Abri nahm. Der Name Araxes, Araxos, war mehreren arabischen Königen eigen. (Cl. Ptoche, Specimen historiae Arabum, sive Abulfaraj et c. p. 74.)

fallenden Stirtenkönige (Hysfos) und jene Araber, gegen welche, nach der Erzählung des Diodorus Siculus, Esoskris eine Linie bis Persium zog, in die nördliche Wüstengegend gehörend, so kann doch die von Stephanus Byzantinus behauptete arabische Abkammerung der afrikanischen Libiopier oder Habessinier nur auf Jemen sich beziehen. Diese Verbindung zwischen Habessinien und Jemen stellt sich auch bei einem spätern Ereigniß hervor. Im 6. Jahrh. vor Chr. Geh. soll kohman, ein Tyrann von Jemen, nach andern arabischen Schriftstellern aber früher Balhs, die Königin von Saba, vermuthlich dieselbe, welche mit Salomo in Verbindung stand, um zugleich die Fruchtbarkeit dieses Landes zu sichern, um den Gefahr drohenden Wässern einen Weg zur See zu eröffnen, jenen berühmten Damm von Saba, oder wie diese Stadt auch hieß, Mareb (Sitté Mareb hieß der Damm) gegründet haben, dessen Durchbruch späterhin eine Völkerverwanderung und Culturverbreitung nach Mittel- und Nordarabien veranlaßte. In dieser Zeit waren die Sabäi das herrschende oder ausgezeichnete Volk; wenn die Griechen in einer gewissen Zeitfolge außer den Sabäi, die Katabani, Hometid (die alten Hamjariten, welche der Verfasser des Periplus maris erythraei zuerst Hometid nennt) und die Ghatamotidä (d. h. die Einwohner von Hadramaut, welche Eratosthenes zuerst so bezeichnet) nach einander folgen lassen, so ist dies eine Täuschung (von Mannert in der Geographie der Griechen und Römer. Th. VI. Bd. 1. 1831 wiederholt), da jene Stämme in ihren benachbarten Gebieten unstreitig gleichzeitig sich entwickelten, und insgesammt dem hohen Alterthume angehören.

2) Klassische und römische Periode, hinsichtlich der Bekanntschafft, welche die Griechen und Römer seit der Zeit des Darius bis in die Zeit des Mittelalters mit Jemen unterhielten. In dieser Zeit behauptete die schon bei Ezechiel berühmte Stadt Aden, als Albane, eine weithistorische Bedeutung, sodaß die Schiffe der Griechen und Römer hier ihren Hauptlandungsplatz hatten. Herodot rühmt die Unabhängigkeit Jemens selbst zur Zeit des großen Darius; die fast insulare Lage von Jemen schätzte dieses Land auch gegen Alexander den Großen, der hier einen zweiten Sitz seiner asiatischen Herrschaft gründen wollte, und gegen Augustus, dessen Feldherr Aulus Gallus nur bis in die Gegend von Mekka oder auch Nebschran drang, wo Jemen in seiner nördlichsten Grenze an Hedschas, den Sitz der heiligen Städte, stößt.

3) Durchbruch des Dammes von Mareb (Sitté Mareb).

5) Es ist bekannt, daß dieser Durchbruch (Sall al Arem, سبيل الأرم, vergl. Mooran Sur. 34. v. 15) in verschiednen Zeiten gescheh. Sall, in seiner Vertheilung zum Koran, nimmt die Zeit nach Alexander dem Großen, welche, der dem arabischen Schriftsteller Bedkand folgt (in der Abhandlung de Arabum epocha vetustissima Sall al Arem dicta (Lipsiae 1748)), das erste Jahrh. nach Chr. Geh. an. Bgl. jedoch Sitteskre de Sall in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions XLVIII., woselbst man diese Epoche in das 2. Jahrh. nach Chr. Geh. setzen kann. Das ehemalige Kaiserthum von Mareb (Sitté Mareb)

Periode der Auswanderung der südarabischen Völker, Untergang des alten Reichs der Hamjariten, obgleich die Ueberwölkung und größere Stärke den jemenitischen Stämmen den Sieg über die mittel- und nordarabischen Beduinen (Jamaeliten) verschafft haben soll. In dieser Periode, welche etwa vom 2. bis zum 6. Jahrh. nach Chr. Geh. reicht, trat das alte in Jemen ursprünglich herrschende Judenthum (meistens von der Lehre oder dem Ritus der Pharisäer) in Kampf mit dem großentheils von Habessinien eingeführten Christenthum, welches schon im 3. und 4. Jahrh. vier Schuß gegen die römischen Verfolgungen sandte. Als der letzte Fürst der alten Hamjaritischen Dynastie Naawafsch, als Jude, die jemenitischen Christen verfolgte, kam der christliche Negus von Habesch seinen Glaubensbrüdern zu Hülfe. Er brachte aber auch die Kinderblattern mit, welche sich seit dieser Zeit (im 6. Jahrh. nach Chr. Geh.) durch Handelsverkehr über Asien und Europa verbreiteten. (Bgl. über die altchristlichen Religionsverhältnisse in Arabien besonders Assemani, Chronicon Orientale.)

4) Zeitalter vorübergehender ausländischer Herrschaft. Vom J. 329 bis 601 nach Chr. Geh. verhielten nämlich habessinische Statthalter in Jemen; diese Invasoren unter religiösem Vorwande erregte die Eifersucht der Perser oder Parther unter Osoboros, dessen Herrschaft nach der Vertreibung der Habessinier nur einige Jahre dauerte.

5) Einführung des Islams (seit dem 8. Jahrh.). Da diese Reform Arabien zunächst von der Kaaba in Mekka und von dem Koraischischen Stamme ausging, so nahmen die isolirten Bewohner Jemens, namentlich Muhammed und seine Nachfolger von Zeit zu Zeit ihnen Missionare aufsuchten, keinen schnellen und allgemeinen Antheil daran. Sie wurden auch keine echten Rechtsgläubigen (Suniniten), sondern Zeitiden (nach der Lehre des Zeit Ibn Ali Ibn Hossien Ibn Ali), sodaß sie wie die Schiiten oder Separatisten Kopfschneiter bei der Kaaba zahlen mußten; nur in der Provinz Hadramaut ist die orthodoxe Lehre vorherrschend geworden; auch gibt es zerstreute Sunniten-Orden in Jemen, bei denen man Wundhe oder Derwische, sonst hier unbekannt, findet. Einzelne alte Familien, die ihren Ursprung von den älttesten Herrschern ableiten, und selbst solche, die sich Zohbas (Zobabaah) nach dem Ehrentitel der alten Hamjaritischen Könige nennen, hat es von jeher in Jemen gegeben; und sie blieben auch die Häuptlinge der südarabischen Districte unter allen Muhammedanischen Khalifen aus den Häusern Umiaah, Abbas, sowie unter den Afschiten, selbst Saladin dem Großen.

6) Invasion der Türken im 16. Jahrh.

lag in einem fünf, deutsche Meilen langen Thale zwischen zwei Höhen von Bergan, wo sich bis jetzt keine historische Hüfte zusammentraten. Die Öffnungen der Berge waren mit einer nun gänzlich zerfallenen Mauer nach Osten zu, wo die Berge standen, verschlossen. Auch führten drei große Thüren das überfluthete Wasser nach Osten und Norden. Die Mauer war die Grundlage des Damms.

4) Bgl. Sall's Vertheilung zu seiner Übersetzung des Korans.

bert?). Auch hier war die Wdrung der Invasion von kurzer Dauer; denn die Türken wurden nach und nach aus fast allen Hafenstädten wieder vertrieben, und die Einwohner von Jemen kehrten mit erneuter Liebe zu ihren Fürsten zurück, unter denen der Imam oder König von Sana seit der Erhebung des großen Seid Kaffas, eines Nachkommen Muhammed's I., der Mächtigkeit wurde. Nachrichten über ihn und seine Dynastie findet man bei Niebuhr.

7) Die Veränderung der asiatischen Handelsstraßen in Folge der portugiesischen und europäischen Umschiffung Afrika's ist von großer, wenigleich veränderlicher Wichtigkeit für Süd-arabien geworden; denn von nun an nahm Jemens Reichthum und Handel und eigene Schifffahrt, obschon diese nie sehr activ war und sich auf ihre eigene Küste beschränkte, immer mehr ab. An die Stelle des weltfährerischen Adens trat die neuere See- und Handelsstadt Mocha; von hier, von den Districten Hodeida, Soheia und Diefan bringen die Jemenen ihren größten und wichtigsten Handelsartikel, den Kaffee, nach der weiter nördlich gelegenen, von Europäern und Indiern gleich besuchten, Haupthafensstadt Djidda (in der Nähe von Mekka); die im Alterthume mehr als jetzt gesuchten Specereien (unentbehrlich dem Ritus verschiedener Religionen) verfahren die Einwohner von Habramaut und Schéher größtentheils nach Maskat (Oman) im persischen Meerbusen; von hier aus, wo jetzt ein größerer asiatischer und europäischer Markt ist, als an dem arabischen Meerbusen, holen auch die Kaufleute, denen eigene Schiffe zu Gebote stehen, die Producte Jemens, um sie an die indischen und europäischen Kaufleute abzugeben.

Sprache von Jemen. (Vgl. überhaupt Gesevius über die arabische Sprache in dem Art. Arabien.) Außer der vor-muhammedanischen Hamjaritischen Sprache, welche sich nach Niebuhr in alten Inschriften Jemens erhalten hat, und worüber die Forschungen Seegen's leider durch seinen frühen Tod unterbrochen wurden?), hat sich Jemen von jeher durch einzelne Mundarten ausgezeichnet. Man unterscheidet noch jetzt die Hossprache zu Sana, die Kalksprache im Küstenlande (Aehama), und den Dialekt der zwischen Hedschaz und Aduarisch gelegenen Landschaft. In der bergigen Gegend des sogenannten Königreichs von Sana herrscht auch eine andere Mundart als in Aehama, und beide sollen von der der Beduinen verschieden sein. Die Schriftsprache des Korans (ursprünglich die Sprache des Koraischitischen Stammes), die man selbst in Mekka als eine gelehrte Sprache ansieht, wird in Jemen als ein besonderes Studium betrieben. (Niebuhr a. a. D. S. 84. 85. c.) Die Sprache in Habramaut war für Niebuhr so unverständlich, daß er sich besonderer Dolmetscher bedienen mußte.

Beschaffenheit des Landes. Jemen ist ein aller regelmäßigen Flussbette entbehrendes Terrassenland; die südliche, dem Meere sich annähernde Gegend hat ihren Wasserreichthum den Berg- und Küstenflüssen zu verdanken; diese tragen in Aehama, wo die Sandküste seit Jahrhunderten anwächst, da, wo sie bis zur See strömen, viel zur Verlandung der Ankerplätze bei. Da die äthiopische Küste Jemen gegenüber fast überall höher emporsteigt, so hat man nicht ohne Grund vermuthet, daß die Landmassen der arabischen Küste nicht bloß durch die Erdstürmungen, sondern auch durch die Winde abgerissen und hinübergeführt werden. Die Stadt Soheia, vor 300 Jahren an der arabischen Küste erbaut, hat jetzt einen fast ganz versandeten unzugänglichen Hafen. Sana, zur Zeit Christi's eine Ufersadt, liegt jetzt drei Stunden von der See. Die Wälder, und Wasserfälle im südlichen jemenischen Gebirgslande bilden besonders drei dicht über einander folgende Berge: von Süden herauf der berühmte Sadeber bei Laas, der alle Krüder der Welt enthalten soll, der Marraas bei Dschiblah, und der Summara bei Jerim. Im Allgemeinen ist nach Seegen der Urboden Jemens vulkanisch; der ganze Weg von Aden bis Sana soll aus vulkanischen Steinarten bestehen, bei Sana bedient man sich der Lava als gewöhnlichen Bausteins. Das Klima, im Ganzen heiß, wird in Aehama durch die Seewinde gemäßiget. Die Nächte find fast allenthalten kühl, doch bringen sie den Bewohnern wohlthätigen Regen.

Einwohner, Industrie, Landbau, Handel u. Etwa vier Millionen (drei Millionen unter dem Imam von Sana) in Städten und Dörfern größtentheils sesshafte Einwohner rechnet man zu Jemen; meistens sehr fleißige, nüchterne, unvorkommende, patriarchalische Menschen, ein Alpenvolk, welches Seegen an Deutschland erinnerte, ganz verschieden von den räuberischen Beduinen des nördlichen Arabiens. Sie stehen ungeachtet der ausgedehnten Herrschaft des Imams in vielen Gegenden unter einem alten Adel (Schéchs, Scherifs, die sich für unmittelbare Nachkommen Muhammed's ausgeben, ungeachtet ihr Adel nicht selten älter ist). Die feinen Fürsten in Habramaut, Sana und Dof nennen sich Sultane; die Gouverneure des Imams von alter Familie Walis's.

Wenn gleich die Natur dieser Gegend reich, wie auch Kaiser ver sagt hat, so ist doch Jemen reich an andern trefflichen Producten; denn außer den Weinreben, Pflirschen, Apfeln, Pfäumen und Äpfeln in den Terrassengärten des Südens findet man hier sehr guten Weizen, Mais oder Durra (türkischer Weizen, wovon oft das 400. Korn gewonnen wird), kleinen Reis (Holeus), Gerste, Bohnen, Linsen, Kiblamen, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, gelb- und rothfarbene Kräuter, Indigo, Seesalatter, die große indische Ruß, Nardschil aus Arabisch, sonst gemeinlich Coco genannt, und Betel oder Tenuil (wie diese zwei letztern Producte schon Abu'seda bei Thapbar bemerkt?). Dattelsäume, den indischen, syrischen und des-

5) Unter den in den Notices et Extraits des MSS. de la Bibliothèque du Roi ist für die Geschichte der türkischen Invasion besonders die Erzählung von Schéch Katschibin (Tom. IV.) zu bemerken. 6) Vgl. auch Catalogue librorum tum MSS. quam impressorum, qui a beato Constantino in Orienta erant in Bibliotheca Gothana asservantur, auctore Moslerio (1825. 1826).

7) Vgl. meinen Commentar zu Xaifab's Arabien, S. 51, und die beschriftete angeführte Schrift von Jem al Barid, auch Volney und Niebuhr.

nen von Mittelarabien (Nadschd und Semamah) nachfließend, sind nur in der niedrigen Küstengegend (Tchama). Dagegen hat die Gegend von Dschafra einen großen Reichtum an Aciendebäumen (Al-Karadh الكراذ), deren Rinde in den dortigen Wasserbehältern und Fabriken schon zu Abulfeba's Zeit zu Leder bereitet wurde⁸⁾. Die an die große Wüste Scharabiens (Ahhak) fließende Provinz Mahrah, gänzlich arm an Dattelbäumen und Palmen, findet ihren Ertrag in Weizen und Dromedaren. Jemen hat dazwischen Pferde, deren Geschlechtsregister man 2000 Jahre zurückführt (Kochlan); die unedeln Racen (Kaulischi) werden zum Lederbau gebraucht. Eigentliche Industrie findet man jedoch nur in Hadramaut, hier versfertigt man Leinwand, Teppiche, seidene Shawls und die Gürtelmesser (Jambaa genannt), mit welchen Waaren ganz Jemen versehen wird, obgleich die Hadramauten auch bis Indostan wandern und von da berichtet zurückkehren. In Hadramaut haben auch die Hafenstädte noch immer den Handel mit Weizen, Myrrhen und Aloe behauptet, welche Artikel sie sammt dem arabischen Gummi bis Maskat und Ostindien führen. Dagegen hat Jemen den Vorzug des mit großem Fleiß betriebenen, den eigentlichen Aderbau ersetzenden Kaffeebaus⁹⁾. Der beste (in Europa gewöhnlich nach dem Ort des Haupthandels Wocha benannte) Kaffee findet sich auf den zugleich feuchten und heißen, nicht allzusehr dem Regen ausgesetzten Hochterrassen von Ubban, Kusma, Dschebi (nicht Schebi, wie Hassel schreibt) und Karaba (vgl. Niebuhr's Karte von Jemen zu seiner Beschreibung Arabiens). Jemen versieht hiermit ganz Arabien und führt noch ungefähr 700,000 Cent. aus. Im J. 1787 versendete man von Beir el Kalib, wo die Hauptniederlage ist, nach dem Zollregister 609,000 Centner nach Djidda, der Ueberrest geht nach Persien, Ostindien, Afrika und Europa¹⁰⁾. Außer diesem Kaffeebau beschäftigen sich die Jemenen viel mit einer gartenmäßigen Bebauung ihres Feldes, wobei die Bewässerung großen Fleiß erfordert. Auf den Bergterrassen ziehen sie regelmäßige Furchen und Rinnen, in den Thälern Dämme; die Gisternen legen sie an dem Fuße der Gebirge und zwischen denselben an.

Kleidung. Der gemeine Mann in Jemen trägt weder Kleider noch Hemd, sondern nur ein Tuch um die Hüfte, in den kalten Gebirgen einen Schafpelz. Die von mittlerem Stande tragen weite Kleider, und über dieselbe in Tchama ein weites weißes, in dem Gebirge ein blaues und weißes, mit weiten langen Ärmeln versehenes Gewand. Die vornehmen Araber in Jemen zeichnen sich durch eine Weste mit engen Ärmeln und einen weiten Rock, auch gelbe leberne Schuhe oder Pantoffeln aus. Außer dem auch in Jemen gewöhnlichen, krummen, spitzen Messer (Jambaa) besitzen alle wohlhabenden Araber ein Eberkleid ohne Ärmel, ein großes feines Tuch für den Nacken und die Schulter, Raden oder Hüften von Zein-

wand, und darüber als Turban den Sakh, ein großes, feines, verschiedenartig gewundenes Nesteltuch; auch bedienen sie sich der Kiemenhähnen. In dem Königreiche Sana läßt sowohl der Vornehme als Geringe seinen Kopf scheren (niemand den veredelten Bart), in andern Gegenden Jemens gibt es Schuchs, die ihr Haupthaar wachsen und es hinten im Nacken mit einem Tuch oder seinem Strich binden lassen. Einige Beduinen auf der Nordgrenze Jemens (sowie in Hebschas) tragen Hüften von geschloffenen Dattelblättern. Die Weiber zu Sana, Wocha und Laas, wenn sie ausgehen, bedecken das ganze Gesicht mit einem Flor, sonst in ganz Jemen mit einem Schleier, der ein Auge frei läßt. In der Regel tragen sie blaue oder weisse Kleider, die in Tchama nur ein breites Tuch um die Hüfte. Der Schmutz der jemenischen Frauen wird jedoch die Arme und Finger, Glasperlen um den Hals. Die Nägel werden blutroth, die Hände und Füße weißlich braun gelb gefärbt. Von Natur bengelst sind jedoch die Mädchen in den kälteren und bergigen Gegenden weit hübscher von Gesicht, als die übrigen Araberinnen. Wenn es nicht ein Mädchen ist, welches der geschwähigste Juffe, Seegen's Gewandbräutigam, ihm aufbestellt, so gibt es einen Beduinenkamm in Jemen (wo, wie in ganz Arabien, ein großer Werth auf die Jungfernschaft gelegt wird), genannt Mersched, wo die Gaste ganz besonders geehrt werden. Der Ehemann überläßt dem Gaste seine Frau zur nächtlichen Gefährtin. Hat diese Ursache mit dem Fremdling zufrieden zu sein, so erzeigt man ihm am andern Morgen die größte Achtung. Wo nicht, so nimmt man ihm seine Kopfbinde, und färbt ihm Bart und Hände roth (v. Zach's monatliche Correspondenz 1809, Bd. XIX. Febr.).

Wir wollen nun eine kurze Uebersicht der Provinzen, Districte und Städte Jemens nach Niebuhr und Abulfeba geben.

A. Die eigentliche Landschaft Jemen im weitern Sinne, welche das Gebiet oder Königreich Sana in sich schließt. Sie zerfällt in Beziehung auf die Abtheilung in a) Tchama (bei Abulfeba Tschajim-al-Jaman¹¹⁾ das flache Küstenland), und b) das Gebirgsland, Dschabel¹²⁾ oder Nadschd-al-Jaman. In chorographischer und politischer Hinsicht begreift die Landschaft Jemen (nach Niebuhr, der bis jetzt aus eigener Ansicht und Erfahrung die richtigste Darstellung geliefert hat) folgende Provinzen und Districte:

1) Das Königreich Sana, oder das Gebiet des Jemans von Sana, mit ungefähr drei Millionen Einwohnern; worunter man die dazwischen Beduinenstämme und 5000 alte jüdische Familien begreift, welche alle Pharisäer oder Talmudisten sind, deren Bücher, wie Niebuhr

10) Der Unterschied zwischen Tchama und Tschajim ist der, daß dieses eine Küstengegend überhaupt bedeutet (daher auch Tschajim al Hebschas), dagegen Tchama auf eine bestimmte Landstrecke der Küste von Jemen erstreckt bei den alten Arabern (selbst im Sinne einer Provinz) genommen ward. 11) Deschadebel, oder nach gewohnter Aussprache Deschadebel, bedeutet auf Arabisch einen Berg, Gebirge überhaupt, oder es ist falsch, dies Wort, wie Hassel thut, Schebel zu schreiben.

8) Abulfeba Arabia I. c. p. 51. 52. 9) Vgl. überhaupt über den arabischen Handel Couplet in den allgem. geograph. Anzeigen. Bd. XXXIII.

wenigstens bemerkte, in Amsterdam oder Venedig gedruckt waren. Der Abren dieses Landes, welches in seiner ganzen Länge ungefähr 48, in der mittleren Breite 20 teutsche Meilen begreift (nach Westen an den arabischen Meerbusen, nach Osten an Jaso, Hadramaut und Schaulan, nach Norden an die Landschaft Haschid und Bekli, nach Nordwest an das Gebiet Awarisch grenzend), ist erbtlich, und wenn die Prinzen alle gleich gute Eigenschaften haben, so wünschen die Unterthanen jeder Zeit den ältesten, von einer theilichen Frau des Imams geboren, zum Regenten. Aber der Mangel eines gesetzlich festgestellten Erstgeburtsrechts gibt oft Veranlassung zu innern Kämpfen. Der Imam, zu der Zeit Niebuhr's selbst Khalif oder Emir-al-Mumenin (Herrscher der Gläubigen) genannt, weil er weiter Eunnie (Rechtgläubiger) war, noch seinen Stamm von Muhammed ableitete, bestimmet sich als unabhängiger Herr weder im Geistlichen noch Weltlichen um eine auswärtige Macht; ob er gleich nur in seinem Lande einen geistlichen Einfluß übt. Unumschränkt regiert er nicht; alle peinliche Sachen stehen unter dem höchsten Gericht zu Sana, wo der Imam über ungefähr 20 Kadi's oder Richter den Vorsitz führt. Der Proceß, wo auch Fürsprecher zugelassen werden, ist hier sowohl mündlich als schriftlich. Da der Imam die Kadi's verändern kann, so sind die Urtheile oft von ihm abhängig. Auch hier gibt es zuweilen Empörungen, sobald der Imam Tyrann wird. Niebuhr's Erhebung von dem Wechsel der Tyrannen Jemens ist sehr bedauernd. Das Gebiet der Imams zu Sana begreift sonst auch die Landschaft Awarisch, dessen Scherif sich mit einem Titel von Tehama vergrößerte und Awarisch unabhängig machte. Alle höhern Staatsbeamten (man nennt sie mit dem auch Secretaren und Gelehrten zukommenden Titel Kahib) sind abhängig; der Imam erteilt zuweilen auch freigelassenen Sklaven höhere Bedienungen. In jedem Amt ist ein Statthalter, Dola oder Emir genannt, welcher die herrschaftlichen Einkünfte erhebt (er sitzt selbst auf dem Zollhause) und die Truppen des Imams in seinem Gebiete befehligt; ihr Amt dauert selten über drei Jahre, damit sie sich nicht zu sehr bereichern. Ein besonderer Controleur (Das Kateb) steht in den größten Ämtern unter dem Imam selbst, nicht unter dem Dola, dessen Geisel er gewöhnlich ist; die Ansprüche der Amtsträger (nach dem Koran) sind von dem Statthalter überhaupt unabhängig, sie sind in ihrem Amt lebenslänglich und in der Regel unbeschränkt und den türkischen Kadi's darin nicht gleich. Auch die Polizei ist musterhaft, so daß Creten versichert, man reise hier so sicher, wie in irgend einem europäischen Lande. Die Einkünfte des Imams, der zur Zeit Niebuhr's monatlich über 80,000 Speciedhaler einnahm, wurden sowohl durch Abreibung einzelner Districte als durch die Deputate appanagirter Prinzen verringert. Eroberungskriege muß der Imam aus seinem Privatfug bekämpfen. Nach Niebuhr hatte der damalige Imam 4000 Mann zu Fuß und 1000 Mann zu Pferde, welche von Scherid's oder Arabern vom alten Adel angeführt werden. Die Angabe Couplet's (a. a. D.) von einem Heere von 60,000 Mann bezieht sich auf eine außerordentliche Zeit; denn bei einem außerordentlichen

Kriege ist jeder Bürger Soldat, und muß sich mit Waffen und Lebensmitteln versehen. Der Soldat bekommt monatlich 4, der Officier 20 Piafter. Kleidung ist nicht Uniform; Lanzen, Säbel und Pistolen sind ihre Waffen bei der Reiterei, Schießgewehre und breite Messer bei dem Fußvolk. Die Latitz ist sehr schlecht; weniglich die Reiter große Gewandtheit besitzen. Kanonen sind nur in den Gassen; sie werden gewöhnlich von verlausenen Türken oder europäischen und indischen Knechten bedient. Auf den Münzen, welche der Imam schlagen läßt (Silber- und Schidemünzen), sieht man, wie dies auch bei den türkischen und persischen neuern Münzen der Fall ist, keine Figur, sondern nur Schrift. Es cursiren aber auch hier venetianische Goldmünzen. Die gebräugteste Gegend dieses Landes (Dschäbbel) wird in 24, das Tehama in 6 Ämter abgetheilt (welche man bei Niebuhr und Hassel genauer verzeichnen findet¹²⁾). Dort ist Sanna (schon zur Zeit Abulchob's eine große blühende, mit Damast verglichene Stadt und alte Residenz, der Fürsten von Jemen, obgleich damals, d. h. im 13. Jahrh., die Stadt Laas ihr den Rang abgelaufen hatte), hier Mecca. Diese 5000 Einwohner enthaltende, mit europäischen Factoreien (einer brittischen, dänischen und französischen) versehenen Seestadt, in welcher 250 Banianen oder indische Kaufleute den Zwischenhandel versehen, ist in neuerer Zeit die wichtigste Handelsstadt von Jemen geworden, weil hier der Haupthandel des Kaffees, der Specereien, des Gummis und aller arabischen Producte ist, welche die Europäer und Amerikaner aufkaufen. Die Engländer (jetzt im Besitz des persischen Meerbusens) bringen hier indische Waaren zum Austausch, bis zum Werth von einer Million Pfund Sterling.

2) Unabhängig von Jemen seit 1740 und unter einem eigenen Scherif ist die Herrschaft Aden, welche südlich an das Meer, westlich und nördlich an das Gebiet des Imams, östlich an kleinere unabhängige Herrschaften grenzt (vgl. den Artikel Aden).

3) Das Fürstenthum Kaufaban, größtentheils zwischen Landen des Imams liegend, unter einer alten vom Imam zu Saade und von Muhammed sich ableitenden Familie, welche mehre Jahrhunderte über verschiedene Städte Jemens herrschte, und bei der Vertreibung der Türken durch den Stammvater des Imams mediatisirt wurde, wenigstens den Titel Imam ablegte. Sie bezeugen zum Schid oder Sidl, welches ein geringerer fürstlicher Titel ist. Das Geschlechtsregister der regierenden Familie findet man bei Niebuhr (S. 250). Die kleine Hauptstadt Kaufaban liegt auf einem großen, fruchtbaren, wohlbebauten, aber steilen, hohen Berge, dessen Zugang erst zur Zeit Niebuhr's gepflastert und selbst für beladene Kameele breit genug gemacht wurde.

4) Die Landschaft (oder Welsch) Al-Kobail, nach zwei arabischen Hauptstümpfen, Haschid und Bekli genannt, westlich an Awarisch, südlich an das Gebiet des Imams und Kaufaban, östlich an Dsof und nördlich an die Wüste

¹²⁾ Vgl. die Christl. Zeit u. Fakih, Boland Anna, Boland Ibn Alkhan, Bab el Mandeb in der 1. Sect. dieser Encycl.

Amasiah stößend. Diese Landschaft besteht aus einer Menge kleiner, unabhängiger Herrschaften unter Scheds, deren Conföderation im Kriege unter einem Haupten oder etlichen Feldherren steht, und dadurch sowohl dem Imam von Sana als dem Scherif von Mekka Abhaltung und Furcht erweckt. Von den kriegerischen Cimmowynern (Kobail) dienen aber auch viele bei jenem Scherif, und der Imam hat oft ganze Regimenter derselben in seinem Solde, die nur unter ihren eigenen Officieren stehen. Es ist dies die arabische Schwärze. Hadsch und Bekil waren, der Sage nach, zwei Söhne eines Abenteurers, Adabescham aus Mogneha, der, von vornehmer Geburt und jung, sich die Prinzessin Nedsema aus Bursä in Bithonien, nachdem sie ihr königlicher Vater in ein Bergastell gesteckt, unter dem Gewande eines Heiligen und Eremiten (dessen man sich zur Wiederherstellung der liebebrannten Nedsema bediente) bei Mondenschein über Damask und Mekka bis Jemen entführte. (Diese Erzählung bei Niebuhr [S. 260. 261] gibt reichen Stoff zu einem neuen Drama.) Wenn Niebuhr 29 unabhängige Herrschaften dieses merkwürdigen Landes aufzählt (darunter in der Landschaft Scheiman die gleichnamige Stadt, nach Abulfeda die Grenze der Wohnungen einer von den alten Tobabaah نامية d. h. Hamjaritischen Königen abstammenden Familie, nach Niebuhr eine alte Residenz derselben, sowie nachher des jemenischen Imams und noch jetzt durch Ruinen uralter Paläste ausgezeichnet, in der Nähe eines Dorfes, Beit el Tobä (tobabaah) gelegen), so ist diese Aufzählung späterhin durch keinen unserer Reiseforschreiber berichtigt und ergänzt worden, und sehr zu bedauern, daß Segen diese Gegend nicht berührte. Man weiß nur, daß die tapfere Edgessenenschaft von Kobail sich vor etwa 40 Jahren den Bechabiten unterworfen hat; ob aber dies Bechabitenreich hier noch besteht, ist unbekant.

5) Das Gebiet Abuarisch, von der gleichnamigen Stadt am arabischen Meerbusen genannt und zum Tschama gehörig, sonst eine Provinz des Imams, welche dieser verlor, als er gegen seine sonstige Staatsregel, Abhängige oder Freigelassene zu Gouverneurs zu ernennen, einen von Muhammed abstammenden Scherif hierher sandte, den die Scheds von Kobail, ungeachtet sie im Dienste des Imams ihm bekriegt, heimlich unterstützt zu haben scheinen. Hier liegt eine Lagereise von Abuarisch die Hadschstadt Djefon, wo der Haupthandel mit Senefoliaten getrieben wird, vermutlich Dschif's Hadsch, und das von den Alten genannte Land der Cassaniten.

6) Der Küstenstrich von Abuarisch bis an die Grenze von Hedschas, von Beduinen unter eigenen Scheds bewohnt, die man in Jemen für Räuber und Ungläubige (Kassers) hält, und die, weil sie eine eigene Religion, Beschreibung und Mundart haben, und in der Nähe der alten Cassaniten wohnen, für die Abstammlinge der Aliläi der Alten (Beni Salal bei Dschif) gehalten werden.

7) Das Gebiet Ghaulan, westlich von Saade (nach Dschif zwischen Sana und Mekka), vermutlich die südliche Grenze der alten Ismaeliten und das in der Gene-

sis (10, 7 und 25, 18) genannte Ghabila der Ghuschiten, obgleich unweit Sana ein gleichnamiger Distrikt liegt.

8) Die Landschaft Saban mit der Hauptstadt Saade, ein großer, bergiger Strich Landes zwischen Kobail und Hedschas, neben der Wüste Amasiah, arabisch an Weintrauben und ausgezeichnet durch einige Eisenbergwerke, denen aber das Holz und die Betriebsamkeit der Einwohner abgeht. Diese Bergbewohner, welche von Fleisch, Honig, Milch und Kadutern leben, und bei einem sehr scharfen Gesicht sehr alt werden (ihre Ältesten betragen gegen die Bewohner der sehr frühzeitigen Verlobung der Araber, erst im 15. Jahre), sind zugleich gastfrei und räuberisch, werden für Sternkundige gehalten, meiden allen Umgang mit Fremden und reden eine eigene reine Mundart. Der Imam von Saade, durch dessen Gebiet der Weg von Sana nach Mekka geht, hat einen sehr ansehnlichen Hof. In seiner Nähe liegt der Berg Dm (dunkle Nacht), wo die Familie des Imams eine Belagerung der Ärtlen sieben Jahre ausgehalten haben soll.

9) Die Herrschaft Nedscheran, drei Lagereisen von Saade, mit der alten Stadt gleiches Namens نجران (die nach Abulfeda 10 Lagereisen von Sana und 20 Lagereisen von Mekka lag). Hier war ehemals eine Residenz der Hamjariten (Arseman Biblioth. Orient. T. I. p. 364. T. II. part. II. p. 765). Die ganze schöne, wasserreiche, durch Korn und Datteln ausgezeichnete Gegend ernährt auf ihren vortheilhaften Weiden die besten in ganz Jemen gesuchten Pferde und Kameele. Sie stand zur Zeit Niebuhr's unter einem berühmten, vielgereisten, tapfern und gelehrten Sched (Nekrami), der sich runderum durch seine Feldzüge furchtbar machte, aber eines eigenhümlichen Glaubens, weder Sedid noch Sunnit war. Seine Amulette und Klapptettel, wodurch er das Paradies ellenweise verkaufte, und die Anordnung von Aufstagen und Processionen, wodurch er vom Himmel jeder Zeit Regen errang, gaben ihm bei den abergläubigen Arabern ebenso viel Ansehen, als die ungewöhnlich schnelle Art, wodurch er mit seinen Parteigängern alle benachbarte Gebiete übertraf.

10) Die Herrschaft Nachten, drei Lagereisen nördlich von Nedscheran auf dem Wege nach Mekka, vermutlich der Sitz der von Ptolemäus genannten Katanid (vgl. auch wegen des Namens dieser sonst unbekannten Landschaft, von der selbst Niebuhr durch einen missbrauchten Cimmowyn nichts erfahren konnte, Genesis 10, 26). Man weiß nur, daß diese an Pferden reiche Gegend unter einem unabhängigen Sched steht.

11) Die Landschaft Dschif, دجف, voll sanftiger Ebenen (wo man nach dem Regen Gold im Sande wollte bemerkt haben), eine große, von Norden herab (von Nedscheran an) bis Hadramaut von der westlichen Grenze oder Kobail her, weit nach Osten bis in die Wüste, welche zwischen Jemen und Oman liegt, sich erstreckende Provinz, der Sitz der alten Sabäerstadt Warab, sowie jenes berühmten Wasserbehälters. Sie besteht aus drei verschiedenen Regionen oder Gebieten, 1) Bellad el Bedui

(das Land der Beduinen, wo die kriegerischen, mit Kamelen und Pferden umherziehenden, mit Harnischen und Helmen, Säbeln, Messern und Lanzen bewaffneten, als Dichter berühmten Nomaden sich herumtreiben, denen man nachsagt, daß sie den Dorfbewohnern ihre Mädchen entführen). 2) Hellad el Salabin (das Land der Sultans, eine von unabhängigen Herren, hier Sultans genannt, bewohnte bergige Gegend), und 3) Hellad el Scheraf, das Land der Scherifs, d. h. die Städte und Dörfer, wo die Nachkommen Muhammed's regieren, wozu auch Mareb gehört, dessen Scherif seine Basallen in benachbarten Distrikten hat. Die Berge bei Mareb enthalten Steinsalz, womit ganz Jemen versehen wird. Die einzelnen Ertr dieser Landes (in dem sich noch ein altes Bergkastell der Hamjaritischen Könige findet) sind zu wenig bekannt (vgl. z. B. die sonst treffliche Karrow-Smith'sche Karte, sowie die übrigen von Hassel [S. 376] der vollständigen Erdbeschreibung Bd. XIII. bezeichnenden Landarten).

12) Das kleine, an Kobaib (Hafschid und Bessil) von einer, und von der andern Seite an Dof grenzende Gebiet von Reihom رَحْم, welches unter einem kriegerischen, selbst vom Imam geachteten Scherif steht. Auf dem Berge Tiba dafelst soll man ehemals Silber gefunden haben. Beim Kastell Gharet findet man eine Seltenheit Arabiens, nämlich ein warmes Bad.

13) Gebiet Chaulan, das zweite dieses Namens in Jemen, einige Meilen südöstlich von Sana, dessen Scherif eine Zeit lang dem Imam als Feldherr diente. Die merkwürdigsten Ertr sind hier: Damsim, ehemals der vornehmste Sitz der süd-arabischen Juden und großer Synagogen, jetzt sehr verlassen (auch in der Hauptstadt der Gatabaner oder Gehaniten Janna [Jhanna] lagen nach dem Bericht der Griechen 65 Tempel), und Beit el Kibsi, ein von lauter Scherifs bewohntes Dorf, aus denen man alljährlich den Anführer der 2—3000 Mann starken Karavanen von Sana nach Mekka nimmt.

14) Die Landschaft Jafa جافا, welche zwischen Aden und Hadramaut an Hadhera, Kataba und Rodba grenzt, unter drei Fürsten, welche sich mehrere Distrikte von Hadramaut, darunter die Hafsenstadt Schehr, unterworfen haben. Sie ist reich an Kaffee und Hornvieh und war ehemals ein Theil des sogenannten Königreichs von Sana.

Dies sind die bis jetzt bekannten Gebiete von Jemen im engen Sinne. Über die zerstreuten Beduinensämme und ihre Sitten hat Seetzen einige Nachrichten ausfindig gemacht (monatl. Correspondenz v. Jach 1809. Bd. XIX.).

B. Hadramaut (das Hadramautitis der Alten, auf

arabisch حَضْرَمَوْت Hhadramaut), mit Jemen zusammen bei den Griechen und Römern das glückliche Arabien genannt, und mit Ausnahme der südöstlichen Küste und der großen Wüste von Oman im Nordosten, von Jemen selbst auf der westlichen und von Schehr und Mareb auf der östlichen Seite begrenzt, ungeachtet einige Schriftsteller auch diese beiden Provinzen Schehr

und Mareb unter Hadramaut begriffen. Alle alte Geographen erkennen das Land für den Hauptstamm der arabischen Specereien (Weidrauch, Myrrhen und Aloe), dessen Hauptabzug jetzt über Oman (Moskat) geht; auch Ahol und Dnyr geht es hier in der Nähe der Hauptstadt Schebam, wie schon der persische Geograph Abdoalmo bemerkt, indem er hinzusetzt, daß nirgends im Orient diese Steinarten vortheilhafter sich vorfinden¹⁵⁾. Auch findet sich hier der Beschem, welcher den berühmten mekkanischen Balsam gibt. Für Europa ist Hadramaut gewissermaßen noch zu entdecken; Nie buhr, der hierher so wenig als Seeren kam, gibt wenigstens an, wie man zum Behuf einer solchen Reise sich bei den Kaufleuten zu Bombay und Surate erkundigen und die Bekanntheit der Banianen aus Ostindien als der hiesigen Wälder und Wechler suchen muß. Die Hadramauten halten sich für weiser und gelehrter als die Jemenen (im engern Sinne), von denen sie in Sprache und Sitten und als Rechtsläubige abweichen. Ein gutes Vorrath theil gewährt es schon, daß man hier, wo ein zwar heisses, aber gesundes Klima ist, sicherer reist, als in Jemen selbst, weniglich die kleinen unabhängigen Herren auf den Bergen von Hadramaut oft in Fehde leben. Man findet hier eine Menge Scherifs in patriarchalischer Verfassung, unter denen sowohl die Bergbewohner (Kobaib) als die Beduinen stehen. Der Scherif der Hauptstadt Schebam

شَبَام (unter 67° der L. und 16° der Br. nach d'Anville) ist der mächtigste. Diese, schon zur Zeit Christi's und Abulfeida's berühmte, bei den alten Griechen und Römern Sabatha und Sabota genannte Stadt, zehn Tagesreisen von Mareb, acht von Sana, lag damals als eine feste, wohlbesetzte Burgstadt auf dem wasserreichen und fruchtbaren Berge Schebam selbst. Fast alle Städte Hadramauts, mit Ausnahme der Städte Dhasar, Kelsin, Harshah und Makala, liegen hier auf den Vorbergen der Hochebene, die sich kettenweise an das Küstenland drängen. Nach Schebam ist Zerim oder Zarlam زَرِيم die wichtigste Stadt (ebenfalls den alten arabischen Geographen bekannt), jetzt ist sie berühmte durch die (ebenen, mit Gold durchstreuten) Sawdis, die man hier weht. Zu Hadramaut gehört die gegenüber liegende alte Ainsel Socotora; denn der Scherif der Hafsenstadt Kelsin (von deren Rhee Nie buhr einen Grundriß mittheilt) ist Herr von Socotora. Das Verzeichniß, welches Nie buhr von den Städten im Innern Hadramauts mittheilt, und die geographische Stellung, welche ihnen Hassel (a. a. D.) nach zerstreuten Bemerkungen der Reisenden gibt, verdienen eine genauere Prüfung.

15) Andere arabishe Geographen nennen die hier vorkommenden Edelsteine Dnyr الحجر und Carnol العقيق (f. meine Abhandlung Arabia p. 37). Noch jetzt wird der jemenische Carnol Alik Jemani genannt (f. Forsk., Flora aegyptiaco-arabica p. 84). In seiner Blumensprache von der rhen. Mineralog. (horologium rei gemmarum) handelt der Araber Ahmed Khataschi von obigen Edelsteinen (f. die Ausgabe von Bau unter dem Titel: Specimen arabicum Testacei etc. p. 43. 44).

Die Landschaft Schehr liegt zwischen Hadramaut und Mahrah vom Cap Farafah bis zum Cap Curia Murrah. Sie scheint in älteren Zeiten (ungeachtet sie selbst Abulfeba nur beiläufig erwähnt) einen größeren Umfang gehabt zu haben, da die Hafenstadt Schehr (nicht Sahar) im Osten von Matalla innerhalb Hadramauts liegt ¹⁾. Die östlich von Werbath (an der Grenze von Mahrah) gelegene Stadt Thaphar (طفر) nennt Abulfeba ausdrücklich die Hauptstadt Schehrs, ob er sie gleich unter Tehasim al Jaman beschreibt. Hier, wie bei Schehr selbst, wird der beste arabische Weinbau (Eliban) gewonnen.

Die Landschaft Mahrah, ein Küstenland zwischen Schehr und Oman, nördlich an die große Wüste Ahsaf (deren Pforte sie genannt wird), südlich an das Weltmeer stößend, ist zwar arm an Kornfrüchten und Dattelpalmen, aber reich an Kamelen. Hier wohnen Beduinensämme, deren Stammvater oder Chef der ganzen Provinz den Namen gab. Die Hauptstadt Werbath, ehemals ein berühmter Hafen, liegt an der westlichen Grenze in dem Busen von Thaphar (nach d'Anville unter 71° der L. und 17° der Br.). Hier auf den Bergen ist der Ursprung des Weirbauchs und in der Nähe (nach Edrissi fünf Tagereisen davon, nach Niebuhrs Nachrichten unweit Kefsin und Ainab) das alte Grab Ezer's oder Kachtan's, dessen die Araber Hud nennen (هو). Kabe Hud), dessen Körper die Muhammedaner unter Abu Dschaf mit einem Schwert an der Seite in seinem Grabe fanden, und wohin alljährlich viele Pilger wandern. (Rommel.) Jemen ala (Geogr.), f. unt. Dschabbal u. Jemen. Jemeny, drussische Geste f. unt. Drusen. JEMGUN. König. Hanover, Fürstenth. Ostfriesland, eine der sogenannten Herrschaften, das Harbordt (37 Häuser, 222 Einw.) mit dem ritterschaftlichen Gute umfassend. (F. G. Crome.)

Jemielnica (Geogr.), f. Himmelwitz.

JEMINI (das Land Jemini 1 Sam. 9, 4), statt „das Land der Benjaminiten.“ Ebenso steht 2 Sam. 20, 1. יִמִּי „ein Mann Jemini,“ statt „ein Mann aus dem Stamme Benjamin.“ (Crome.)

Jemlah, f. Jumla.

JEMMA, ein ansehnlicher Fluß Habessinien's, im Reiche Anchara, der wahrscheinlich im Südosten dieser Provinz, auf den Gebirgen von Gojam, entspringt und in dem Lande der Agows sich in den Nil ergießt. Die wenigen, die jetzt uns bekannten Notizen von diesem Fluße verdanken wir dem berühmten Reisenden James Bruce, der uns, so weit er ihn kennen lernte, davon berichtet, daß er in der Nähe des hohen Berges Adama, dem höchsten Punkte des Gebirgszuges Amid Amid, vorüberfließe und durch eine herrliche, romantische Gegend, die er mit der Umgegend von Richmond an der Themse vergleicht, seinen Lauf nehme. Er soll ein schöner, fischreicher Fluß

sein, der keine Krokodile enthalte, und dessen Ufer meistens von Akazienbäumen besetzt seien. (J. C. Schmidt.)

JEMNISCHT, böhm. Gemmjasie, 1) eine gräflich Bucquoi'sche Allodialherrschaft im südwestlichen Theile des kauriziner Kreises des königreichs Böhmen gelegen, mit einem eigenen Gerichtshofe und Justizamt, einem mit teilsässigen Adelen und einem gebirgshügeligen Terrain. Die Herrschaft grenzt im Westen an den berauerten Kreis. 2) Ein Dorf und Hauptort der Herrschaft gleiches Namens, an der von Beneschau nach Gschütz führenden Straße, sechs M. südwestwärts von Prag entfernt, mit einem herrschaftlichen Schlosse, und schönem Garten, einer eigenen katholischen Schloßkaplanei, welche zum bishöflichen Vicariatsdistricte des prager Erzbischofs gehört und unter dem Patronate des Herrschaftsbefizers steht, einer im J. 1724 durch Adam, Grafen von Trautmannsdorf, angelegten und durch M. Rainer mit hübschen Fresken verzierten Schloßkapelle, einer katholischen Kirche, 36 Häusern, 216 Einwohnern und einer Pfarrschule.

(G. F. Schreiner.)

JEMTELAND (Jämtland), eine Provinz des nordwestlichen Schwedens, zu dem schwedischen Norland gehörig. Sie bildet nebst der Provinz Dalslän, das Östfjunds-Län (f. Östersund). Beide Landschaften waren in älterer Zeit Theile bald des nordweigen, bald des schwedischen Reiches; seit dem Frieden von Brömsebro 1645 sind sie letzterem verblieben. Jemtland ist von Norden nach Süden von Laddens Riset (Norwegen) bis Hällesjöden 30 Meilen lang, von Westen nach Osten von Skogstörren (an der norwegischen Grenze) bis Jälleröfen, wo Riedelpad und Ängermamland zusammenstoßen, 22 Meilen breit; das Areal wird zu 330 Q.M. angegeben. Auf diesem weiten Flächenraume, der freilich auch zahlreich Eimpe und Seen, niedere und höhere Berge, besonders im Westen zum Theil Alpen (an der norwegischen Grenze), Weideländer, auf welchen Kappen nomadischen, unerschöpfliche Wäldungen (wovon 84 Q.M. Kronwald), zum Theil noch undurchdringliche Urwälder, die kaum je eines Menschen Fuß betrat, ausfüllen, wohnen im J. 1825, in zwei Propsteien, der nördlichen und südlichen, unter Herenslands Stift, in 12 Pastoraten und in 45 Landkirchspielen, wie in einer Stadtgemeinde (Härsund mit 377 Seelen) nur 34,193 Menschen, einschließlich des ganzen Jämtlands Lappmark; in den J. 1816—1820 wurden geboren 4259 und starben 2245; in den J. 1821—1825 wurden geboren 4574 und starben 2398, und zwar ausschließlich des Lappensbezirks von Ström und Hölmte. Zum Herrt stellt Jemtland 1100 Mann (eine Schwadron Jäger zu Pferde und ein Feldjägerregiment). Im Westen grenzt Jemtland an Norwegen, im Norden an Norwegen und an Nete Lappmark, im Osten an Ängermamland und Riedelpad, im Süden an Riedelpad, einen kleinen Theil von Felingland und an Herjedalen. Viehzucht, meist als Cennemwirthschaft betrieben, Jagd und Fischfang, auch in den Alpen, bilden die Hauptnahrungsweise; der Ackerbau ist gering, wiewol er schon jugendmen hat, und noch viel erweiterbar werden könnte, da der Boden im Allgemeinen gut ist; Jemtland bietet sichere

14) Die Abulfeba wird die Hafenstadt Schehr, zwischen Aden und Thaphar, jedoch zu Jemen gerechnet, sowie er auch die vier Stunden davon entfernte fest und unbesetzte Stadt Hadramaut mit Adenimot in dies Gebiet setz.

X. Geogr. u. N. A. Zweite Section. XV.

Gelegenheit zu lohnenden Urbarmachungen dar, als fast irgend eine andere Provinz, selbst noch am Fuße der Alpen; jetzt gibt der Roggen höchstens das zwölfte, Erbsen das elfte, Gerste (die Hauptausfaat) das zehnte, Hafer das sechste Korn. Weizen wird nur wechselweise gezelet; auch baut man Renshorn. Neuerdings hat man angefangen, aus Moorterde künstlichen Dünger zu bereiten. Eine Landbaushaltungs-gesellschaft besteht. Nachschiffe richten oft Schaden an. Der Kartoffelbau ist sehr gelitten. Seit 1804 bestehen, allmählig vermehrte, Schottische, seit 1820 auch isländische Schifferien. Hanf ist ein Hauptzeugniß. Obstbäume kommen nicht fort. Zur Förderung der Weberlei hat die Krone Prämien ausgelegt; Wollezeug wird viel bereitet. In einzelnen Kirchspielen gibt es zahlreiche Handelsbauern, die ihre Reisen nach Stockholm und Norwegen machen; Vogelwaid, Salz, Butter, Lederwaren, bilden die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel; eingeführt werden Kaffee und Zucker, in geringen Quantitäten, da der Bedarf sehr klein ist, Häute, Stoffe, Rauch- und Schnupftabak (letzterem ist das männliche Geschlecht sehr ergeben). Die Jemteländer sind ein schöngebildetes, lebendiges, kräftiges und noch sehr unverdorrenes Volk, von mittlerer Größe, bescheiden und leicht und geborene Jäger; sie sind einfach und mäßig, arbeitsam, wohlwollend, gastfrei, aufrichtig und gottesfürchtig, haben wenig Bedürfnisse und erreichen nicht selten ein hohes Alter. Die Höfe sind meistens im Werd gebaut; die Dächer mit Brettern oder kleinen Stangen belegt, die Fußböden werden sehr rein gehalten; das Wohnzimmer ist zugleich Küche, nach der Weise Norwägers, doch westerböhmische Reinlichkeit findet man nicht. Überall wechseln die lieblichsten Seen, die anmutigsten Thäler, die erhabensten Alpenketten; man glaubt sich bald nach Italien, bald in die Schweiz versetzt. In den Waldungen findet man Elenthiere, Bären, Wölfe, Fuchse; der Bockfang ist sehr bedeutend: Das Land hat eine einzige Trivialschule, auf der Insel Felsön im großen Landsee Storjön. Daneben gibt es einzelne feste Landschulen und wandernde Elementarschullehrer; doch hauptsächlich besorgen die Ältern den Unterricht ihrer Kinder, und zwar besser, als es an vielen Orten in Schweden geschieht; denn Religion und Kirche sind diesem Volke noch die höchsten Güter des Lebens. Nur auf wenige Theile des Landes dürfte diese allgemeine Schilderung, keine Anwendung finden. Die Sonntagsfeier ist streng; aber keineswegs bloß äußerlich. Mit Herjedalens besteht erst seit 1821 eine unmittelbare und bequeme Verbindung auf schnellem Wege. Bergbau wird betrieben; Kupfer und Eisen ist vorhanden; auch Sumpfsen; neuerdings hat man wieder Bleierz gefunden. Auch Loosstein wird gehoben. Die Bergwerke von Jemteland bilden mit dem von Werelapad und Ängermannland die Bergmeisterschaft Wester-Norrland; doch wird in jeder Provinz Berggewinn (Bergsting) gehalten. Im J. 1825 ward eine Kreispost durch Jemteland nach Trondhjem eingerichtet. In juristischer Hinsicht bildet Jemteland nebst Herjedalen zwei Héraðsdöfningebezirke, den nördlichen und den südlichen, unter Wester-Norrlands Lagfogda (Lagmans-district) und Sveta Hegergericht; in administrativer Hinsicht, ohne Herjedalen, zwei Boigeteien, die nördliche und die

südliche. Einer der höchsten Berge ist die isolirte Areskutan, 4850 par. F. über das Meer sich erhebend, mit einem Gesichtskreise von etwa 40 Meilen. Die größten Flüsse sind der Indal (s. Indal), der Fjungen, der Simelf; der größte Landsee ist der Storjö. Jemtelands Wappen ist ein Elenthier mit einem Wölfe vor der Burgel und einem Falken auf dem Rücken.

(v. Schubert.)

JEMTELANDS-FJÄLL (Alpen). Es heißt ein 12 Meilen langes hohes Alpengebirge in Helle-Lapmark.

(v. Schubert.)

JEMTELANDS-LAPPMARK, wichtiger Jemtelands- und Herjedalens-Lapmark, umfaßt in einer Länge von etwa 30 und einer Breite von etwa 3—15 Meilen, die Alpen und Idäler längs der norwegischen Grenze, von Nordjemtland bis Nordbaltien, also Theile der Provinzen Jemteland und Herjedalen. Dieser Lappen-district bildet nicht, wie die übrigen Lappenmarken, eigene Pastorate, sondern Theile der jemtischen Pastorate Hammar-dal, Bölinge und Undersäker, wie des herjedalischen Pastorats Hebe; daher man auch Hammar-dal's (Ström's), Bölinge's, Undersäker's und Hebe's Lappenmark zu unterscheiden pflegt. Im J. 1815 war die Zahl der Lappen in Ström und Bölinge 294; im J. 1825, 295 (121 männliche, 174 weibliche); geboren wurden ebenfalls in den J. 1816—1820 39, und starben 20, in den J. 1821—1825 wurden geboren 48, starben 21; es müssen also Auswanderungen stattgefunden haben; diese Lappen haben 10,000 Rentthiere, von deren Erträge, wie von Fischerei, sie leben; sie sind des Schwedischen mächtig; daher vor ihnen nur Schwedisch gepredigt wird; sie besitzen allgemein schwedische Bibeln. Ihre Andacht beim Gottesdienste ist rührend. Mit den Lappen wandern zwei Katecheten, die im Christenthum unterrichten. Bei der Kirche Bölinge besteht seit 1746 eine Lappenschule. Auch durch Eindring der schwedischen Colonisten nehmen die Lappen ab. Jene Anbauer treiben wenig Ackerbau. Die Lappen sind gastfrei, dienstfertig und von großer Güte-müthe. Hier trifft man die Kapellen Heotagen und Frostvöl, unt. Bölinge (s. d. Art.). Die Lappen von Undersäker, im J. 1816 164 Seelen, leben in den Alpen von Kall, ihre Undersäker und Efferdal; sie sind Rentthier-lappen, und wenige schwedische Colonisten wohnen unter ihnen. Auch diese Lappen verstehen Schwedisch, einige, im Norwegen geboren, erhalten ihren Unterricht in norwegischer Sprache. Die Lappen von Kall und Efferdal leben am weitesten vom Prediger entfernt; daher sie auch wenig christliche Erkenntniß besitzen. Sonntäglich lesen sie mit einander schwedische Psalmen, so oft sie nicht zur Kirche kommen. Zwei Katecheten reisen unter ihnen umher. Die Lappen von Hebe, zu welchen die des jemtischen Pastorats Vöden gehören, weil auch sie der Seelsorge des Pastors zu Hebe übergeben sind, bestanden im J. 1814 in 20 Haushaltungen, aus etwa 80 Personen. Auch sie verstehen Schwedisch und sind Rentthier-lappen, doch meistens arm. Ein Katechet wandert mit ihnen. Sie halten viel auf Frömmigkeit und sittlichen Wandel; strenge Arbeit sieht sie, wie überhaupt dieses Völkchen, vor Ausschweifungen. Nach obigen speciellen

Angaben würde die Zahl der Lappen in Jemtslands-Lappmark 539 betragen. Da die schwedische Sprache unter diesen Lappen gottesdienstlich ist, wiewol sie unter einander lappisch reden, so dürfte ihre Vermischung mit den Schweden sich mehr und mehr nähern. Ihrem ursprünglichen Nomadenleben sind sie treuer geblieben, als die westnordischen Lappen. (v. Schubert.)

JEMTSKOGEN. d. h. Jemtland, welcher die Grenze von Jemtland und Medelpad (in Nordschweden) bildet; ein vier Meilen langer, dichter, aus Nadelholz und Birken bestehender Wald, in dem man nur einzelne Eichenhütten, Heuschnecken, Wassermühlen und Höfe trifft; viele umgefallene Bäume vermehren unbenuzt. Eine durch den Wald gehauene gerade Linie, die von den Bergen herabsteigt, bezeichnet die Grenze beider Provinzen. (v. Schubert.)

JENA. 1. Die Stadt. Sie gehört zum Großherzogthume Sachsen-Weimar-Eisenach und liegt in dem fruchtbaren und reizenden thüringischen Saalgrunde, welcher, geognostischen Untersuchungen zufolge, in uralten Zeiten Meeresspiegel gewesen, zu der hauptsächlich vom Meerwasser hervorgebrachten Fischeinformation gehört. Außer einer Menge Röhre verschiedener Größe, deren ansehnlichste, die Leutra, Jena durchläuft, bewässert dieses Thal die Saale, ein Fluß, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach, durch Cultur des Bodens und Verminderung des Waldes von seiner früheren Größe verloren, auch ehemals der Stadt Jena näher als jetzt geströmt haben mag, woraus besonders der 1575 gemachte Anlauf von zwei neuen Bogen an die große steinerne Brücke dafelbst hindeutet¹⁾. Die das Thal bildenden Bergketten zeichnen sich bei Jena dadurch aus, daß ihre kahlen Köpfe abstechend über die fruchtbaren und bebauten Länder hervorragen. Die Zeit der Erbauung J.'s ist ebenso ungewiß, als der Name ihrer Gründer. Man weiß bloß, daß diese Gegend im 7. Jahrh. von einem slawischen Volke, von den Sorben, aufgesucht und bei deren Vertreibung eine besetzte Grenzlinie von Saalfeld bis über Dornburg hinab zur Mündung der Saale, in ihrer Breite aber bis nach Weimar hin, ohne stets gesicherten Schutz durch die Thüringer angelegt worden ist, und daß Konrad, wenn auch ungewiß, ob er im folgenden Jahrhunderte ins Saalthal gekommen, hier doch lange Zeit im guten Andenken gestanden hat, während das 10. Jahrh. bereits mehr Ortschaften mit dem Stadtrecht in J.'s Nähe und die Burg Kirchberg aufzuweisen hatte. Auch steht J. im 11. Jahrh. schon urkundlich in der Reihe thüringischer Städte, (soals es nicht unwahrscheinlich wird, die Stadt habe zur Zeit, als jene slawischen Völker dort in verschiedenen Jahrhunderten umhergeschweiften, wenn nicht von ihnen selbst, ihren Ursprung erhalten, wie auch der Name solchen Herkommens sein mag. Nur ist nicht annehmlich, daß das Wort Jena vom wendischen Jeden, woraus Jeen, d. h. eins, geworden, abstamme, und eine aus drei Ortschaften zusammen-

geschmolzene Stadt bezeichne, weil man in dem Namen des nahe dabeiliegenden Berges Jenzig (Janak)²⁾, und des daran hinziehenden Baches Embda (auch Jemba und Jengau sonst geschrieben), dasselbe slawische Wort ohne Anlaß zu solcher Erklärung, ferner in vielen Bezeichnungen alter Ortschaften der Saalgegenden, wie in der Benennung einer Gasse der Stadt J. selbst sowol, als eines nahegelegenen Thales und des fließenden Thales im meißnischen Kreise Sachsens wiederfindet, wenn auch das Vorhandensein eines alten teutischen obeligen Geschlechtes von demselben Namen hiebei nicht in Rechnung gebracht werden kann. Die Vermuthung unterstützen andere slawische Namen mehrer noch in der Nähe stehenden Dörfer; daher unwahrscheinlich, daß J. entweder aus einer verderbten Aussprache des Wortes Jolianne, oder vom Worte Gahn (der Weinarterbeiter), oder von Gähnen, Gehen, Einseh, oder gar aus „Jener Aue“ entstanden sei. Die unhistorische aller Erklärungen, anderer absurden zu geschweigen, ist, daß es vom hebräischen Worte יָנָה, der Wein, herkomme, indem die Juden nach Verbesserung ihres Reiches dahin gekommen, den Weinbau zugleich mit Gründung der Stadt begonnen hätten. Die Schreibart des Wortes ist übrigens sehr mannichfaltig gewesen, wie z. B. in Gienae, Gien, Gene, Gena und Gana, aber auch in Jana, Jaina, Janis, Jhen, Jhena, Jhene. Jehua und Jehne gesehen werden kann, und selbst zu Anfang des 18. Jahrh. bediente man sich noch der letzten beiden Schreibarten. Graben, Mauern und Thürme³⁾ der Stadt, wie sie noch im 18. Jahrh. gesehen wurden, verriethen ein ziemlich hohes Alter, zugleich den unweiblichen Raum, auf welchem der Ort selbst Anfangs gegründet wurde, und erinnerte der Ähnlichkeit wegen an Weimars alte äußere Beschaffenheit und Anlage. Indessen hatte es ehemals nur drei Thore an ebenso vielen Seiten; denn das vierte gehörte der Burg oder dem Schlosse an, dessen Entsehung in unbekannter Zeit hinausgeht. Seine vier Vorstädte, welche unkrätzig erst in neuern Zeiten die Mehrzahl der Wohnhäuser abgegeben haben mögen, waren ursprünglich noch im 14. Jahrh. Dörfer. So hieß die St. Johannisvorstadt Krotz (oder Krautdorf) und Schöckelsdorf, die zweier Verstadt Rohlendorf, die Saalvorstadt Schöckelsdorf uff dem Sande, und die lübbert (lobedare) Vorstadt Zwiemel, Zwiemel, Zwielselbach. Zwar zählte der berühmte Horsteler noch 425 Wohnhäuser in der innern Stadt, bald nachher fanden sich bloß 381, wie in der äußern Stadt 410 Häuser angenommen wurden, und da vor Errichtung der Akademie der Einwohner Hauptnahrungszweig in Akenomie und Gärtnerei bestand, so ist leicht begreiflich, daß die Gasse

1) Sie hat neun Bogen, und wurde statt einer hölzernen zu Anfang des 15. Jahrh. angelegt. Im J. 1657 sprangte der schwedische General Stenbock einen Bogen dieser Brücke, und Herzog Wilhelm IV. ließ ihn erst 1655 wiederherstellen.

2) Dieser Berg wird in alten Urth. Gansage, Ganske, Janak (Janak), Jentzke, Jenecke, und noch im 14. Jahrh. Jentake genannt. Der Gipfel des Jenzigs heißt noch heute die Hundelippe, eigentlich Jumentoppe, und urthümlich spex Hunnorum. 3) Von den alten Thürmen und Werten hat man nur noch wenige erhalten, von denen sich der viertheil westlich gelegene auszeichnet, sowohl durch sein eckartiges Gefängnis (Kloster) für vier verurtheilte Weiberpersonen, als durch die vier in Rest gebliebenen Fensterlichter an den Ecken des Thurmes, welche den Innenraum des Weimars Philister ausgegossen haben sollen.

auf Herzogs Wilhelm III. von Sachsen Hochzeit im J. 1446 mit 3860 Pferden bei ihnen bequem herbergen, und die stark besuchte Akademie zu Wittenberg sich in den Jahren 1527 und 1535 auf ihrer Flucht vor pestartigen Seuchen hier ganz heimisch und behaglich finden konnten. Ihrer Thätigkeit wegen erhielt die Stadt zeitig zwei jährliche Krams- und Viehmärkte, den dritten verlieh Kurfürst Friedrich der Weise erst 1492. Der Ursprung der drei Wochenmärkte ist unbekannt. Ihre Jahrrenten für die Landesfürsten lassen sich ins 14. Jahrh. zurückföhren, und 1435 betragen sie 70 Mark Silber, von welchen aber Landgraf Friedrich IV. 30 Mark erließ, sowie sich für einen Ort solcher mittelmäßigen Größe als merkwürdig nachweisen läßt, daß J. schon gegen Ende des 13. Jahrh. Straßenpflaster erhielt, um dieselbe Zeit in vier Viertel eingetheilt worden war, und eine ansehnliche Schule, die sich im Thurne der jetzigen Stadtkirche befand, pflegte unter dem Schutze lobdabiger Edeln, welche 1309 das Patronat über selbige ihrer Schwester, der Äbtissin des dortigen Nonnenklosters, übergaben ⁴⁾. Diesen frühzeitigen Sinn für Bildung, Ordnung und Bequemlichkeit erzeugte städtischer Gewerbetrieb. Als solcher aber findet sich (den sehr alten Anbau des Weertettigs abgerechnet) vorzugsweise der Weinbau namhaft gemacht. Mit Sicherheit weist erst das 12. Jahrh. diesen Erwerbszweig bei Jena nach. Konrad's von Meissen Sohn (1), Kurfürst von Brandenburg legte in der Mitte genannten Jahrhundert bei dieser Stadt und in ihrer Nachbarschaft Weinberge an; fast gleichzeitig that dies auch Landgraf Ludwig I. von Thüringen, und von diesem soll der nordwestlich von Jena gelegene Berg, Steiger, den Namen Landgraf führen, während behauptet wird, Jena habe schon in den ersten Decennien des 11. Jahrh. so emigen Weinbau gepflegt, daß mit seinen Erzeugnissen in dem benachbarten Weimar offener Markt gehalten werden konnte. Wie dem auch sei, so ist doch gewiß, daß der Weinbau zu J. den Ackerbau frühzeitig verdrängte, und daß die Aufnahme seiner Pflege und eines Handels erst 1558 vom dortigen Stadtrathe beflagt wurde, der auf seiner Güte aber schon zu Luther's Zeiten verschrien und bespöttelt worden war ⁵⁾. Gleichwohl finden sich noch in Rechnungen aus dem Ende des 17. Jahrh., daß die Erntefrücht ⁶⁾ Sächsischen Hofes, besonders der weimarschen, ihre Keller mit großen Massen jenseitigen Rebenmostes anfüllten und ihre Hof- und Staatsbeamten auf dieses acetum jenseense, wie ihn Luther nennt, zum reichlichen Labetrunk anwiesen. Daher die großen Weinkeller in der Stadt und in deren Nähe auf den Dörfern. Gleich Heidelberg zeigte J. ebendam als ein berühmtes Weinstock von 381 Eimern in dem Rüstkeller ⁷⁾, welches noch 1618 von dem Hauskeller mit einem Wecker voll seines

Inhaltes zum Trunke Schaulustigen gezeigt wurde. Andere überschätzen den Umfang dieses Fasses, wenn sie es 1500 Eimer halten lassen. Mit der Zunahme des Weinstockes nahm in neuerer Zeit der Weinbau in Jena ab, so daß Goldgruben und Feldbau die Überhand gewonnen. Von der Goldgrube bei J. ist kaum der Mühe werth zu reden, da nur einmal, laut sichern Nachrichten, ein Versuch deshalb in der Saale zu Ende des 17. Jahrh. angestellt wurde, obgleich nicht abgebrochen wird, daß dieser Fluß Goldförnden mit sich führt, die aber die Kosten der Mühe nicht übersteigen. Der Ertrag jenes Versuches, durch die Witwe des bekannten Rechtsgelehrten Struwe unternommen, findet sich in einer Goldplatte von der Größe eines Doppellouis'or in der jena'schen Stadtkirche aufbewahrt. Ubrigens mögen Lage und Umstände J. nicht zu größerer Industrie eingeladen haben, da die Wehrzahl seiner Einwohner den durch Errichtung der Akademie dargebotenen Nahrungszweig ausschließlich ergreift, der aber, wenn auch von Einzelnen, wie aus andern Universitätsstädten, gemißbraucht, gewiß nicht solche Verursachung der Bürgerschaft nach sich gezogen hat, als selbst der ungenannte geistvolle Verfasser der Briefe über J. (1793) vortellend noch dazuthun bemüht ist. Diesen Nahrungszweig erhielt die Stadt eigentlich schon 1547, als das dortige Paulinerkloster in ein Pädagogium (Landesschule) umgewandelt wurde. Im folgenden Jahre zogen zwei Professoren mit Studenten dorthin, Bürger besuchten ihre Vorlesungen, bis das Wöthcherseß von Jacobi desselben Jahres die schöne Eintracht zwischen der Bürgerschaft und dem Pädagogium störte, und Reibungen bis zum J. 1550 veranlaßte. Schon drei Jahre vor Gründung der wissenschaftlichen Hochschule hatten sich die Studenten zu etlichen hundert Mann eingeschrieben, die nur 94 Stuben bewohnten. Zu dieser Einschränkung gestelien sich scharfe Verfügungen der Herzoge von Sachsen über Kost- und Miethepreise, um den Studierenden einen wohlfeilen Aufenthalt zu verschaffen, woraus eine lebende Ansicht vom äusserst billigen Leben in Jena sich nach und nach bis auf den heutigen Tag gebildet hat, obgleich jene strenge Vorschriften mit der Zeit verschwanden. Die Gönnerpersonen, welche diese berühmte Akademie Teuffthands gehabt hat, haben aber in der That zur Vergrößerung und Veröflerung der Stadt selbst nicht beigetragen. Zuerst verursachte der Befehl, daß die Studierenden, nur mit seltenen Ausnahmen, wegen ihrer Wohnungen auf die innere Stadt gewiesen wurden, eine Veränderung der Inskalt, statt der deren Häuserzahl zu vermehren, wurde sie durch das Aufsammenbauen kleiner in große Gebäude verringert, und ohne Zweifel ein Theil der Bewohner in die Vorstädte verdrängt, daher deren Häuserzahl seit dem Bestehen der Akademie die der Inskalt übersteigt. Sodann richteten die Pest (von 1578—1637 zählt man neun Pestjahre), Kinds- und andere Krankheiten zu verschiedenen Zeiten große

4) Die Nonnen desselb hatten im 13. Jahrh. bereits eine kleine Bäckereianstalt.

5) Die Wasse Weine, welche die Stadt ebendam baute, dient auch aus einer Volksage hervor, die sich an einen alten, jetzt nicht mehr vorbandenen Marktthurn in der St. Johannisvorstadt geknüpft hatte. Bei Erbauung desselben nämlich soll der Saft mit sehrm Wein eingemengt worden sein.

6) Dieses Gebäude wurde vom Kurfürsten Johann Friedrich in den Jahren 1534 bis 1537 gegründet. In demselben trat

auch der unglückliche Kurfürst bei seiner Rückkehr aus kaiserlicher Haft nach Weimar am 24. Sept. 1552 ab; dagegen hatte er zu Ende Jahres 1547 im Durchzuge der Kaiserlichen aus Gefangenen im Burgkeller zu Jena übernachtet.

Verheerungen an. Vom J. 1636—1644 drangsalten fremde Kriegsheere, Schweden *) und Kaiserliche, den Ort aus jammervolle Weise. Feldmarschall Eob ließ ihn 1637 drei volle Tage plündern, und 1642 rissen die Kaiserlichen viele Häuser und Schenken ab, um mit dem daraus gewonnenen Holze und Steinen die Stadt zu verfallulabriziren. Feuerbrünste hat sie zwar nur wenige und sehr unbedeutende erlebt, aber desto mehr Überschwemmungen, theils durch Wollenbrücke, theils durch Aufbrechen des Saaleis; wie z. B. im Febr. 1784. Und so ergibt sich aus uralten Kirchenlisten von 1574—1797, also aus einem Zeitraum von 223 Jahren, daß nur 546 Paar getraut, 1782 Kinder geboren wurden, aber 1846 Menschen gestorben, daß nach Jassulus von 1600—1800 31,494 Menschen geboren und 36,076 gestorben und nach Wiedeburg von 1765—1784 1202 Menschen mehr gestorben, als geboren worden sind. Indessen finden sich im 17. und 18. Jahrh. gewisse Perioden, in welchen die Zahl der Geborenen die der Gestorbenen beträchtlich übersteigt; im Ganzen aber, wenn auch die Kirchenlisten nicht genau abgefaßt worden sein mögen, mag die Erlebzah der wirklichen Einwohner Jena's seit Errichtung der Akademie höchstens 5000 gehalten, und die Häusermasse mit Einschluß der Vorstädte kaum 800 betragen haben. Nach der neuesten Zählung vom J. 1835 zählt man 5338 Einwohner (ohne Studenten) in nur 731 Wohnhäusern *). Als sich die Bürgerschaft an das Pädagogium gewöhnt hatte, zeigte sie sich auch bei Stiftung der Universität am 2. Febr. 1558 sehr theilnehmend, und ihr Bürgermeister überreichte mit einer lateinischen Rede dem ersten Rektor (v. Schöber) einen künstlich gearbeiteten fibernen, stark vergoldeten Pokal im Namen der Stadt. Außer der Akademie gaben auch die mit ihr in Verbindung stehenden Gewerke, wie Schriftgießerei, deren zwei daseibst bestanden, Buchdruckerei und Buchhandel, Nahrung an die Hand. Die erste Buchdruckerei veranfaltete Herzog Johann Friedrich II. im J. 1553 in dem aufgehobenen Karmeliterkloster zum Drucke der Lutherischen Werke. Der erste Buchdrucker, Köbiger oder Köbinger, wurde von Wagedburg berufen. Zu Anfange des 17. Jahrh. zählte die Stadt sechs Druckereien und acht Buchhandlungen; gegen Ende desselben nur sechs Buchladen und ebenso viele Druckereien, im J. 1805 aber vier Buchhandlungen und acht Druckereien, von welchen auch drei das Verlagsrecht hatten, und im J. 1835 fünf Buchhandlungen, eine Kupfer- und sechs Buchdruckereien. Die wöchentlich zweimal erscheinende jena'sche politische Zeitung erhielt ohne Zweifel erst in der Mitte des 18. Jahrh. ihren Ursprung. Die vier Apoteken, von denen eine wenigstens bei Gründung der Akademie wol schon vorgesehen werden sein mag, schmolzen nach und nach in zwei noch bestehende zusammen; eine dritte ist erst seit einigen Jahren bis auf Weiteres eingerichtet. Daneben

gehören zur Stadt vier Mehlmühlen in und sechs mit einer Papiermühle außer derselben, wie auch in ihr ein (von den akademischen verschiedenes) größeres, Rents und ein Postamt mit einer Sparrasse ihren Sitz haben. Sonst hat sich die Anhänglichkeit der Stadt an die Hochschule stets treu erhalten, wie sie sich vorzüglich im Sommer 1792 laut aussprach, als die Studenten den in den akademischen Annalen berühmten gewordenen Auszug und Wiedererung stellten.

Die frühern städtischen Einrichtungen Jena's unter einem mit obriktlicher Gewalt versehenen Stadtrathe mochten, da fast gar nichts hierüber bekannt geworden ist, im Wesentlichen mit denen anderer, besonders thüringischer, Städte übereingetroffen haben. Wann und von wem Jena sein Stadtrecht erhalten hat, ist bis jetzt nicht ermittelt worden; Statuten bekam es 1677 und 1704, und eine neue Stadternung am 16. Jul. 1810 (Nachtrag dazu im J. 1830), welche nachmals bei mehreren andern ertheilten Ordnungen weimarischer Städte zum Muster gedient hat. Der Stadtrath zu J., dessen Wappen der Erzengel Michael ist, bestand ehemals in drei Räten, deren jeder zwei Bürgermeister hatte. Sechs solche Bürgermeister finden wir schon 1401 aufgezählt, und 1701 bestanden zwar die drei Räte noch, allein die Bürgermeister waren bereits 1604 auf zwei beschränkt worden, davon einer das Bürgermeisteramt und der andere das Stadtrichteramt bekleidete. In neuerer Zeit (1810) trennte man vollends Beide, so daß ein Bürgermeister ohne gelehrte Bildung besteht, und das für sich bestehende (landesherrliche) Stadgericht, dem bis zum J. 1838 sechs Dörfer zugleich untergeben waren, die Gerichtsbarkeit mit Ausschluß der Criminalsachen, die einem eigenen Gerichte zu Weimar angehören, allein ausübt, während an der Polizeiverwaltung außer dem Stadtrichter und einem Gliede des Stadtraths, auch ein Mitglied der Universität noch Antheil nimmt, wie schon früher eine eigene Polizeicommission dieser Anstalt wegen ertheilt worden war. So begrenzt nun auch heutzutage die städtischen Vorrechte sind, so ausgedehnt waren sie früher, namentlich durch Begünstigung der thüringern Landgrafen. So erhielt J. zu Anfange des 15. Jahrh. gewisse Zollfreiheiten und Gerichte, und für gewisse Fälle auch Befreiung von Gerichtsbarkeit der landgräfl. Beamten, gegen Zahlung einer Geldsumme. Doch wies die Landgrafen 1408 die Bürger an das erneuerte Gersdorfbuch, während 1410 ein Zoll auf die Holzhandelsflöße (die Brennholzflöße wurde erst 1572 errichtet) gelegt, 1448 dem Stadtrathe die Münzgerechtigkeit für die geringsten Kupfermünzen ertheilt, und 1452 die Hilfe geistlicher oder ausländischer Gerichte in weltlichen Streitigkeiten untersagt wurde, da die Stadt unter dem Namen Ding's ank befondere gebegte Gerichte besaß. Merkwürdig ist, daß bereits 1525, ehe die Reformation sich in Sachsen noch festgesetzt hatte, Kurfürst Johannes dem jena'schen Stadtrathe das Patronatsrecht verlieh. Die Errichtung des gemeinschaftlichen Hofgerichts für die Ernestinisch-sächsischen Länder neben den Landesregierungen (1506), das eine Zeit lang seine Sitzungen auf dem sehr alten Rathhause gehalten hat, wurde 1816

7) Der Feldmarschall Banner hatte im März 1640 dicht bei Jena in der sogenannten Mäusenüste sein Hauptquartier. 8) Das im Mai 1835 erscheinende jensalthe brachtete Stadtanhang des Pädagogiums Sachsen-Weimar: Ufennach seit S. 170 für das J. 1834 mit Einschluß der Studenten 5718 Einwohner an.

aufgelöst und in ein Oberappellationsgericht (eröffnet im Jan. 1817) für dieselben und die fürstlich reussischen Länder als oberstes Gericht und letzte Instanz in allen denjenigen Civilrechtsfreisachen und Criminalsachen, die nach jedes Landes besonderer Verfassung dahin gelangen, sowie als schiedsrichterlich entscheidende Behörde in allen Rechtsfreisachen, welche zwischen den großherzogl. und herzogl. sächsischen, auch fürstl. reussischen Höfen, mit Ausnahme von S. Coburg J.), selbst vorkommen, verwandelt. Das von Herzog Johann Friedrich II. errichtete Ernestinisch-sächsische Consistorium wurde unter der Vormundschaft des Kurfürsten August 1574 von Weimar nach J. versetzt, bei vorgenommenen Landbestellungen der Stammlinie zertheilt und hinweggenommen, sowie auch das weimarische 1612 wieder in die Hauptstadt zurückgebracht worden ist. Das von Herzog Bernhard II. (s. d. folg. Art. Jena als Herzogthum) gebildete Consistorium hielt sich bis zum J. 1804, dann wurde es in ein geistliches Ministerium mit einem Superintendenten, drei Stadtgeistlichen und 19 Predigern, inbegriffen die 5 Adjuncten bei 43 Eporalkirchen, verwandelt⁹⁾, während das Justizamt für eine Stadt, 33 Amtsdörfer und 5 Gerichtsdörfer die Gerichtsrechtspflege versieht. Nicht weniger als 18 Büchereien zählt man heut zu Tage in diesem Amtsbezirk. Stadtgeschichtlich zu merken wären in J. noch die Klöster, Kirchen und Kapellen. Das wichtigste Kloster war das Nonnen- oder St. Michaeliskloster, Gisterienhergebäude, dessen erste Gründung in ungewisser Zeit fällt, die Erneuerung und reichere Begabung aber dem Ende des 13. oder dem Anfange des 14. Jahrh. angehört. Ihm gehörten nicht nur einige Vorstädte der Stadt, sondern auch mehrere benachbarte Dörfer. Die Nonnen wirthschafteten gegen die Eitte anderer benachbarten Klöster, wie die Nonnen zu Weimar z. B. so schlecht, daß sie Adel und Strafe sich zuzogen, bis man 1513 anfang sie fortzuschicken, und die aufrührerischen Bauern ihnen zwei Jahre nachher das Garaus machten. Kurfürst Johannes schuf aus dem Kloster die gegenwärtige Stadtschule, die, aus sechs Abtheilungen bestehend, von sieben Lehrern gepflegt wird. Das Pauliner- oder Dominikanerkloster, erst 1285 von einem kirchberger Burggrafen oder 1286 von dem lobdauischen Edeln, welche auch das Nonnenkloster neu gegründet hatten, gestiftet, war nicht reich begabt. Seine Mönche trieben Weinhandel, Fischei in der Saale, quadralberten und bettelten (Mullen genannt). Im Bauernkriege 1525 wurde das Kloster gemüthsdank, die Mönche bis auf drei Mann, welche späterhin ein lebenslängliches Gnadenbrot erhielten, verjagt, und die Kirche gänzlich zerstört. Bei Errichtung des Pädagogiums 1548 wurde die Anstalt in die Klostergebäude verlegt, sowie sie 1558 in die aka-

demischen Räume verwandelt, die daranhangende, mit Gräbern und Epitaphien versehene Kirche aber erst 1595 wieder hergerichtet wurde. Über das Karmeliter- oder heiligen Kreuzkloster in der Löbdevorstadt schweigen die ältesten Nachrichten gänzlich. Nur Heier weiß seinen Ursprung ins J. 1214; aber von Vätern der Mönche und deren Getreide ist Nichts bekannt. Am 3. Mai 1225 erlitt es gleichfalls einen jammervollen Sturm der Bauern. Der Stadtrath stoppelte hierauf die entwendeten Klostersachen zusammen, veräußerte sie und schickte den Erlös seinen im Lager vor Mühlhausen stehenden Bürgern zu. Die Klostergebäude wurden, wie bereits erwähnt, zur ersten jena'schen Buchdruckerei, und von den Kaiserlichen zur einseitigen Herstellung des 1637 durch Stalbanke gesprengten Bogens der großen Brücke benutzt, sobald an die Stelle des vernichteten Klosters der Gasthof zum gelben Engel treten konnte. Von den Kirchen in Jena gehört die St. Johanniskirche auf dem Friedhofe in der Johannevorstadt unstreitig zu den ältesten thüringischen christlichen Tempeln. Sie hatte mehrere Altäre, denkwürdige Gemälde und Grabdenkmale; gegenwärtig ist sie verlassen und seit 1695 vertritt eine neue gleichnamige Kirche auf demselben Plage ihre Stelle, die auch Grabmale in sich schließt. Seit dem 14. Jahrh. erscheint ein Kirchlein oder eine Kapelle vor dem jetzigen Thore, die später verändert mit dem Hospitale zu St. Jacob verbunden wurde; ausserdem finden sich eine Kapelle zum Bräuerhospitale zu St. Nicolai aus früheren (1319) und eine zum Weibers hospitale zu St. Maria Magdalena aus späteren Zeiten (1505) in der Saalvorstadt. Die schönste und größte Kirche war und ist noch die jetzige Haupt- und Stadtkirche zu St. Michaelis, ehemals auch Engels-, Kloster-, Nonnen-, Dom- und Collegiatkirche genannt. Sie gehörte vor der Reformation zum Nonnenkloster, und wurde in ihrer jetzigen Gestalt 1400 angelegt und langsam erbaut an der Stelle einer ältern zerstörten oder verfallenen. Mit 16 Altären ehemals versehen, ruht sie gegen Morgen auf einem Kreuzgewölbe, unter welchem hinweggefahren werden kann. Ein sehr hoher und massiver Thurm ziert das Gebäude und die ganze Gegend. Ausser den bürgerlichen, adeligen und fürstlichen Begräbnissen, welche diese Kirche in sich faßt, bewahrt sie noch ein metallenes Bild Luther's in Lebensgröße, das für dessen Grab in der weitenerberger Schlosskirche vom Kurfürsten Johann Friedrich bestimmt, allein nach den politischen Veränderungen durch die mährberger Schlacht im J. 1572 vom Herzoge Johann Wilhelm in dieser Kirche aufgestellt wurde. Das seit Anfange des 18. Jahrh. besonders durch die in J. lebende Herzogin, Witwe Johanne von Sachsen-Eisenach, gestiftete Frauenhaus erlitt mit der Zeit passende Veränderungen und wurde 1811 von der Weimaranstalt zu Weimar aufgenommen, sowie auch die mit ihm verbundene Buchhandlung längst wieder verschwand. Was endlich das jena'sche Schloß oder fürstliche Haus anlangt, so ist die Zeit seines Ursprungs so wenig als der Name seines Gründers auf die Nachwelt gekommen. Alt genug mag das Erkerer gewesen sein, da es Herzog Wilhelm III. äußerst wandelbar fand und 1471

9) Die feinstliche Ernestinisch-sächsische Linie, wozu damals Coburg auch gehörte, trennte sich schon 1597 von dem gemeinschaftlichen Hofgerichte. 10) Die jena'sche Diöcese hatte zur Zeit Herzogs Johann Wilhelm 69 Pfarren und einen Superintendenten, von welchen sechs den Synodalconsistorien Gabeln 1575 unterworfen. Die katholische Gemeinde zu Jena ist klein und ihrer Kirche wurde 1815 erst gestiftet.

ausbessern lassen mußte. Daraus ist zu schließen, daß die früheren Besizer schon ein Residenzhaus in Jena gehabt hatten. Aber aber nach den Kaisern der erste Besizer J.'s war, ist in Dunkel gehüllt. Jene schufen zwar 1130 das ihnen zustehende Thüringen in ein Reichlehen um, dessen Träger aber, die Landgrafen von Thüringen, wurden erst nach Verlauf von 200 Jahren vollständige Besizer dieses Landes. In dieser dunkeln Zeit hatte J. eigne Besizer, von denen nur die Herren von Arnshaug, lobbasburger Linie (nicht die Grafen von Orlamünde, wie Einige irrig behaupten) bekannt sind. Diese Herren waren nach Beier schon vor dem 13. Jahrh. im Besitze der Stadt; und von ihnen erbte Landgraf Friedrich der Freudige oder mit dem Bisse durch seine Gemahlin, Elisabeth, Tochter Otto's von Arnshaug, 1303 ein Viertel der Stadt J., während die andern drei Viertel von denselben und dessen Sohne durch Kauf erworben wurden. Friedrich der Ernste soll seiner Gemahlin diese Stadt zum Leihgеше vertrieben haben; also ist möglich, daß sie ihren Witwenstand hier verlebte habe. Um dieselbe Zeit, nämlich die Mitte des 14. Jahrh., saßen die Landgrafen, welche durch den freudigen Friedrich zugleich Markgrafen von Meissen geworden waren, in Thüringen erst durch die endliche Unterwerfung der Geuelen und Grafen fest, nachdem diese vorher sich bald zu ihnen, bald zu den Kaisern unter gegenseitigen Zwiespalte und bestehenden Verbindungen gehalten hatten. Bei solchem verwirrenden Unheile war zuvörderst auch J. vor dem 14. Jahrh. mancherlei Drangsalen ausgesetzt worden, wenn man bedenkt, daß nicht nur die schwarzburger und orlamünder Grafen dicht bei der Stadt Besigungen hatten, sondern sie selbst auch von eilf auf den benachbarten Bergspitzen gelegenen festen Burgen mit raub- und kampfslustigen, wie ihrer Vasallenverhältnisse wegen, unheimigen Geuelen umgeben war. Der J. gegenüber auf dem Hausberge stehende Fuchsturm¹¹⁾ ist noch gegenwärtig als trauriges Wahrzeichen jener barbarischen Zeit übrig geblieben. Die Stadt sah noch 1304 fast vor ihren Thoren eine achtwöchentliche Belagerung der drei burggräflichen Schlösser Greisberg, Kirchberg und Winberg durch die mülhäufer und erfurter Bürger. Sie blieb inessen den

thüringer Landgrafen zuständig, und als diese Kurfürsten und Herzoge von Sachsen geworden, ihre Besigungen unter die Stammesverwandten theilten, gehörte J. bald einem jüngern, bald einem ältern Gliede dieser Stammlinie. Im Widerkriege (von 1445—1450) schützte es Herzog Wilhelm III., der überhaupt diese Stadt liebte, gegen die Besiedlungen seines ältern Bruders, während im Bauernkriege (1524 und 1525) Luther, Melancthon und Krieger, die sich damals eine Zeit lang in J. aufhielten, auf die Einwohner besänftigend wirkten. Beide Kriege vernichteten jedoch 14 in der Nähe der Stadt gelegene Dörfer, deren Namen sich nur in Büfungen erhalten haben. Bei der Trennung der Stammlinie der thüringischen Landgrafen in das Ernestinische und Albertinische Herrscherhaus (1485) blieb J. bei ersterem, ebenso Kraft der wittenberger Capitulation 1547, und als die Ernestiner sich wieder in mehrere Seitenzweige vertheilten, kam J. an das Haus Sachsen-Weimar, dessen Stammherr, Herzog Johann Wilhelm, die Gebäude des alten Wilhelmminsterschlusses, wo es die jena'schen Topographen zu nennen pflegen, 1570 erweiterte. Und von nun an wurde dasselbe ein Zufluchtsort des weimarischen Hoflagers in Zeiten gefährlicher Krankheiten. Daber vergrößerte schon Johann Ernst der Jüngere 1620 die Hofgebäude, hingegen ließ dessen Bruder Wilhelm IV. das alte Hauptgebäude 1659 in das noch vorhandene Schloß umbauen, und auf dessen Dach die große Beigeliche Himmelskugel, die aber längst wieder verschwunden ist, stellen¹²⁾. Noch bei seinen Lebzeiten hat dieser Herzog (5. Febr. 1682) jedem seiner vier am Leben gebliebenen Söhne ein Schloß zur Wohnung angewiesen. Daher kam, daß sein jüngerer, Bernhard, Stiefsohn des großen gleichnamigen Kriegshelden, nicht nur seinen Wohnsitz, sondern auch eine besondere Regierung in J. aufschloß, sodas diese Stadt für 28 Jahre den Namen zu einem Ernestinisch-sächsischen Herzogthume dergab. (B. Risse.)

Die Stadt J. ist nach Weimar und Eisenach die größte; sonst aber auch als Sitz der den fürstenthümern der sachsen-ernestinischen Linie gemeinschaftlichen Universität und des ihnen ebenfalls gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts, nach der Residenz die bedeutendste Stadt

11) Dieser bekannte Thurm wurde 1584 vom Herzoge Johann III. von Sachsen wieder hergestellt. Seine überbleibsel gehören einer alten Burg, dem Kirchberge, an, welcher sammt den Schlössern Greisberg und Winberg auf dem Hausberge lag, und von dem sehr alten burggräflichen Schloß der Kirchberger besessen wurde. Diese Burggrafen kamen 1358 unter die Hebel der thüringer Landgrafen, und im Bruderkriege sollen ihre drei Burgen, nach den neuesten Forschungen, zwar unversehrt geblieben sein, allein gleich nachher läßt sich deren Verfall, der schon 1480 ansetzen war, nachweisen, sowie auch ihre Besizer um diese Zeit in Armuth gerathen. Die Burggrafen traten nur in bürgerliche Beschäftigungen und Dienstverhältnisse, und verpfanden ihre Geschichte in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. ins Fehndarmuthliche, wo es sich mit dem Sann'schen Grafengeschichte vermischt, und sogar ins Rastaw-Weibung'sche Fehndarmuth überging. Der Fuchsturm, nach Berghaus 1060 pariser Fuß über dem Meere und 666 pariser Fuß über der Saale stehend, hat seinen Namen späterhin unstrittig von der Menge Fuchse, die sich in seiner Rucke aufhalten, und nicht der gewöhnlichen Sage nach von dem diesem Erdmauer durch die Studenten an ihren neuen Genossen ehehem eingetribenen Pfandzinses empfangen.

12) Von diesem berühmten Astronomen, Erhard Beigel zu Jena, wurde 1667 das merkwürdige Haus in der Johanniskirche eingerichtet, welches unter die besten Kometenwerke der Stadt und umgegend geacht wird. Daranf gilt auch das unter den Jena'sern noch ferstlichende Dildigen:

Ara, caput, draco, mons, pons, vulpecula turris,

Weigeliana domus; septem miracula Jenae.

übrigens werden zu dieser Arbeit benutzt M. Adrian Beier's Athenae Solanae in 2., eine mit Kupfern und geschnittenen Buchstaben verfehrt Handschrift, deren Hauptinhalt auch in dessen Verzeichnisse Geographus und Architectus Jenensis widergegeben werden ist; Schwabe's historisch-antiquarische Nachr. von der ebenfallig keiserl. Pfalzstadt Dornburg a. b. Saale; Weiburg's Beschreibung der Stadt Jena, 2 Bände; Jöelius' neueste Beschreibung der bergogl. u. n. Stadt Jena; Schmid's Geschichte der Kirchberg'schen Schlösser auf dem Fohndberge bei Jena; Weiburg's kurze Nachr. von dem uralten sogenannten Fuchsturm; E. Walter's schloß. Annalen; Schloß. Provinzialblätter, J. u. S. B.; Schultze's Directorium diplomaticum, 1. Bd.; Dietrich u. S. m.

im ganzen Großherzogthume Sachsen-Weimar-Eisenach ¹⁾, liegt am linken Ufer der Saale, in einem von Eichen nach Norden streichenden Thale, in gleicher Entfernung zwischen Kahlä und Gumburg und zwischen Raumburg und Rüdelsdrath, unter 50° 56' 19" nördl. Br. und 29° 13' 33" östl. von Ferro. Die Gegend um die Stadt ist äußerst reichend, vielleicht die schönste im ganzen Saalgrunde, in welcher besonders der Hauberg (1251 Fuß über der Meeres) mit dem Fuchsthorum, der Jangy, der Gleibitz mit den Ruinen der Kunizburg, der Langgrafenberg mit dem Windmollen (oder Napoleonshöhe), die Ruinen der Fobedaburg, die Höhe bei der Kafenmühle, der Johannisberg, die Trielens n. u. mit ihren herrlichen Ausichten zu bemerken sind. In der Begreifung von den mannichfaltigen Schönheiten dieser Gegend nannte man daher die Stadt J. diowälten das trufische, das sächsische, das thüringische Florenz. Das Gersten, woraus die jena'sche Berge bestehen, gebet größtentheils zur sogenannten secundären Bildförmation. Die unterste zu Tage gehende Schicht bildet lauter Sandstein, dann lagert sich darüber der mit Thon verbundene Gyps, hierauf kommt der rothe Mergel und endlich der Kalk ¹⁾. Was der Verfasser der anonymen Schrift vom J. 1726 ¹⁾ in und um Jena von kostbaren Mineralien gefunden haben will, ist heutzutage nicht mehr anzutreffen. An architektonisch merkwürdigen Gebäuden ist die Stadt J. arm, außer der Haupt- oder Michaelskirche, erbaut zu Ende des 13. Jahrh. bei der man es sonst für ein Wunder ausgab, daß man unter ihrem Altare mit einem Fuder Heu wegtragen könnte, und ihrem Thurne, auf den 283 Stufen führen, sind kaum noch das Biegel'sche Haus, durch dessen inneren Spindel man am Tage vom Keller aus die Sonne sehen konnte und in dessen einzelne Zimmer zu jeder Zeit mittels einer hydraulischen Maschine frisches Wasser gebracht werden konnte; der Fürtenteller mit seinem überaus starken und bestimmten Miederball, und etwa noch die Collegienkirche mit ihrem hochgewölbten Schiffe zu bemerken ²⁾. Hilofisch merkwürdig sind der Saalhof zum gelben Engel, der an die Stelle des ehemaligen Karmeliterklosters gekommen, die alte Johanniskirche, welche jezt der kleinen katholischen Gemeinde zu ihrem Cultus überlassen worden ist, und der linke Theil des Saalhofes zum schwarzen Bär, wo Luther bei seiner Flucht von der Wartburg übernachtete und die bekannte Unterhaltung mit einem Schweizer hatte, und am J. 1524 seine berühmte Disputation mit Karlstadt

hielt. Der Marktplatz steht, wenigstens bei den Studenten, im Rufe der Schönheit. Im J. eine Universitätsflaß wurde, wor es ein kleiner, unbedeutender Ort, und hatte außerhalb der Ringmauer nur wenige Häuser. Als im J. 1527 der Pest wegen, die Universität von Wittenberg auf einige Zeit nach J. verlegt wurde, hatte man große Noth, die wenigen Professoren und Studenten, die sich hierher begeben hatten, unterzubringen. Die Hauptnahrungsquelle der Einwohner war zu jener Zeit Weinbau und Tuchweberei. Der hier gebaute Wein stand zwar in dem Rufe, daß er „Solit verus“¹⁾; dessentwegen wurde viel davon, hauptsächlich nach Leipzig, Wittenberg, Dresden und Berlin ausgeführt. Die Bürger zu J. waren gütigtheit Menschen, und Melanchthon kam in seinen Briefen nicht genug Rühmens von ihrer Freumiltigkeit und Zuverlässigkeit machen²⁾. Die erste Buchdruckerei kam im J. 1523 durch Karsbach nach J.³⁾ Um die Geschichte der Stadt J. hat sich vorzüglich Hr. Weier, welcher im J. 1678 als Archidiaconus daselbst gestorben ist, durch seinen Architectus Jenensis (Jena 688), seinen Geographus Jenensis (ibid. 1672), und durch seine handschriftlich hinterlassenen Annales Jenenses verdient gemacht. So mislungen die Schriften durch ihre unausschließliche Beisufassung, Beschränktheit und Armuth der Sprache sind, so brauchbar sind sie als reiche Sammlung zum Theil sehr wichtiger und interessanter Notizen aus Quellen, die uns jetzt nicht mehr zugänglich sind. Hundert Jahre nach Weier hat J. C. Basili. Wiedeburg eine Beschreibung der Stadt J., nach der topographisch-politisch- und akademischen Verfassung (Jen. 1780) herausgegeben, die sich durch Genauigkeit und Kritik auszeichnet. Als Auszug, Fortsetzung und theilweise Berichtigung der Wiedeburgschen Schrift erschien im J. 1793 zu Eisenach eine Schrift unter dem Titel: Beschreibung von J., deren ungenannter Verfasser der ehemalige jena'sche Stadtkirchner J. Adlf. Lev. Haselius war. Der Auszug ist aber bloß mit den Fingern gemacht, die Fortsetzung dem jena'schen Wochenblatte entnommen und die unbedeutenden Berichtigungen durch Vergleichen mit den Kirchbüchern entstanden.

(F, T, L, Dams.)

II. Das Herzogthum. Jena bestand als Herzogthum einer weimarischen Seitenlinie des Ernestinisch-

13) Jm J. 1784 betrug sie, excl. der Endbrühen, der Donb-
metzgefäße, der Aechte und Wäde, 4366. 14) F. H. G.
Schmidt, Hifter. Mineral. Beschreibung der Gegend um Jra.
(Gotha 1799). I. G. W. Boigt, Mineralog. Reisen durch das
Porphyr. Keimur (P. 1794), und besonders J. G. Zentler im
historisch-topograph. Aufschutze von Jra und seiner Umge-
gung (Jra 1836). S. 187 ff. und Guss. Gufow, über die
Mineralien u. Gussfiter (Abnd.). S. 177 ff. 15) Junge
Rade, von den Gold-, Kupfer- und Eisenminen, sie auch von
den Diamanten, Smaragd-, Sapphirn-, Topas-, Zirkon-, Jas-
per-, Granat-, und Jra gefunden werden (Jra 1836). 16)
Cf. C. G. Sapphirn, Mineralia ut Monumenta Templi Jene-
sacrae academici (Jen. 1685. 4.).

17) Cf. *Mela* *historia*, Epp. v. edit. *Bruckner*, N. 481.
18) In eadem *epistola* in *Sult. Senae*, ubi *Bruckner* dicit
R. 1346, fertur et in *Senae*. "Causas omnium hominum
stque civium benevolentia erga universum nostrum sodalitem
summa est, et, Dei beneficio, crescere cotidie videtur. Initio
enim, qui vetus illa opulenta de Scholasticorum fertitate haere-
bat in animis, videbantur nonnulli aberrare a nobis, neque
nos ad se recipiebant. Nunc incredibile est, quantum nos
quidem hospites praedant, quam amanter complectantur, cum
vident tantam esse tranquillitatem, unitatem, concordiam, deni-
que in omni officii genere diligentiam juventutis homines mo-
ratur. Tanta virtutis vis est, ut agrestes etiam omnes ejus
pollicitate movent." Cf. *Lad. W. Balthors*, Or. de *Jeans* li-
terat., sede ante conditum *Ihl* *Academiae* (*Jen*, 1753. 4.).
19) f. *Putterli's* Brief an den *Samler Graecor. Bruct.* d. d.
10. Jan. 1824: *Caristades* *Jeann* typographum exivit."

sächsischen Stammhauses eigentlich nur insofern, als dort eine fürstliche Familie aus dem Hause Sachsen-Weimar herflammend, sich eine Hofhaltung einrichtete, und von da aus einen erblichen Landesbezirk unter beschränktem Seniorat beherrschte. Der weimarische Abtheilungsvertrag vom 20. Sept. 1662, welcher den Grund zu diesem Herzogthume legte, und von den herzoglichen Brüdern, Johann Ernst V., Adolf Wilhelm, Johann Georg I. und Bernhard geschlossen worden war, war bloß eine Fiktion, wie sie im Hause Sachsen üblich und besonders im 15. Jahrhund. öfters versucht und gebandhabt worden war. Gestützt auf den Grund des Vertrags vom 2. März 1629 ging derselbe nur die Kammer- und Rentereieinkünfte, mit Ausnahme der Alms, Werra- und Saalschlöße, welche in Gemeinschaft blieb, an, während Land- und Krautsteuern, die Residenzstadt Weimar, die Wilhelmshurg und der große weiße Garten daselbst, die Wartburg bei Eisenach mit dem Zeughaufe daselbst und zu Weimar, die Jilsbach mit ihren Jagden und Waldungen, die Reichs-, Kreis- und Universitätsangelegenheiten und einige andere Stücke den vier Herzogen gemeinschaftlich blieben, sowie dem Ältesten von ihnen, Johann Ernst, die Landesregierung in allen Namen übertragen wurde. Nur in obiger Hinsicht fiel dem jüngsten Fürsten, Bernhard, außer dem jena'schen Schlosse, Stadt und Amt J. mit Burgau und Lobeda, das Amt Kapellendorf, die Voigteien Brennbach und Gersteth, die Vornwerke Eiterburg und Döbritschau, und das Geleite zu Wiegendorf und Buttelstedt zu. Dieser kleine Landesbezirk, worüber auch die Hoheitsrechte der Gemeinschaft angehörten, erhielt durch das Aussterben der altenburgischen Linie und durch den über die Erbchaft mit Gotha getroffenen gütlichen Vergleich in einem „Ertheilungsvertrag“ des 25. Juli 1672 einen Zuwachs durch die Städte und Ämter Alstedt, Dornburg an der Saale, und Bürgel mit dem Vornwerke Kniebsdorf, durch das Amt Hausdorf, die Voigtei Nagbada, ein Viertel des thüring. Obergeleites zu Erfurt, die Hälfte vom georgenthaler Hofe, die Hälfte der Saalschlöße mit dem döbritsch. Geleite und Wehange, nachdem die Voigtei Brennbach und das Vornwerk Eiterburg an Johann Ernst zu Weimar abgetreten worden waren, sodas die Einkünfte dieses Reichthums mit Ausnahme der Saalschlöße (laut eines Anschlages) 22,282 fl. 1 Gr. 4 Pf. betragen. Mit Ausnahme der Almschlöße und des weimarischen Residenzschlosses, welche an Weimar fielen, blieb alles vorhin genannte gemeinschaftliche Besitztum sammt den Amortisations-, dem Gymnasial- zu Schulstiftungen, allen Bergwerken, der Werra- und Saal-, den Frauenleinen- und andern außerordentlichen Steuern einer besondern Gesamtverwaltung unter Aufsicht des ältesten Gliedes dieser nur noch aus drei Fürsten zusammengefügten Regentennlinie unterworfen, während das Gersteth und die darin befindliche Ritterchaft eigenen Landesregierungen anheim gegeben ward. Eine solche wurde nun auch zu J. mit untergeordneten Verwaltungszweigen errichtet, ohne das sonach dieses im jetzigen Großherzogthume Sachsen-Weimar geographisch zerstreut gelegene Fürstenthum eine selbständige Reichslandschaft, gleichwie eine besondere

Landlandschaft erhalten hatte. In diesem abhängigen Zustande behauptete sich dieses Land 28 Jahre, als 1690 die zu J. residierende Nebenlinie erlosch, worauf es unter Irrungen der fürstlichen Erbennehmer an Sachsen-Weimar und Eisenach, und zwar Stadt und Amt J. neben andern Bezirken an letzteres fiel. Die hohen Collegien zu J. verschwanden von nun an, nur das Consistorium hielt sich, bis es in neueren Zeiten in ein geistliches Ministerium umgewandelt wurde. Als am 26. Juli 1741 mit dem Tode Herzogs Wilhelm Heinrich die sachsen-eisenacher Nebenlinie auch ausstarb, fiel J. an den Hauptstamm zu Weimar zurück und bildete mit seinem Geleite bis zur Umgestaltung des Herzogthums Sachsen-Weimar ein Großherzogthum, eine besondere Abtheilung des Ganzen unter dem Namen jena'sche Landesportion, mit einem schon seit 1728 bestandenen Steuercollegium bis zum J. 1809 versehen, welches mit Deputirten der Landstände besetzt war, sowie bereits der Landesanteil, welcher Kraft des Theilungsercesses am 12. Juli 1691 dem Herzogthume Sachsen-Weimar von der jena'schen Erbchaft zufiel, die jena'sche Erbportion geheißen hatte. Jene Landesportion nun wurde zuerst am 14. Decbr. 1741 zum Fürstenthume Weimar, am 13. April 1750 aber zum Fürstenthum Eisenach (obchon dieses auch ein wesentlicher Theil von jenem war) und den 10. Jan. 1756 wieder zu Weimar geschlagen. Gegenwärtig ist sie mit dem weimarischen Kreise des Großherzogthums verschmolzen.

Was nun die fürstliche Familie betrifft, welche zu J. wohnte, so ging sie vom sechsten Sohne Herzogs Wilhelm IV. von Sachsen-Weimar und dessen Gemalin Eleonore Dorotthea, einer geborenen Fürstin von Anhalt, aus. Bernhard, seines Namens der Zweite, in Rücksicht auf seinen oben genannten Oheim, Bernhard I. und der Ältere in Hinsicht seines gleichnamigen jüngern Vatters, des Herzogs von Sachsen-Meiningen (von der sachsen-gotha'schen Linie abstammend) geheißen, war der Stifter dieser Seitenlinie und zu Weimar geboren am 21. Febr. 1638 a. St., grabe an seines trügerischen Oheims glänzendem Siegestage der Rheinfelden. Nachdem er sorgfältigen Unterricht in Religion, Sprachen, Staatswissenschaften, Geschichte und Mathematik empfangen, doch immer dem Bestenbau und der Tugend den Vorzug in seinem Fleiße gegeben hatte, verließ er mit seinem jüngern Bruder, Friedrich, am 13. Jun. 1653 nach Obererzschland, sodas zugleich den römischen König Ferdinand IV. zu Regensburg trönten, machte mit ihm und den anwesenden Reichsfürsten Bekanntschaft und traf am 10. Sept. d. J. wieder in Weimar ein. Zur Fortsetzung seiner gelehrten Ausbildung bezog er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Friedrich am 24. Febr. 1654 die jena'sche Hochschule unter Leitung des für beide gemeinschaftlichen Hofmeisters von Schwefelhäusen und Lehrers Daniel Lipskorp. Die Studenten gingen ihm unter Aufsührung eines jungen Grafen von Königsmark entgegen, und die Professoren empfingen ihn feierlich im herzogl. Schlosse. Vier Tage später übernahm er in Gegenwart seiner Ältern und Geschwister das akademische Rectorat unter freierlichem Begrüße in der jena'schen Stadtkirche. Der Prins sprach dabei in latei-

nischer Rede über Werth und Wesen dieses Amtes, während sein Bruder Friedrich die nachher zur künft. Kassel geladenen Gäste mit einer gütlichen teutschen Rede im Schloß empfing. Am 8. Nov. übergab Bernhard seine akademische Würde dem Prinzen Friedrich, und sprach sich dabei abermals mit römischer Zunge über den großen Einfluß der Wissenschaft auf teutsche Cultur in damaliger frommer Redeweise aus. Am 26. Sept. 1655 übernahm er das Rectorat wieder und besiedelte es bis zu seinem Abgange am 16. Nov. 1657, nachdem sein Bruder Friedrich am 18. August 1656 durch den Tod von seiner Seite gerissen worden war. Obgleich er am 23. Nov. 1657 eine Reise ins Ausland angetreten hatte, wählte ihn doch die Akademie zu Anfange des J. 1658 wieder zum Rector, welches Amt er in seiner Abwesenheit vom Prorector verwalten ließ. Das Ziel von Bernhards Reise war Frankreich, die spanischen Niederlande und die vereinten Generallstaaten Hollands. In Paris besuchte er auch den königl. Hof, rief durch sein Geschick und seinen Namen das geehrteste Andenken an den großen Oheim wieder zurück und lernte dessen Freunde, die noch lebten, kennen, insbesondere den ausgezeichneten Marschall von Turenne. Dieser führte ihn in das wohlhabende, mit vielen leeren Ländereien begabte Haus Heinrich's von la Tremouille, Herzog von Thouars, der mit Maria von Laitour d'Auvergne, Herzogin von Bouillon, vermählt, und seit seiner Verheirathung zum katholischen Glauben im Lager vor la Rochelle 1628 in Dienste seines Königs getreten war. Tremouille's Familie, wenigstens ist es von seinem künftigen Kinde, Maria Charlotte (den 26. Jan. 1632 zu Thouars in Poitou geboren) erwiesen, war nicht katholisch erzogen worden, sondern dem reformirten Glaubensbekenntnisse treu geblieben. Dies mochte Ursache sein, warum sich Mutter und Kinder mehr zu Thouars als in der Hauptstadt aufhielten; als des Herzogs Sohn Heinrich Karl von Tremouille von den hochwiegenden Staaten zum Statthalter in Herzogenbusch bestellt wurde, begab sich Maria Charlotte mit dessen Gemahlin, einer geborenen Landgräfin von Hessen, ebenfalls dahin, und bereiste von da mehr nahe oder fern verwandte teutsche Fürstenthümer, bei welchen sie sich Ruhm und Achtung durch ihre leblichen und geistigen Eigenschaften erwarb. Es's, daß Bernhard sie entweder zu Paris oder in Holland kennen lernte, so ist doch zu vermuten, daß ein Verkehrröbnniß jetzt schon zwischen Beiden eingeleitet wurde. Am 19. Decbr. 1659 fand er sich zwar wieder in Weimar ein, aber am 24. März 1662 trat er seine zweite Reise nach Frankreich an, und verließ sich, als erste Ausnahme der sächsischen Fürsten, welche seit der Reformation Verleirathungen mit nicht teutschen Prinzeßinnen streng vermieden hatten, um, wie ausdrücklich bemerkt wird, auf Anrathen Turenne's, am 7. (19.) Jun. mit Marie Charlotte von Tremouille, gemeinhin Marie genannt, und den 10. desselben Monats verband beide die priesterliche Hand im Palaste der holländischen Gesandtschaft zu Paris. Kraft der Ehecaputen empfing das Fräulein 80,000 Thlr. Wittgal, nämlich 16,000 zum Ehegeld, 10,000 für Schmuck und Kleider, und 53,334 Thlr. wurden ihr jährlich von Paris aus verzinst, wofür sich

die gesammte Familie Tremouille verbindlich gemacht hatte unter der Bedingung, daß die Summen zu Erwerbung nützlicher Besetzungen in Leuzfeld verwendet werden sollten, und wenn Marie vor ihrem Gemahle kinderlos sterben würde, sollte das Capital mit Ausnahme des Ehegeldes an ihr Haus zurückfallen, während Bernhards Erbden im Falle seines frühern Ablebens, der Herzogin, sobald sie sich wieder verheirathen würde, die Ehegelde zurückzahlen und die gleichfalls den Wiederlagsgeldern auf Lebenszeit verzinsten sollten. Am 1. Jul. 1662 nöthigte ihn der am 17. Mai erfolgte Tod seines Vaters zum schleunigen Ausbruche in die Heimath, um nach dessen Vermächtnisse die Theilung der Erbschaft mit seinen drei noch lebenden Brüdern zu bewerkstelligen, und die dadurch nothwendig gewordene Hofhaltung zu Jena einzurichten. Er bezog dieselbe mit seiner Gemahlin, die inzwischen von Paris abgereist, und von ihm in Cassel abgeholt worden war am 8. Decbr. 1662 unter feierlichem Sprünge der Akademie und Bürgerschaft, und vollendete den von seinem Vater angefangenen Bau des dasigen Schloßes²⁰⁾. Ein Hauptgeschäft dieses Fürsten war zunächst die Betreibung einer juristisch mit seiner Vermählung zusammenhängenden Erbschaftssache, welche sich von seinem in französischer Verbindung gebliebenen Oheim Bernhard herabtrieb. Dieser ausgezeichnete Herr hatte durch seinen Tod (8. Jul. a. St. 1639) und sein Testament den hinterlassenen Brüdern zu Weimar eine bedeutende Anwartschaft auf ererbte Pröwingen am Rhein und in Hochburg und sammt einer Menge anderer werthvollen Gegenstände verschafft. Herzog Wilhelm und dessen Bruder Ernst (des Drilte, Adreht, starb 1644 während der Verhandlungen) hatten bisher, kleine Geldsummen und etliche Juwelen abgerechnet, durch kostbare Sendungen an französische Höfe nichts, als die Auslieferung des künftigen Reichthums zu Dreisach 1655 erwirken können²¹⁾. Obgleich der Werth der Erbschaft dadurch gesunken war, so übertrugen doch Ernst der Fromme zu Gotha und Wilhelm von Weimar dem im März 1662 nach Paris reisenden Prinzen Bernhard II. die persönliche Betreibung derselben am französischen Hofe; und da auch dieser Nichts ausgerichtet, verzichtete Ernst von Gotha auf seinen Antheil, und Bernhard kam hierauf am 22. Mai 1663, da er den Ruch nicht verloren hatte, mit seinen Brüdern, Johann Ernst V., Adolf Wilhelm und Johann Georg I. überein, daß sie ihm allein die Erbschaft des Oheims sammt den Forderungen des Vaters an die französische Krone erb- und eigenthümlich überließen. Die letztern bestanden in rüchsländigen Jahrgeldern, welche dem Herzoge Wilhelm zur Zeit seiner künft. schwed. Generalleutenantschaft zu Folge eines von Ludwig XIII. ertheilten Breve's (d. d. Fontainebleau 26. Mai 1634) von

20) Am 3. 1718 erhielt dieses Schloß ein plattes Dach, dessen Dachwehren mit 12 verzierten, aus Holz verfertigten, riefenartigen Standsbühnen gekrönt wurden. Sie trugten aber der Witterung nicht lange, und wurden nach Verlauf von 30 und etlichen Jahren wieder hinweggenommen. 21) Vgl. Bise's Bericht der Größe II. 335 ff., wo diese Erbschaftsangelegenheit nach archaischen Acten erzählt wird.

30,000 Livres bündig versprochen worden waren. Die ersten enthielten 1) angemessene Entschädigungen für die von Frankreich an sich gegangenen Eroberungen Bernhard's I. an Land und Leuten; 2) Ersatz für die 1,050,000 Livres, welche derselbe bei der Belagerung Breisachs (1638) und zum Unterhalte des Heeres aus seinem Beutel dargereicht hatte; 3) die Ablösung der 60 Städte Geschützes, welche derselbe hatte gien und in seine Festungen vertheilen lassen, oder eine genügende Geldentschädigung für dieselben; 4) Zahlung der rückständigen Generalsabbehaltung und bewilligten Jahrgelder desselben Fürsten; 5) Ersatzung der 4000 spanischen Pistolen, welche derselbe bei Übernahme der Festung Hohentwiel vorgeschossen, und endlich 6) Auslieferung aller ihm zukünftig gezeuften Mobilien, Kleinodien und Silberzeug, welche die Gräfin'sche Familie zu Bern unter dem Vorwande der Bezahlung des von Bernhard gestifteten Legates willkürlich an sich griffen hatte. Es erging aber dem Herzoge Bernhard II. mit diesen großen Ansprüchen, wie der Familie seiner Gemahlin mit den übrigen; er erhielt nichts, und als nach seinem und seines Sohnes Tode die männlichen Erben zu Weimar und Eisenach diese Ansprüche an Frankreich dem Herzoge Friedrich von Gotha und dessen Brüdern gegen Vergütung von 2000 fl. überlassen wollten, so hielten diese in Rücksicht zweifelhaften Erfolges den kleinen Ersatz für übergroß; daher kam die Sache in gänzliche Vergessenheit.

Glücklicher war Herzog Bernhard mit der Erbschaft, die ihm und seinen Brüdern durch das Aussterben eines Gliedes der weimarschen und einer verwandten fürstlichen Seitenlinie zufließt. Nämlich sein Neffe, Herzog Wilhelm August zu Eisenach, war am 23. Febr. 1671 und Friedrich Wilhelm, der Entel seines Großvaters, Herzog von Sachsen-Altenburg, am 14. April 1672, beide kinderlos mit Tode abgegangen. Mit seinen Brüdern wegen des Anfalles von Eisenach noch nicht einig, begab sich Bernhard mit Vollmacht derselben auf die Nachricht von dem Tode des Letztern nach Altenburg, und schnitt in Gegenwart eines Notars und etlicher Zeugen aus der Thür eines herzoglichen Gemaches im Schlosse einen Spahn ab, zum Zeichen, daß er Stadt und Amt Altenburg in Besitz genommen habe. Die gotha'sche Linie that ein Gleiches mit andern Ämtern des verwaisten Fürstenthums. Hier auf kamen der Prinz Friedrich von Sachsen-Gotha, Johann Georg von Marktsuhl und Bernhard in Altenburg zusammen, wo sie im Namen aller rechtmäßigen Erben bestimmten, daß Weimar und Gotha bis zur Entscheidung der Sache im Besitze der ergriffenen Bezirke bleiben sollten. Der Vergleich erfolgte am 16. Mai, und am 25. Juli desselben Jahres kam Bernhard mit seinen Brüdern Johann Ernst und Johann Georg über den doppelten Zuwachs an Länderbesitz überein, worüber sie sich, wie oben erzählt, mit einander in herkömmlicher Weise absanden. Von nun an traten auch von Bernhard Einrichtungen für Gesetzgebung und Verwaltung des kleinen Herzogthums langsam hervor; so wurde ein Consistorium erst am 30. August 1673 geschaffen, eine Kanzleiorbnung am 6. Jun. 1675; fast gleichzeitig wurde das Criminal-

wesen verbessert, und allmählig traten mehr in verschiedene Zweige der Verwaltung eingreifende Verfügungen ans Licht, besonders für bürgerliche und akademische Polizei. Daneben sah Bernhard sorgfältig auf Verschönerung der Stadt, wie der zum Schlosse gebörenden Räume und Gebäude, weshalb die Akademie mehr ihr früher geschenkte Grundstücke einbüßen mußte, während er von Privatleuten Gärten und Gebäude durch Kauf an sich brachte. Den Graben, welcher die innere Stadt umgürtete, ließ er 1664 wegen drohender Zerstörung vertiefen und die Stadt in Vertheidigungsstand setzen. Ueberdies pflanzte er Ältern, baute ein Schloßhaus, und da er die Vermehrung der öffentlichen wie der Privatgebäude gar sehr begünstigte, so richtete er nicht nur eine Ziegelei her, sondern ließ auch die herrschaftlichen Föhren zum Dienste der Bauleisten aufstehen. Das noch vorhandene Ballhaus ist ein Werk seines architektonischen Geschmacks. Den Kurfürstener schuf er in ein öffentliches Bier- und Weinhaus um, und zu Würzig richtete er einen Thiergarten ein. Daneben ließ er hin und wieder große und kleine Münzen prägen, auch Medaillen, von denen nur eine sich durch künstlerischen Geschmack und Sinn jener Zeit auszeichnet, nämlich die auf seinen Geburtstag 1673 geschlagene, 16 Dukaten haltende goldene Münze, auf deren einer Seite ein vor Anker gelegtes Schiff abgebildet steht, auf welches Winde aus einem feuerpeinenden Berge stürmen, mit der Umschrift: *Anchora jacta Manet*. Das Temperet Acolus Auras, und auf der andern steht der ausführliche Titel und Name des Herzogs mit Tag und Jahr ²²). Den Wissenschaften lag er so vorwärtend ob, wobei ihm eine ausserordentliche Handbibliothek, die später mit der öffentlichen Bibliothek vereinigt wurde, unterflachte.

Mit seiner Gemahlin lebte Bernhard eben nicht in glücklicher Eintracht. Sie im dritten Jahre der Ehe kränzlich geworden — auch ihn soll sein schöner und starker Körperbau selten von Krankheit geschlagen haben — wurde von Steinbeschwerden und andern Leiden neben hypocondrischen Zufällen gequält, wozu sich endlich der Gram über die Untreue ihres Gemahls gesellte. Ohne Zweifel keinen Grund zur Eifersucht auf Marien habend — wenigstens melden die sächsischen Geschichtsschreiber nichts davon — fastete Bernhard aus großem Unmuth, wie er selbst gesteht, über seine Gemahlin, nach und nach unabwehrliche Neigung zu deren Kammerjungfer (Hoffräulein) Marie Elisabeth von Kosow, die ihm lange Zeit sein Gebot gab, bis er sie eink, nach Häufung der ehelichen Briefe, in ihrem Zimmer unter inbrünstigen Beteuerungen, sie heirathen und sich von Marien scheiden lassen zu wollen, überfiel. Da aber die Ehescheidung gehindert wurde und die Ausöhnung des Herzogs mit seiner Gemahlin unter der Bedingung, das Fräulein von Kosow vom Hofe zu entfernen, bewerkstelligt worden zu sein schien, so mußte er zum Schutze des Fräuleins auf bitteres Verlangen von

²² Seltene Medale von ihm sind die 1675 geprägten, welche, wie man vermuthet, sich auf die kaiserliche Lehensempfangnis beziehen. Ihr Avers enthält B's Brustbild mit seinem Namen und Titel zur Umschrift, der Revers sein Wappen mit der Umschrift: *Deo Duce, comite Fortuna*.

dessen Verwandten am 20. Oct. 1672 ein schändes Zeugnis ausstellen. Zugleich ertheilte er der Kaspot den Titel einer Dame d'Altfiedt und ein erbliches Jahrgeld von 1000 Reichsthalern. Marien mochte diese Liebhaft nicht verborgen geblieben sein, so daß der Zwist von Neuem mit Heftigkeit ausbrach, weshalb der Herzog sich wahrscheinlich zu Anfang des J. 1673 durch den Professor Misingand, einen Apostaten der katholischen Kirche und des Jesuitismus, vor drei Zeugen mit der Frau von Altfiedt heimlich trauen ließ, und ihr, wenn nicht schon früher, eine Wohnung zu Kapellendorf einräumte. Vier Wochen nach der Trauung kam sie mit einer Tochter nieder, welche in reifen Jahren den königl. polnischen Kammerherrn von Rümppling heirathete. Der Gedanke an widergesetzliche Polygamie aber qualte den Herzog allmählig dergestalt, daß er am 5. Decbr. 1674 Rechtsgelehrte und Theologen zu J. in Verathung zog, ihnen das bestehende Geheimniß entdeckte, die sonderbaren Qualitäten und das alte adeliche Geschlecht der Kaspot zu Hilfe nahm und mit stillschweigender Zurücksetzung seiner Gemahlin anfragte, ob seine heimliche Ehebündnis mit der Frau von Altfiedt rechtlich bestehen könne. Die aus sechs Gelehrten bestehende Commission, an deren Spitze der berühmte Struwe stand, entschied sich zehn Tage nachher für die Ungültigkeit derselben. Hierauf, wie es scheint, und zwar noch in demselben Jahre, traf er mit der Frau von Altfiedt die Übereinkunft, ihr heimliches Verhältniß treulich zu wahren, es vor Allen, namentlich vor dem Könige von Dänemark und etlichen Reichsfürsten zu verhehlen, die daraus hervorzu gehenden Erbsöhne für rechtmäßige, etliche adeliche Kinder zu achten, und damit sie standesgemäß leben konnte, verscrieb er ihr 20,000 Thlr. Capitalstamm als Morgengabe, die jährlich mit fünf pro Cent aus herzoglicher Rentkammer verzinst wurden, und wies ihr auf die Dauer seines Lebens und nachher bis zu ihrer anderweitigen gütlichen Bestiehung das herzogliche Schloß zu Dornburg als Wohnung mit einer gewissen Anzahl Wiltpret für ihre Küche und den Holzbedarf an, welches alles mit ihrem Tode, wenn er ohne Leibeserben erfolgen würde, kostenlos, dem Herzoge oder seinen Leibeserben wieder zu Gute kommen müsse²³⁾. Ob nun schon zwei Kinder erwähnt werden, welche Bernhard mit der Frau von Altfiedt erzielte, und die beide die Ältern überlebt haben, so sicherte diese Übereinkunft aus unbekanten Gründen doch keineswegs die Wäbkin, sondern sie verschwand nach des Herzogs Tode aus dem dornburger Schlosse, erhielt nichts von dem verschriebenen Capitale, und starb, man weiß nicht wo und in welchen Umständen, angeblich, aber zu Folge eingezogener Erkundigungen irrig, im J. 1716 zu Niederbröbblingen bei Altfiedt. Falsch ist jedenfalls auch die Annahme, daß Her-

zog Bernhard diese Frau noch in den Grafenstand habe erheben lassen.

Eingedenk seiner schwächlichen Gesundheit vollzog der Herzog am 18. März 1678 seinen letzten Willen und bestellte darnach seine Gemahlin Marie, welche zu Folge der pariser Ehepacten, der Leibesgedenkschreibung und des freundsbrüderlichen Vertrags (1672) reichlich und anständig bedacht wurde, zur Vormünderin der beiden unminmündigen Kinder Charlotte Marie und Johann Wilhelm mit ausdrücklicher Hinweisung auf deren protestantische Erziehung unter der Obervormundschaft seines ältesten Bruders Herzogs Johann Ernst, von Sachsen-Weimar, und im Fall, daß dieser frühzeitig starbe, Herzogs Friedrich von Sachsen-Gotha; stürzte seiner Marie und ihr unminmündigen Sohn, sollte die bewegliche Erbschaft, in Mobilien und inventirten Gegenständen bestehend, Charlotte Marien anheimfallen. Der Derovormund wurde ausschließlich mit Leitung der Regierungsgeschäfte beladen. So besorgt erkrankte Bernhard späterhin an einem hitzigen Fieber und starb am 3. Mai 1678 im 41. Lebensjahre. Am folgenden Tage eröffnete Johann Ernst von Sachsen-Weimar das Testament seines Bruders in Gegenwart der vornehmsten Beamten, und traf am 30. desselben Monats mit der Herzogin Wittve nach langen Verhandlungen eine Übereinkunft, welche Bernhards Testament im Wesentlichen bestätigte und „aus beweglichen Ursachen“ der Herzogin Wittvum (Schloß, Stadt und Amt J.) 3400 Thlr. jährlich auszutragen, außer den 1200 Thlrn. für ihre Equipage mit 1400 Thlrn. aus der herzogl. Rentkammer vermehrte, so lange sie der unminmündige Sohn überleben würde²⁴⁾. Holz, Wiltpret und die Benutzung der Kust- und Küchengärten zu J. und Burgau wurden ihr unentgeltlich zu gestanden, sowie für die Hofhaltung der beiden Kinder 1000 Thlr. aus jedes der drei nächsten Jahre festgesetzt wurden. Der Derovormund erhielt zugleich gewisse Zimmer im Schlosse für seinen Gebrauch und nahm die Jagd bei dem der Herzogin gebörenden forstendorfer Gute in Pacht. Am 20. Juni. 1678 wurde Bernhards Leichnam in dem von ihm selbst errichteten Begräbniß der Stadtkirche, wo sein zweiter Sohn, Bernhard, schon begraben worden war, einfach, doch standesgemäß beigesetzt. Dieser Prinz war den 9. Nov. 1667 geboren und den 26. April 1668 gestorben. Die beiden ältern, mit Marie gezeugten, Kinder waren Wilhelm, geboren den 24. Jul. 1664 und gestorben am 21. Juni. 1666, und eine todgeborene Tochter 7. April 1666, die in der weimarschen Stadtkirche begraben liegen. Die ihn überlebenden hießen Charlotte Marie, geboren am 20. Decbr. 1669 und Johann Wilhelm, welche der Mutter sorgfältiger Pflege anvertraut wurden. Ungeachtet der häufigen Besuche durchreisender fremder Herrschaften ließ Marie ihren Kindern nichts abgehen, stellte aber auch ihre Forderungen an die Kammerkasse um so höher. So reichte sie am 21. Febr.

²³⁾ Bgl. König's teutsches Reichsarchiv, part. spec. contin. II, 594 n. J. H. v. Hellfeld's Geschichte der erlöschten herzogl. jena'schen Linie u. S. 88 ff. kann zwar diese urf. hat sie aber verkehrt angesehen, und sogar aus dem 20,000 Thlr. gemacht. Dieses Wäbkin ist der erste Versuch einer Oberpatriarchat dieser fürstl. Seitenlinie, hat aber noch Vieles zu wünschen übrig gelassen.

²⁴⁾ Was die Herzogin an Früchten empfing, wurde mit eingerechnet. So hatte man ihr z. B. 110 Eimer Wein à 1 Thaler mit ausdrücklicher Bezeichnung angerechnet, daß derselbe vom jena'schen Gewölde sein müsse.

1681 eine dahinziehende Vorstellung bei dem Obovornunde ein, die weder den Absichten derselben, noch den Kräften der Kammerkasse, welche mit Schulden zu kämpfen hatte, entsprach. Doch verwilligte eine am 17. Mai desselben Jahres getroffene Uebereinkunft 700, statt der geforderten 1500 Thlr. zur Erhöhung ihrer Wittwungsgelder, und zur Verbesserung des Hofstaates ihrer Kinder wurden 1200 Thlr. zugelegt, sodas die Fürstin jährlich 5500 Thlr. und ihre Kinder 2200 Thlr. nach genauern Vorschriften genossen ²⁵⁾. Frühere Witterzeiten des Ehestandes, worüber sie sich zwar mit dem Gemein sprache, qui erant Dieu. sort de tout! zu trösten gewußt haben soll, hatten ihre Kränklichkeit unheilbar gemacht, sodas sie am 24. August 1682 in ihrem 51. Jahre starb, nachdem sie durch ein Testament vom 16. August 1679 ihre beiden Kinder zu unbefchränkten Erben eingesetzt hatte. Das Vermögen aber war, weil sie immer dabei zusehen mußten, zusammenzuschmelzen; daher auch ihre Vermächtnisse für die Diener, Hausarme und Studenten nur mittelmäßige Summen austrugen. Ihr Reichthum wurde mit Gepränge in der Stadtkirche beigelegt. Ihre Kinder aber hatten kein beneidenswerthes Loos, und von schwächlichen Eltern geboren, war bloß

Charlotte Marie von einer dauerhaften Gesundheit, aber desto unangenehmern Verhältnissen ausgesetzt. Ein Jahr nach ihrer Mutter Tode wurde sie, 14 Jahre alt, schon mit Herzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar verlobt und mit ihm am 1. Nov. 1683 zu Eisenach vermählt. Ihr Wittglt bestand in 16,000 Thlr. Ehegeld und 11,428 Thl. 12 Gr. Schmuckgelden. Zugleich nöthigte man sie zu freiwilliger Verzichtleistung auf Ansprüche aller Erbschaften, die nicht von der Mutter herflössen. Charlotte Marie war von angenehmem Äußern, lieblichem Wesen, mittler Größe und guter Erziehung, doch ohne Festigkeit des Charakters und leichtsinnig; allein die siebenjährige kinderlose Ehe war voll von Unfrieden, Zwist und gegenseitigen Beschuldigungen, welche von den Eigenschaften der Fürstin sowol, als von der Herrschsucht und Hize des Herzogs ihren Ursprung genommen haben mochten. Als sie nun einst ohne des Gemahls Zustimmung eine Reise zu unternehmen wagte, ließ sie derselbe stöckbrieflich verfolgen, verhaften und nach Weimar zurückbringen, wo sie in Gefangenschaft schmachten mußte, bis eine, aus Juristen und Theologen bestellte Commission zu J. sie am 23. Aug. 1690 von dem Fürsten mit der Bedingung trennte, dasz ihr, sobald sie die Zustimmung ihrer Verwandten dazu erhalten hätte, wie ihn wieder zu heirathen frei stünde. Allein beide vermählten sich nicht wieder. Charlotte Marie zog zu ihrem Bruder nach J., wo dieser unter vormundschaftlicher Aufsicht lebte, aber nach dessen frühzeitigem Tode wurde ihr der Aufenthalt in dem dortigen Schlosse freitig gemacht. Schon bei der drücklichen Ausstattung betrogen, in der unzufriedenen Ehe knapp und kärglich gehalten, kämpfte sie mit Schulden, da die Sum-

men für versteckte Juwelen nicht ausreichten, und nach der Schreibung mußte sie von „einem Orte zum andern wegen Mangels an gehöriger Verpflegung“ wandern, als ihr zu Kingleben, einem damals zu Eisenach gehörenden Dorfe, die nöthigen Lebensmittel mangelten, während ihre Ansprüche auf die bewegliche Hinterlassenschaft ihres Bruders, die nicht gering war, das Erbe ihrer Mutter und was sie als Rückstand von Weimar zu fordern hatte, eine Summe bildeten, die ihr einen anständigen Unterhalt verschafft haben würde. Dieses durchzusetzen war die Aufgabe des mitleidigen Herzogs Friedrich von Sachsen-Gotha, der sich der Herzogin annahm und ihr gestattete, sich an beliebigen Orten seines Landes aufzubalen. Es kam seit Ende des J. 1690 zu Unterhandlungen mit dem weimarischen Hofe, der aber allerhand Einwendungen, besonders die räthselhafte eisenacher Verzichtleistung der Fürstin zu seinen Gunsten anzuführen wußte, während die Prinzessin den erlittenen Schimpf wegen stöckbrieflicher Verfolgung in Anregung brachte, und 200,000 Thlr. zur Tilgung der Schmach verlangte. Weimar aber wollte bios von dem künftigen Unterhalte wissen, der ihr allem Anscheine nach nicht einmal geriecht würde, da sie laut der bis jezt noch verschleierte Nachrichten ²⁶⁾, vom gotha'schen Hofe ihren Unterhalt zog, wofür sie, zu Folge eines in Jachtershausen am 4. October 1692 ausgehellten Bekenntnisses, ihr freies Erblehenamt Vorkendorf und Neuenbönnä, die an Weimar zu fordernden Echegelei und was sie sonst noch besas, verpfändete. Herzog Wilhelm Ernst aber entzog ihr mit List das vorkendorfer Gut, weshalb ein zweiter Proceß entstand, der an den Kaiser Leopold I. gelangte. Dieser beauftragte den Landgrafen von Hessen-Cassel, die Sache zu schlichten. Charlotte Marie erhielt ihr Gut zurück und verkaufte es 1694 dem eisenacher Hofmarschall von Barm, und tilgte mit der gelösten Summe ihre Schulden. Nach kümmerlichem unsicherm Umhergehen bestimmte ihr der gotha'sche Hof erst 1693 3000 Thlr. jährlichen Unterhalt und den beliebigen Aufenthalt auf irgend einem herzoglichen Schlosse; zugleich verwilligte Herzog Friedrich die Zahlung ihrer dringendsten Schulden und die Einlösung ihrer zu Hamburg, Erfurt und Halberstadt verpfändeten Kostbarkeiten. Sie führte aber fortwährend ein äußerst sorgenvolles Leben, da sie entweder nicht zu wirthschaften verstand, oder durch die vertrießlichen Händel in immerwährende Krankheit gekürzt, gewisslosen Dinern preisgegeben worden war. Durch Herzogs Friedrich Verwundung kamen endlich die Klagen wegen der von Weimar gereizten Vertrießung ihrer Ansprüche im J. 1701 an den kais. Hof, welcher dem Herzog Moriz Wilhelm von Sachsen-Weiz zum Schiedsrichter bestellte. Am 1. Decr. desselben Jahres beschied dieser die streitenden Parteien in den Casshof zum Propsteten in Erfurt, um einen gütlichen Vergleich zu versuchen. Allein vergebens, und so schied Charlotte Ma-

²⁵⁾ Dem Fürsten waren 500 Thlr. und seiner Schwester 500 Thlr., und für die Rest Witwe 400 Thlr. davon bestimmt, das übrige empfingen 17 ihnen dienende Personen.

²⁶⁾ J. A. Chr. v. Gellert erzählt das Bedenklich, zuerst einige, doch mangelhafte Nachrichten aus Handschriften über diese Fürstin gezogen zu haben. Die wahren Ursachen der Vertrießung hat er aber auch nicht mitgetheilt. Vgl. Dessen Geschichte der eisenach-jenaischen Linie Herzog Bernhard II. (Jena 1828).

rie bei diesem Geizänke zu Tonna im Herzogthume Sachsen-Gotha im 34. Jahre ihres Alters 1703 von dieser Welt. Dort liegt sie auch begraben. Ihr jüngerer Bruder

Johann Wilhelm, der Siebente seines Namens in der Ernestinisch-sächsischen Stammreihe, und der Jüngere in Rücksicht seines ältern gleichnamigen Vaters, des Herzogs von Sachsen-Eisenach, wor zu J. am 28. März 1675 geboren und drei Jahr alt, als er seinen Vater durch den Tod verlor. In seinem achten Jahre verlor er seinen Onkel und Vormund Johann Ernst von Sachsen-Weimar, und drei Jahre später seinen zweiten Vormund, Herzog Johann Georg von Sachsen-Eisenach, welcher ihn seit dem Sommer 1683 zu sich nach Eisenach genommen hatte. Nun gerieth er seit dem 19. Sept. 1686 unter die Vormundschaft seines Schwagers, des Herzogs Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar trotz der auf Hausverträge und nähere Amtswacht gegründeten Widerstände Johann Georgs des Jüngern von Sachsen-Eisenach. Doch ließ Johann Wilhelm bei seiner Pflegemutter, der Herzogin Johannette von Eisenach, bis ihn die Vormundschaft am 12. Jul. 1687 zur Fortsetzung der Studien auf die jena'sche Hochschule schickte. Johann Wilhelm hatte schon seit seinem vierten Jahre Unterricht empfangen, und sich dadurch sowohl, als durch gleichbleibende gute Erziehung an unermüdete Thätigkeit gewöhnen müssen, wobei ihn der frühzeitige Hang zum Festungsbau, zu allen der Mathematik verwandten Wissenschaften und zum Zeichnen freiwillig antrieb. In J. wurde seine Ausbildung mannichfaltiger und vielseitiger, und reiste sein Streben nach ungewöhnlichen Dingen, wie sein Sinnpruch: Non est mortale, quod opto! schon andeutet. Obgleich auch in körperlichen Bewegungen und Künsten nicht vernachlässigt, behielt er den oon Künlichkeit an empfangenen festen Leib bei, welcher mit scharfen, beschwerlichen Küssen, wozu sich Husten und Schnupfen gefellte, in abwechselnden Jahreszeiten behaftet war. Diese Kranklichkeit stimmte ihn religiöser als gewöhnlich, so daß man von ihm rühmt, er habe bis zu seinem Tode die Bibel neun bis zehnmal durchgesehen. Mit trefflicher Fassungskraft des Geistes, angenehmer Bildung des Körpers und seltener Unerfahrenheit begabt, machte er sich bei der Akademie so beliebt, daß er einmal erst zum Rector derselben gewählt, nachmals immer wieder für diese Würde bestimmt wurde. Die erste Wahl geschah 1688, und die Übernahme des Amtes am 23. Febr. desselben Jahres mit außerordentlichem Gepränge. Auch er hielt, wie früher sein Vater an diesem Tage in der Stadtkirche eine oratio inauguralis, woraus von Professoren und Verrthern eine Menge Reden gehalten und Gedächtnis abgesungen wurden, die in eine Sammlung gebracht und gedruckt, mit dem Brustbilde des Prinzen und einem Kupferstiche des Ehrenrogens, durch welchen sich der feierliche Zug bewegte, geziert einen ansehnlichen Folianten bilden und der Nachwelt von dem Einfluß des mündlichen Zeugnisses abgeben, mit welchem die Tugend den letzten Sprößling ihres fürstlichen Hauses segneten, während der Vormund, Herzog Wilhelm Ernst, dieses Fest durch eine Gedächtnisrede mit der Inschrift: Tuetur et ornat, verherrlichte. Johann Wilhelm

starb aber, am 26. Oct. 1690 an den Blattern erkrankt, schon am darauf folgenden 4. Nov. in seinem 16. Lebensjahre voll von Standhaftigkeit und Ergebung, nachdem ihm kurz vorher eine vereitelte Erbschaft an Land und Leuten durch das Aussterben des sächsisch-lauenburger herzoglichen Geschlechtes bloß einen Zuwachs seines Ziels — Herzogs von Engern und Westfalen — erworben hatte. Wegen des eingetretenen Erbtrittes vergaß man, dem fürstlichen Leichnam in der Stadtkirche bei seinen Atern die angemessene Ruhestätte anzuweisen. Erst am 19. Febr. 1691 geschah es des Nachts und am folgenden Tage die fürstliche Trauer. Mit Johann Wilhelm erlosch dieser Ernestinisch-sächsische Nebenweig ²⁷⁾. (B. Riae.)

III. Die Universität. Die Universität J. verdankt ihre Entstehung dem unglücklichen Ausgange des sogenannten schmalkaldischen Bundeskrieges. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen verlor nach der Schlacht bei Mühlberg den 23. April 1547 nicht bloß seine Freiheit, sondern wurde auch durch die wittenberger Capitulation genöthigt, mit der Kurwürde auch dem Besitze des Kurfürstentums für sich und seine Nachkommen zu entsagen, was beides auf den Herzog Moriz von Sachsen überging. Mit dem Kurfürst ging auch für ihn die von ihm mit besonderer Vorliebe gepflegte Universität Wittenberg verloren; er ließ daher, diesen Verlust zu ersetzen und eine neue Universität in seinen Erblanden anzulegen, eine seiner ersten Sorgen sein. Die Verhandlungen darüber leiteten die beiden Räte des Kurfürsten, Brück und Kurbrand, welche bei der durch die Gesandtschaft des Raters verwaisenen fürstlichen Familie in Weimar zugegen gewesen waren, und gegen dabei den Bischof von Naumburg, Nikolaus von Amstorf, in der Folge auch Philipp Melancthon zu Rathe ²⁸⁾. Mit letzterem war eine besondere Correspondenz in Jenahausen veranlaßt worden. Die Angelegenheit wurde mit solchem Eifer und solcher Eile betrieben, daß schon im März des J. 1548 das neue Paedagogium provinciale oder Gymnasium academicum eingeweiht werden konnte. Der Kurfürst selbst that zum Sitz derselben J. gewählt, theils wegen der angenehmen und gesunden Lage ²⁹⁾ des Ortes, theils wegen des natürlichen Reichthums der Gegend und der Wohlfeilheit der

27) Benutzt wurden außer den genannten Schriften Schmidt's Geographie, v. 2. 6. Bd., Glaeser's Kern der sächsischen Geschichte, Käßler's sächs. Beschreibung, M. Dr. Weier's Architectura Jernburg, die akademischen Gelegenheitschriften über die Herzog Bernhard II. und Johann Wilhelm, der kurfürstlichen Erbenlauff der Durchl. Fürstin und Frau Marie u., der Kurfürstlichen Erbenlauff des verlan. Durchl. Fürsten und Herrn Johann Wilhelm, Otter's Sammlung historischer Nachrichten, 2. Bd., Teufel's Ernestinisches Modellden-Kabinett, 5. Abt., Ged. Käßler's sächs. Annalen, verglichen mit Geleits's sächs. Geschichte und de Meier's kurfürst. Lebensgesch. der Herzog zu Sachsen.

28) Melancthon. Kpp. Lib. II. p. 149. Lib. V. p. 219 sq. Kpp. ad Sigismund. v. d. Dama, N. 23. Wagenzeiger in G. Knaul. v. d. Aulen, Gesch. der Protestant. in Teussland (Halle 1767). 1. Abt. Bd. S. 125 ff. 29) Eine protestantische Universität hat so viele bis zu einem hohen Alter gelangte Lehrer, als Jena. Im J. 1726 waren nur allein in der juristischen Facultät vier Mitglieder von 81, 79, 77 und 70 Jahren.

Lebensmittel³⁰⁾. Viktorin Strigel und Johann Stigel waren die ersten auf die neue Universität berufenen Lehrer, Studenten aus Erfurt und Wittenberg ihre ersten Schüler; Melanchthon war nicht zu bewegen gewesen, dem an ihn ergangenen Rufe zum Professor auf derselben zu folgen³¹⁾. Stigel hielt Vorlesungen über griechische und lateinische Classiker und über die Kunst der Beredsamkeit, Strigel aber über Philosophie und Geschichte, später auch über Melanchthons *Locos theologicos*. Zu ihnen kam im J. 1549 Ehrh. Schnepf, als Professor der Theologie, dem vom J. 1554 an Johann Schröter, von Wien dorthin gerufen, und Matthias Flacius folgten.

Nachdem endlich durch die glücklichen Bemühungen des Professors Schröter, früher kaiserl. Leibarzt, das zur Errichtung einer Universität erforderliche kaiserl. Privilegium in gewöhnlicher Art unterm 15. Aug. 1557 ausgesetzt und mit der eigenhändigen Unterschrift Ferdinand's I. versehen, nach J. gekommen war, wurde die solenne Inauguration der Universität den 2. Febr. 1558 vorgenommen. Die Zahl der bei der Inauguration inskribirten Studenten betrug 162, zu denen für das Winterhalbjahr noch 71 kamen, und für diese 233 Studenten hatte die Universität schon 24 Lehrer, als 4 in der theologischen, 5 in der juristischen, 2 in der medicinischen und 13 in der philosophischen Facultät.

Die bald nach der Einweihung unter den Theologen der wittenbergischen und jena'schen Schule, sowie unter den Juristen³²⁾ und Theologen zu J. selbst entstandenen Streitigkeiten, die leidenschaftliche Befassung Theilnahme der Regierung an denselben, die daraus hervorgegangenen Amtsentsetzungen und Verhaftungen mehrerer Professoren, die damit zum Theil zusammenhängenden Klotzungen, Bewegungen, Unruhen und Tumulte unter den Studenten, waren nichts weniger als geeignet, die junge Universität besonders emporzubringen. Während Wittenberg, auf dessen Ruin es bei diesen Streitigkeiten mit abgesehen war, einen jährlichen Zuwachs von 6—700 Studierenden erhielt, mußte J. mit 150 bis höchstens 230 zufrieden sein. Im J. 1562 und dem darauf folgenden war ein einziger und noch obendrein wenig bedeutender Mann, Johann Stöbel, Professor der Theologie, und im J. 1569 mußten mit einem Male vier Professoren der Rechtswissenschaften, und unter diesen der berühmte Matth. Wesendael, vier Professoren der Philosophie und ein Professor der Arzneigeheltheit, theologischer Grissen wegen³³⁾, die Universität verlassen. Eine im J. 1570 angeordnete Ge-

neralvisitation brachte zwar das durch so viele Unbilden und verfehlte Maßregeln der Regierung in Unordnung gerathene Universitätswesen einigermaßen wieder in Ordnung, aber auch nur auf kurze Zeit; denn etwa im J. 1573, wo die große Kirchenvisitation in den Ernestinischen Ländern gehalten wurde, entlief sogar eine gänzliche, ein ganzes Halbjahr dauernde Vacanz in der theologischen Facultät. Nun wuchs aber vom J. 1574 an die Zahl der Studierenden fortwährend, und vom J. 1589 an war eine lange Reihe von Jahren hindurch die Zahl der jährlich Inscribirten fast nie unter 300, einige Male aber selbst über 400. Die stärkste Frequenz der Universität im ersten Jahrh. der Ersten fällt in das Decennium vom J. 1613—1622, in welchem 3833 Studierende immatriculirt wurden; die stärkste Frequenz aber in der ganzen Zeit ihres Daseins, grade ein Jahrh. später, von 1713—22, wo der Neuaufgenommenen 6630 waren; im J. 1717 kamen allein 778 an. Die Mittelzahl der jährlich Inscribirten des ersten Jahrhunderts ist 262, die des zweiten aber 581. Den schwächsten Zuflus im ersten Jahrhundert erhielt die Universität in dem J. 1579 und 1580, wo sie der Pest wegen nach Saalfeld verlegt worden war, nämlich nur 144; im zweiten Jahrhundert in J. 1767, wo 347 die Mittelzahl erhielten, und in den ersten 60 Jahren des dritten Jahrhunderts, im J. 1806, wo aus leicht begreiflichen Ursachen es im Wintersemester nur 31 wagten, zu den im Sommer Inscribirten, 66 nach J. zu kommen; die stärkste dagegen im J. 1792, wo 453 Neuaufgekommene gezählt wurden. Die Mittelzahl in diesen 60 Jahren ist 204. Die Mittelzahl der in den letzten 22 Semestern von Ostern 1827 bis Michaelis 1837 in J. studirenden Inländer ist 291, die der Ausländer 209. Die meisten Inländer befanden sich daselbst im Sommer 1827, nämlich 355; die wenigsten im Wintersemester 1837, nämlich 232; die meisten Ausländer im Winter 1828, nämlich 278; die wenigsten im Winter 1837, nämlich 147. Die Mehrzahl der Studierenden bestand von je her aus Theologen, daher auch die ersten sechs Convictissche 1569 ausschließlich für Theologiestudierende gestiftet wurden. Das jährliche Lehrpersonal hatte die Universität im J. 1798, 7 in der theologischen, 7 in der juristischen, 13 in der medicinischen und 27 in der philosophischen Facultät, zusammen 54.

Im ersten Jahrhundert bestanden bei der Errichtung der neuen Lehranstalt sieben andere Lutherische Universitäten in Teutland, und es kamen vier neue hinzu; im zweiten Jahrhundert noch vier: Kiel, Halle, Göttingen und Erlangen.

Die Mittel zur Erhaltung der Universität kommen nach den darüber geschlossenen Beträgen³⁴⁾ zur Hälfte von der weimarischen Linie des Sachsen-Ernestinischen Hauses, und zur andern Hälfte von der gotha'schen Linie. Diese Mittel waren in den ersten Zeiten noch sehr gering, und mehrere der Professoren in der philos. Facultät hatten kaum etwas über 100 Rthl. fures Einkommen. Noch im J. 1643 betrug

30) Vgl. dagegen Melanchthon's Kpp. edit. Brethesneider. N. 1546. 31) Warum Melanchthon nicht nach Jena gegangen ist, l. Strobel, Neue Beiträge zur Literatur. III, 2. 131 fg.

32) Ulna Becos, von der Art, wie es bei diesen gelehrten und ungelährten Lehren gegangen, geben zum Theil Baffi. Pöaner in seiner Orat. de Cumanis, quibus Diabolus asservat, Jurisconsultos a gubernatione rerum publicarum amovendos esse, welche er den 16. Febr. 1559 mit großem Beifall gehalten, und die Beschreibung der Wittenbergischen Universität mit den Theologen bei Stälig, Späterer der ausgaben. Geschichte. I, 579 fg. 33) Die vier noch dem Superintendenden Baffi zu Galtz wichtig genug schienen, um die Bürger von der Kanzel herab zu warnen, ihre Söhne nach Jena zu schicken.

34) J. A. H. v. L. G. Schmid, Jurellsch. Unterr. v. d. Berechnung d. bezogel. fisch. Gesamtstudien zu Jena (Jena 1772). S. 52 fg.

die Besoldung des ersten Professors der Theologie und der Medicin nicht mehr als 200 Rthl., die des ersten Professors in der juristischen Facultät 230 Rthl. und die des Professors der Moral in der philosophischen Facultät, eines Mannes, der das Amt eines akademischen Lehrers schon 32 Jahre verwaltet hatte, 100 Rthl. In theuern Zeiten oder bei besondern Veranlassungen wurden die Professoren durch außerordentliche Zuschüsse unterstützt. Obgleich aber die ständigen Erhaltungsmittel nicht von Erbschaftlichkeit waren, so scheuten doch die Fürsten keine Ausgabe, wenn es galt, der Universität irgend einen preiswürdigen Vortheil zu verschaffen oder einen tüchtigen Mann für sie als Lehrer zu gewinnen. So wurden im J. 1662 dem Professor Herbrand in Lützenburg 1000 Gulden Gehalt angeboten, wenn er Lützenburg mit J. vertauschen wollte, wozu er aber keine Lust bezeugte. Zu eigenem Vermögen kam die Universität durch allerlei Verhältnisse und Ehrentungen (aber erst im J. 1633 erfolgte die ihr gleich bei der Stiftung verschienene Fundation mit Gütern): durch die vom letzten Grafen Ludwig von Gleichen an die Herzogin Ernestinischer Linie übergegangene Herrschaft Kenda, und durch das nach dem Tode Anton Friedrich Bixthums von Apolda heimgefallene Gut Apolda, von deren Einkünften drei Viertel der Besoldungen bestritten werden sollten. Es war hauptsächlich der berühmte Theolog Johann Gerhard, der bei den fürstlichen Höfen in auferordentlichem Ansehen stand, durch dessen Vererbung die Universität ihre Fundation erhielt. Jetzt betragen die Unterhaltungskosten der Universität nahe an 40,000 Rthl. Die Vermögensverwaltung ist seit dem J. 1817 in den Händen einer eigenen Commission. Was die Universität dabei gewonnen, zeigt der jetzige Zustand ihrer Finanzen.

Die jetzige Verfassung der Universität, soweit dieselbe gesetzmäßig ist, lernen wir aus dem Statut kennen, welches im J. 1829 in Druck erschienen ist. Man erkennt in demselben das Bestreben, das Republikanische der früheren Einrichtung dem Monarchischen näher zu bringen und die früheren innungsmässigen gelehrten Leistungen den in das Lehrentorium ein tretenden zu erleichtern. Zu den einflussreichsten Begebenheiten für den Zustand der Universität gehört ohne Zweifel die Reorganisation derselben durch eine besonders dazu ernannte, sich der Sache mit eblen Liebe und Eifer annehmende Commission, die im 8000 Rthl. vermehrten ihren Einkünfte derselben, die Errichtung eines akademischen Witwenfiskus, die Verwandlung der Convictoriumsanstalt in eine freiere Speisefanstalt, die Errichtung einer Quäflur zur Einnahme der Collegienhonorare, die Verlegung des Sitzes eines Oberappellationsgerichts nach J., die Verbindung desselben mit der Juristenfacultät und die Ernennung eines Censors der Universität, jetzt des Präsidenten vom Oberappellationsgericht.

Unter den wissenschaftlichen Sammlungen steht nicht ohne Auszeichnung die Universitätsbibliothek oben an. Die Grundlage derselben ist die kurfürstliche Bibliothek zu Wittenberg, welche von da nach Jena gebracht und 1548 zum freien Gebrauch der Studienanstalt aufgestellt wurde. Ihre Vermehrung geschah haupt-

sächlich durch Legate, namentlich das Arundel'sche, Sagittarische, Birckner'sche, und Buder'sche, und Ankauf und Einverleibung von Privatbibliotheken, namentlich der Dose'schen, Danzischen und Bärner'schen. Literarische Schätze und Seitenreichtum sind ihr besonders durch die kurfürstliche Bibliothek zu Adel geworden, als eine fast vollständige Sammlung von Aldinischen Ausgaben der griechischen und lateinischen Classiker; viele altteutsche und altfranzösische Manuscripte, als die berühmte Handschrift der Winckelinger, welche die Manassische Sammlung ergänzt, auch den Krieg von Barburg vervollständigt, ferner mehrere, die sich auch durch treffliche Malereien und andere Denkwürdigkeiten auszeichnen; ein böhmisches Manuscript, Antithesis Christi et Antichristi theilt u. s. w. Aus der Sagittarischen Bibliothek sind ihr mehrte nicht werthlose historische Handschriften zugekommen; die Danzische Bibliothek hat sie mit einer schönen Sammlung rabbinischer Schriften bereichert; die Buder'sche Bibliothek hat sie in den Schriften über die Specialgeschichte Deutschlands und das Staatsrecht ergänzt, und die Wittenberger'sche hat sie mit den besten Reisebeschreibungen und Schriften zur Sprache und Sprachkunde versehen. Die Gesamtzahl der Bücher mag sich wol über 150,000 belaufen *).

Nächst der Universitätsbibliothek sind das zoologische, mineralogische Museum nebst Petrefactensammlung, das zoologische und oekologische Cabinet zur vergleichenden Anatomie und der botanische Garten, als zum Adel sehr achtbare Sammlungen anzusehen. Von dem mineralogischen Museum wird nicht nur der große Reichtum der Sammlung, sondern auch das Prachtvolle und Ausgesuchte der einzelnen Exemplare, sowie die reichen Suiten aus den Ländern fast aller Erdtheile, als die Aufmerksamkeit der Mineralogen besonders in Anspruch nehmend, genannt *).

Die der Universität zur Besorgung und Benützung zugewiesenen medicinisch-practischen Anstalten haben zwar nicht das Weite und Großartige von dergleichen Anstalten in Wien, Berlin u. s. w., aber desto mehr empfehlen sie sich durch ihre für die Bildung der Studirenden höchst zweckmäßige Einrichtung und die Geschicklichkeit und nützliche Thätigkeit der dabei angestellten Vorleser und Lehrer. Es begreifen aber diese medicinisch-practischen Anstalten 1) die von J. Obr. Stark 1781 als Privatanstalt gegründete, und sieben Jahre später zu einer öffentlichen Bildungsanstalt erhabene ambulatoische Klinik *); 2) das im J. 1803 errichtete und 1811 zu einer Landesanstalt erhabene Landeskrankenhaus, dem seit 1824 ein neues, besser eingerichtetes Local mit hinreichendem Raume für 40 Betten zugewiesen worden ist **);

35) Götzenapfel's Jena'scher Universitäts-Almanach (Jena 1816). S. 301 fg. 36) über diese und ähnliche Sammlungen s. Historisch-topographisches Taschenbuch von Jena und seiner Umgebung, herausg. von J. G. Zentler (Jena 1856). S. 53 fg. 37) Die Zahl der in der ambulatoischen Klinik behandelten Kranken beträgt in neuerer Zeit über 1000. 38) Die Zahl der Kranken, welche zu gleicher Zeit im Landeskrankenhaus verpflegt und behandelt werden, beträgt in der Regel 20 bis 30; im Durchschnitt jährlich zwischen 90 bis 100.

3) das Entbindungsinstitut, verbunden mit einer Hebammenschule. Das Entbindungsinstitut besteht überhaupt seit dem J. 1778, in seiner bessern Einrichtung und größern Ausdehnung aber seit dem J. 1825³⁹⁾; 4) das Landesirreninstitut in einem eigenen, seit 1801 errichteten Gebäude, zu dem 1826 noch ein besonderes für Tobsüchtige bestimmtes und eingerichtetes Haus kam⁴⁰⁾.

Unter den wissenschaftlichen Anstalten, die für Naturstudien vorhanden sind, gehört auch die großherzogl. Sternwarte mit dem meteorologischen Institute. Die erste ist im J. 1812 im vormaligen v. Schiller'schen Garten errichtet worden; das zweite, welches den Zweck hat, zur Beförderung der Meteorologie entsprechende Beobachtungen anzustellen, besteht überhaupt seit 1821, in seiner jetzigen Verfassung, aber seit 1833. Mit der Universität stehen beide nur in weiterer Verbindung, indem sie der Oberaufsicht über unmittelbare Anstalten für Kunst und Wissenschaft untergeben sind.

Enger mit denselben verbunden sind: das philosophische Seminarium, das theologische und das Predigerseminarium. Das philosophische Seminarium wurde eröffnet den 25. Jan. 1818. Als Hauptzweck desselben bestimmen die Gesetze: denjenigen, welche sich dem Studium der classischen Alterthumswissenschaft widmen, durch besondere Vorträge und Übungen eine höhere Ausbildung zu gewähren, und namentlich diejenigen, welche sich als Lehrer an Schulen und Universitäten einst wirksam zu sein bestimmt haben, zu dem künftigen Berufe vorzubereiten. Die Übungen der Mitglieder bestehen theils in Interpretation und Kritik griechischer und lateinischer Classiker, theils in schriftlichen Ausarbeitungen über philosophische Gegenstände und darüber zu haltende Disputationen — Alles in lateinischer Sprache⁴¹⁾. Die jetzt dabei thätigen Lehrer, deren Name schon hinreicht, auf die Leistungen derselben aufmerksam zu machen, sind die Professoren Eichstädt, Ham, Wötling.

Zu gleicher Zeit mit dem philosophischen bildete sich auch das theologische Seminarium⁴²⁾, welches zur gelehrten Erziehung studirender Theologen bestimmt ist. Zur Erreichung dieses Zwecks üben sich die Mitglieder desselben sowohl im Disputiren über theologische Gegenstände aus allen Fächern, theils nach bloßen Sätzen, theils nach kleinen Abhandlungen, als auch im Interpretiren des A. und N. T., wo sie selbst über eigene Abschnitte der Bibel exegetische Vorlesungen halten, oder in dem Vortrage anderer Aufgaben aus der Dogmatik, biblischen Theologie, Moral, Kirchen-, Dogmengeschichte u. s. w. Sieht man demselben vor und befördert durch rühmlichen Eifer den Zweck desselben, die von der gelehrten Welt mit Auszeichnung genannten Professoren Baumgarten-Crusius und Hoffmann.

Das Predigerseminarium oder Pastoratinsitut bestand seit dem J. 1812 als bloß homiletisches Seminarium bis zum J. 1817, wo mit demselben auch das lateinische Institut verbunden wurde, welches nur praktische Anweisung zum ersten Unterricht in der christlichen Religion mit besonderer Berücksichtigung der lateinischen Form beabsichtigt. Die Pflichten und Erdsätze der Mitglieder des homiletischen Seminars beziehen sich hauptsächlich auf die von ihnen beim akademischen Gottesdienste zu haltenden Predigten⁴³⁾. Unter der Leitung des ebenso beschickenen als gelehrten, ebenso geschickten als treuherzigen Schott bestand sich dasselbe in einem sehr blühenden Zustande⁴⁴⁾.

Unter der Oberaufsicht über unmittelbare Anstalten für Kunst und Wissenschaften hat J. auch eine Thierarzneischule, bei welcher außer dem Director, jetzt Professor Reimer, noch ein Gehilfe oder Professor, ein Lehrschniebel und ein Aufseher über das Inventarium angestellt sind. Im Winterhalbjahre werden die Anatomie der Hausthiere, desgleichen allgemeine und spezielle Pathologie und Therapie ihrer eigenthümlichen Krankheiten nach der thierärztlichen Arzneimittellehre, sowie auch der Hufbeschlag vorgetragen und zoologische Übungen vorgenommen. Im Sommerhalbjahre folgen die thierärztliche Chirurgie, Geburtskunde, gerichtliche Thierheilkunde und äußere Veterinärkunde; auch wird von dem Director die vergleichende Anatomie gelehrt⁴⁵⁾.

Die großherzogl. Lebranstalt für Chemie trat im J. 1811 ins Leben. Zu einem dem Professor der Chemie zu seinen lehrthätigen Functionen angewiesenen Auditorium und Laboratorium kam bald eine ziemlich reiche physikalisch- und technisch-chemische Bibliothek, ein chemischer Apparat und in der neuesten Zeit ein zur Ausführung chemischer Operationen eigens eingerichtetes Laboratorium. Jetzt befindet sich die Anstalt im Gebrauche des berühmten Döbereiner.

Das pharmaceutische Institut wurde zuerst im J. 1821 von dem Prof. Göbel, jetzt in Dorpat, errichtet, und kam nachher unter die Leitung des Prof. Wadenroder. Dieses Institut, an sich ein Privatunternehmung, schließt sich jedoch der Universität unmittelbar an, und zwar so, daß die Teilnehmer an demselben als immatriculirte Studierende alle diejenigen akademischen Vorlesungen besuchen, welche bei einem gründlichen Studium der Pharmacie vorausgesetzt werden, und daher auch im Lehrcurtus des Instituts vorgeschrieben sind. Dieser Lehrkursus ist auf den Zeitraum von einem Jahre festgesetzt. Es erstreckt sich dasselbe fortwährend einer lebhaften Theilnahme, und zählt bis jetzt nahe an hundert Mitglieder aus den verschiedenen Ländern Deutschlands, aus der Schweiz, Dänemark und Rußland⁴⁶⁾.

39) Die Zahl der jährlich hier vorkommenden Geburten ist zwischen 43 bis 50.

40) Geistliche, welche alljährlich im Jernhofen behandelt werden, zählt man im Durchschnitt 50 bis 40.

41) Cf. *Annales Academiæ Jenensis*, ed. H. C. Eichstädt, Vol. I. (Jen. 1823. 4.) p. 179 sqq.

42) Cf. *Annales*, p. 183 sqq.

43) Cf. *Annales*, p. 183 sqq.

44) Cf. *Annales*, p. 183 sqq.

45) Cf. *Annales*, p. 183 sqq.

46) Cf. *Annales*, p. 183 sqq.

43) Eine ausführliche Nachricht von dieser Anstalt findet sich in P. A. Schott's Beschreibung des heimischen Seminariums der jenenischen Universität (Jena 1816).

44) Über die vernünftige Einrichtung der sämtlichen in der theologischen Facultät geleiteten Seminarien vgl. Rheinwald's Repertorium. Jahrg. 1838. Februar und März.

45) f. Zanker, *Physiognomograph. Taschenbuch* von Jena. G. 39 ff.

46) f. *Wadenroder*.

Neben diesen besondern Bildungsanstalten befinden sich jetzt in Z. auch mehrere gelehrte Gesellschaften und Vereinigungen, deren Zweck auf die weitere wissenschaftliche Ausbildung der Studirenden gerichtet ist. Dahin gehört auch die großherzogliche lateinische Gesellschaft, welche im J. 1733 von dem vier Jahre darauf verstorbenen außerordentlichen Prof. der Philosophie G. L. Herzog als Privatverein gestiftet wurde, aber bald darauf die öffentliche Autorisation und für die Statuten der Gesellschaft die erdberliche Sanction erhielt. Der nächste Zweck derselben war, durch fortgesetzte Lectüre lateinischer Classiker und Übung im lateinischen Styl zu einer gründlichen Kenntniß der römischen Literatur und zu einer Fertigkeit im Sprechen und Schreiben der lateinischen Sprache zu gelangen. Es sind Männer von Verdiensten und ausgezeichnetem Rufe als Gelehrte, ein J. Warth, Gesner, ein Petr. Besseling, ein G. Am. Gori, ein J. Jac. Reiske, ein J. Bapt. d'Ansse der Willkür u. v. A. m., sagten derselben ihre Theilnahme zu. Der jetzige Director derselben ist der wahre Prof. der lateinischen Dreihausen durch Lehre und Beispiel, H. C. Abrah. Eichstädt *). Vor Stiftung der lateinischen Gesellschaft hatte sich hier eine teutsche Gesellschaft unter der Benennung: der teutschen Sprache befähigten Gesellschaft, und unter der Direction des Mag. Fabricius im J. 1728 gebildet, die aber zu Anfange dieses Jahrhunderts, ohne Bedeutendes gewirkt zu haben, wieder eingegangen ist *).

Die großherzoglich naturforschende Gesellschaft wurde im J. 1793 von dem Prof. A. F. G. Bach gestiftet zu dem Zweck, theils die Naturkunde überhaupt und ihre einzelnen Zweige zu erweitern, theils den Studierenden in Jena zu eigenem Beobachten und Untersuchen der Natur Gelegenheit zu geben. Sie besitzt eine nicht unansehnliche Sammlung von Naturproben aus allen drei Reichen der Natur, eine Bibliothek und einen Apparat von physikalischen Instrumenten, unter welchem besonders eine Luftpumpe von Körner und eine große Volta'sche Batterie zu bemerken sind. Durch den Tod des Prof. Bach im J. 1802 ging ihr die Hauptstütze ihrer Thätigkeit und ihres Ansehens verloren. Seit dem J. 1805 hat die Gesellschaft keine Versammlungen mehr gehalten“).

Die großherzogl. Gesellschaft für die gesammte Mineralogie verdankt ihr Dasein dem im J. 1831 im hohen Alter verstorbenen Bergrath und Prof. J. G. Lenz. Sie war ursprünglich eine Privatgesellschaft, bis sie im

3. 1803 zu einer großherzoglichen erhoben wurde. Nach der Absicht des Stifters sollten durch dieselbe die Bemühungen aller Kenner der Mineralogie gleichsam in einem Punkte vereinigt, und durch verschiedene Mittheilungen die Ausbildung dieser Wissenschaft befördert, auch die Studierenden für das Studium derselben gewonnen und aufgemuntert werden. Die Gesellschaft ist ein Verein, was ungeheufte Thätigkeit und Eifer, Begeisterung für die Sache und ein nicht zu überschätzender Wuth zu leisten im Stande sind. Sie begann mit wenig Mitgliedern unter den Studierenden und einem Fonds von wenigen Thalern, und ist jetzt nicht nur im Besitze einer ansehnlichen Bibliothek, sondern auch einer der reichsten Mineralien-Sammlungen (das jetzige großherzogl. Mineralogische Museum) und zählt fast alle ausgezeichneten Mineralogen unter ihren Mitgliedern. Der jetzige Director derselben ist der herzogl. altenburgische Geheimen Hofrath und Professor C. F. Wachmann²⁰⁾.

Diese Ausführungen werden hinreichen, um sich zu überzeugen, daß die jena'sche Universität mit Recht als eine mit wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen wohl-
versehene betrachtet werden könne. Außer diesen öffent-
lichen Anstalten bestehen aber auch in ihr mehrere Privat-
vereine, deren Zweck aus größter wissenschaftliche Ausbil-
dung gerichtet ist. Z. B. die ercegetische Gesellschaft
unter Leitung des Kirchenrathes Hoffmann, die Gesell-
schaft für das Studium der arabischen Sprache
unter Leitung des Prof. Stüdel, das juristische Ge-
seminarium unter der Direction des Prof. Danz u. a. m.

Die Blüthezeit der jena'schen Universität ist von zweierlei Art: die eine, hinsichtlich der Frequenz, in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., die zweite während der Regierung des verstorbenen Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach, Karl August, hauptsächlich vom J. 1787 bis zum J. 1806. In dieser Zeit hat sich im Reiche der Wissenschaften nichts Großes und Bedeutendes ereignet, wozu J. nicht Anteil, und oft einen großen, ja den größten gehabt hätte. Von den geachteten Namen unter den Gelehrten waren viele Namen jena'scher Professoren; seinen akademischen Lauf in J. gemacht zu haben, eine akademische Würde in J. erlangt zu haben, als Privatdocent in J. aufgetreten zu sein, gereichte einige Jahrzehnte zu einer besondern Empfehlung; ein Ruf nach J. galt unter den Gelehrten für eine Art von Decoration und einen jena'schen Professor für sich zu gewinnen, wurde bei andern Universitäten für ein Glück gehalten. Wie in Weimar Dichtkunst, Berufsamt, Kunst und alle die heitern Künste des Geistes gleichsam zu Hause zu sein schienen; so hatten in J. die ernsten Wissenschaften des Denkens und des Forschens in den Tiefen des menschlichen Geistes, der Natur, der Geschichte und des Menschenlebens ihre Wohnung armenen.

rober, über die wissenschaftl. Ausbildung junger Pharmaceuten etc. (Jena 1826), und Ebenb. Ankündigung u. Plan des pharmaceutischen Instituts zu Jena (1828). Auch Zentler a. a. O. S. 64 fg.

47) über ihre Geschichte f. Eichstädt, *Acronas pro Societate Latinae Jenensis Institutione* (Jena, 1800); von ihren Leistungen geben Zeugnis die *Exercitationes Soc. Latinae Jenensis* (Lips. 1747. 48). II, 8., und die *Acta Societatis Latinae* (Jen. 1752—56). V, 8. 48) f. G. W. Müller, *Wiedr. von der deutschen Gesellschaft zu Jena* (Jena 1755). 49) f. *Vere Staats- tuten der naturforschenden Gesellschaft zu Jena* (Jena 1800), auch *Gesellschaft a. d. E.* 292 f.

50) f. J. R. S. Schwabe, *Bisthor. Nachricht von der Societät für die gesammte Mineralogie* (Jena 1801), und Desselb. fortgesetzte *Bisthor. Nachrichten* (Gotha. 1804). Was durch sie geschehen, ersieht man zum Theil aus den Annalen der bergogl. Societät für die gesammte Mineralogie, herausg. von Lenz u. Schwabe (Jena 1802—11), IV. S.

Um mit demjenigen den Anfang zu machen, wovon alle Wissenschaft ausgeht, und worauf, als auf das interste Fundament, sich alle wissenschaftliche Bildung lüßt, mit der Philosophie; so hat J. das ganz besondere Glück gehabt, die berühmtesten und einflussreichsten Denker neuerer Zeit und deutschen Ursprungs, einen einzigen aufgenommen, unter seinen Lehrern zu sehen. Und obß dieser würde J. den feinsten genannt haben, wenn ein Aufenthaltsort nicht Königsberg gewesen und die philosophische Speculation mehr Anhang und Beifall gefunden hätte. Aber obßon Kant nicht J. angehören sollte, so verdankt dagegen seine Philosophie das Glück, das sie emacht, und die Anerkennung, die sie gefunden, hauptsächlich mit den Schritten und Vorlesungen eines G. Chr. Frb. Schmid und eines G. Leonh. Reinhold, sowie der Probation, welche ihr die hiesige Allgemeine Literaturzeiung angedeihen ließ. An die Stelle Reinhold's, der im J. 1794 einem Rufe nach Kiel folgte, kam J. G. Fichte, er mit seiner Wissenschaftslehre eine eigene philosophische Schule gründete, zu welcher sich in J. selbst K. Imm. Niethammer, F. G. Forberg und J. Bapt. Schab bekannten. Im Sommer 1800 ging Fichte von J. weg, doch hatte sich schon vier Jahre vorher F. W. Jos. Schelling nach J. gewonnen, um Fichte zu hören und seit 798 selbst mit einem neuen philosophischen System, dem nan den Namen der All-Eins-Lehre gab, sein Glück versucht. Neuheit, Originalität, lebhafter Vortrag, verschafften ihm als akademischen Lehrer einen ganz außerordentlichen Beifall. Als auch dieser im Sommer 1804 J. verließ, trat J. W. F. Hegel, mit Schelling durch ein gemeinschaftliches Vaterland und sonst noch verbunden, nachdem er über die Differenz der Fichte'schen und Schelling'schen Philosophie geschrieben, mit einem System der Philosophie auf, das seine Wurzel in dem Schelling'schen hatte, geriet aber J. nur bis zum J. 1800 an, wo er nach Bamberg ging, um daselbst zu privatfiscen. Zugleich mit den beiden zuletzt Genannten lebten auch in Jena A. W. Schlegel, F. Schlegel, Jac. F. Fries und G. Chr. F. Krause, auter Männer von großem literarischem Rufe und einer weitverbreiteten wissenschaftlichen Thätigkeit; den Schluß dieser philosophischen Glanzperiode für J. machte For. Henr. er im J. 1807 als außerordentlicher Professor der Medizin von Göttingen nach J. kam, und mit vielem Beifall Naturphilosophie vortrug.

Den nächsten Antheil an dieser Glanzperiode der philosophischen Facultät hatte die medicinische. So viel ausgezeichnete Ärzte hatte zu gleicher Zeit J. noch nie gehabt. Chr. Fr. Gruner, wie früher G. Wiffg. Weber, der gelehrteste Arzt seiner Zeit, und auch allgemein dafür merkwürdig; Just. Chr. Kobler, als Lehrer der Anatomie und medicinischen Anthropologie mit Ehre genannt, beliebt und wichtig; J. Chr. Start der Ältere, mit einem weitverbreiteten Rufe als glücklicher, praktischer Arzt, dessen Vorlesungen über ästhetische Politik den Mann von reicher Erfahrung am Krankenbette deuteten; Chr. W. Pufeland, der nach einem achtjährigen Aufenthalte in J. sich zu einem solchen Rufe erhoben, daß er, wie fast hundert Jahre früher Ge. F. Stahl aus dem Bereiche des weimarischen Ho-

ses als königl. preuß. Leibarzt nach Berlin abgerufen wurde. Auf kürzere Zeit haben auch G. Himps und Fidel. Adermann medicinische Lehrstühle zu J. besetzt. Die mit der Heilwissenschaft in enger Verbindung stehenden Naturwissenschaften haben besonders würdige Vertreter an Watsch, seit 1786 außerordentl. Prof. der Naturgeschichte, unsterblich für die Wissenschaft durch seinen Versuch, ein natürliches Pflanzenphylum zu gründen; an J. F. A. Götting, dessen Name sich in vielen wichtigen chemischen Entdeckungen erhalten wird; an Den, dessen Pflanzensystem, so wol, als Atherphylum nicht weniger Aufmerksamkeit erregt, als sie Beifall gefunden haben.

Für das Studium der orientalischen Sprachen sind die Namen eines J. Chr. Eichhorn, H. Eberh. G. Paulus, J. Sever. Vater, J. Chr. F. Kögarten, so wie für die Sprachen des classischen Alterthums und dessen Studium die Namen des genialen Chr. Chr. Schüz und des ebenso genialen G. Reizig, gewis Namen, die aller Achtung werth sind.

Unter den Juristen sind J. A. v. Heßfeld, G. F. Bald, G. Pufeland, Andr. Jos. Schnaubert, P. J. Anselm Feuerbach, And. F. Just. Thibaut, Chr. W. Schweiger, unter den Theologen aber G. Jac. Danov, J. Jac. Griesbach, J. Chrph. Döderlein, Paulus, J. Phil. Gabler und H. A. Schott wol als Männer zu nennen, auf deren Weis J. stolz zu sein Ursache hat.

In der Geschichte der akademischen Disciplin tritt J. als diejenige Universität hervor, auf welcher das Unwesen des Duellirens und der Pannalismas am meisten überhand genommen. Die Kleinheit der Stadt und das daraus hervorgehende Zusammenbringen der Studenten in einen engen Raum, die dadurch nothwendig herbeigeführten öftern und heftigen Reibungen unter denselben mußten dem ganzen Studentenleben einen besondern Charakter anbahnen, zu dem es in größeren Städten nicht würde haben kommen können. Beleidigungen der eingebildeten Studentenehre und Verbindungen zu Ausschüßungen jugendlichen Muthwillens mußten hier weit öfter vorkommen als anderswärts. Dagegen aber hat auch J. das Verdienst, dem Pannalismas am frühesten entgegen gewirkt zu haben, und den Ruhm, daß man von Seiten der Studierenden auf keiner andern Universität so oft Versuche zur Abstellung des Duellirens gemacht hat. Ubrigens kann man im jenschen Studentenleben in den letzten hundert Jahren drei Hauptabschnitte machen: die Zeit der vorherrschenden Landsmannschaften, die Zeit der sich hervorhebenden Studentenorden und die Zeit der aufstrebenden allgemeinen Burschenschaft. Das Entstehen der Studentenverbindungen in J. unter der Form geheimer Orden ist nicht mit Gewißheit zu ermitteln. Die Namen des Hasbinderordens, des Concordien-, Bier-, Stern- und Kreuzordens kommen zwar schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vor, und im J. 1767 erging ein Mandat gegen dieselben; aber über das Alter ihres Bestehens erfährt man nichts.

Einige historisch-statistische Bemerkungen mögen den Schluß dieses Artikels machen.

Als die Universität sich der stärksten Frequenz erfreute, hatte sie in den ersten drei Facultäten kaum zwei außerordentliche Professoren und etwa drei öffentlich angestellte Privatdozenten. Die berühmtesten Lehrer, welche J. in frühern Zeiten gehabt, sind auch alle in J. gestorben. Im J. 1724, wo weit über 500 immatriculirt wurden, betrug das Alter der ordentlichen Professoren in den drei ersten Facultäten für jeden einzelnen 64 Jahre; dagegen zu Ausgang des J. 1776 kaum 41 Jahre. Der stärkste Professorenwechsel war in dem J. 1569, wo auf einmal 11, und 1575, wo auf einmal 12 Professoren die Universität verließen. In den Jahren, wo die Frequenz am größten war, kamen auf einen öffentlich angestellten Lehrer etwa 110—125 Studenten; in neuern Zeiten hat es Jahre gegeben, wo auf einen öffentlich angestellten Lehrer sieben bis acht Studenten im Durchschnitt gekommen sind. Als die Universität am stärksten war, folgte den Rectoratoren ein Student etwa 6—7 Zhlr.; seit zehn Jahren aber immer zwischen 65—80 Zhlr.

Die größten Bieschreiber unter den Professoren lebten zu der Zeit, wo die meisten Studenten in J. waren. Da lebten J. Franz Wubbeus, Burk. Gf. Struve und Ge. Wfg. Nebel, unter deren Namen über 3600, 3500 und 950 Bogen in Druck erschienen, die unter fremdem Namen geschriebenen Dissertationen nicht mit gerechnet⁵¹⁾. (J. T. L. Danz.)

IV. Die Schlacht bei Jena. Am Abende des 13. Oct. 1806 standen die preussisch-sächsischen Armeen unter dem Fürsten von Hohenlohe bei Kapellendorf, deren Vortruppen unter den Generalen Tauenzien und Holzenborn, in Gloschwitz, Lührode, Isserstädt, dem Isserstädt'schen Forst, und in den Dörfern nördlich von Netzwitz bis in die Gegend von Gamburg, 43 Bataillons, 62 Escadrons, 12 Batterien, das Reservecorps unter dem General Rüchel, 18 Bataillons, 20 Escadrons, 2 Batterien bei Weimar; die französische Hauptarmee unter dem Kaiser Napoleon, wie folgt: das dritte Corps (Prinz von Ponte Corvo) bei Jämlingen, das vierte Corps (Soult) auf dem Scheidepunkte der von Gera nach Jena und Gamburg führenden Straße, das fünfte Corps (Lannes) bei Jena, das sechste Corps (Rey) bei Rode, das siebente Corps (Augereau) bei Kahlitz, die Infanterie der Garde in Jena: etwa 50,000 Preußen und Sachsen gegen 100,000 Franzosen u., ungerchnet der Reservecavalerie Murat's (20,000 Pferde), die nur zum Verfolgen, nicht zur Entscheidung, ins Gefecht kam.

51) Es ist zu verwundern, daß die Universität Jena bis jetzt noch keine öffentliche, vollständige, prognostische Geschichte hat, da doch viele andere weniger bedeutende Universitäten die Ihrigen haben. Einiges ist zwar über Jena genug vorhanden, Erklärungen besonderer Begebenheiten und Ereignisse, Nachrichten über den Zustand derselben zu gewissen Zeiten, Lebensbeschreibungen und Charakteristiken ihrer Lehrer, Nachrichten von mehrern seiner Anstalten u.; nur eine zusammenhängende Geschichte derselben ist noch nicht in Druck erschienen. Eine solche Geschichte aber müßte, bei so vielem Eigenthümlichen, was die Universität in ihrer Regierung und Verwaltungssystem gehabt hat und zum Theil noch hat, von großem Interesse sein.

Bereits am 13. war ein lebhaftes Gefecht bei Jena dadurch entstanden, daß die Franzosen den Landgrafenberg besetzten und die preussisch-sächsischen Vorpösten bis Gloschwitz, Lührode und an die Schneide zurückdrängten. Fürst Hohenlohe war vorgerückt, hatte den General Tauenzien aufgenommen, die Franzosen bis an den Landgrafenberg zurückgeworfen, und grade den Angriff auf dieselben geordnet, als ein Befehl des Herzogs von Braunschweig eintraf, der jede Offensive verbot. Dieser Befehl, dessen Befolgung das Einziehen der Stärke des Feindes bei Jena hinderte, muß als erste Ursache des unverhältnismäßigen Kampfes am nächsten Tage angesehen werden, mit der Überzeugung, einen um das Doppelte überlegenen Feind vor sich zu haben, wäre am 13. ein Rückzug auf die Hauptarmee noch ausführbar gewesen. So aber blieb die wahre Stärke des Gegners unerkannt und die Armeen ihr ruhig gegenüber.

Zwischen fünf und sechs Uhr am Morgen des 14. hatte General Tauenzien die am Dornberg und Partaltölz stehenden Bataillons einige hundert Schritte gegen Goshopa und Gloschwitz vorgehen lassen, als das Corps von Lannes, das vom Landgrafenberg aus vorging, um der beobachtenden Armeen Raum zur Aufstellung zu geben, mit ihnen zusammenstieß. Es entstand inmitten des dichten Nebels, der die Gegend einhüllte, ein Gefecht, dessen Einzelheiten genau anzugeben unmöglich, nur das gewiß ist, daß die nach und nach in dasselbe verwickelten preussisch-sächsischen Truppen sich mit Ausdauer, auch momentan mit Erfolg schlugen, und der Feind, der weder ihre Stärke noch Stellung übersehen konnte, mit einiger Unsicherheit manövrierte, so daß, ungeachtet seiner großen Überlegenheit, das Gefecht mehre Stunden dauerte, und erst dann entscheidend werden konnte, als gegen neun Uhr der Nebel von der Sonne etwas niedergedrückt wurde. Sofort rückten unter dem Schutze des nun mit Sicherheit gerichteten Geschützfeuers vom Landgrafenberg die Franzosen vor und warfen das Corps Tauenzien's in theilweiser Auflösung bis gegen Wierzeihenlingen zurück. Während dessen Verfolgung durch Artillerie und Cavalerie stellte Lannes die Masse seines Corps rechts vormärts von Lührode in der Richtung nach Altenparne auf, rückte die Gardeinfanterie auf den Dornberg, das Corps Rey und ein Theil des Corps Augereau durch die Schluchten von Goshopa auf die Höhe von Lührode, front gegen den Isserstädt'schen Forst, eine Division vom Corps Soult durch das Rauthal nach dem Lohholz, wo sie das Corps Holzenborn, das von Rüdiger aus gegen Gloschwitz vordrängen wollte, mittels eines stehenden Feuergefechts (gegen zehn Uhr) so lange festhielt, bis französische Cavalerie von der Schärferi her anrückte, die feindliche warf, den Widerstand der Infanterie erschütterte und dadurch den Rückzug des Corps in der Richtung nach Stobra erzwang. Um elf Uhr Mittags passierte das letzte preussische Bataillon Netzwitz.

Schon gegen acht Uhr, als das Feuer bei Gloschwitz und Lührode immer zunahm, ließ General Grawert seine bei Kapellendorf lagernde Division (10 Bataillons, 15 Escadrons, 4 Batterien), in der Richtung von Kleinromstedt links abmarschiren, was der Fürst Hohenlohe,

obgleich in dem Momente, daß ein ernstlicher Angriff an diesem Tage nicht stattfinden werde, genehmigte. Von Kleinromstedt ging die Cavalerie in Escadrons mit großen Intervallen gegen Wierzebnitzellen vor, die Infanterie folgte, und trat nach einem kurzen Halt an dem zwischen Großromstedt und Wierzebnitzellen liegenden Gehölz zum Angriff an. Echelon auf die das Corps Tauenzien verfolgten feindlichen Truppen an, warfen dieselben zurück, verfolgten sie jedoch nicht. Wierzebnitzellen blieb längere Zeit von beiden Theilen unbesezt; ein Officier wurde mit der schriftlichen Orde zum schleunigen Herandrücken zum General Rüchel geschickt, den er bei Umpferstädt fand. Einige Bataillons vom Corps Tauenzien mußten von hier aus als gefechtsunfähig zurückgeschickt werden; der Rest des Corps schloß sich der Division Gravert's an; auch die sächsischen Truppen kamen heran und die Armee nahm zwischen zehn und elf Uhr folgende Position ein: 15 Bataillons, 39 Escadrons rückwärts Wierzebnitzellen bis Hermstedt; 6 Bataillons, 3 Escadrons rechts rückwärts dieser Linie, Front gegen Iffersbald; 9 Bataillons, 4 Escadrons, in und rückwärts um Iffersbald bis zur Schneide, 1 Bataillon 2 Escadrons Front gegen den schwabbauer Grund. Das Corps Rüchel sollte gegen den linken, das Corps Holzendorf gegen den rechten Flügel des Feindes wirken. Der Marschall Ney hatte sich indeß mit 4 Bataillons, 6 Escadrons durch das Corps Lannes durchgezogen, war grade gegen Wierzebnitzellen vorgegangen und hatte durch seine Cavalerie eine Batterie erobert, um deren Besitz sich ein Reitergefecht entspann, das anfänglich für die Preußen, zuletzt aber für die Franzosen siegreich sich entschied. Folge war, daß die nachrückende Infanterie das Dorf nahm, theils besetzte, theils daneben sich in Quarrés bildete. Da das Corps Lannes zur Unterstützung herankam, den linken Flügel der feindlichen Aufstellung bedrohte, den Iffersbaldt's Fort mit Tirailleurs und Geschütz angriff, so entspann sich bald auf der ganzen Linie ein für die preussisch-sächsischen Truppen nachtheiliges Feuergefecht, zwei Versuche zur Wiedernahme des Dorfes blieben fruchtlos, auch das Anrücken durch Granatenwürfe konnten den Feind nicht vertreiben, der die in regelmäßigen Salven feuernde Linie mit einem verderblichen Kugelnregen beschüttete. Ein allgemeiner Cavalerieangriff auf die rechte Flanke der Franzosen sollte dem wachsenden Utheile entgegen, aber das hörbare Zurückgehen des Feuers bei Siobra, wo Holzendorf im Nachtheil stand, und das Anrücken zahlreicher Colonnen gegen den Iffersbaldt's Fort, bestimmten jede Hoffnung; es blieb nichts übrig, als in der genommenen Stellung das Eintreffen Rüchel's zu erwarten.

Während dessen war Holzendorf völlig geschlagen, durch Bernadotte von Dornburg her nach Buttelsbald gedrängt, und das Corps Soult wendete sich gegen Hermstedt, der linken Flanke des Feindes zu, indeß Lannes und Angereau durch die Wegnahme Iffersbalds dessen rechte Flanke bedrohten. Der Fürst Hohenlohe mußte vor diesen überlegenen Streitmächten den Rückzug antreten, der Anfangs auch in Ordnung blieb, durch das heftige Aufdrängen des Feindes aber bald zerstückt wurde und

theilweise in Auflösung überging. So erreichten die Bersolger Kapellendorf, als General Rüchel mit 18 Bataillons, 18 Escadrons jenseit des Dorfes anlangte, während die rechte Flügeldivision der preussisch-sächsischen Armee sich noch unangegriffen an der Schneide befand. Es war zwei Uhr Nachmittags. Der General, den Stand der Schlacht und die aus diesem hervorgehende Nothwendigkeit des Festhaltens der siegreichen Gegner — um die bereits geschlagene Armee, namentlich die noch intacte Division an der Schneide zu retten — gänzlich verlassend, wollte mit seinen 15,000 Mann durch eine rasche Offenstürmung den unrettbar verlorenen Sieg erlösen, und nahm zur Ausführung dieses mehr als kühnen Entschlusses die mindestens sonderbare Maßregel, seine Kraft zu theilen. Sieben Bataillons, sechs Escadrons nämlich ließ er als Reserve auf verschiedenen Punkten hinter dem Desfilé von Kapellendorf vertheilt, führte den Ueberrest durch dasselbe, ließ ihn zwischen Köstschau und Romstedt aufmarschiren und durch die ihm noch überwiegenen Theile der sächsischen Cavalerie, seinen rechten Flügel decken. Dann griff er den ihm gegenüber formirten dreifach überlegenen Feind durch eine Echelon-Attacke aus der Mitte mit aller Kunstgerechtigkeit des Exercirplatzes an, wurde aber durch ein verheerendes Geschütz- und Flintenfeuer und ein schnelles Umfassen seines linken Flügels nach einem kurzen, mörderischen Kampfe zurückgeworfen, er selbst schwer verwundet. Erst hinter Kapellendorf gelang es, die geschlagenen Truppen bei den Reserven wieder zu ordnen; ihren Rückzug, vereint mit den Trümmern der Division Gravert und Tauenzien, führte der letztere nach Dömannstedt, mit Ausnahme jedoch der sächsischen Cavalerie, die nach einem rüchigen Gefechte mit französischer Cavalerie gegen Hohlstedt abging, als die Infanterie geschlagen war.

Ani Dstrande des Beobachtungsbüsches, wo ein Theil der Reserve des Corps von Rüchel nebst einigen noch geordneten gebliebenen sächsischen Bataillons à cheval der Ebsausser Stellung nahmen, um den allseitig hier zusammenströmenden Flüchtlingen Raum und Zeit zu schaffen, kam es nochmals zu einem Gefechte mit einem Theile der herangekommenen Reservecavalerie Murat's, das nach kurzem Widerstande mit einem neuen Rückzuge hinter die Alm endigte. An die sächsische Cavalerie, welche nach Hohlstedt retirirt war, schloß sich der General Jeschütz mit den Trümmern der Cavalerie der indeß gleichfalls zerstreuten Division an der Schneide, schloß sich nach Dönnbald durch, ging dort über die Alm und erreichte am späten Abend Buttelsbald, wohin sich auch die Generale Tauenzien und Holzendorf gewendet hatten, während die sächsischen Truppen, welche am Beobachtungsbusch, sich nach Göltscha, die Reste der Division Gravert aber nach Erfurt warfen. Der Fürst Hohenlohe, dem es gelungen war, einige Cavalerieregimenter hinter Weimar zu sammeln, wollte mit diesen nach Lieblich aufbrechen, um die Hauptarmee zu erreichen und unter ihrem Schutze seine geschlagenen Truppen zu sammeln, als er die Nachricht von dem Verluste des Treffens von Auerstedt erhielt. Er setzte seinen Rückzug inmitten der allgemeinen Auflösung über Daasdorf und Dönnbald nach

Schloß Bippach fort. Die Sieger folgten bis Weimar, umpferslößt und Schwabdorf. Das Corps von Bernadotte, das nur durch sein Erscheinen Antheil an dem Kampfe genommen hatte, lagerte bei Apolda *).

(Benicken.)

JENA (Biogr.), 1) Friedr. von J., wurde im J. 1620 zu Jersb geboren, wo sein Vater, Peter von Jena, damals Oberbürgermeister war. Nachdem er das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt einige Jahre lang besucht hatte, studierte er die Rechte auf der Universität zu Jena, und beschloß seine akademische Laufbahn daselbst schon im J. 1640, durch eine unter dem Vorsteh von Erasmus Ungerhaur (oder Ungerbauer) verteidigte Disputation de mutuo; worauf er sich nach Jersb zurückgab und als Advocat daselbst practicirte. Im J. 1650 wurde er zu Wittenberg Licentiat beider Rechte, und erhielt hierauf 1652 eine Professur der Rechte zu Frankfurt a. d. O., welche er bis 1655 bekleidete. Doctor der Rechte wurde er erst 1653 zu Wittenberg; wobei man ihm, da er reformirten Glaubens war, den damals üblichen Verpflichtungs Eid auf die Formula Concordiae bei der Promotion erließ. Literarisch machte er sich in dieser Zeit nur durch eine Anzahl akademischer Disputationen bekannt, die er für Andere verfertigte, und unter seinem Vorsteh von ihnen verteidigen ließ).

Aus welchem Grunde Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg sich veranlaßt fand, grade unseren Friedrich von Jena im J. 1655 zum Geheimrath und Minister in Berlin zu ernennen, darüber schwiegen meine Quellen; jedenfalls aber mußte er ihm nicht allein sehr gut empfohlen sein, sondern sich auch zeitig als sehr brauchbar bewähren; denn er wurde schon im September desselben Jahres als königl. Bevollmächtigter nach Marienwerder geschickt, um den Verhandlungen der wegen des schwedischen Kriegs zusammengetretenen preussischen Landstände beizuwohnen. In gleicher Eigenschaft nahm er 1656 Antheil an dem Tractate von Kadiau, wodurch der Kurfürst von Brandenburg die Souverainität über Preussen und Ermeland vom Könige Karl Gustav von Schweden zugesichert erhielt).

*) Vgl. Massenbach's Denkwürdigkeiten. II, 141—162. Bericht eines Augenzeugen etc. Nonitoe p. 1302 u. 1303. Journal, Relation succincte de la bataille de Jena. Geschichte der Kriege in Europa etc. Th. VII, c. 55—57.

1) Die Titel dieser Abhandlungen sind folgende: a) De donationibus (resp. J. H. Wier). (Frankf. 1652, 4.). b) De Majestate et ejus Joribus, quae vulgo regalia majore vocantur (resp. H. B. de Aitzbach). (ibid. 1652, 4.). c) De Imperatoris Romanorum Germanico (ibid. 1653, 4.). d) De successionis descenditibus ab intestato (ibid. 1653, 4.). e) De Polonia (ibid. 1653, 4.). f) De actionibus in heredes transitis (ibid. 1654, 4.). g) De thesauris (ibid. 1655). h) De causa conventionum et casu pro amico (resp. J. C. Neander). (ibid. 1655, 4.). i) Thesa miscellanea de jure civili, canonico, publico et feudali (ibid. 1655, 4.). Ich trenne von diesen Dissertationen nur die unter a., b. und h. aufgeführten aus eigener Ansicht; sie sind sämtlich sehr mittelmäßig. Nachlässig einiger andere, die ihm auch zugeschieden werden, sind selbst die Angaben der Angler (f. nachher Ann. 3) so unrichtig, daß ich sie lieber ganz mit stillschweigender übergehe. 2) Vgl. hierzu Pufendorf's Res gestae Frederici Guilelmi (Berlin 1693. 8.). S. 1570 fg.

Im J. 1657 ging Friedrich von Jena als brandenburgischer Gesandter zur römischen Kaiserwahl nach Frankfurt a. M., und 1658 war ihm die Vermittelung der Verhältnisse zwischen Schweden und Dänemark beim kaiserl. Hofe, sowie zugleich die Intercession zum Besten der schlesischen Protestanten übertragen; während er 1669 an dem polnischen Wahltag als preussischer Gesandter Theil nahm. Bei allen diesen Verhandlungen bewährte er sich, auch nach Pufendorf's Zeugnis, seinem Hofe als geschickter Staatsmann, und bezieht dessen Vertrauen bis an seinen Tod. Er starb zu Berlin den 10. September 1682).

2) Gottfried von J., war der jüngere Bruder des nur genannten Friedrich's von Jena, und wurde den 20. Nov. 1624 zu Jersb geboren. Sein lebhafter Geist überwand bald die Hindernisse, welche für sein wissenschaftliches Streben aus seiner Kränklichkeit (schon während der Schuljahre hervor gingen; wie er denn überhaupt an natürlichen Anlagen seinem Bruder weit überlegen war. Das Rechtsstudium betrieb er sowohl zu Wittenberg, als auch zu Witten und Marburg, und bereitete sich dann auf den künftigen Staatsdienst würdig vor, indem er mehre Jahre lang Teutschland, die Niederlande, England, Frankreich und einen Theil von Spanien und Italien durchkreuzte, und mit den besondern politischen Verhältnissen dieser Länder sich näher bekannt machte. Hierauf promovirte er im J. 1649 zu Heidelberg als Doctor der Rechte, und begann daselbst juristische Vorlesungen zu halten. Der gute Erfolg davon gab Anlaß, daß ihm nach einigen Jahren eine ordentliche Professur der Rechte übertragen wurde; im J. 1655 aber vertauschte er Heidelberg mit Frankfurt an der Oder, weil man ihn als Nachfolger seines Bruders dahin berief. Hier blieb er nun bis 1662; da er sich nicht entschließen konnte, den im J. 1668 erbaltenen Antrag zur Rückkehr nach Heidelberg anzunehmen, so vertheilte auch die Aufsen dafür waren.

Mit dem J. 1662 führte ihn das Schicksal auf die Bahn, welcher er nun sein ganzes Leben hindurch treu bleiben sollte; er wurde nämlich aus den Vorschlag des Staatsministers, Freiherrn von Schwerin, an den Hof nach Berlin berufen, und erhielt hier nach erfolgter Ernennung zum Geheimrath, die Bestimmung, als Gesandter zum Reichstage nach Regensburg abzugehen. In diesem Posten blieb er fünfundsiebenzig Jahre lang, und vertrat hierbei nicht nur das Interesse seines Landesherren, sondern arbeitete auch zugleich in den Angelegenheiten mehrerer anderer teutlichen Reichsländer; auch wurde er in diesen Geschäften durch seine Ernennung zum Kanzler der Regierung zu Witten (im J. 1663) auf keine Weise gehindert, denn er verwalte diese letztern Posten nur eine ganz kurze Zeit im J. 1671 persönlich, und kehrte sehr bald wieder nach Regensburg zurück. Den

3) Benutzt wurden bei diesem Artikel J. C. Wetckmann's Historie des Rürkenthums Anhalt (Jena 1710. 8.), 2tes. VII, c. 344) und dessen Annotata de vita Professorum Francofurtensium (Frankf. 1712). S. 221, sowie J. S. Augler's Beiträge zur juristischen Biographie, Bd. 3. St. 1. (Leipzig 1777). S. 1—4.

aus Wien im J. 1665 erhaltenen Antrag, eine Reichshofrathsstelle dort anzunehmen, lehnte er ab, übernahm aber neben seinem bisherigen Posten noch im J. 1680 die Stelle eines Regierungsfanzlers zu Magdeburg. Daß er die Verwaltung derselben im J. 1687 wirklich antrat, davon lag der Grund in seiner zu dieser Zeit erfolgenden Zurückberufung von Regensburg nach Berlin. Man war mit ihm unzufrieden, weil er sich durch seine Biegsamkeit hatte verzeihen lassen, den gegen Teutschlands Integrität gerichteten feindseligen Vorlesungen Frankreichs williges Gehör zu leisten, und sogar bei der Cabinetberathung mit seinen Kollegen die Meinung zu unterstützen, daß zur Sicherheit des 1684 abgeschlossenen zwanzigjährigen Waffenstillstandes einige Städte des teutschen Reichs an Frankreich abgetreten werden müßten. Auch zeigte sich sehr bald, daß dieser Vorwurf, den er freiwillig möglichst zu entkräften suchte, nicht un gegründet war; denn Frankreich führte über seine Zurückberufung vom Gesandtschaftsposten die beständigen Beschwerden.

Seit dieser Zeit lebte Gottfried von Jena als Regierungsfanzler bis zu seinem am 1. Januar 1703 erfolgten Tode in Halle. Kurz vorher gründete er noch daselbst ein weltliches Cister für zehn adeliche Fräulein reformirter Religion, wozu er sein Haus sammt einem Capitale von 50,000 Thalern vermachte; während er schon 1697 das Hospital „zur christlichen Liebe“ für arme, geberückte Personen dort gestiftet hatte. Er hinterließ keine Kinder, obwohl er zweimal verheirathet war.

Nach dem Urtheile seiner Zeitgenossen war von Jena ein sehr offener Kopf, der alle seine Geschäfte mit mehr als gewöhnlicher Leichtigkeit durchzuführen vermochte. Auch machte ihn die Annehmlichkeit des geselligen Tons, welche er sich angeeignet hatte, namentlich bei der französischen Gesandtschaft auf dem Reichstage, beliebt, und erhöhte so seinen Einfluß, zumal da er hiermit eine damals ziemlich seltene Kenntniß der neuern Sprachen, des Französischen, Englischen, Holländischen, Spanischen und Italienischen verband; obgleich auch das classische Alterthum mit seinen Sprachen ihm nicht fremd geblieben war; wie unter andern seine ziemlich zahlreichen Schriften deutlich zeigen).

(Emil Ferdinand Vogel.)

JENATSCH (Georg), ein als Parteiführer und Krieger in den Kämpfen, welche im zweiten, dritten und vierten Jahrzehnte des 17. Jahrh. Graubündens so furchtlich zerrütteten, mehrthellig gewordener Mann. Er war gebürtig aus dem Zehngerichten-Bund und besiedelte zu der Zeit, wo er zuerst in der Geschichte erscheint, die reformirte Pfarrei zu Samaden im Engadin. Nach der furchtbaren Ermordung aller Reformirten im Veltlin (Juli 1620) und den misslingenen Versuche, die Spanier wieder aus dieser bündnerischen Herrschaft zu vertreiben, war der früher verbannte Pompejus von Planta, das Haupt der spanischen Partei, wieder auf sein Schloß Rietberg in der Domlescher-Thale zurückgekommen. Hier wurde er den 25. Febr. 1621 von 18 Berschwornen, unter denen neben dem Anführer, dem Pfarrer Jenatsch, noch andere Geistliche aus dem von den Habsburgern verheerten Münsterthal und Engadin waren, überfallen und getödtet. Von da an zeichnet sich Jenatsch in den vielen Gefechten, die in Bündten bis 1637 stattfanden, immer durch Muth, Einsicht und Tapferkeit aus. Als endlich im J. 1635 Frankreich den Krieg öffentlich gegen Habsreich erklärt hatte, und unter dem Herzog von Koblen einen Heerhaufen durch die Schweiz nach Graubündten sandte, mit welchem sich 4600 Mann von Zürich, Bern, Solothurn, Uri, Schwyz, Freiburg und 6000 Bündtner vereinigten, um die Spanier und Habsburger ganz aus dem Gebiete der Bündtner zu vertreiben, trat auch Jenatsch als Oberst eines Regiments in diesem Heere auf, und trug sowohl durch seine Tapferkeit, als durch seinen Rath bei Entwurfung der Operationenpläne sehr viel bei zu dem Siege dieser Armeen über die Habsburger und Spanier. Doch als nun die Franzosen aus Verbündeten Herren in Graubündten zu werden suchten, die Zurückgabe der wieder eroberten Herrschaften Gléron, Veltlin und Worms an die Bündtner verzögerten, und der französische Gesandte Lanier die Rolle eines übermüthigen Proconsuls spielte, während der kranke Herzog von Koblen seine redlichen Bestrebungen ganz gelähmt sah, entschloß sich Jenatsch mit mehreren Andern, die bisher die entscheidenden Gegner der Spanier gewesen, ihr Vaterland nun auch von der französischen Annexi zu befreien. Sie traten heimlich mit Habsreich und Spanien in Unterhandlungen. Jenatsch reiste selbst nach Innsbruck und führte die Unterhandlungen mit großer Kunst und Gerandtheit; zugleich aber wußte er auch die Franzosen mit seltener Schlaubeit über seine Zwecke zu täuschen. Als Alles vorbereitet war, traten die Berschwornen, 31 an der Zahl, zu Loms zusammen, und gaben den 18. März 1637 das Zeichen zur Ergriffung der Waffen gegen die Franzosen. Unter Anführung von Jenatsch umringte das aufgestandene Volk dieselben, und es blieb dem Herzoge von Koblen nichts übrig, als mit seinen 5000 M. nach geschlossener Capitulation Bündten zu verlassen. Schon damals schien das Schicksal eines gewaltsamen Todes den Oberrsten Jenatsch zu ereilen. Der Marschall von Reques drückte mit den Worten: *C'est ainsi qu'on prend congé d'un traître, une Pistole auf ihn ab; allein der Schuß ging nicht los. Jenatsch übte nun einen ganz entscheidenden Einfluß auf alle Angelegen-*

4) In Jugler's biogr. Nachr. über Gottfried von Jena (Weitz. zur jurist. Biograph. S. III, St. 1), befindet sich S. 10—13 ein Verzeichniß von dessen Schriften, wozu ich hier nur folgende anführen will: 1) Die Dissert. theoretico-practica de lege commissoria (Frankf. a. V. 1656, 4.), welche auch als besondrer Tractat herausgab. (1658, 12.) wieder gedruckt wurde, mit einem nicht vom Verf. herrührenden Anhang unter dem Titel: Centuria tres selectiorum regularum ex utroque jure. 2) Fragmenta de ratione Status (post Frankfurt. 1660, 4.), althum ebend. 1667 und zuletzt Halle 1692, 4.). 3) Tractatus de Senatusconsulto Macedonianum, et incidentibus de denunciations evangelice (Frankf. 1662, 12.). Er ist der Meinung, daß dieses S. C. seinen Namen von einem ungerechten Mörder erhalten. Seine beigefügte Ansicht von der denunciations evangelice, deren Grund er in dem Selbsthathen der christlichen Kirche sucht, ward später namentlich von Erasmus angefochten. 4) In Casaria, Pateramieri tractatum de jure Supremacie ac Legationis Principum Germaniae notae et animadversiones Germanopol. (Coloniae 1682), anonym, und gegen die gewöhnlichen Vorurtheile der kleinen Reichsfürsten gerichtet.

heiten und maßte sich zu Glevon eine beinahe unumschränkte Gewalt an. Allein den 24. Januar 1639 wurde er zu Stur bei einem Hochzeitsfeste durch mehre Vermählte angegriffen. Von einer Kugel verwundet kämpfte er noch gegen seine Mörder, wurde aber von dem Streiche einer Art zu Boden gestreift. Katharine Planta, die Tochter von Pompejus Planta, Gemahlin des Freierers von Travers-Dietrichstein, soll diesen Streich mit der nämlichen Art geführt haben, mit welcher Jenatsch 18 Jahre früher ihren Vater erschlagen hatte. Jenatsch wurde mit militärischen Ehren begraben. Aber es erfolgte keine Untersuchung und die wohlbekannten Mörder, an deren Spitze Rudolf Planta, der Sohn von Pompejus, stand, wurden nicht beunruhigt. Dieser Rudolf Planta verlor dann aber 1640 bei einer Volkshewegung im Engadin das Leben. Es ist übrigens ungewiß, ob Jenatsch bloß als Defter der Privatraube der Planta fiel, oder ob französische Rachsucht, oder Eifersucht und Mißtrauen gegen den allgewaltigen, furchtbaren Demagogen den Mord bewirkte. Es traute ihm Niemand und von seiner Gewaltthätigkeit waren wirklich neue Gefahren zu besorgen. Am 31. Kerchsworten hatten sich gegenseitig Gewalt über Leben und Tod gegen jeden Beräthrer zugesagt, und wenn auch der Mord nicht von ihnen ausging, so verbannten ihnen die Mörder doch ihre Straflosigkeit. (Kacher.)

JENATZ, reformirtes Pfarrdorf im Canton Graubünden, im Schenggerichtenbund. Es gehört zum Hochgerichtste Gasteis und liegt auf der linken Seite der wilden Lenquart sehr zerstreut am Abhange, so daß es einen sehr lieblichen Anblick gewährt. Es werden hier zwei Jahrmärkte gehalten. Weiter hinauf, 3740 Fuß über der Oberfläche des Meeres, liegt ein von dem Dorfe benanntes Bad. Das Wasser ist kalt, aber sehr leicht, und enthält etwas Schwefel. Es wurde früher stärker besucht als in den neuesten Zeiten. (Kacher.)

Jenaub, Kheuaub, Khenab oder Chinab, f. d. Art. unt. Himalaya.

JENBACH. 1) ein reisender Wildbach der gefürsteten Grafschaft Tyrol, welcher in der Gegend von Batsche im Ranggerichte Kuffstein, im Kreise Unter-Inn- und Wipptthal entspringt, hierauf durch drei andere Bäche vergrößert wird, von seinem Ursprung sich mehr und mehr westwärts wendet und endlich innerhalb Kuffstein zwischen Ebs und Niederndorf der bairischen Grenze gegenüber, am rechten Ufer in den Inn fällt. 2) Ein zur Herrschaft und zum Patrimoniallandgerichte Rottenburg gehöriges Dorf im unterinn- und wipptthaler Kreise, im Bietels-Innthal Tyrols, am linken Ufer des Innflusses, an der von Schwab über Stans an den Axenfer, nach dem Baboreiter Kreuz und nach Tegernsee führenden Seitenstraße auf einer mäßigen Anhöhe am Kaasbache gelegen, zwei Stunden nordwestwärts von Schwab entfernt, mit einer eigenen lathol. Curatie der Pfarre Münster (Dezanat Stgen, Bisthum Wirtzen) von 811 Seelen, welche von zwei Priestern besorgt wird, einer dem heil. Willibrod und Leonhard geweihten katholischen Kirche, einer Schule, einer Eisengießerei, einem Eisenschmelz- und Hammerwerke, einem Drahtzuge, einer Stachelfabrik und drei Senseschmies-

den. Weiße Farben und Schwerspath sind Erzeugnisse der hiesigen Privatindustrie. (G. F. Schreiner.)

JEND, ungar. Jedd und Jád, ein der adeligen Familie Szaplanczky gehöriges großes Dorf im oberen Gerichtsbezirk (Proecssus) der marmaroscher Gespannschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberrangarns, im höchsten Theile des Comitats, in einem Seitenthale des Jaksstus zwischen hohen Bergen gelegen, deren Fuß der gleichnamige Bach bewässert, mit 179 Häusern, 1670 Einwohnern, welche bis auf 69 Juden, sämtlich Wallachen und der katholischen Kirche zugethan sind, einer griechisch-katholischen Pfarre und Kirche und einer jüdischen Synagoge. Die kipschische Karte versetzt auf einen diesem Dorfe benachbarten Berg ein Kloster (f.). (G. F. Schreiner.)

Jendrichau, Jendrichow (Geogr.), f. Jedrychow.

Jenequin (Biogr.), f. Jannequin.

JENESIEN, ein Dorf im Böhmer- oder Etschkreise der gefürsteten Grafschaft Tyrol, einl. der Hauptort und Sitz des ehemaligen Gerichtes dieses Namens, jetzt im k. l. Landgerichte Kärnten und Jenstein, im Etschviertel auf dem Berge gleiches Namens gelegen, zwei Stunden nordwestwärts von der Stadt Bogen entfernt, wohin die Bewohner viel Gemüße und Obst zu Markte bringen, mit einer eigenen katholischen Pfarre von (1826) 907 Seelen, die zum böhmer Dezanate des Bisthums von Trient gehört, und von zwei Priestern besorgt wird, einer dem heil. Genesio geweihten latholischen Kirche und einer Schule. Die Gegend ist fruchtbar, mit Weingärten und Obstbaumpflanzungen bedeckt, und erhebt sich auf dem rechten Ufer des Talsbaches, der bei Bogen in die Etsch fällt.

(G. F. Schreiner.)

Jenibasar (Geogr.), f. Novibasar.

JENICHEN (Gottlob August), geboren den 9. Jul. 1709 zu Leipzig, der Sohn eines dortigen Advocaten, der ihm früh durch den Tod entzissen ward. Seine Großvater mütterlicher und väterlicher Seite, J. Horn und Georg Jenichen, beide Prediger, jener zu Leipzig, dieser zu Eutrich, sorgten gemeinschaftlich für die Erziehung des Knaben, dessen Fähigkeiten sich in frühem Alter entwickelten. Noch mehr verdankte Jenichen seinem Oheime, dem 1735 verstorbenen Professor der Moral und Politik, Gottlob Friedrich Jenichen, der ihn zu sich nahm und ihn durch Privatlehrer unterrichten ließ. J. S. Müller, L. Chr. Grell und J. U. König sorgten mit reichem Eifer für die Bildung seines Geistes. In der Schulstadt, die er seit dem Jahr 1723 besuchte, waren Schreier und Freitag seine vorzüglichsten Lehrer. Mit gründlichen Vorkenntnissen ausgerüstet, eröffnete Jenichen (1726) seine akademische Laufbahn in Leipzig, wo er sich der Jurisprudenz widmete. Nechenberg, Rivinus, Franckenstein, Rakow und Bauer waren seine Hauptlehrer im Gebiete jener Wissenschaft. Philosophische Collegien hörte er bei seinem Oheime G. F. Jenichen, Rektorat bei Schmidt und Böcher, Geschichte und Politik bei Mendel. Unter Bauer's Vorlesse vertieftete Jenichen (1727) seine Abhandlung: De fundo inofficioso quæsito, und hielt in dem genannten Jahre in der akademischen Kirche eine

gait oder Statthalterschaft der Inseln gelegene Stadt mit einem großen Han, mehreren Moscheen, Bädern, gutem Tabaksbau und 2500 Einwohnern.

JENIDSCHIE KISILAGACS, oder **JENI KISILAGACS**, ein Marktflecken an der Tumbsha im Sandtschal Dichtmen des europäisch-ossmanischen Czalets Rumili mit 2500 Einwohnern. (R.)

JENIDSCHIE VARDAR, eine Stadt am Barbar im Sandtschal Salonik des Czalets Rumili mit vielen griechischen Kirchen, Moscheen, Schulen, Hanen, Bädern und gegen 6000 Einwohnern, die viel und den besten Tabak von ganz Makedonien bauen. Sie hat Gerichtsbarkeit über 12 Dörfer und in ihrer Nähe befinden sich die Ruinen des alten, als Residenz der makedonischen Könige, sowie als Geburtsort Alexander's des Großen bekannten Pella. (R.)

JENIKALE, früher Pantico, eine kleine Stadt und Festung dritter Classe an der Meerenge von Kassa, in dem russischen Gouvernement Asarien, auf einer bedeutenden Anhöhe. Die Meerenge ist hier 1½ Meile breit und wird die jenikalische oder taurische Straße genannt. Sie hat keinen Hafen, sondern nur eine kleine Bucht, wo chigier Hanen getrieben wird. Die Festung ist ein irreguläres Viereck mit einer Kirche, einer Quarantaine und einigen Casernen, unterhalb derselben eine Vorstadt mit 110 Häusern und 650 Einwohnern, fast lauter Griechen. Ein markmörner Carlspfad dient jetzt hier statt eines Waisch. (J. C. Petri.)

JENIKAU, 1) Goltzsch-J., Goltz-J., slaw. Genaukow, eine mit Hoflagow verbundene gräflich Krautmannsdorfsche Herrschaft im czausauer Kreise des Königsreichs Böhmen, mit einem eigenen Wirtschaft's- und Justizamte, einem Markte und 23 Dörfern, deren Bewohner meist mit dem Ackerbaue beschäftigt sind. Die Gegend ist offen, freundlich und fruchtbar, und verläßt sich gegen Czausau in eine weite blühende, durch ihren Reichtum an Wild ausgezeichnete Ebene. Zur Zeit der Schlacht am weißen Berge gehörte die Herrschaft den Herren von Kitzian, die sie durch Confiscation einbüßten. Kaiser Ferdinand II. betrieb Jenikau im J. 1648 dem Feldherrn und General der Artillerie Mar, Freiherren von der Goltzsch, zur Belohnung seiner gegen die Schweden geleisteten Dienste, von dem auch das Gut den Weinmann erhalten hat. 2) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriger Marktflecken an der von Wien nach Prag führenden Commercial-, Haupt- und Poststraße, in der fruchtbaren czausauer Fläche, an einem Bache und Mühlgange gelegen, über den eine acht Meilen lange, mit einem Mittelpfeiler versehene Brücke führt, 5966 wienener Klaffen südlichwärts von der Kreisstadt entfernt; mit 219 Häusern, worunter sich 30 jüdische Wohnstätten befinden; 1400 griechischen Einwohnern, die außer einigen südlichen Gewerben meist Ackerbau treiben, einer eigenen katholischen Pfarre von (1831) 3914 Seelen, welche schon im J. 1395 und noch im J. 1680 bestand, später nach Hoflagow gehörte und auswärtsweise durch die im J. 1652 von dem Freiherren von Goltzsch hier eingeführten Jesuiten versehen, und erst nach Aushebung dieses Ordens

im J. 1775 wieder hergestellt wurde, gegenwärtig zum lebener Vicariatsbezirk des königlicher Bisthums gehört und unter dem Patronate des Herrschaftbesizers steht; zwei katholischen Kirchen, einer Vortolapelle, einem Epitale, einer Schule, einem geräumigen, im J. 1650 erbauten Schlosse, einer Mühle, einem Biez- und einem Hasengarten, mehren Wirtschaften und einer Poststation, welche mit Czausau und Steinbörs Pferde wechselt. Die hier früher betriebene Kaiserl. Königl. Tabakfabrik ist nach Seelitz nächst Kuttenger übertragen worden. Hier werden zwei Jahr- und jede Mittwoch Wochenmärkte gehalten. Eine Viertelmeile hinter Jenikau östlich gegen Süden die Saaterstraße aus, die künftgemäß ausgebaut ist und in das mährische Südeten Saar führt. Die hier durchziehende wienner Hauptstraße bringt eine große Lebenshaftigkeit in den Flecken und gewährt den Gewerbetreibenden bedeutende Vortheile. 3) Windig-J., böhm. Jenikow wietny oder wietssy, eine weltliche Stiftungs-Konds-Herrschaft im südlichen Abtheile des czausauer Kreises Böhmens, mit einem eigenen Wirtschaft's- und Justizamte, einem Marktflecken und 21 Dörfern, die von Gesehen bewohnt werden. Die Gegend ist hoch gelegen und wird von dem die große Wasserleide zwischen den nördlichen und südlichen Meeren bildenden europäischen-Hauptgebirgsrücken durchzogen, doch gehört das Gebiet der Herrschaft größtentheils zum Fußgebiete der March, Donau und des schwarzen Meeres. Das Klima ist rauch und nur dem Gebirgen weniger Ertrahlen günstig, und der Boden kalt und steinig. Darum ist der Ackerbau sehr mäßig, fast nur aus Korn und Hafer beschränkt, und das Sommergetreide nur bei besonderem Fleiße und nur auf wenigen Gründen zu erntelichen Ernten zu bringen. Dafür wurde früher Bergbau getrieben, wie die häufigen Halben zeigen, der aber heutzutage nicht mehr im Schwunge ist. 4) Ein Marktflecken und Hauptst. der Herrschaft gleiches Namens, in der Nähe der mährischen Grenze im böhmisch-mährischen Grenzgebirge gelegen, nur zwei Meilen westnordwestwärts von Jägal entfernt, mit einem berckschaftlichen Schlosse, einer eigenen katholischen Schloßkapellanei von 1235 Seelen, welche zum lippmeyer Vicariatsbezirk des königlicher Bisthums gehört und unter dem Patronate des königlicher Conscriptums steht, und dessen Seelforger zugleich Cooperator im Sprengel von Branschow ist, einer eigenen katholischen Kirche, die schon im J. 1384 ihren eigenen Seelforger hatte, der später nach Branschau gezogen und erst im J. 1771, zur Zeit starker Epidemien, von denen die Gegend heimgesucht worden war, von der Grundobrigkeit hier wieder angestellt wurde, einer Schule und einem Wirtschaftsbaue. Dieser Markt gehörte zur Zeit der Schlacht am weißen Berge mit der Herrschaft dem Peter Studita, wurde hierauf eingezogen und um 48,434 Schock verkauft. In der ersten Hälfte des nächst verfloffenen Jahrhunderts kam er in den Besiz des Ritters Johann von Winetti, der ihn im J. 1744 in seinem letzten Willen mit dem Gute dem wälschen Epital zum heil. Karl Borromeo zu Prag vermachte. 5) Ein zur kaiserlich-palmschen Herrschaft Giechitz und Krizimauß gehöriges, böhm. Jenikow genanntes, Dorf des-

selben Kreises, mit 32 Häusern, 192 czechischen Einwohnern und einer eignen katholischen Kirche, die schon im J. 1396 vorkommt. 6) Ein mit der Herrschaft Datschig vereinigtes, auch Klein-J. genanntes, dem Karl, Freiherrn von Dalberg gehöriges Gut im südwestlichen Theile des glauer Kreises, im Marquardentume Währten, an der Grenze des taborer Kreises im Gebirge gelegen, welches im J. 1722 zu Datschig hinzugekauft, im J. 1698 mit 6000 und 1713 mit 7800 Fl. bezahlt wurde. 7) Klein-J., ein zum Gute gleiches Namens gehöriges Dorf in der Nähe der böhmischen Grenze gelegen, mit 32 Häusern und 192 Einwohnern, welche Ackerbau treiben. 8) Groß-J., ein in der Nähe des vorigen gelegenes Dorf derselben Herrschaft, 5½ Meilen südsüdwestwärts von der Kreisstadt entfernt, welches im J. 1533 mit Marquard der Johanna von Djejan, Gemahlin des Kurfürsten von Hohenzollern, geborene. 9) Ein zu dem gräflich Zuerpergischen Gute Wallersdorf gehöriges Dorf im gaslauer Kreise des königlichen Böhmens, nächst Willmow, mit 12 Häusern und 60 czechischen Einwohnern, welche sich durch die Landwirtschaft nähren. 10) Ein, gleich dem vorigen, slaw. Jenikow genanntes, zur fürstlich Thurn- und Taxis'schen Herrschaft Ridenburg gehöriges Aufsattdorf im thüringischen Kreise des königlichen Böhmens, an einem sanften Gebirgsabhang gelegen, nach Kamenitzschel (Vicariatsdistrikt Sturz, Bisthum Königsgrätz) eingepfarrt und davon nur eine halbe Stunde nordwärts entfernt, mit 38 Häusern und 478 czechischen Einwohnern, welche außer einem ziemlich guten Feldbau, Spinnerei, Weberei und Töpferei, bei den Häusern auch etwas Obstbaumzucht treiben. 11) Ein auch Krinischhof und slaw. Genichow genanntes, zu den Herrschaften Koschat und Lieblich gehöriges Dorf im dunajauer Kreise Böhmens, 1½ Stunde nordwestwärts von Reutofchatel gelegen, nach Redazel (Vicariatsdistrikt Reinitz, Bisthum Eimerich) eingepfarrt, mit 36 Häusern und 225 czechischen Einwohnern, unter denen 18 protestantische und eine israelitische Familie sich befinden. (G. F. Schreiner.)

Jenikowitz (Geogr.), s. Jenkowitz.

JENINS, reformirtes Pfarrdorf von 400 Seelen im Canton Graubünden, in dem zum Lehengerichtsbund gehörigen Hofgerichte Rainfeld. Es wird sehr viel Wein gebaut und die Gegend gehört zu den schönsten des Landes. Über dem Dorfe liegen die Ruinen der Burg Appenzont (Ruchberg), deren Resten Jenins einst unterworfen war. Zu Jenins wurde aus dem Bundespräsidenten Bichner das Erziehungsinstitut gegründet, das später nach seiner Verlegung nach Lustenau mit Recht auch in weiten Kreisen berühmt wurde. Über das frühere eigenthümliche politische Verhältniß von Jenins und überhaupt der Hofgerichte von Rainfeld ist zu vergleichen der Artikel Herrschaften. (Kacher)

JENIOWE, böhm. Giewnewes, 1) eine mit Weltrus vereinigte gräflich Stoketz'sche Majorats Herrschaft im nordöstlichen Theile des rathenischer Kreises Böhmens, mit einem eignen Bisthums- und Justizamte und 15 Dörfern, von der Rodtau durchflossen und von mächtigen Höhen durchzogen. Der Boden ist theilweise, besonders am

linken Rodtauufer gegen Rudin hin, sandig, weiß aber besteht er aus Thon und ist ziemlich fruchtbar. 2) Ein zur Hälfte zur gleichnamigen, zur Hälfte aber zur Herrschaft Kauenitz gehöriges Dorf, in dem am linken Ufer der Rodtau gelegenen Theile der Herrschaft, mit einem ergiebigen Ackerbaue. Es ist 2½ Stunden von Rudin entfernt. (G. F. Schreiner.)

JENISCH, 1) Bernhard, Frhr. von, der aus einer bedeutenden Familie der ehemaligen Reichsstadt Rempten herkam, wurde zu Wien, wo sein Vater Hofsecretär war, den 10. November 1734 geboren. Da er sich zu seiner Hauptbeschäftigung das Studium der orientalischen Sprachen gewidmet und sich bis zum J. 1755 bereits so weit in seiner Vaterstadt ausgebildet hatte, daß er als Sprachknaube (Jeune de langue) nach Constantinopel gehen konnte, machte er in letzterer Stadt als Dolmetscher bei der kaiserlichen Gesandtschaft solche Fortschritte, daß man ihm bereits zwei Jahre später (1757) den Posten eines Grenzdolmetsch zu Zemezwar anvertrauen konnte. Später, 1770, wurde er als Hofsecretär in die geheime Staatskanzlei für das Departement der auswärtigen Angelegenheiten nach Wien berufen, ging aber schon 1772 in Abwesenheit des Freiherrn von Zugut als Geschäftsträger bei der Pforte wieder nach Constantinopel. Adernals zurückgerufen vossog er als Commissar die Grenzübergangung in der neuverordneten Bukowina, wurde 1776 Rath, 1791 Hofrath der geheimen Hof- und Staatskanzlei für die Section des Orients, 1798 Director der italienischen Kanzlei, und folgte dem verdienstvollen von Emwien als Präfect der kaiserlichen Hofbibliothek. Unter ihm befehligte Johannes von Müller die Stelle eines ersten Cussos. Früher schon, 1790, war er in den ungarischen Adelsstand erhoben worden, und 1800 wurde er Freiherr. Er starb als gehheimer Staatsofficial 23. (nach Andern 22.) Febr. 1807. Wie seine Laufbahn ihm vielfache Gelegenheit gegeben hatte, sich als praktischen Staatsmann auszubilden, so benutzte er dieselbe auch für rein gelehrte Forschungen. Wir besitzen von ihm mehr als die morgenländische Literatur sich beziehende Werke und Abhandlungen, wie die Anthologia Persica, die er im Namen der von Maria Theresia gestifteten orientalischen Akademie 1778 schrieb und herausgab (Wien 4.). Sie enthält Fabeln aus dem Beharistan des Dschami, Sentenzen, kleinere Historie und Biographien (87 S.). Unvollendet ist seine Historia priorum regum Persarum, ex Mohammede. Mirochond persice et latine cum notis geographicis. lithariis (Viennae 1782. 4. 178 S.). Noch wichtiger ist die zweite Auflage des arabisch-persischen Wörterbuchs von Meninski, die er in den J. 1780—1802 in vier Foliobänden zu Wien, vorzüglich auf Veranlassung des Freiherrn Binder von Krieglstein besorgte. Er schrieb dazu eine gelehrte Einleitung (164 Foliobanden) unter dem Titel: De facie linguarum orientalium, die auch besonders, obwohl anonym, 1780 ausgegeben wurde. Uebrigens hatte er bei der Redaction dieser zweiten Auflage manche Veränderung mit der ersten vorgenommen und diese auch vielfach durch Benützung neuerer Quellen bereichert. Die Kaiserin Maria Theresia prämunirte zur Unterstützung des Unternehmens auf 100 Exemplare, allein außer ihr fand sich nur noch

ein einziger Pränumerant, der König von Polen. Später kaufte der Buchhändler Schallbacher in Wien, was noch übrig war, trat aber ebenfalls fast den ganzen Rest an den pariser Buchhändler Renouard ab; allein jetzt ist das Werk ebenso selten als die erste Auflage, und wird in Paris nicht unter 260 Fr. verkauft. Seine Versuche, durch Vermittelung des Muntius Garampi, tiefer in die orientalischen Schätze des Vatican einzudringen, haben wenigstens keine zur öffentlichen Kenntniß gelangten Früchte getragen. (Vgl. Gräffer's österr. National-Encyclopädie und Leipz. Liter. Zig. Intellig. Nr. 13 vom 3. 1807. S. 202.)

(Gustav Flügel.)

2) Daniel, geboren den 2. April 1762 zu Heiligenbeil in Preussen, studirte Theologie und Philosophie zu Königsberg. Seit dem J. 1786 lebte er in Berlin, wohin er, nachdem er nach Holland gereist und eine Zeit lang in Braunschweig Hofmeister gewesen war, wieder zurückkehrte. Im J. 1789 ward er Prediger an der dortigen Marien- und 1800 an der Nikolaiskirche. Zugleich ward ihm bei der berliner Akademie der bildenden Künste die Professur der Alterthümer, die des Geschichtsfachs bei der Bauakademie, und ein öffentliches Lehramt der deutschen Literatur an dem französischen Gymnasium zu Berlin übertragen. Bereits im J. 1786 war er als Schriftsteller aufgetreten mit einer Uebersetzung des Agamemnon von Aeschylus, die er mit erläuternden Anmerkungen, einer Vorrede über das Genie des Dichters und Betrachtungen über die Menschendarstellung der Alten begleitete. Er zerlegte die einzelnen Charaktere des genannten Trauerspiels, und verglich dasselbe mit den gleichnamigen Tragödien Cæcæus und des Engländers Thomson¹⁾. Aus dem Englischen übersezte Jenisch das von Harris verfaßte Handbuch der philosophischen Kritik der Literatur²⁾ und machte sich außerdem durch eine Reihe von literarischen Producten nicht unvortheilhaft bekannt. Auch unter den überhäuftesten Amtsgeschäften blieb sich seine ausgebreitete literarische Thätigkeit gleich. Für seine gründlichen Kenntnisse in den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Fächern, wie für seine ausgebreitete Belesenheit, seinen Scharfsinn und philosophischen Geist, schien der bei weitem größere Theil seiner Schriften aufs Unzweifelhafteste zu sprechen. In psychologischer Hinsicht wichtig ist dasjenige, was Jenisch als Einleitung zu einem historisch-kritischen Werke, Geist der Alten beisteht³⁾, über Menschenbildung und Geistesentwicklung hinsichtlich der alten und neuen Schriftsteller sagt. Treffend schilderte er Moses Mendelssohn's Charakter in einer biographischen Skizze, mit welcher er die kleinen philosophischen Schriften seines Autors begleitete⁴⁾. Lebenswerth ist vorzüglich seine philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von vierzehn ältern und neuern Sprachen⁵⁾, nachdem Jenisch bereits seine gründlichen Kenntnisse des Griechischen in einer Uebersetzung der Ethik des Aristoteles⁶⁾ dargelegt hatte. Seine Abhandlung über

Grund und Werth der Entdeckungen Kant's in der Metaphysik, Moral und Aesthetik⁷⁾ erhielt von der königl. preussischen Akademie der Wissenschaften das Accredit, während das obengenannte Werk, in welchem er mehrte ältere und neuere Sprachen mit einander verglichen hatte, des Preises für würdig erachtet worden war. Von seiner politischen, moralischen, ästhetischen und wissenschaftlichen Seite betrachtete Jenisch den Geist und Charakter des 18. Jahrh.⁸⁾, schrieb eine ästhetisch-kritische Parallele der beiden größten Redner des Alterthums, des Demosthenes und Cicero⁹⁾, gab Vorlesungen über die Meisterwerke der griechischen Poesie heraus¹⁰⁾. Auch sein eigenes Dichtertalent prüfte er in den zwölf Gesängen seiner Borussia¹¹⁾, einem epischen Gedichte, in welchem er die Thaten Friedrich's des Großen im siebenjährigen Kriege verherrlichte, und seinen Charakter als Mensch, als Held, als Weiser und als König darstellte. Auch suchte er in einer eigenen Schrift¹²⁾ die Eigentümlichkeiten des Göthe'schen Romans: Wilhelm Meister's Lehrjahre hervorzuheben.

Von diesen poetischen und ästhetischen Versuchen, die von dem teutschen Publicum im Allgemeinen nur fast aufgenommen wurden, kehrte Jenisch wieder zu seinen philosophischen Forschungen zurück, für die ihm ein ungeschwächtes Interesse geblieben war. Gründliche Gelehrsamkeit, verbunden mit einer seltenen Genialität des Geistes, empfahl den Adel seiner Schriften, in denen er die Resultate seines Nachdenkens niederlegte. Aber eigentliche Vollendung ging allem ab, was aus seiner Feder floss. Seine glücklichen Naturanlagen geberden nie zu völliger Reife, weil Jenisch, höchst reizbar und leidenschaftlich gestimmt, zu weit hinausgeschweifte über die Schranken der ruhigen Meditation. Fast in allen seinen Ansichten paarte sich das Vortreffliche mit dem Einseitigen, Uebertriebenen und Falsch-wahren. Sein Gedankensystem ward völlig zerrüttet, als er sich mit unglücklicher Geistesanstrengung dem Studium der kritischen Philosophie zuwandte. Zu empfindender Witterkeit verleitete ihn die Zerrissenheit seines Innern in der Schrift: Über Gottesdrehung und kirchliche Reformen¹³⁾, wiewol das Werk aus manche beherzigenswerthe Wahrheiten über Liturgie und Predigtweisen enthielt. Wenige Monate vor seinem Tode schrieb er die Vorrede zu seiner Kritik des dogmatisch-idealen und hyper-idealen Religions- und Moralsystems¹⁴⁾. In diesem Werk war Jenisch als entschiedener Vertheidiger der Gefühlreligion auf-

7) Berlin 1796. 8) Gemb. 1800. 1801. 3 Theile. (Auch unter den besondern Titeln: Charaktere der 18. Jahrh., nach bürgerlicher Verfassung, Eitlichkeit, Aungleichsam und Wissenschaft; Charaktergemälde der Nationen und Staaten Europas; Culturgeschichte des 18. Jahrh.) 9) Gemb. 1801. 10) Gemb. 1802. 2 Theile. 11) Berlin 1794. 2 Bde. Vgl. Nationalzeitung der Preussischen. 1794. Nr. 75 und 94. Proben dieses Gedichtes waren früher in der berliner Monatschrift (1791. 17. Bd. 1793. 22. Bd.) und im neuen teutschen Merkur (1792. 8. St.) erschienen. 12) Berlin 1797. 13) In besondern Hinsicht auf die von Friedrich Wilhelm III. dem preussischen Herrscherem. abgeforderten Vorträge zur Verbesserung einer sehr religiösen Colloquien (Berlin 1802). 14) Necht einen Versuch, Aetia und Moral von philosophischen Systemen unabhängig zu begründen, und zugleich die Theorien aus der Dienstbarkeit zu befreien, in welche

1) Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 82. Bd. S. 253 fg. 82. Bd. S. 568. Vgl. die angeführte Bibliothek. 97. Bd. S. 135 fg. 2) Berlin 1789. Vol. Gemb. 97. Bd. S. 155 fg. 3) Berlin 1789. 4) Berlin 1789. Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 2. Bd. S. 425 fg. 5) Gemb. 1795. 6) Danzig 1791.

getreten. Er vermochte sich indessen nicht aufrecht zu erhalten an dieser zerbrechlichen Stütze und endete sein Leben in einem Anfall von Schwermuth in der Spree den 9. Febr. 1804 ¹⁹⁾.

JENISCHEHR, 1) das alte Karissa Djesfahens, eine äußerst gewerthame Handelsstadt in einer derlichen Gegend am Salambria im Sandtschaf Kirghas des europäisch-osmanischen Gjalets Rumili, ist mit Mauern versehen, hat einen griechischen Erzbischof, viele griechische Kirchen, 22 Moscheen, bedeutende Färbereien (Rothgarn), Saffian- und Tabaksfabriken, Seiden- und Baumwollenweberei, guten Weinbau und lebhaften Verkehr mit Janina, Salonik und Morea. Die Zahl der Häuser beläuft sich auf 4000 mit 25,000 Einwohnern. 2) Auch Janissari, ein Vorgebirge im türkisch-asiatischen Sandtschaf Bigha, s. unt. d. Art. Osmanisches Reich S. 336. (K.)

JENISCHOWITZ, Groß- auch Grosjenc, ein zur Herrschaft des Großherzogs von Toscana Tschlowitz gehöriges Dorf im rationalen Kreise des Königreichs Böhmen, westwärts von Prag an der von Buzin nach Straßburg führenden Nebenstraße in mittelschneeiger Gegend gelegen, 14 Meilen von der Hauptstadt entfernt, mit 93 Häusern, 540 christlichen Einwohnern und einem überaus guten Boden, von dem in früheren Zeiten das Sprichwort ging, daß Jenischowitz allein binsägenlich wäre, um die ganze prager Kleinside mit Getreide zu versehen. Am 16. August 1253 schenkte König Wenzel I. von Böhmen dieses Dorf sammt dem Patronatsrechte über die Kirche zu Drewnitz dem Kreuzthron an der prager Brücke.

(G. F. Schreiner.)

JENISSEI, einer der gewaltigsten Ströme des Erdbodens und im russischen Reiche außer allem Zweifel der größte. Seine Quelle ist auf dem flachen, welligen, offenen und sehr hohen tiberschen Gebirge in Hochasien, nach den Karten unter dem 49° n. Br. und dem 107° ö. L. Er fließt ununterbrochen von Süden nach Norden zu, nimmt eine Menge Nebenflüsse auf (die unten genannt werden), und fällt nach einem Laufe von mehr als 700 Meilen durch die lange und schmale nach ihm benannte Bai der 72 Inseln ins Eismeer. Die Tataren und Mongolen nennen ihn von seiner Quelle an bis an die in ihn mündende obere Tunguska Kem, die Dschalen Gul oder Ghosel (den großen Fluß), die Tungusen Jekannesch (nach ihrer Aussprache Jenechsi), die Russen vom Ursprunge bis zur russischen Grenze mit den Mongolen Kem, und im ussischen Gebiete Jenissei, wahrscheinlich vom tungusischen Jenechsi. Er bildet sich durch die Vereinigung der bei-

den Flüsse Uluken und Weikem, die in der chinesischen Soongarei entspringend, unter dem 51° 30' n. Br. und unter dem 111° östl. L. zusammenkommen, strömt mitten durch Sibirien, über ein steiniges, von hohen Bergen und Felsen eingeschlossenes Bett und wird zuerst bei Abakanski schiffbar. Bei Jenissei ist er im Herbst bei flachem Wasser schon 570 Klafter, im Frühjahr hingegen bei hohem Wasser 795 Klafter breit. Zwischen Krasnajari und Jenissei hat er einige, doch nicht gefährliche Wasserfälle. Am sichersten ist er von der letzten Stadt bis zur Angask (Mangaska) zu befahren. Unterhalb dieser Stadt nach Etsalino hin, wo er einen Bufen bildet, hat er eine außerordentliche Breite, die (nach Pallas) bei Frühlingsschutten an 14 Meile beträgt. In gerader Linie würde er 430 Meilen lang sein, mit seinen Krümmungen hingegen ist er über 700 deutsche Meilen lang. Auf seiner ganzen Länge werden an seinen Ufern Elefanten-, auch Mammutknochen angetroffen. Er hat einen überaus reißenden Strom und viele Inseln, doch fließt er gegen seine Mündung zu so sanft, daß man den Strom kaum bemerkt, und ist überaus fließricht. Er mündet sich durch einen 2—7 deutsche Meilen breiten, inselreichen Bufen in den Polarocan. Seine Mündung wird selbst im Juni bei einem Nordwinde mit Eis aus dem Eismeer angefüllt, und nur bei Südwinden ist dessen tiefer Bufen im Sommer von Eisei frei. Diese Ungewißheit macht die Schifffahrt auf dem Flusse bis an die Küsten des Polarmeeres sehr zweifelhaft.

In den Umgegenden des Jenissei und seiner Nebenflüsse ziehen und wohnen außer den Grenzen und im Gebirge Mongolen, Soongaren, Sajanen, Weltren, und im flachen Lande Katschizinen, Dschaken, Buratten, Tungusen und andere sibirische Völkerschaften, in den oberen Gegenden auch viele Russen. Zwischen dem Ob und Jenissei zieht ein Landstrich dem letztern ziemlich parallel und meistens nahe; ein ähnlicher zwischen dem Jenissei und der Kena, streicht der Kena näher, daher der Jenissei an der Linken nur kurze, an der Rechten hingegen größere und längere Flüsse erbt. Mehrere der Ob's und Jenissei- und der Jenissei- und Kenaflüsse haben ihre Quellen so nahe, daß durch kurze Kanäle unter denselben leicht Gemeinschaft und eine Wasserfahrt vom östlichsten Sibirien bis an den Ural, und wenn Tobolskflüsse mit Kamschflüssen vereinigt würden, bis ins kaspiische Meer, ins schwarze Meer, ja in die Dstse, auch durch Verbindung der Kama mit der Wolga, nach dem weißen Meere bewerkstelligt werden könnte.

Das Flußsystem des Jenissei ist von einem sehr bedeutenden Umfange. Von seiner Quelle an gerechnet fallen in dem russischen Gebiete folgende Flüsse in denselben: 1) von der rechten Seite, der Ur, die Zuba, Mana, der Kan, die Dschita, die obere, mittlere und untere Tunguska. Die obere Tunguska entsteht aus der Vereinigung der untern Angara und des Jim. Jene kommt aus dem Baikalsee und fließt 142 Meilen nördlich durch eine gemäßigte, fruchtbare und gut angebaut Gegend, und wird nach der Aufnahme des Jim Tunguska genannt. Diese hat gleich Anfangs fünf Äste, unter denen der eine, vier Klaster hoch, gefährlich ist; nachher wird sie schiffbarer, und endet nach

fer sich seit langer Zeit an die Philosophie verkauft haben (Leipz. 1804).

15) Einer minder vorzüglichen Nachricht zufolge soll Jenissei heimlich aus Berlin entwichen und in ein Kloster gegangen sein. Vgl. über ihn Augerm. Literaturzeitung, 1804. Intelligenzblatt Nr. 100. Heinrich Döring, Die gelehrten Biologen Teutschlands. 2. Bd. S. 20 fg. Bour's neue histor. biogr. liter. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 674 fg. Schmidt's und Wehring's neues histor. geograph. Berlin. 1. Th. S. 222 fg. Kruze's geograph. Teutschland. 3. Bd. S. 526 fg. 10. Bd. S. 22 fg. 11. Bd. S. 597 fg. 14. Bd. S. 251.

einem westlichen Laufe von beinahe 70 Meilen oberhalb Jenissei. Unter allen Nebenflüssen des Jenissei ist die obere Tunguska der wichtigste; sie verbindet den Baikalsee, aus welchem sie kommt, mit dem Jenissei, in den sie sich südlich von Jenissei ergießt, und hat ihr eigenes, ziemlich ausgedehntes Wasserfloßsystem. 2) Von der linken Seite fallen in den Jenissei: der Kemtschug, Abakan, Kem, Sim, Kosi, der Telouki, Turukan und einige andere minder bedeutende. Die wichtigsten sind der Abakan und Turukan. Man vergleiche hierbei Pallas's Reisen, Bd. 3. Georgi, Beschreibung des russischen Reichs, Bd. 1. S. 348 fg. (sehr ausführlich und genau). Friede, Rußlands Handel u. Bd. 3. Beschreib. des russ. Reichs von Schaffer, Bd. 2. Wichmann, russ. Monarchie, Bd. 1. Ratnowski, geographisches Wörterb. des russ. Reichs. Smelin's Reisen durch Rußland, durch Sibirien u. (J. C. Petri.)

JENISSEISCHES GEBIRGE, am rechten Ufer des Stromes gleiches Namens im asiatischen Rußland (Sibirien), gegen die Uda und Tunguska, zwei ansehnliche Flüsse, abfallend. Es ist reich an Kupfer, aber zum Theil wild und schwer zu besteigen. Ein Zweig desselben zieht sich hoch nach Norden hinauf und endet theils am Derau, theils am linken Uferaufer, ist aber bis jetzt so wenig bekannt, daß es nicht einmal einen eigenen Namen führt.

(J. C. Petri.)

JENISSEISK, eine Kreisstadt am linken Ufer des Jenissei, in dem Gouvernement Tomsk in Sibirien, unter dem 58° 27' 18" n. Br. und unter dem 109° 38' 30" östl. L. Der Fluß hat hier eine Breite von 570, bei hohem Wasser von 790 Klafter, und ist vom October bis in den April zugefroren. Die Lage der Stadt ist niedrig, aber angenehm, nur daß sie oft Überschwemmungen ausgesetzt ist. Sie ist seit 1618 angelegt, nach alter Manier befestigt, hat 4 Kirchen, 2 Klöster, über 860 Häuser und 8000 Einwohner, welche einen beträchtlichen Handel, besonders mit Getreide und Pelzwerk, treiben. Der Handel geht größtentheils zu Wasser, und alle chinesische und ostindische Producte und Waaren, welche auf dem Wasserwege nach Europa gehen, und alle europäische Artikel, die diesen Weg nach Irkutsk und China nehmen, werden hier durch gebracht. Im Augustmonat, wenn die Schifffahrt am lebhaftesten ist, wird eine ansehnliche, fast von allen sibirischen Kaufleuten, besonders aus Tomsk, Tobolsk, Irkutsk und Jakutsk, selbst aus Moskau, besuchte Messe gehalten, und ein sehr beträchtlicher Ums- und Absatz bewirkt. Einem großen Verluste sind aber auch nicht selten die Kaufleute dadurch ausgesetzt, daß, wenn sie sich bis weit in den September verspäten, ihre Fahrzeuge einfrieren, wodurch, wenn alsdann die Waaren zu Lande fortgeschafft, oder gar liegen bleiben müssen, ein großer Theil des Gewinnes verloren geht. Außer der Weiskist unterhält die Stadt vom Mai bis in den September eine fast ununterbrochene vierfache Schifffahrt: nach Krasnojarsk, Turuchansk, Irkutsk und Jakutsk. S. Pallas's Reisen Th. 3. Hermann's Beiträge u. Th. 1. Müller's Sammlungen u. Th. 3. Smelin's Reise, Th. 3. Georgi, Naturhistor. Beschreib. Th. 2. Brümssen,

Geographie u. Th. 2. Friede, Rußlands Handel Th. 3. u. a. m. (J. C. Petri.)

Jeuit (Mineral.), f. Lievrit.

Jenitschert, f. Janitscharen.

JENKE, auch **JENKOWCZE** und **JENKOWCI**, ein mehrten adeligen Familien gehöriges Dorf im nagasaposer Gerichtsflusse (Processus) der ungharier Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, an dem von Remei herabkommenden Bache gelegen, eine Meile westnordwestwärts von Ungvár, mit 83 Häusern, 725 meist slowakischen Einw., worunter sich 398 Katholiken, 213 Protestanten und 111 Juden befinden, einer eigenen katholischen Pfarre (des Bisthums Szatmar), einem Pastorate der Evangelischen ketzerischen Confession, einer katholischen Kirche, einem Betraute der Reformirten, einer jüdischen Synagoge und einer Schule.

(G. F. Schreiner.)

JENKIN (Robert). Dieser bei den Engländern nicht unangesehene Schriftsteller wurde im J. 1656 zu Winton auf der Insel Poole geboren, besuchte, nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben, die Universität zu Cambridge, wurde daselbst 1680 Collegiat, 1711 Doctor und Professor der Theologie, verlor aus politischen Ursachen seine Aemter, und starb 1727 zu Norfolk bei seinem Bruder. Seine Hauptchrift in englischer Sprache führt den Titel: The Reasonableness and Certainty of the Christian Religion. Sie erlebte von 1697—1721 fünf Auflagen, und Wondes (Bibliographers Manual, Art. Jenkin) nennt sie a work of learning and research, containing a very considerable portion of correct and useful information*.) (G. M. S. Fischer.)

JENKINSON (Anton). Zu einer alten aus Hertschire stammenden Familie gehörend, erwähnte Jenkinson zu seinem Berufe den Kaufmannsstand, und zeichnete sich bald so aus, daß ihm die damals existirende, sogenannte Moscovitische Compagnie im J. 1557 absahnte, um eine Handelsverbindung mit den innern Aien anzuknüpfen. Hierin durch die uzbekischen Tataren gestört, hielt er sich längere Zeit in Rußland auf, in welches Land er später noch dreimal reiste, und war einmal als Gesandter der Königin Elisabeth. Von Rußland aus reiste er nach Persien, wo er selbst am Hofe gut aufgenommen wurde. Seine Reisen sind nicht bloß für den Handelsstand, sondern auch für die gelehrte Welt namentlich dadurch von Bedeutung, daß er die Breitengrade an Ort und Stelle aufnahm. Seine gemachten Beobachtungen legte er in Briefen nieder, welche er der gebildeten Gesellschaft, sowie einigen Freunden zusandte, und Wastlung und Purchas haben sie in ihre Sammlungen aufgenommen, wie man sie auch in dem Recueil des voyages au Nord findet. Seine Reise nach Persien ist wirthlich und nicht bloß, wie

*) Man hat außerdem folgende Briefe von ihm: Historische Prüfung der Anekdoten der allermeisten Kirchenversammlungen. Eine Vertretung des Bischofs Peter; das Fehlen des Apostels Petrus; ein dem Herrn überreicht; und endlich: Dese aus St. Augustin adressirte Joh. Pharespont anbaschters Briefe (Land, 1728). Das letztere Werk gehört zu Jenkin's besten Leistungen.

Jöcher vermuthet, unter dem Titel: *The voyages of Persia by the merchants of London* herausgekommen. Einen Auszug seiner Reisebeschreibung, die in der Bucherei findet man in der allgemeinen Historie der Reisen, 7. Th. S. 619, und unvollkommen ist die Reise nach Persien in *Clayton's Persia* p. 275—279 enthalten. Einer seiner Nachkommen war Charles Jenkinson, welcher sich als Buchhändler in London auszeichnete. (*G. M. S. Fischer.*)

Jenkinsonia (Bot.), f. *Pelargonium*.

Jenkovec, Jenkowci, f. Jenke.

JENKOWITZ, auch JENIKOWITZ, ein zur fürstlich Colloredo-mantelfeldischen Herrschaft Epoca gehöriges Dorf im königlicher Kreise des Königreichs Böhmen gelegen, zwei Stunden westlichwärts von dem Hauptort der Herrschaft entfernt, nach Hohenbrunn (Vicariats-district Hohenbrunn, Bisthum Königgrätz) eingepfarrt, mit 89 Häusern, von denen 10 mit 58 Einwohnern zur Stadt Hohenbrunn gehören, 540 czechischen Einwohnern, welche vom Feldbaue leben und eine Hebanime unter sich zählen, einer den heil. Aposteln Peter und Paul geweihten katholischen Pfarrei, einem herrschaftlichen Meierhofe mit einer Schäferei, einem Jägerhause, einer Ziegelbrennerei und einem Wirthshause. (*G. F. Schreiner.*)

JENMOO, ein kleines Fürstenthum Vorderindiens, Provinz Drisja, District Cural. Es gehört zu den 29 kleinen Rajasfürstenthümern der Gohurja und zahlt nach *Walker-Hamilton's* Angabe jährlich 620 Rupien Tribut an die britische Regierung, ist aber den britischen Gesetzen und Einrichtungen nicht unterworfen. (*J. C. Schmidt.*)

JENNE, auch JINNIE und GINNIE genannt, Stadt und Handelsplatz am nördlichen Ufer des Niger und unterhalb des Landes Dabie im Innern Afrika's, im sogenannten Sutan, umgefähe unter 14° 10' nördl. Br. gelegen, wird von manchen Geographen zum Regentum Königreiche Nafina gerechnet, mag aber wol von dem mächtigen Handelsreiche Bambarra abhängen. Der größere und mächtigere Theil der Einwohner sollen Mauren sein, in deren Händen sich auch die Regierung der Stadt befindet. Nach dem Europäer hat uns aus eigenem Anschauen eine vollständige Beschreibung dieser Stadt geliefert, und unsere Nachrichten bestärken daher nur in Relation von Eingebornen gesammelt, die sehr oft einander widersprechen. *Mungo Park*, der auf seinen beiden Reisen der Stadt ziemlich nahe war, hat uns jedesmal verschiedene Angaben geliefert. So viel geht aus allen Nachrichten hervor, daß Jenne eine blühende Handelsstadt ist, wo namentlich von den Mandingofaustreuten ein lebhafter Zwischenhandel mit dem Sutan und Senegambien betrieben wird. Berühmt find die Goldarbeiten von Jenne, die einen wichtigen Handelsartikel ausmachen und durch Senaar nach den Häfen des rothen Meeres ausgeführt werden. (*J. C. Schmidt.*)

JENNELT, Königl. Hanover, Fürstenth. Officielland. Eine der sogenannten Herrschaften, das Pfarrdorf (37 H. und 222 C.) mit dem richterlichsten Gute umfassend. (*Crome.*)

Jenner, f. Januar.

JENNER. Ein sehr zahlreiches patricisches Geschlecht zu Bern, aus welchem sich viele theils in Staatsämtern, theils in französischen, niederländischen und schwedischen Kriegsdiensten bekannt gemacht haben; besonders ist zu bemerken Samuel, geb. 1705, der theils im österreichischen Erbfolgekriege bei den Belagerungen von Brässel, Mons und Namur 1746, in der Schlacht bei Roucourt, wie in dem Treffen bei Loffeld 1747, theils während des siebenjährigen Krieges sich ausgezeichnet hat, unter andern durch Dedung des Rückzuges der Franzosen nach der Niederlage bei Warburg an dem Dinkel 1760. Im J. 1774 verließ er die Kriegsdienste und starb 1779 als Landvoigt zu Rommoutier. (*Kocher.*)

JENNER (Edward), wurde am 17. Mai 1749 zu Berkeley, einem Flecken in der englischen Grafschaft Gloucestershire, als dritter Sohn seiner Ältern geboren. Der Vater bekleidete die Stelle eines Vicarius, und starb schon im J. 1754. Dieser Verlust wurde jedoch einigermaßen durch die theilnehmende Sorgfalt des ältern Bruders, Stephen Jenner, ausgeglichen. Schon in der frühesten Schulzeit gab sich eine Neigung Jenner's zur Naturwissenschaft darin zu erkennen, daß er Fossilien und andere Naturalien sammelte. Er entschied sich für das Studium der Arzneikunde, und kam deshalb, nach englischem Gebrauche, zunächst zu einem Chirurgen, Namens Daniel Ludlow in Sodbury unweit Bristol, in die Lehre. Von hier begab er sich, zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung, im J. 1770 nach London. In des berühmten Anatomen und Mundorgans John Hunter's Hause lebte er zwei Jahre mit Eifer der Wissenschaft, und es wurde der Grund zu der engen freundschaftlichen Verbindung zwischen beiden Männern gelegt, die von einem anhaltenden Briefwechsel Weber begleitet war.

Noch während Jenner's Aufenthalt bei Hunter, im J. 1771, kehrte Cook von seiner ersten Reise zurück. Jenner übernahm auf Hunter's Vorschlag die Ordnung und Aufstellung der durch Joseph Banks gesammelten Naturalien, und führte diesen Auftrag zu solcher Zufriedenheit aus, daß man ihm die Stelle des Naturforschers für die im folgenden Jahre zu unternehmende zweite Reise Cook's anbot. Rückfichten der Dankbarkeit gegen seinen ältern Bruder ließen ihn jedoch das glänzende Anbieten ablehnen, und er ließ sich 1772 als Chirurg in seinem Geburtsorte nieder. Neben seiner mühseligen Praxis beschäftigten ihn aber naturgeschichtliche und medicinische Untersuchungen, die zum Theil in Hunter's Arbeiten eingestochten sind, zum Theil in medicinischen Vereinen (der medico-convivial Society zu Roborough und der convivio-medical Society zu Aylesford) vorgetragen wurden, und auch in den Philosophical Transactions Aufnahme fanden. Die Fortpflanzung der Arden, der Winterschlaf des Igels, die Weiden verschiedener Thiere, die Verkürzungen, die Hydraden im menschlichen Körper, die beste Bereitung des Brechweinsteins, waren Gegenstände seiner Forschung; besonders aber verdient der wichtige Aufsatz in den Phil. Trans. vom J. 1778 Erwähnung: über die Art und Weise, wie der junge Kukul gleich nach dem Ausbrüten im fremden Niste, die Eier

oder andern ausgefrohenen jungen Vogel aus dem Nestschacht.

Folgende Anekdote aus Jenner's Leben verdient Erwähnung, da sie Zeugniß abgibt, in welchem Geiste er sich der Erforschung der Natur widmete. Er befand sich bei einem großen Gastmale in Bath, als etwas aufgetragen wurde, zu dessen Erwärmung ein Kerzenlicht nöthig war. Man warf die Frage auf, ob es besser sein würde, den Gegenstand etwas oberhalb der Flamme oder lieber in dieselbe zu halten. Jenner that sich die Kerze aus. Er hielt einen Finger kurze Zeit mitten in die Flamme, mußte ihn aber gleich zurückziehen, als er ihn oberhalb der Flamme brachte. Hier, meine Herren, sagte er, haben Sie einen klaren Beweis. Dieses originelle Verfahren erregte die Aufmerksamkeit des anwesenden Generals Smith, der Jenner'n vorher nicht gekannt hatte, ihn aber nichtedestoweniger am folgenden Tage besuchte, um ihm eine Anstellung in Ostindien anzubieten, die ihm jeht gutes Einkommen, späterhin eine Jahresrente von 300 Pfund gewährt. Nach einer Debathe mit seinem Bruder schlug Jenner dieses Anerbieten aus. Ebenso lehnte er auch Hunter's, vielleicht im J. 1775 gemachten Vorschlag ab, als Lehrer an einer großen Lehranstalt für Naturgeschichte, menschliche und vergleichende Anatomie, die Hunter zu errichten Willens war, Theil zu nehmen. Er blieb in seinem Geburtsorte Berkeley, und verheirathete sich daselbst am 6. März 1788 mit Katharine Kingscote, die ihm am 24. Januar 1789 seinen ältesten Sohn Edward gebor. Die Beforgung der ärztlichen und wundärztlichen Praxis wurde ihm allmählig zu beschwerlich; er beschloß deshalb, den wundärztlichen Theil derselben abzugeben, und bios die innere Praxis beizubehalten; zu welchem Ende er 1792 die medicinische Doctorwürde zu St. Andrews in Schottland erwarb. Seit 1798 lebte er, aus nachher anzuführenden Gründen, häufig in London, sein eigentlicher Wohnort war aber in den spätern Jahren Gelsenham und Berkeley; im letztgenannten Orte starb er am 26. Januar 1823 in einem Alter von 74 Jahren, wahrscheinlich an einem Schlagflusse.

Jenner war von mittlerer Statur und hatte einen kräftigen Körperbau. Er war in jeder Hinsicht als Mensch achtbar. Er war ein Freund gesellschaftlicher Unterhaltung und nahm bis ins späteste Alter voll Theilnahme an Gesellschaften und Vereinen; er liebte Musik und Poesie. Ein treffliches Gedicht, worin alle Vorzüge des Regens aufgeführt werden, findet sich in der Lebensbeschreibung Jenner's, welche Ghouland in den Zeitgenossen (1 Bd. 7. Heft 1829) niedergelegt hat. Eine zwar voluminösere, aber an innerem Werthe der eben genannten weit nachstehende Lebensbeschreibung erschien 1827 in London von Dr. John Baron, in dessen Händen Jenner's literarischer Nachlaß sich befindet, unter dem Titel: *The Life of Edward Jenner, M. D. etc. with Illustrations of his doctrines, and selections from his correspondence.* XXIV. und 624 S.

Jenner's großes Verdienst, wodurch er sich unvergänglichen Ruhm erwarb, ist die Entdeckung der gegen die Pocken schützenden Kraft, welche die Einimpfung der Kuh-

pocken besitzt. Wenn auch diese Schutzkraft der Vaccine vor Jenner angeblich beobachtet, oder gleichzeitig neben Jenner erkannt wurde, wie es im Holfsteinischen durch einen Schullehrer Platt im J. 1791 gescheh, so ist doch Jenner der Mann, der die nähern Verhältnisse der Vaccination sorgfältig untersuchte, auf dessen Autorität hin die Kuhpockenimpfung innerhalb weniger Jahre in allen Welttheilen ausgebreitet wurde, und der also mit vollem Rechte als der Entdecker derselben bezeichnet werden darf. Bereits vor dem J. 1770, als sich Jenner noch beim Wundarzte Lublow in Geddurn befand, wurde seine Aufmerksamkeit auf die schützende Kraft der Kuhpocken gelenkt. Eine Bäuerin, die den Wundarzt consultirte, erklärte nämlich, als die Rede auf die Menschenpocken kam, sie könne diese nicht bekommen, weil sie die Kuhpocken gehabt hätte. Jenner theilte diese in Gloucestershire verbreitete Ansicht seinem Lehrer Hunter mit, er sprach mit seinen Kunstgenossen in der Umgebung von Berkeley davon, fand aber nirgends Anhang. Nichtedestoweniger begann er, von der Wichtigkeit des Gegenstandes durchzudenken, ernstlichere Untersuchungen auf den Meierien in Gloucestershire, seit dem J. 1775. Er fand viele Personen, die nie Menschenpocken gehabt hatten, und die sich auch dagegen geschützt glaubten, weil sie die Kuhpocken durch Ansteckung von Kühen gehabt hatten. Dagegen fand er auch mehrere Individuen, die früher von Kuhpocken angesteckt und späterhin dennoch von den Menschenpocken befallen worden waren. Die Untersuchung der an den Euten der Kühe vorkommenden pustulösen Ausschläge belehrte ihn, daß diese sehr verschiedenartig sind, daß aber nur eine einzige Art, die echte Kuhpocke, gegen die Menschenpocken schützt. Reider fanden sich aber Fälle, wo Personen durch echte Kuhpocken angesteckt waren, und gleichwol späterhin von den Menschenpocken ergriffen wurden. Jenner überzeugte sich nun in den Meierien, daß die Ausschläge an den Händen der Milchmädchen, die von echten Kuhpocken berührt, ein verschiedenartiges Aussehen hatten, je nachdem die Ansteckung in einem frühern oder spätern Stadium der Kuhpockenentwicklung erfolgt war, und dadurch löste sich denn die zuletzt genannte Schwierigkeit. Es bedarf nicht nur echter Kuhpocken, um gegen die Menschenpocken zu schützen, sondern diese wirken auch nur in einem gewissen Zeitraume der Entwicklung schützend. Im J. 1788 konnte er mehreren Kunstgenossen in London genaue Zeichnungen der echten Kuhpocke, wie sie an den Händen der Meierinnen vorkommt, vorzeigen. War nun Jenner auch um diese Zeit schon genugsam überzeugt, daß die unmittelbar von den Kühen übertragene Krankheit gegen die Menschenpocken schützt, so war nun noch die wichtige Frage zu erörtern, ob sich nicht die schützende Kuhpocke ebenso von einem Menschen auf den andern, wie von Kühen auf den Menschen, übertragen lasse, und ebenso schützend wirke. Der 14. Mai 1796 ist der in der Geschichte der Medicin so denkwürdige Tag, an welchem Jenner zum ersten Male aus der Kuhpockenpustel einer angestrichen Meierin einen achtjährigen Knaben, Namens James Phipps, impfte; diese Impfung zeigte sich durchaus erfolgreich, indem man bald nachher die Einimpfung der Menschenpocken vergeblich an dem

Anaben versuchte. Zufälligerweise verschwanden damals die Kuhpocken in den Meierien von Gloucestershire; erst im J. 1798 erschienen sie wieder, und nun versuchte Jenner die Fortimpfung durch fünf Generationen mit Glück. Jetzt glaubte er in seinen Untersuchungen so weit gekommen zu sein, daß er sie veröffentlichten konnte. Er wollte dazu die Philosophical Transactions wählen, gab aber dann eine besondere Schrift darüber heraus. Nach einer Angabe wäre der Grund hiervon kein anderer gewesen, als weil er von der königl. Gesellschaft, der die Abhandlung eingesendet worden war, die Antwort erhielt: er möge doch den durch die bisherigen Abhandlungen erlangten Ruhm nicht durch die gegenwärtige aufs Spiel setzen. Die denkwürdige Schrift führt den Titel: *An Inquiry into the causes and effects of the variolae vaccinae, a disease discovered in some of the western counties of England, particularly Gloucestershire, and known by the name of the Cow-pox* (Lond. 1798. 4.) 75 p. with plates. (Ins Deutsche übersetzt von Georg Friedrich Hallhorn [Hanoer. 1799].) Ins Lateinische, zugleich mit zwei andern im J. 1799 von Jenner herausgegebenen Schriften, von Alopius Caro unter dem Titel: *Jenneri disquisitio de causis et effectibus variolarum vaccinarum*. [Viadob. 1799. 4.] Ins Französische von de la Roque (Pon 1800). Ins Italienische von Luigi Caro (Pavia 1800). Ins Holländische von L. Davids [Harlem 1811].) Die Mittheilungen in dieser Schrift über das Verhältniß der Kuhpocken zu den Menschenpocken waren schon ziemlich vollständig. Ramentlich wird darin berichtet, daß in mehreren Fällen sehr lange Zeit nach vorgängiger Kuhpockenimpfung die Einimpfung der Menschenpocken (die neuerer Zeit empfohlene Revaccination) fruchtlos versucht wurde, zum Beweis, daß einmalige gehörige Impfung vollkommen schützt. Der verfloßene Zeitraum betrug in der ersten Beobachtung 25 Jahre, in der zweiten 27, in der vierten selbst 31 Jahre. Er berichtet (was in Werken ganz bekannt war), daß Personen, welche die Menschenpocken überstanden haben, keine gehörig verlaufenden Kuhpocken durch Einimpfung bekommen.

Um den in der Schrift aufgestellten Behauptungen Glaubwürdigkeit verschaffen zu können, begab er sich im Frühjahr 1798 nach London, fand aber während eines 11 wöchentlichen Aufenthalts keine Gelegenheit zur Vaccination. Er überließ dem Bunsdärge Henry Cline einen Theil der Kuhpockenlymphe, der sich nach Jenner's Abreise durch einige im Thomashospitale vorgenommene Impfungen von der Richtigkeit der Sache überzeugte, und Jenner'n zu bewegen suchte, er möge London zu seinem Wohnsitz erwählen, wo er durch das Impfgeldstück eine jährliche Einnahme von 10,000 Pfund bekommen würde.

Der Arzt am großen londoner Inoculationshospitale für Menschenpocken, William Woodville, mußte natürlich großes Interesse an der von Jenner verführigten Kuhpockenimpfung nehmen. Jenner konnte seinen Gesuche um Kuhpockenlymphe nicht nachkommen; Woodville versuchte sich daher von pockenkranken Kühen in der Nähe Londons, im Januar 1799 Lymph, und veranfaltete nun

gemeinschaftlich mit Pearson, der bereits eine Schrift über die Kuhpocken herausgegeben hatte, Impfungen, aber in einem mit Menschenpocken-Contagium überfüllten Locale, und überhaupt mit Vernachlässigung aller zweckmäßigen Vorrichtungsregeln. Deshalb gelangte er zu dem öffentlich bekannt gemachten Resultate, daß die Vaccine ebenso drohende allgemeine Krankheitszufälle hervorbringe, als die Menschenpocken, und daß viele Vaccinirte einen Ausschlag über den ganzen Körper bekämen, der kaum von den echten Menschenpocken zu unterscheiden wäre. Dies gab zu Jenner's zweiter Schrift Veranlassung, die den Titel führt: *Farther Observations on the Variolae vaccinae or Cow-pox* (Lond. 1799. 4. 64. p.). Bald nachher ging Jenner nach London, wo er sich überzeugte, daß Woodville, dessen besondere Schrift über die Vaccination, oder eigentlich gegen die Vaccination und gegen Jenner inzwischen erschien, mit ganz unreiner Lymph geimpft hatte. Es entstanden mehr Streitschriften, und die dritte Schrift Jenner's unter dem Titel: *Continuation of facts and observations relative to the variolae vaccinae, or Cow-pox* (Lond. 1800. 4.).

Die Angriffe des Dr. Benjamin Mosley gegen die Vaccination, daß durch dieselbe ein widerliches thierisches Gift in den Organismus gebracht würde; die Angriffe eines alten londoner Arztes, William Rowles, der behauptete, daß durch die Vaccination der Mensch in ein thierähnliches Geschöpf umgewandelt würde, was er sogar durch Abbildungen darzuthun suchte, eine Ansicht, der auch der Bunsdärge John Birch beistimmte, konnten der segensreichen Entdeckung nur wenig hindern entgegenzetreten. Vielmehr breitete sich die Vaccination schnell in Wien, Hanoer, Berlin, bereits in J. 1799 aus; ebenso in Nordamerika; 1800 in Frankreich, Spanien, selbst in Constantinopel; 1801 bereits in Ostindien &c. Sehr wichtig war die frühzeitige Einführung, nämlich Anfangs 1801, auf der englischen Marine, durch Anregung des Doctors Gilbert Blane. Diese Einführung der Vaccination wurde durch eine Denkmünze gefeiert, welche die Unterschrift trägt: *Alba nautis stella refalsit*. Jenner wurde im J. 1800 dem Könige vorgestellt. Aus allen Welttheilen erhielt er Briefe, worin er um Übersendung guter Kuhpockenlymphe gebeten wurde, und alsbald besetzte man sich von allen Seiten, ihn zum Mitgliede gelehrter Gesellschaften zu ernennen. Die Kaiserin Marie von Rußland beehrte ihn unterm 10. Aug. 1802 mit einem eigenhändigen anerkennenden Schreiben nebst einem Brillantringe. Im J. 1802 erkannte ihm das englische Parlament eine Nationalbelohnung von 10,000 Pfund Sterling zu, und im J. 1807 eine nochmalige Belohnung von 20,000 Pfund. Im J. 1804 ertheilte ihm die Stadt Göttingen, in der er seitdem theilweise lebte, eine obrigkeitliche Ehrenstelle, und im J. 1805 übersandte ihm die Stadt London in einer mit Diamanten verzierten Kapsel das Bürgerdiplom.

Im J. 1801 erschien Jenner's Account of the origin of the vaccine inoculation. Jenner wurde Jenner zu Ehren im J. 1802, unter dem Patronat des Königs und der Königin, ein Anstalt für zweckmäßige und an Armen unentgeltlich vorgenommene Vaccination ge-

gründet, die im J. 1803 ins Leben trat, und den Namen Royal Jennerian Society annahm. Jenner wurde Präsident des ärztlichen Ausschusses, ein Ausländer, Dr. John Walker, wurde erster Impfmeister. Die Ansichten des letzteren über das Impfgeschäft waren sehr abweichend von denen Jenner's, und als drei Jahre später Walker resignirte, so erhielt er einen Ersatzmann, der dem Geschäfte nicht mit Fleiß und Treue oblag. Jenner verzweigte deshalb an einer zweckmäßigen Wirksamkeit der Jennerian Society, er beabsichtigte ein unter der Aufsicht des Collegiums der Ärzte und Wundärzte zu London stehendes Institut, das auch am Ende des J. 1808 unter dem Namen National Vaccine Establishment zu Stande kam und sich bald einer gedeihlichen Blüthe erfreute.

Auch noch in den späteren Jahren fand Jenner Veranlassung, einiges über die Vaccination bekannt zu machen. Schon 1804 hatte er im Medical and Physical Journal über die durch Hautausschläge modificirten Kuhpocken etwas bekannt gemacht; später erschien: On the varieties and modifications of the vaccine pustule occasioned by an herpetic state of the skin (Cheltenham 1819. 4.). Jenner ergriff 1821 im Med. and Phys. Journal, sowie im Edinburgh med. and surg. Journal (Fusion's Journal 1822. Januar): Circular letter on the causes of varioloids. Endlich erschien noch: A letter to C. H. Parry on the influence of artificial eruptions in certain diseases incidental to the human body, with an inquiry respecting the probable advantages to be derived from farther experiments (Lond. 1822. 4.) 67 p.

Zahlreiche Denkmünzen ehren das Andenken eines Mannes, dessen Entdeckung das wirksamste präservative Cosmeticum enthält, das je erfunden wurde, dessen Entdeckung präservatio eine so große Anzahl von Menschenleben gerettet hat und fortwährend rettet, wie es wol von keinem andern Mittel behauptet werden kann.

(Fr. Wlk. Theile.)

JENNINGS, Grafschaft des nordamerikanischen Freistaats Indiana, wird begrenzt von den Grafschaften Delaware, Jackson, Jefferson, Scott und Ripley. Der White und dessen Zuflüsse bewässern die Grafschaft, deren Bevölkerungszahl gegen 3000 beträgt. Hauptstadt: Vernon am White mit einem Postamt und 500 Einwohnern.

(J. C. Schmidt.)

JENNY-MASCHINE, JENNY-MULE (Gallard-Jenny) von Mule, Maulthier, eine von dem Engländer Richard Arkwright erfundene und nach seiner Frau Jenny benannte Spinnmaschine, s. unt. Baumwollenmanufacturen, Krämpelmaschine und Spinnmaschine. (R.)

JENŐ. 1) ein auch Jenő genanntes, ehemals dem Orden der Pauliner, jetzt aber dem ungarischen Religionsfond gehöriges, großes Dorf der Herrschaft Nagocs, im transmontanen Gerichtshofe der batanyer Gespannschaft im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, in gebirgiger Gegend gelegen, mit 128 Häusern, 890 Einwohnern, welche theils Magyarern, größtentheils aber Deutschen, und unter ihnen 19 Juden, sind, einer der Pfarre Södri zugetheilten katholischen Filialkirche und ergeblichem Feld-

baue. Die Bewohner sind fast sämmtlich Katholiken. 2) Ein zur Abtei Telly der Schotten in Wien gehöriges Dorf im pilsner Gerichtshofe der vereinigten Comitate Pesth, Pilsch und Soloth, im Kreise dieselbe der Donau Niederungarns, 2½ Meile westnordwestwärts von Ofen, am Gebirge gelegen, mit 84 Häusern, 656 trübsen, katholischen Einwohnern, welche sich vom Feldbaue nähren, einer um das J. 1686 errichteten katholischen Pfarre von (1834) 879 Seelen, welche zum obern Bicararchidiatonats-Districte des Graner Erzbisthums gehört, und unter dem Patronate des genannten Abtes steht, einer katholischen Kirche und einer Schule. 3) ein Tissa-J. genanntes Prädium der befreiten Gespannschaft mit 14 Häusern und 104 Einwohnern. 4) Mehrere andere Prädien in verschiedenen andern Comitaten des Königreichs Ungarn.

(G. F. Schreiner.)

JENŐ. Boros-J., 1) ein Bezirk oder Gerichtshof (Processus) der araber Gespannschaft im Kreise jenseit der Theiß Obergungarns, der nordöstliche des Comitats, welcher im Osten an Eisenbürgen grenzt, und außer 4 Marktsiedeln noch 79 Dörfer umfaßt. 2) Ein Marktsiedeln und Hauptort des Districts gleiches Namens (n. Br. 46° 25' 30" ö. L. 39° 29' 31"), welcher seinen Namen höchst wahrscheinlich von dem bedeutenden Weinbaue da, den schon Kaiser Probus durch seine Soldaten hier begründet haben soll, theils der Kammer und theils den adeligen Familien Ägel gehört, in waldigen Umgebungen, am westlichen Gebirgsabhänge, an der von Jarab nach Boros-Ebes und Dyna führenden Straße am linken Ufer des weissen Körösflusses liegt, 453 Häuser und 1634 ungarische und wallachische Einwohner zählt, von denen sich 1071 zur morgenländisch-griechischen, 520 zur katholischen und 40 zur protestantischen Kirche bekennen, drei aber Juden sind. Der Marktsiedeln hat eine eigene katholische Pfarre, welche zum slawader Bisthume gehört, eine Pfarre der nicht uniten Griechen, eine katholische und eine morgenländisch-griechische Kirche, eine Schule, ein altes Schloß, welches jetzt zum Speicherdient, besuchte Jahrmärkte und starken Weinbau. Boros-Jenő war einst eine Stadt und ist noch immer der Sitz eines griechischen Protopopos. 3) Ein teuthisch Weinbort genanntes, dem ungarischen Religionsfonde gehöriges Dorf im pilsner Gerichtshofe der pesther Gespannschaft im Kreise dieselbe der Donau Niederungarns, an der von Ofen über Gyß nach Gran führenden Seitenstraße, in gebirgiger Gegend liegend, 14 Meile nordwestwärts von Ofen entfernt, mit 102 Häusern, 712 katholischen, meist teuthischen Einwohnern, einer eigenen katholischen Pfarre, einer katholischen Kirche und einer Schule.

(G. F. Schreiner und Gamauf.)

JENŐ, Kis-J., 1) ein der königl. ungarischen Kammer gehöriger Marktsiedeln im jaraber Gerichtshofe (Processus) der araber Gespannschaft im Kreise jenseit der Theiß Obergungarns, am rechten Ufer des weissen Körösflusses, an der von Altarad nach Grosfwardein führenden Poststraße, in der großen ungarischen Ebene in waldreicher Gegend, mit 220 hübschen Häusern, 1739 meist wallachischen Einwohnern, welche vom Feldbaue und der Viehzucht leben und 1478 meist uniten Griechen, 240 Ka-

Walden und 21 Evangelische unter sich zählen, mit einer eigenen Pfarre der nicht uniten Griechen, einer nach Art (Bisthum Sfanab) eingeparchten katholischen Filial- und einer Kirche der nicht uniten Griechen, einer Schule und einer Pöskation, welche mit Nagor-Serinb und Simand Pfarre wechset. 2) Ein dem Donapitel zu Groschwarzen gehöriges großes Dorf im großwardeiner Gerichtshofe der bixarer Gelpanschaft, im Kreise jenseit der Theiß in einem Seitenthale des rechten Ufers der schnellen Körös, beinahe zwei Meilen ostnordostwärts von Groschwarzen entfernt, mit 192 Häusern, 1156 magyarischen Einwohnern, einer nicht uniten-griechischen und einer Pfarre der evangelischen belorischen Confession, einer griechischen Kirche, einem Bethause und einer Schule. 3) Ein mehrere adelichen Familien gehöriges Dorf im deveser Gerichtshofe der vesprimar Gelpanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, am rechten Ufer des Tornaflusses, an der von Jänöshäza nach Wezprim führenden Straße, am Fuße vermalder Böden gelegen, mit 82 Häusern, 628 magyarischen Einwohnern, welche nach Züsterde eingeparcht sind, und einer katholischen Filialkirche. In nicht großer Entfernung von diesem Dorfe befindet sich der seines guten Weines wegen in Ungarn berühmte Berg Somlód. 4) Ein auch Timomitz, teusch Klein-Zahren, genanntes, mehrere Grundbesitzer gehöriges Dorf im Kispaloder Gerichtschole und obem Kreise der dobokar Gelpanschaft im Lande der Ungarn des Großfürstenthums Siebenbürgen, in einem Seitenthale des linken Ufers der kleinen Gzemot, in gehöriger Gegend gelegen, von Wallachen bewohnt, mit einer Pfarre und Kirche der uniten Griechen.

(G. F. Schreiner und Ganauf.)

JENOTAEWKA, ein Kreis in der asiatisch-russischen Statthaltertschaft Astrachan, mit der Kreisstadt Jenotajewsk. Er erstreckt sich vom 60° 49' bis 65° 30' östl. L. und vom 44° 56' bis 47° 40' nördl. Br., grenzt nördlich an Tichonoiarsk, östlich an Krasnooiarsk, südlich an Astrachan, südwestlich an Kaufkasien, westlich an das Land der donischen Kosaken, mit einem Areal von 806 □ M. Innerhalb dieser Fläche liegt der merkwürdige Berg Mogdo, mit dem darunter liegenden gleichnamigen Salzsee, der aber wenig benutzt wird. Der größte Theil des Kreises zieht sich bis nach Kaufkasien herunter und ist ein Theil der wolgoischen und uralischen Steppe. In Südwesten strömt der Ramanitz, der hier die Grenze mit Kaufkasien macht. Der Boden ist dürr, mit vielen Salzseichen geschwängert, sandig und nicht sehr fruchtbar. Weizen und Weizenroggen gibt es hinreichend, dennoch aber ist die Viehzucht, außer bei den nomadischen Völkern in den Steppen, nur unbedeutend. An der Sarpa und am Sall sind einige Colonien angelegt, die besser gedeihen würden, wenn es nicht an Aufmunterung, Unterstützung, Holze und gutem Weinwasser fehlte. Dies an den Ufern der Wolga, die einen Theil des Kreises berührt, sowie an der Sarpa, liegen mehrere feste, zum Theil von Kosaken bewohnte Dörfer; der übrige Strich aber und die Steppe wird im Sommer von Kalmücken durchzogen, die aber den Winter hindurch größtentheils auf der Südseite des Ramanitz ihr Lager haben.

Die Kreisstadt Jenotajewsk, beinahe 20 Meilen von der Hauptstadt Astrachan entfernt, im J. 1740 zu erbauen angefangen, liegt am rechten Ufer der Wolga, ist mit einem Fort und einer Kaserne versehen, der Sitz einer kaiserlichen Kanzlei zur Verwaltung der Angelegenheiten der derbetschen Kalmückenhörde und außer einigen russischen Kaufleuten bloß von Kosaken bewohnt; übrigens noch ganz von ländlichen Aussehen. Zuweilen residiert der Jar der Kalmücken hier; auch hat sie eine kleine Besatzung.

(J. C. Petri.)

JENS (Johann) oder Jensus, wie er sich nach der Sitte seines Zeitalters nannte, geb. den 16. Dec. 1671 zu Leyden, der Sohn eines dortigen Doctors der Arzneikunde, verdiente die erste Bildung den Schulen seiner Vaterstadt. Dort eröffnete er auch seine akademische Laufbahn. Der berühmte Jacob Gronov war sein Hauptlehrer im Gebiet der Wissenschaften, besonders aber in der Philologie, in welcher er rasche Fortschritte machte. Mit Glück versuchte er sich in lateinischen Gedichten, in welchen er unter andern (1693) Jesu Christi salutiferus humano generi triumphus besang). Noch nicht 23 Jahr alt, folgte Jens einem Rufe nach Dordrecht. Er ward Convector an dem dasigen Gymnasium, und eröffnete sein Lehramt mit der Rede: de summa graecae perdiscendi literas necessitate. Von Gronov begünstigt, ward er den Reid einiger holländischer Gelehrten, zu denen besonders Franciscus und Bruckfuss gehörten. Mit ihnen ward er in eine literarische Gesehe verwickelt, über welche man in den von Kellner zu Breslau 1725 herausgegebenen Annotationibus in Suetonium Jacobi Perizonii nähere Auskunft findet. Als Jens nach dreijährigem Aufenthalt in Dordrecht die Stelle eines Convector zu Grafenhaag erhielt, eröffnete er dort sein Lehramt mit der Rede: Hagae comitum celebratio. Mit dem Rectorate, das er späterhin erhielt, ward ihm zugleich das Lehramt der schönen Wissenschaften übertragen, wodurch er mit seinem Amtcollegen, dem Professor der Theologie van Till, in erfreuliche Verbindung kam. Die hieser bescheidenen Amter legte Jens nieder, nachdem er sie (unseligen Jahre hindurch mit unermüdeter Berufstreue verwalte, und lebte ohne eine öffentliche Anstellung zu Grafenhaag seinen Stubien. Doch übernahm er 1718 die Professur der schönen Wissenschaften und der griechischen Sprache an dem Grafschmids Gymnasium zu Rotterdam. Im September 1752 legte er seine Amter nieder. Er starb den 14. März 1755 an einem Schlagflusse im 83. Jahre, nachdem ihm die Abnahme seiner körperlichen und geistigen Kräfte immer fühlbarer geworden war. Kurz vor seinem Tode hatte er sein einfaches Begräbniß angedordnet und dabei den Wunsch geäußert, daß man sein Ansehen nicht, nach derkömmlicher Weise, durch Gedichte oder andere Feierlichkeiten ehren möchte). Ein solcher Wunsch, stieß auf der ihm eigenen Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit seines Charakters, die ihm auf sich und sein Verdienst wenig Werth legen ließ. Er war gleichwohl ein

1) Cf. Petri Francisci Opera posthuma, p. 451 sqq. 2) Bgl. den Becknaal. März 1755. S. 329.

vielfeitig gebildeter Mann, und ward von seinen Zeitgenossen besonders als Philolog geschätzt. In kritischer Hinsicht beachtenswerth sind vorzüglich die von ihm herausgegebenen *Stricturae ad Justiniani Caesaris codicem et Pandectas* (Rotterd. 1749. 4. Editio II. Lugd. Batav. 1764. 4.). Er schrieb außerdem *Lectiones Lucianae*. (Hagae Comit. 1689). *Collectanea purae et impurae Initiatia* (Rotterd. 1720. und cum notis *Kappii*. Lips. 1728). *Lucubrations Hesycheanae* (Rotterd. 1742.) u. a. m. Aus seinem Nachlasse erschienen noch *Senilia ad stylo Homeri* zu Rotterdam 1758 gedruckt, u. zu den literarischen Seltenheiten gehörend, indem nur 200 Exemplare gedruckt wurden¹⁾. (Heinrich Döring.)

JENSEN (Boye), war den 4. April 1799 zu Bredstedt, einem schleswighischen Flecken, geboren und der Sohn eines Handschuhmachers und Lotterieeinnehmers. Der Gelehrtenschule zu Husum verbanfte Jensen seine wissenschaftliche Bildung. Mit ausgezeichneten Geistesanlagen verband er einen rastlosen Fleiß. Er konnte indessen nur auf eine mäßige Unterhaltung von seinen Eltern rechnen, und mußte durch Ertheilung von Unterrichtsstunden die Mittel zu seiner Subsistenz sichern. Aus der Universität zu Kiel widmete er sich, neben der Theologie, auch der Pädagogik. Er war hiezu einige Zeit Hauslehrer in Angeln und späterhin Informator der Söhne des Kammerherrn von Staffeldt aus Travendahl, nachdem er eine Zeit lang den Prediger Esben zu Nordre-Brarup in seinen Amtsverrichtungen unterstützt hatte. Im J. 1826 erhielt er das Rectorat an der Stadtschule zu Grempe bei Glückstadt. Seine Einkünfte waren, auch nachdem er sich verheirathet hatte, für einen mäßigen und geregelten Haushalt hinreichend gewesen. Er kürzte sich jedoch durch Ausgaben, die seine finanziellen Kräfte überstiegen, durch Reisen in den Fernen nach Hamburg, Kopenhagen u. a. Orten, in Schulden. Das unangenehme Verhältniß, in welches er dadurch mit seinen Gläubigern gerieth, wirkte zugleich nachtheilig für seinen Ruf und für seine Bemühungen um ein einträglicheres Amt. Er mußte sich gefallen lassen, als ihm ein Vermögenscurator beigelegt ward. Vorherrschende Neigung zum Genuß geistiger Getränke beschleunigte seinen Tod. Er fiel als Opfer der Cholera den 17. Sept. 1832.

Jensen besaß viel Lebertalent und war sehr beliebt unter seinen Schülern. Auch zum Prediger eignete er sich durch seinen lichtvollen Vortrag und durch sein herrliches Organ. So oft er in Grempe predigte, fand er die Kirche gedrängt voll Zuhörer, die nur mit seinem Lobe sie wieder verlassen. Obgleich klein von Gestalt, war er sehr regelmäßig gebaut und seine Gesichtszüge ausdrucksvoll, obgleich sie in der letzten Zeit seines Lebens etwas Starrtes erhielten. Als Schriftsteller machte sich Jensen bekannt durch einen 1826 entworfenen Plan zu einem Erziehungsinstitute, durch einen Entschluß beim Unterricht in der Religionsgeschichte²⁾ und durch eine Ap-

thologie der Griechen und Römer³⁾. Außerdem legte er mehrere Beiträge zum *ihreer Wochenblatt* und einigen andern Zeitschriften. In G. Carsten's Zeitschrift für Volksschullehrer (Bd. 1. Heft 4. S. 585 u. fg. finden sich einige beherzigenswerthe Worte von ihm über den Kirchengang⁴⁾. (Heinrich Döring.)

JENSON (JANSON) (Nikolaus). Er war einer der ersten Buchdrucker nach der Erfindung dieser Kunst. Aus Frankreich kommend, setzte er sich im J. 1470 in Venedig, und druckte hier theils theologische Schriften mit gothischen, theils andere mit römischen oder Cursolettern. Er sah sehr auf Reinheit und Zierlichkeit des Drucks und die von ihm herausgegebenen Werke stehen denen der Manutiusse wenig nach. (G. M. S. Fischer.)

JENSTEIN, böhm. Genstein, Genzenstein, ein zur k. k. Kammeralherrschaft Brandeis gehöriger Markt im lauriziner Kreise des königlichen Böhmen, in offener, mittelgebirgiger Gegend, zwischen Binatz und Kostomlatz, ohnweit von der aus Prag nach Brandeis führenden silesischen Haupt-, Post- und Commercialstraße gelegen, 1) österreichische Straßenmeile ohnweitwärts von der Hauptstadt der Provinz entfernt, mit 50 Häusern, 350 Einwohnern, die meist von der Feldwirtschaft leben und einem alten merkwürdigen verfallenen Schloß, welches ehemals der Sitz und auch der Stammsitz des adeligen Geschlechtes der Herren von Genzenstein war. Im J. 1621 den 27. März schenkte Kaiser Ferdinand II. Jenstein sammt Stuh und Döschter den Jesuiten in der Altstadt Prag, als Ersatz für allen Schaden, den sie aus dem Gute Kopanina und Bernarditz erlitten hatten. (G. F. Schreiner.)

JENTSCHOWITZ, böhm. Genzowicz, auch Genicowecz, ein zur gräflich Desfours-Walderodischen Fideikommiss-Herrschaft Großpörsch gehöriges Dorf im bunzlauer Kreise des königlichen Böhmen, aus einer Anhöhe gelegen, drei Viertelstunden nördlich vom Hauptorte der Herrschaft entfernt, mit 87 Häusern, 529 größtentheils czechischen Einwohnern, unter welchen sich viele geschickte Musiker befinden, die den Sommer über im Lande sich zerstreuen und mit ihrem Erwerbe gegen den Winter zurückkommen, einer schon im J. 1384 vorkommenden, nach dem 30jährigen Kriege eingegangenen und 1728 wieder hergestellten katholischen Pfarre von 4920 Seelen, welche zum reichsberger Bistumsdistricte des leitmeritzer Bisthums gehört, einer katholischen, im J. 1744 von Stein neu aufgeführten Kirche, welche unter dem Patronate der Grundherrschaft stehen, einem Sauggarten, einem Meierhofe, einem Förster- und einem Jägerhause und einer Schule. (G. F. Schreiner.)

JENTZSCH, 1) Johann Gottfried, geboren den 5. Octob. 1759 zu Pinterjosgen, einem Dorfe bei Vitna, der Sohn eines dortigen Fährers, verbanfte seinen unermittelten Eltern nur eine dürftige Erziehung. Doch ward er von ihnen selbst gehalten zum Besuch der Schule und

3) Vgl. Stredibach's neues gel. Europ. 1. Th. S. 89 ff. 11. Th. S. 764 ff. 15. Th. S. 830. Baur's neues histor.-biogr.-literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 884.

1) Glückstadt 1827. Unter der Vorrede hat er sich genannt.

2) Jocher 1827.

3) Vgl. Füssler's und Schröder's Verzeichn. der silesisch-schlesien-lauenburgischen und rutilinischen Schriftsteller. 1. Abth. S. 277. Den neuen Nekrolog der Teutichen. X. Jahrg. 2. Th. S. 671 ff.

Kirche. Schon in früher Jugend entwickelte sich sein Künstleralent. Er benutzte die romantische Umgebung seiner Heimat, indem er Eisenpartien, Bäume, Waldhäuser und andere Gegenstände nach der Natur zu zeichnen versuchte. Er vertrieb bei diesen Jugendversuchen schon einiges Talent zur Perspectivalerei. Den wiederholten Vorwürfen seiner Eltern, die jene Beschäftigungen mißbilligten, weil sie ihn zu dem Gewerbe eines Hülfsers oder Landwirths bestimmen hätten, gab er kein Gehör. Mit einem andern Knaben aus seinem Geburtsorte begab er sich heimlich nach Meissen, um in der dortigen Schule sein Talent weiter auszubilden. In der Porzellanfabrik zu Meissen machte er so rasche Fortschritte, daß er schon im J. 1780 als tüchtiger Landschaftsmaler gebraucht werden konnte. Die Arbeiten, die er seinen dortigen Lehrern zeigte, erregten um so mehr Bewunderung, da er nie weder eine Anweisung erhalten, noch irgend ein Mußer vor Augen gehabt hatte. Nach Beendigung seiner Lehrjahre (1785) benutzte er, da ihm seine Eltern nur wenig unterstützen konnten, mit Aufopferung seiner Gesundheit jede Ruhe zum Studium der Architektur, Perspective und Kupferstecherkunst, und entwarf viele Risse und Zeichnungen zu Privat- und öffentlichen Gebäuden, von denen mehr in und um Meissen ausgeführt wurden. Als Kupferstecher beschäftigte er sich im J. 1789 mit Ansichten der schweizerischen Schweiz in Kerfers Manier. Über diese Blätter äußerten selbst Künstler, daß noch Niemand jene Manier so wahr und treu wiedergegeben. Er ward dadurch im Auslande, besonders in Wien, Berlin, München, Nürnberg, Augsburg, Frankfurt a. M. und Leipzig, rühmlich bekannt und erhielt viele Bezeichnungen und Aufträge zu neuen Unternehmungen. Im J. 1797 ward er von dem damaligen Director der Porzellanfabrik zu Meissen, dem Grafen Marcolini, und dem Freiherrn von Nachnig als damaliger Intendant des dresdener Hoftheaters in jene Residenz gerufen, um die erste Decoration zu einer Oper als einen Versuch zu malen. Dort vollendete er im März 1798 für das königliche Hoftheater einen Prospect zu dem unterbrochenen Opferfest, eine Scene in Peru darstellend. Nach gelungenem als dieser erste Versuch, der bereits großen Beifall gefunden, war eine im Juni 1799 von ihm gefertigte Decoration für die Oper Camilla. Während eines längern Aufenthalts in Dresden beschäftigte er sich anhaltend für sein Fach mit der Betrachtung der Kunstgegenstände jener Residenz. Dortin begab er sich wieder zurück im December 1799, nach einer kurzen Anwesenheit in Meissen. Er ward auf mannichfache Weise für das Hoftheater beschäftigt, bis er im Mai 1800 die Anstellung eines kurfürstl. Hoftheatermalers in Dresden, mit einem anständigen Gehalte und einer Wohnung erhielt. Sein fehnlicher Wunsch, zu dem ihm bereits früher der Graf Marcolini Hoffnung gemacht, Italien zu sehen, ging im April 1802 in Erfüllung. Er unternahm jene Reise, mit kurfürstlicher Unterstützung, in Begleitung der Professoren Petrich und Voemann, des Bildhauers Kühn und des Kupferstechers Reit. Über Wien, Triest, Venedig, Bologna, Ferrara und Ancona ging er nach Rom. Dort kam er den 1. Juni an, nachdem er auf seiner

Reise die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten in den Gemäldegalerien, Theatern, Kirchen und Bibliotheken betrachtet. In Rom lernte er August Kaufmann kennen. Zu Triest beschäftigte er sich mehrere Wochen mit Aufnehmen der dortigen Umgebung. Im October ging er nach Neapel und von da wieder nach Rom zurück. Günstig für die höhere Ausbildung seines Künstlertalents wirkte die Bekanntschaft mit mehreren Gelehrten und Künstlern. In Mailand benutzte er fleißig die öffentlichen Vorträge über Architektur und Perspective. Mehrfach bereicherte an Kenntnissen lernte er im Juli 1803 nach Dresden zurück, wo er 1804 zu der Oper Achilles die erste Decoration verfertigte. Seit 1805 lebte er in sehr glücklichen ehelichen Verhältnissen mit einer Tochter des 1808 zu Schleiz verstorbenen Archidiacons H. G. Franz. Der Tod seiner Gattin löste indessen dieses Band bereits im September 1812. Seinem Fleiß und Talent, seinen praktischen und theoretischen Kenntnissen hatte er bereits 1809 die Auszeichnung zu verdanken gehabt, mit einer Gehaltsverhöhung von 200 Thirn. auch als Lehrer der Perspective an der Königl. Akademie der Künste angestellt zu werden. Sein rastloses Streben schien dadurch einen neuen Sporn erhalten zu haben. Er ward allgemein geschätzt, sowohl von seinen Schülern, als von seinen Collegen und Vorgesetzten. Einen vorzüglichen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste gab ihm der König von Sachsen, als er ihn (1824) zum wirklichen Mitgliede der dresdener Kunstakademie ernannte und seinen Gehalt bedeutend erhöhte. Diese Auszeichnung ward getrübt durch den Zustand seiner Gesundheit. Schon seit länger als zehn Jahren hatte er an Verschleimung und einem Asthma gelitten, das der ärztlichen Hilfe hartnäckig Trotz bot. Selbst die ihm empfohlenen Badereisen verschafften ihm nur wenig Erleichterung. Oft unter den fürchterlichsten Brustbeklemmungen unterzog er sich seiner gewohnten Thätigkeit. Er mußte jedoch, als sein Uebel einen immer bedenklicheren Charakter annehmen schien, sowohl aus dem Wassersaal, als aus dem Auditorium der Kunstakademie wegzbleiben. Zu Hause blieb er noch immer beschäftigt mit Zeichnungen für die Bühne, bis er zuletzt, ohne bettlägerig zu sein, einer Geschwulst unterlag, die den 16. Februar 1826 seinen Tod im 67. Lebensjahre beschleunigte, nachdem er wenige Tage zuvor mit Beobachtung seines ganzen Gehalts in Ruhestand versetzt worden war. Die Trauer über seinen Verlust sprach sich bei seiner Beerdigung aus. Viele seiner Freunde und Bekannten, mehrere Professoren und Schüler der Akademie folgten seinem Sarge¹⁾. Liebe zu seinem Vaterlande war die Ursache gewesen, weshalb er mehrere vortheilhafte Aufträge zu Stellen im Auslande abgelehnt hatte. Noch während seines Aufenthalts zu Meissen hatte er die vortheilhafsten Anerbietungen, die ihm der Herzog von Sachsen

1) Was er ihnen gewesen war, schilderte die einfache Bescheidenheit auf seinem Grabsteine in den nachfolgenden Versen:
 Als Künstler, als Lehrer, als Freund,
 Als gleichem, adligem Kerle,
 Bedeckte, den Freunden beweiht,
 Dich sanft hier die seltsamste Erde.

Geburg machte, von sich gewiesen. Fast ausschließlich seiner Kunst lebend, bildete er oft unentgeltlich talentvolle junge Leute zu Malern, Architekten und Professionisten. Geringfügigkeit war ein Hauptzug in seinem Charakter. Ernst und in sich verschlossen, ent schlüpfte seinen Lippen selten eine Klage, ungeachtet er seit früher Jugend bis in sein höheres Alter mit manchen Sorgen zu kämpfen gehabt und manche trübe Lebenserfahrung gemacht hatte. Mit Ungemüthlichkeit zeigte er sich bereit, jeden, der seines Rathes und Beistandes irgend bedurfte, zu unterstützen. Auch in dieser Hinsicht entsprach er würdig seiner Bestimmung als Mensch und als Künstler. Zu nicht geringer Empfehlung diente ihm seine ausgezeichneten Kenntnisse in mehreren Kunstfächern und sein ebenso delehrender als anziehender Vortrag, bei welchem ihm ein sehr glückliches Gedächtniß zu Hülfe kam. Seine letzte Arbeit als Hoftheatermaler war eine Decoration zu der Oper *Olympia* *).

2) Moritz Gottfried, geboren zu Liebethal in der sächsischen Schweiz (unweit Pirna und Dresden) 1709 oder 1770 den 7. December, lernte die ersten Anfangsgründe in Dresden bei der königl. Akademie der Künste, wo er später längere Zeit studirte und sich auch einige Zeit in den Unterricht des besonders für das Zeichnen und Aufnehmen von Ansichten bekannten Professors Zingg begab. Nach späterer Zeit, als er sich an verschiedenen Orten und bei einigen wohlhabenden Kunstfreunden, wie J. B. bei den Kurfürsten in der sächsischen Voigtlande, aufgehalten, bei einigen kleinen Höfen theils Unterricht ertheilte, theils auch mehrere Gemälde in Aquarell oder Aufzuehmier (meist Ansichten vorstellend), gefertigt hatte, widmete er sich der Theaterdecorationsmalerei. Hier vollendete er besonders für das landschaftliche Fach sehr ausgezeichnete Gegenstände in freier Behandlung zugleich von sehr angenehmem warmem Ton, und manche Oper oder manches Schauspiel und Lustspiel, was unter König Friedrich August's Regierung mit Verhältnis der Größe des Theaters zu Dresden mit einem gewissen, nicht überluden Pracht sinn ausgeführt wurde, wurde von ihm und seinen Kollegen, da er mit Winkler *) getheilt die Stelle eines Hoftheatermalers zu Dresden erhielt, sehr reichlich und mit Geschmack durch schöne Decoration ausgefüllt, die von den Kunstfreunden sehr bewundert wurden, und wegen einer darin vorherrschenden Wahrheit allgemeinen Beifall erhielten. Auf einer Reise nach Italien, die er mit bedeutendem Nutzen zu seiner Kunstarbeit unternahm, sammelte er einen großen Theil Studien, woraus die herrlichsten Zeichnungen zu größern Werken von ihm geformt wurden und worin viele den Reisenden in Italien weniger bekannte

Gegenstände, deren Bilder durch Ansichten in Gemälden oder Kupfern nicht vorkommen, sich befanden.

Dahin gehören J. B. die Marmorbüchse von Carrara, auch die Umgegend von Florenz, welche in Farben ausgeführte Zeichnungen nebst mehreren andern sich in der königl. Handzeichnungssammlung zu Dresden befinden. Er beschäftigte sich auch mit der Radir- und Kupferkunst und lieferte in seiner Jugendzeit mehrere Platten in Umrisen radirt, Gegen den von Meissen und aus der sächsischen Schweiz vorkommend, die er in Adelf's Manier colorirt herausgab. Ueberdies wurde von ihm ein großer Theil sächsischer Gegenstände in sehr gefälliger Manier gezeichnet, viele auch in träftiger Manier in Gouachefarben ausgeführt. Der fleißige und sehr thätige Künstler, welcher auch noch eine besondere hohe Kenntniß der Perspective besaß und deshalb als Mitglied der königl. Akademie zu Dresden dabei eine besondere Lehrstelle für das Fach der Perspective erhielt, bildete darin mehrere gute Schüler. Sein fränkischer Körper, dessen Leiden ihm oft zur Schwermuth und Hypochondrie hinneigten, ließ ihn kein hohes Alter erreichen und er unterlag unter längerem Krankenlager 1827. Sein reiches Kunstschatz, besonders seine Originalzeichnungen und Skizzen, wurde bald nach seinem Tode zu Dresden öffentlich versteigert und manches Fortseufz damit geschmückt. (Frenzel.)

JENYNS (Soame), geboren 1704 zu London, aus einer angeesehenen Familie stammend, studirte zu Cambridge und ward 1741 Parlamentsmitglied, späterhin (1755) auch Beisitzer des Handelscollegiums. Die letztere Stelle behauptete er bei allem Wechsel der Administration bis zum J. 1780. Um diese Zeit entzog er sich den Parlamentsgeschäften. Er starb den 18. Dec. 1787 im 83. Jahre. Sein Leben charakterisirte eine fast ununterbrochene gemeinnützige Thätigkeit. Aber auch auf den Namen eines geachteten Schriftstellers hatte er gegründete Ansprüche. Seine Geistesanlagen, unter denen besonders sein poetisches Talent hervorragt, hatte er sorgsam ausgebildet, und verband mit kritischer Schärfe im Urtheil einen richtigen Geschmack und eine reiche Ader von Witz und Humor. Sein Styl war höchst fließend und correct. Dürfte ertheilt ihm das Lob, daß er das einfaches und reinste Englisch geschrieben habe. Auch den abstractesten Materien wußte er durch seine Darstellung einen unübersehblichen Reiz zu geben, wie unter andern seine *Enquiry on the origin and the necessity of evil* beweist. Diese Schrift erschien im J. 1757, und erregte große Sensation. Jenyns hatte darin die keineswegs unrichtige Meinung geltend zu machen gesucht, daß das Ubel in der Welt ein wesentlicher Bestandteil des Guten sei, daß die Gottheit selbst es nicht aufheben könne, ohne zugleich das überwiegende Gute mit aufzuheben; daß demnach die Beseitigung des Übels oder die Hervorbringung einer übeln Welt ein Widerspruch sei, dessen Verwirklichung nicht innerhalb der Grenzen der Allmacht liege. Wie sehr aber Parteinahme und der Hang zum Paradoiren auch den besten Verstand irre führen könne, zeigen mehrere von Jenyns verfaßte theologische und politische Abhandlungen, vor allen aber sein natürl. Beweis für die Wahrheit des

2) J. Artistisches Notizenblatt zur breidener Abendzeitung. 1827. Nr. 3. D. R. Ragler's allgem. Künstlerlexikon. 6. Bd. S. 441 ff. Den neuem Nekrolog der Teutonen. IV. Jahrg. 2. Th. S. 304 ff.

*) Johann Georg Winkler, sowie Jentzsch, erhielten die Stelle eines Hoftheatermalers zu Dresden getheilt nach des verstorbenen Theile Tode, Ersterer für das Architektur, Letzterer für das Landschafts.

Christenthums, den er aus dessen Vernunftwidrigkeit des-
 letzter. Er that dies in der 1776 erschienenen Schrift:
*A View of the internal evidence of the christian religion*¹⁾. Dies Werk ward viel gelesen, und ebenso
 überaus gelobt, als getadelt. Ihn traf die Beschuldigung,
 daß er der Sache, die er verteidigen wollte,
 mehr gehobelt als genüßt, indem er die Einwürfe gegen
 das Christenthum zwar auf das Hellste beleuchtete, doch nur
 leicht und befriedigend beantwortet habe. Reagen läßt sich
 nicht, daß die Principien, von denen er bei seiner Verthei-
 digung ausgegangen war, nach Maßgabe der Stimmung
 des Lesers ebenso gut zum Scepticismus als zur Schwär-
 merlei verleiten konnten. Am Schluß seines Werks er-
 klärt sich Jenyns über seinen Glauben an die Lehren des
 Christenthums mit folgenden Worten: „Sollte dieser
 meiner Schrift die Ehre widerfahren, der sogenannten
 guten Gesellschaft in die Hände zu geraten, so wird letz-
 tere keinen Augenblick anheben zu behaupten, daß der
 Verfasser entweder ein Schwärmer oder ein Methodist,
 oder ein Bettler oder ein Wahnsinniger sein müsse. Es
 sei mir daher erlaubt, zu versichern, daß derselbe sich in
 keinem dieser Fälle befindet, daß er einst vielleicht eben-
 so wenig glaubte, als sie selbst, daß die Kräfte, de-
 ren er glücklicherweise genoss, und mehr noch die ihm ei-
 gene Neugierde, ihn zur ausführlichen Untersuchung einer
 Frage bestimmten, die ihm nicht unwichtig zu sein dünkte:
 Ob nämlich das Christenthum wirklich das sei, wofür es Einige
 ausgeben, ein offenkundiger, auf eine abgeschmackte, unglaub-
 liche und längst veraltete Fabel gegründeter Betrug? oder
 ob es sei, was es zu sein behauptet, eine den Menschen
 durch die Vermittlung einer übernatürlichen Macht mit-
 getheilte Offenbarung? Sowie er in seiner Unter-
 suchung fortschritt, sah er sich von allen Seiten von neuem
 Licht umglatzt; und grade die dunkelsten Gegenden des
 zu erforschenden Gegenstandes lieferten ihm die klarsten
 Beweisgründe, da selbige ebenso wenig durch menschliche
 Anstalten zu erfinden, als durch die menschliche Vernunft
 zu entdecken sein konnten. Diese Argumente, die ihn selbst
 von der Gerechtigkeit seiner Religion überzeugten, hat er
 in gegenseitigem Werke aus Gedanklichkeit und Klarheit
 zusammengestellt, in der Hoffnung, daß sie an Andern sich
 auf gleiche Weise bewähren, und daß jedem wahren Chris-
 ten, wofern es deren noch in unsern Tagen einige geben
 sollte, sein Muth nützlich und erfreulich, dem Publicum
 aber in seiner Rücksicht nachtheilig werden könnte.“

Unter den Gegenständen, die das eben erwähnte
 Werk veranlaßte, verdienen besonders zwei bemerkt zu wer-
 den: Die einer von Archibald MacLaine verfaßt, dem
 Übersetzer von Roschdm's Kirchengeschichte, führt den Ti-
 tel: *A Series of Letters to Mr. Soame Jenyns etc.*
 (Lond. 1777)²⁾; die zweite: An answer to the lately
 published View of the internal evidence of the
 christian religion (Ibid. 1777). Der Verfasser der zu-

lest genannten Schrift, Henry Taylor, äußert sich gegen
 Jenyns mit den Worten: „Das Interesse des Christen-
 thums liegt mir zu sehr am Herzen, als daß ich gegen
 Ihre Art, es zu verteidigen, mich nicht eifriglich verwen-
 den sollte. Ihre Übersicht seiner innern Beweisgründe
 unterliegt in der That seinen erheblichen Einwürfen. Ihr
 Raisonement ist im Ganzen weder genau noch kühnig,
 ihre Erklärungen entfernen sich zu weit von den Prin-
 cipien, zu deren Erläuterung und Erklärung sie dienen
 sollten. Inwiefern sollte man glauben, Sie hätten jene
 Principien in dem Gebränge defultorischer Bemerkungen
 und abschweifender Nebenuntersuchungen, wo Sie selbige
 zu klären vermeinen, selbst aus dem Gesichte verloren.
 Ergötzt durch manche schöne Bäume des Gemüths, des Willens
 und der Betheuerungen, welche mitten in dem schwärmen-
 den Chaos von überflüssigen, bedauern wir um so mehr
 den Mangel jener lichtvollen Ordnung und philosophischen
 Bestimmtheit, da wir Werke dieser Art am allermeisten ent-
 behren können. Sie gleichen einem Ranne, der plötzlich
 in eine Gegend versetzt wurde, wo eine Menge ihm ganz
 neuer Gegenstände mit einem Mal auf ihn eindringen,
 und der sie zu beschreiben anfängt, ehe er Zeit genaug,
 ihren Zusammenhang und ihre wechselseitigen Beziehun-
 gen wahrzunehmen. Oder, um mich eines Bildes zu be-
 dienen, das Ihrem besondern Falle noch näher kommt,
 Sie gleichen einem eifrigen und mutvollen Freiwilligen,
 der sich in ein von Feinden umringtes und von Ungei-
 tern bestärktes Fahrzeug einschiffet, und die Lenkung und
 Vertheidigung des Schiffs sich anmaßt, oder wieder in der
 Schiffsahrt noch Vertheidigungskunde in dem Grade be-
 wandert zu sein, die die Rettung des Schiffs erfordert.“

Mit dem Werke: *Inquiries on several objects* (Lond.
 1782) schloß Jenyns seine schriftstellerische Laufbahn. In
 dieser Schrift finden sich manche seltsame und paradoxe
 Behauptungen. Bemerkenswerth ist besonders eine Ab-
 handlung über den präexistirenden Zustand der Menschen.
 Aus Biststellungen, die gewöhnlich auf die Erbsünde bezo-
 gen werden, folgert Jenyns, daß jener präexistirende Zu-
 stand ein Stand der Züchtigung gewesen sei. In einem
 Aufsatze über bürgerliche Verfassung (civil constitution)
 bekennet er sich zu Grundbissen, die mit gefunden Rechts-
 principien ebenso unvereinbar sind, als mit einer auch noch so
 gemäßigten bürgerlichen Freiheit. Schonungslos und ohne
 mildernde Ausnahme verurtheilt Jenyns in einer Untersuchung
 über das vernünftige Christenthum, alle diejenigen, die
 den Glauben sich auf Vernunftgründe stützt, oder die sich
 das Christenthum auf eine mit gesundem Menschenver-
 stande verträgliche Weise erklären. Er behauptet geradezu:
 Die Lehren der christlichen Religion widersprechen den
 Principien der menschlichen Vernunft auf so auffallende
 Weise, daß sie vor dem Richterstuhle der letzten den Pro-
 ceß verlieren müßten. So seltsamen Behauptungen konnte
 es nicht an Begnern fehlen. Besonders fand seine Be-
 kämpfung der bürgerlichen Freiheit (civil liberty) manche
 ernste und gründliche Widerlegung. Christhoff vertritt
 ward sie in einer anonymen Flugschrift, der *Dechant*
 und der *Landjunker* beistellt.

Wiederum der Werth, als die genannten Schriften, ha-

1) Aus dem Englischen überfetzt von J. C. Holborn unter
 dem Titel: Über die innere Klarheit der christlichen Religion (Wet-
 tingen 1776). 2) Bgl. Catalogue of five hundred celebrated
 authors of Great-Britain now living (Lond. 1788). p. 158.

ben die von Jenyns verfaßten Gedichte. Er zeichnete sich mehr durch Eleganz und Correctheit aus, als durch lebhaftes Phantasie, aber befehlungsgeachtet durch lebhaften Witz, ungesuchten Humor und treffende Satyre. Auch der leichte und fließende Versbau diente seinen Gedichten zur Empfehlung. In frühem Alter hatte sich sein poetisches Talent entwickelt. Bereits im J. 1728 erschien eins seiner berühmtesten Gedichte, Art of dancing betitelt, 1729 ein Gedicht auf des Grafen von Erford Büchersammlung, 1730 ein anderes an den Lord Ochesterfeld, auf dieselbe zum Ritter geschlagen ward und 1733 eine Epistel an Lord Lovelace. Diesen Gedichten folgten: Der seine Herr nach der Mode; der Junker und der Pfarrer, eine Ekloge; eine Nachahmung der ersten Epistel im zweiten Buch des Horaz; die seine Dame nach der Mode u. a. m., die zu London 1752 und in spätern Ausgaben ebendasselbst 1761 und 1770 gesammelt wurden. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien zu London 1790 in vier Octavbänden. Der erste enthält seine vermißten Gedichte; der zweite eine Uebersetzung von Browne's Gedicht: die Immortalität animi; fünf Nummern aus der von ihm 1732 herausgegebenen Zeitschrift: the world⁴⁾; sodann mehrere seiner früher einzeln gedruckten Aufsätze: Wenige, aber dringende Gründe für die Errichtung einer Nationalmiliz; Gedanken über die Ursachen und Folgen des hohen Preises der Lebensmittel; Einwürfe gegen die Taxirung der ameritanischen Colonien durch die gesetzgebende Macht; Betrachtungen über verschiedene Gegenstände; Gedanken über eine Parlamentsreform; Entwurf zu einer Coalition der Parteien; Gedanken über die Nationalschuld⁵⁾. In dem dritten Bande befinden sich freie Untersuchungen über die Natur und den Ursprung des Übels in sechs Briefen: über das Übel in Allgemeinen; über das Übel der Unvollkommenheit; über natürliche Übel; über moralische Übel; über politische Übel; sodann sieben Abhandlungen: über die Kette des allgemeinen Seins; über die Grausamkeit gegen geringere Geschöpfe; über den präeristenden Zustand; über die Natur des Rufes; über die Analogie zwischen materiellen und intellectuellen Dingen; über das vernünftige Christenthum; über Versaffung und bürgerliche Freiheit. In dem vierten Bande findet man eine Uebersicht der innern Beweisgründe für die Wahrheit der christlichen Religion, und kurze cursorische Bemerkungen über mehrere Stellen des N. A. (zum ersten Mal gedruckt).

Was der Herausgeber von Jenyns' Werken in einem späterhin anzuführenden Aufsatz über seinen sittlichen und intellectuellen Charakter sagt, verdient, wenn auch unverkennbar mit der Vorliebe der Freundschaft und der Wärme einer reichhaltigen Erinnerung niedergeschrieben, hier ausgedrückt eine Stelle. „Jenyns“, heißt es, „war ein Mann von seltener Herzengüte. Mit angeborener Lebenshaftigkeit des Charakters vereinte er Milde und Sanftmuth. Er hütete sich irgend Jemand zu kränken oder zu

beleidigen, und zeigte eine seltene Toleranz gegen alle, deren Gesinnung und Denkungsart von der seinigen abwich. Die Religion war ihm Herzensangelegenheit, und mit dem öffentlichen Gottesdienste, dem er regelmäßig beizuwohnte, verband er noch daheim religiöse Übungen und Betrachtungen. Der englischen Kirche blieb er unwandelbar zugethan, und hielt die bei derselben übliche Liturgie für die reinste Form des öffentlichen Gottesdienstes, obgleich er nicht leugnen konnte, daß dieselbe durch zweckmäßige Abänderungen noch einen höhern Grad von Vollkommenheit erlangen könnte. Durch eine Fülle von Kenntnissen, durch Witz und Humor ward er im Privatleben, wie in geselligen Kreisen höchst anziehend. In diesen Eigenschaften gefiel sich noch seine reine Herzensgüte, die ihn zum Mitleid und zu reger Theilnahme spornete. Den Sommer hindurch pflegte er auf einem Landhause in freundschaftlichen Verbindungen mit seinen Dichtern und Nachbarn zuzubringen. Es tabellete er die unter den Vornehmen immer herrschender werdende Mode, mit dem Eintritt des Frühlings London zu verlassen, um weit entlegene Brunnen und Bäderorte zu besuchen, da sie doch, nach seiner Ansicht, jene Zeit ebenso genussreich auf ihren Landgütern verleben könnten. Dadurch behauptete er, werde das Geld aus den Quellen hinweggeleitet, aus denen es ursprünglich geflossen, und in die es billig zurückfließen müsse. Die Dichter würden dadurch um die Vortheile betrogen, welche ihnen die Anwesenheit ihrer Herrschaften bieten würden, und wozu sie gewissermaßen berechtigt seien; die Gastfreundschaft lüste; der Strom der Mithätigkeit, der die Herzen dürstiger Nachbarn erquid⁶⁾ hätte, versiege; das Beispiel der Vornehmen, die in unausgeglichener Laune kaum zur Besinnung kämen, wirke nachtheilig auf die geringern Stände, ihre Sitten verschimmerten sich zu großem Nachtheile des allgemeinen Besten. Mit solchen Ansichten, die aus seinem großen Wohlwollen flossen, vereinte er eine unerschütterliche Rechtschaffenheit und umfassende Einsicht. Von Rath und Fern pflegte man seinen Rath einzuholen und ihn um seine Vermittlung und Entscheidung zu ersuchen.“

„Als Dichter stand er bei seinen Zeitgenossen in großem Ansehen. Was er in Prosa oder in Versen schrieb, ward mit Begierde gelesen. Besonders bearbeitete er in seinen Gedichten die gewissten Stoffe, ausgerüstet mit lebhafter Phantasie, glänzendem Witz und Correctheit des Stils. Glücklich war Jenyns vorzüglich in der bürlesken Nachahmung der Griechen und Römer, deren Dreden er auf neuere Zeiten, Sitten und Begebenheiten geschickt anzuwenden wußte. Die Regeln seiner Gattung der Poesie hat Jenyns selbst kurz, aber treffend niedergelegt in dem Vorbericht, mit welchem er seine Nachahmung der ersten Horazischen Epistel des zweiten Buchs begleitete. Auch unter Englands Prosaisten gebührt ihm ein hoher Rang durch die bereits früher erwähnte Reinheit der Sprache und Correctheit des Stils, sowie durch die Mannichfaltigkeit, die er seinem Periodenbau zu geben wußte. Zugleich wußte er, während er über politische, moralische, religiöse und metaphysische Materien schrieb, immer für seinen Gegenstand die angemessenste Darstellung zu wählen, mit einer Schärfe

5) Str. 126. 155. 157. 168. 178. gedruckt.

4) Zum ersten Male

und Bestimmtheit des Urtheils, wie sie sich nur selten unter England gleichzeitigen Schriftstellern findet“).

(Hearnsch Döring.)

JENYUSUS. Dieser Name kommt nur bei Herodot (III, 5) vor, nach welcher Stelle Jenyos (oder Jamyos ohne Rücksicht auf den ionischen Dialekt), *Ἰνυος πόλις*, eine Stadt auf der Grenze Aegyptens und Palästina's war, die zur Zeit, als Ramses, der persische König, seinen Zug gegen Aegypten unternahm (528 vor Chr. Geb.), noch zu dem Gebiete der Syrer, d. h. der Palästiner, gehörte, und am Eingange einer großen Sandwüste lag. Von Jamyos, sagt Herodot, bis an den serbonischen See, bei dem sich der Berg Kasios (in Aegypten) an das Meer erstreckt, ist es Syrisch; von dem serbonischen See geht Aegypten an. Was nun zwischen der Stadt Jamyos und zwischen dem Berge Kasios und dem serbonischen See liegt, und das ist keine kleine Strecke, ist eine schredliche, wasserlose Wüste, wol drei Tagereisen lang. Die spätern Geographen sehen in jene Gegenden zwei ganz anders lautende Städtenamen: *Raphia* und *Rhinocorura*, wovon jene als letzte palästinsche, diese als erste (älteste) ägyptische Stadt genannt wird. Die neuern Geographen wissen nicht, ob die herodotische Stadt eine von beiden und welche, oder ob an gar keine von beiden zu denken sei. Vgl. *Reisende Palästina* p. 828 u. 829 und *Rannert's Geograph.* VI, 1. S. 267. (S. Ch. Schirmitz.)

Jepantscha (Geogr.). J. Tumen.

JEPHLE oder JIPHLEI. Stadt in Palästina auf der Grenze der Stämme Benjamin und Ephraim (Jos. 16, 3). (F. G. Crome.)

JEPHTACH oder JPHTACH, Stadt in Palästina im Stamm Juda (Jos. 15, 43). (F. G. Crome.)

JEPHTACH-EL oder JPHTACH-EL, ein Thal zwischen dem Gebiete der Stämme Sebulon und Ascher, durch welches die Grenze lief (Jos. 19, 14, 27). (F. G. Crome.)

JEPHTHA oder JEPHTAH (hebr. *יפתח*, der Öffner, nach Selenius dagegen so viel als: den [Gott] öffnet oder öffnet), Name einer vormaligen palästinschen Drischast (i. Jephthach), dann aber eines Richters der Hebräer, aus Gilead stammend, hauptsächlich bekannt wegen eines Gelübdes, durch welches er um seine einzige geliebte Tochter kam. (Richter 11 und 12.) Als ein von Gilead mit einer Wuhlerin erzeugtes Kind wurde er aus dem väterlichen Hause entlassen, und wandte sich in das Land Tob, eine jenseit des Jordans gelegene Gegend (1 Sam. 10, 6), womit das 1 Makk. 5, 13, vgl. 2 Makk. 12, 17 erwähnte Tobion oder Tobien eintrifft, so sein scheint. Hier erwartete er sich als kühner und gewand-

ter Anführer von Räubern einen Namen, weshalb die Gileaditen bei einem bevorstehenden Kriege mit den Ammoniten ihn an die Spitze ihres Heeres stellten, sich dagegen aber andächtig machen mußten, ihm auch nach errungenem Siege die Leitung ihrer Angelegenheiten zu überlassen. Nachdem die Ältesten Gilead's dieses Versprechen geleistet und die Volksversammlung zu Mizpa sich ebenfalls hierzu befriedigend erklärt hatte, schlug Jephtha zunächst den Weg der Unterhandlung ein, aber die Ammoniten waren hartnäckig, und meinten im Rechte zu sein, wenn sie das ihnen ursprünglich zugehörige, freilich durch die Amoriter ihnen vormalig entzogene, und jetzt durch Befestigung der Amoriter von den Hebräern besessene Land zwischen dem Arnon und Jabbok (Wadi Mubschek und el Zerka) zurückforderten. Unter diesen Umständen blieb dem entschlossenen und kampfgelübten Heben nichts übrig, als die Sache durch die Waffen zu entscheiden. Ehe er aber durch Gilead und Manasse nach dem ammonitischen Gebiete zu zog, benutzte er ein im Volksglauben der alten Hebräer gut geheiltes und für sicher gehaltenes Mittel, sich den Sieg zuwenden. Er that nämlich ein Gelübde (Richt. 11, 31), Gott als Brandopfer darzubringen, wer ihm nach erlängtem Frieden bei seiner Rückkehr aus seiner Hausherde zuerst entgegenkomme. Gewöhnlich hat man an den Worten herumgebeutelt, um das widerwärtige Versprechen eines Menschenopfers, oder auch nur die gegen Erwartung des Gelobenden eingetretene Nothwendigkeit, sein Wort durch eine solche rothe Verheerung der Gottheit zu lösen, aus der Ermählung zu entfernen. Man thut den Worten aber ebenso Gewalt an, als wenn man B. 39 (vgl. B. 31) so auffaßt, Jephtha's Tochter sei nicht geopfert, sondern nur ewiger Jungfrauschaft geweiht worden*). Bei einem Manne, welcher sich dahin ein rauhes, wildes Leben, und noch dazu in der Nähe von Heiden, geführt hatte, ist es ein solches Gelübde recht gut erwarten, und die Gewissenhaftigkeit in Erfüllung desselben ist ganz in dem Geiste einer solchen Tragödie, noch nicht verblödeten Natur, welche das einmal Versprochene auch da nicht vorantst, wo es die engsten und liebsten Verhältnisse trübt, oder gar zerstört. Jephtha's Kriegszug war glücklich; er schlug die Ammoniten und nahm 20 Städte derselben ein von Aroer bis Minnith, sodas ihre Macht gebrochen wurde. Die Tochter des Siegers, von dem unflügeln Gelübde nichts ahnend, will mit andern Jungfrauen den heimkehrenden Vater vor seinem Hause zu Mizpa jubelnd begrüßen und verkehrt für ihn die Freude in bitteres Leid. Wahrhaft ergreifend ist die Ergebung der Jungfrau in ihr hebräisches Geschick, mit der sie den gezeugten Vater noch auffordert, Wert zu halten; nur zweimonatlichen Aufschub der Erfüllung erbittet sie, um ihren frühzeitigen Tod, noch ehe sie Sattin und Mutter geworden, zu beweinen. Ihre Bitte

*) Vgl. die vor den Works of Some Jenyus (Lond. 1790) befindliche Stelle seines Lebens und Charakters, entworfen von seinem Freunde Charles Raffen Galt. Kogegatten's beifolgendes Leben. I. Bd. S. 401 ff. Fehlbildung's kritische Auseinandersetzung für die Authentizität. I. Bd. 2. St. S. 162 ff. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Poesie. I. Bd. S. 553. Baur's neues literar. biograph. literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 884.

*) Kurz aber kühn widerlegt dieselbe Ansicht A. P. Sturmer. Das Buch der Richter gegenw. und histor. kritisch. S. 290 ff. Vgl. auch Winer's bibl. Reallexikon und d. Art. und die dort gegebene reichliche literarische Nachweisung über diesen Gegenstand.

wurde gewährt. Nach Ablauf der bestimmten Zeit aber geschah ihr, wie ihr Vater gelobt hatte, und es entstand die Sitte, das alljährlich die Jungfrauen vier Tage lang Jephtha's Tochter beklagten. Die stolzen Ebreäerinnen, statt die Früchte des Sieges dankbar zu genießen, machten es aus Eifersucht dem Jephtha zum Vorwurfe, daß er den Feind ohne sie angegriffen und geschlagen habe, während sie doch früher von ihm um Hilfe angesprochen, seine Bereitwilligkeit gezeigt hätten, sich in den Kampf gegen die Ammoniten einzulassen. Jetzt drohten sie sogar, ihn für sein Verdict um Volk und Vaterland zu verbrennen sammt seinem Hause. In gerechtem Unwillen griff sie daher Jephtha an, und schlug sie mit seinen Gileaditen vollkommen. Das Richteramt verwaltete dieser überhaupt sechs Jahre lang (Richt. 12, 7). Wenn er im Briefe an die Hebräer (Cap. 11, 32) gepriesen wird, so bezieht sich dieses nur auf sein festes Gottvertrauen, in welchem er die Feinde seines Volkes angriff; dagegen ist über sein ihm selbst nachtheilig gewordenen Gelübde kein Urtheil gefällt. Auch hat sein Benehmen selbst in dieser Sache etwas durchaus Ehrenhaftes, da er lieber sein eigenes Glück zertrümmert, als sein Wort zurücknehmen will. (A. G. Hoffmann.)

JEPHAN oder **EPHAN**, eine kleine Kleinstadt in der russischen Statthalterchaft Tula, am linken Ufer des Don, mit sieben Kirchen (wovon zwei steinerne), 120 hölzernen Wohnhäusern, 10 steinernen Wäben und gegen 10000 Einwohner, die Kramhandel und Landwirthschaft treiben. (J. C. Petri.)

Jerabräa (alte Geogr.), f. Hierabräa.

JERACH (יֶרַח), auch **JARACH**, **JARAH** geschrieben, heißt nach 1 Mos. 10, 26 der vierte Sohn des Jafan; zu Folge der Tendenz, welche die Völkertafel 1 Mos. 10 anerkennt, hat, muß jedoch der Name von einem arabischen Stamme oder einer einem solchen geborigen Landchaft verstanden werden. Da sich aber keine ähnlich lautende Benennung bei den Arabern nachweisen läßt, betrachtet man Jerach, welches als Appellativum Monat bedeutet, als eine Übersetzung des arabischen Hilal (هِلال), oder Kamar (قمر). Nach Erbst 1) waren nämlich in der Nähe von Mekka die Hilaiten (Benu-Hilal), womit die von Aatharchides, Diodor von Sicilien und Ptolemäus 2) an der östlichen Küste des arabischen Meeres erwähnten Alkider und wahrscheinlich auch die von Niebuhr 3) zwischen Aduanisch und Hedschas angetroffenen, von den übrigen Arabern als Ungläubige und Räuber betrachteten Beni Salal einerlei sein werden. Während nun Einige mit diesem Stamme, welcher ursprünglich den Mond (هِلال) wie besonders vom Neumonde gebraucht) verwechselt haben möge, das biblische Jerach vergleichen, setzen es Andere mit Gobb el Kamar (غوب القمر), d. i. Mondküste, einer Niederung zwischen

den Städten Schorma und Merbat, östlich von Hadramaut, in Beziehung. Diese wird von einer Amöbe eines geschlossenen, Dschebel el Kamar (جبل القمر) genannt, weil ihre Gestalt der Mondkugel ähnlich ist 4).

(A. G. Hoffmann.)

JERACHMEL, 1 Sam. 27, 10. 30, 5. 1 Chron. 2, 9. 25. 26. ob eine Stadt oder eine Familie des Stammes Juda, oder beides, muß ungewiß bleiben.

(F. G. Crome.)

Jerashind, f. Dscharasandha.

JERAWNICE, ungar. Jernye, ein der adeligen Familie Szimye gehöriges Dorf im stroler Gerichtsbezirk (Bezirk oder Processus) der stroler Gespannschaft im Kreise diesseit der Theiß Oderungarns im Gebirge gelegen, mit 83 Häusern, 645 slowakischen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 22 Juden, sämtlich Katholiken sind, einem herrschaftlichen Gastele, einer eigenen katholischen Pfarre von 956 Seelen, welche schon im J. 1334 bestand, später einging und erst 1700 wieder hergestellt wurde, gegenwärtig zum stroler Bicararchidionats-Distrikt des farschauer Bisthums gehört und unter dem Patronat der Familie Merse de Szimye steht, einer katholischen Kirche, einer Schule und einem Getreidespalthoben.

(G. F. Schreiner.)

Jerbi, **Dschjerbi**, **Djerbi** (Geogr.), f. Gerbi.

JERIA (Paläogeologie). Lamourour hat unter diesem Namen ein Gestein für einen fossilen Körper gebildet, von dem es ihm seines unvollständigen und abgerollten Zustandes wegen zweifelhaft schien, ob er zu den Actinien, Alcyonen u. zu rechnen sei. Er stellte ihm daher nur provisorisch zu den letztern. De Blainville wies demselben eine Stelle unter seinen Amorphozoen zwischen Raron und Aethya an. Uns scheint, wie schon in der Leiba bemerkt worden, Goldfuß denselben mit allem Rechte für eine bloße Siphonia erklärt zu haben. Blainville gab die Lamourour'sche Definition nach demselben Exemplar auf folgende Weise verbessert wieder: Polyparium ovale, globulosum, subpedicellatum, subtiliter et irregulariter porosum, e tabulis numerosis erectis flexuosis compositum, extremitate superiore truncatum, et ostiolis tubulorum cribrosum. Einzige Art: 1. pyriformis *Lamourour* p. 79. pl. 78. f. 3. *Defrance* im Dict. XXIII. p. 3. *De Blainville* ibid. LX. p. 507. Das einzige, etwas abgerollte Exemplar in der Sammlung der Stadt Gien ist etwa 0'012 lang und stammt aus dem blauen Bionmergel (Erfordithon?) der Dolithengruppe bei Gien 5). (H. G. Bronn.)

JEREBICZA, einer der bedeutendsten Berge des Königreichs Dalmatien, welcher sich im Kreise Spalato

4) Vgl. Rosenmüller's Handb. d. bibl. Alterthumskunde. 3. Bd. S. 168 fg.

5) *Lamourour*, Exposition méthodique de l'ordre des Polypiers (Paris 1821. 4.) p. 79. *Defrance* im Dictionnaire des sciences naturelles, Vol. XXIII. *De Blainville* ibid. 1830. LX. 507. X. Goldfuß, Abbildung und Beschreibung der Petrefacten Deutschlands. Vol. I. 1826. S. 16. *Bronn*, *Zeitsch.* 1856. S. 238.

1) Klima. II. Kefim. 5. 2) Vgl. die einzelnen Stellen bei Schachart in Phleg. P. 1. L. II. cap. 19. p. 124. 3) Beschreibung von Arabien. S. 269 fg.

erhebt, und dadurch merkwürdig ist, daß an seinem Fuße der Brilo der Hauptfluß der Provinz, die Gattina, der Titurus oder Rellus der Aiten, entspringt, die gleich in der Nähe ihres Ursprungs sehr wasserreich ist, und weiter hinab sehr materielle Wasserfälle bildet.

(G. F. Schreiner.)

1) **JEREJA**, ein kleines Regentkönigreich Senegambiens, im Süden des Flusses Gambia, ist von Feloups und Boguans bewohnt, unter denen auch Portugiesen leben. Nach den wenigen mangelhaften Nachrichten, die wir davon besitzen, wird das Land als schön und fruchtbar, gut angebaut und voll herrlicher Weiden geschildert, auf denen man zahlreiche Herden schönen Rindviehes und Schafe ernährt. Die Bewässerung soll gleichfalls sehr gut sein, so daß man vielen Reis, gute Wassermelonen und Dürre in Masse baut.

(J. C. Schmidt.)

JEREMISCHES GEBIRGE, eine ziemlich hohe Bergkette in der Steppe zwischen den Flüssen Ural und Jertisch, im asiatischen Rußland. Sie erstrecken sich sieben Meilen in die Länge und eine Meile in die Breite, und haben weit höhere Hügel als die umliegenden, sind aber noch wenig untersucht. Es wachsen Tannen, Fichten, Birken und anderes Holz, nur keine Eichen, Buchen und Kiefern, auf denselben. Von Tieren finden sich Wölfe, Elenn, Füchse, wilde Schweine, Antilopen, wilde Pferde und wilde Schafe. Ob diese Berge Erz enthalten, ist ungewiß. Nach Hermann gehören sie noch zu dem asiatischen Gebirge. Die Kugeln der mittlern Berge ziehen an denselben herum. Auf ihnen hat der Fluß Ichim seine Quelle.

(J. C. Petri.)

JEREMIA (hebr. ירמיה oder ירמיהו; griech. Ἰερემίας, in der Vulgata Jeremias; daher bei Luther und unter uns gewöhnlich Jeremias mit der griechisch-lateinischen Endung) war einer der spätern hebräischen Propheten, der jedoch an thätigen Eifer und Bedeutung verhältnißmäßig seinen früher lebenden Standesgenossen, etwa Jesaja ausgenommen, nicht nachstand. Er war Zeuge der großen welthistorischen Ereignisse, welche den Untergang des jüdischen Staates begleiteten. Er erlebte die Plünderung und erste gänzliche Verwüstung Jerusalems, er sah den herrlichen Jehovatemple mit all seiner Salomonischen Pracht in Feuer aufgehen, er betrauerte das hebräische Volk des Volkes Gottes, als es, dem Tode des Siegers sich beugend, gefangen nach Babel wanderte, und theilte mit einem traurigen Kesse seiner Volksgenossen selbst den Schmerz, dem Schalten der Fremdherrschaft mitten unter den Trümmern des zerstörten Vaterlandes noch eine Weile zuweilen zu müssen, bis die Furcht der Simeonen auch ihn, den Widerstehenden, von der letzten Scholle vaterländischen Bodens herunterriß und ins Ausland drängte. Jeremia ist das geistige Hauptorgan jener großen Epoche auf der Seite des empfindenden Jammers, er ist der geistige Repräsentant des untergehenden Staates, der fallenden Nation, deren ganzen Schmerz er absorbierte, der Betrauer seines Gottes, dessen strafende Hand er gleichsam im Namen des Volkes zuerst und am schmerzhaftesten empfand. In dieser Eigenschaft, als Träger des concentrirten Schmerzes der altjüdischen Nation in dem

Moment, wo er mit seiner ganzen Schwere sich in die geknickte Seite der Empfindung senkt, stellt den Jeremia jenes meisterhafte Bild unter berühmten Malern. Jedermann darf, sofern wir es in seiner ursprünglichen, aberundenen Form betrachten, von den beiden (wie es heißt) später angefügten äußeren Seitengruppen absehen, welche, so schön sie an sich sind, den Beschauer von der kolossalsten Hauptfigur abziehen, und den Gesamteindruck zerstreuen und schwächen¹⁾.

Jeremia war der Sohn eines Priesters, Hilkia²⁾, aus der Levitenstadt Anathoth, die im Stamme Benjamin, eine gute Stunde nördlich von Jerusalem, lag (Jerem. 1. 1. 29. 27. vgl. 32. 7 fg.). Dort, in seinem Geburtsorte, trat er noch in seinem Jünglingsalter (1. 6) als Prophet auf, und zwar im 13. Jahre der Regierung Josias, Königs von Juda, d. i. im J. 629 vor Chr. Geb. (nach anderer Rechnung 628 oder 627). Seine Straßreden ragen ihm von Seiten seiner Mitbürger und selbst seiner Anverwandten Haß und Verfolgung zu (11. 21. 12. 6), so daß er sich bewegen sah, seine Vaterstadt zu verlassen, und seinen Wohnsitz in Jerusalem zu nehmen. Aber auch hier fanden seine Ansichten wenig Anklang, seine strengen Mahnungen wurden verachtet, seine Unglücksprophezeiungen verachtet; man lohnte ihm seine ernststen Rathschläge mit gehässiger Spott, mit Gewaltthatigkeit bis zu Mißhandlung und gefänglicher Haft. Manche haben vermuthet, die Reform des Jehovadienstes, welche König Josia, besonders seit dem 18. Jahre seiner Regierung, unternahm, möge vorzugsweise von Jeremia veranlaßt worden sein³⁾. Von der Priesterthätigkeit ist dies Unternehmen wol ausgegangen, und Jeremia mußte, als Priester und Prophet, damit einverstanden sein. Näheres läßt sich aber aus Jerem. 11 in Vergleich mit 2 Kön. 22 nicht schließen. Jedenfalls stand der Prophet mit dem Könige Josia in gutem Vernehmen, auch freudete er ihm von Seiten seiner gerechten und mäßigen Regierung gros-

1) Das Gemälde, im Besitze Sr. Königl. Heilich des Kurfürsten von Preußen, ist eins der gewichtigsten Kunstwerke unserer Zeit im Rade der biblisch-historischen Malerei. Es soll vom Künstler zuerst freier und angelegt sein, so daß die Hauptfigur alle Nachrichten des Gesamteindrucks in sich vereinigte, und als großartigste Ideal des Schmerzes einer ganzen Nation alles Bei- und Nebenwerk beherrschte. Späterhin hat der Künstler, wie verstanden, auf äußerliche Bewandlung seinem Werke die vierseitige Form gegeben, und durch eine doppelte Nebengruppe zu beiden Seiten den herrlichen Mittelpunkt in die Breite gedehnt. Ein Gesicht, dem bei der das höhere von denselben Weiser ausgeführte Bild „Die trauernden Juden“ nach dem 157. Psalm. Hier erhebt der Schmerz mehr in der Höhe der weichen, wehmüthigen Stimmung der Älteren unter den zerstreuten Gefangenen, die die langen Reiden schon mit Ergebung tragen lernten, oder immer noch den Groll gegen den Zwinger und die Sehnsucht nach Befreiung wie einen Funken im Busen nähren, der augenblicklich zur Flamme der Begeisterung emporleuchten kann. 2) Wie, wo sich schon Clemens Alexandrinus (Stromata I. p. 325), einige Rabbinen, Euseb, Hieronym u. A., diesen Hilkia für eine Person mit dem gleichnamigen und gleichfalls lebenden Jehovapriester zu Jerusalem (2 Kön. 23), aber ohne Schriftsicherheit; s. dagegen die Einleitung des Christen von Gorples und John. 3) Vgl. Kober, Der Prophetismus der Hebräer (Berlin 1857). 2. Abt. S. 254.

des Rob. Jer. 22, 15, 16. vgl. 2 Chron. 35, 25. Josia regierte noch bis zum J. 611, sein Nachfolger Joahas wurde nach drei Monaten von Pharaos Hecho schon wieder entsetzt, und Joasim, anfänglich ägyptischer Basill, mußte sich nach der Schlacht bei Kartemis im J. 606 (605) der Oberherrschaft der Chaldäer fügen. Drei Jahre später fiel er wieder ab, und wurde dafür durch einen chaldäische Invasion geschickt. Sein Nachfolger Joachin oder Jeconja wurde nach dreimonatlicher Regierung erlitten, und an seine Stelle fiel Nebusadnegar der Babelia ein (599). Auch er wird abtrünnig, indem er sich auf Ägypten stützte, worauf Nebusadnegar Jerusalem durch eine zweijährige Belagerung einschloß, welche mit der Einnahme und Zerstörung der Stadt endet (2 Kön. Cap. 21—25). Im Verlauf dieser politischen Ereignisse wurde Jeremia nicht mißdeutet, durch die Macht der prophetischen Rede das gekündete Volk zu seinem Gotte zurückzuführen, die Festigung desselben zu heben und zu kräftigen, das geschwundene Gottvertrauen wieder zu wecken und zur Ergebenheit in Jehova's Strafgerichte zu ermahnen. Unter Joahas' kurzer Regierung scheint sich die Stellung des Propheten verschlimmert zu haben, wenn, er auch vielleicht mit dem Könige selbst in gutem Vernehmen stand, denn er beklagt dessen Absehung und Wegführung (Cap. 22, 10—12 (wo Joahas aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Namen Sallum bezeichnet wird)). Vermuthlich hatte er schon damals Verfolgungen von Seiten der Partei zu dulden, die sich mit Ägypten verbinden und so gegen die Chaldäer agiren wollte. (Vieleicht deuten auf diese frühere Zeit zurück die Stellen 2, 16, 18, 36, auch wol die Klagen 15, 15 fg.). Da diese Partei die Oberhand gewann, seit Joasim durch ägyptische Macht auf den Thron gelangte, und da dieser König ohnehin das Volk drückte und ausfog und ebendadurch des Propheten Strafreden sich zuzog (i. besonders Cap. 22), so wurde Jeremia jetzt um so bestiger verfolgt, und selbst sein Leben war in Gefahr (17, 14 fg. 18, 18 fg. 26, 1 fg.).

Im vierten Jahre des Joasim war es, wo Jeremia dem Baruch die bis dahin, also im Verlauf von 20 Jahren gesprochenen Orakel dictirte; ein Factum, welches durch Jeremia's eigene Erzählung verbürgt wird (Cap. 36) und dessen gehörige Betrachtung für eine richtige Einsicht in die Art und Weise der prophetischen Schriftstellerei der Hebräer von der äußersten Wichtigkeit ist (vgl. den Art. Propheten). Da Jeremia selbst aus irgend einer Ursache, wie es heißt, „zu Hause gehalten wurde“, so sollte an seiner Statt Baruch diese ausgezeichneten Orakel in einer der Tempelhallen dem Volke vorlesen. Man nahm ihm aber die Buchrolle weg und brachte sie dem Könige. Dieser ließ sich einige Seiten daraus vorlesen, nahm sie dann, gerührt mit sie mit dem Messer und warf sie ins Feuer, worauf Jeremia die Orakel dem Baruch abermals dictirte und viele neue hinzusetzte. Im vierten Jahre des Zedekia wurde er verhaftet, weil er stets zur Übergabe der Stadt an die Chaldäer rief und man ihm Schuld gab, daß er zum Feinde übergehen wolle. Der König Zedekia war ihm indessen für seine Person günstig und zog ihn zu wie-

derhollen Malen insgeheim zu Rath. Er erhielt daher die Vergünstigung, im Hofe des Gefangenenaufhanges frei umherzugehen. Einmal ward er dann auf Brandstiftung seiner Feinde in eine schlagmische Kiste geworfen und dem Hungertode ausgesetzt, bis der König ihn aus dieser Lage befreite. Jedoch blieb er in Haft bis die Stadt erobert wurde (man f. über das alles Jer. 37, 38 und 21). Nebusadnegar gab sogleich Befehl, den Jeremia zu befreien, weil er erfahrene, daß er zur Unterwerfung gerathen hatte. Es wurde ihm die Wahl gelassen, entweder mit nach Babel zu gehen oder im Lande zurückzubleiben. Das Letztere zog er vor und wandte sich, nachdem er ein Geschenk und einen Gnabehalt zugesichert bekommen, nach Syra, wo der chaldäische Statthalter Gedalja seinen Sitz genommen hatte (Jer. 39 und 40, 1—6). Gedalja fiel in einer Verschwörung, und nun zogen die noch übrigen Juden aus Furcht vor der Rache der Chaldäer nach Ägypten und zwangen auch Jeremia und Baruch, ihnen dahin zu folgen, was im siebenenten Monate nach Jerusalem's Zerstörung geschah. Auch dort trat Jeremia noch als Prophet auf und verkündete namentlich die Eroberung Ägyptens durch Nebusadnegar, welche fünf bis sechs Jahre nach Jerusalem's Zerstörung erfolgte. Dies Ereigniß scheint Jeremia selbst nicht mehr erlebt zu haben. Nach der spätern Sage bei einigen Kirchenvätern *) wurde er zuletzt vom Volke gekreuzigt. Nach einer jüdischen Sage dagegen wurde er nebst Baruch aus Ägypten nach Babel geführt *).

Es sind von Jeremia zwei Bücher aufbehalten, eine Orakelsammlung mit eingeschlossenen historischen Nachrichten und eine kleine Reihe von Elegien, die sogenannten Klagelieder. Beide Bücher behandeln die Lage und die Stimmung der bedrängten Nation um die Zeit ihres Unterganges, wie sie sich in dem Geiste und Gemüthe eines ihrer begabtesten Individuen reflectirt. In beiderlei Schriften weht in dieser, wie in jeder andern Hinsicht, nur Ein Geist, sodas die Identität des Verfassers, auch abgesehen von der alten Tradition, welche die Klagelieder dem Jeremia beilegt (s. das Vorwort des alexandrinischen Übersetzers und Josephus Archäol. 10, 5, 1), klar zu Tage liegt. Vorherrschend ist in Jeremia's Schriften eine düstere und wehmüthige Stimmung, welche durch den immer schwerer lassenden Druck der äußern Verhältnisse niedergehalten, unablässig nach kräftigerer Pöitung

4) Tertullian, contra gnost. c. 8. Pseudo-Epiphanius, De vita et obitu prophetarum in Syria. Opp. T. II, p. 239, bezieht Hieronymus und Isidorus Hispal. Cf. Carpso, Introduct. P. III, p. 157 et Fabriceus, Codex pseudepigraph. V. T. p. 1110 sqq. Die ägyptischen Gelehrten zeigten später sein Gebräuch, und die Erde davon hielten sie für ein Heilmittel gegen den Schlangengift. Auch viel später, Alexander der Große habe die Geheime des Propheten nach Alexandrien gebracht. 5) Seder Olam c. 26. Dagegen will Rashi zu Jerem. 44, 14, daß er mit Baruch nach Babel zurückgeführt ist. Ganz apocryphisch ist die Nachricht, daß Jeremia nach Jerusalem's Zerstörung das heilige Land, die Bundeslade und den Bundesaltar in eine Höhle des Berges Karmel, wo Weist stand, verbracht haben soll (2 Makk. 2, 4 fg.). Aufserdem ist im 14. Jahrh. wiederholt die Nachricht mit dem Zusatz, daß er auch die heiligen Schriften dort verborgen habe.

singt, aber solche nur in dem Maße gewinnt, als sie von einer religiösen Resignation gerührt werden kann, die zwar das Unglück zu ertragen weiß, aber bei jedem neuen Schlage sich zusammennehmen muß, um sich ihres Standpunktes zu versichern. Dieser elegische Ton beherrscht nicht etwa bloß die Klagelieder, sondern er zieht sich auch durch die Weissagungen hindurch, wenigstens so weit diese die leidende Nation selbst betreffen, und zwar bezieht sich hier die Klage des Propheten nicht allein auf das trübe Geschick des Volkes, sondern auch auf den betrübenden sittlichen Zustand und die Unverbesserlichkeit desselben. Selten nur erhebt er sich zu den tröstlichen Ausblicken in eine bessere Zukunft, das lichte Bild der Hoffnung taucht nicht so leicht auf in der dunkeln und wüsten Gegenwart, obwohl die messianischen Vorstellungen auch bei diesem Propheten nicht ganz fehlen, sondern vielmehr in ihrer Fortbildung begriffen sind (man s. 3, 17 fg., 4, 1, 2, 23, 1—8, ferner [aus der Zeit nach Jerusalems Zerstörung] Cap. 30, 31, 32, 36 fg. und Cap. 33, auch 46, 26, 48, 47, 49, 6). Das Volk soll, wenn auch in geringer Zahl (3, 14), aus dem Norden, aus dem Lande seiner Ursprungsgemeinschaft, zurückkehren, denn Jehova begnadigt es (23, 8, 30, 2, 10, 18, 31, 2, 32, 37, 44, 33, 6 fg.). Die Bürger beider Reiche, Juda und Israel, sollen dann in Eintracht mit einander leben (3, 18), beide gleichmäßig das Heil von Gott erfahren (31, 5, 20, 27, 33, 7). Jehova gibt ihnen dann Firten nach seinem Sinne, die das Volk mit Einsicht regieren (3, 15, 23, 4). Der Messias, ein Sproß David's, wird als König herrschen und Recht und Gerechtigkeit schaffen im Lande (23, 5, 33, 15, 17), gleichsam der wiedergeborene David selbst (30, 9, vgl. Ezech. 34, 23, 37, 24). Das Land fließt in Heil und Segen über (31, 5, 12—14, 23—25, 33, 6, 9, 12, 13). Alle Völker wenden sich dann nach Jerusalem zur Anbetung des wahren Gottes (3, 17, 46, 26, 48, 47, 49, 6). Die Feinde Israels werden vernichtet (30, 11, 16). Die heilige Stadt wird wieder aufgebaut (30, 18). Jehova nimmt sich seines Volkes von neuem an, er will wiederum sein Gott sein (30, 22, 31, 1, 32, 38). In dieser Zukunft wird man selbst der Bundeslade vergessen, des alten Bundes, wo Jehova vormals thronte, denn Jerusalem ist dann sein Thron, vor welchem die Völker sich versammeln (3, 16, 17). Und Er schließt einen neuen Bund mit seinem Volke, nicht einen, wie der war, den er mit den Vätern geschlossen, als er sie aus Ägypten führte, sondern das ist der neue Bund, daß er sein Gesetz ihnen ins Herz schreibt und sie alle ihren Gott erkennen und die Vergeltung ihrer Sünden erlangen (31, 31 fg., vgl. 32, 40⁷).

In diesen messianischen, wie auch in denjenigen Drafeln, die gegen auswärtige Völker gerichtet sind, treten die sonstigen weichen Farben der prophetischen Rede des Jeremia etwas in den Hintergrund; denn in den erstern wird die Rede durch den Strahl der Hoffnung erwidert und gehoben, und was die letztern betrifft, so theilt sich

hier die starke Entrüstung über den stolzen Feind, und die triumphirende Zuversicht, daß Jehova, wenn er sein geliebtes Volk schon so hart züchtigt, um so mehr an den heidnischen Göttern Rache nehmen wird, gleichfalls dem rednerischen Ausdruck mit und gibt ihm Kraft und Lebendigkeit. Jedoch ist die prophetische Schriftstellerei zur Zeit des Jeremia überhaupt schon im Sinken; aus seinem Munde vernehmen wir nicht mehr die feinstenigen Kennzeichen eines Jesaja; seine Mahnungen sind ernst und eindringlich, aber nicht hinreißend; seine Strafreden lassen zwar den eisenfesseln Hintergrund des Glaubens an die göttliche Gerechtigkeit nicht verkennen, aber es sind nicht mehr die unmittelbar ergreifenden Donnerworte der alten Propheten, es ist nicht mehr jener vernichtende Sarkasmus, der alles niederhimmelt, was sich Jehova gegenüber stolz und trotzig gebildet. Der Grund dieser Ermattung der prophetischen Rede liegt nicht sowohl in der lauern Verminderung der Individuen jenes Standes, als hauptsächlich in der allmählig verführten äußeren Stellung des Prophetismus, der jetzt seine Bedeutung verliert für die Politik des Staates und sich mehr und mehr in sich selbst zurückzieht, sobald er aus seiner stillen Erhebung heraus die siegende Dmocht über die äußern Verhältnisse nicht mehr vollständig erringen kann. Dazu kommt der Verfall der Literatur überhaupt, namentlich das Sinken der kräftigen Poesie, die das innerste Mal der alten prophetischen Rede durchbrang, aber jetzt sich fast nur noch als äußere Staffage der Diction erweist. So nicht nur bei Jeremia allein, sondern auch bei seinem Zeitgenossen Jerphanja; ja selbst die hübsche Poesie des hochbegabten Dichters Habakuk vermag sich dieser gedrückten Sphäre nicht ganz zu erwinden, viel weniger noch die visionäre Phantasie des Ezechiel. Die Sprache in ihrer organischen Entwicklung ist zwar noch nicht eben unfrei geworden, sie fängt nur erst an, der spätern aramäischen Färbung zu hulbigen (Jer. 2, 33, 3, 4, 5, 4, 19, 11, 15 fg.) und die ursprünglichen Formen zu verweisen⁷); aber der Drafelton hat eine parastetische Breite, ähnlich derjenigen, welche im fünften Buche des Pentateuch herrscht, die Poesie erhebt sich zu keiner besondern Höhe und liegt an den äußern Formen, wohin namentlich die alphabetische Anordnung und der Reim, gemessene und einströmige Parallelismus der Versglieder in den Klageliedern gehört. Die Bilder des Jeremia sind durchgängig plan und leicht verständlich und die Phantasie überhaupt mager und flach. Auch steht er bereits in der Periode, wo das Stubium der alten Dichter und Propheten gewöhnlich zu mehr äußerlicher Entleerung ihrer Sätze und Ausdrücke führte, ohne recht selbständige Verarbeitung (s. unten bei Cap. 48, 49), und wo man mehr directe Beziehung auf das Gesehbuch nahm (vgl. Jer. 11, 2 fg. mit 5 Mos. 27, Jer. 34 mit 3 Mos. 25 u. a.). Nur eine Form der prophetischen Darstellung zeigt sich bei Jeremia im Fortschritt begriffen, das ist die Einklebung der Drafel in symbolische Handlungen, durch welche in sinnlicher Form und in einer Art von typischer Action das darge-

6) Über die letzten Stellen s. besonders Hengstenberg's Christologie. 3. Abt. S. 569 fg.

7) Cf. Krael, Jeremias chaldäisane. (Vratisl. 1891.)

steht wird, was die Meinung des Drakels ist. So lange derselbe als wirkliche Action des Propheten in Anwendung kam, wurde es seltener gebraucht, hatte aber immer etwas Importantes und unterstützte die prophetische Rede augenscheinlich, wie wenn Samuel dem Saul den Bisfel des Kleides zerriß und dabei erklärte: Also reißt Jehova das Königthum von dir (1 Sam. 15, 27), oder wenn Abia dem Könige Josaphat gegenüber sich Hörner macht mit den Worten: So wirst du die Syrer hauen (1 Kön. 22, 11), oder wenn Jesaja eine Tafel ausspricht mit der Inschrift: Eile Deute, raube da! (Jes. 8, 1 fg.). Aber bei Jeremia wird diese lebendige Symbolik mehr und mehr zur bloßen Redeform, die symbolische Handlung wird vom Propheten nicht mehr wirklich ausgeführt vor den Augen des Volks, sondern derselben nur im Tone des Berichtes mitgetheilt, wodurch sie in den Kreis der Parabel eintritt. Hierin zeigt nun Jeremia allerdings eine gewisse Mannichfaltigkeit der Erfindung, aber beschränkt haben auch diese Partien seiner Drakel selten einen höhern vortheilhaften Werth (s. Cap. 13. 18. 19. 27. 28. 32. 43). Bei alledem trägt Jeremia's Darstellung hier und da wenigstens einen gewissen rhetorischen Schmuck, auch der gedrückte Ton seiner Rede hat einen eigenthümlichen Reiz und theilt dem Leser leicht die ergreifende Wärme und die ganze eiegische Stimmung mit, die den Propheten selbst so sichtlich durchdringt.

Nach diesen zur Biographie und allgemeinen Charakteristik des Jeremia gehörigen Bemerkungen wollen wir noch Anlage und Inhalt seiner Schriften im Besondern mustern und damit das schon Gesagte theils bestätigen, theils noch ergänzen. Was nun zuerst die Drakelsammlung betrifft, so ist deren Zusammenstellung, wie sie Jeremia selbst vornahm, nachdem er bereits 20 Jahre als Prophet geredet hatte, schon oben erwähnt worden. Es läßt sich daraus freilich nicht mit Sicherheit schließen, daß er seine Drakel früher nicht schon einzeln aufgeschrieben habe; aber es ist doch auffallend, daß kein nach Zahlen bestimmtes Datum in den Überschriften der einzelnen Drakel über das vierte Jahr des Jojakim hinaufgeht. Evident will daraus folgen, daß Jeremia das Datum der früher gesprochenen Drakel nicht mit Bestimmtheit anzugeben gewußt, weil er sie eben erst im vierten Jahr des Jojakim aus dem Gedächtniß concipirte. Dem sei, wie ihm wolle, so ist jedenfalls das deutlich, daß Jeremia mehrere einzelne Drakel jener frühern Zeit ihren Hauptgedanken nach zu einem Ganzen verarbeitet hat, z. B. das Stück 3, 6 bis 6, 30, welches seinem Inhalte nach aus Jesaja's Zeit stammt, wie denn auch die meisten Bücher der kleinen Propheten, des Joel, Amos, Micha, Nahum, auch Jes. 2—5, 7—12, 28—33 ein ganz ähnliches Verfahren bei der Aufzeichnung voraussetzen lassen. So werden wir auch die Grundlage der Anordnung des Jeremianischen Buchs, wie es jetzt vorliegt, sowie die Erklärung der einzelnen Drakel durch die beigefügten historischen Nachrichten, welche hier, aus dem Erfolg der gesprochenen Reden betreffen, mit allem Recht von jener ersten zwischen Hauptredaction herleiten dürfen, wenn auch später, wo noch andere Drakel hinzukamen, manches

umgestellt und erweitert sein mag. Nach dem Verlaufe des jetzigen hebräischen Textes kann man das Ganze flugsich in drei Theile zerlegen mit einem doppelten Anhange.

1. Der erste Theil (Cap. 1—39) enthält Weissagungen und geschichtliche Nachrichten, welche, mit Ausnahme von Cap. 30 und 31, nur die Zeit vor Jerusalems Zerstörung betreffen. Zu diesem Abschnitte gehört eigends die Aufschrift, welche das ganze Buch eröffnet 1, 1—3, da sie ausdrücklich die Periode vom 13. Jahre des Josia bis zur Wegführung des Volks im fünften Monate des elften Jahres des Zedekia bezeichnet. Die einzelnen Stücke stehen nicht in streng chronologischer Ordnung, doch sind die unter Zedekia gesprochenen fast alle ans Ende des Abschnitts gestellt, während die frühern ihnen meist vorausgehen. Nicht wenige haben in der Aufschrift ein mehr oder minder bestimmtes Datum; bei den übrigen ist die Abfassungszeit zuweilen schwer zu bestimmen und es herrschen darüber unter den Auslegern sehr abweichende Meinungen. Wir wollen hier, ohne in kritische Untersuchungen einzugehen, unsere Ansichten darüber niedersetzen und die Drakel des Buchs in der Reihe aufzählen, wie sie, ihren chronologischen Beziehungen nach, ungefähr auf einander folgen. Nachst der Überschrift steht an der Spitze

Cap. 1, 4—19. Die Inauguration des Propheten, d. i. die göttliche Berufung desselben und die summarische, auch durch symbolische Visionen gestützte Andeutung dessen, was der Hauptinhalt seiner Drakel sein soll, nämlich, daß Jehova sein Volk züchtigen werde durch nordische Völker. So bezeichnet Jeremia öfter die Chaldäer, weil sie auf ihrem Eroberungszuge von Norden her in Palästina einbrechen mußten (4, 6. 6, 1. 22, auch 46, 10. 20. 24. 47, 2). Evident (hebr. Propheten Th. 2. S. 4) und Hitzig (Begriff der Kritik. S. 61) fanden hier eine Hindeutung auf den Einfall der Scythen in Vorderasien (Herod. 1. 103 fg.), was indessen kaum Wahrscheinlichkeit haben dürfte *).

Cap. 11 und 12, 1—6 gehören ihrer historischen Beziehung nach in die Zeit, kurz nachdem Jeremia nach Jerusalem gekommen war, also in das 13. oder in eins der nächsten Regierungsjahre Josia's. Cap. 11, 1—17 ist im Allgemeinen gegen den Götzendienst gerichtet, wie er besonders vor der Reform des Josia im Schwange ging, Cap. 11, 18—23 aber und 12, 1—6 beziehen sich deutlich auf die Verfolgungen, welche der Prophet in seiner Vaterstadt erlitten hatte. (Daher setzt Maurer das Stück 12, 1—6 sogar in die Zeit, wo Jeremia noch in Anathoth wohnte.)

Cap. 3, 6—6, 30 unter Josia um das J. 625.

Cap. 7—9 und Cap. 26 Anfangs der Regierung Jojakim's (vgl. 7, 12. fg. mit 26, 1 fg.).

Cap. 25 ins vierte Jahr des Jojakim nach der Aufschrift, doch mit einem spätern Anhange 28. 12. fg.

Cap. 35 und 36, wie auch Cap. 45 aus dem zwei-

*) s. dagegen Maurer's Commentar zu Jerem. 1, 14. 4, 6. 5, 6. 15.

ten Theile und einige Stücke des dritten Theils ins vierte oder fünfte Jahr Josajim's.

Cap. 12, 7—17 in Josajim's fünftes oder sechstes Jahr.

Cap. 2—3, 5, desgleichen Cap. 14—18 gleichfalls unter Josajim.

Cap. 13 unter Josajim, und so wahrscheinlich auch 10, 17—25, wenn dieses Stück nicht schon unter Josajim abgefaßt ist.

Cap. 19—24. Cap. 27—29, Cap. 32—34 und 37—39 unter Jechia, meistens nach Aufschristen, die ausdrücklich diese Bestimmung enthalten⁹⁾.

Cap. 30 und 31 liegen schon in der Zeit nach Jerusalem's Zerstörung und sind daher wol erst später in diesen Theil eingeleitet.

Cap. 10, 1—16 endlich läßt sich seiner Abfassungszeit nach gar nicht sicher bestimmen. Hitzig (Comm. zu Jesaja S. 467 und zu den Psalmen S. 78) setzt dieses Stück nach ziemlich unsichern Gründen in das J. 621 v. Chr. Geh.

II. Der zweite Theil Cap. 40—45 enthält, nur das letzte Capitel ausgenommen, welches in gleiche Zeit mit Cap. 36 fällt (s. oben), theils Drafel, theils Nachrichten, die die nächste Zeit nach Jerusalem's Zerstörung und die Auswanderung nach Ägypten betreffen; einige Drafel gehören schon nach Ägypten.

III. Der dritte Theil des Buchs Cap. 46—49 enthält lauter Drafel gegen auswärtige Völker, nämlich:

Cap. 46 zwei Drafel gegen Ägypten mit Beziehung auf die Schlacht bei Carchemisch im J. 606.

Cap. 47 gegen Philistä, vielleicht zu der Zeit gesprochen, wo Nebukadnezar Jerus. belagerte, und zwar als er sich bereits von der Stadt wieder abwandte (vgl. We. 4 mit Ezech. 25, 15 fg., auch Jer. 27, 3 fg.), nämlich im fünften Jahre nach Jerusalem's Zerstörung.

Cap. 48 gegen Moab, vermutlich um dieselbe Zeit gesprochen wie das vorausgehende (s. Joseph. Arch. X, 9, 7). Dies Stück ist übrigens auf der Grundlage der alten Texte Jes. 15, 16 und 4 Mos. 24 gearbeitet.

Cap. 49 enthält fünf Drafel, eins gegen die Ammoniter (We. 1—6), eins gegen Edom (7—22), gegen Damaskus (23—27), gegen die arabischen Stämme Kedar und Hazor (28—33) und gegen Elam (34—39). Dies Letztere ist, wie die Aufschrist besagt, zu Anfang der Regierung Jechia's abgefaßt, die vier erstern aber aller Wahrscheinlichkeit nach ungefähr gleichzeitig mit Cap. 47 und 48. Bei dem Edom betreffenden Stück liegt das Drafel des Obadja zu Grunde¹⁰⁾. Allen diesen Völkern ver kündet Jeremia Invasion und Vernichtung von Seiten der Chaldäer.

Der erste Anhang Cap. 50, 51 besteht in einem Drafel gegen Babel, dessen Untergang, wie die Rückkehr der jüdischen Exulanten, nahe bevorstehen soll. Die Unterschrift dieses Stücks 51, 59 fg., welche die Abfassung ins vierte Jahr des Jechia setzt, widerpricht dem Inhalte (s. 50, 17, 51, 24, 34, 51), welche Stellen die Zerstörung Jerusalems und des Tempels voraussetzen. Man hat dies Stück dem Jeremia abgeschrieben¹¹⁾, während sonst in dem Buche fast nichts angezweifelt worden ist.

Der zweite Anhang Cap. 52, die Geschichte der Zerstörung Jerusalems enthaltend, ist aus 2 Kön. 24, 25 entlehnt. Nur We. 28—30 die Angabe über die Zahl der Eriten ist hier eigenhändig.

Die griechisch-alexandrinische Übersetzung des Jeremia folgt einer andern Anordnung des Textes, als unsere hebräischen Handschriften und Ausgaben. Namentlich sind die Drafel gegen auswärtige Völker Cap. 46—51 des hebräischen Textes theils unter sich anders gerichtet, theils gleich hinter 25, 13 gestellt (s. die Übersicht bei de Wette, Einleit. ins J. A. S. 219). Auch bietet der griechische Text sonst Abweichungen, Auslassungen und kleine Zusätze. Man hat oft vermutet, der Übersetzer habe eine andere Recension des Grundtextes vor sich gehabt. Wahrscheinlich ist indessen, daß er selbst die Umstellungen und Änderungen vorgenommen. Schwerlich aber sind sie erst später im griechischen Texte entstanden, da schon Origenes und Hieronymus sie kennen¹²⁾.

Die Klagelieder, von den Juden nach dem Aufgangsworte Echa (אָה), bei den LXX. *Θεῖρα*, in der Biggata Lamentationes genannt, bestehen in fünf Trauerliedern, welche Jeremia aus den Untergang seines Vaterlandes dichtete, nämlich Cap. 1 auf die erste Wegführung eines Theiles des jüdischen Volks unter Josajim, Cap. 2, 4 und 5 auf die Eroberung und Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar, und Cap. 3 auf das eigne Unglück des Dichters. Man hat den Inhalt dieser Lieder zuweilen irrtümlich auf die Zeit des Todes Josia's gebunden nach dem Vorgange des Josephus (Arch. X, 5, 1) und des Hieronymus. Diese Ansicht fand man schon 2 Chron. 35, 25 ausgedrückt, aber vielleicht handelt diese Stelle von andern verloren gegangenen Klageliedern auf Josia. Diese Elegien haben eine sehr regelmäßige rhythmische Form. In der ersten und zweiten besteht durchgängig die Theilung des Verses in drei Glieder, in der vierten die Theilung in vier Glieder; aber diese Theilung geht eben nur der äußeren Form an, da der Gedanke ununterbrochen fortstreitet, ohne innerliches Ebenmaß. In der dritten und fünften besteht die gewöhnliche Zweitheilung der Verse. Jede der vier ersten ist nach dem

9) In der Aufschrist von Cap. 27 ist mit einigen Handschr. und dem syrischen Uebersetzer gleichfalls Jechia zu lesen statt Josajim, wie dies aus We. 3, 12 und We. 1 unabweisend hervorgeht. 10) Daß dies Drafel nicht schon vor Jerusalem's Zerstörung gesprochen wurde, wie neuerlich behauptet worden, hat der Verf. dieses Art. darzulegen gesucht in der Allgem. Liter. Sitzung. 1938, Wul.

11) f. v. Gölle in der Allgem. Lit.-Zeit. 1828, Gräma-Bl. Nr. 16, S. 113. Vgl. de Wette's Einleit. ins J. A. S. 273 fg. 12) Verschiedene Hypothesen über das Verhältnis des griechischen Textes zum Hebräischen, s. Eichhorn's Bibliothek der bibl. Lit. 6. Bd., ferner in Ewald's kritischer Ausgabe des griechischen Textes, und in Weber's Diss. de utriusque recensionis vaticiniorum Jeremie indole et origine. (Hamb. 1857, 4.)

Alphabete geordnet, die dritte so, daß je drei Verse mit einem und demselben Buchstaben anfangen. Die fünfte endlich hat zwar grade so viel Verse, als Buchstaben im Alphabet sind (22), aber die alphabetische Reihe ist bei den Anfangsbuchstaben nicht berücksichtigt. Die Abfassung dieser Lieder durch Jeremia ist nach dem schon oben Bemerkten ganz außer Zweifel.

Der sogenannte Brief Jeremia's, welcher unter den Apokryphen des A. T. steht und in vielen Handschriften der LXX. das letzte Capitel des Buchs Baruch ausmacht, rührt offenbar nicht vom Propheten Jeremia her und ist vielmehr ursprünglich griechisch geschrieben. Er ist an die Exulanten in Babel gerichtet und enthält eine Declamation gegen den Götzendienst. Der Inhalt ist aus Jer. 10 entlehnt, der Form nach hat Jer. 29 als Muster gedient. Die Kirchenväter reden auch ausserdem von apokryphischen Schriften des Jeremia, vorzüglich auf Veranlassung der Stelle Matth. 27, 9, wo aber nicht Jeremia, sondern Zacharia (11, 12, 13) citirt sein sollte, mag man nun mit Augustinus einen Gedächtnisfehler des Matthäus statuiren oder einen alten Schreibfehler. Auch in den Stellen Matth. 2, 23. Ephes. 5, 14 und 1 Petr. 3, 19 hat man Citate aus Apokryphen des Jeremia finden wollen (s. darüber Fabricius im Codex pseudoevangel. V. T. vol. I. p. 1102. sq. und die Ausleger zu jenen neutestamentlichen Stellen).

Noch muß endlich erwähnt werden, daß viele jüdische Gelehrte und mit ihnen z. B. Grotius den Jeremia als Verfasser der Psalmen der Könige betrachtet haben, wie ihm einige neuere Kritiker das fünfte Buch des Pentateuch und mehr von den Psalmen zuschreiben wollten, vorzüglich wegen Ähnlichkeit der Schreibart und Darstellungsweise. Was die Psalmen betrifft, so kommt solche Ansicht schon bei dem alexandrinischen Uebersetzer vor, wenn die Aufschrift vom Ps. 65 echt ist, wie sie sich z. B. in der ed. Aldina findet. Die weiteste Ausdehnung aber hat dieser Hypothese Hitzig gegeben, welcher in seiner Bearbeitung der Psalmen (Ab. 2. S. 48 fg.) nicht weniger denn dreißig Lieder des Psalters dem Jeremia als Verfasser zu vindiciren sucht (Ps. 6, 6, 14, 22—41, 52—65, 69, 70 und 71). Der Beweisführung Hitzig's läßt sich Scharfsinn nicht abspornen, aber überall genügend kann man sie nicht finden, wie es denn auch immer schwerer ist, auf so schlüpfrigem Felde der Conjecturalkritik allgemeinere Ueberzeugungen zu erzielen. An sich aber ist es nicht unwahrscheinlich, daß jene bewegte Zeit, in welcher Jeremia lebte, eine gewisse Fruchtbarkeit an lyrischen Dichtungen, besonders der eegischen Art, gehabt, und warum sollte nicht Jeremia, der fruchtbarste Schriftsteller, der treue und vielerfolgte Jehova-Prophet, außer seinen Klage Liedern noch andere Lieder gesungen haben? warum könnten nicht einige unserer Psalmen von ihm herrühren, zumal wenn wir darin ihm so verwandte Klänge finden, wie z. B. im Psalm 31? (E. Rüdiger.)

JEREMIADE, so viel als Klage Lied, Trauerlied. Man bedient sich dieses Wortes gewöhnlich nicht im dessen Sinne, sondern versteht darunter hauptsächlich solche Trauerlieder, die einen weltlichen, weinerlichen, jämmerlichen,

wehmüthigen Charakter ausdrücken, ja es liegt sogar in diesem Worte, nach dem Sprachgebrauch, nicht selten ein gewisser leichter Spott oder eine Ironie zum Grunde, untermischt mit mancherlei Nebenbegriffen, wieweil sie nur mit einem Gegenstande des Augenblicks zusammenhängen. Der Name Jeremia's schreibt sich von den Klage Liedern Jeremia's (s. d.) her, und diese sind Elegien von tiefer Wehmuth, rührender Einsamkeit und frommer religiöser Hingebung, welche durch ihre ebenso schönen als erhabenen Gedanken die glorreiche Zeit der hebräischen Poesie lebhaft in das Gedächtnis zurückführen. Aus diesem Grunde sollte das Wort „Jeremiade“ nur im edlern Sinne gebraucht, darunter das wirklich nur fromme Trauerlied, in welchem sich ein gepreßtes schmerzvolles Herz in demüthiger Ergebung ganz dem höchsten Willen überläßt, verstanden, nie aber zur Bezeichnung jener Empfindungen, die nur Verdruss, Kummer, lässliches Jammergeschrei, Heulen und Winseln ausdrücken, erniedrigt werden. (Fr. Thon.)

JEREMIAS, Name zweier Patriarchen der griechischen Kirche zu Constantinopel, beide dem 16. Jahrh. angehörig.

Jeremias I. war erst Metropolit von Sophio¹⁾, folgte im Patriarchat nach Theoploctos, welcher im J. 1521 gestorben war, und unternahm gleich im nächsten Jahre nach seiner Erhebung eine Wallfahrt nach Jerusalem zum heiligen Grab. Schon unterwegs aber, auf der Insel Cospern, entzweite er sich mit seinen Begleitern, worauf ein Theil derselben umkehrte²⁾. Diese ihm auffässige Partei benutzte dann seine längere Abwesenheit dazu, ihm das Patriarchat zu entreißen, und wählte den bieberigen Bischof von Sozopolis, Johannicus³⁾, an seine Stelle. Da man den dem türkischen Sultan jährlich zu entrichtenden Tribut noch um 500 Dukaten erhöhte, so daß dieser sich nun auf 4000 Dukaten belief, so ließ die Staatsregierung diesen Patriarchenwechsel ruhig geschehen. Den Mehrbetrug schossen Jeremias' Feinde zu. Die Intrigue war aber nur von kurzer Dauer, da Jeremias die ihm zu Gebote stehenden Mittel ergriß, sich seine Stellung zu sichern und den viel vermögenden Großvezier Ibrahim für sich hatte. Seine eifrigen Anhänger betrachteten ohnehin seinen Gegner als einen Einbringer, so daß die größere Zahl der Kirichen von Constantinopel und Galata diesen gar nicht beachtete, und ihm daher die sonst der Wahl eines neuen Patriarchen gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu verweilen unterließ. Jeremias selbst berief die drei übrigen Patriarchen zu sich nach Jerusalem, und setzte mit ihnen den Johannicus ab, excommunicirte ihn auch sammt seinem Anhang. Nach seiner Rückkehr wandte er sich an den Großvezier, welcher ihm das Patriarchat unter der Bedingung wieder zuzuwenden versprach, wenn

1) Mart. Crusii Turco-Graecia. L. II. c. 19. p. 155 ed. Basil. 2) Phil. Cognat. Chron. eccl. Graecae (rec. Henr. Milnerus). Lips. et Francof. 1687. p. 302; nach dem Bericht in den unechten Nachrichten auf das J. 1729. S. 1128 entstand der Streit unter der Begleitung selbst. 3) So heißt er bei Phil. Cyprian I. c. p. 391; die unechten Nachrichten auf das J. 1729 a. a. O. nennen diesen Gegenpatriarchen Joannicus.

er eben so viel zahlen wollte, als der andere Bewerber. Diese Zumuthung wies Jeremias zwar standhaft ab; allein die christliche Bevölkerung erbot sich ganz freiwillig, die verlangte Summe an die hohe Pforte zu erlegen, um nur den freundlichen, friedfertigen und bescheidenen Mann der einflussreichen Stelle zu erhalten. Seinem Einflusse und seiner Gewandtheit verdankte sie späterhin die Abwendung großer Beschränkung. Als nämlich im J. 1536 der Grundbaß aufgestellt wurde, jede griechische Kirche eines durch Wassengewalt eroberten Dries solle zerstört werden, ging man damit um, ihn auch auf die christlichen Kirchen zu Constantinopel anzuwenden⁴⁾. Noch ehe aber diese schreckliche Maßregel zur Ausführung kam, gelangte zufällig Kunde davon an den Patriarchen. Dieser wendete sich sogleich an die vornehmsten Beamten und erhielt das Versprechen, daß die constantinopolitanischen Kirchen gespart werden sollten, wenn er durch Zeugen den Beweis führen könne, Constantinopel habe capitulirt. Zwei hochbetagte Ärzten, Augenzeugen der Einnahme, welche in Adrianopel lebten, wurden durch reiche Geschenke zu einer günstigen Aussage vermocht. Sonst ist noch von Jeremias zu bemerken, daß er das dem Stauroniketas geweihte Kloster auf dem Berge Athos, welches damals ohne Bewohner war, prachtvoll wieder herstellte. Der Erzbischof Prochorus von Achrida suchte Petrosia vom Sprengel des Patriarchen abzureißen, zu seiner Diöcese zu bringen, und erbot sich, jährlich dafür 100 Dukatens Tribut zu geben. Jeremias vereitelte zwar seinen Plan, mußte sich aber dazu verstehen, die von ihm angebotene Summe zu zahlen. Zuletzt unternahm er eine Reise in die Moldau und Walachei, starb aber unterwegs im J. 1545, nachdem er 23 Jahre und einige Monate an der Spitze der griechischen Kirche gestanden hatte; worauf Dionysius, bisher Bischof von Nikomedien, den Patriarchenstuhl bestieg⁵⁾.

Jeremias II., mit dem Beinamen Tranus, früher Bischof von Larissa, folgte im 36. Jahre seines Alters, im J. 1572, in der Patriarchenwürde dem Metrophanes, welchen man wegen seines Strebens, die getrennten Kirchen des Orients und Occidentis zu vereinigen, zur Resignation gezwungen hatte. Er liebte die Wissenschaften, und ergab sich ihrem Studium mit vielem Eifer; bemühte sich auch, der in der griechischen Kirche herrschenden Einnöthe zu steuern, und sorgte für Erhaltung und Verschönerung der Kirche im Patriarchen und des pa-

triarchlichen Schmuckes. Zwischen ihm und dem unfreiwilling abgetretenen Metrophanes gab es beständig Zwistigkeiten, zum großen Nachtheile der griechischen Kirche⁶⁾. Nach zehn Jahren, nämlich am Ende des J. 1579, mußte Jeremias sogar demselben wirklich weichen und konnte erst neun Monate später wieder zu seiner Stelle gelangen, nachdem sein Gegner im J. 1580 gestorben war⁷⁾. Beim Sultan wurde er beschuldigt, mit dem römischen Papste in brieflichen Verkehr gestanden zu haben; eine Folge davon war seine Gefangennehmung und Verurtheilung nach Rhodus im J. 1585. Papst Gregor XIII. hatte sich, wie behauptet wird, Mühe gegeben, seine Freilassung zu bewirken, und beabsichtigt, ihn zum Cardinal zu erheben, aber vergeblich. Bemerkenswerth ist noch, daß dieser Patriarch von Lubingen aus die augsbургische Confession in einer von Paul Dolfeins besorgten und auch gedruckten griechischen Uebersetzung nebst Briefen der beiden thüringischen Professoren Jacob Andreä und Mart. Crusius empfing⁸⁾. Die nächste Veranlassung zu dieser eigenthümlichen Verhandlung gab der Umstand, daß der österreichische Internuntius an der hohen Pforte, David Ungnad, Baron von Sonnet, den jungen protestantischen Theologen Stephan Gerlach⁹⁾, einen Würtemberger, welchen der Kanzler Andreä ihm empfahl, als Gesandtschaftsbedienter im J. 1573 nach Constantinopel mitgenommen hatte. Die beiden Schreibern, welche Gerlach mitnahm, enthielten bloß ehrenvolle Begrüßung und Empfehlung des Uebersenders. Im J. 1574 gab er den Rath, das augsburgische Glaubensbekenntnis an Jeremias zu schicken. Dies geschah, unter Anfügung eines Schreibens vom Kanzler Andreä, worin gebeten wurde, das in der Confession den Griechen Mißfällige angeben zu wollen. Man hatte keine Kenntniss von Lehrbegriffe der damaligen griechischen Kirche, und mochte sich daher schmeicheln, daß das protestantische System größtentheils damit übereinstimmen werde. Die Antwort des Patriarchen, welche im Junius 1576 anlangte, fiel daher in etwas gegen die Erwartung aus; er ging in einer sogenannten Kritik der orientalischen Kirche die einzelnen Artikel der augsburgischen Confession durch, und gab an, worin er und seine Kirche übereinstimme und abweiche¹⁰⁾. Die Lübingen ließen es

6) Mart. Crusii Turco-graec. c. 211. 7) Phil. Cyprinus l. c. p. 417 et Mart. Crusius l. c. p. 212. 8) Crusius' eigenes Schreiben ist gedruckt in dessen Turco-Graecia p. 410; das auch von Crusius, aber in Andreä's Namen abgefaßt Schreiben steht in Crusii Mss. XX. 80. c. p. 4. 9) Vgl. über diesen interessanten Mann und den von ihm veranlaßten Verkehr zwischen der griechischen Kirche und den Protestanten Chr. Fr. Schumacher, De Steph. Gerlach nec non de actis inter Tubingenses theologos et Patriarchae Constantinopolitanos accuratior disquisitione in dem von F. C. O. Paulus herausgegebenen C. F. Schlegel's Oratiorum academiarum — defectus posthumus, p. 113 sq. 10) Stanislaus Goetler, Kanonikus zu Kraken, übersetzt hier kurzweilig den Patriarchen ins lateinische, und mochte sie in dieser Sprache bekannt, nicht ohne nachtheilige Bemerkungen für die Protestanten. Mehrere Ausagen von Rathgebern folgten, und zwar mit Verurtheilungen gegen die evangelische Kirche. Um der gleichen abzuweichen, ließ der Herzog von Würtemberg die vollständige Verhandlung unter dem Titel drucken: Acta et Scripta theologorum Wirtembergensium et Patriarchae Constantinop.

4) Die unschuldigen Nachrichten auf das J. 1729. S. 1128 stellen die Sache so dar, als hätten die Griechen auf Constantinopel versagt werden sollen, weil sie der Osmanischen Krone tapfern Widerstand gethan hätten. 5) Vgl. vordrücklich Phil. Cyprinus l. c., dann den damit wörtlich übereinstimmenden Martin Crusius l. c., und die unsich. Nachrichten auf das J. 1729. S. 1127 fg. über den Ort, wo Jeremias verstarb, ist ebenjens die Angabe verschieden. Phil. Cyprinus l. c. p. 394 berichtet, er habe sich zuletzt als Mönch in das Kloster auf dem Berge Athos begeben, und sei als solcher dort gestorben. Mehr Standen verlebte er kaum 40 Jahre nach Jeremias' Ableben schreibende Valares. Dieser erzählt nämlich in seiner Geschichte des Patriarchats (cf. Nilivium ad Phil. Cyprinum p. 399, 400), der Tod habe den Patriarchen bei der burgischen Stadt Ternebo erlitt.

Z. Gessell. d. M. u. A. Zweite Section. XV.

aber dabei nicht bewenden, sondern suchten in einer zweiten Aufschrift ihre Lehre zu vertheidigen. Zugleich über-
setzte Mart. Crusius auf Gerlach's Anrathen Heerbrand's
Compendium theologicum ins Griechische, und diese
Übersetzung wurde ebenfalls 1577 nach Constantinopel ge-
sendet. Die Antwort selbst war von Luc. Dsiander. Auch
nach Gerlach's Rückkehr im J. 1578 in sein Vaterland
ließ man die Angelegenheit nicht fallen, sondern benutzte
den Aufenthalt eines andern protestantischen Gesandtschafts-
predigers, Sal. Schweizer (oder Schweigler), im Gefolge des
österreichischen Internuntius Joachim von Eyzendorp, zur
Fortsetzung der angestüpften Verbindung. Natürlich kam es
aber zu keiner Annäherung in der Lehre¹⁾, und Jeremias
erklärte endlich nicht ohne Empfindlichkeit, sich nicht wei-
ter einlassen zu wollen, da seine Gründe noch nicht wi-
derlegt wären. Einige Briefe des Jeremias hat auch
Gesträuss abdrucken lassen; sonst findet man sie in *Martini
Crusii Turco-Gracinae* L. VII. und in den *Acta
et scripta theolog. Wirtembergens. et Patriarchae
Constant. Jeremiae*. Beachtenswerth ist ferner sein
Urtheil über den Gregorianischen Kalender (Francos. ad
Viadr. 1590. 4.). Außerdem hat er noch einiges An-
dere, jedoch nicht von großer Bedeutung, geschrieben²⁾.

(A. G. Hoffmann.)

JEREMIE. Stadt und Hafen von Haïti, im rhe-
matischen französischen Antheile der Insel, unter 18° 40'
30" nördl. Br. und 74° 7' 8" westl. Länge von Green-
wich. Sie liegt an der Westseite einer unsichern Bai auf
einer Anhöhe, war vor der Revolution der Sitz vieler
sehr reicher und dem Luxus liebender Pflanzler, die aus
ihren Besitzungen in dem benachbarten durch seine Frucht-
barkeit berühmten Canton sehr große Einkünfte zogen,
und die Veranlassung gaben, daß die Gesellschaft und
das Leben von Jeremie zu den besten und angenehmsten
der Insel geduldet wurden. Der Kaffeebau wurde mit
besonders großem Erfolge getrieben; im J. 1789 wurde
von Jeremie 5,450,000 Pf. Kaffee, 249,000 Pf. Zucker
exportirt. Die neue Zeit hat keine Veranlassung zu ähn-
lichen statistischen Mittheilungen gegeben, denn grade die-
ser District hat im Kampfe mit den Negern ungemein ge-
litten, und wenige von den alten Pflanzungen sind wie-
der aufgenommen und in Cultur versetzt worden. Einige
Nordamerikaner und Engländer haben in den letzten Jah-
ren sich dort niedergelassen, und leben unter der Regie-

rung der jetzigen Besitzer des Landes zwar als Pflanz-
er, aber in keiner beneidenswerthen Lage. (Poeppig.)

JEREON oder **JIREON**, Stadt in Palästina im
Stamme Naphtali (Jos. 19, 38). (F. G. Crome.)

JERETZ, eine kleine Stadt in der jetzt russischen
(sonst persischen) Provinz Schirwan in Asten, unweit des
Kaspi, etwas besetzt, mit wohlhabenden Einwohnern, die
Seidenbau und etwas Handel treiben. Jeden Sonntag
wird hier ein allgemeiner, stark besuchter Jahrmarkt ge-
halten³⁾. (J. C. Petri.)

JERICHO. 1) f. d. Art. Palästina 3. Sect. Bd.
IX. S. 345 u. 368. Nachtrag: Der große Bergfestei,
in welchem dieser Ort liegt, hat die mildeste Luft; wenn
auf den Höhen von Jerusalem schon Schnee fällt, geben
die Bewohner der Dase Jericho noch in leinenen Kleidern.
Jetzt bewässert nur eine einzige Quelle die Gegend Je-
richo's und verläßt sich, ob sie den Jordan erreicht; zur
Römerzeit, und vielleicht schon früher, waren im Gebirge
nördlich und westlich der Stadt Teiche angelegt, um das
Wasser der Regenzeit zu sammeln, von welchem lange
Kanaläle dasseibe der Stadt und deren Umgebungen zu-
führten. Bewundernswürdig ist die Fruchtbarkeit des
Bodens an den kostbaren und feinen Gewächsen, so
lange für hinlängliche Bewässerung gesorgt ist. Da die
Stadt Jericho nicht bloß in den ältesten Zeiten, sondern
auch späterhin mehr als einmal zerstört ist, so läßt sich
ihre eigentliche Lage nur sehr schwer ausmitteln, vielleicht
steht das ärmliche Dorf Kieda überall nicht auf, sondern
nur in der Nähe des alten Jericho. (F. G. Crome.)

2) Ein kleines Stadtgebiet (township) des nord-
amerikanischen Freistaates Vermont, in der Grafschaft
Chittenden und am Flusse Union gelegen, hat gegen 1500
Einwohner. (J. C. Schmidt.)

Jericho-Rose, f. *Loniceera* (*Caprifolium*) und
Anastatic.

JERICHOW. kleine Stadt an der Elbe, im zwei-
ten jerichowischen Kreise und Regierungsbezirke Magde-
burg der preussischen Provinz Sachsen, mit 260 Häusern
und 1265 Einwohnern, welche von der Landwirtschaft
leben und auf ihrer Flur auch ansehnlichen Tabaksbau
unterhalten. (Klaehn.)

JERICHOWISCHER KREIS, erster. Landrät-
slicher Kreis im Regierungsbezirke Magdeburg, der preus-
sischen Provinz Sachsen, einen Theil des ehemaligen Her-
zogthums Magdeburg bildend, womit indessen das ehe-
mals königl. sächsische Amt Gommern verbunden wurde.
Die Elbe mit ihren vielen Armen begrenzt den Kreis auf
seiner Süd- und Westseite, und trennt ihn von den Krei-
sen Calbe, Banzleben, Magdeburg und Holzmisfeld; im
Nordosten stößt er an den zweiten jerichowischen Kreis, im
Nordosten an die Provinz Brandenburg, und im Süd-
osten an das Anhaltische. Sein Areal beträgt nach den
neuesten officiellen Angaben 26,06 geogr. QM., worauf
im J. 1816 37,705, 1821 40,023, 1833 47,183 Ein-
wohner lebten, sodas nach der letzten Zählung die rela-

Dom. Jeremie. (Wittenb. 1584 — durch Druckfehler steht 1586
— in fol.), mit einer von Heerbrand verfaßten scharfen Vorrede
gegen Socino und andern Katholiken. Cf. *Christ. Math. Pfaff*.
De actis scriptisque publicis ecclesiae Wirtemberg. p. 50 sq.
Fabrice Biblioth. Graec. L. V., 45.

1) Über das Räthsel f. die von Schnurrer (a. a. D. S. 125 sq.)
geleitete chronologische Übersicht der einzelnen Momente dieser Ver-
handlungen. *Mart. Crusii Turco-Gracinae* L. VII. p. 410 sq. und
Stephan Gerlach des Ältern Tagebuch, welches dessen Vater,
Samuel, im J. 1674 herausgegeben hat. Außerdem vgl. man
Phil. Cyprici Chronicon, ed. *Hilarii*, p. 421 sq. Kurz berichtet
die Gade Neb. Kortholt, *Hist. eccles. N. T.* sec. XVI. p. 835 sq.
12) Vgl. im Allgemeinen über ihn außer *Phil. Cyprici* und
Mart. Crusii a. a. D. noch die Unschuld. Nachrichten auf das
J. 1729. S. 1129 sq.

³⁾ Man vgl. *Erzm.*, *Stavrop.* des russ. Reichs unter dem
Worte Kison.

Die Population 1810, die Vermehrung seit 1816 aber 9478 Seelen oder 25 Procent beträgt. Der Kreis liegt auf dem fanigigen und wasserarmen Höhenzuge, der sich aus Eschleben her über den Fläming bei Wittenberg und bis zur lüneburger Heide, immer parallel dem teuthen Gebirgsfüßen fortzieht, und von der Elbe zwischen Magdeburg und der Mündung des plauenischen Kanals quer durchbrochen wird, während sie ihn, so weit er zu diesem Kreise gehört, an seinem Einflusse begleitet. In diesem Kreise, wie weiter östwärts, bildet er eine secundäre Wasserscheide zwischen Elbe und Havel; seiner Nordabzuege entquellen hier die Buckau, der Erwinbach, der Glöinaerbach, die Ihle, seiner Südrabzuege aber die Elbe. Keiner seiner Punkte in diesem Kreise ist bis jetzt gemessen worden, doch dürfte seine absolute Höhe hier im Mittel 350 par. F. betragen, während der Elbispiegel bei Frose 135,39 par. F., bei der Mündung des plauenischen Kanals aber 95,39 par. F. über dem Meere liegt. Seine Oberfläche ist fast ganz eben, aber ziemlich flach mit Raufelböden; bewaldet; zwischen der obem Ihle und obem Elbe, soweit diese Flüsse gegen Nordwest gerichtete Parallelfurchen bilden, ist er sehr wasserarm und ohne Wohnplätze, und wird „auf der Blauenheide“ genannt. Dies ist die höchste Gegend des Kreises, und hier erhebt sich sein Culminationspunkt, der Jerusalemberg, nahe der Quelle des Glöinaerbaches. Das städtische Element hat sich in dieser Gegend, gegen das Knie der Nordbiegung des Elbfloßes bei Magdeburg hin, in einem ansehnlichen Maßstabe entwickelt, denn der Kreis zählt nicht weniger als sieben Städte (auf 3,72 Q. M. rme), welche 1833 22,010 Bewohner enthielten; es sind: Burg (mit 12,781 Einwohnern), Bischof, Loburg, Gommern, Mödern, Gersdorf und Leisnau. Auf dem flachen Lande wohnen dagegen im J. 1833 25,173 Seelen in 172 Dörfern und geringern Ortschaften. Unter der Einwohnerzahl von 1821 fanden sich 39,580 Evangelische, 383 Römischkatholische und 60 Juden, 1816 mit 95 Pfarrkirchen und 53 ordentlichen Predigern. Die Hauptbeschäftigungen sind Ackerbau, Viehzucht und Fischerei; 1833 bestand der Viehschapel aus 6363 Pferden und Füllen, 16,986 Stück Rindvieh und 84,936 Schafen. Die Industrie ist fast nur auf das gewerbreiche Burg beschränkt; im J. 1819 zählte man im Kreise 168 Stühle in Wolle und Halbwolle (größtentheils in der genannten Stadt), zwei Stühle in Baumwolle und Halbbaumwolle, 31 in Leinwand und 258 Leinwandstühle als Nebensbeschäftigung. Confit waren in dem genannten Jahre noch vorhanden: neun Bierzeigen, 65 Wasser-, 62 Wein-, 14 Rogg-, 12 Hfl-, 11 Malz-, 13 Säge- und neun Papiermühlen. Zum Kreise gehört auch die ansehnliche Insel Ekenau in der Elbe, welche vier Dörfer enthält, deren Bewohner nur von Viehzucht, Waldarbeitern (denn es gibt hier ansehnliche aus Eichen und Kiefern bestehende Wäldungen) und der Fischerei leben. Die Kunststoffe von Berlin nach Magdeburg zieht durch den Kreis.

Jerichowischer Kreis, zweiter. Landrätthlicher Kreis im Regierungsbezirke Magdeburg der preussischen Provinz Sachsen, ein Theil des ehemaligen Herzogthums

Magdeburg. Es ist ein mesopotamischer, von der Elbe und untern Havel eingeschlossener District, durch die erste von den Kreisen Wolmirsbad, Stendal und Osterburg, durch die zweite von der Provinz Brandenburg getrennt, im Süden aber von dem ersten jerichowischen Kreise begrenzt. Sein Areal beträgt 25,76 geogr. QM., worauf im J. 1816 32,181, 1821 35,976, 1833 40,355 Einwohner lebten, so daß in dem zuletzt genannten Jahre die relative Population 1603, die Vermehrung von 1816—1833 aber 8174 Köpfe oder 25,4 Procent betrug. Der Kreis liegt in dem großen Längenthal, dessen Streichen durch die Malapane in Schlesien, die mittlere Eder, die untere Spree, die untere Havel und die untere Elbe bezeichnet wird; seine Oberfläche ist eben, aber sehr waldig; der Boden sandig und zum Theil auch noch morastig, obgleich das große Hiennerbucke (im südlichen Theile des Kreises belegene) von 1777 bis 1785 trocken gelegt wurde. Das Innere durchzieht der plauevische Kanal, welcher die Elbe mit der Havel verbindet, in dieselben münden die Ihle und Stemmme. Die Zahl der Wohnplätze beträgt drei Städte (Genthin, Jerichow und Sandau), im J. 1833 mit 5267 Einwohnern, und 113 Dörfer und geringere Ortschaften mit 35,068 Bewohnern. Unter der Einwohnerzahl von 1821 befanden sich 35,898 Evangelische, 57 Katholiken und 21 Juden. Die Hauptnahrungsgewerbe sind Ackerbau, Viehzucht und Fischerei; in J. 1833 zählte man 6988 Pferde- und Füllen, 20,143 Stück Rindvieh und 83,248 Schafe. Industrie mangelt fast gänzlich (1819 zählte man nur drei Stühle in Wolle und Halbwole und 90 in Leinwand), dagegen nähren sich viele Bewohner von der Frachtschiffahrt (1819 mit 130 Kähnen à 4000 Pf. Last und mit 355 Mann besetzt), und in dem Hiennerbucke sind große königl. Forstkeise. Außerdem sind in dem Kreise vorhanden: 31 Ziegeleien, 17 Mäher, 1 Wind-, 2 Rög-, 42 El-, 4 Sägemüllern. Auch wirkt die Kunststraße von Berlin nach Magdeburg, welche dem südlichen Theile des Kreises durchzieht, einigen Gewinn ab.

(Klaehn.)

Jerim (Geogr.), f. unt. Dschaebbal.

JERIMOTH, wahrscheinlich dasselbe, was Jarmuth, uralter Königssitz der Kananiter, in der Ebene des Stammes Juda (Jes. 10, 3. 12, 11. 16, 35. Nehem. 11, 29). (F. G. Crome.)

Jeringh (Biogr.), f. Ihering.

JERISAU, Dorf an der Mulse zur Schönbürgischen Kreis-
Standesherrschaft Glaucha im erzherzoglichen Kreise des
Königreichs Sachsen gehörig, merkwürdig, weil Kaiser
Karl V., als er gegen den Kurfürsten Johann Friedrich
den Grosmüthigen zu Felde zog, zwei Nächte hier blieb,
und zum Andenken sein Brustbild der Kirche hinterließ,
welches noch jetzt aufbewahrt wird. (G. F. Winkler.)

JERKIM (Yerken, Yerki-ang, Jarkan, Yarkaud, Yarkiang). 1) Jerkim. Hauptst. des gleichnamigen Khanats in dem zum chinesischen Reiche gehörigen Lande Turfan (s. d. Art.), liegt unter 40° 1' nördl. Br. und 90° 26' östl. L., ober nach Vater Hallerstein unter 38° 19' nördl. Br. und 40° 10' westl. L. von Peking, d. i. 73° 57' 30" östl. L. von Paris, 57 geogr. M.

von Leb, 12 dergl. von Kurlang, 350 Werst von-Hotán entfernt¹⁾, an dem Steppensflusse Tartand und an der Handelsstraße nach Buchara und Kolan, in einer Ebene am Fuße des Adianfschan, liegt in alten Zeiten Sibin, und hatte bis auf die Eroberung durch die Chinesen eigene Fürsten, ist von einer fünf Werst im Umfange hohen starken Mauer, an deren äußeren Seite sich ein Kanal befindet, umgeben, und hat eine Befestigung, welche aus 950 Mann Wandfuchs und Chinesen besteht. Wichtig als Grenz- und Handelsstadt (sein Chinese darf ohne Erlaubniß über sie hinaus) ist Jerkim, dessen Einwohnerzahl man, die Bewohner der umliegenden Dörfer mitgerechnet, auf 80,000 (nach Volger nur 50,000) anschlägt, der Sitz eines chinesischen Gouverneurs (Usiangghiu) und eines Klimbeds, — der prächtige Palast des letzteren einheimischen Fürsten Hofschikan ist jetzt der Gerichtschof, — und es stehen unter dem Gouverneur außer Jerkim noch die Städte: Sagarin, Dokusfikan, Sand-schu, Dak, Ketsjar, Juiralik, Hofcharud, Bartschil und die entlegene, zum badachschanischen Lande gehörige Stadt Saitois, deren jede etwa 1000 tatarische Familien zählen soll. Besucht wird die Stadt des Handels wegen von Kaufleuten, — die Hauptstraße, in welcher diese wohnen, ist fünf Werste lang, — aus den chinesischen Provinzen Schansi, Schen-fsi, Fün-nan-jo, Dsché-fá-na, sowie von denen aus Samarland, Buchara, Balk, Bakti, Kaschmir und Hindukhan. Die Karawanen von Peking durchbrechen fünf Monate, um nach Jerkim zu kommen; die Eilboten, welche sich alle zwei Meilen abhören, brauchen nur 35 Tage dazu. Gegenstände des Handels sind: Edelsteine jeder Art, echte Perlen, Jaspisvasen und Büchsen, Thee, Porzellan, lackirte Waaren, Kaschmirshawls, seidene, baumwollene und leinene Zeuge, welche letztere die Einwohner selbst verfertigen, sowie sie auch sich sonst als Künstler, vorzüglich als Jaspisschneider, und Handwerker auszeichnen. Die Zollentnahme soll sich auf vier Pud oder 160 Pfund Silber belaufen. Wie in den meisten großen Handelsstädten hat auch hier die Sinnlichkeit ihre Herrschaft geltend gemacht, und die übrigen, namentlich in Folge des chinesischen Bambusrohrregiments, welches die Reinlichkeit noch tiefer brachwunderlät, als das russische Knutenregiment, stillen, demüthigen, ja lurchtsamen Jerkimer überlassen sich der thierischen Wollust. Das weibliche Geschlecht, gleich ausschweifend als das männliche, liebt Tanz und Gesang, vorzüglich das Seiltanzen und Voltigiren auf superem Draht und alle übrigen Vergnügungen. Doch hat vielleicht die chinesische Feder hier etwas zu stark aufgetragten.

2) Jerkim. Khanat. Die Grenzen desselben sind im Norden das Khanat Kaschgar, im Osten das Khanat Khotan (Yu-thian), im Süden der Rutagah oder Rufsur (Schneeberg), im Westen der Belutagah, und es ge-

hört, den südlichen Theil des Landes Turfan einnehmend, zu den bedeutendsten Khanaten des Landes. Wasser- und fruchtreich — unter den Flüssen ist der am Fuße des Rutagah entspringende Tartand der größte —, hat das Khanat Abfluß an Getreide aller Arten, an Obst, Baumwolle, Flachs und Hanf. Die Berge und Thäler liefern Jaspis²⁾ und andere edle Steine, wahrscheinlich auch Gold, Silber und Kupfer, wie aus den Abgaben, und wenigstens, was das Letztere betrifft, daraus hervorgehenden scheint, das Jerkim oft andern chinesischen Provinzen mit Kupfer ausbessern muß. Seidenbau und Viehzucht sind nicht unbedeutend. An Abgaben entrichten Stadt und Land der chinesischen Krone 40 Pud oder 3200 Pf. Silber, 24 Pf. Gold, 30,000 Sack Korn, außerdem 57,560 Stück Feinwand, 500 Pud oder 200,000 Pf. Baumwolle, 1300 Feinwandstücke und eine große Menge Laze, Estriche etc. (G. M. S. Fischer.)

JERKIN, eine der vier Alpenstuben (Feldsteuer) auf dem norwegischen Geringe Doore, am Wege von Christiania nach Trondhjem, welche bedeutende Pferde- und sonstige Viehzucht, aber keinen Ackerbau treiben; daher sie von den angrenzenden Kirchspielen des niederen Landes mit Getreide unterstützt werden. Diese Alpenwirthshäuser folgen vom Süden her also: Fogstuen und Jerkin im Stifte Aggerhus, Kongsvold und Drivstuen im Stifte Trondhjem. Jerkin ist ein ansehnlicher Hof mit zwei Heinen Häusern, nach Hisinger 3008 Fuß über das Meer sich erhebend. (v. Schubert.)

JERKÖKI oder Gurgewo, eine in der Balaschi am nördlichen Ufer der Donau gelegene, aber zum Sandschat Nicopolis der europäischen Türkei gehörige Stadt mit einem selten Schlosse, das auf der durch eine Brücke mit Zerköf verbundenen Insel Slowofia belegen und von Domanen besetzt ist, 7000 Einn. (Balaschen, Griechen, Armenier und Aigeuner) und etwas Handel und Schiffahrt hat. (R.)

JERLEV, 1) Hauptort des gleichnamigen Kirchspiels in Jütland (Amt Belle, Stift Ribe).

2) J. (Gierlev), Kirchdorf auf Seeland (Dänemark), auf der Landung zwischen dem Hissford und Roekshifford (Hauptort der Harde (Herre, Holgteti)) gleiches Namens).

3) J. (Gierlöw), Kirchdorf auf Seeland (Dänemark), auf der Straße zwischen Slagelse und Stillsfild. (Benicken.)

Jernack Timofega (Biogr.), s. unt. Sibirien (Geschichte).

Jermoloh, f. Jeremia.

JERMOLOFF oder Holt, eine Inselgruppe zum Archipel der niedrigen Inseln im Australocean gehörig. Sie liegt unter 16° 12' süd. Br., 233° 42' östl. L. von Ferro im Nordosten der großen Philippinsgruppe, von der sie durch

1) Vgl. Miller's Erdkunde. 3. Bd. S. 640. 2. Th. S. 351 fg. Auszug aus einem chinesischen geographischen Werke: Daan Van-ai-ju-Lu. Aus dem Chinesischen in die Sprache der Mandchua, aus dem Mandchuischen ins Russische, und aus dem Russischen ins Deutsche übersezt vom D. Lehmann, russ. Kaiserl. Leibarzt.

2) Man hat weissen, bläulichen, lazarfarbenen, gelben, rothen, schwarzen, goldsternen Jaspis, von den schönsten Farben. Die Flüsse liefern den vorzüglichsten, der Berg Witra die größten, oft einzig Pud (= 40 Pf. d. Pud) wiegenden Stücke. Vgl. Khotan (Khotan, Hotán) hierüber.

einen sehr gefährlich zu beschiffenden Kanal getrennt ist. Ihren Namen erhielt sie von dem britischen Schiffe *Mar-garet*, von welchem sie im J. 1803 gesehen wurde. Capitain Billingshausen besuchte sie im J. 1819 und nannte sie *Jermotoff*. Diese Gruppe ist bewohnt (s. *Niedrige Inseln*, Archipel der).

JERMUK oder **JARMUK**, auch **JARMOCH**, *Hieromax* der Alten (*Plin.* II, N. V, 18), jetzt *Yermuk* oder *Scheriat Meandhere*, *Scheriat el Mandur*, bei weitem der bedeutendste unter den Nebenflüssen des Jordan, mit welchem er sich etwa eine Meile unterhalb des Zuflusses jenes aus dem See von Tabaria von der Ostseite her vereinigt. Als eigentlichen Ursprung dieses Flusses betrachtet man diejenigen Quellen, welche unsern des Schlosses *Merreide* an der Pilgerstraße von Damask auf Melka, etwa 10–12 Meilen südlich von ersterer Stadt und etwa 5–6 Meilen östlich am Süden des Sees Tabaria sich befinden, und unter dem Namen *el Budsche* bekannt sind. Sie entspringen östlich und nördlich von dem Schlosse und vereinigen sich unsern desselben in dem kleinen See *el Busche*, welcher selbst in der heißesten Jahreszeit nicht austrocknet. Von diesem See aus läuft der durch Quellen in demselben verstärkte Fluß gen Westen, Anfangs in einem, unter der Oberfläche der Gegend wenig vertieften *Bab*; dann zwischen immer höhern, steilen, schluchtenähnlichen Ufern in mannichfaltigen Windungen und lebhafterer Strömung dem Thale el Ghor zu, in welches er sich westlich von *Dmris* (*Alkes*, *Gadara*?), nicht weit unter dem See von Tabaria ergießt. In diesem letztern Theil seines Laufes fließt er Anfangs zwischen Aufwäde, weiter nach dem Jordan zu, da wo die Ufer am engsten, steilsten und höchsten werden, scheint ein weicher Urkalk im Grunde zu liegen, auf diesem steht Basalt in mächtigen Fagen. Hier finden sich auf einer Strecke von etwa 24 Stunden in der Tiefe des Thales an und in dem Flusse eine nicht unbedeutende Menge heißer, schwefelhaltiger Quellen, welche häufig und mit Erfolg von Kranken benutzt werden. Ehe der Fluß in dieses tiefe, schluchtenähnliche Thal tritt, welches seinen unteren Lauf bezeichnet, vereinigen sich mit ihm eine große Menge von *Babys*, die zum Theil nur 8–10 Meilen weiter von Norden und Osten herkommen, ihren Ursprung an den Gebirgen *Hauran*, und an den Ausläufern dieses, so wie des *Libanus* haben, und durch ihren Wasserreichtum die Ebene *Hauran* zu einer der allerfruchtbarsten Stellen des Erdbodens machen. Die Zahl, die Namen, den Lauf und die Verzweigung derselben kennen wir bis jetzt nur noch sehr unvollständig. Merkwürdig ist der so sehr wechselnde Wasserstand dieses Flusses. In der heißen Jahreszeit kann man fast trocknen Fußes über ihn gehen; wenn aber die Schneeschmelze auf den Hochgebirgen oder die Regenzeit eintritt, dann fällt die Wassermasse das Thal des unteren Laufes so gänzlich, daß die heißen Quellen durchaus unzugänglich werden (s. meine Beschreibung von Palästina. I. Bd. S. 151–153 und S. 219–225).

JERMUTH, **JARMUTH** (יֶרְמוּת, *Yermuth*), **JAR-MOTH**, **JARIMUTH**, verschiedene Aussprache des-

selben Namens zweier Städte a) in Judaa, zuerst der Sitz eines kananitischen Königs, und namentlich des Königs *Pisram*, welchen *Josua* schlug und tödtete (*Jos.* 10, 3. 22–27. 12, 11). Bei der Landestheilung kam diese Stadt an den Stamm *Juda*; sie wurde zu den in der Ebene gelegenen gerechnet (*Reb.* 15, 35). Als die *Judäer* aus *Gethadä* zurückkehrten, wurde sie von diesen wieder in Besitz genommen (*Reb.* 11, 35). *Hieron.* in *Onom.* sagt: *Jermutha* in decimo ab Eleutheropoli lapide, ascendimus Aeliam. b) Eine dem Stamme *Isaschar* zugetheilte Reitenstadt (*Jos.* 21, 29). (*Crome.*)

JERNA, ein Kirchspiel im westlichen Theile der nordschwedischen Provinz *Dalecarlien* (*Westerdalarna*), voll unerforschlicher Waldungen; durch die königl. Bestimmung vom 13. Febr. 1822 ward es von *Näs*, dessen *Försäl* es war, als besonderes Pastorat abgetheilt. Es ist drei *M.* breit und vier *M.* lang, mit (wahrscheinlich im J. 1825) 2406 Einwohnern, die ansehnliche Ackerbauern treiben. Die Kirche liegt 9 *M.* von der Stadt *Salun*. Im Kirchspiele liegt das im J. 1811 privilegierte Eisenhüttenwerk *Snäs*. Im ungetrennten Pastorat *Näs* (von welchem auch *Appelbo* 1822 als eigene Pfarrei getheilt ward) war ein ansehnlicher *Hammars*, d. h. *Hinnendistrikt*, wo mehr *Hinnen* als in einem andern dalecarlischen Pastorat wohnten; doch vermute ich, daß diese *Hinnen* nicht in *Jerna* wohnen; vielmehr die östlichen und westlichen in *Näs*, die südlichen in *Appelbo*, gegen *Werme-lands* Grenze hin. (*v. Schubert.*)

JERNBOAS, ein Pastorat in der schwedischen Provinz *Westmannland*, bis 1795 *Försäl* von *Rora*, jetzt eigene Pfarrei, mit sehr ansehnlichen Eisen-, früher auch Kupfergruben. Hier liegen die Hüttenwerke *Stadbräuf* (auch *Hinnäs*- oder *Afals-hammars* genannt), *Hinnbyrtan* und andere; die Erzfelder *Rösberg* und *Slottberg* mit mehren Gruben. (*v. Schubert.*)

Jernbyrd, *Jarnbyrd*, s. im Art. *Ordalien*. die Probe des Eisentagns.

Jerna, *Ἰερνα*, s. *Hibernia*.

JERNINGHAM (*Edward*), englischer Dichter, aus einer ursprünglich dänischen Familie stammend, die sich *Jernegan* schrieb, war 1727 geboren, und starb 1812. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt geworden. Er eröffnete seine poetische Laufbahn (1762) mit der *Elegie The Magdalenens*, mit welchem Namen in England gefallene Personen des andern Geschlechts bezeichnet zu werden pflegen, die das bekannte *Magdalenenhospital* durch zweckmäßige Behandlung wieder auf den Weg zur Tugend zurückzuführen bemüht ist!). Seine *Elegie* ließ *Jerningham* mit einigen andern Gedichten unter dem Titel: *Poems on various subjects*, wieder abdrucken (London 1767). Er versuchte sich seitdem abwechselnd in der *Elegie* und in poetischen Erzählungen, größtentheils von der ernsthaften und ruhrenden Gattung. Dabin gehören: *Arabella* (Lond. 1768, 4.); *The Deserter* (ibid. 1769, 4.); *Faldoni and Teresa* (ibid. 1773, 4.); *The Swe-*

1) f. die Nachrichten von jener Anstalt in dem *Journal* *Gen- don* und *Paris*. 1794. 2. St. S. 110–116.

dish Curate (ibid. 1773. 4.); The fall of Mexico (ibid. 1775. 4.); The Ancient English Wake (ibid. 1779. 4.); The Rise and Progress of Scandinavian Poetry (ib. 1784. 2 Voll. 4.); Enthusiasm (ib. 1789. 2 Voll. 4.) u. a. m., die man in seinen Poems (ibid. 1786. 2 Voll.) gesammelt findet, zu denen er im J. 1794 noch einen dritten Band einfügte. Auch in der dramatischen Gattung versuchte sich Jerningham, schrieb das Trauerspiel: Die Siege der Berwick (Lond. 1794) und gab einige Lustspiele heraus: Die Welch Heirats (ibid. 1795); Peckham Frolic, or Ned Gwyn (1799) u. a. m. Den meisten Beifall fanden jedoch seine poetischen Erzählungen. Weniger glücklich war er in der Poesie. Er legte in seine Briefe der Heloise an Abtard, der Pariso an Inke viel moralische Nahrung, versetzte aber darüber nicht selten das poetische Interesse. Um als Autor auch in andern Fächern seine Kräfte zu versuchen, übersetzte er aus dem französischen Bossuets Predigten (Lond. 1801), und ließ gleichzeitig Denkwürdigkeiten (Biographical Sketches) aus dem Leben der Herzogin Henriette von Orleans und Ludwig's von Bourbon, Prinzen von Condé, drucken. Charaktere mehrerer ausgezeichneten Personen schilderte er in seinem im J. 1803 zu London herausgegebenen Werke: The mild Tenour of Christianity, an essay, elucidated from Scripture and History. Auch schrieb er einige philosophische Werke, unter andern: The Dignity of Human Nature (Lond. 1805). Von der Poesie nahm er Abschied in seinem Gedichte: The Old Bard's Farewell, das in einer zweiten vermehrten Ausgabe zu London 1812 in Quart erschien, nachdem er seine Gedichte und Schauspiele (Poems and Plays 1806) in vier Bänden gesammelt hatte *).

(Heinrich Döring.)

JERNIS, auch JUVERNIS, griech. *Ιερνισ*, eine von den wenigen, bloß vom Ptolemäus genannten Städten Hiberniens oder Irlands, deren Lage nur im Allgemeinen nach dem Innern zu angegeben werden kann, da dieser Theil der Ptolemäischen Geographie noch sehr der kritischen Nachhilfe und geographischen Ausbeutung bedarf. Bischoff (im vergl. Wörterb. vermuthet auf das jetzige Casbel, 184 geogr. W. südwestl. von Dublin (zwischen Waterford und Limerick), das aber bei spätern lateinischen Scribenten Cassilia oder Cassilum heist.

(S. Ck. Schirlitz.)

JERNLUNDEN, ein amnuthiger, mit andern Vörsägen zusammenhängender Sandstein in der schwedischen Provinz Elgöthland, mit bald niedrigen, bald bergigen, überall mit Birkenbainen, Wiesen, fruchtbaren Feldern, Obstgärten, Baurhöfen und Dörfern bedeckten Ufern; hier und da treten bewaldete Landungen hinein, oder Inseln mit Birkenbüsch, Wiesen und Heuschauern sil-

len den See aus; auf den Höhen wecheln fast mit jedem Schritte mannichfaltige reizende Ausichten. Hier ist eine der schönsten der vielen schönen Gegenden Schwedens, ganz den Umgebungen der lieblichen Schweizerseen zu vergleichen. Am See läuft die Straße von Wimmerby in Smöland nach Linköping in Elgöthland, zwischen den Stationen Kilmorsen und Wälsbäck. Eine der amnuthigsten Stellen am See ist Wroldin, ein Gut des Grafen Falkenberg. (v. Schubert.)

Jernowa, f. Nachträge zum Buchstaben I.

JERNUS, einer von den 15 Flüssen Hiberniens, d. i. Irlands, welche Ptolemäus in seiner Geogr. (II. 2) aufzählt, wobei es aber unentschieden bleibt, ob der jetzige Schamoun auf der Westküste, oder der Kilmarra in der Landschaft Mounster, oder die Suir, die unsern Waterford mündet, zu verstehen ist. (S. Ck. Schirlitz.)

Jernye (Geogr.), f. Jerawnee.

JEROBEAM, genauer nach dem Hebräischen (יֵרֹבְעָם) JAROBAM (wörtlich so viel als: dessen Volk viel ist), Name zweier Könige des Reiches Israel, von welchen der erstere am meisten historische Bedeutung hat, indem er die zehn israelitischen Stämme zuerst zu einem besondern Königreiche vereinigte.

Jerobeam I., Sohn des Nebat, aus dem Stamme Ephraim, erlangte schon während der Regierung des Königs Salomo einige politische Bedeutung. Nach 1 Kön. 11, 26 fg. wurde ihm vom Propheten Ahia die nachmalige Erhebung auf den Thron des Reiches der zehn Stämme verkündigt, von dem Könige Salomo aber nach dem Tode nicht getraget, so daß er sich nach Ägypten zum Könige Sisak flüchten mußte. Nach Salomo's Tode jedoch kehrte er nach Palästina zurück. Als nun Rehabeam, Salomo's Sohn, sich durch unkluges Benehmen das ohnehin schon schwierige Volk vollends entfremdete, trennten sich zehn Stämme und verbanden sich unter Jerobeam's Leitung zu einem besondern Königreiche, so daß dem David'schen Hause nur Juda und Benjamin verblieben (1 Kön. 12. 2 Chron. 10 und Cap. 11, 12). Jerobeam wählte hierauf die Stadt Sichem (1 Kön. 12, 25), welche er besetzte, dann Tirza (1 Kön. 14, 17) zur Residenz. Ihn qualte aber die Befürchtung, sein Reich über kurz oder lang wieder einzubüßen, wenn die bisherige religiöse Verbindung seines Volkes mit Jerusalem und dessen Heiligtume fortdauerte. So versel er denn auf den Gedanken, auch dieses Band der gemeinschaftlichen Gottesverehrung zu lösen, in seinem eigenen Gebiete einen besondern Cultus einzurichten, und durch diese Maßregel die drohende Gefahr des Abfalls seiner Unterthanen abzuwenden und doch den Mangel des ihnen Entziffenen nicht spürbar werden zu lassen. Drei Orte, Bethel im südlichen und Dan im nördlichen Theile des Staates, wurden dafür angemessen befohlen. An jedem derselben ließ der König also ein goldenes Kalb, als Symbol der Nationalgöttheit, aufstellen, und die erforderlichen Anstalten treffen, daß Opfer vor ihnen dargebracht werden konnten, bestimmte die Priester, aber nicht aus dem Stamme Levi *, sondern aus

*) Cf. Walt, Bibliotheca Britannica, Vol. II, p. 546 sqq. Crabb, Universal Historical Dictionary, Vol. II. Catalogue of 500 celeb. Authors of Great-Britain (Lond. 1788), p. 129 sqq. J. D. Neus' alt. Engländ. Wörterb. u. Rollet's Handbuch der engl. Sprache. Pictorial Thes. S. 572 fg. Bacheler's Handbuch der Geschichte der Literatur. J. 23, S. 247.

*) Nach 2 Chron. 11, 13 verließen die Priester und Leviten,

geringen Ständen (1 Kön. 12, 31), wahrscheinlich um ihrer Anhänglichkeit desto versicherter zu sein, baute Tempel, Altäre und sogenannte Höhen, und ordnete Feste, ein vorzüglich großes (das Laubbärentest) auf den 15. Tag des achten Monats, also zu einer Zeit, für welche im Mosaikischen Gesetze nichts bestimmt war (1 Kön. 12, 33). Seine Keuerung suchte er so einzuschärfen, daß er dabei nicht die Bequemlichkeit des Volkes zu berücksichtigen schien (1 Kön. 12, 28). Daß Jerobeam grade das Eiersymbol für die sinnliche Darstellung des höchsten Wesens wählte, geschah gewiß nur deswegen, weil es den Hebräern von alten Zeiten her (vgl. 2 Mos. 32) bekannt war. Die Warnungen und Drohungen von Propheten, darunter des Abia, fruchteten nichts (1 Kön. 13 u. 14). Er hatte das Unglück, seinen Sohn Abia vor sich hinterleben zu sehen, und der Prophet Abia bezeichnete diesen Tod gradezu als Strafe dafür, daß er den Söldnerdienst durch Weibel und Weipfel unter den Hebräern eingeführt und begründet habe (1 Kön. 14). Zwischen Jerobeam und Rehabeam von Juda blieb immer ein gespanntes Verhältnis (1 Kön. 14, 30, 15, 6); offenen Krieg verdrängte jedoch der Prophet Semaja, indem er darauf hinwies, die Trennung des Staates in zwei Reiche sei von Jehova selbst angeordnet (1 Kön. 12, 21 ff. 2 Chron. 11, 1 fg.). Nach 2 Chron. 12, 15 fanden wirkliche Kriege zwischen Beiden statt. Die Regierung Jerobeams selbst dauerte 22 Jahre, nach gewöhnlicher Berechnung von 975 bis 954 vor Chr. Geb.; sein Nachfolger war sein Sohn Nadab (1 Kön. 14, 20). Von seinen Regierungsanstellungen wird nur noch bemerkt, daß er Phul bestieg (1 Kön. 12, 25), welches durch seine Lage am Einflusse des Jabbok in den Jordan sich vorzüglich zur Festung eignete. Von den Königen Juda's waren seine Zeitgenossen Rehabeam, Abia (Abiam) und Asa, von denen der zweite nach der 17jährigen Regierung seines Vaters (1 Kön. 14, 21, 15, 1), der letzte aber im 20. Regierungsjahre Jerobeams (1 Kön. 15, 9) den Thron Juda's bestieg. Die Spannung zwischen Juda und Israel erhielt sich auch während der Regierung des Abia

und Asa (1 Kön. 15, 7, 16). Nach 2 Chron. 13 kam es zwischen dem erwähnten Könige und Jerobeam zu einer blutigen Schlacht bei dem Berge Zemaraim im Stamme Ephraim. Das Heer Juda's war zwar kleiner und sah sich noch außerdem durch einen Hinterhalt des feindlichen hart bedröht, erlangte aber befehlungsgehorcht den Sieg, in Folge dessen mehr Städte des Reiches Israel erobert wurden: Bethel, Jesana und Ephron. Seit dieser Zeit behauptete Juda ein gewisses Übergewicht (2 Chron. 13, 20), was auch nach Abia's Tode unter Asa's Regierung fortdauerte (2 Chron. 14).

Jerobeam II., König von Israel, Sohn und Nachfolger des Joas (Jehoasch) nach 2 Kön. 13, 13, 14, 16; regierte 41 Jahre (2 Kön. 14, 23) wahrscheinlich von 825 bis 784 vor Chr. Geburt. Gleichzeitig mit ihm herrschten über Juda Amasia und dessen Sohn Asaria (Asa). Ubrigens gebohrte seine Regierung zu den glücklichsten. Denn nach Außen hin gelang es ihm, die Grenzen seines Staates wesentlich zu erweitern; er eroberte selbst Damascus und Hamath (2 Kön. 14, 25, 28. vgl. Amos 6, 2). In dem von seinem gleichnamigen Vorgänger einmal eingeführten Cultus machte er keine Änderung (2 Kön. 14, 24), so wenig als seine Vorgänger und sein Sohn Sacharia, welcher ihm in der Regierung nachfolgte. Der blühende Zustand rief Luxus hervor, und in dessen Gefolge Sittenverderbnis, besonders in den höhern Ständen. Man sieht dies sehr deutlich aus der Schilderung, welche die Propheten Hoseas und Amos von der damaligen Verfallszeit des Volkes entwerfen. Ebendeshwegen drohen sie dem Reiche Israel Untergang durch Assyrien, wenn nicht sich schon damals bedeutend gebogen hatte.

(A. G. Hoffmann.)

JEROMED'OR. Man bezeichnet mit diesem Namen Goldmünzen, welche der ephraemite König von Bethsalem, Jerome (Hieronymus) Napoleon, seit dem J. 1808 schlagen ließ. Wir haben aber von ihm a) Bierig- und Zwanzigfrankenstücke, welche aus 21 Karat 7½ Grän feinem Golde so ausgeprägt sind, daß sie 26½ (133½) holländische As wiegen, und feinen Werth von 9 Thlr. 17 Gr. 2½ Pf. (4 Thlr. 20½ Gr. 1½ Pf.) Gold, oder von 10 Thlr. 13 Gr. 4 Pf. (5 Thlr. 6 Gr. 8 Pf.) E. M. haben. Der Avers dieser Frankenstücke zeigt das links stehende Brustbild des Königs mit der Umschrift: Hieronymus Napoleon. Auf der Rückseite sieht man die Worte: 40 (20) Franks in einem Fortschritt, umgeben von der Legende: König v. Westphalen. Französischer Prinz. Die vertiefte Randschrift lautet: Gott Erhalte den König. b) Fünf- und Zehnthalersstücke, welche aus 21 Karat 9 Grän feinem Golde so ausgeprägt sind, daß erstere 138½, holländische As, letztere das Doppelte wiegen. Der Avers dieser Münzen zeigt entweder das gekrönte, vollständige Wappen des Königreichs im Ordensumzuge, oder den kurzhaarigen Königsohn mit der Umschrift: Hieronymus Napoleon; die Rückseite zwischen Aesten: V oder X Thaler mit der Jahreszahl und der Umschrift: König von Westphalen. Fr. Pr. Die Randschrift fehlt.

(Fr. Pr.)

welche in den Landschaften des neugegründeten Reichs bisher gewohnt hatten, ihre Heimath, und wanderten in das Reich Juda blinder, und zwar, wie hinzugesetzt wird, nöthigte man sie dazu (vgl. Cap. 13, 9), wahrscheinlich weil man bei ihnen zu große Ähnlichkeit an dem Centralheilthum zu Jerusalem, und mittheilend an der Dyrnische Droht vorzusetzte. Außerdem begaben sich nach 2 Chron. 11, 16 auch andere, welche den Keuerungen im Heiligthum abhold waren, ins Reich Juda. Fremdlinge (Die Chronik nach ihrem geschichtlichen Charakter, S. 125) betrachtet diese Angaben des Chronisten als falsche Falsche zu der 1 Kön. 12, 31 vorkommenden Nachricht. Er ist offenbar, weil schon Köhler (Bibl. Realwörterb. 1. 24, S. 641. Anmerk. 1. 2. Ausg.) bemerkt hat, wenn er die Darstellung in den BB. der Könige so faßt, daß Jerobeam Priester aus allem Volke gewählt habe, auch aus denen, die nicht vom Ebersee Levi waren. Dagegen droht Mörner (a. a. O.) selbst ein Versehen, wenn er sich auf 2 Chron. 10, 15 beruft, um so zeigen, daß die Chronik in orthodorem Ueber die kirchlichen Unternehmungen Jerobeams's noch mehr zu bekräftigen habe; denn in dieser Stelle ist gar nicht von Jerobeam, sondern von Rehabeam die Rede, aus welchem kommt dasselbe auch 1 Kön. 12, 15 ganz richtig vor. Wahrscheinlich hatte Mörner 2 Chron. 11, 15 im Auge.

JERONIMO (Fr. Francisco de S.), ein portugiesischer Hieronymit, geboren zu Evora im J. 1692, war Kapellmeister in seinem Kloster zu Belem und componirte viele acht- bis 16stimmige (zwei- bis vierhörige) Responsorien, achtstimmige Messen, Te deum laudamus, Hymnen, Psalmen, Vespere, Motetten u., von denen noch jetzt einige in den Bibliotheken zu Lissabon aufbewahrt werden. Die Titel derselben gibt Serber im neuen Tonkünstler-Lexikon. (Fr. Thon.)

JEROPOLEZ, ein großer Fleden (Slobode) in dem russischen Gouvernement Molodimir, wozu noch drei andere kleinere Sloboden gehören, mit fünf Kirchen, worunter vier steinerne, einem Kloster, einer Lederfabrik, zwei Ziegeleien, 360 Wohnhäusern und 2450 Einwohnern, welche landliche Gewerbe und etwas Productenhandel treiben. (J. C. Petri.)

JEROSCHIN (Nikolaus), Kapellan des teutschen Ordens, überlegte des Petrus von Duleburg lateinische Chronik vom Ursprunge des teutschen Ordens im J. 1331 in Reimen. Diese Übersetzung findet sich handschriftlich zu Danzig, Thorn und im Vatican *). (Heinr. Döring.)

JEROVECZ, eine zur gräflich Draskowichschen Herrschaft Klenovitz gehörige Gemeinde und Dorf im obern campestri Gerichtsstuhle der varasbiner Gespannschaft Kroatien, am linken Ufer des Wetrupflusses in offener Gegend gelegen, nach Kamenica eingeparrt, mit 140 Häusern und 709 kroatischen Einwohnern, welche Landwirthschaft treiben, sämmtlich zur katholischen Kirche sich bekennen und auch viel irdenes Geschirre verfertigen. (G. F. Schreiner.)

JERPEL, JIRPEL, JERPEEL, Stadt im Stenone Benjamin (Nof. 18, 27). (F. G. Crome.)

JERSBECK (Giersbeek), Dorf und Schloß mit schönen Gartenanlagen in Holsheim (Dänemark), Amt Nybør. (Benicken.)

JERSCHMANITZ, böhm. Germanice, ein in Ober- und Nieder-J. eingetheilt, zur niederösterreichischen Religionsfonds-Herrschaft Böhmisch-Tschea und Friedstein gehöriges, 1) Stunden nördlich von dem Hauptort der Herrschaft entferntes Dorf im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen; davon zieht sich Ober-J. bis Langenbrunn aufwärts und Nieder-J. ebenfalls zerstreut gleich dem vorigen bis zur Mühle am Modeltsbache hinab, und bestehen aus 228 zum größern Theile zerstreuten Häusern, mit 1640 teutschen und ezechischen Einwohnern, worunter an 100 Leinweberei sich befinden, einer zum reicheren Patrimonialbesitz des leitmeritzer Bisthums gehörigen katholischen Localapostel, 1574 Seculen, einer in der Mitte zwischen Ober- und Nieder-J. gelegenen katholischen neuern Kirche und einer Schule, welche unter dem Patronat der Grundobrigkeit stehen,

und einer Mählmühle. Die herrschende Feldart der benachbarten Gebirgshöhe ist ein kalkartiger Kalkschiefer. Von geschichtlichen Ereignissen ist hier nur das eine anzuführen, daß die Baiern am sogenannten Baiernberge bei Ober-J. im J. 1779 ein Lager aufgeschlagen hatten. Westlich von diesem Dorfe erhebt sich der Raschen, ein Berg, der das südöstliche Ende des Jeschengebirges bildet. (G. F. Schreiner.)

JERSEY, eine Insel im sogenannten Kanale zwischen England und Frankreich, ist die bedeutendste der normannischen Inseln, die ganz nahe an den Küsten der Normandie liegen, aber schon seit Jahrhunderten mit England verbunden sind. Unter König Heinrich I. von England, im J. 1119, kam die Normandie nebst diesen Inseln an England; und nach der Vereinigung dieser Provinz mit Frankreich blieben diese Inseln mit England verbunden, und alle Versuche Frankreichs, sich in Besitz dieser Eilande zu setzen, sind vergebens gewesen. Das Areal beträgt 708 □ M. oder 40,000 engl. Acres, und enthält 12 Kirchspiele, zwei Städte und ungefähr 28,000 Einwohner. Ihre Gestalt gleicht der eines Oblongums, ist ungefähr 2½ teutsche Meilen lang und zwischen 1 und 1½ teutsche Meilen breit, beinahe von allen Seiten, namentlich nördlich von einer Kette von Felsen eingeschlossen, und wo dieses nicht der Fall ist, durch vorliegende Sandbänke und unter dem Wasser verborgene Felsenriffe gegen feindliche Landungen geschützt. Hierzu kommt noch, daß die Bogen des atlantischen Oceans hier mit furchtbarer Gewalt anschlagen, und fortwährend ihre Richtung verändern, so daß ein feindliches Schiff unvermeidlich an einem der Felsen seinen Untergang finden würde, denn die wenigen zugänglichen Punkte sind durch starke Batterien und Forts gedeckt. Obgleich die ganze Küste eine fortlaufende Reihe von Baien bildet, die auch im Allgemeinen einen guten Ankergrund haben, so gewähren sie doch bei ihrer offenen Lage keine Sicherheit gegen die Stürme, und nur die Baien von St. Aubin, Drelade, Drelada de Lecq und Boulay, sowie die Häfen von St. Aubin und St. Helier sind von Wichtigkeit. Zu bemerken sind die Sandbänke Banc de Belet und Banc Grellet, im Nordwesten die Paternosterfelsen, im Nordosten die rochers d'Arceho. Die Oberfläche des Eilandes ist hügelig, mit einem Abfalle von Norden nach Süden, worin es von der Nachbarninsel Guernsey abweicht, und besteht aus erhabenen Hügelrücken, die von Norden nach Süden sanft ablaufen und tiefe und enge Thäler einschließen, deren Seiten oft jähe und schroff abfallen. Diese kleinen Thäler werden von einer Menge Bächen mit vortheilhaftem Wasser durchflossen, und kein Land kann eine vorzüglichere Nahrung haben. Die steilen Felsen, von denen die Nordseite eingeschlossen ist, sind 100 bis 200 Fuß über dem Spiegel des Meeres erhaben. Der Boden ist größtentheils von leichter, aber fruchtbarer Beschaffenheit, und durch Anwendung von Kienrass, was zugleich als Dünger und als Brennmaterial benutzt wird, sehr verbessert worden; das hochgelegene Land ist theils fahler Felsen, theils leicht mit einer sandigen, wenig productiven Erde bedeckt. Der gute Boden paßt für alle Ge-

*) Kat. Fr. Adrians's altteutsche Geschichte in Rom, oder Nachrichten von heidnisch-christlichen Denkmälern in der vatikanischen Bibliothek (Königsb. 1799). S. 295. Museum für altteutsche Literatur u. Kunst, von v. d. Hagen, Doern und Böhling. 1. Bd. 1. St. S. 179 fg.

treidearten, wird aber wegen des milden Klima's vorzugsweise zu einem ausgedehnten und vorzüglich gut betriebenen Obstbau benützt, so daß die Bewohner nur zwei Dritttheile ihres Getreidebedarfs erzielen und das Ubrige durch Einfuhr erhalten. Dagegen rechnet man aber, daß im Durchschnitt jährlich 24,000 Erbsen Export betrieht werden, wovon man gegen 2000 nach England ausführt. Das Klima ist weit milder und gleichmäßiger als in England; Frost dauert nicht lange, Schnee schmilzt kurz nachdem er gefallen ist, und Staudengewächse, die im südlichen England im Schutze stehen müssen, gedeihen hier vortreflich in freier Luft. Das Obst ist vorzüglich, und außer Äpfeln, die in ungeheurer Quantität erbaud werden, baut man auch Birnen, worunter namentlich eine Sorte, „chaumantelle“ genannt, eines vorzüglichen Rufes genießt, und in Privatgärten zieht man große und schöne Pflaumen und Apfelsinen, viele Melonen und Erdbeeren von vorzüglichem Geschmacke. Außerdem findet man die meisten der gewöhnlichen Waldbäume, aber nicht in großer Anzahl. Das Ackerreich erzeugt kleine, aber starke und müthige Pferde, eine schöne Art Rindvieh, kleine und meistens schwarze Schafe, und von kleinern schädlichen Thieren Wiesel und Maulwürfe, sehr große Kröten, kleine Schlangen und schöne Eidechsen, aber durchaus keine giftigen Reptilien. Die Seefischerei, die aber von den Einwohnern besser betrieben werden könnte, liefert viele und darunter vorzügliche Fische, als Rochen, Steinbutten, Schollen, Zungen, Äschen, Aale, Austern, Hummern und Krabben. Von Mineralien findet man außer den gewöhnlichen gemeinen Steinarten, Sienit, Eder, Trüpel; auch gibt es einige stadt- und eisenhaltige Quellen. Die Industrie beschränkt sich auf die nothwendigsten Handwerke, und liefert namentlich Leder, Seife, Lichter, und viele gestricke wollene Strümpfe, von denen ein Theil ausgeführt wird; alle feinere Erzeugnisse der Industrie müssen eingeführt werden. Nach England führt man aus: Rindvieh, Kartoffeln, wollene gestricke Strümpfe und Gobel, und erhält dafür zurück: Getreide, Sämereien, feines Mehl, Kohlen, Tuch, Eisen, Steingut und Glaswaaren. Salzlake Fische werden von Newfoundland auf eigenen Schiffen eingeführt. Mit den meisten europäischen Nationen und mit Amerika treibt man einen ausgedehnten Handel, der durchschnittlich immer 60—70 einheimische Schiffe von ungefähr 6—7000 Tonnen Gehalt beschäftigt, und jährlich laufen eine große Anzahl Schiffe aus und ein. Da die Insel von hoher militärischer Wichtigkeit ist, so sind alle zugänglichen Punkte durch eine Kette von besetzten Thürmen, Redouten und Batterien vertheidigt, worunter besonders die starken Forts Elisabethcasille und Chateau de Montorgueil zu bemerken sind.

Die Einwohner sind normannisch-französischen Ursprungs, worunter viele Abenteurer aus Frankreich und England, und obgleich seit Jahrhunderten mit England verbunden, sprechen die Bewohner doch noch immer ein französisches Patois, wenn auch seit den letzten Kriegen die englische Sprache mehr verbreitet ist. Deshalb das Eiland einen Theil Englands ausmacht, so wird es doch

wie die andern normannischen Inseln von seinen eigenen Gesetzen regiert, genießt sehr große Freiheiten und ist nur dem Namen nach der englischen Krone unterworfen, in der That aber ganz frei. Die Einwohner machen ihre eigenen Gesetze, sind vom See- und Landdienste, sowie von den fürchterlich drückenden englischen Steuern befreit, der anglikanischen Kirche zwar angehörend, aber nicht unterworfen, haben einen Freihafen und dürfen selbst zur Zeit des Krieges nach Englands Feinden Handel treiben. Mit einem Worte, ihre Lage ist im Vergleiche mit andern Ländern eine wahrhaft beneidenswerthe, wofür sie aber auch der englischen Krone mit der größten Treue ergeben sind. Die Regierung besteht aus einem weltlichen und einem geistlichen Gerichtshofe, wovon ersterer aus einem von der Krone ernannten Bailiff und einem Präsidenten, und 12 von den Grundeigenthümern gewählten Geschworenen, letzterer aus einem Dechanten und elf Rectoren besteht. Diese Gerichtshöfe in Verbindung mit dem Militairgouverneur und 12 Consellern bilden das Parlament und den gesetzgebenden Körper der Insel, ohne dessen Zustimmung kein in England gemachtes Gesetz bindende Kraft erhält. Mancherlei Ackerthümer aus der heimischen Wergelt finden sich noch auf der Insel.

St. Helier, Hauptstadt der Insel und Sitz des Gouverneurs, an der Mündung der Bai von St. Aubin, ist gut gebaut und wird sehr reinlich gehalten, hat einen schönen Marktplatz, ein ansehnliches Gerichtshaus, ein Hospital, ein Arbeitshaus, ein kleines Theater und gegen 8000 Einwohner, die lebhaft Seefahrt, Handel und Fischerei treiben. Eine halbe Meile von der Stadt liegt die kleine Insel St. Helier, mit dem starken Fort Elisabethcasille, das den Eingang des Hafens vertheidigt, und wohin man bei niedrigem Wasser auf einem Wege, „die Brücke“ genannt, gelangen kann. In neuerer Zeit ist auf einem die Stadt beherrschenden Hügel ein neues Fort erbaud worden, welches 2000—3000 Mann fassen kann. St. Aubin, Stadt an der Westseite der gleichnamigen Bai, die hier gut gegen den Wind geschützt ist, besteht aus einer einzigen Hauptstraße und einigen Nebengassen, und wird durch ein Fort von 14 Kanonen geschützt, das auf der Südküste auf einem Felsen erbaud ist. Der Hafen hat eine sich gleichbleibende Tiefe von 30 Fuß, ist der vorzüglichste der ganzen Insel, und bildet eigentlich den Hafen von St. Helier. Wegen des angenehmen Aufenthalts und aus ökonomischen Rücksichten leben hier viele englische Familien. St. Owen, ein Pfarrdorf auf der Ostküste der Insel, wo große Schiffe guten Ankergrund finden. Chateau de Montorgueil, ein Fort auf der Ostküste der Insel. (J. C. Schmidt.)

JERSIN (Janus Dionysius). Dieser in literarischer Hinsicht nicht ganz unbedeutende Mann wurde am 28. Sept. 1587 oder 88 in Jersin, einem Dorfe auf der dänischen Insel Seeland, geboren. Er erhielt den ersten Elementarunterricht von seinem Vater, Dings Jensen (d. i. Dionysius, Jani Sobu), welcher Prediger in dem genannten Orte und nicht unermittelt war, und vollendete darauf seine wissenschaftliche Ausbildung zu Helsingholm und Kopenhagen. Seine Talente blieben nicht

unbemerkt, denn er erhielt bald darauf eine Lehrerstelle an der Ritterakademie zu Pertusbohm, welche er jedoch nach kurzer Zeit niederlegte, um, wie es damals unter den Dänen Sitte war, eine wissenschaftliche Reise durch die übrigen Länder des gebildeten Europa's zu machen. Als er nach einer dreijährigen Abwesenheit zurückkehrte, wurde er 1610 zu Kopenhagen Magister, und 1611 erhielt er das Rectorat der Schule zu Sorø, und hier war es, wo er seine *Præcepta grammaticae latinae* schrieb, welche in allen übrigen dänischen Schulen eingeführt wurden. Jersin verwaaltete dieses Amt bis 1615, denn in diesem Jahre unternahm er eine zweite große Reise, und zwar dieses Mal als Hofmeister eines jungen Herrn von Krabbe. Zurückgekehrt, erhielt er 1619 die Professur der Metaphysik zu Kopenhagen, der er jedoch nicht lange vorstand, da ihn die Leitung der Studien zweier natürlichen Söhne Christian's IV. wieder eine Zeit lang nach Sorø versetzte. Zur Belohnung seiner hier erworbenen Verdienste wurde er vom Könige 1625 zum Pastor an der Marienkirche zu Kopenhagen und Kirchenprobst des umliegenden Landes, und 1629 zum Bischofe des Stists Riben (Ripen, Røpen) ernannt. Als solcher wurde er 1630 Doctor der Theologie. Sein Todesjahr ist ungewiß. Außer den bereits angeführten *Præceptis* haben wir von ihm: 1) in lateinischer Sprache: *Orationes de officii discipulorum ad doctrinam consequendam necessariis; de laudibus thaumaturgo; de antireneo; 2) in dänischer Sprache: den wahren Weg des Lebens* ¹⁾, und des Glaubens Kampf und Sieg ²⁾. Sein geliebter Sohn, D. Jac. Torsin, wurde Bischof zu Stavanger in Norwegen, starb aber schon am 25. Dec. 1634 auf einer Reise nach Kopenhagen zu Århus in Fühnen. Seine Tochter, Maria, war an den theologischen Rector am Gymnasium zu Christiania, Sveno, verheiratet, begleitete diesen 1655, als er, trüger Meinungen wegen, abgesetzt wurde, nach Amsterdam und starb daselbst, nachdem sie den *Thesaurus animae* ins Dänische übersezt hatte. (G. M. S. Fischer.)

JERSLEV (Gjerslev), Kirchdorf, Hauptort der gleichnamigen Herde (Herred, Voigter) auf Seeland (Dänemark), an der Straße von Korsör über Sorø und Ringsted nach Kjöge. (Benicken.)

JERSZEGH, ein der kónigl. ungarischen Kammer gehöriges großes Dorf im Banate, im trassauer Gerichtsstuhl und Comitate, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in thágeliger Gegend, mit 98 Häusern, 812 walachischen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von fünf Katholiken, sämmtlich zur nichtunierten griechischen Kirche sich bekennen, und vom Feldbaue und der Viehzucht leben, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der nicht unierten Griechen. Von hier gehen drei Straßen aus, nach Temesvár, Lugos und Helys. (G. F. Schreiner.) Jerub-Baal, I. Gideon.

JERUEL, IRU-EL („Bohnung Gottes“), Wüste

im südöstlichen Gebiete des Stammes Juda, unweit Engaddi, also in der Nähe des todten Meeres. 2 Chron. 20, 16.

(E. G. Crome.)

JERUSALEM I. Biographie. 1) Friederike Magdalena, geb. den 4. April 1759 zu Braunshweig, eine Tochter des Adels Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, erfüllte mit ihren beiden Schwestern redlich die kindliche Pflicht, ihren Vater zu trösten und zu erheitern, als ihn bereits in höherem Alter (1775) der unerwartete Verlust seines Sohnes, Karl Wilhelm, und einige Jahre später seiner Gattin, einer Tochter des Seniors Wessier in Erfurt und Witwe des göttlinger Professors Abrecht, getroffen hatte. Nach ihres Vaters Tode (1789) zog Friederike sich in das hanoversche Stist Wulfsinghausen zurück, wo sie den 15. April 1836 ihre irdische Laufbahn schloß, nachdem sie 65 Jahre ein Mitglied des dortigen Klosterconvents gewesen war.

Sie verband mit einer Fülle gebiegenen Wissens, die sie einer sorgfältigen Jugendverehrung verdankte, einen wahrhaft christlichen, bescheidenen und anspruchslosen Sinn. Von den Lieben, an denen ihre Seele hing, war einer nach dem andern entschlummet. Sie allein war übrig geblieben, und lebte, wenn auch den Erscheinungen der Gegenwart nicht gänzlich entfremdet, doch mehr in der Erinnerung und in der Hoffnung auf ein höheres Sein. Sich auf daselbe in stiller Frömmigkeit vorbereiten, schien die Hauptaufgabe ihres Lebens. Ihrem Charakter fehlte es nicht an liebenswürdigen Zügen. Sie entbehrte gern selbst, um nur Andern wohlzutun, und ihr größter Schmerz war, nicht Allen dessen zu können. Ein so mild der wohlwollender Geist athmete auch aus ihren Gedichten, die sie bescheiden nur vertrauten Freunden mittheilte. Ohne ihre Mitwissen und gegen ihren Willen wurden einige derselben in Sammlungen eingebracht, unter andern in dem von Voss und Göding herausgegebenen *Musen-almanach* ¹⁾, und in Matthisson's *literarischer Antologie* ²⁾. Friederike Jerusalem besaß auch im Jahre 1792 die Herausgabe der nachgelassenen Schriften ihres Vaters in zwei Bänden ³⁾.

2) Johann Friedrich Wilhelm, geb. den 22. November 1709 zu Ebnabrück, der Sohn des dortigen Superintendenten Theodorik Wilhelm Jerusalem, stammte ursprünglich aus einer holländischen Familie. Seine Vorfahren hatten in Antwerpen gelebt. Vom achten bis zum größten Jahre besuchte Jerusalem die Schulen seiner Vaterstadt. In der Pensionsanstalt eines benachbarten De-

1) Auf die Jahre 1755 und 1785. Die dort abgedruckten, mit W. B. J. unterzeichneten Gedichte haben die Überschriften: An Gatten; an Heley's Schatten; der vorübergehenden Reue; der der Welt; an meinen Vater. Das zuletztgenannte Gedicht dürfte in doppelter Beziehung ihres gefühlvollen Gemüths vorzugsweise anprechen. 2) 14. Bd. S. 147—160: In die Natur; an die Nachtigall; der Welt; an meinen Vater; Abendempfindungen; Verliebt. 3) Bgl. *deutsche Monatshefte*, 1791, 2. Bd. S. 107 fg. 2. Schmeiß, die deutschen Schriftstellerinnen des 18. Jahrh. 1. Th. S. 236 fg. Förster, *deutsche Schriftsteller und Prosaisien*. 2. Bd. S. 517. Den neuen Nekrolog des Zeitschen. 14. Jahrg. 1. Th. S. 511 fg.

1) Hiedr übergeht das Werk ins Schwedische, Georg Nath in's Deutsche. 2) Auch dieses Werk ist von Nath und Andern mehrmals übersezt worden. Die 4. Ausgabe enthält das Leben des Verfassers.



tes ward er mit den alten Classikern bekannt, und unter der Leitung eines dortigen Predigers auch mit den orientalischen Sprachen. Er war 15 Jahre alt, als er das Gymnasium zu Dönabrück bezog. Seine Talente hatten sich schon früh entwickelt, und er war von seinem Vater, den ihm der Tod um jene Zeit entriß, zum Studium der Theologie bestimmt worden. Im J. 1724 bezog er die Universität Leipzig. Seine vorzüglichsten Lehrer waren dort Börner, Drolling, Garpow und Klaußing¹⁾. Den größten Theil seiner theologischen Kenntniße verdankte er indessen seinem Privatleiste. Er studierte mit Eifer die Schriften der ältern Theologen. Durch Gottsched ward er mit der Wolfischen Philosophie bekannt, und übte sich unter der Leitung dieses damals viel geltenden Meisters in teutschen Redebungen. Seinen Scharfsinn und Geschmaack bildete er durch die fortgesetzte Lectüre der alten Classiker. Noch in spätern Jahren rühmte er den Einfluß, den sie auf seine Bildung gehabt. Doch unterließ er auch nicht, die besten teutschen und ausländischen Schriftsteller zu lesen.

Von Leipzig, wo er Magister geworden war, ging er 1727, nach einem kurzen Aufenthalte in seiner Vaterstadt Dönabrück, nach Kuden. Höhere Beschäftigung fand sein Geist in dem Unterrichte und Umgange mit mehreren dortigen Gelehrten. Schultens, Ruttmann, Ruchensbroek u. A. schienen einen entscheidenden Einfluß auf seine Geistesbildung gewonnen zu haben. Er besuchte mehre holländische Städte, und übernahm in Haag eine Zeit lang einen Theil der Predigten an der teutschen lutherischen Kirche. Man beachtete ihn dort ansehnlichen Familienvorhältnissen riefen ihn indessen in sein Vaterland zurück.

Die Neigung zum akademischen Leben bewog ihn, als Hofmeister zweier jungen Edelleute nach Göttingen zu gehen, wo er mehre dortige Gelehrte, auch den um die damals eben gestiftete Akademie hochverdienten Minister von Münchhausen kennen lernte, und mit ihm späterhin in fast ununterbrochenem Briefwechsel blieb. Er verließ Göttingen nach dreißigjährigem Aufenthalte, und unternahm, um seine Welt- und Menschenkenntniß zu erweitern, eine Reise nach London. Dort öffnete sich seinem Forschungs- und Beobachtungsgeiste, sowie seinen Studien, ein weites Feld. Es gelang ihm bald, die Bekanntheit mit mehreren ausgezeichneten Theologen und andern Gelehrten Englands anzuknüpfen. Der Wunsch, sich dort eine bleibende Eristenz zu gründen, ward immer lebhafter in ihm. Er reiste (1740) noch einmal nach Teutschland zurück, um jedes Hinderniß zu beseitigen, das der Ausführung seines Plans im Wege stand; und dann, von Hannover aus, im Gefolge Georg's II., der sich eben dort befand, wieder nach England zurückzukehren.

Aus seiner Vaterstadt Dönabrück war er nach Hannover gerufen. Allein sein dortiger Aufenthalt verlängerte sich durch mehre angeknüpfte einflußreiche Verbindungen²⁾ bis auf zwei Jahre. Er war eben im Begriff, Teusch-

land zu verlassen, als ihn der Antrag des Herzogs Karl von Braunschweig überraschte, Hofprediger in Wolfenbüttel zu werden, und zugleich die Erziehung des damals siebenjährigen Erbprinzen zu übernehmen. Seine Stelle und die Verbindungen, in die sie ihn brachte, entsprachen seinen Wünschen in so hohem Grade, daß er seinen Reiseplan aufgab. Nachdem er sein neues Amt im Sommer 1742 angetreten, ward er im nächsten Jahre Propst von zwei braunschweigischen Klöstern.

Von den durch eigenes Studium und Beobachtung erlangten Kenntnissen machte er nun den zweckmäßigsten Gebrauch. Seine Thätigkeit beschränkte sich nicht blos auf den Kreis seiner eigentlichen Amtspflichten. Auch andere gemeinnützige Zwecke verfolgte er mit edelm Eifer und geprüfter Einsicht. Zu seinen glänzendsten Verdiensten gehört die Stiftung des Carolinums zu Braunschweig, zu welcher er, von dem Herzoge aufgefordert, einen ausführlichen Plan entworfen. Jerusalem bedeckte ein Institut, das die Lücken zwischen der Schule und Academie ausfüllen, die Vorbereitung zu der letztern verbessern, und zu gründlichem Unterrichte viele zu moralischer Bildung kräftig wirken sollte. Er hatte weder Zeit noch Kosten gespart, um das neue Institut zu der Stufe des Flor emporzuheben, auf welcher der Herzog Karl dasselbe zu sehen wünschte.

Dem rühmlichen Eifer, mit welchem jener Fürst das neue Institut unterlütete, gibt Jerusalem selbst in einem seiner Briefe an den Dichter Hagedorn vom 26. April 1749³⁾ ein schönes Zeugniß. „Es ist,“ sagt Jerusalem, „gerwis noch kein teutscher Fürst gewesen, der sich der Erziehung der Jugend mit mehrer Vernunft und Liebe angenommen hätte, als unser regierender Herr. Die großen Kosten, die er darauf verwendet, und wovon die große Anzahl der öffentlichen Lehrer ein Beweis ist, sind das Wenigste. Mancher große Herr gibt wohl auch zum gemeinen Besten Geld ohne Gefühl aus. Aber die große Leutseligkeit, mit der er die jungen Leute empfangt, wenn sie ihm vorgestellt werden, die gnäbige Ermunterung, die er ihnen selbst zu allem Guten gibt, die sorgfältige Achtung, die ihnen bei allen Gelegenheiten bei Hofe erzeigt wird, und die echt väterliche Fürsorge für Alles, was ihnen die Wissenschaften und die Tugend angenehm machen kann, sind solche Beweise von seiner edlen Absicht, die er bei diesem Collegio hat, daß man ihn als den ersten Lehrer dabei ansehen kann, sowie er überhaupt in seinem Lande der erste ehrliche Mann ist.“ Glauben Sie nicht, daß ich dies als herzogl. braunschweigischer Hofprediger schreibe. Sie würden ihm, wenn Sie ihn kennen, eben dies Zeugniß geben; und was für ein Zeugniß für ihn! Sie selbst würden ihn als Fürsten für einen liebenswürdigen Menschen halten.“

Unter so günstigen Einwirkungen gedieh das Carolinum zu immer größerem Flor. Die neue Anstalt begrün-

1) f. Streobmann's Geschichte jetzlebender Gelehrten. 9. Th. S. 552. 2) Zu diesen gehörten besonders der Kam-

brost von dem Busch, der geh. Kriegsrath v. Schweditz und der Brigadier v. Epstin; f. Streobmann a. a. O. S. 355.

3) f. R. v. Hagedorn's poetische Werke (Helm. 1800). 6. Th. S. 302 fg.

dese ihnen Auf durch die ausgezeichneten und kenntnißreichen Männer, welche Jerusalem, der schon damals seinem Verdienste, Talent und Charakter einen ausgezeichneten Namen verdankte, von mehreren Orten nach Braunschwieg einlud. Dahin gehörten Ebert, Gärtner und andere talentvolle Köpfe. „Das ganze Collegium,“ schrieb Jerusalem den 27. Febr. 1749 an Hagedorn, „bittet sich durch mich Ihre Protection aus; und wenn es dieselbe auch jetzt noch nicht völlig verbietet, so hoffe ich doch, daß es ihrer mit der Zeit werde würdig werden. Der gute Geschnack und die guten Sitten nehmen wenigstens immer mehr zu, und Herr Gärtner hat das Verdienst, daß er sehr viel dazu beiträgt. Er macht in seiner Wissenschaft überaus geschickte Leute, da vor ihm beinahe kein Einziger auch nur einige Lust dazu bezeugte. Herr Baudis aus Leipzig, der diese Woche als Professor des Staatsrechts und der Reichsgeschichte sein Amt antritt, wird auch zur fernern Verbesserung noch vieles helfen. Herr Ebert hat sich's gefallen lassen, bei seiner Hofmeisterstelle das Englische öffentlich zu lehren. Im Neben steht es ihm zwar an Fertigkeit; ich glaube aber, daß er die Kenntniß der Sprache vollkommen besitzt. Ich finde überhaupt viel gute und rechtschaffene Eigenschaften an ihm, die mich sehr zu seinem Freunde gemacht haben. Sie haben sich übrigens in Ihrem neuen Schreiben für einen so großen Freund des Collegis erklärt, und die Anstalt verspricht sich von dieser Gewogenheit so viele Vortheile, daß sie schuldig ist, Sie stets als ihren Freund und Richter zu betrachten, und Ihnen von allen ihren Bemühungen die erste Rechenschaft zu geben.“

Schon die Aussicht, mit einem Manne, wie Jerusalem, gemeinschaftlich zu wirken, war aufmunternd und erquickend. Wer seinen öftern und nähern Umgang genoss, fühlte sich für immer an ihn gefesselt. Ebenso leicht gelang es ihm, sich das Vertrauen der Böglinge zu erwerben, die ihn wie einen Vater liebten. Er besaß die Gabe, dem Schwächern Muth einzufößen, dem Zweifelnden Beruhigung, dem Unentschlossenen Festigkeit. Selten zeigte sich Jemand bereitwilliger zur Anerkennung des Guten und zur Ermunterung zum Trefen nach größer Vollkommenheit und einer zweckmäßiger Richtung aller Kräftekräfte.

Nach gleichzeit mit der Gründung des Carolinums gab Jerusalem Anlaß zu einer verbesserten Einrichtung des Armenhauses in Braunschwieg, durch eine aus dem Englischen überreichte „Nachricht von den Armen, Arbeits- und Werthhäusern in England,“ begleitet von einer Aufschrift an die Forscher bei milden Eristungen jenes Landes, und einer Vorrede über den Nutzen solcher Anstalten⁴⁾. Der Ausföhrung seines Plans zu einer vortheilhaften Anlegung eines weitverbreiteten Buchhandels, an dessen Vortheilen alle Landesbewohner durch Actien Theil nehmen sollten, stellten sich jedoch manche nicht zu beseitigende Hindernisse entgegen.

Die Ebre, von dem Herzoge, zu den Cabinetsarbeit

ten gezogen zu werden, lehnte Jerusalem ab, um nicht in der Thätigkeit gehindert zu werden, die sein ausgebreiteter Wirkungskreis von ihm forderte, und die fast das Maß seiner Kräfte überstiegen zu haben scheint. Wenigstens ergoß er sich in einem fernem Briefe, in welchem er bedauert, Ebert's Umgang, den er sehr schätzte, nicht besser genießen zu können, in die nachfolgenden Klagen: „Es ist leider mein Schicksal, daß die Vortheile der jungen, und die Pebanterien der ältern Leute mit keine Viertelstunde mehr übrig lassen, die ich entweder für mich allein, oder mit etlichen Freunden vergnügt und vernünftig zubringen könnte.“

Auf ähnliche Weise, wie in diesem, vom 26. April 1749 datirten Briefe, äußerte er sich in einem spätern vom 20. Nov. desselben Jahres an seinen Freund Hagedorn⁵⁾. „Warum bin ich,“ schrieb er, „doch nicht so glücklich, wie der Uebersender dieses Briefes, daß ich endlich doch einmal selbst Hamburg und Sie sehen, und meine Ergebenheit Ihnen persönlich versichern kann! Aber je größer mein Verlangen darnach wird, desto geringer wird meine Hoffnung, da meine Zerstreungen kein Ende nehmen wollen, die mir allen Genuß meiner Zeit, meines Lebens, meiner Freunde und zugleich alle Freude rauben. Bin ich nicht stark, daß ich bei einem solchen Verluste dennoch meine Gebuld behalte? Vielleicht werde ich aber auch diefe, wenn ich damit was gewönne. Sie sehen inbeffen hieraus, daß ich wenigstens noch Wortspiele machen kann.“

Ein drückendes Joch waren, nach seinem eigenen Ausdrucke in einem Briefe an Hagedorn, für ihn die wöchentlichen Kanzelvortrüge geworden, die er während des Sommers, wo sich der Hof zu Salzhallen aufhielt, halten mußte. „Ich hoffe,“ schrieb er, „der Herzog wird die Barmherzigkeit für mich haben, mich von meinem Joch zu befreien.“ Dieser Wunsch, den ihm die Kränklichkeit seines Körpers und die große Notharbeit des Verwaltungssystems doppelt aus dem Herg legte, ward jedoch erst nach acht Jahren erfüllt, wo man ihm das Predigen entlie, und ihm den Unterricht der übrigen Prinzen des braunschweigischen Hauses übertrug. Nur bei feierlichen Gelegenheiten, bei der Eröffnung und dem Schlusse des Landtages, bei Einführungen, die ihm als Abt und Propst oblagen, trat er noch öffentlich als Redner auf.

Zeit dem J. 1752, in welchem er Abt zu Ribbighausen geworden war, wirkte Jerusalem, dem Zwecke der dort befindlichen Anstalt gemäß, sehr vortbeilhaft für die Bildung angegebener Geislichen und ihre Vorbereitung zum Predigtamte. Während eines Zeitraums von 40 Jahren, in welchem er jenem Kloster als Abt vorstand, trug er wesentlich bei zur Verbreitung reinerer Religionsbegriffe, und zu einer zweckmäßiger Theilung des öffentlichen Unterrichts. Wesentlich pflegte er einen großen Theil des Tages mitten unter seinen Böglingen zubringen, die sich lernbegierig um ihn versammelten, ihm ihre Predigten oder theologischen Abhandlungen zur Beurtheilung vorlegten, und sie mit belehrenden Hinweisen aus seiner Hand

4) Die kleine Schrift erschien ohne Angabe des Druckorts und der Jahressahl.

5) J. F. v. Hagedorn's postliche Werke. 5. Th. S. 205.



zurückstellen. Er scheute nicht die Mühe, über denselben Gegenstand selbst eine Abhandlung oder Predigt auszuarbeiten, wodurch er dann die lehrreichste Kritik der ihm vorgelegten Versuche lieferte. Freudig erkannte, pries und empfahl Jerusalem die Talente und Fähigkeiten der sich auszeichnenden Glieder jenes Convents, und weckte dadurch die Nachsicherung der Übrigen. So verdankten ihm Viele die Ausbildung ihres Geistes, die Veredlung ihrer Kräfte und deren vorwöchliche Richtung.

Nicht auf sein Kloster, obgleich ihm diese Anstalt in den letzten Jahren seines Lebens am Entschiedensten beschäftigte, war Jerusalem's Thätigkeit beschränkt. Einen großen Theil seiner Zeit nahm auch der ausgedehnte Briefwechsel in Anspruch, den er theils mit Gelehrten in und außerhalb Teutschland, theils mit seinen vertrauten Freunden, theils mit andern Personen unterhielt, die bei ihm Rath und Belehrung suchten *). Er übertrug in dieser Hinsicht nicht selten die Wünsche und Erwartungen seiner Freunde. Mancher seiner Briefe ward zur Abhandlung, wenn ihn ein interessanter Gegenstand festsetzte.

Ausgedehnt war seine Bekanntheit mit der Literatur in fast allen ihren Zweigen. Aber Jerusalem zeigte auch viel Empfänglichkeit für die Kunst. Besonders anziehend waren für ihn die großen und schnellen Fortschritte der Kupferstecherkunst in England. Sein Arbeitszimmer war eine Galerie der ausgefuchtesten neuern englischen Blätter. Musik, besonders von Gesang begleitet, war ihm eine willkommene Erholung. Ueberhaupt war und blieb er selbst im höhern Alter sehr empfänglich für frohen Lebensgenuss. Eigentümlich war ihm die Gabe des seinen Scherzes, durch die er das Gespräch mit seinen Freunden zu würzen pflegte. Eine darmlose Fröhlichkeit schwebte stets auf seiner Stirn, und bedurfte keiner äußern Beaufassung, um erst hervorgerufen zu werden. Selten verließ daher ein gebildeter Fremder Braun-schweig, ohne den Mann gesehen und gesprochen zu haben, der dieser Stadt zu keiner geringen Zierde gereichte.

An Ausichten zu anderweitigen Beförderungen hatte er ihm kaum sehen können. Seine Anhänglichkeit an das braunschweigische Haus war die Ursache gewesen, weshalb er nicht nur die Stelle eines Abts zu Kloster Oersingen, sondern auch den Ruf zum Kanzler der Universität Göttingen ausgeschlagen hatte. Der Herzog ernannte ihn zum Vicepräsidenten des wiesendützelischen Consistoriums, verband mit dieser Vernehmung seiner Würden neue Vortheile für Jerusalem. Doch störten gegen das Ende seines Lebens darte Schicksalschläge die glücklichen Verhältnisse, in denen er hieher gelebt.

6) Hauptsächlich bekannt geworden ist von Jerusalem's Correspondenz nur sein Briefwechsel mit J. H. X. Wader (Göteborg 1799). Außerdem stehen vier Briefe Jerusalem's an Hagheben in dessen postiven Werken (Hamburg 1800). 5. Ab. S. 400 ff. Auch mit Julius Wolf schied Jerusalem in Verbindung gestanden zu haben, und die Tochter jenes geistlichen Mannes, die nachherige Frau v. Wiat, lebte in ihrer Jugend einige Jahre in Jerusalem's Hause zu Braunschweig; s. Wölfer's vermischte Schriften. Herausgegeben von Fr. Nicolai (Berlin 1798). S. 130.

Kaum wiederbergeßelt von einer gefährlichen Krankheit, traf ihn, der dem Tode nahe gewesen, der unerwartete Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes, der in einem Anfälle von Schwermuth im Herbst 1772 sein Leben durch einen Pistolenschuß endete †). Nicht weniger tief erschütterte ihn einige Jahre später der Tod einer geliebten Gattin. Mit der eigenthümlichen Festigkeit seines Charakters ermannte er sich wieder. Selbst die stille, schwermüthige Rück Erinnerung an jene Leiden schien allmählig minder peinlich für ihn geworden zu sein. Keine Klage entfuhr seinen Lippen.

Die Stärke seines Geistes, die auch dem härtesten Trübsal nicht erlag, sondern vielmehr neue Kraft daraus zu schöpfen schien, gönnte ihm thätig zu sein bis ans Ende seines Lebens. Selbst in der Krankheit, die seinem Tode voranging, war ihm jene Geistesstärke geblieben. Noch immer war sein Umgang belehrend; noch immer nahm er lebhaften Antheil an allen rein menschlichen Verhältnissen, und äußerte seine Freude über irgend eine gute Handlung, die er vernommen. Er war dankbar für die Besuche seiner Freunde und für jede Handreichung und Hilfsleistung seiner nächsten Umgebungen.

Sein Geist ermannte sich noch einmal in seiner ganzen Stärke, als er am achten Tage vor seinem Tode sich in feierlicher Stille mit dem Gedanken an die Ewigkeit beschäftigt hatte. „Eoll ich“ sprach er mit leiser Stimme, „zu meiner höhern Bestimmung eingeht? Gott! wie fest werde ich sein!“ So entschlummerte er den 2. Sept. 1789 im 80. Lebensjahre, nachdem er für die ihm bewiesene Liebe den Seinigen herzlich gedankt und sie ermahnt hatte, treu zu bleiben in dem Glauben an das Christenthum †). Feierlich und ehrenvoll war sein Begräbnis. Seine irdischen Überreste wurden nach der Klosterkirche seiner Abtei gebracht, wo ihm von der Herzogin Mutter, einer Schwester Friedrich's II., ein schönes Denkmal errichtet ward †).

Ausgleichung dieser Art verdiente wol der Mann, der ein Licht seiner Zeit genannt werden konnte. Nicht bloß durch seine Schriften, auch im Umgange mit Andern, in den vielfachen Verbindungen, die ihn an nahe und entfernte Personen knüpften, war er rathlos bemüht gewesen, richtige und reinere Religionsbegriffe zu verbreiten. Die Schwärmerei und den Aberglauben mit allen Waffen bekämpfend, die ihm irgend zu Gebote stam-

7) Hgl. d. Art. Karl Wilhelm Jerusalem. 8) Hgl. die von J. H. X. Wader, Professor zu Braunschweig, verfasste Schrift: Jerusalem's letzte Lebenszeit (Weisig 1790). Allgeme. Literaturzeitung. 1791. 2. Bd. Nr. 140. S. 315 ff. 9) In der Inschrift, von der Hülfsin selbst verfertigt, sagt sie von Jerusalem: „Er war ein christlicher Philosoph, ein einsichtsvoller Lehrer vernünftiger Gottesverehrung, der den heftigsten Berzög und seine Schwärmer unterrichtete, geschäzte Gottesgelehrte bildete, und einen reichhaltigen Erziehungsgarten eröfnete und auführte. Zur Aufklärung legte er den ersten Grund, und durch seine Talente und Rechtschaffenheit erwarb er sich allgemeine Verehrung. Seine Verdienste werden unzerstörlich bleiben; sein Andenken wird nie verlöschen, und besonders mir, seiner Freundin, beständig werth und schäzbar bleiben.“

den, strebte er, alle unhaltbaren, willkürlichen Meinungen von dem zu sondern, was eigentlich Religion ist. In einem neuen, erhabenen Lichte hatte er den Sinn und Geist der göttlichen Offenbarung dargestellt, reinere und hellere Ideen nicht nur unter den Anhängern seiner Kirche, sondern unter allen christlichen Confectionen zu verbreiten gesucht¹⁰⁾.

Besonders that er dies in dem Werke, auf das sich sein Haupttriumph als Christfelsen gründet, in den „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion“¹¹⁾. Aus diesem Werke geht unverkennbar hervor, wie Jerusalem den rechtmässigen Antheil der Vernunft an der Begründung der Glaubenswahrheiten geltend zu machen suchte. Er wünschte die Religion von allen unfruchtbaren Dogmen und kirchlichen Normen zu reinigen, sie streng von der Theologie zu trennen, und ihren moralischen Einfluß auf das menschliche Herz in einem neuen, glänzenden Lichte zu zeigen. Den Standpunkt, von welchem er sein Werk beutheilte wünschte, hat Jerusalem selbst angegeben.

„Man hat,“ sagt er in der Vorrede zu seinem Werke, „diese Betrachtungen für seinen vollständigen und gelebten Unterricht in der Religion anzunehmen. Ich wünschte

vornehmlich derjenigen Classe von Lesern dadurch nützlich zu werden, deren Stand und Beschäfte es nicht leiden, in die genauere und gelehrtere Untersuchung dieser Wahrheiten sich einzulassen, denen es aber, bei ihrer mehrten Verbindung mit der Welt und der jetzt übermässigen Freiheit, gegen die Religion zu schreiben, zu ihrer Beruhigung um so wichtiger ist, die Grundwahrheiten ihres Glaubens in ihrer wahren Größe, und besonders nach ihrer innerlichen Forttreflichkeit, kennen zu lernen. Mein Endzweck ist dabei gewesen, das Mittel zwischen der metaphysischen Strenge und zwischen der weltläufigen Declamation zu halten, um durch jene den Leser nicht zu ermüden, und durch diese die Empfindung der Stärke der Wahrheit nicht zu sehr zu schwächen.“

Für den Verfall, den das erwähnte Werk gefunden, sprechen die Übersetzungen desselben in mehrer Sprachen, ins Französische (Worben 1770. 12.), ins Dänische von Peter Lepp Wandall (Kopenhagen 1776. 2. Aufl. Hamb. 1780.), ins Holländische, mit Anmerkungen von Valbartsar Carull (Amsterdam 1772. 3. Theile), dergl. von A. v. Wandsbøl zu Geist; ins Schwedische von A. G. Lejonfuhnd (Uppsala 1783—1786. 3 Theile).

Eine Fortsetzung jenes Werkes bilden die in Jerusalem's nachgelassenen Schriften enthaltene Aufzählung, herausgegeben von seiner Tochter, Friederike Jerusalem¹²⁾. Neben den letzten Resultaten seines Nachdenkens und Fortschritts über religiöse Wahrheiten findet man dort auch mehrere Aufsätze vermischten Inhalts; den Entwurf einer öffentlichen Armenanstalt; über die Absicht und erste Einrichtung des Carolinums; über die deutsche Literatur u. a. m.

Unter Jerusalem's übrigen Schriften¹³⁾ sind besonders seine unten angeführten charakteristischen Lebensbeschreibungen hervorzuheben, in denen er drei Fürsten des

10) Daß ein so rühmliches Streben gleichwohl verkannt ward, zeigen mehrere Schriften des Jesuiten Alois Wenz, der unter andern (1775) die Frage aufwirft: Ob der Herr Ath Jerusalem in der That ein so starker Theolog sei, als er in der protestantischen Kirche angesehen und verehrt werde. Wen die übrigen polemischen Schriften interessieren, die jener eifrig gegen Jerusalem und den Rechtsgelehrten Moser in Stuttgart richtete, findet nähere Nachricht in dem von K. G. Jörrens herausgegebenen Kritiken teutscher Dichter und Prosaisten. 6. Bd. S. 361.

11) Das Werk erschien zu Braunschweig 1768, nebst vier Fortsetzungen in den Jahren 1772—1779; (schon in einer neuen Ausgabe (Braunschweig 1785). 2 Theile. Besonders abgedruckt ward die Lehre von der moralischen Regierung über die Welt, oder die Geschichte vom Fall (Hamb. 1780). Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek 18. Bd. 2. St. S. 537 fg. 22. Bd. 2. St. S. 439 fg. 46. Bd. 1. St. S. 21 fg. In dem ersten Theile des Werkes sind die nachfolgenden Betrachtungen enthalten: 1) Von der Wichtigkeit der Untersuchung, ob ein Gott sei. 2) Beweis, daß ein Gott und Schöpfer der Welt sei. 3) Daß Gott der allerhöchste und ewigste Geist sei. 4) Von der Vorsehung. 5) Von dem Ursprunge des Bösen; des physischen; des moralischen. 6) Von einem zukünftigen Leben. 7) Von der moralischen Natur des Menschen. 8) Von der Natur der Religion. 9) Von dem Verhältnisse der Religion gegen Unglauben und Abglauben. Der zweite Theil umfaßt die nachfolgenden Betrachtungen: 1) Ob überhaupt ein außerordentlich göttlicher Unterricht von der Religion, oder eine Offenbarung, mit der Beistand Gottes bestehen könne. 2) Zustand der Vernunft und der Religion bei ersten Menschen nach der biblischen Geschichte, von dem Ursprunge des menschlichen Geschlechts an bis zur Einfluth. 3) Zustand der Welt und der Religion von der Einnfluth an bis zu Moses nach bieser Beschreibung. 1. Abth. Von Moses bis zu Abraham. 2. Abth. Von Abraham's Beruf bis zu dessen Tode. 3. Abth. Von Isaac bis zu Jacob's Tode nach Ägypten. Eine Fortsetzung jenes Werkes lieferte ein Ungenannter unter dem Titel: Das reinere Christenthum, oder die Religion der Kinder des Lichts. 1. Th. (Berlin 1789). Das Werk hat auch den Nebentitel: Betrachtungen über die eigentlichen Wahrheiten der Religion; oder Fortgang bis, wo Herr Ath Jerusalem still kam. Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 22. Bd. 2. St. S. 362. Deutsche allgem. Literaturzeitung. 1789. 2. Bd. S. 195.

12) Braunschweig 1792. 1793. 2 Theile. Mehrere dieser Aufsätze waren früher in Journalen mitgetheilt worden, unter andern 1) Spring in a n. 4. literarische Correspond. 1. Bd. S. 29 fg. 13) Neben den Prioren von Braunschweig und Würzburg, Albrecht Heinrich (Braunschweig 1761. N. 7. Hamb. 1774); ins Engl. überf. (London 1764). Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften. 8. Bd. 1. St. S. 110 fg. Briefe über die biblischen Schriften und Philosophie (Braunschweig. 1762. 3. Ausg. Hamb. 1783). Glaubensbekenntnis des Fürsten Leopold von Braunschweig (Hamb. 1769. 3. Aufl. Hamb. 1781). Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 14. Bd. 1. St. S. 146 fg. Entwurf von dem Charakter und den vornehmsten Lebensumständen des biblischen Patriarchen Wilhelm Adolf von Braunschweig-Lüneburg. (Berlin 1771. gr. 4.) Französisch unter dem Titel: Essai sur le caractère et des principales traits de la vie de S. A. le Prince Guillaume Adolphe de Brunswick et de Lünebourg. (à Berl. 1771. gr. 4.) Vgl. Rie's teutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. 6. Bd. 2. St. S. 555 fg. Ein vollständiger Verzeichniß von Jerusalem's Schriften liefert E. C. zu sei in seinem Verken der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 259 fg. Jweitschaff ist, ob die unter Jerusalem's Namen 1755 zu Braunschweig (auch in demselben Jahre zu Gießen) gedruckte Schrift: Beantwortung der Frage, ob die Idee mit der Schwefel Asche nach dem alltäglichen Gebrauche nützlich sei von ihm herrührt. In öffentlichen Blättern ward Jerusalem als Verfasser dieser Schrift genannt, ohne daß er es abgelehnt hätte. Nach seinem Tode wollte man jedoch verschern, sei sei aus der Feder des Pseudonymen König geflossen.

braunschweigischen Hauses ein würdiges Denkmal setzte. Es sind zwar nur Umrisse und Entwürfe, aber mit fester Meisterhand gezeichnet, Schilderungen, geschöpft aus der genauen Bekanntschaft und Verbindung, in welcher Jerusalem mit diesen Prinzen als ihr Lehrer, Führer und Freund von früher Kindheit an gestanden. Unter seinen übrigen Schriften sind noch seine Predigten ¹⁴⁾ bemerkenswerth, über deren Werth und Charakter sich kaum richtiger urtheilen läßt, als es Jerusalem selbst gethan in der Vorrede zu denselben. Er tritt sich darin für unvollkommene Jugendprodukte, die er längst vergessen habe, und mit denen er gleich Anfangs nicht zufrieden gewesen. Sehr richtig bemerkt er, daß die Ursache des Mißfalls, der ihnen zu Theil geworden, wol nur in dem Streben zu suchen sei, die Lehre Jesu in einer einfaches, allgemein fasslichen Sprache darzustellen, als es damals üblich gewesen, wo sich gewöhnlich trockene Scholastik oder finstere Mystik in den Kanzelvortrag verwebte.

In jedem Falle darf man Jerusalem's Zeitalter, den damaligen Zustand des teutschen Geschmacks teutscher Beredsamkeit, selbst trauerscher Lebensphilosophie nicht unberücksichtigt lassen, wenn man über jene Predigten ein urtheil fassen und gerechtes Urtheil fällen will. Unstrittig war Jerusalem einer der würdigen Nachfolger Noeheim's, der in der teutschen Kanzelberedsamkeit zuerst Epoche macht. Er besaß aber zu viel eigenes Talent, um ein bloßer Nachahmer seines Vorbildes zu werden, welches er an philosophischem Geiste, an Gründlichkeit und Gehaltsfülle übertraf. Sein Vortrag, der dadurch mehr innern Gehalt, mehr Geistesnahrung für den gebildeten Zuhörer enthielt, entbehrte nicht ganz des rhetorischen Schmucks, obgleich derselbe bei Jerusalem nie in leeren Schimmer ausartete.

Bu welcher Kühnheit in der Sprache und Darstellung er sich zu erheben wußte, zeigt folgende Stelle aus einer Predigt über das Evangelium am 23. Trinit. über Matth. 22, 15—22 ¹⁵⁾: „Gebet Gott, was Gottes ist! Erlaubt es uns, Groste der Erden, daß wir zuerst aus diesen Worten eures Erbsers die Pflichten herleiten, die Gott, der euch zu Herrschern seines Volkes erwählt hat, von euch fordert. Gebet Gott, was Gottes ist! Dieser Befehl gehört ohne Ausnahme für alle Menschen. Regenten sind also Gott sowohl ihre Pflichten, wie andere Menschen, und seinen Geboten ebenso vielen Gehorsam und Rechenschaft, als Andere, Schuldi. Sind sie aber in den Augen Gottes nichts als Menschen: so müssen sie auch ihre Unterthanen als ihre Nächsten ansehen, deren Wohlfahrt sie ohne die größte Verantwortung seinen Augenblick mit Besorgnis verjähnen können! Hört es, ihr Herrscher! Nehmt es zu Euren, ihr Könige! Dies sind die Pflichten, die der Herr, euer Gott, die das Christenthum

von euch fordert! Fürsten sind dem Gesetze Gottes sowohl als andere Menschen unterworfen, und sie müssen Gott sowohl als ihre Unterthanen Rechenschaft geben. Sie sind Menschen. Sie haben mit ihren Unterthanen einerlei Ursprung, einerlei Bedürfnisse, einerlei Schwachheiten, einerlei Endr. Sie haben Einen Herrn, Einen Gott und Vater, sie hoffen auf Eine Seligkeit; sie haben einerlei Mittel, dieselbe zu erlangen. Verlaßt euch nicht auf Fürsten. Dies sagt selbst einer der größten Könige (Ps. 146, 3); denn sie sind Menschen; sie können ja nicht helfen. Sie haben also ihre Verträge nicht von sich selber, sondern Gott ist es, der sie nach seiner Freiheit zu Herrschern über ihre Völker erwählt hat. Er setzt (Dan. 2) Könige ab, und setzt Könige ein. Durch seine Weisheit regieren die Könige, und die Rathsherrn sehen das Recht; durch ihn herrschen die Fürsten und alle Regenten auf Erden. Regenten sind also, bei aller ihrer Hoheit, unter dem Gesetze und Gerichte Gottes. Gott aber macht unter seinen Dienern keinen Unterschied. Nir Beruf ist nur verschieden. Aber er fordert von allen dieselbe Treue, denselben Gehorsam u. s. w.“

Wie seine früher erwähnten „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion“ war auch Jerusalem's Predigten die Ehre widerfahren, ins Holländische von Balthasar Garull (Amsterdam 1767, 2 Ate.) und ins Schwedische von Samuel Edman (Upsala 1784, 1785, 2 Ate.) übersetzt zu werden. Schon früher waren einige jener Predigten unter dem Titel: *Recueil des six Discours, prononcés en Allemand par Mr. J. F. W. Jerusalem, traduits par un Anonyme, et précédés d'une préface de Mr. le Baron de Wolf* (Leipzig 1748) ins Französische übertragen worden. Der vorgenannte Uebersetzer war der Graf Mantouffil, wie aus der nachfolgenden Stelle eines Briefes hervorgeht, welchen Jerusalem den 26. April 1749 an Hagdorn schrieb.

„Ich nehme mir die Ehre,“ heißt es in jenem Briefe, „Ihnen ein geschriebenes Gedicht zu überreichen, welches aber mit eilestem von Herrn Breitkopf seiner Vergänglichkeits wird entziffen werden. Sie wissen vielleicht, daß der selbige Graf Mantouffil durch die Uebersetzung meiner Predigten mir zu einer unerbittlichen Ewigkeit verfallen hat. Die Dankbarkeit verpflichtet mich, bei seinem Tode ihm dieselbe zu erwidern, und Herr Gottschalk, der diesem verdienten Künstler ein Denkmahl zu errichten Willens ist, hat mich noch mehr dazu angetrieben. Weil ich aber selber keine Ewigkeiten ertheilen kann, so habe ich mich an Herrn Ebert's Freundschaft gewendet, und Sie werden gleich sehen, daß es seine Arbeit ist. Was wird aber ein Theil meiner Reider sagen, wenn Sie Newton, Leibniz und Locke selig gepriesen, und unter den Schülern den Engel sehen werden? und was werde ich für einen schlechten Lohn dieser Gütigkeit bekommen! Das einzige Mittel wird sein, daß ich meiner Errettung meine Eitelkeit aufopere, und Jedermann besenne, daß es nicht meine, sondern eines Andern Arbeit ist, der sie aber nicht anders als unter der Bedingung, seinen geliebten Engländer mit hineinzusetzen, habe verfertigt wollen. Das Gedicht ist indessen schön, und da es das erste ist, was

14) Sammlung einiger Predigten, von den durchlauchtigsten Herrschaften zu Braunshweig, Lüneburg, Wolfenbüttel gehalten (Braunschweig 1745—1752). 2 Ate. 2. Ausg. (Homb. 1755. 1757). 2 Ate. Verwehrt mit einigen Predigten vermehrte Auflage (Homb. 1788. 1789). 2 Ate. 15) f. die eben angeführte Sammlung. 1. A. S. 277 fg.

ich von Herrn Ebert gesehen, so hat es meine Hochachtung gegen ihn noch sehr vermehrt. Meine Bemühungen, ihm seinen hierigen Aufenthalt angenehm zu machen, sollen unveränderlich bleiben."

Solche Gesinnungen flossen aus seinem Charakter als Mensch, der sich fast ohne Ausnahme von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigte. Er besaß ein edles, frommes Herz, das seinen Talenten und Kenntnissen erst ihren wahren Werth, seiner Willigkeith die beste Richtung, seiner Thätigkeit gemeinnützigen Einfluß, und ihm selbst neben der Hochachtung seiner Zeitgenossen auch ihre Liebe sicherte. Er besaß die seltene Gabe, alle Herzen an sich zu fesseln. Nach dem übereinstimmenden Zeugnisse aller, die ihn näher gekannt, durfte man ihn nur einmal gesehen, nur einmal gesprochen haben, um in seinem Blicke und Wesen den biedern, gutmüthigen und aufrichtigen Mann zu erkennen, dem man sich ohne Rückhalt und Besorgnis nähern konnte. Sein zutrauliches Entgegenkommen, der Ton seiner Stimme hatten etwas wahrhaft Kindliches, und sein Gesicht war der Spiegel seiner Seele *).

Mit unermüdeter Sorgfalt verwandte er sich nicht nur für Alle, die um seinen Rath und Beistand baten, auch in der Stille wirkte er gern für das Wohl von Personen, die seiner Fürsprache und Hilfe würdig schienen, benutzte jede Gelegenheit, wo er ihnen nützlich werden konnte, und fand die süßeste Belohnung darin, das verdiente Verdienst irgend eines Individuums hervorzuheben und dasselbe seinem eigentlichen Wirkungsfeld näher gebracht zu haben. Wo er selbst durch thätigen Beistand nicht wirken konnte, suchte er seine Zwecke durch schriftliche Belehrung, Rath und Trost zu erreichen, und ein Theil seines ausgebreiteten Briefwechsel war der bereits willigen Beschäftigung von Personen gewidmet, die seine Zurechtweisung, seinen Rath oder Trost in Anspruch genommen hatten. Er wollte Andern, nach seinen Kräften, Alles werden. Selbst seine Ermahnungen und Vorstellungen verloren durch die Sanftmuth und Herzensgüte, die unverkennbar hervordrückte, alles Unangenehme und Bittere, und nöthigten auch dem minder Gefühlsvollen Achtung, Ehrfurcht und Liebe gegen den Mann ab, der so viel wahre und sorgliche Theilnahme bewies.

Herablassung gegen seine Untergebenen war ein hervorstechender Zug in Jerusalem's Charakter. Freundlich und mild suchte er sie auf die genauere und regelmäßige Erfüllung ihrer Pflichten hinzuweisen, unterstützte sie durch seinen Rath, durch seine Erfahrungen, und ward ihnen ein Vorbild an Fleiß, Thätigkeit, Ordnung und jeder öffentlichen und häuslichen Tugend. Ihre Schwä-

chen und Fehler ertrug er mit Geduld, und ließ sich selbst bei wiederholten Vergehungen, nie zu einer Aufsehung des Jorns hinreißen, die seinem sanftern Charakter fremd war. Seine Vorwürfe blieben stets liebevoll und vernünftige Vorstellungen. Auf solche Weise gelang es ihm, die Vereinigung und Anhänglichkeit besonders seiner dienenden Hausgenossen sich fortwährend zu sichern, und ihre Trauer bei seinem Tode bewies, was er ihnen gewesen war.

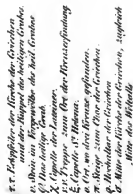
Sein gefühlsvolles Herz empfahl ihm Wohlthätigkeit, die er jedoch, jedes Gepränge hassend, am liebsten inheim übte. Erst nach seinem Tode zeigte es sich, wie viele Dürftige er errettet, wie viele Waisen und Nothleidende er unterstützt, wie viele geheime Wohlthaten er ausgespendet hatte. Seine innige Theilnahme an Armuth und Noth, sein thätiger Beistand, den er so vielen Dürftigen und Hilfslosen erwies, schien kein vorübergehendes Gefühl, keine unbeständige Temperamentsstimmung, sondern auf wahrer Menschenliebe gegründet zu sein. Sie floss aus den reinsten Quellen, und war thätige Nachahmung des höchsten Müßters der Liebe und Barmherzigkeit. Wie gab er mit Unwillen oder Vorwürfen. In seiner freundlichen Miene sprach sich sichtbar der Wunsch aus, gern mehr zu thun, und erwiderte dadurch die erzielte Wohlthat.

Was menschliche Glückseligkeit irgend erhöhen und befördern kann, bezieht für ihn bleibendes Interesse, und einen tiefen Eindruck machte auf sein empfängliches Gemüth alles Große, Gute und Schöne. Bei dem hohen Werthe, den die Menschheit in seinen Augen hatte, erfüllte ihn jede edle That, die er hörte, mit Heiterkeit und Freude. In solchen Augenblicken gab er den süßesten Hoffnungen und Aussichten Raum, daß auch der geringste Keim des Guten sich immer mehr verbreiten, tiefere Wurzeln schlagen, und die herrlichsten Früchte bringen werde. Sein Eifer verdoppelte sich, das Einzige beizutragen zur Vermehrung edler Gesinnungen und Grundsätze.

Die schwere Kunst, mit Menschen umzugehen, und sich zu ihren Kenntnissen und Fähigkeiten herabzulassen, besaß Jerusalem in seltenem Grade. Durch seine ausgedehnte Menschlichkeit, seine vielmalsförmige, richtige Theilnahme, seine tiefe Menschenkenntnis, hatte er sich vorzüglich die Gabe erworben, Hohen und Niederen, Gelehrten und Ungelernten in seinen Unterhaltungen angenehm und nützlich zu werden, Andern seine Begriffe bis zur höchsten Deutlichkeit zu entwickeln, und sie zu klarer Uebersetzung zu führen. Besonders pflegte er das Gespräch mit Fremden auf Gegenstände hinzuwenden, die ihnen vorzüglich interessant sein mußten, und oft nöthigte er ihnen Erläuterungen ab durch die Kenntnis, womit er über Dinge urtheilte, die völlig außer seinem Gesichtsfeld zu liegen schienen.

Den höchsten Werth ertheilten alle diese Eigenschaften und Vorzüge der seine Keutlichkeit, durch seine von Anmaßung oder Egoismus völlig entfernten Äußerungen. Seine Bescheidenheit war vielleicht die schönste Blume in dem Kranze seiner übrigen Tugenden. Selten oder nie ließ er im Gespräch oder im Umgange hervordringen, welchen hohen Rang ihm sein Wissen und sein Talent an-

10) Biographien von Jerusalem findet man vor dem ersten Theile seiner Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion (1768), vor dem 18. Bde. der Alcam. teutschen Bibliothek (1772), vor Beyer's allgem. Magazin für Prediger. 1. Bd. 1. St. (1789), vor dem 4. Theile der Dila Petrida (1790) und vor dem 6. Bde. der teutschen Monatschrift. Sein Portrait ist auch besonders von J. F. Baume nach A. G. Eber (1780 in Sol.) geschnitten worden; von J. F. Bött und G. G. Meißel (1791. 1. Sol.) beides schöne und ähnliche Blätter, besonders das erste genannt; ferner in Octav von Tieck, von Schöner und von J. F. Schmidt.



*Nurche
zum
bedingten Ge*

α. Eingang.
 β. Aufgang.
 γ. 1. u. 2. Th. des Tempels.
 δ. 3. Th. des Tempels.
 ε. 4. Th. des Tempels.
 ζ. 5. Th. des Tempels.
 η. 6. Th. des Tempels.
 θ. 7. Th. des Tempels.
 ι. 8. Th. des Tempels.
 κ. 9. Th. des Tempels.
 λ. 10. Th. des Tempels.
 μ. 11. Th. des Tempels.
 ν. 12. Th. des Tempels.
 ξ. 13. Th. des Tempels.
 ο. 14. Th. des Tempels.
 π. 15. Th. des Tempels.
 ρ. 16. Th. des Tempels.
 σ. 17. Th. des Tempels.
 τ. 18. Th. des Tempels.
 υ. 19. Th. des Tempels.
 φ. 20. Th. des Tempels.
 χ. 21. Th. des Tempels.
 ψ. 22. Th. des Tempels.
 ω. 23. Th. des Tempels.
 α. 24. Th. des Tempels.
 β. 25. Th. des Tempels.
 γ. 26. Th. des Tempels.
 δ. 27. Th. des Tempels.
 ε. 28. Th. des Tempels.
 ζ. 29. Th. des Tempels.
 η. 30. Th. des Tempels.
 θ. 31. Th. des Tempels.
 ι. 32. Th. des Tempels.
 κ. 33. Th. des Tempels.
 λ. 34. Th. des Tempels.
 μ. 35. Th. des Tempels.
 ν. 36. Th. des Tempels.
 ξ. 37. Th. des Tempels.
 ο. 38. Th. des Tempels.
 π. 39. Th. des Tempels.
 ρ. 40. Th. des Tempels.
 σ. 41. Th. des Tempels.
 τ. 42. Th. des Tempels.
 υ. 43. Th. des Tempels.
 φ. 44. Th. des Tempels.
 χ. 45. Th. des Tempels.
 ψ. 46. Th. des Tempels.
 ω. 47. Th. des Tempels.
 α. 48. Th. des Tempels.
 β. 49. Th. des Tempels.
 γ. 50. Th. des Tempels.
 δ. 51. Th. des Tempels.
 ε. 52. Th. des Tempels.
 ζ. 53. Th. des Tempels.
 η. 54. Th. des Tempels.
 θ. 55. Th. des Tempels.
 ι. 56. Th. des Tempels.
 κ. 57. Th. des Tempels.
 λ. 58. Th. des Tempels.
 μ. 59. Th. des Tempels.
 ν. 60. Th. des Tempels.
 ξ. 61. Th. des Tempels.
 ο. 62. Th. des Tempels.
 π. 63. Th. des Tempels.
 ρ. 64. Th. des Tempels.
 σ. 65. Th. des Tempels.
 τ. 66. Th. des Tempels.
 υ. 67. Th. des Tempels.
 φ. 68. Th. des Tempels.
 χ. 69. Th. des Tempels.
 ψ. 70. Th. des Tempels.
 ω. 71. Th. des Tempels.
 α. 72. Th. des Tempels.
 β. 73. Th. des Tempels.
 γ. 74. Th. des Tempels.
 δ. 75. Th. des Tempels.
 ε. 76. Th. des Tempels.
 ζ. 77. Th. des Tempels.
 η. 78. Th. des Tempels.
 θ. 79. Th. des Tempels.
 ι. 80. Th. des Tempels.
 κ. 81. Th. des Tempels.
 λ. 82. Th. des Tempels.
 μ. 83. Th. des Tempels.
 ν. 84. Th. des Tempels.
 ξ. 85. Th. des Tempels.
 ο. 86. Th. des Tempels.
 π. 87. Th. des Tempels.
 ρ. 88. Th. des Tempels.
 σ. 89. Th. des Tempels.
 τ. 90. Th. des Tempels.
 υ. 91. Th. des Tempels.
 φ. 92. Th. des Tempels.
 χ. 93. Th. des Tempels.
 ψ. 94. Th. des Tempels.
 ω. 95. Th. des Tempels.
 α. 96. Th. des Tempels.
 β. 97. Th. des Tempels.
 γ. 98. Th. des Tempels.
 δ. 99. Th. des Tempels.
 ε. 100. Th. des Tempels.
 ζ. 101. Th. des Tempels.
 η. 102. Th. des Tempels.
 θ. 103. Th. des Tempels.
 ι. 104. Th. des Tempels.
 κ. 105. Th. des Tempels.
 λ. 106. Th. des Tempels.
 μ. 107. Th. des Tempels.
 ν. 108. Th. des Tempels.
 ξ. 109. Th. des Tempels.
 ο. 110. Th. des Tempels.
 π. 111. Th. des Tempels.
 ρ. 112. Th. des Tempels.
 σ. 113. Th. des Tempels.
 τ. 114. Th. des Tempels.
 υ. 115. Th. des Tempels.
 φ. 116. Th. des Tempels.
 χ. 117. Th. des Tempels.
 ψ. 118. Th. des Tempels.
 ω. 119. Th. des Tempels.
 α. 120. Th. des Tempels.
 β. 121. Th. des Tempels.
 γ. 122. Th. des Tempels.
 δ. 123. Th. des Tempels.
 ε. 124. Th. des Tempels.
 ζ. 125. Th. des Tempels.
 η. 126. Th. des Tempels.
 θ. 127. Th. des Tempels.
 ι. 128. Th. des Tempels.
 κ. 129. Th. des Tempels.
 λ. 130. Th. des Tempels.
 μ. 131. Th. des Tempels.
 ν. 132. Th. des Tempels.
 ξ. 133. Th. des Tempels.
 ο. 134. Th. des Tempels.
 π. 135. Th. des Tempels.
 ρ. 136. Th. des Tempels.
 σ. 137. Th. des Tempels.
 τ. 138. Th. des Tempels.
 υ. 139. Th. des Tempels.
 φ. 140. Th. des Tempels.
 χ. 141. Th. des Tempels.
 ψ. 142. Th. des Tempels.
 ω. 143. Th. des Tempels.
 α. 144. Th. des Tempels.
 β. 145. Th. des Tempels.
 γ. 146. Th. des Tempels.
 δ. 147. Th. des Tempels.
 ε. 148. Th. des Tempels.
 ζ. 149. Th. des Tempels.
 η. 150. Th. des Tempels.
 θ. 151. Th. des Tempels.
 ι. 152. Th. des Tempels.
 κ. 153. Th. des Tempels.
 λ. 154. Th. des Tempels.
 μ. 155. Th. des Tempels.
 ν. 156. Th. des Tempels.
 ξ. 157. Th. des Tempels.
 ο. 158. Th. des Tempels.
 π. 159. Th. des Tempels.
 ρ. 160. Th. des Tempels.
 σ. 161. Th. des Tempels.
 τ. 162. Th. des Tempels.
 υ. 163. Th. des Tempels.
 φ. 164. Th. des Tempels.
 χ. 165. Th. des Tempels.
 ψ. 166. Th. des Tempels.
 ω. 167. Th. des Tempels.
 α. 168. Th. des Tempels.
 β. 169. Th. des Tempels.
 γ. 170. Th. des Tempels.
 δ. 171. Th. des Tempels.
 ε. 172. Th. des Tempels.
 ζ. 173. Th. des Tempels.
 η. 174. Th. des Tempels.
 θ. 175. Th. des Tempels.
 ι. 176. Th. des Tempels.
 κ. 177. Th. des Tempels.
 λ. 178. Th. des Tempels.
 μ. 179. Th. des Tempels.
 ν. 180. Th. des Tempels.
 ξ. 181. Th. des Tempels.
 ο. 182. Th. des Tempels.
 π. 183. Th. des Tempels.
 ρ. 184. Th. des Tempels.
 σ. 185. Th. des Tempels.
 τ. 186. Th. des Tempels.
 υ. 187. Th. des Tempels.
 φ. 188. Th. des Tempels.
 χ. 189. Th. des Tempels.
 ψ. 190. Th. des Tempels.
 ω. 191. Th. des Tempels.
 α. 192. Th. des Tempels.
 β. 193. Th. des Tempels.
 γ. 194. Th. des Tempels.
 δ. 195. Th. des Tempels.
 ε. 196. Th. des Tempels.
 ζ. 197. Th. des Tempels.
 η. 198. Th. des Tempels.
 θ. 199. Th. des Tempels.
 ι. 200. Th. des Tempels.
 κ. 201. Th. des Tempels.
 λ. 202. Th. des Tempels.
 μ. 203. Th. des Tempels.
 ν. 204. Th. des Tempels.
 ξ. 205. Th. des Tempels.
 ο. 206. Th. des Tempels.
 π. 207. Th. des Tempels.
 ρ. 208. Th. des Tempels.
 σ. 209. Th. des Tempels.
 τ. 210. Th. des Tempels.
 υ. 211. Th. des Tempels.
 φ. 212. Th. des Tempels.
 χ. 213. Th. des Tempels.
 ψ. 214. Th. des Tempels.
 ω. 215. Th. des Tempels.
 α. 216. Th. des Tempels.
 β. 217. Th. des Tempels.
 γ. 218. Th. des Tempels.
 δ. 219. Th. des Tempels.
 ε. 220. Th. des Tempels.
 ζ. 221. Th. des Tempels.
 η. 222. Th. des Tempels.
 θ. 223. Th. des Tempels.
 ι. 224. Th. des Tempels.
 κ. 225. Th. des Tempels.
 λ. 226. Th. des Tempels.
 μ. 227. Th. des Tempels.
 ν. 228. Th. des Tempels.
 ξ. 229. Th. des Tempels.
 ο. 230. Th. des Tempels.
 π. 231. Th. des Tempels.
 ρ. 232. Th. des Tempels.
 σ. 233. Th. des Tempels.
 τ. 234. Th. des Tempels.
 υ. 235. Th. des Tempels.
 φ. 236. Th. des Tempels.
 χ. 237. Th. des Tempels.
 ψ. 238. Th. des Tempels.
 ω. 239. Th. des Tempels.
 α. 240. Th. des Tempels.
 β. 241. Th. des Tempels.
 γ. 242. Th. des Tempels.
 δ. 243. Th. des Tempels.
 ε. 244. Th. des Tempels.
 ζ. 245. Th. des Tempels.
 η. 246. Th. des Tempels.



wies. Selbst die gerechtesten Lobprüche suchte er von sich abzulehnen, und verschmähte nicht die Bezeichnung aus dem Munde von Personen, die in intellectueller Hinsicht tief unter ihm standen. Auch noch in seinem höhern Alter liebte er Satyr und Humor in der Unterhaltung, ohne je die Grenzen des Anstandes zu überschreiten, und auf Kosten Anderer seiner fröhlichen Laune Spielraum zu gönnen. Sein ganzes Leben, so trübe Schicksale ihm auch getroffen, war ein Muster von Aufrechterheit und Geduld, und nie wankte sein festes Vertrauen auf eine weise Lenkung aller menschlichen Schicksale. Statt unter seinen Leiden zu erliegen, schien sein Geist vielmehr dadurch neue Kraft und Stärke gewonnen zu haben, wie die ruhige Fassung bewies, mit welcher er von seiner irdischen Laufbahn abtrat¹⁷⁾.

3) Karl Wilhelm, geb. 17... zu Braunschweig, ein Sohn des dortigen Professors der Theologie und Abis Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, studierte Philosophie und Jurisprudenz zu Göttingen und zu Göttingen, und beendete an dem zuletztgenannten Orte späterhin einen Gefandtschaftsposken. Die Leidenschaft zu der Gattin eines Freundes veranlaßte ihn in Schwermuth, und brachte ihn zu dem Entschlusse, sein Leben im Herbst 1772 zu enden¹⁸⁾. Göthe, dem dies Ereigniß den Anlaß gab, seinen in psychologischen Hinsicht ausgezeich-

neten Roman „die Leiden des jungen Werther“ zu schreiben, schildert ihn als einen jungen Mann von gefälliger Gestalt und mittler Größe¹⁹⁾. „Er hatte ein mehr ruhendes als längliches Gesicht, weiche ruhige Züge, und was sonst noch einem hübschen blonden Jünglinge zukommen mag; blaue Augen sohann, mehr anziehend als sprechend zu nennen. Seine Äußerungen waren mäßig, aber wohlwollend. Er nahm an den verschiedensten Productionen Theil; besonders liebte er Zeichnungen und Skizzen, in welchen man einfamen Gegenständen ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Er theilte bei solchen Gelegenheiten Gesner'sche Radirungen mit, und munterte die Liebhaber auf, darnach zu studiren. Sonst wußte man wenig von ihm zu sagen, außer, daß er sich viel mit der englischen Literatur beschäftigte.“ In Jerusalem's Nachlasse fanden sich fünf philosophische Aufsätze, welche Lessing zu Braunschweig 1776 drucken ließ²⁰⁾. Die Überschriften dieser Aufsätze sind folgende: 1) Daß die Sprache dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilt sein kann. 2) Über die Natur und den Ursprung der allgemeinen und abstracten Begriffe. 3) Über die Freiheit. 4) Über die Mendelssohn'sche Theorie vom sinnlichen Vergnügen. 5) Über die vernünftigen Empfindungen. Lessing fügte noch einige Zusätze bei²¹⁾. (Heinrich Döring.)

II. Geographie und Geschichte.

A. Die Stadt Jerusalem in Palästina. Wenn irgendwo das Zwischeneinanderdurchwerfen der Jahrhunderte aller Zeiten einer reinen und klaren Ansicht der Dinge gedenkt, so bis jetzt noch eine solche unmöglich gemacht hat, so ist dieses in Hinsicht des Bildes der Jäh, welches man sich von der Topographie Jerusalem's in den verschiedenen Perioden dieser Stadt zu machen versucht hat. Es gab eine Zeit, da man Zeichnungen anfertigte, laut deren Rebusadner die Stadt Jerusalem mit Kanonen beschoffen hat, und Niemand an solchen Darstellungen Argerniß nahm — auch ist diese Zeit keineswegs schon vorüber. Sind doch noch in unsern Tagen Kupferstichen mit vieler Anerkennung aufgenommen worden, in denen Mirjam, die Prophetin (2 Mos. 15, 20), ihren Gesang mit einem Instrumente begleitet, das einer Pedalharfe ähnlicher sieht, als den Zimbelwerkzeugen der heutigen Araber, und worin eine Reihe von Pyramiden hart am Ufer des rothen Meeres sich dem gläubigen Beschauer präsentirt. Besonders aber hat man sich über den Leichtsinn zu belagen, mit welchem man durch seinfindende Originalzeichnungen das Publikum hinter das Licht führt. Von den reinen Phantasiefiktionen nicht einmal zu reden, welche häufiger vorkommen, als man vermuthen sollte; so finden sich mehre Zeichnungen von Cornelius de Bruin (uns liegt die französische Ausgabe von 1700 vor) nicht allein in Ludwig Meyer's Originalzeichnungen von An-

17) Vgl. den Entwurf seiner, kurz vor seinem Tode verfaßten, Selbstbiographie im 2. The. von Jerusalem's nachgelassenen Schriften (Braunschweig 1795). Lebensgeschichte J. H. Jerusalem's, herausgegeben von einem seiner Verehrer (Hann. 1790). Jerusalem's letzte Lebensstage, von J. H. C. Empirius (Brieg 1790). (Im Anzuge in Wolfenbüttel's Charakteristik über und merkwürdiger geistlicher Menschen. 1. Th. S. 1 fg.) Streibmann's Geschichte gelebter Gelehrten. 9. Th. S. 331 fg. Herter's Almanach für Prediger auf das Jahr 1791. S. 148 fg. Herter's allgem. Magazin für Prediger. 1. Bd. 1. St. Wiedigen's neues weltliches Magazin. 5. Heft. S. 45 fg. (Salzmann's) Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutonen. S. 458 fg. Bauer's Gallerie hübscherer Gemälde. 3. Th. S. 408 fg. Derselbe neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 386 fg. Reusner's Handbuch der allgem. Literaturgeschichte. 4. Bd. S. 547 fg. (Kittner's) Charakter teutscher Dichter und Prosaisten. S. 291 fg. Jördens's ersten teutscher Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 506 fg. 6. Bd. S. 359 fg. Pöhl, Handbuch zur Kenntn. der teutschen Wissenschaften. 1. Th. S. 121 fg. Dessen Gesamtregister der teutschen Sprache (Esp. 1825). 4. Bd. S. 148 fg. Eichhorn's Geschichte der Literatur. 4. Bd. 2. Theil. S. 1054 fg. Meutermel's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 11. Bd. S. 329. Fr. Horn, Die Poesie und Beredsamkeit der Teutschen. 3. Bd. S. 277. Wächter's Handbuch der Geschichte der Literatur. 3. Th. S. 327. 18) Eine genaue Angabe seines Geburtsjahres findet sich nirgend. 19) Diese Angabe ist, nach einem Briefe der besten Hand von Schumann's Epist. vom 14. Nov. 1772 zu schätzen, in welchem sie diesen Text enthält, wol die richtige, aber wenigstens richtiger als Meusel's Angabe, der Jerusalem 1775, folglich ein Jahr nach der Erscheinung des Werther, leben läßt. Vgl. Erinnerungen aus Herter's Leben, von seiner Gattin Marie Karoline v. Herter, geb. Hagedorn. 1. Th. S. 351. Meusel's Leiden der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 262. Wöhrer's Leben, von Heinrich Döring (Weimar 1825). S. 157. 20) Ein solches Denkmal stiftete ihm Göthe in seiner Epistel über die Götterkinder (1775). f. Dessen Gedichte. 1. Bd. S. 243. 21) Gesselt. B. B. u. A. zweite Edition. XV.

21) f. Göthe's Werke. Volkshand. Ausgabe letzter Hand. 26. Bd. S. 156. 22) Vgl. Gesselt's 2te. Aufl. d. Zeitung. 1776. 44. St. S. 352 fg. Äugen. teutscher Bibliothek. 33. Bd. 2. St. S. 484 fg. 23) Vgl. Jördens's ersten teutscher Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 511.

sichten aus Palästina (herausgegeben von Dr. Rosenmüller, dem Verfasser der biblischen Alterthumskunde), sondern sogar in dem Original von Buckingham's Reisen (Lond. 1821) bis auf die Bewerte getreulich copirt wieder. Ja, was das Allergeringste ist, so theilen dergleichen *Buch.* Travels in Palästina zu p. 232 einen Plan des alten Jerusalem mit, angeblich als „from the earliest Authorities“ genommen, welcher nicht mehr und nicht weniger ist, als eine klavierte Nachbildung der in Dapper's Palästina (zu p. 226 der nürnberg. Ausgabe von 1689) befindlichen Platte! Dazu kommen die nachtheiligen Folgen einmal angenommenen Hypothesen. Bekanntlich will die Tradition: es sei die Dichtigkeit der Einrichtung und des Grabmals Christi kaum 100 Fuß von einander, fast in der Mitte des heutigen Jerusalem's belegen. Allein seit der Mitte des abgewichenen Jahrhunderts haben sich sehr bedeutende Zweifel an der historischen Begründung dieser Tradition geltend zu machen gewußt; also ist ein Streit entstanden, der nicht immer mit vollkommen christlichen Waffen dürfte geführt worden sein. Und dergleichen Streitpunkte gibt es hier mehre. Wir aber haben das alles hier anführen müssen, um nachzuweisen, mit wie vieler Vorsicht die Berichte und Darstellungen selbst der geehrtesten Namen nur benutzt werden können. Für den, der es nicht möglich machen konnte, an Ort und Stelle selbst nachzuforschen, ist bei den Widerprüchen, den Unvollkommenheiten, der Unklarheit und dem, wie es hin und wieder scheinen möchte, nicht unablässigen Stillstehen der Berichte, in nicht wenigen Punkten es platterdings unmöglich, das Wahre und Richtige herauszufinden.

Um diesem indessen so nahe als möglich zu kommen, hat es uns am Angenehmsten erschienen, von Beschreibung der Dichtigkeiten der Stadt Jerusalem und ihrer Umgebungen, sowie sie gegenwärtig sich darstellen, auszugehen. Dies ist die einzig sichere Basis, auf welche alle Gewisheit und alle Vermuthungen über frühere Zustände begründet werden müssen.

1) Das jetzige Jerusalem. Was von der sogenannten Statistik dieser Stadt zu bemerken sein möchte, werden wir am Ende des Artikels beibringen — jetzt gilt es die sogenannte Topographie um darüber reden zu können, ist der Plan Nr. I. angefertigt worden, er hat viele Mühe und Überlegung gekostet. Denn keiner der bisher bekannt gewordenen Grundrisse beruht auf unmittelbaren geometrischen Messungen, sondern nur auf Abschreibungen und ähnlichen, leicht täuschenden Abschätzungen¹⁾, auch mangelt fast überall eine richtige Terrainzeichnung — daneben ist bei den meisten Neues und Alteses oft auf die vermorrenste und verwirrendste Weise mit einander vermischt worden (s. z. B. Sieber's Karte von Jerusalem 1818). Auch beschränken wir uns hier nur auf eine kurze Angabe der Zeich-

nungen, welche als auf an Ort und Stelle selbst gemachte Beobachtungen begründet, auf Originalität Anspruch machen, so wie wir sie sämmtlich nur insofern berücksichtigen, als sie die Zustände der Gegenwart darstellen sollen.

Unter den ältesten scheint der von Götowid im J. 1599 an Ort und Stelle gezeichnete (S. 318 der Ausgabe von 1619) im Wesentlichen richtig; aber im Innern der Stadt selbst fehlt alle Terrainzeichnung; die Stadt erscheint als auf einer vollkommen ebenen Fläche belegen. Unter den spätern sehen die von Shaw, Acompon, Pococke, Kerle, Chateaubriand kaum einander ähnlich, besonders was die Terrainzeichnung der Gegend um Jerusalem betrifft; in der Shaw'schen Zeichnung (franz. Übers. à la Haye 1743. Tom. II. p. 16) nehmen wahrhaft abentheuerlich sich aus die oben auf den Kuppen der Hügel gezeichneten Dichtigkeiten der Quellen Siloah's und der heil. Jungfrau. Als vorzüglich merkwürdig müssen wir aber die von Niebuhr, Scholz, Sieber (an welchen sich Berggren), Clarke (an welchen sich Büdingham anschließt) und von Dr. Westphal bezeichnen. Der von Niebuhr ist zuerst (1784) im teutschen Museum bekannt gemacht, und dem so eben (1837) erschienenen dritten Theile seiner Reisebeschreibung beigegeben. Diesem Grundrisse steht entgegen, das Grundriß und Ansicht der Stadt vom Dberge aus (sener auf Tab. IV., diese auf Tab. V. des Werks) sich in mehreren wesentlichen Punkten widersprechen, wozu kommt, daß der berühmte Reisende selbst sagt (Ab. I. S. 52), daß seine Zeichnung nur so genau sei, als Zeit und Umstände es haben erlauben wollen, die erstere aber sehr beschränkt und die andere all zu wenig günstig beschreibt. Scholz hatte schon früher einen Plan von Jerusalem bekannt gemacht; ein neuerer ist seinem Programm von 1835 „de Hierosolymae situ et ambitu“ beigegeben, indessen (wie weiter unten nachgewiesen werden wird) in der südöstlichsten Ecke der heutigen Stadtmauer vollkommen unrichtig. Der von Sieber gezeichnete, von welchem eine Nachbildung der teutschen Übersetzung von Berggren's Reisen beigegeben ist, erweckt grade das kleinliche Details wegen, womit er gewissermaßen Prunk treibt, nur Mißtrauen; nicht zu gedenken, daß ein Berichtsfasser, der sich darin gefällt, nicht weniger als dreizehn Orte mit einem „wo die Zünger das Erbe gemacht“, „wo Petrus gewohnt“ und ähnlichen Dingen zu bezeichnen, den sprechendsten Beweis gibt, daß er gar nicht weiß, worauf es bei einem Plane von Jerusalem ankomme. Bei Clarke's Plan ist uns aufgefalle, theils, daß der Kedron hier etwas nordöstlich von der nordöstlichen Ecke der Stadtmauer sogleich als ein mächtiger Strom in die Zeichnung tritt, theils, daß die Richtung der Ummauerung, besonders an der Ostseite und an der Südseite gegen Osten hin allen übrigen Nachrichten und Zeichnungen, vorzüglich aber der so sehr detaillirten Beschreibung widerspricht, welche von Prosch, Ritter von Osten, S. 85 seiner Reise ins heilige Land mittheilt. Auf der Ostseite, woselbst nach allen übrigen die Ummauerung in ihrer ganzen Erstreckung eine vollkommen gerade Linie bildet, sind bei Clarke wol ein Dugend ein- und ausstrahlende Winkel, unter diesen sogar ein rechter — ebenso auf der Südseite, woselbst alle

1) Sieber (Reise S. 6) scheint sich freilich einer Art geometrischer Maße rühmen zu wollen, allein nach dem Ergebnisse, welches er selbst (S. 7) erzählt, scheint er doch keine Instrumente gebraucht zu haben.

übrigen nur einen einzigen rechten Winkel haben, erscheinen hier nicht wenige als sieben aus, und vier einpringende Winkel. Das Castell (der Planer) — auf unserem Plane Nr. 1. bei c — erscheint bei Clarke als ein Viereck mit vier regelmäßigen Bastionen. Das Thal südlich von der Stadt verschwindet im Südwesten, da, wo es sich mit dem auf der Westseite der Stadt von Norden herabkommenden Thale verbinden sollte, in Clarke's Zeichnung gänzlich, und hier grade ist es, wo nach übereinstimmender Aussage aller übrigen, dieses Thal von den steilsten Wänden eingeschlossen ist! Von der nördlichen Ummauerung abwärts zeigt sich bei Clarke eine Abdachung nach Norden, während nach allen übrigen Berichterstattungen die nördliche Ummauerung auf den Ausläufern der von Norden nach Süden sich abdachenden Hügel liegt. Diese Fehler sind auf dem zu p. 268 des Originals von Buckingham's Reisen beigegebenen Risse in vergrößertem Maßstabe wiederholt. Die Ummauerung ist auf der Nord-, West- und Südseite unrichtig gerichtet, das Thal auf der Südseite der Stadt, welches nach übereinstimmender Aussage aller übrigen nur eine enge Schlucht bildet, erscheint hier als eine Fläche von etwa 1000 Pards, während die Stadt in ihrer größten Ausdehnung nur etwa 1500 Pards mißt. Welches Vertrauen kann man also auf diese Pläne setzen, deren Unrichtigkeit sich in so mancher Hinsicht genau nachweisen läßt? Alles wol erwogen schien und endlich am zutreffendsten diejenige Terrainezeichnung zu sein, welche sich in dem nach Dr. Westphal's Zeichnungen angefertigten Grundrisse findet. Indessen miß doch die Ausfertigung des so beglückten Aufzuges (Scriba 1825. Bd. 1. Hft. 3. S. 385), „daß das Stücken des Plans nach der Originalaufgabe des Dr. Westphal nicht zulässig war“ bedenklich machen. Warum nicht zulässig? Und diese Bedenklichkeit steigert sich durch zwei offensbare Fehler zu der Besorgnis, daß man auch hier nicht auf vollkommen sicheren Boden stehe. Der erste Fehler ist, daß die heiligen Hübe und die beiden Moscheen (al-Haram), welche nach übereinstimmender Ausgabe aller Reisebeschreibungen vollkommen gebaute Flächen bilden, auf der Westphal'schen Zeichnung als von N. D. nach S. W. sich abdachend erscheinen, und der andere, daß der Wady Kebron, der nach den bestimmten Erklärungen in von Prof. Prof. Reisen (S. 86) dicht oberhalb Jerusalem seinen Ursprung nimmt, bei Westphal als ein Fluß erscheint, dessen Uferung weit nördlich von Jerusalem gesucht werden muß. Dergleichen offensbare Fehler machen immer mißtraulich, und so sind wir denn der Terrainezeichnung des Dr. Westphal (welche in Ackermann's Bibelatlas auf Tab. X. wiederholt ist) allerdings vorzüglich gefolgt, haben aber in ihren Hauptpunkten auch die Beschreibungen Anderer zu Rathe gezogen, und besonders in der Zeichnung der Ummauerung von Jerusalem, sowie in der Bezeichnung des Steigens und Fallens des Terrains, auf welchem die Ummauerung ruht, dasjenige vor Augen gehabt, was A. v. Prof. in der schon angeführten Reisebeschreibung berichtet. Indessen müssen wir hier ein für allemal bemerken, wie wir die Überzeugung hegen, daß mehr, die Topographie des alten Jerusalem's betreffende Hauptpunkte

erst dann aus ihrem Dunkel heraustraten werden, wenn es wissenschaftlich gebildeten, unbeschlenen und vorurtheilsfreien und mit den in Frage stehenden Gegenständen hinlänglich vertrauten Männern gelassen sein wird, an Ort und Stelle genaue Untersuchungen anzustellen, bei denen mehr als bisher geschehen konnte, theils die Frage: ob und wo das neue Jerusalem auf den Trümmern des alten oder auf dem natürlichen Felsenboden ruhe, theils das Steigen und Fallen der Oberfläche und die Profile der Erhebungen zu berücksichtigen sein dürften.

Das heutige Jerusalem, dessen astronomische Lage Niebuhr und Seegen vom lateinischen Kloster (a) im nordwestlichen Theile der Stadt gemessen, und jener (ohn Angabe der Länge) zu 30° 37' n. Br., dieser zu 53° 21' östl. L. und 31° 47' 47" n. Br. gefunden hat, ist auf der Bergmasse belegen, welche sich vom Libanon zur Halbinsel des Sinal zwischen dem Jordanthal und dem mittelländischen Meere erstreckt, vielleicht etwa 2200 Fuß über der Meeressfläche). Hier bedeckt die Stadt einen nach Westen, Süden und Osten (scharf abgeschnittenen, nach Norden mit der Blachbühne zusammenhängenden Theil derselben, ebenda, wo dieselbe von Nordwesten nach Südosten sich sanft hinabsenkt und in mehrere besondere Höhen theilt. Zwei derselben fallen gen Osten nach der Schlucht des Wady Kebron ab, welcher nahe am Nordostwinkel der Stadt seinen Ursprung nimmt (Prof. S. 86) und die Höhen, auf denen Jerusalem liegt, vom Dberge und dessen südlichen Abfalle, dem Berge des Argemins, trennt. Das eigentliche Bett dieses Flusses oder Wadys (Wady) ist in der Regel trocken und hat nur in unmittlbar nach der Regenzeit Wasser. Bei seinem Ansätze oberhalb der Stadt ist er sehr flach, nach und nach und besonders in der Gegend vom Mariertor (k) bis zum goldenen Thor (l) gegenüber wird er immer tiefer und die Thalwände immer steiler, der südöstlichen Ecke der Stadt gegenüber sind diese Wände sehr steil; hier wird er das Thal Josaphat genannt. Noch weiter nach Süden, wo sich dieses Thal mit dem von Westen herabkommenden Thale Hinnom vereinigt, hat die Steilheit der Wände ab- und die Breite des Thals zugenommen; hier findet sich sogar eine kleine Ebene. Von hier wenden sich die vereinigten Thäler fast gerade nach Osten mit geringer südlicher Abweichung und münden sich zuletzt gegen die Ebene des todtten Meeres. Der südöstliche unter den Hügeln, auf denen die Stadt ruht, ist der niedrigste von allen, jetzt trägt er die Hauptmoschee der Stadt und wird al-Haram genannt. Da erwiesen ist (s. unten), daß er auch das altjüdische Heiligtum trug, so muß er als der Morija der alten Zeit betrachtet werden. Der nordöstliche Hügel ist nur durch eine sanfte Einsenkung von ihm getrennt und steigt innerhalb der Stadt nur unbedeutend empor;

2) Nach Schubert's Barometermessungen soll das Kebronthal 1139 pariser Fuß über dem Niveaumere sein. Wahrscheinlich ist damit das Thale, aber die größte Tiefe des Kebronthales gemessen, der südöstlichen Ecke der Stadt gegenüber, da wo man es auch wol das Thal Josaphat nennt. Der Morija ist 141 Fuß, der Zion 242 Fuß und der Dberge 416 Fuß höher als dieses Thal.

erst außerhalb derselben hebt sich hier ein unebenes Terrain; hier also muß der Bethesda der alten Zeit gesucht werden. Höher als beide ist der südwestliche Hügel. Er springt am weitesten nach Süden vor, fällt im Südosten terrassenförmig, aber steil nach dem Thale Josaphat hinab, desgleichen im Süden nach dem Thale Hinnom, und im Südwesten und Westen nach einem aus der Flachhöhe in der Richtung auf Südwesten auslaufenden Thale, welches man für das in der altjüdischen Zeit „Gihon“ benannte, hält. Die höchste Stelle dieses Hügels lag schon zur Zeit der Kreuzzüge (*Wüh. Tyr. ap. Gesta Dei per Francos. Tom. I. p. 750*) und liegt noch jetzt von der Stadt ausgeschlossen im Süden derselben, und ist mit Ruinen und Gebäuden bedeckt; innerhalb der Stadtmauer liegt das armenische Kloster St. Jacob (h) auf dieser Höhe. Man hält diesen Hügel ganz allgemein für den altjüdischen Gihon und nennt ihn jetzt Sion oder Zion. Vom Kloster St. Jacob und der südwestlichen Ecke der Stadtmauer senkt sich der Boden kaum merklich gegen die Burg der Pisaner (c), noch weiter gen Norden hebt er sich aber wieder so sehr, daß die nordwestliche Erstreckung der Ummauerung den höchsten Punkt der Stadt einnehmen möchte. Hier liegen die Ruinen und Nebengebäude des Franziskanerklosters der Latiner (a). Die Reiseführer des 15. und 16. Jahrh. rechnen diese Höhe zu dem Berge Gihon, welchen sie in Westen oder vielmehr Nordwesten von Jerusalem suchen. Noch erhebt sich gegen die Mitte der Stadt, mehr freilich in der westlichen Hälfte, ein kleiner felsiger Hügel (d), wie die Flachhöhe im Norden der Stadt deren mehrte hat³⁾. Diesen Hügel hat die Arabition als den Ort zugleich der Kreuzigung und des Begräbnisses Christi bezeichnet und deshalb Gulgata oder Calvarienberg benannt. Im Ganzen ist die Neigung der Grundfläche der Stadt nach Osten und Südosten gerichtet. Durch das schmale schluchtenähnliche Thal des Kedron im Osten der Stadt wird der Abzug von ihr getrennt. Seine, dem goldenen Thor (i) etwa gegenüber liegende Kuppe wurde als etwa 500 Fuß über die Schlucht des Kedron erhoben betrachtet, nach Schubert's Barometermessungen beträgt die Höhe 2535 par. Fuß über der Fläche des Mittelmeeres, also 174 par. F. über dem Sion, 275 par. F. über dem Morija und 410 F. über dem Thale Josaphat. Niedrige, aber felsigere Höhen begrenzen das schmale und tiefe Thal, welches den Sion im Süden umgibt und in seiner südöstlichen Ecke mit dem Thale des Kedron (dem Thale Josaphat) sich vereinigt. Auch das westliche Thal, gewöhnlich Thal Gihon benannt, ist besonders in seinem südlichen Theile auf beiden Seiten von felsigen Höhen begrenzt, welche nach Westen allmählig zu einem Berggründe aufrücken, der die höchsten Punkte in der Nähe von Je-

rusalem enthält. Wer von dieser Seite her sich der Stadt nähert, erblickt sie erst etwa $\frac{1}{2}$ Stunde von derselben.

Die nachstehende Beschreibung der jetzigen Ummauerung Jerusalems ist aus Prothesch's Berichten genommen; sie wird einige sehr vollständige Aufklärungen geben. Diese Ummauerung ist ein Werk Solyman's aus dem J. 1543; besteht aus gebauenen Steinen mit Mörtel verbunden, im Durchschnitt 22 Ellen hoch, die Lage zu 28 Zoll und mit Zinnen versehen, so daß die ganze Höhe der Mauer 56 F. beträgt. Sie enthält im Ganzen 40 Thürme und 26 Halbthürme (Flanken) von ungleicher Mächtigkeit und Entfernung unter einander. Thore: das Bethlehems Thor (e) (Zaffathor, Hebronsthor, Thor des Geliebten Gottes, Bab el Chail, Pilgrimsthor), mit einer arabischen Inschrift, welche Zeit und Urheber der Ummauerung angibt. Tritt man aus diesem Thore, so hat man gerade vor sich nach N. N. W. die sanft aufsteigende Höhe, über welche die Wege zum Meere führen; links vom Thore wendet sich die Ummauerung fast gerade nach Süden und folgt dann 440 Schritte mit der Kante des Sions. Der ersten Hälfte dieser Erstreckung ist in neuerer Zeit ein Bollwerk vorgelegt, mit der Front nach W. etwa 200 Schritt lang und mit der Flanke aus der Mauer 40 Schritt vorspringend. Vom Bethlehemssthor geht es sanft aufwärts bis zu der südwestlichen Ecke. Hier wendet sich die Ummauerung gerade nach Osten und erreicht nach 240 Schritten das Sionsthor (f) (Thor des Propheten David, Bab el Nebi Dawud). Vor dem festlich sich der Boden. Die wenigen Schritte, welche den Abstand von der südwestlichen Mauercke bis zu dem westlichen Thal (Gihon), welches hier gerade von den schroffen Felsenwänden begrenzt wird, betragen mag, und dann diese 240 Schritte bilken also hier die Breite der eigentlichen Kuppe des Sion. Vom Sionsthor geht die Ummauerung 364 Schritte weit immer gerade auf D. den Sion hinab, hier (g) ist die größte Tiefe zwischen den beiden Hügeln. Aus dieser Einlenkung geht es durch 340 Schr. den Morija hinauf, von welchem 100 Schr. auf N. D., dann 140 auf D. N. D. und endlich wieder 100 Schritte auf N. D. gerichtet sind. Hier hat die Ummauerung die Höhe des Morija erreicht und geht nun längs der Kante desselben 300 Schr. gerade auf Ost. Durch die Westseite des zweiten Thurms dieser Erstreckung geht das Pförtchen Bab el Mograbbi (Barbaressthor) etwa bei (h)⁴⁾. Nun bricht die Ummauerung im aufspringenden rechten Winkel ab, 80 Schr. weit gen N. jehend; wendet sich dann, einen einspringenden Winkel bildend, gen D., wobei sie 200 Schr. weit längs der Kante des Morija fortzieht, da, wo diese am höchsten und steilsten ist. Hier erreicht sie die äußerste südöstliche Ecke. Von der Tiefe bei g bis zum Barbaressthorpförtchen erscheinen die Mauern am niedrigsten, wahrscheinlich wegen des vorliegenden Schuttes, dahingegen am höchsten vom Barbaressthorpfört-

3) Sie liegt nach Schubert's Barometermessungen 2381 pariser Fuß über dem Mittelmeere, also 101 par. F. über dem Morija und 242 par. Fuß über dem Thale Josaphat. 4) Ausgezeichnet ist unter diesen Hügeln auf der Flachhöhe außerhalb der Stadt der bei d, etwa 150 Schritte vor der Stadtmauer liegende (f. Hertha I, S. 587).

5) Eine Vermuthung sucht hier das Thor Kypot des Nephtali und überlegt das Wort *שער נפתלי* mit „das Nephthali“, woraus man denn die porta asterquilina gemacht hat; s. unten Nephes.

den (h) bis an die südöstliche Ecke (also auf etwa 450 Schr. in gerader Linie von B. nach D.) und um diese Ecke herum an der östlichen Seite. Denn hier ruhen die 22 neuen Zagen der Quadern auf fünf Zagen tieferer Werkstücke, unter welchen neuere fliehende Steine von 20 f. Länge und 8 f. Höhe gesehen zu haben versichern. Hier also ist, auf fast das Doppelte der Breite des Sion, der uralte Unterbau sichtbar, von dem Josephus an mehreren Stellen berichtet ⁶⁾. Wir müssen schon bei daran erinnern, daß die südöstliche Ecke nach Niebuhr's Erinnerungen (Reisen Th. 3. S. 142) etwa 40—50 Fuß, nach Schubert's Barometermessungen aber gegen 140 Fuß über dem umliegenden Thale erhaben ist. Von dieser südöstlichen Ecke zieht die Ummauerung gerade gen R. 450 Schr. zu dem goldenen Thore (Bab el Darabie) (i). Dieses, ein altiraisches Bau, und in die Ummauerung von 1543 nur aufgenommen, aus zwei Bögen korinthischer Ordnung bestehend, ist vermauert, führt aber fast auf die Mitte des Haram. Von der goldenen Pforte zieht die Ummauerung ferner durch 250 Schr. beständig durch R. zum Marienthore (k) (Bab el Sitt Marjam) (Thor der Jungfrau Maria, auch Schaithor, Serdenithor, Stephanesthor genannt). An diesem Thore ist eine Abbildung von vier Löwen eingewauen, ein Beweis, daß es kein ursprünglich Babylonianisches Werk ist. Von hier fängt die Flachhöhe an sich sanft zu heben; noch 400 Schr. fortbauend gen R. hat die Ummauerung den Thurm Antfred's ⁷⁾, ihre Nordseite, erreicht. Der Abfall längs der Ostseite der Stadt zwischen dem goldenen und dem Marienthore, welcher fast allenthalben zum Baby Kedron steil hinabfällt, verschwindet nun; denn nahe an dieser Ecke nimmt das Thal Josaphat seinen Ursprung, dort auch der Baby Kedron, und die Flachhöhe im R. der Stadt hat dort ihre Verbindung mit dem Ueberge ⁸⁾. Vom Thurm Antfred's geht die Ummauerung 746 Schr. gerade nach B. Zuerst führt sie 200 Schr. weit die hier sanft aufsteigende Flachhöhe hinauf (bis l), dann noch 230 Schr. auf ziemlich ebenen Boden zum Pforten Herobis (m) (Thor der Morgenröthe, Bab el Zahara, Ebraimsthor), welches durch den sechsten Thurm der nördlichen Ummauerung geht. Hinter derselben senkt sie sich 146 Schr. (bis n.), von wo aus sie 170 Schr. weit sanft aufwärts zieht. Hier (bei o) ist sie auf zu Tage

ausscheidenden Felsen gegründet und nimmt ihre Richtung auf S. B. Nach 180 Schr. erreicht sie das Thor von Damascus (p) (Bab el Scham, das Säulenthor, Bab el Hammud). Es liegt in der Einlenkung der Hügel und ist das zierrichste von allen. Vor dem Thor an der Straße steht ein Brunnen. Von hier steigt die Ummauerung 500 Schr. weit die Höhe hinan, springt 60 Schr. stumpfwinkelig aus und hat in diesem Vorsprunge ein Wasserbecken vor sich (q). Dort zeigen sich auf einige Schritte vor der Mauer Reste einer ältern, Massen von Steinsäulen mit schweren Quadern bekleidet. Noch 320 Schr. quer über die Höhe mit vier Vorsprüngen, jeder zu zehn Schritten, erreicht die Ummauerung den andern Winkel der Nordseite, der durch einen auf Felsen gegründeten Thurm von 26 Schr. Breite gebildet wird (r). Hier endet der Graben, der vom Marienthore (k) bis zu dieser Stelle der Ummauerung vorliegt, meist in Felsen gehauen ist, bald sechs, bald acht f. Tiefe und bis zu 24 f. Breite hat. Nun geht die Mauer 60 Schr. tief ein, hält aber noch während 158 Schr. die Richtung auf S. B., worauf sie diejenige von S. S. D. nimmt, und nach 300 Schr. das Thor von Bethlehem (e) erreicht. Die Nordseite der Ummauerung, als aus den Ausläufern der Flachhöhe geführt, ist beherrscht, ihr schwächster Punkt ist das Pforten Herobis (m). Außerhalb der Mauer ist auf der Nordseite eine sanft ansteigende, aber mit vielen zu Tage ausstehenden Felsen bedeckte Flachhöhe; auf diesem Grunde stehen sparsam einige Dübäume, dagegen finden sich überall die Substruktionen alter Gebäude und Thürme. Auf der Ostseite ist ein, nördlich 40—50 Schr. breiter, wenig abhängiger Streifen Land, der sich nur erst nahe bei der südlichen Ecke verliert. An der Südseite ist bei der Südostseite der Boden am abschüssigsten; dieses vertieft sich bald; alles ist bebaut, und die Felsen stufen sich in mehr, jedoch nicht sehr steilen Abhängen gegen S., S. D. und S. B. ab. Am steilsten ist die Wand des Berges, auf dem die Stadt liegt, der südwestlichen Ecke der Stadtmauer gegenüber, bis gegen das Bethlehenthor hin.

Über die Gebäude im Innern der Stadt, sowie über das Steigen und Fallen des Bodens daselbst, ist Folgendes noch zu bemerken: Das Kloster der römisch-katholischen Franziskanermönche (a) besteht aus mehreren unregelmäßig gebauten, nach und nach zusammengekauften Gebäuden, hat mehrere Höfe, 22 tiefe und immer wasserreiche Brunnen, und gleicht trotz seiner Festigkeit mehr einer Burg, als einer Wohnung fridlicher Mönche. Von den Terrassen dieses Klosters hat man eine freie Aussicht über Jerusalem und dessen Umgebungen; sie ist oft gezeichnet und nach diesen Zeichnungen liegen dieses Kloster, die östliche Kuppel der Kirche zum heil. Grabe und die Moschee Satharrah fast in gerader Linie von B. gegen R. auf D. gegen S. Da, wo die Gärten dieses Klosters an die Stadtmauer lehnen, ist der höchste Punkt derselben, jedoch erzählt Begh's Reise (bei Macmichel p. 185) einige Thatfachen, aus denen hervorgeht, daß das Terrain außerhalb der Mauer in einiger Entfernung von derselben tiefer liegt. Wenn man dahingegen vom Beth-

6) Schon Röll Fobor, welcher im J. 1485 diese Gegenden besuchte, beschreibt die damals noch stehenden Ueberreste der älttern Mauern, als theils auf Felsen gegründet, theils aus ungeheuren Quadern bestehend (Reisebuch des heil. Landes [Frankf. 1844], fol. 150a und 153b). Wüsten ist hier wenigstens nicht ein Werk der Ummauerung von 1543. Ferner beweist diese spezielle Beschreibung, wie unrichtig der Plan zu Schick's oben angeführtem Programm ist, welcher die südöstliche Ecke des heutigen Jerusalems, als in der Tiefe neben dem Sion und dem Jordan gelegen, darstellt. 7) Diese Benennung beruht auf einer irrigen Tradition. Röll. von Torus (l. c. p. 750) erzählt, daß Antfred auf der Nordwestseite der Stadt geizigert, und daß der dort beständige Eithurm seinen Namen erhalten habe. 8) Diese spezielle Nachweisung zeigt, wie unrichtig die Pläne von Glart, Buehlingham und Belschpal an dieser Stelle sind, weil sie den Ursprung des Baby Kedron weit über das Doppelte der Länge von Jerusalem nach Norden hinausreichen.

lebensehöhe aus, im Innern der Stadt an den Gärten und dem sogenannten Leiche der Bathseba (a) vorbei sich zum lateinischen Kloster begibt, so muß man unsern des Einganges dieses Klosters einen steilen Abhang zu demselben hinabsteigen. (Berggren's Reisen Th. 2. S. 324.) Die Burg David's oder der Pisaner (c), ein stark ummauerter Bierd von 200 Schr. Länge und 60 Schr. Breite, ruht auf einem Unterbau gewaltiger Werkstücke, wahrscheinlich aus dem höchsten Alterthume herrührend (Wittmann's Reisen Th. 1. S. 201). Diese Burg ragt gegen Westen mit zwei hohen Thürmen über die Stadtmauer, weiß im Süden andere zwei von bedeutender Stärke, und ebenso viel gegen O., zwischen denen der Eingang ist⁹⁾. Von keinem Orte der Stadt überschaut man besser die Wege, welche von der Flachhöhe zur Stadt führen, und überseht zugleich das Wasserbeden im Innern (a) und das vor der Stadt (i). Die Kirche und das Kloster St. Jacob (h) nimmt mit seinen Gärten die südöstliche Ecke der Stadt ein, welche Gegend vormalis für die höchste der Stadt gehalten wurde (Felix Faber, Keytbuch. Fol. 151^a und Profesch S. 50. 51). Außerhalb der Stadtmauer im Süden findet sich eine andere Kirche der Armenier und eine Moschee (u). Hier bietet die Kuppe des Sion einen ziemlich ebenen Platz von etwa 200 Schr. Breite und 500 Schr. Länge dar. Er sowol, als seine Abhänge sind mit Ruinen bedekt, welche sich durch gewaltige, wahrscheinlich aus uralter Zeit herrührende Unterbau und Grundmauern auszeichnen. Auch an Kessellammern, tiefen Eiskernen u. fehlt es hier nicht, sodaß die Tradition hier den Palast und das Grab David's und seiner Nachfolger sucht. Vom Elionsthor geht es nach N. zum Hügel des heil. Grabes (Galvarienberg, Golgata) (d) hinab, ebenso vom lateinischen Kloster, welches etwa 200 Schr. von diesem Hügel entfernt ist. Der Galvarienberg besteht aus Felsen; über ihm ist die Kirche zum heil. Grabe erbaut. Südlich von derselben findet sich zwischen ihm und dem Moriaß das sogenannte Richterthor (porta judicaria) (v) und hier beginnt die tieffte Einenkung, welche die etwa 500 Schr. lange (Profesch S. 78) sogenannte Schmerzensstraße durchzieht, bis man auf dieser in die Nähe der Magdalenenkirche (w) kommt, von wo es dann wieder ein wenig aufwärts zu dem Punkte geht, der sich (bei x) südlich von dem Bogenwege findet, welcher mit der Benennung „ecce homo“ bezeichnet wird. Hier in der Nähe ist die beständige Wohnung des Commandanten der Stadt, auf starken Grundmauern erbauet, welche die des Palastes des Pilatus oder auch der Burg Antonia sein sollen. (Wittmann's Reisen Th. 1. S. 200.) Südlich oder südöstlich von derselben folgt der Platz der Hauptmoschee, al Haram, etwa in gleicher Höhe mit dem Grumbe, auf welchem der Palast des Pilatus steht. Dieser heiligste Bezirk nimmt den ganzen südöstlichen Theil der Stadt ein und seine

Grundfläche ist, wenn wir Josephus recht verstehen, bedeutend viel größer, als die, welche nach seiner Beschreibung das jüdische Heiligtum einnahm¹⁰⁾. Nach Profesch (S. 77) ist er 500 Schr. lang und 460 Schr. breit — also etwa 1250 und 1150 Fuß — nach Richardson (S. 286) 1489 f. lang und 995 f. breit. In der Mitte desselben zeigt sich eine nur acht Stufen (14 Fuß sagt Richardson) erhöhte Plateform, welche nach Profesch (S. 77) 200 Schr. in der Länge und 150 Schr. in der Breite (== 500 f. und 375 f.) mißt¹¹⁾ — und ferner in der Mitte dieses Platzes die achtstiege Hauptmoschee al Sakharah. Gegen D. stößt dieses Heiligtum unmittelbar an die Stadtmauer, im südöstlichen Winkel steht eine größere, aber weniger schöne Moschee, vormalis als christliche Kirche der Jungfrau Maria oder auch der Darstellung Christi geweiht (y.). Nach einer unter Juden und Muselmanen erhaltenen Tradition soll nicht die Hauptmoschee in der Mitte des heiligen Bezirks, al Sakharah, auch Kubbat es Sakrah bnannt, genau auf dem Plage des altjüdischen Tempels stehen, sondern das eben bezeichnete größere Gebäude, die Moschee al Afsch, wonach denn der eigentliche Tempelplatz und der Mittelpunkt des altjüdischen Heiligtums nur einige Hundert Schritte weiter gen Süden gerückt erscheint, als man gewöhnlich annimmt. Noch deutlicher richten die Juden, welche aus dieses Gebäude nicht besuchen dürfen, beim Gebete ihre Blide gegen die Mauer desselben, und wie man aus Rudolph von Suchen (Keytbuch Fol. 449^a), Breidenbach (ebd. Fol. 60^a), Felix Faber (ebd. Fol. 135^a) und Leonhard Rauchwölz (ebd. Fol. 329^a und 330^a) erfieht, verlegt die Tradition in dieses, das südlichere, Gebäude, alle die Scenen, welche die evangelische Geschichte, als mit Christo im jüdischen Tempel vorgegangen, erzählt, nennt dahingegen das nördlichere (die Hauptmoschee), die Schule Salomon's. Merkwürdiger aber noch sind die gewaltigen Bauwerke, welche sich unter dem Tempelberge befinden. Die obenteuerliche Legende, welche Benjamin von Tudela (bei Bergeron Tom. I. p. 22) mittheilt, beruht auf der Thatfache ausgebreiteter Gerölde unter dem Berge Sion. Breidenbach, der im J. 1483 Jerusalem besuchte, erzählt (Keytbuch Fol. 60^a), wie an der Südseite des Tempelplatzes unter der Kirche der Darstellung (y) „ein gar wunderlich und weit Gebäu unter der Erde sei, in welchem wol 600 Pferde geräumlich Platz haben möchten.“ Ebenso beschreibt Felix Faber (Keytbuch Fol. 150^a), wie er mit einigen Begleitern in dem Thale zwischen dem Sion und dem Moriaß, „an dem Ort gewesen sei, da die große alte Mauer steht (1483, also vor der neuen Ummauerung im J. 1543) darauf Salomons Haus gestanden ist, das man das Haus des Waldes Libanon nannte,

9) Diese specielle Nachweisung, von Profesch S. 89 gegeben, mißt nach, wie wichtig die Grundrisse sind, welche Niebuhr, Clarke und Buckingham auf ihren Plänen von Jerusalem von der Burg geben.

10) Veranschaul. sei hier nur bemerkt, daß nach Josephus ihre Seite des Randes, welches das altjüdische Heiligtum bildete, ein Stadiun == 600 Fuß, betrug, mithin der Platz 560,000 Fuß maß, statt daß er nach Profesch == 1,437,600 und nach Richardson gar 1,451,555 Fuß einnimmt. 11) Diese specielle Nachweisung zeigt eine Unrichtigkeit in Dr. Westphal's Pläne nach, welcher den heiligsten Platz um die Moschee als von Nordost nach Südwest sich abbiegend darstellt.

da liegen viel Quadersteine, über die Kammern wir an die Mauer und schlüpfen durch ein Loch der Mauer hinein und kamen unter hohe, lange, schöne Gewölbe, acht Reihen neben einander, auf denen der Plan des Tempels ist. Die gemeine Sage ist, daß Salomo unter den Gewölben habe seine Stallung gehabt.“ Auch Leond. Rauchwolt scheint diese Gewölbe gesehen zu haben. Von den neuern Reisenden erwähnen mehr ihr Dasein, versichern aber, ihre Eingänge seien vermauert; Maundrell war lange der einzige, der sie selbst gesehen hat. Er erzählt (bei Paulus' Reisen in den Orient Th. 1 S. 127): „Wir gingen durch das Sionsthor in die Stadt, wandten uns rechts (östlich) und nach etwa 200 Schr. an der Mauer, kamen wir in einen Garten, der am Fuße des Berges Morija an der Südseite liegt. Wir fanden hier verschiedene große Gewölbe, die wenigstens 100 F. unter dem Berge fortließen. Sie bestanden in zwei Gängen, die oben mit sehr starken Steinen gewölbt, und mit hohen Säulen aus einem einzigen Steine befestigt, und vier Fuß im Durchmesser haben, unterpflügt sind.“ Auch Richardson (S. 289) beschreibt sie mit eigener Ansicht auf gleiche Weise; er vergleicht sie mit den Bauwerken von Baalbeck. Die tiefste Gegend der Stadt ist nach allem diesem die, wo die Mauer mit g bezeichnet ist, hierher vereinigt sich der Abfall aller Hügel, welche in der Stadt sich befinden. Um die Oberfläche zu erleuchten, haben wir die Tiefen der Einsenkungen zwischen den Gängen mit stark punktirten Linien bezeichnet. Die beiden vorzüglichsten Einsenkungen sind die östliche, welche von g über η η von Süden fast gerade nach Norden, und die westliche, welche von b zwischen Punkte aus über θ θ θ und λ oben in zwei besondere Einsenkungen sich spaltete, gegen N. W. ausläuft.

Was dann die Versorgung der Stadt mit trinkbarem Wasser betrifft — eine Sache, die in mehrfacher Hinsicht die sorgsamste Berücksichtigung verdient — so ist schon bei dem lateinischen Kloster bemerkt worden, wie reichlich dieses mit Eislernen und Brunnen versehen ist; von ähnlichen Vorrichtungen wissen wir auch in Hinsicht anderer Städte. Allein wie wenig diese für die Bedürfnisse einer großen, stark bevölkerten Stadt ausreichen, dürfte schon allein daraus hervorgehen, daß Budingham von mir besorgte teutsche Bearbeitung. Weimar 1826. Th. 1. S. 147) an dem einseitigsten aller um Jerusalem befindlichen Brunnen viele Menschen beschäftigt fand, für die jetzige, verhältnismäßig so schwache Bevölkerung der Stadt, Wasser vorräthe herbeizuholen. Die Quellen, Brunnen, Wasserleitungen und Wasserbehälter sind also ein Hauptpunkt für die Topographie Jerusalems. Dabei bemerken wir vorläufig, daß von Quellen und Brunnen in unmittelbarer Nähe von Jerusalem der Zeitfolge nach folgende erwähnt werden: a) die Quelle oder der Brunnen Rogel (Jos. 15, 7). b) Die Quelle Gihon, (Gihon) (2 Chron. 32, 30). c) Das Wasser Siloah (Schiloah) (Jes. 8, 6). d) Der Brunnen Tannin (יַתֵּן) (Drachendrunnen, Schlangendrunnen?) (Neh. 2, 13). Dazu kommen die apokryphischen: e) Nchemiasbrunnen (2 Makk. 1, 19) und f) Brunnen der Jungfrau Maria.

Und von Teichen oder Wasserbehältern: a) der obere Teich (Jes. 7, 3). b) Der untere Teich (Jes. 22, 9). c) Der alte Teich (Jes. 22, 11). d) Der Königsteich (Neh. 2, 14). e) Der Teich Siloah (Schiloah) (Neh. 3, 15). f) Der Teich Aijah (אֵיָה), der gemachte, künstliche Teich). g) Der Teich Bethesda (Joh. 5, 2). h) Verschiedene Teiche, deren Josephus in den Büchern vom jüdischen Kriege Erwähnung thut. Wahrscheinlich führen dieselben Teiche verschiedene Namen. Endlich von Wasserleitungen: a) die des Hiskias (2 Chron. 32, 30, vergl. mit Jes. Sirach 48, 19), welche mit b) der Wasserleitung Siloah (Schiloah) (Jes. 8, 6 vielleicht dieselbe ist. Weiter unten wird sich das besser besprechen lassen. Jetzt betrachten wir, wie diese Dinge gegenwärtig sich zeigen. 1) Teich und Quelle nordwestlich von Jerusalem. Alle Reisenden vereinigen sich dahin, diese Wasser „Gihon“ zu nennen, weshalb auch wir diese Benennung beibehalten. Der (obere) Teich Gihon, sagt Maundrell (bei Paulus 1. S. 136) ist etwa 400 Schr. westwärts vom Bethlehemitheore entfernt (etwa bei α). Seine Länge beträgt 106, die Breite 67 Schr. Er ist ausgepflastert und mit Mauern versehen und war, als Maundrell ihn sah, voller Wasser. Da nach N. und W. desselben sich ausgebreitete Höfen befinden, so ist nicht unwahrscheinlich, daß es daselbst aus Quellen gibt, welche diesen Teich speisen. Profesch (S. 121) und Gotowid (S. 150) erwähnen dieses Teichs, letzterer spricht von einer Quelle, die sich daselbst finde. Pococke beschreibt ihn wie Maundrell und sagt, daß er ungefähr eine englische Meile N. N. W. vom Bethlehemitheore liege. Nach ihm (S. 40) geht eine zum Theil verdeckte Wasserleitung von diesem Teiche aus und spieß den Wasserbehälter unsern des heil. Grabes (d); andere sind der Meinung, sie verführe den sogenannten Teich der Bethesda in der Stadt (s). Brocard (Reyhb. Fol. 461) erzählt: ein (etwa bei β) nordöstlich vom Marienthore gelegener großer Teich erhalte vom obern Gihon sein Wasser; er, sowie Heilz. Faber (Reyhb. Fol. 135 und 136) und L. Rauchwolt (ebd. Fol. 320) unterscheiden diesen Teich sehr bestimmt vom dem sogenannten Schaftsch vom Marienthore (bei γ). Inwiefern der untere Teich Gihon (bei 1), welcher in derselben Einsenkung südwestlich vom Bethlehemitheore und südlich von dem Damme delegen ist, über welchen der bequemste Weg nach Bethlehem führt, mit diesem obern Gihonteiche (bei α) in Verbindung stehe, ist nicht angegeben — der Richtigkeit nach find wir nur verdorrte Canäle denkbar. Nach Pococke (2. S. 39) und Profesch (S. 60) ist dieser untere Teich etwa 250 Schr. lang und 100 Schr. breit. Alle neuern Reisenden fanden ihn trocken — die älttern, und unter diesen Gotowid im J. 1599, mit Wasser wohl versehen. Aus der Abbildung der Thäler um Jerusalem folgt, daß diese Abflüsse sich durch das Thal Hinnom ergießen, und südöstlich von Jerusalem mit den Gewässern aus dem Siloah und dem Kedrontal vereinigen müssen. 2) Die Wasserleitungen von Bethlehem und Hebron. Im A. A. findet sich keine Spur von ihrem Dasein — denn was im Höhenlande 4, 12 und dem Prediger Salomons 2, 6 u. vorkommt, gibt kein historisches Funda-

ment — nur die Sage schreibt ihre Anlage dem Salomo zu. Die erste leise Andeutung haben wir bei Gumprecht, der im J. 1449 diese Gegend besuchte, gefunden (Reyßb. fol. 247^r). Bestimmter spricht Feilix Faber (ebd. fol. 152^r) von drei großen, weiten Gräben, südwestlich von Bethlehem, durch die Felsen mit großer Arbeit und Kosten gehauen, in welchen sich die Wasser zur Regenzeit sammeln und durch gute Canäle frumm herum bis gen Jerusalem in den Tempel geleitet werden — als von König Salomo's Werk. Inzwischen scheint Feilix Faber von dem eigentlichen Ursprunge dieser Wasserwerke, dem, wie es scheint, viele Jahrhunderte hindurch jedem Uneingeweihten unbekannt, verdeckten, unterirdischen Quellenfasser, welchen man jetzt als den eigentlichen Anfang dieser merkwürdigen Wasserleitung kennt, überall keine Ahnung zu haben. Gotowid ist der erste, der sie ganz übereinstimmend mit den Beschreibungen späterer Beobachter, unter denen die von Pococke durch die hinzugefügten Zeichnungen die genaueste ist, darstellt (Pococke Reisen teutsche Uebersetzung von Windheim II. S. 64 und die Zeichnungen auf Tab. VIII.). Das Merkwürdigste bei diesem versiegelten (verschlossenen, verdeckten), unterirdischen Quellenfasser dürfte sein, daß das Wasser, um von ihm nach Jerusalem zu gelangen, nicht grade durch die drei großen Zeiche gehen muß (welche allerdings ihren Überfluß gleichfalls zur Stadt senden), sondern daß es eine durchaus für sich bestehende Wasserleitung versorgt, welche neben der von den Zeichen ausgehenden, in die Stadt eintritt. Pococke erzählt (S. 40), „am nördlichen Ende des untern (Sihon) Zeichs (bei I) ist ein gebahnter Weg, der aus die Straße von Bethlehem zugeht. Drinnen ist ein Canal, der von Salomo's Wasserleitung herkommt und zu beiden Seiten, wie auch am Ende des Weges drei Gisternen mit Wasser versehen, fonderlich hat die letztere einen Überfluß an Wasser. Ungefähr 100 Schritt weiter gen N. durchkreuzt die Wasserleitung aus dem Zeiche Salomon's das Thal und das Wasser läuft in einem Theil des Weges durch neun Gewölbe, die vier bis sechs Fuß hoch sind.“ So hätten wir denn hier zwei Wasserleitungen, welche die eine von dem Zeiche Salomon's, die andere von der andern Wasserleitung Salomon's (dem sogenannten versiegelten Brunnen) herkommen und parallel mit einander das Thal im Westen der Stadt überlegen. Von der weitem Erstreckung dieser Wasserleitungen spricht Pococke nur ganz im Allgemeinen. „Sodann“, sagt er, „geht das Wasser rund um die Hügel an der westlichen Seite des Berges Sion und so weiter rund um die Stadt und in den Tempel durch einen verdeckten Gang. Daß das Heiligthum (vormals das jüdische, jetzt das Muhammedanische) das endliche Ziel dieser Wasserleitung sei, versichern einstimmig alle Reisefeldscheiber, welche derselben erwähnen. (Auch v. Eichen Reyßb. fol. 449^r. Feilix Faber ebd. fol. 131^r 150^r 152^r. Gotowid S. 241—243. Maundrell b. Paulus I. S. 111. 114. 126. Jolliffe von Rosenmüller übers. I. S. 122. 121. G. Schaepb. d. I. S. 262). Buckingham (I. S. 207) spricht sogar von ständenden Springbrunnen in den Vorhöfen des Heiligh-

thums, und Richardson (II. S. 289) von einem steth fließenden Brunnen dasselbst. Am ausführlichsten ist Sieber (Reise von Kairo nach Jerusalem S. 68), „Kings um den Berg des bösen Rath's windet sich die Wasserleitung, welche Jerusalem mit dem nothwendigen Wasser versieht. Der große untere Zeich des Sihon (mithin I), der das Wasser des Bachs (welches Bachs?) durch die erwähnte Wasserleitung aufnimmt, sonnt dem Wassermangel in trocknen Jahren, wo es ganz austrocknet (wer? der Bach oder der Zeich?) nicht fließen. Diese Wasserleitung, welche längs den Abhängen der Berge von Bethlehem aus hierher geleitet wird, ist ein einfacher, von Quadersteinen gemauertes Gerinne, welches mit flachen Steinen bedekt, um den Berg Haldadma (einen andern als den Berg des bösen Rath's) sich herumwindet, oberhalb dem untern tiefen Zeiche des Sihon durch dieses Thal sich schlingt, und rings um den Sion in die Stadt läuft, wo es am Berge Moria und der jetzigen Wofche in den zahllosen Bädern, Brunnen, Reinigungswässern gebraucht wird.“ Der obere Zeich der Stadt muß sich mit Brunnen (Gisternen für Regenwasser?) befüllen.“ Wir gestehen, daß in dieser Beschreibung uns vieles dunkel ist, werden indessen auf die Thatsache weiter unten zurückkommen. 3) Wenn wir nun zu den Quellen, Brunnen und Zeichen übergehen, welche man in den südöstlich unmittelbar vor Jerusalem gelegenen Thälern antrifft, so kann man nur die Widersprüche und die Verwirrungen bekümmern, welche sich in den Auslagen der Reisenden finden. Nach sorgfältigster Vergleichung und Prüfung aller hier einschläglichen Nachrichten sind wir zu dem Resultate gelangt, daß es in diesen Thälern nur drei verschiedene Quellen, Brunnen oder Wasserzugänge gibt, von denen zwei in der Nähe der Stadt, unmittelbar am Fuße der Hügel, auf denen diese liegt (etwa bei d und e), ein dritter da, wo die Thäler sich vereinigen (etwa bei I) belegen ist. Aber eine größere Verwirrung, als in der Benennung dieser Gewässer herrscht, läßt sich kaum denken. Der Brunnen Rogel, Siloh, Rehemia's Drachbrunnen, Brunnen der heil. Jungfrau u. wird nach Belieben bald der eine, bald der andere genannt. Um in keiner Hinsicht vorzugreifen, sprechen wir hier a) von dem westlichen, etwa bei d belegenen. Wir finden ihn Siloh, Marienbrunnen, Brunnen Rogel, Brunnen des Rehemia benannt. Nun kann aber die Benennung „Brunnen des Rehemia“ nicht vor den Zeiten der Makkabäer, und der „Brunnen der heil. Jungfrau Maria“ nicht vor den christlichen Legenden entstanden sein. Welchen Namen hat er also früher gehabt? davon weiter unten. Es liegt dieser Brunnen in dem Thale zwischen dem Morija und dem Sion, nach Turner (Journal II. p. 250) etwa 200 Ede. S. E. D. von der Stadtmauer. Nach diesem, Pococke

12) Eine Unrichtigkeit in der Zeichnung des Kanals muß auch hier sein. Er geht quer durch die Ginsterna, welche das Thal Theronion bezeichnet. Wo? in verschlossenen Höhlen? Das widerspricht dem „versiegelten Gerinne.“ Der nach Art der alexandrinischen Aqueducte auf bedeckter Leitung? Wie kommt es denn, daß kein anderer Beobachter diese erwähnt und Sieber selbst nicht einmal?

und Jelle Haber, bricht dieser Brunnen aus einem Felsen hervor, tritt in einen Leich, wird durch tiefe Spalten eines andern Felsen geführt und ergießt sich südlich von demselben in einen andern Leich, von wo er zur Bewässerung des Thals verwandt wird. Möglich ist, daß mehrere Reisenden der zweite Ausfluß des Baches aus den Felsenspalten als die eigentliche Quelle desselben geseigt wurde, woraus sich denn die Verschiedenheit der Angaben erklären läßt. Noch ist merkwürdig, daß mit Ausnahme von Otto von Richter kein einziger der neuern Reisenden das Wasser dieses Brunnens lobt; alle übrigen, selbst Ebnataubrand, tadeln es. Auch von Wasserreichthum ist nirgend die Rede. Mitin kann hier nicht wohl zu suchen sein der Siloam des Josephus, eine süße Wasser reichlich ausströmende Quelle (Hell. Jud. V, 4, §. 1). b) Der östliche, etwa bei s befindliche Brunnen — nach Turner (S. 219) 100 Schr. südöstlich von der südöstlichen Ecke der Stadt, dem nördlichen Ende des arabischen Dorfs Siloa, welches im Thal am Abhange des Thberges belegen ist, gegenüber. Hier finden sich dieselben Schwanungen in der Benennung. Am häufigsten freilich nennt man ihn den „Marienbrunnen.“ Wenn aber das, so entsteht auch hier die Frage: Wie hieß er vor der Entstehung christlicher Legenden? oder war er früher nicht vorhanden? Die Quantität und Quantität seines Wassers wird gelobt, eine unterirdische Verbindung dieses und des vorhergehenden versichert, besonders durch die neuern Reisenden Sieber, Scholz und Berggren, von welchen der erstere sogar die Richtung des beide verbindenden unterirdischen Kanals bezeichnet hat. Aber die Hauptfrage ist unerledigt: ob der zweite an den ersten, oder der erste an den zweiten den Überfluß seiner Gewässer abgibt? d. h. die über die relative Höhe dieser sogenannten Quellen. Ferner: wie es kommt, daß das Wasser von a schlecht ist, während man das von b rühmt? Auch ist es merkwürdig, daß Sieber und nach ihm Scholz und Berggren den ersten Brunnen ungleich weiter nach Süden und nördlich an den Thalweg des Kedron setzen. Es gibt hier also noch vieles aufzuklären. c) Der südlichste, etwa bei t belegene, Brunnen. In Hinsicht der Lage desselben stimmen alle Berichterstatter überein, daß er den tiefsten der Jerusalemer umgebenden Abhänge einnehme — auch in Hinsicht der Beschaffenheit: es sei dies ein mindestens 120 F. (Scholz spricht sogar von 400 F.) tiefer durch den Felsengrund getriebener Schacht, dem es nie an Wasser fehle, und der sogar zu gewissen Zeiten überfließe. Inzwischen den Benennungen „Brunnen Vogel“ und „Brunnen des Nehemiah“ schwanken die Berichterstatter. Wer die in I. Rost. I, 19. 20 erzählte Legende auf diesen Brunnen angewandt wissen will, würde nachzuweisen haben, wie die „trockene Stube“ sich in einem wasserreichen Brunnen; und das „dicke Wasser“ in das flache Trinkwasser habe verwandelt können. Ebenso: ob und in welchem der hier vorhandenen Leiche der „untere Leich“ und der „alte Leich“ und der „Königleiche“ erkannt werden dürfte. Inzwischen können wir nicht umhin, schon hier zu bemerken, daß, nach unserem Dafürhalten, sei: Der mit a (und d) bezeichnete: מִיָּם, der Emissar,

Ausfluß des Spülbecks von Morija u. Der mit b (und e) bezeichnete: Der Siloam des Josephus, die reine Quelle oder der Ausfluß höher liegender reiner Quellen, vielleicht der „Drachenbrunnen des Nehemiah“ als wofür auch noch der Umstand spricht, daß das ihm gegenüber liegende Dorf den Namen Siloa führt — und der mit o (und i) bezeichnete: Die Quelle Vogel oder auch der „Drachenbrunnen“, welcher Anfangs vielleicht ohne alles Buchh der Kunst zu Tage hervorbrach, der aber hin und wieder ausblieb, weil seine Gewässer andere Auswege fanden, und der zuletzt, um seiner Heiligkeit zu sein, nach Art der artekischen Brunnen durch einen tiefen Schacht abgesehen wurde.

2) Geschichte und Topographie des alten Jerusalems bis zu seiner Zerstörung durch die Römer — im Allgemeinen. Quellen über diese Periode sind das A. T. mit Einschluß der in den Eoder aufgenommenen Apokryphen, dann die Schriften des Josephus; was nicht-jüdische, sogenannte profane Schriftsteller haben, ist so wenig und von so geringem Werte, daß man fast gar keinen Gebrauch davon machen kann. (Gesammelt in „Judica, seu veterum scriptorum profanorum de rebus judaicae fragmenta, collecta Meier [Jen. 1832].“ Und auch die Anführungen des A. T. und der Apokryphen sind größtentheils nur beiläufig; diese Schriftsteller erzählen Begebenheiten, deren Schauplatz sie vor Augen hatten und den sie also als bekannt voraussetzen durften, — oder vielmehr in Hinsicht dessen es ihnen auch nicht auf das Entfernteste einfallen konnte, daß Nicht-Juden und mit der Localität unbekanntes sich je dafür interessieren würden. Deshalb läßt sich auch nur durch die sorgfältigste Combination aller Umstände und ein beständiges Vergleichen dessen, was von den Beschaffenheiten der Localität in ältern Zeiten erzählt wird, mit dem, wie diese gegenwärtig sich darstellen, dieses und jenes Bruchstück der Topographie des alten Jerusalems herausbringen. Endlich umfassen die gedachten Schriften einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren, während dessen in Jerusalem mehr als einmal das Wichtigste zerstört, erneuert, umgebaut, verändert worden ist — auch findet sich in allen diesen Schriften nicht eine einzige Stelle, welche es sich zum Geschäft macht, den mit der Dürftigkeit Unbekannten diese abschätzig zu beschreiben — denn selbst was über den Tempelbau gesagt wird, läßt grobe die Fragen, welche hier am meisten interessieren, fast ganz ohne Antwort. Dahingegen scheint Josephus aus allen Verlegenheiten zu helfen. Er hielt sich Jahre lang in Jerusalem auf, er war im römischen Hauptquartier, als Jerusalem belagert, erobert und zerstört wurde, mitin kannte er die Localitäten; nachher lebte er zu Rom und beschrieb daselbst zuerst die Geschichte des letzten jüdischen Kriegs in einem sehr ausführlichen Werke, dann unter dem Titel der „jüdischen Alterthümer“, die Geschichte seines Volks von den ältesten Zeiten an bis zur Vernichtung der Rationalität desselben, und zwar alles dieses nicht bloß für Juden und mit der Localität Bekannte, sondern absichtlich zugleich für Römer, welche Jerusalem niemals gesehen hatten. Er sieht sich also geme-

thigt, topographische Darstellungen zu geben, und so haben wir namentlich in des ersten Werks fünften Buche zwei Capitel (das 4. und 5.), welche sich abthlich mit der Topographie Jerusalems beschäftigen. Beim ersten Anblicke sollte man der Meinung sein, diese Darstellungen eines vielfach gebildeten Augenzeugen verdienten das unbedingtste Vertrauen, sie eigneten sich ganz zur Grundlage weiterer Forschungen und zum Prüffstein anderweitiger Ansichten. Von dieser Meinung ist namentlich Julius Dillhausen in seiner Schrift: „Zur Topographie des alten Jerusalems“ 1833 ausgegangen. Allein bei genauer Prüfung finden sich bedeutende Widersprüche, nicht allein zwischen dieser Darstellung des Josephus auf der einen Seite und auf der andern den Mittheilungen der heil. Schrift, sowie demjenigen, was die Dittlichkeiten des heutigen Jerusalems aufweisen, sondern auch zwischen gedachten beiden Capiteln und demjenigen, was Josephus selbst an andern Stellen seiner Werke berichtet. Wenn wir demnach hier vor allem dasjenige folgen lassen, was das 4. und 5. Capitel des 5. Buchs vom jüdischen Kriege von hierher gehörigen Nachrichten enthält, so geschieht dieses nur, um dasjenige, worauf wir doch immer im Nachfolgenden mehrfach uns würden beziehen müssen, gleich von vorn herein in dem, von dem Schriftsteller selbst ihm gegebenen Zusammenhange vorzulegen. (Bell. Jud. V. 4. §. 1.) „Die Stadt ist durch drei Mauern besetzt, ausgenommen da, wo unzugängliche Schluchten sie umgeben, denn an solchen Stellen war nur eine Ummauerung. Gegen einander überstehend war sie auf zwei Hügel angelegt, welche ein zwischen ihnen liegende Schlucht trennte, gegen die auf ein vor gedrängte Häuser sich endigten. Der eine dieser Hügel, welcher die obere Stadt enthält, ist viel höher und seiner Länge nach gestreckter. Seiner Befestigung halber wurde er vom Könige David „die Festung“ genannt, von uns aber der „obere Markt.“ Der andere Hügel, welcher Akra (*ἄκρα*, die Burg) genannt wird, ist mondförmig gebogen (*αὐχίαντρος*). Diesem gegenüber war ein dritter Hügel, von Natur niedriger als die Akra, und von dem Tempel (der Akra) vornmals durch eine breite Schlucht getrennt. Von der Zeit an aber, da die Hasmonäer regierten, verschütteten sie die Schlucht, weil sie mit dem Heiligtume die Stadt verbinden wollten, und die Höhe der Akra abtragend, machten sie solche niedriger, damit auch sie von dem Heiligtume überragt würde. Die Schlucht aber, die man die „der Käsemaacher“ nannte, von welcher schon gesagt ist, daß sie den der Oberstadt von dem untern Hügel trenne, reicht bis zum Siloam. So nennen wir eine reichliche Süßwasserquelle. Nach Außen zu waren die beiden Hügel der Stadt von tiefen Schluchten umgeben und wegen der überall befindlichen Steilwände gar nicht zugänglich. (§. 2.) Unter den drei Mauern war der älteste wegen der Schluchten und wegen des Hügels, über dem sie auf welchem sie erbaut war, schwer ankommen. Außer diesem Vortheile der Dittlichkeit war sie stark gebaut, indem David und Salomo und die Könige nach ihnen, ihre Ehre in dieses Werk setzten.“ Sie begann auf der Nordseite von dem Thurne Hippikus und erstreckte sich

bis zu dem sogenannten Kythus, verband sich dann mit dem Rathhause und errichtete ihr Ende am westlichen Säulengange des Heiligtums. Auf der andern westlichen Seite begann sie von derselben Dittlichkeit, erstreckte sich durch die Bethso genannte zu dem Thore der Essener, machte dann Fronte gegen Süden über die Quelle Siloam, wich von da wieder gen Osten aus gegen den Reich Salomon's und durch eine Dittlichkeit gehend, welche man Diphlan nennt, verband sie sich mit dem östlichen Säulengange des Heiligtums. Die zweite Mauer nahm ihren Anfang von einem Thore, welches man Gennath nannte, und der ersten Mauer gegenüber, umgab allein die nördlich gelegene Gegend und zog sich bis zur Antonia. Die dritte Mauer hatte ihren Anfang von dem Thurne Hippikus, von wo sie sich gen Norden bis zum Thurne Nephtanus erstreckte, dann ihre Fronte gegen das Denkmal der Helena richtete und durch die königlichen Höhlen sich ausdehnend, bei dem Gedhurne sich wendete, neben dem Denkmal, welches das des Ballers genannt wurde. Sie endigte sich, indem sie mit der alten Ummauerung in der Kedron genannten Schlucht zusammenließ. Diese hatte Agrippa, um den neu hinzugekommenen Stabilität, welcher vorher unbesetzt war, gezogen. Denn da die Volksmenge wuchs, hatte die Stadt ausserhalb der Ummauerung sich allmählig vergrößert, und da man die nordwärts vom Heiligtume gegen den Hügel hin gelegenen Gegenden mit bebaut hatte, schritt man nicht wenig fort und baute auch einen vierten Hügel, welcher Bezetha genannt wird und der Antonia gegenüber gelegen ist, aber durch einen tiefen Graben von derselben getrennt. Dieser war absichtlich gezogen, damit nicht, wenn die Grundmauern der Antonia an den Hügel stießen, man leichter an sie kommen könnte, und sie weniger hoch wäre Bezetha heißt Neufab. Den Anfang dieser Ummauerung machte der König Agrippa, der gleichnamige Vater des jetzigen Königs. Indessen ließ er das ansehnliche Werk liegen, weil er fürchtete, die Größe desselben möchte in dem Kaiser Claudius den Verdacht erregen, als ginge er, Agrippa, mit der Absicht um, sich zu empören. Die Stadt würde unüberwindlich geworden sein, wäre diese Ummauerung, sowie sie angelegt war, durchgeführt. Denn die Steine, aus welchen sie bestand, waren 20 Ellen lang und 10 Ellen breit, so daß sie nicht leicht von Osten durchbohrt und durch Maschinen gerückt werden konnten. Beim Osten war die Mauer dick und sie wurde über 20 Ellen erhöht sein, wenn nicht der Bau verhindert wäre. Nachher aber wurde diese Mauer im Ganzen von den Juden auf 25 Ellen erhöht. (§. 3.) Hier folgt eine Beschreibung der Thürme — besonders des Thurnes Nephtanus, welcher an der nordwestlichen Ecke stand, gegen welche Titus sich lagerte. „Ihm gegenüber (*ἀντιπαρα*) war der Thurn Hippikus und neben demselben zwei andere, von König Herodas in der alten Mauer erbaut.“ Beschreibung derselben (§. 4.) „Diese drei Thürme standen in der alten Mauer, welche auf einen hohen Hügel gegründet war, und ragten über denselben 30 Ellen hervor.“ Beschreibung der Konstruktion dieser Mauer und ihrer Thürme. An diese Thürme, welche in dem nördlichen Theile der drittel

von der Schlucht des Kedrons eingeschlossen ist, jenseit deren der Döberg sich erhebt (Joh. 18, 1. Matth. 26, 30). Also stand das altjüdische Heiligtum etwa da, wo jetzt das Muhammedanische, und vielleicht ruht die heutige Stadtmauer, von deren südöstlicher Ecke an gerechnet auf ein Paar hundert Schritte weit, sowohl nach Norden als nach Westen, grade auf den uralten Grundmauern, welche Josephus beschreibt. So kann über die Identität der Lage im Allgemeinen gar kein Zweifel obwalten, so mannichfaltig auch die Zweifel sein mögen, welche, wenn man in ein genaueres Detail eingeht, sich zeigen. Wir werden darauf zurückkommen; gegenwärtig gilt es nur die Lage der übrigen Stadttheile, gleichfalls aber nur im Allgemeinen, zu bestimmen.

Dem dritten Hügel, welcher das Heiligtum trug, gegenüber, lag der zweite Hügel, welcher Akra genannt wurde, und die Unterstadt trug. Er war in Form eines halben Mondes gebogen (*amphithecus*) und einkl. durch eine breite Schlucht von dem zweiten Hügel getrennt. Die Spuren dieser Einsenkung zeigen sich noch deutliche (in der Richtung der punktierten Linie *z* n); westlich von derselben ist also die Stätte zu suchen, wo die Unterstadt oder Akra stand ¹⁵⁾.

Der zweite, mit der Unterstadt bebaute, Hügel war von dem ersten, der von König David, die Festung (die Stadt David's), zu Josephi Zeit „der obere Markt“ genannt wurde, durch die tiefe Schlucht, der Kältemacher (*Agropoion*) getrennt. Spuren einer solchen Schlucht finden sich noch deutliche in der Richtung von *h* u u und *h* s u. Bei ihrem Ausgange nach Süden sind sie sehr sichtbar, nach Nord und Nordwest hin verschwinden sie immer mehr. Im Südwesten dieser Linie ist also das Ort der Stadt David's, Zion oder Sion zu suchen. Durch die tiefen, schluchtenähnlichen Thäler, welche diesen Hügel, über dessen Kuppe die heutige Stadtmauer läuft, und auf welchem das Sionthor (f) erbaut ist, nach Westen, Süden und Osten begrenzen, ist ihr Umfang in den angegebenen Richtungen ziemlich genau bezeichnet, und schon in dieser Gestalt erscheint dieser erste Hügel ganz so, wie ihn Josephus beschreibt: „höher als der zweite und seiner Länge nach gestreckt.“ Indessen wollen wir schon darauf aufmerksam machen, daß es schwer halten wird, das nördliche oder nordnordwestliche Ende desselben zu bestimmen; ob es in der heutigen Burg der Pisaner (e) oder südlicher oder nördlicher zu suchen sei, muß fürs Erste unentschieden bleiben.

An der nordwestlichen Ecke des Heiligtums war das Fort (die Burg, *urga*) David schon zur Zeit der Hasmonäer vorhanden, späterhin von Herodes zu einem sehr festen Waffenplatz umgebaut und Antonia benannt.

Sie war auf einem 60 Ellen hoch über das Niveau der Flachhöhe erhabenen Felsen erbaut. Auch über die Lage dieses Punktes sind wir im Allgemeinen außer allem Zweifel. Da schon die Römer sie von Grund aus zerstörten, so werden Spuren von Bedeutung sich nicht mehr auf finden lassen, vielleicht, daß die heutige Burg des Sion manebanten auf ihr ruht (s. oben).

Endlich lag dem Heiligtume, der Antonia und der übrigen Akklab in Norden die Rußstadt (Begetha) an und auf einem Hügel, der über die Flachhöhe, auf welcher die drei früher genannten, von der Akklab und dem Heiligtume besetzten Hügel delegen waren, bedeutender sich erhob als einer derselben. Wo sie gegenwärtig zu suchen sei, und daß die gegenwärtige Beschaffenheit des Nordtheils der Stadt und der in Norden derselben delegen Gegenden der Beschreibung des Josephus nicht widerspricht, liegt vor Augen. Hier müssen wir aber vor Allem darauf aufmerksam machen, daß die Rußstadt erst zur vor dem jüdischen Kriege ummauert worden ist, woraus denn folgt, daß die zweite Mauer als die äußerste Grenze der Akklab betrachtet werden muß, über welche weiter nach Norden hinaus früherhin es überall keine Ummauerung gab. Man scheint diese klar vorliegenden Thatfachen sehr oft gänzlich übersehen zu haben.

Anhaltspunkte zur Erkennung der Örtlichkeiten des alten und neuen Jerusalem's und ihrer Beziehung zu einander sind dann noch folgende: Die Quelle Silosam. Bis zu ihr reicht die Schlucht der Kältemacher. Das trifft sehr wohl zu mit der Quelle bei *h*, welche in der Fortsetzung des aus der Stadt von *h* u aus sich hinziehenden Thales liegt. Aber diese Quelle hat nur wenig und schlechtes Wasser. Das trifft nicht zu. Dagegen hat die Quelle bei *e* reichliches und wohlsmekendes Wasser. Aber wir sollte es ausgegangen sein; daß sich die Schlucht *Agropoion*, welche gegenwärtig von *h* u aus über *h* gegen Süden nach der Vereinigung aller Thäler um Jerusalem sich ausmündet, aus dem Innern der Stadt gegen *e* sich gewandt hätte? Sowie das Terrain gegenwärtig sich zeigt, scheint das freilich ungläublich. Aber es wird sich weiter unten zeigen, daß an keiner Stelle um Jerusalem die Trümmer der römischen Zerstörung sich so gewaltig aufgehäuft haben, als grade vor dem Ostende der Ummauerung (von der südöstlichen Ecke bis zum Barbarensportchen *h*), sowie daß etwa hier (bei *h*) der Tempelberg seine westliche Begrenzung finden mußte. Wie mannichfaltige Umstände lassen sich nun denken, welche es veranlaßt haben mögen, daß der Agaweg der Abflüsse aus dem Innern der Stadt sich so weit nach Westen zog, als er jetzt bei *g* erscheint, statt daß er früherhin weit östlicher lag? Denken wir uns aber die Trümmermassen weg, welche jetzt diesen Platz erfüllen und statt derselben ein tiefes Thal, worum dürfen wir nicht annehmen, daß sich die vereinigten Thäler *z* n und *h* u weiter östlich bei *e* in die Schlucht des Kedron mündeten? Ja, ist nicht auch ein drittes denkbar? Sind wir sicher, daß diese Quellen noch an derselben Stelle zu Tage ausbrechen, an welcher vor nun schon 1800 Jahren sind wir sicher, daß in diesen höhlenreichen, von Erdbeben oft

3) Zuß hohen Steinen sich zeigen; über diesen erst können 16 Eagen minder hoher Steine. Die unteren Eagen gehören wahrscheinlich zu einem uralten Unterbau.

17) Zuß. Ostbaufen (Zur Topographie des alten Jerusalem's. 1843) stellt den Sag auf: „die Akra habe östlich von Zion und südlich von Moria gelegen.“ Die Beweis für diese Behauptung besitzen aber nur aus unsichrig vorhandenen Stellen des Josephus, auf die wir an ihrem Orte zurückkommen werden.

durchströmten Kalkgebirgen die alte echte Siloabquelle überall noch in der Nähe von Jerusalem zu Tage austrete? Die Quelle Siloab ist immer nur ein bedeutendes Merkmal. Der Zylus (früher, offener, geheimer, geräumiger Platz). Zu demselben führte eine Brücke vom Tempel aus, wie Jos. Bell. Jud. II, 16. §. 3 unumterschiedlich beweist, und es ist mehr als nur wahrscheinlich, daß diese Brücke gemeint ist, von welcher Jos. Arch. XIV, 4. §. 2 besagt, daß sie bei dem Angriffe des im Besitze der Stadt sich befindenden Pompejus auf das Heiligtum, um dieses zu schütten, abgebrochen sei. Dann daß außer der auf den Zylus führenden noch eine andere das Heiligtum und die Stadt verbunden habe, davon findet sich keine Spur. Von dieser Brücke wird ferner (Bell. Jud. VI, 6. §. 2) gesagt: „daß sie die obere Stadt mit dem Heiligtum verbunden habe,“ womit auch die Stelle Archaelog. XV, 11. §. 5 übereinstimmt, als welche ausführt, daß eine der Thore auf der Westseite des Heiligtums die vorliegende Schlucht überschreite, zu der Königsburg führe — als welche Königsburg in der oberen Stadt lag. Da nun dem dritten Hügel, dem Tempelberge, gegenüber in Westen der zweite Hügel, welcher die Unterstadt (Akra genannt) trug, gelegen war, den zweiten Hügel aber von dem ersten, welcher die Oberstadt trug, die Kalkemacher-Schlucht trennte, so kann diese Brücke nur am südlichen Ende der Westseite des Heiligtums, und der Zylus, zu dem sie führte, der südwestlichen Ecke des Heiligtums gegenüber (also etwa bei 1) gesucht werden. Den Spuren von Einsetzungen nach zu urtheilen, welche sich noch jetzt in Jerusalem finden, vereinigen sich hier die beiden Thäler, von denen das eine grade von Norden über η η und das andere von Nordwesten über θ θ herabkommt, und wenden sich dann vereint nach Süden über δ (oder über ε), dem Vereinigungspunkte aller Thäler um Jerusalem zu. Die Brücke übersteigte also dieses vereinigte Thal und hatte die südliche Spitze des zweiten halbmondförmig gebogenen Hügel in Norden oder Nordwesten zur Seite — der Zylus aber lag der südwestlichen Ecke des Heiligtums gegenüber auf dem ersten Hügel, da grade, wo dieser am weitesten gegen Osten vorsprang.

Auch was von der Ummauerung der Stadt gesagt wird, gibt einige Aufschlüsse. Wir bezeichnen uns hier auf die schon angeführte Stelle des Josephus. Die erste älteste Mauer. Ihre Nordseite beginnt mit dem Thurne Hippitus, und endigt an dem westlichen Säulengange des Heiligtums, mithin ist dieser als das äußerste östliche und der Hippitus als das äußerste westliche Ende dieses Theils der Mauer gegeben. Nur war „wegen der Schluchten und wegen des Hügels, auf dem sie stand,“ schwer anzukommen. Mithin ist hier eine Dittichkeit zu suchen, die vor der Mauer eine Schlucht und hinter der Mauer ein Hügel belegen ist. Diese finden wir, wenn wir uns diesen Mauertheil an der Kante des ersten Hügels, diesen hinter sich und vor sich die Schlucht Tzopopion, von dem Hippitus in Nordwesten auf den Zylus in Südosten vorgeschoben denken. Wenn es dann ferner heißt: „sie habe sich bis zu dem sogenann-

ten Zylus erstreckt, mit dem Rathhause verbunden und ihr Ende am westlichen Säulengange des Heiligtums gefunden,“ so dürfte die Sache keine Schwierigkeiten haben, wenn wir uns das Rathhaus auf der nördlichen Seite des Zylus denken, mit der Fronte gegen diesen. Dann trat die Mauer den Zylus in der nördlichen Ecke, bildete erst seine Einschließung gegen die Schlucht Tzopopion, dann die Rückmauer des Rathhauses, und schloß sich endlich der auch auf Seiten des Zylus mit einem Festungsthor versehenen Brücke an, durch diese mit dem westlichen Säulengange des Heiligtums sich verbindend; oder sie durchsetzte vom Rathhause ab das Thal, auf diese Weise mit dem westlichen Säulengange des Heiligtums in Verbindung tretend. Auf der andern, westlichen, Seite begann die älteste Mauer gleichfalls mit dem Hippitus, erstreckte sich durch eine „Bethso“ genannte Dittichkeit u. Hier müssen wir vor allem bemerken, daß der Thurm Hippitus ohne allen Zweifel die scharf auspringende nordwestliche Ecke der ältesten Mauer bildete. Verfolgen wir nämlich die Richtung der Thäler, deren eins auf der Westseite der Oberstadt von Süden nach Norden (Sihon) und das andere von Südosten nach Nordwesten (Tzopopion) emporsteigt, so sieht sie (und besonders das östliche) gen Norden immer sanfter werden, und etwa in dem Punkte, wo heutzutage das Bethlembethor gelegen ist (e), sich nähern, so läßt sich nicht übersehen, daß in dieser nordwestlichen Ecke des ersten Hügels der militärisch schwächste Punkt desselben zu suchen ist. Was Josephus (Bell. Jud. V, 4. §. 3) von der Befestigung dieses Thurmes (Kort) berichtet, beweist, daß Herodes die Wichtigkeit dieses Punktes erkannt hatte. Es heißt dieselbe ganz und gar verkennen, wenn man sich vorstellt, die Mauer sei vom Hippitus aus Anfangs eine Strecke weit gen Westen gezogen, und habe sich, dann erst der Kante des Sihon gegen das Sihonsthal im Westen folgend, gegen Süden gewandt. Wo wäre dann die Befestigung der leicht angreifbaren, scharfen nordwestlichen Ecke? Nein, vom Hippitus aus zog die älteste Mauer mit der Fronte gegen Westen grade nach Süden, das Sihonsthal vor sich habend. Verfolgen wir diese weiter, so gibt es durchaus keinen Aufschluß, wenn gesagt wird, „sie habe sich durch eine Bethso genannte Dittichkeit zu dem Thore der Essener erstreckt,“ — denn wir wissen nichts weiter, weder von der Dittichkeit Bethso, noch von dem Thore der Essener. Nur müssen wir noch einmal daran erinnern, daß nach Josephus „wegen der Schluchten und wegen des Hügels über diesen, auf welchem die älteste Mauer erbaut war, diesen schwer anzukommen war.“ Schluchtenähnliche Thäler umgeben oder noch heutzutage den ersten Hügel nach Westen, Süden, Südosten und Osten — wie viel schroffe sie mochten sei, wie es wiederholte Befestigungen die Mauern hinabgestürzt und die natürliche Aufzählung alles scharf Hervorstretenden fast 1800 Jahre an demselben gearbeitet hatte! Und wenn weiterhin gesagt wird: „die Mauer habe sich gen Süden über die Quelle Siloab gewandt,“ so gibt auch das wenig Aufschluß! Denn wie wenig Sicheres wissen wir über die Lage dieser Quelle! Nur eins müssen wir bemerken. Wie ist man zu dem Vor-

urtheil gekommen, daß die Quelle Siloah außerhalb der Mingsmauer Jerusalems gelegen gewesen sei? Es mag bei d oder bei e zu Tage ausgekommen sein — es ist nicht abzusehen, warum man den Gebrauch dieser Quelle nicht durch Einschluß in die Festungswerke gesichert haben sollte. Wenn (nach Jos. Bell. Jud. II, 10. §. 2) dem Neapolitanen der Vorschlag gemacht wird, er möge, um die Stimmung der Einwohner von Jerusalem zu erfassen, die Stadt bis zum Siloam (μειζο τοῦ Σιλόα) durchwandern — kann da etwas anderes gemeint sein, als die Stadt von einem Ende bis zum andern? Und könnte man die Quelle Siloam als den einen der äußersten Endpunkte nennen, wenn diese außerhalb der Stadt zu suchen wäre — entweder, wie einige Zeichnungen dieselbe darstellen, ziemlich entfernt von der alten Stadtmauer — oder, wie andere, freilich dicht neben derselben, aber in einem tief eingetieften Winkel derselben, über welchen andere Stadttheile weit hinausragten? Uns scheint es, als habe Josephus die Frage: ob die Quelle innerhalb oder außerhalb der Stadtmauer gelegen? überall nicht erwähnt, weil es sich von selbst verstand, daß ein für das wasserarme Jerusalem so unschätzbares Kleinod von der eigentlichen Befestigungsmauer eingeschlossen war. Wenn sich deshalb zweideutige Stellen finden, dann sind diese, so scheint es, stets für die Lage der eigentlichen Quelle innerhalb der Festungsmauer zu erklären. So die hier zunächst vorliegende. Die Quelle mußte doch einen Abfluß aus der Stadt haben, dieser war von der Mauer überbaut — dies ohne Zweifel und nichts anderes will Josephus hier ausdrücken. Überall weiß man ja auch nicht, wie es kommt, daß man die älteste Mauer an den östlichen Säulengang sich anlehnen ließ, wenn dieses nicht geschah, um die Quelle oder die Quellen im Thal in die Ummauerung zu ziehen, zu welchem Zwecke man diese Mauer zuerst vom ersten Hügel (Sion) hinab ins Thal und selbst bis an die Schlucht des Kebron führte, um von da wieder am Tempelberge aufwärts zum östlichen Säulengange des Heiligtums zu steigen. So scheint uns die Localität des obern Theils der Altstadt außer allen Zweifel gestellt, nur daß wir den Thurm Hippikus vielleicht noch zu weit südlich gesetzt haben, indem dieser vielmehr die Städte einnahm, welche jetzt die Gärten des lateinischen Klosters bilden. Von der zweiten Mauer ist wenig zu bemerken. Sie umfaßte bloß den nördlich von der ersten Mauer befindlichen Stadttheil, nahm westlich ihren Anfang von dem der alten Mauer angehörnden Thore Genath und zog sich östlich bis zur Antonia. Wir sind der Meinung, daß das Ganze dieser Mauer einen weiten nach Norden ausgehenden Halbkreis bildete, wie auch, daß die Strecke der alten Mauer, von der Nordwestecke bis da, wo die zweite Mauer sich ihr anlehnte, nur als sehr kurz gedacht werden muß — aus Gründen, die wir weiter unten darlegen werden. Man weiß nicht, wann diese Mauer zuerst angelegt ist. Es kann sein, daß sie den nördlichen Theil von der Nebemisch erbauten Mauer bildete. Natürliche Festigkeit hatte sie durch ihre Lage nicht. Die dritte, jüngste Ummauerung umfaßte die eigentliche Neustadt, allein wie groß der Raum war, den sie einschloß, läßt sich durchaus nicht angeben; weil es an

sichern Merkmalen fehlt, die Stätte der Hauptpunkte, des Thurmes Psephinus, der königlichen Höhlen und des Gederturms aufzufinden. Merkwürdig ist die Beschreibung ihres südlichen Endes, wo sie der alten Mauer sich anschließen; εἰς τὴν Κεδρῶνα καλοῦσιν γὰρ αὐτὰς κατὰ τὴν „in der“ oder „gegen die?“ Kebron genannte Schlucht endigt. Auf jeden Fall weist dieses auf ein merkwürdiges topographisches Verhältniß hin, von welchem weiter unten die Rede sein wird.

Wir glauben die Identität der Schlucht des Kebron, des Tempelberges, der Kalemacherschlucht und des Sion, mit denjenigen Erhöhen, welche man gegenwärtig für dieselben hält, nachgewiesen zu haben.

3) Geschichte und Topographie des alten Jerusalem. 1) Von den ältesten Zeiten, bis Jerusalem durch David Besitzung der jüdischen Könige wurde. Ob die Meinung des Josephus (Arch. I, 10 §. 2), daß dasjenige Salem (עִיר שָׁלֵם), dessen König in der Geschichte Abraham's vorkommt (1. Mos. 14, 18), die spätere Jerusalem benannte Stadt sei; gegründet ist oder nicht — können wir sündig auf sich beruhen lassen. Ein so eben in Tübingen's historisch-theologischer Zeitschrift, Neue Folge I, Bd. 4, 1st. erschienenen Aufsatz, der sich mit dieser Frage beschäftigt, hat von uns nicht eingesehen werden können. Indessen wird sich wol etwa ebenso viel für als gegen diese Meinung sagen lassen (s. d. Art. Salem).

Ausgemacht dagegen ist, daß der Wohnort Jebus derselbe ist, welcher späterhin Jerusalem genannt wurde. In den Büchern Josua und der Richter kommen diese Benennungen als gleichbedeutend vor. Nach der angeblich von Josua vorgenommenen Theilung des Landes sollte dieser Ort dem Stamme Benjamin zugehören, und die Grenze zwischen ihm und dem Stamme Juda dicht im Süden von Jerusalem hingehen. So J. B. heißt es Jos. 15, 7, 8, wo der Zug der Grenze von Osten nach Westen verfolgt wird: „und weiter nach der Quelle Rogel hinaus“ wendet sich die Grenze wieder nördlich nach dem Thale des Sohnes Hinnom, geht südlich vor den Jebusiten, d. h. vor Jerusalem, vorbei, auf den Berg zu, der westwärts von dem Thale Hinnom am nördlichen Ende des Thals Repphaim liegt“ — und ebenso drückt sich Jos. 18, 16 aus, wo der Zug der Grenze von Westen nach Osten beschrieben wird. Dabingegen erscheint, was ferner von den Schicksalen der Stadt in der Zeit zwischen Josua und David (etwa vier Jahrhunderte) erzählt wird, voller Widersprüche zu sein. Bald wird sie vom Stamme Juda, bald vom Stamme Benjamin in Anspruch genommen, bald die Jebusiten von den Israheliten ausgerottet, bald wohnen sie friedlich neben ihnen, und als endlich die definitive Eroberung der Stadt durch David beschrieben wird (2 Sam. 5, 1—3. 1 Chron. 12, 1—3), zeigt es sich, daß die Jebusiten im alleinigen und gesicherten Besitze der Stadt sind. Allein man muß sich die Umstände nur denken, wie sie waren. Nachdem die in Kanaan einbrechenden Israheliten, welche vielleicht nur den funfzigsten Theil so stark waren, als man sie sich gewöhnlich denkt, hier und da eine Drifschast erodet und die Einwohner immer mehr nur wol vertrieben als vertilgt

hatten, war ihr erstes Bedürfnis der Benutzung von Acker- und Weideland beschränkt und die alten Einwohner lebten neben den Eindringlingen fort, — wie wir noch heutzutage in denselben Gegenden (besonders auf der Ostseite des Jordans) die verschiedenen Beduinensämme neben den übrigen Bewohnern fortleben und allmählig anständig werden sehen. Manchen Ort machten die Israeliten auch nur in dem ersten Anlaufe erobert haben, ohne sich darin behaupten zu können. Dann kehrten die Entlassenen unter günstigen Umständen wieder und besetzten sich besser als zuvor. So mag es mit Jerusalem gewesen sein, — gewiss war sie für jene Zeiten ein sehr fester Platz. Als David gegen sie zog (2 Sam. 5, 6—9. 1 Chron. 11, 5—8) verließen sich die Jebusiten so sehr auf ihre Festigkeit, daß sie rühmten: „Du wirst nicht herankommen, Lahme und Blinde werden dich abtreiben!“ Dagegen erklärte David: „Wer die Jebusiten schlägt und gewinnt die Wasserleitungen, der soll mich Haupt- und Drüsler sein!“ Da erließ sie zuerst Joab. So gewann David die Festung Zion und nannte sie Davidstadt. „Und es ummauerte David (die Stadt) von der Burg ab (מִן הַבִּּירָה) und nach Innen zu.“ Aus dieser Erzählung folgt a) die Localität, um welche es sich handelt, wird Zion und nachher Davidstadt oder Festung genannt. b) Der Gewinn der Wasserleitungen ist für die Eroberung des Orts von großer, vielleicht entscheidender Wichtigkeit. c) David, der diesen Platz zur Hauptstadt seines Reichs machen wollte, fand es notwendig, sie noch mehr zu besetzen. Vortüglich geschah dies mit dem Punkte, welcher schlechthin „die Burg“ (בִּירָה) genannt wird. (Die neuere Befestigungskunst nennt solche besonders besetzte Punkte in einer ausgedehnten Festung Citadellen oder Forts). Dieses also mußte der von Natur schwächste, daher durch Kunst am sorgfältigsten zu besetzende Punkt sein. Wir haben vorher nachgewiesen, daß der von David eroberte und stärker besetzte Zion derselbe Hügel ist, welcher heutzutage den Namen Zion führt — dann, daß der schwächste Punkt desselben in der Gegend der heutigen Burg der Pisaner (e) oder des Thors von Betlehem (e) zu suchen sei. Hier also wird Silo, die Citadelle der Stadt David's, gelegen gewesen sein. Es mag etwa um J. 1050 v. Chr. gewesen sein, als David Jerusalem eroberte.

2) Von David bis zur Zerstörung durch Nebukadnezar. Nachdem also David in Jerusalem seine Residenz genommen hatte, stellte er die Festungswerte wieder her und vermehrte sie einigermassen; auch ließ er die bis dahin zu Gibea aufbewahrte Bundeslade nach Jerusalem bringen, und ging damit aus, ihr ein würdiges Haus zu bauen, welches, als Mittelpunkt des Nationalgottesdienstes, das Heiligtum der Nation werden mußte. Allein die vielen Kriege, in welche David verwickelt war, sowie die Serraintriguen, welche seine Familie zerrütteten, verhinderten die Ausführung dieser Pläne; erst als einer seiner jüngeren Söhne, Salomon, durch Ermordung seiner Brüder und deren Kinder sich das Königthum gesichert hatte, konnten unter der im Innern ruhigeren und nach Außen ungeführten Regierung dieses prachtvollen

Königs große Baupläne ausgeführt werden. Bei der großen Ausdehnung des Reichs schien die in der Mitte desselben liegende Hauptstadt hinlänglich gesichert, daher wenig Berücksichtigung ihrer Befestigung, desto mehr Pracht in den Palästen des Königs, sowie in dem der Nationalgotttheit, Jehovah's, dem von Salomo erbauten altjüdischen Heiligtume. Als Salomo starb und die Unbesonnenheit seines Sohnes, Rehabeam, eine Trennung der Nation in ein Königreich Juda und ein Königreich Israel herbeiführte, wurden auch die Verhältnisse der Stadt Jerusalem, welche die Residenz der jüdischen Könige blieb, durchaus anders. Aus dem Mittelpunkt eines ausgedehnten Reichs war sie auf einmal fast Grenzstadt geworden, denn etwa nur eine Tagereise entfernt war Samaria; die Hauptstadt und Residenz der gebornen Feinde Juda's, der israelitischen Könige. Mit kurzen Unterbrechungen dauerten die offenen Streitigkeiten mit diesen immer fort. Folge davon war, daß man jetzt vorzüglich auf Befestigung der Hauptstadt denken mußte, deren Bevölkerung sich schon deshalb vermehrte, weil bei den beständigen Kriegen Jedermann in besetzten Orten wohnen zu können wünschte! Allein es glückte nicht immer die Hauptstadt gegen den Feind zu schützen. Schon unter Rehabeam's Regierung wurde Jerusalem von Sisak aus Aegypten erobert und geplündert (1 Kön. 14, 26), dann erludete sie dasselbe Schicksal von Joab, König von Israel (2 Kön. 14, 13). Hierauf wurde sie von Rezin, König von Syrien, und Pelach, König von Israel, vergeblich angegriffen (2 Kön. 16, 5. 2 Chron. 28, 20) — dann noch einmal von Sennacherib's Heerheeren (2 Kön. 18, 13. 17). Dagegen aber drang Sardanapath, König von Assyrien, in die Stadt und führte den König Manasse als Gefangenen weg (2 Chron. 33, 11). Dann betrat König Necho von Aegypten die Stadt als Sieger (2 Chron. 35, 2), und endlich eroberten die Chaldeer unter Nebukadnezar die Stadt Jerusalem und zerstörten sie gänzlich — etwa im J. 586 v. Chr. vord.

In dem folgenden nehmen wir nun alles zusammen, was bis zur Zerstörung durch die Chaldeer für die Topographie Jerusalem's wichtiges vorkommt. a) Quellen, Brunnen, Wasserleitungen. In diesem Lande, dessen gesamte Bewohnbarkeit und Cultur von dem Vorhandensein süßen Wassers abhängt, sind Quellen e von der entscheidendsten Wichtigkeit, namentlich für Jerusalem, einen Ort, der entfernt von beständig fließenden Gewässern, auf einer dünnen Hochebene gelegen, eine bedeutende Bevölkerung umfaßt. Daß diese, wenn sie bei Belagerungen oft die entsetzlichste Hungersnoth zu ertragen hatte, doch niemals Mangel an Trinkwasser litt, ist ein Räthsel, dessen vollständige Auflösung noch immer nicht gefunden zu sein scheint. a) Der Brunnen Regel, nach Jos. 15, 7 und 18, 16 als in der Südgrenze des Stammes Benjamin gegen den Stamm Juda in der Nähe von Jerusalem und zwar niedriger als das Thal Hinnom liegend. In 2 Sam. 17, 17 und 1 Kön. 1, 9 werden Regenbecken als neben dem Brunnen Regel vorgesehn erzählt, welche beide darauf deuten, daß er als etwa 60 entfernt von Jerusalem gedacht werden müsse, wie der mit f be-

zeichnete Ort ist, und deren letztere die Umgebungen dieses Brunnens als zu einer größern, mit einer gewissen Feierlichkeit angeordneten Versammlung geeignet darstellt — denn nach dieser vereinigt sich dort die Partei des Adonijah, um diesem gegen seinen Bruder Salomo die Thronfolge zu sichern. Zu einer solchen Versammlung würden die Umgebungen weder des bei d noch des bei e belegenen Brunnens den erforderlichen Platz darbieten, wol aber die des bei c belegenen, wie man aus den Bemerkungen mehrerer neuerer Reisenden erkennen kann. Wihin ist der Brunnen Rigel wahrscheinlich hier bei c zu suchen. Es versteht sich von selbst, daß der gegenwärtig diese Quelle aufnehmende tiefe Schacht nicht grade schon in der ältesten Zeit abgeteuft worden ist — warum aber dürfen wir nicht annehmen, daß, um diese Quelle für jedes Jahr sich zu sichern, man späterhin zu diesem entscheidenden Mittel griff? Daß aber nach Joseph. (Arch. VII. 11. § 4) die Quelle Rigel in den königlichen Lustgärten lag, kann nicht auffallen — denn was hindert uns anzunehmen, daß diese das ganze Thal, bis in dessen tiefste südlichste Gegenden einnahmen, oder auch, daß die Quelle, ehe der jetzige Schacht weiter südlich abgeteuft war, nördlicher, d. h. der Stadt näher, zu Tage hervorbrach? Nach 1 Kön. 1, 9 lag neben dieser Quelle der Schlangensfeld (חֲדַרְאֲשֵׁרִית). ^{a)} Der obere Teich, dessen bei Jesaias 7, 3 und 36, 2 (parallel mit 2 Kön. 18, 13, 17) Erwähnung geschieht. In den beiden letzten Stellen wird erzählt, wie die Feldherren des Sancherib, welche von der Nordseite herkamen, an den Wasserleitungen neben dem obern Teiche hielten. Wie kann hier ein anderer Teich gemeint sein, als der, welchen wir mit a bezeichneten, der obere Teich Gihon? ^{b)} Die Gihonquelle. Von einer „Gihon“ (גִּיחֹן) benannten Localität ist schon 1 Kön. 1, 33, 38 die Rede, aber die Gihonquelle wird nur einmal (2 Chron. 32, 30) erwähnt. Hier heißt es: „Hiskias bedeckte zu die Wasserquelle Gihon, die obere, und leitete sie von Abend hin in die Stadt David's.“ Wenn man damit vergleicht, was Jesus Sirach 48, 19 sagt, so darf man, wenn das Einzelne auch im Dunkeln liegt, doch über die Hauptzüge dieser Vorrichtungen nicht in Zweifel sein. Auf die Lage der Quelle, welche in oder neben dem Teiche a gesucht werden muß, paßt durchaus alles, was hier von derjenigen berichtet wird, welche Hiskias verdeckte. Sie liegt hoch genug, um von ihr einen Abfluß der Westseite des Zion zu führen, und das Herbergen der Quelle mag aus dieselbe Weise eingerichtet sein, wie man dieses noch heute in den sogenannten versiegelten Brunnen des Salomo sieht. Nimmt man an, daß Eisternen und vielleicht auch Teiche im Innern der Stadt von dieser Quelle aus beständigen Abfluß erhielten, daß man hier für trockne Zeiten Wasservorräthe aufspeicherte, und daß diese Wasserwerke den Fremden unbekannt blieben, d. h. daß, wenn diese auch mit den Wasservorräthen bekannt waren, doch die Ursachen derselben nicht abneten, so lassen sich viele Erscheinungen erklären, welche in der Geschichte des alten Jerusalems vorkommen. ^{c)} Das Wasser Siloah (שִׁלּוֹחַ), welches nach Jesaias 8 sanft fließt. Weiter kommt in dieser Periode von Siloah nichts vor, aber die Lage

desselben kein Wort. ^{b)} Bauschreiten und Anlagen ^{a)} Der Tempel, das Heiligtum. Eine Spur der Vorbereitungen zu dem großen Unterbau, welchen man gegenwärtig noch am Tempelberge bemerkt, findet sich 1 Kön. 5, 17. Als Ort des Tempelbaus wird 2 Chron. 3, 1 der Berg Morija bezeichnet. Ob es derselbe sei, wo Isak hat geopfert werden sollen, muß dahingestellt bleiben. Ausführlicher beschreibt Josephus die Bauten Salomo's am Tempelberge in Bell. Jud. V, 5 § 2 und in Archaelog. XV, 11. § 3. Allein diese Stellen lassen vieles im Dunkel, so viel nur wollen wir hier bemerken, daß Salomo die Kuppe des Felsenbügels Moria, welche kaum weit genug war das eigentliche Tempelgebäude und den vorliegenden Altar zu fassen, nur wenig erweiterte, weil zu diesem Zwecke ungeheure, vom tiefen Grunde ausgeführte Böschungsmauern erforderlich waren, die, wie es scheint, überdies noch durch vorliegende, auf gleiche Weise besetzte Terrassen gesichert werden mußten. Nur auf der Ostseite scheint der König ein solches Werk auszuführen zu haben und soll dasselbe durch einen auf der Mauer ruhenden Säulengang schon damals geschmückt worden sein. Dagegen nun das eigentliche Grundgebäude des Heiligtums durchaus massiv war, jedoch auch dieses mit Ausnahme des platten Daches, so war es doch innen überall mit Getriebe von Tanne- und Cedernholz überzogen, auch die Decken und Fußböden; die Galerien und Geländer daraus vorgefertigt. Daraus erklärt es sich, wie diese Gebäude durch Feuer zerstört werden konnten, indem dieses nicht allein das Holzwerk verbrannte, sondern auch die aus Kalkfeinart (Marmor) bestehenden Mauern so mürbe brannten, daß sie auch ohne menschliche Gewalt bald verwittern und einstürzen mußten. Von großem Umfange war das eigentliche Tempelgebäude nicht, 100 jüd. Ellen hoch und lang, d. h. etwa 120 — 125 Fuß. ^{c)} Die übrigen Bauten. Es ist von einem Palaste David's aus Cedernholz, von einem noch prächtigeren, von Salomo erbauten, von einem Fußpaule desselben, das man das Haus des Balbes (oder „vom Balde“) Eibanon nannte, und von dem Palaste die Rede, welchen Salomo einer seiner Frauen, der Tochter eines ägyptischen Königs, erbaut hatte, — endlich von Lustgärten der Könige, in welchen der „Königsteich“ sich befunden haben soll, und die (nach Josephus) sich bis zum Brunnen Rigel ausdehnten. Auf diese Anlagen bezieht sich die Erwähnung des Thors, „da die Kasse des Königs eingeht“ (2 Kön. 9, 16, 2 Chron. 23, 5), sowie die des, „da die Leibwache eingeht“ (2 Kön. 11, 19, 2 Chron. 23, 20). Ohne Zweifel beziehen sich diese Thore zunächst nur auf die Königsburg, deren Hofe, Nebengebäude, Gärten u., und es muß zweifelhaft bleiben, ob sie von denselben unmittelbar ins Freie, außerhalb der Stadt, oder ob sie nur in die Stadt führten. Ist die Sage begründet, daß die großen Gewölbe unter dem Morija dem Salomon zu Pferdehallen dienten (l. oben), so haben wir hier unter der Königsburg zu suchen, die ältere vielleicht an oder auf dem Zion, die spätere an dem Morija und in den Ausgängen der Thäler zwischen dem Zion und dem Morija und diesem und dem Loberge die Gärten und den Teich

der Könige. Und wenn 2 Kön. 25, 4. 5 erzählt, daß, als Jerusalem durch die Chaldäer (ohne Zweifel von der Nord- oder Nordwestseite her, da diese die schwächste war und ist) angegriffen und erobert wurde, der König und seine Kriegskleute bei Nacht des Weges von dem Thore zwischen den zwei Mauern, der zu des Königs Garten führt, flohen und nachher von den nachstehenden Feinden auf dem großen Felde bei Jericho ergriffen wurden, so kann man nicht zweifelhaft sein, daß die Gärten des Königs im Thal südöstlich von Jerusalem gelegen haben müssen. c) Befestigung der Stadt. Als David Sion erobert hatte, besetzte er diesen Hügel, und es ist wahrscheinlich, daß diese Befestigung sich Anfangs auf denselben beschränkte. Von der Citadelle dieser Festung, die man schlechthin die Burg (Millo) nannte, ist schon die Rede gewesen. Allein theils waren diese Befestigungswerke unvollkommen, theils sah man sich genöthigt, sie immer weiter auszubehnen. So mußte schon Salomo Läden an der Burg (Millo) ausbauen (1 Kön. 11, 27). Nach Westen, Süden und Südosten schloß schon die natürliche Festigkeit des Sions, welche in den ältern Zeiten gewiß viel größer war, als jetzt, da die Erfahrung lehrt, daß alles Schrofpe sich immer mehr abrundet. Nach dieser Seite hin scheint also die Ummauerung nur von geringer Bedeutung gewesen zu sein; größere Sorgfalt erforderten die übrigen Seiten. Der ganze Sion war ohne Zweifel in die Ummauerung eingeschlossen und auch nach Norden hin, über diesen Berg hinaus, mochte die Stadt etwa denselben Raum einnehmen, wie zu Josephus' Zeit die Unterstadt, so daß die drei Hügel, der oberen und der unteren Stadt, des Heiligtums, schon damals von der Hauptstadtmauer umschlossen gewesen sein mögen. Die nördliche Mauer des Sion, welche an der Südwestseite der Schlucht Tyropoeion hinlief, und welche, nachdem man auch die untere Stadt mit in die allgemeine Stadtmauer gezogen hatte, zur innern Mauer geworden war, mag zu Salomo's Zeiten sehr vernachlässigt sein; späterhin aber scheint man sie wieder hergestellt zu haben. Die Angriffe kamen beständig von der Nord- und Nordwestseite. Als nun König Josas von Juda den jüd. König geschlagen und Jerusalem erobert hatte, zerstörte er die Mauern der Stadt auf eine Länge von 400 jüd. Ellen (etwa 500 Fuß) vom Ephraimsthor bis zum Edithor (2 Kön. 14, 13). Daß das letztere in der nördlichen Mauer gestanden habe, folgt aus seinem Namen (denn der Stamm Ephraim wohnte nördlich von Jerusalem), mithin stand es gewiß in derselben Straßenrichtung, als das jetzige Ephraimsthor (n.). Das Edithor ist wahrscheinlich im Osten vom Ephraimsthor zu suchen, weil hier der Euthurm stand, dessen Josephus in der Beschreibung der dritten Mauer erwähnt (s. oben). Hierauf baute Manasse „die äußerste Mauer an der Stadt David's auf der Abendseite am Sion im Baby (2:?) am Fischthor und ummauerte den Hügel (2:?) und machte die Mauern viel höher (2 Chron. 32, 14).“ Bei aller Dunkelheit des Einzelnen in dieser Stelle zeigt sich doch die Gewisheit, daß bedeutende Befestigungen vorgenommen worden. Die „äußern Mauern“ lassen auf das Dasein „innerer Rauern“ schließen. Daß die „Sion“ be-

nannte Localität auf der Westseite im Baby (Regenbach, Schlucht, mit einem nicht immer stehenden Bache) zu suchen sei, ist deutlich. In der Nähe dieser Localitäten — ob auch im Westen der Stadt? — ist auch das „Fischthor“ zu suchen. Ebenso zeigt sich, daß ein besonderer, bis dahin nicht in die Vertheidigungslinie gezogener Hügel (2:?, Dphel) ummauert, d. h. in die Vertheidigungslinie gezogen sei. Wo dieser Hügel (Dphel) gelegen, geht aus dieser Stelle nicht hervor. Aus dem Erfolge sieht man, daß Jerusalem durch solche Werke ein sehr starker Platz geworden war. Denn als um das Jahr 600 vor Chr. Nebukadnezar die Stadt angriff, widerstand sie fast zwei Jahre hindurch einer nach der Kriegskunst jener Zeit geführten regelmäßigen Belagerung (2 Kön. 25, 2. Jer. 39, 1 fg. 52, 4). Endlich, als der Hunger überhand genommen hatte, brach man in die Stadt und es zogen hinein alle Fürsten des Königs von Babel und nahmen Stellung (2:?) am innern Thor (2:?) (2:?). Als nun Zedekiah, der König von Juda, sammt seinen Kriegskleuten dieses sah, flohen sie bei Nacht zur Stadt hinaus, des Weges zum Edithor zwischen den zwei Mauern zum Garten des Königs. Aber die Chaldäer lagen um die Stadt, und der König floh des Weges zum blauen Zeile; und die Kriegsmacht der Chaldäer jagten ihm nach und ergriffen ihn im blauen Zeile zu Jericho und alle Kriegskleute, die bei ihm waren, wurden zerstreut. Diese Erzählung gibt zu einigen Bemerkungen Veranlassung. Daß der Hunger überhand genommen habe, wird erwähnt, aber kein Wort von Mangel an Trinkwasser. War das für gefürchtet? Das Einbrechen in die Stadt scheint mit der Hungersnoth in Verbindung gesetzt zu werden — vielleicht um anzudeuten, daß der Mangel den Muth und die Kraft der Vertheidiger getrocknet habe? Indessen scheint durch den Einbruch noch nicht alles verloren gewesen zu sein, sondern ein inneres Thor, und mithin eine innere Mauer die Eroberung der ganzen Stadt, namentlich des südlichen Theils derselben, erschwert zu haben; denn Zedekiah und seine Kriegskleute haben noch Zeit, sich auf die Flucht zu begeben. Hat es aber eine innere Mauer gegeben, so kann diese wohl anderswo nicht gesucht werden, als auf der Südwestseite der Schlucht Tyropoeion, d. h. da, wo zu Josephus' Zeiten der nördliche Theil der ältesten Mauer stand. Endlich beweist die Richtung des Angriffs und der Flucht, daß das Thor, welches zwischen den beiden Mauern zum Garten des Königs führte, am südöstlichen Ende von Jerusalem, etwa am Ausgang der Schlucht Tyropoeion zwischen dem Sion und dem Morija, gesucht werden mußte. Es wird dieses Thor hier das Edithor genannt. Kann es dasselbe sein, dessen 2 Kön. 14, 13 gedacht wird? Wir zweifeln, denn die Entfernung ist zu groß. Ebenso läßt sich nicht vollkommen ausschließen, was von den zwei Mauern gesagt wird, zwischen denen das Thor gelegen gewesen sein soll. Uns ist am wahrscheinlichsten, daß schon damals in der fer Sengend eine doppelte Ummauerung von Jerusalem statt fand. Die erste oder innere Mauer schloß hier auf der Südseite die eigentliche Stadt, d. h. den Sion und den Morija, ein, indem sie die Schlucht Tyropoeion durchschnitt

oder überdeckte. In dieser innern Mauer war ein Thor, das Südthor genannt. (Also ein anderes als das aus dem Nordostwinkel.) Trat man aus demselben, so gelangte man zu den Gärten des Königs, in welchen nicht allein Anpflanzungen, sondern auch Bauwerke mancherlei Art, Quellen, Wasserleitungen, Teiche u. s. sich befanden; dieses Ganze war zu seinem Schutze nach Außen mit einer Mauer umgeben. Ob diese Ansicht die richtige ist, wollen wir gern dahingestellt sein lassen. Etwa einen Monat nach der Eroberung Jerusalems kam ein chaldäisches Heer noch einmal zu dieser Stadt und verbrannte das Haus des Herrn und das Haus des Königs und alle Häuser zu Jerusalem, und riß um alle Mauern von Jerusalem ringsumher (Jer. 52, 14. 2 Kön. 25, 9. 10. 2 Chron. 36, 19).

3) Wiederaufbau des Tempels und der Stadtmauern, besonders unter Nehemias's Leitung. Nachdem die von den Chaldäern ins Ausland geführten Juden von den persischen Königen die Erlaubnis erhalten hatten, in ihr Vaterland zurückzukehren, benötigten etwa 42,000 dieselbe. Vor allem suchten sie den Josaphats Gottesdienst wieder herzustellen. Auf der Stelle des zerstörten wurde ein neuer Altar erbaut und auf der des alten Tempelgebäudes der Grund zu einem neuen gelegt (Esrah 3, 12). Allein das neu einrückende Gemeinwesen der Juden hatte keinen Halt und ihr Gottesdienst keine gesicherte Ruhe, ehe die Hauptstadt wieder hergestellt und hinlänglich befestigt war. Nehemias beschreibt in einem Buche, das von ihm den Namen führt, was er deshalb gethan. Man sieht, daß noch Spuren der Thore, der Mauern, der Straßen, genug vorhanden waren — und es ist mehr als wahrscheinlich, daß das unter Nehemias's Leitung neu ummauerte Jerusalem ganz dieselbe Gestalt bekommen hat, wie das von den Chaldäern zerstörte. Drei Stellen sind hier vorzüglich zu berücksichtigen: a) II, 12—15. Nehemias reitet aus dem Thore Gai auf der Westseite, sodas er sich Anfangs gen Süden wendet und die Stadt umkreisend von der Nordseite her, zurückkehrt. b) III, 1 u. s. g. Die Vertheilung der Arbeit an den Thoren und Mauern wird beschrieben — davon sogleich ein Mehreres. c) XII, 31—40. Nach Vollendung des Baues der Thore und Mauern wird die Ummauerung durch eine religiöse Feierlichkeit geweiht. Zwei große Dankchöre besingen den westlichen Theil der Mauer, von denen der erste südlich, der andere nördlich zieht, und die sich vor dem Tempel wieder finden, wo dann ein feierlicher Gottesdienst gehalten wird. Es scheint am passlichsten, der Ordnung die III, 1 u. s. g. zu folgen, und was die beiden andern Stellen besonders haben, wo es hingehört, beizufügen: das Schaffthor (in der Nähe des Tempels), der Thurm Reich, der Thurm Chananel, das Fischthor, das alte Thor, das Thor Ephraim (wird nur bei der Umkreisung der Stadt durch die beiden Dankchöre (XII, 39), nicht aber bei dieser Beschreibung des Neubaus der Mauern und der Thore erwähnt. War es vielleicht ungerührt geblieben?), die breite (vide, starke) Mauer, der Dsenthurm, das Thor Gai (das Adsthor, Samptthor, Leichthor, nach II, 13 ist hier in der Nähe vor der Stadt zwischen diesem und dem folgenden Thore „der Drachenbrunnen“ und es be-

trägt die Mauer zwischen dem Thore Gai und dem Thore Aschpot wenigstens 1000 Ellen = 1225 Fuß), das Thor Aschpot (Kistthor oder Steinthor), das Brunnen-thor, hier in der Nähe „der Reich Siloah“ und Mauern um denselben, Gärten des Königs und Stufen, die da hinabgehen von der Stadt David's, ihnen gegenüber (innerhalb oder außerhalb der Mauern?) die Gräber David's, der künstliche (Mauern, durch Kunst vorgerichtete) Teich, das Haus der Heiden (die Kaserne der Leibwache?), das Harnischhaus (Zughaus), Mauern, auf den Berg hinaufsteigend, hoher Thurm vor dem königlichen Palaste, in der Nähe: der Kerkertthor (das Wachtthor?), das Kerkertthor, das Bassertthor gen Osten, ein vortretender hoher Thurm, ein besonders ummauerter Hügel (Doppel), das Fischthor, die Wohnung der Tempelsknechte, das Richter- oder Wachtthor. Es ist gradezu unmöglich, die Lage dieser Verhältnisse nicht einigermaßen genau anzugeben; indessen treten doch immer einige Hauptzüge hervor. Auf der Nordseite, vom Schaffthor bis zum Thore Gai, findet sich die meiste Befestigung: Thürme, die dicke (starke) Mauer u. s. Vom Thore Gai (vielleicht auf der Stelle des jetzigen Thores von Meschichem (e), oder auch noch etwas südlicher) bis zum Thore Aschpot ist ein weiter Raum (wenigstens über 1000 Ellen) ohne Thor, wahrscheinlich weil hier an der Kante des Sions gar kein Ausweg denkbar, mithin Thore überflüssig waren. Vom Thore Aschpot aber bis gegen den Tempel drängen sich in dem Raume an und zwischen den südlichen Theilen des Sions und des Westes die Gebäude und sonstige Anlagen. Hier sind verschiedene Quellen und Wasserwerke: der Drachenbrunnen, der Teich Siloah, der künstlich angelegte Teich — Vorrichtungen, die an die glänzendste Periode der Monarchie erinnern, und die, wenn sie auch nur mit Modifikationen wieder hergestellt wurden, immer doch noch die Lokalitäten bezeichnen: die Gärten der Könige, das Königshaus, die Gräber David's, die Kaserne der Leibwache, das Zughaus, die Stallungen der Kasse u. — und um alle diese, besonders um die so höchst wichtigen Wasserwerke zu schützen: Thürme, Mauern um die Teiche, mithin, wie es scheint, doppelte Mauern, die eine in der Tiefe, die andere auf dem Berge — ein in die Festungswerke gezogener, vielleicht zur Dedung dieser Anlagen besonders wol gelegener Hügel (Doppel) u. Genaueres läßt sich über diese Verhältnisse nicht ermitteln. Von einer Quelle Siloah ist auch hier noch nicht die Rede, sondern nur von einem Teiche, und woher dieser seine Spülung genommen, bleibt im Dunkel. Ebenso, welche Quelle unter dem Drachenbrunnen zu verstehen sei? Und ist nicht unwahrscheinlich, daß die vormals Regel benannte hier gemeint werde — schon des Umstandes wegen, daß neben dem Brunnen Regel ein Schlangen- (oder Drachen-) Fels lag (s. oben), dessen Benennung gar leicht auf den nebenliegenden Brunnen übergehen konnte. Das neu ummauerte Jerusalem konnte nur schwach brockelt sein. Fragte doch das Volk nicht scheiden, wer in der Stadt sich niederlassen sollte (Neh. 11, 1) und wenn außer dem Beinhilf der Zurückgekehrten (= 4230) noch ebenso viel Freiwillige sich fanden, wozu

eine schwache Verodierung gab das für so weite Räume! Treie Plätze fanden sich drehalb gewiß nicht wenige — ausdrücklich werden erwähnt außer den Höfen des Heilighums die Plätze am Bassettore (Neb. 8, 1) und am Ephetalmthore (8, 16); woher merkwürdig ist, daß gerade dieser beider Thore die Geschichte der erneuerten Ummauerung nicht erwähnt. Endlich müssen wir daran erinnern, wie es nicht wahrscheinlich ist, daß die Nordseite dieser neuen Ummauerung die Stelle derjenigen eingenommen habe, welcher Josephus die erste oder älteste Ummauerung nennt, und noch viel unwahrscheinlicher, daß sie da geführt sei, wo späterhin Agrippa I. die dritte Ummauerung anlegte. Vielmehr dürfte sie etwa da zu suchen sein, wo zu Josephi Zeiten die zweite oder mittlere Ummauerung stand¹⁸⁾. Diese Bemerkungen rathen aber zu doppelter Vorsicht bei dem Versuche, die Einzelheiten dessen, was Nehemiah mittheilt, in denselben nachzuweisen, was zu Josephi Zeiten bestand, oder gar, was gegenwärtig noch aufzufinden ist. Wir wagen einen solchen Versuch nicht, denn wir halten eine glückliche Durchführung für plattendings unmöglich. Etwa im J. 536 v. Chr. Geb. hatten die Juden Glaubniss erhalten, in ihr Vaterland zurückzukehren, und etwa 20—24 Jahre nachher waren sie mit der Ummauerung ihrer Hauptstadt fertig, also etwa im J. 515 v. Chr. Geb.

Da Herodot nicht lange nachher, etwa ums J. 480, schrieb, so ist hier vielleicht der passigste Ort der Frage zu gedenken, ob mit der Stadt Kadore, deren er III, 5 gedenkt, Jerusalem gemeint sei! Die Frage selbst hat für uns fast gar kein Interesse, denn was Herodot von der Stadt Kadore beibringt, ist so höchst undeutend, daß es uns völlig einleitet sein kann, ob Jerusalem hier gemeint sei oder nicht. Wir beschränken uns also auf die Bemerkung, daß Jerusalem sehr wol gemeint sein kann. Die heutigen Araber kennen gar keinen andern Namen für diese Stadt als el Kodes oder el Kuds, bei den alten Juden hieß sie sehr gewöhnlich Ir Kadosch; „die heilige Stadt.“ Jüdische Ritzungen führen die Legende Jerusaleum Kadosch „Jerusalem die Heilige,“ wie nahe liegt es, daß die Aussprache der Ausländer daraus Kadorys (Kadore) machte!

4) Jerusalem unter den Hasmonäern. Judas war aus der Gewalt der persischen Könige in die Alexander's des Großen übergegangen und fortan in alle die Hände verwickelt, welche aus der Zersplitterung des Alexandrinischen Reichs entstanden. Die beiden Hauptquellen der Geschichte dieser Verlöbe, die Bücher der Makkabier und die Schriften des Josephus, erzählen diese Begebenheiten bis auf einen Punkt der Hauptsache nach, mit denselben Umständen; allein dieser Differenzpunkt ist in topographischer Hinsicht von der allergrössten Wichtigkeit. Er betrifft die Burg von Jerusalem, in welcher die Syromakedomier sich festhielten und sich etwa 26 Jahre hindurch behaupteten. Die Bücher der Makkabier suchen diese Burg in

der Oberstadt, der Stadt David's, Aijon, und erzählen, daß nur durch Hungersnoth sie habe bezwungen werden können; als dieses gescheh, sei große Freude unter den Juden gewesen, und ihr damaliger Oberhaupt, Simon, habe seine Residenz fortan in ihr genommen. Josephus dahingegen behauptet, auf einer in der Unterstadt gelegenen, das Heilighum beherrschenden Felsenhöhe (sagen) haben die Syromakedomier eine Burg angelegt, diese sei lange vergeblich belagert, endlich auf eine nicht näher bezeichnete Weise ober und nun die Burg nicht allein, sondern auch die Hügel, auf welchem sie gelegen, mit unsäglichem Mühe abgetragen. Die Kenntniss der Localitäten des alten Jerusalems ebenso sehr als die des Charakters der betreffenden Schriftsteller wird es fördern, wenn wir etwas genauer in die Darstellung dieser Gegenstände eingehen. a) Die Syromakedomier setzen sich in Jerusalem fest (1 Makk. 1, 22—55). König Antiochus von Syrien kommt mit einem starken Heere nach Jerusalem, plündert das Heilighum (το ἅγιον) u. Nach zwei Jahren sendet er einen seiner Gewaltigen, dieser hauset noch ärger, steckt die Stadt (πόλις) in Brand und zerstört ihre Mauern eingingewürdet, umhaut aber die Stadt David's (πύλον δαυιδ) mit einer großen und starken Mauer und festen Thürmen; und sie wird ihnen (den Syrern) zur Burg (καὶ ἔσται αὐτοῖς εἰς ἀσπίδα). Er legt eine Befestigung hin, in welcher sich ἱεροὶ ἀμυνταὶ, ἄλλοις παρανομοῖ. Der Raub aus der Stadt, Stoffe, Lebensmittel u. wurden hier in Sicherheit gebracht. Dieser Platz wurde dem Heilighume zum Hinterhalt (ἐπὶ τῷ εἰσόδῳ τῷ ἁγίῳ) Die Einwohner von Jerusalem entflohen, die Stadt wurde Wohnplatz der Fremdlinge, das Heilighum (το ἅγιον) wurde verlassen. Antiochus besetzt den Juden das väterliche Gesetz aufzuheben; viele schlichen sich ihm an. Josephus (Arch. XII, 5, §. 4.) hat dasselbe, dann: nachdem Antiochus die Mauern der Stadt zerstört hatte, behaute er die Akra (ἀκρά) in der untern Stadt. Sie (die Akra) war aber hoch und überragte das Heilighum (καὶ ἐπεκρίθη τῷ ἱερῷ). Nichtsdestoweniger blieben in der Akra auch die Schlechten im Volk, wodurch die Bürger der Stadt viel zu erdulden hatten (ἐπορεύθη δὲ οὐδὲν ἥσσον ἐν τῇ ἀκρᾷ καὶ τοὶ ἀσέβεις οὐ δυνάμει καὶ πορροῖ τῶν ἐπὶ αὐτῷ, οὐδ' ἐν πολλῷ καὶ διὰ τοῦ πολέμου ἐν τῇ ἀκρᾷ). Antiochus sucht den Gottedienst der Juden zu unterdrücken. b) Wirkungen dieser Verhältnisse (1 Makk. 2, 31 und 3, 45). Als außerhalb Jerusalem Unruhen entbrachen, zieht die Befestigung, welche in Jerusalem, der Stadt David's lag (ἐν ἁγίῳ, αὐτῶν ἐν ἱερουζαλὴμ, πύλον δαυιδ), aus, um dieselbe zu unterdrücken. „In jener Zeit war Jerusalem unwohnig wie eine Wüste, daß keiner ihrer Kinder dort mehr aus- und einzog. Das Heilighum (το ἅγιον) war zertrümmert und Fremdlinge in der Burg (ἀκρᾷ).“ Josephus (Archaeol. XII, 6, §. 2) sagt, die Befestigung sei in der Burg, in der Oberstadt (ἐν τῇ ἀνωτάτῃ) gewesen. c) Befreiung und Wiederherstellung des Heilighums (1 Makk. 4, 36—61). Inzwischen hatten die Juden unter der Anführung des Judas aus dem Gefolge der Makkabier, die Waffen ergriffen und einige Vortheile erlangt. Sie

18) Diese Bemerkung wird Oskansen nicht gefallen, welcher (Der Topographie des alten Jerusalems S. 2) die Behauptung aufstellt, „weilchen der ersten und zweiten Mauer habe, jenen Platz der Stadt gelassen.“ mühen in Herodot's Zeiten überall noch kein Beweisen. Unten wird es sich zeigen, daß er Bell. Jud. V, 8, §. 1 missverstehen hat.

beschließen das Heiligthum (τὸ ἅγιον) in Jerusalem zu reinigen und zu erneuern. Daher ziehen sie auf den Berg Sion (ἐπὶ ὄρος Σιών), finden dort alles verwüftet und verödet. Judas ordnet Männer an, denen in der Burg (ἐν τῇ ἀκρῇ) zu wehren, dieses Heiligthum (τὸ ἅγιον) gereinigt würde. Dieses Letztere geschieht. Sie umbauen den Berg Sion (τὸ ὄρος Σιών) rund umher mit hohen Mauern und starken Thürmen, damit die Heiden nicht noch einmal, wie schon geschehen, es zerstören könnten, und zugleich ordnen sie eine Kriegsmacht (ὁπλίαν) an, das Heiligthum zu bewahren. Josephus (Arch. XII, 7, §. 6) erzählt ganz dasselbe; merkwürdig ist aber die Darstellung dieser Ereignisse, wie sie Josephus (Bell. Jud. I, 1, §. 4) gibt. Da heißt es: „nach gewonnenem Siege über die Syrer eilte Judas gen Jerusalem, stürzte sich auf die Befestigung in der Stadt (ἀσπίδα ἐν τῇ πόλει ὑποστάσας), und nachdem er sie aus der oberen Stadt (τῆς ἀνω πόλεως) gewonnen hatte, trieb er sie (ὁρμήσας) in die untere Stadt, welcher Stadttheil Akra genannt wird. Dann demächtigte er sich des Heiligthums (τοῦ ἱεροῦ), reinigte dasselbe und stellt den Gottesdienst her.“) Versuche die feindliche Befestigung aus der Burg von Jerusalem zu vertreiben (1 Makk. 6, 18–32). Die in der Burg (ἀκρᾷ) schlossen die Israeliten vom Heiligthume (τῶν ἁγίων) ab; Judas belagert deshalb die Burg. Indessen schicken sich einige durch zum Könige und zeigen ihm an, daß die Burg (ἀκρᾷ) in Jerusalem belagert würde, und das Heiligthum (τὸ ἅγιον) von den Juden (schon) befestigt sei. König Antiochus zieht der Burg zu Hülfe, Judas hebt die Belagerung auf (Jos. Arch. XII, 9, §. 3). Die Befestigung der Burg (ἀκρᾷ) und die Überläufer thun den Juden vielen Schaden; denn auf die, welche zum Heiligthume, um zu opfern, eingingen, wirft sich die Befestigung und tödtet sie. Die Burg nämlich beherrscht das Heiligthum (ἐκείνῳ τῷ ἱερῷ ἡ ἀκρᾷ). Judas greift die Burg mit Maschinen und Belagerungsodämmen an. Doch schleichen sich einige der Überläufer durch u. c.) König Antiochus demächtigt sich des Heiligthums und zerstört dessen Befestigungswerte (1 Makk. 6, 47–62). Judas weicht vor der Uebermacht des Königs zurück. Dieser greift das Heiligthum (τὸ ἅγιον) an, und belagert es vergeblich längere Zeit. Der Hunger nimmt unter den Belagerten überhand, sie übergeben unter gewissen Bedingungen den befestigten Platz (τὸ ὄριον) ihm. Als der König in die Stellung auf den Berg Sion kommt (ἀφ’ οὗ ἐκ τὸ ὄρος Σιών) und die Heiligste der Plätze steht (ἐκεῖ τὸ ἁγίστον τὸ τόπος), ru bricht er das gegebene Versprechen und besetzt die Mauern rund umher niederzuweisen. Josephus (Arch. XII, 9, §. 6) hat dieselbe Erzählung, doch heißt es am Ende: „der König besetzt die Mauern bis auf den Grund zu zerstören (κατελεῖν τὸν τοῖχος ἐκ βάθος).“ f) Jerusalem und der Tempel ist ohne Festungswerte und geht aus einer Hand in die andere (1 Makk. 7, 33–47, und 9, 52 u. fg.). Der syrische Feldherr Nicanor, von Judas geschlagen, zieht sich in die Stadt David's (νόμος Δαυὶδ) zurück, besucht den Berg Sion (ὄρος Σιών), woselbst er mit den Priestern verhandelt und Eiferungen gegen das Heiligthum ausspricht. In einer folgenden Schlacht gegen Johannes

kommt er um; Johannes läßt den Kopf des Getödteten in Jerusalem ausstellen. Ein neuer syrischer Feldherr, Bacchides, besetzt Jerusalem, läßt die Burg noch mehr besetzen, besetzt und verproviantirt sie; auch geht die syrische Partei damit um, die Mauer des innern Hofes im Heiligthume (τὸ ναὸς τῆς ἀλτῆς τῶν ἁγίων τῆς ἱερουσᾶς) einzuräumen, welches jedoch unterbleibt. (Josephus Arch. XIII, 1, §. 3 hat dasselbe.) g) Jerusalem und der Tempel ist in der That Gewalt, aber die Burg können sie noch immer nicht gewinnen (1 Makk. 10, 10 u. fg. und 11, 20). Jonathan, Haupt der Juden nach dem Tode seines Bruders Johannes, kann unter kluger Benutzung günstiger Umstände an die Befestigung der Stadt und des Tempels Hand anlegen, aber obgleich Demetrius, König von Syrien, ihm versprochen hat, die Burg ihm einzuräumen, kann er doch nicht zum Besitze derselben gelangen. Er macht große Anstalten, um mit Gewalt sich der Burg zu bemächtigen. Jos. Arch. XIII, 2, §. 1, und 4, §. 9) hat dasselbe, jedoch mit dem Zusätze, daß die Befestigung der Angriffe spottet, weil sie sich auf die Befestigung des Platzes (τῇ ὑπερβολῇ τοῦ χωρίου) verläßt. h) Große Anstalten, die Uebergabe der Burg durch Hunger zu erzwingen (1 Makk. 12, 35, 36). Jonathan versammelt die Krieger des Volks, und es wird beschloffen: die Mauern von Jerusalem zu erhöhen, und eine große Mauer zwischen der Burg (ἀκρᾷ) und der Stadt zu erdauen, um jene von der Stadt zu scheiden, und von allem Verkehr auszuscheiden (Jos. Arch. XIII, 5, §. 11). Jonathan und sein Bruder Simon rufen das Volk im Heiligthume zusammen, und beschließen, die Mauern von Jerusalem wieder herzustellen, sowie die zerstörte Ummauerung des Heiligthums, auch mit hohen Thürmen sie zu besetzen; überdies auch noch durch Aufbauung einer andern Mauer mitten durch die Stadt der Belagerung der Burg (ἀκρᾷ) den Markt abzuschneiden. i) Erfolg dieser Anstalten, Gedrauch, den die Juden davon machen. Hier findet sich eine große Differenz zwischen den beiden Berichtshaltern (1 Makk. 13, 10, 21–22). a) Jerusalem wird rund umher befestigt. Die Befestigung der Burg leidet Hungersnoth, und bemüht sich vergeblich Hülfe von Außen zu erhalten. β) (1 Makk. 13, 49, 50). Die Hungersnoth steigt in der Burg aufs Höchste, viele sterben vor Hunger; sie übergeben die Festung. γ) (1 Makk. 13, 50–52) Simon zieht ein, reinigt die Festung. Ein Freudenfest wird angeordnet. δ) (1 Makk. 13, 53). Man schloß den Berg des Heiligthums dem Berge neben der (oder „um die“) Burg durch eine und dieselbe Ummauerung an (καὶ προσχωρήσας τὸ ὄρος τὸ ἱερὸν τὸ παρὰ τὴν ἀκρᾷ), sodas also die Oberfläch (die um die Burg David's) und der Berg des Heiligthums von der Zeit an eine in derselben Mauer eingeschlossene Festung bildete — und Simon selbst und die Seinigen wohnten daselbst. Es bezieht sich darauf noch 14, 37, wo es heißt: „Und er ließ jüdische Männer darin wohnen und besetzte sie (die Burg) zum Nutzen der Gegend (des Landes) und der Stadt.“ Dagegen nun Josephus a) (Arch. XIII, 6, §. 5) die in der Burg bitten den syrischen Feldhern, ihnen Proviant zu senden. β) Kein Wort von Hungersnoth und

dass diese die Befestigung der Burg zur Übergabe gewungen habe, sondern nur ganz beiläufig wird erwähnt (Arch. XIII, 6. §. 6), nach Simon, „nachdem er die Burg in Jerusalem erobert hatte“, weiter vorgenommen habe. 7) Kein Wort von einem Kreuzensiege wegen seiner Eroberung, sondern 8) statt dessen (Arch. XIII, 6. §. 6) heißt es: „Nachdem Simon die Burg erobert hatte“, zerstörte er sie von Grund aus, und nachdem er solches gethan, schenkte ihm das Zufälligste, auch den Berg, auf welchem die Burg belegen gewesen war, zu vernichten, damit das Heiligtum höher sei. Dem verammelten Volk stellte er vor, wie sehr sie von der Befestigung gelitten hätten und ferner leiden würden, wenn Fremdlinge sich der Herrschaft bemächtigen und eine Besatzung in diese Burg legen sollten.“ Das Volk ging in diese Vorschläge ein „und alle legten Hand an“, so erzählt Josephus weiter, „den Berg zu vernichten und weder Tag noch Nacht von der Arbeit rastend, zerstörten sie innerhalb dreier Jahre ihn auf den Grund und fortan ragte über alle das Heiligtum hervor, über die Burg (ἄκρα) und den Berg, auf welchem sie erbaut gewesen war.“ Des Schließens der Burg erwähnt Josephus noch einmal (Bell. Jud. I, 2. §. 2) und in der schon angeführten Stelle (Bell. Jud. V, 4. §. 1) fügt er noch einen Umstand hinzu, den wir nicht aus den Augen verlieren dürfen. Normalerweise, sagt Josephus, habe es zwischen dem Hügel, welcher die untere Stadt trug und dem, worauf das Heiligtum belegen war, eine breite Schlucht gegeben, diese sei von dem Besondaenen, als sie den zweiten Hügel abtragen ließen, verschüttet worden. Wir haben nun über diese doppelte Erzählung folgendes zu bemerken: a) Der Ausdruck πόλις Ἀβιδι findet sich hier nur im B. der Maffabäer, nicht bei Josephus. Er bezeichnet niemals die Stadt Jerusalem im Allgemeinen, sondern immer nur den südlichsten oder südwestlichen Stadttheil, den welchen Josephus die obere Stadt oder auch den oberen Markt (Bell. Jud. V, 4. §. 1) nennt. Man sieht das deutlich aus I Maff. I, 33. 35. 37 und 7, 33. 34., wo offenbar von der Stadt David's, im Gegensatz mit der Stadt im Allgemeinen, die Rede ist. Zweifelsfrei könnte man sein bei II, 31., wo ἐν Ἰεροσολαίμῃ πόλις Ἀβιδι als Apposition genommen werden könnte, aber nicht gerade genommen zu werden braucht. 8) Ebenso findet sich der Ausdruck ὅρος Σιών nur im B. der Maffabäer, und bezeichnet derselbe hier immer ausschließlich den Berg, auf welchem das Heiligtum liegt; nirgend wird darunter die Stadt Jerusalem im Allgemeinen verstanden. Das tritt deutlich aus den Stellen IV, 37. 60. VI, 61. 62. und VII, 33 hervor. 7) Das B. der Maffabäer bedient sich des Wortes ἄκρα niemals anders, als wenn es damit eine „Burg“ im Allgemeinen oder „die in Jerusalem belegene Burg“ (Wilco, die Burg David's) bezeichnen will. Den Gebrauch, welchen Josephus davon macht, indem er einen gewissen Stadttheil (der nach seiner Darstellung, einen durch die Schlucht Anapion von der Oberstadt und durch eine breite Schlucht von dem Berge des Heiligtums getrennten Hügel, bedeckt, und den er auch wol die „Unterstadt“ nennt), mit der Benennung ἄκρα bezeichnet — diesen Gebrauch kennen die Bücher der Maffabäer nicht.

Man darf daraus schließen, dass die Wohntheit, diesen Stadttheil ἄκρα zu nennen, zu der Zeit, da die Verfasser der Bücher der Maffabäer lebten, noch nicht entstanden war. 8) Durch die Benennung I Maff. I, 35., „und er zerstörte Gewaltthäter“ bedeutet die Stadt David's mit einer großen und starken Mauer und festen Thürmen, und sie ward ihnen (den Syrern) zur Burg.“ geben die BB. der Maffabäer zu erkennen, dass sie die Burg von Jerusalem nirgend anders gesucht wissen wollen, als da, wo sie von Alters her lag und noch heutzutage liegt (aus dem Grunde, weil die Bildung des Terrains ihr diesen Platz anweist), nämlich auf dem südlichen Hügel und zwar in der nordwestlichen Ecke desselben (s. oben). 1) Die BB. der Maffabäer haben die Ausdrücke ἄνω und κάτω πόλις überall nicht. 2) Auf der andern Seite finden sich in den hier in Betracht kommenden Stellen des Josephus die Ausdrücke „πόλις Ἀβιδι“ und „ὅρος Σιών“ überall nicht. 3) Dagegen bezieht sich Josephus des Ausdrucks ἄκρα in dem doppelten Sinne, dass er damit bald „eine Burg“, im Allgemeinen und insbesondere „die Burg in Jerusalem“, bald einen besondern „Stadttheil“ von Jerusalem bezeichnet, welcher zu seiner Zeit die ἄκρα genannt wurde. So in der Stelle Archael. XII, 5. §. 4 spielt er offenbar mit dem Worte „ἄκρα“ und lässt seine Leser ungewiss, in welchem Sinne er es genommen wissen wolle. Nachdem Antiochus die Stadt verwüstet hatte, τὴν ἐν τῇ κάτω πόλει ἀποδόμησαν ἄκραν. Ἦν γὰρ ἐν τῇ καὶ ἐπικειμένη τὴν ἐν ὀρέῃ. Καὶ διὰ τούτ' αὐτὴν ὀχυρώσεως τελευτήσαν ἐν τῇ καὶ πόλει, ὡς ἀπὸ τῆς Μακεδονίας ἤλθον. Τούτων δ' οὐδὲν ἦσαν ἐν τῇ ἄκρᾳ καὶ τοὺς πληθύνοντες οἱ ἀσπίτες καὶ πολεμικὰ τὸν πολόν. Hier kann der erste Satz heissen: Er bedauerte die Vergipfel, die Höhe — oder auch: er baute die Burg — in der unteren Stadt. (Denn ἄκρα heisst die Höhe, Bergspitze etc., aber auch eine Burg). Für das erste spricht der Zusatz „sie sei so hoch gewesen und habe das Heiligtum überragt“, als welches nur von einer Höhe, die schon da war, nicht aber von einer Burg, die erst erbaut werden soll, gesagt werden kann. Dass aber Josephus zugleich auch hier den ganzen Stadttheil, der (nach ihm) Akra genannt wurde, im Sinne hatte, scheint aus dem Nachfolgenden zu folgen. Er hat erzählt, dass in die neu angelegte Burg eine makedonische Besatzung gelegt sei, und diesem setzt er hinzu: „Nichtsdestoweniger blieben in der Akra auch die griechischen Menschen.“ Sie blieben — mithin mussten sie schon vorher dort sein. Ist aber unter der „Akra“ nur die enge Citadelle gemeint, wie konnten hier denn außer der griechischen Besatzung noch so viele andere Raum finden? Wenn nun aber, wie aus den vorstehenden Bemerkungen deutlich hervorgeht, das erste Buch der Maffabäer die Burg in einer ganz andern Gegend von Jerusalem sucht, als die Schriften des Josephus — wer von beiden erzählt historische Wahrheit? Die Beantwortung dieser Frage darf nicht umgangen werden, denn sie entscheidet über mehr als einen Hauptpunkt der Topographie des alten Jerusalems. Für Josephus scheint zu sprechen, dass die Entstehung der Benennung ἄκρα (Akra) für die untere Stadt, die nach seiner Versicherung diesen Namen

noch fortführte, als es daselbst keinen Punkt mehr gab, den man *Alra* nannte. *2)* Die Lage der Burg (*Alra*) äußert den Tempel. In dieser Nähe konnte man den Tempel besuchen wollten, recht bequem am dem Thore sitzen. Dagegen sprechen für den Verfasser des 1. Buchs der Makkabäer folgende Gründe: *a)* Wenn er auch kein den Begebenheiten gleichzeitiger Schriftsteller ist, so steht er ihnen doch auf jeden Fall näher als Josephus. *β)* Wollte eine feindliche Nacht einen Befehl in Jerusalem haben, eine Citadelle, um die Einwohner in Ordnung zu halten, so war dazu am besten geeignet die obere Stadt, oder, wenn diese noch von zu großem Umfange war, die Stelle, wo die alte Burg der Schilster, die alte Burg *Millo*, die älteste Königsburg des David, schon belegen gewesen war, und wo späterhin die Burg des Herodes, dann in den Kreuzjahren die Burg der Pisaner lag, und wo jetzt noch das Kastell der Stadt liegt — mit einem Worte, wo der Schlüssel des Platzes vorzüglich zu einer Zeit, da es noch kein schweres Feuergeheiß gab. Und wenn auch in Nehemiah's Schrift keine Spur vorkommt, daß an dieser Stelle eine Citadelle aufgebaut wurde, so gab es doch gewiß dort mehr als an irgend einer andern Stelle Grundmauern, die zu der neuen Citadelle benutzt werden konnten. *γ)* Dagegen wirft man nun ein: eine Citadelle an jener Stelle war den Sperrern von geringem Nutzen; sie bedurften einer solchen nicht neben dem Heiligtume. Wir fragen: wozu das? Die Sperr hatten ja die Absicht, das jüdische Heiligtum als solches zu zerstören, und statt desselben ein heidnisches Heiligtum zu errichten. Das Letztere gelang ihnen nun freilich nur halb, das Erstere aber desto mehr. Als Judas ein siegreiches Heer der Juden in die heilige Stadt zurückführte, fand er alles zerstört und verödet, und mußte die Anhalten des jüdischen Gottesdienstes von vornher wieder herstellen (*l. oben*). Wozu also eine Zwingsburg der Sperr zu einer Zeit, da es hier überall nichts zu beaufsichtigen und zu verhindern gab? Mitbin verfällt Josephus in einen directen Widerspruch mit sich selbst, wenn er erzählt, die Sperr hätten das jüdische Heiligtum zerstört, und nicht neben demselben eine feste Burg aufgebaut, um den Besuch desselben zu verhindern oder zu erschweren. War das Erstere geschehen, so war das Andere überflüssig. War ihnen aber daran gelegen, eine Wiederherstellung des jüdischen Gottesdienstes an seiner uralten Stätte, so weit dieses in ihrer Gewalt stand, unmöglich zu machen, so mußten sie ihre Zwingsburg oben auf dem Tempelberge anlegen. Das aber hatten sie nicht gethan; denn als Judas mit einem siegreichen Heere sich auf Jerusalem stürzt, findet er keine Schwierigkeiten, den Tempelberg zu besetzen und den Tempeldienst herzustellen. *δ)* Die Bedeutung der Sache, wie sie 1 B. der Makkabäer erzählt, hat ungleich mehr innere Wahrscheinlichkeit, als die Erzählung des Josephus. *ε)* Nach beiden Gesichtspunkten ist die besagte Citadelle so fest, daß Gewalt sie nicht bezwingen kann, man sucht sie also auszuheben. *α)* Nach 1 B. der Makkabäer wird diese Absicht erreicht; ein scharflicher Mangel zwingt die Besatzung die Citadelle zu übergeben. Nach Josephus weiß man nicht, wie nun auf

einmal, ohne Weiteres, diese so unbefiegbare Festung erobert ist. *α)* Nach 1 B. der Makkabäer freut man sich, daß man endlich die Zwingsburg habe, und behält sie als Befehlspfad und Zwingsburg bei, nach Josephus wird sie zerstört und zwar unter Umständen, die zu abentheuerlich sind, als daß sie Glauben verdienen könnten. *ε)* Was aber die Unglaublichkeit, oder besser noch, die Unwahrscheinlichkeit dieser Erzählung des Josephus in das hellste Licht stellt, ist, daß Thatsachen, die er, als zu seiner Zeit existierend, berichtet, diesen Geschichten von Demolirung eines Hügel und einer Burg auf demselben gradezu widersprechen. *α)* Auf der Westseite des Tempels gab es zu Josephi Zeiten eine Schlucht, welche den Tempelberg von der Stadt trennte; über diese Schlucht führte von einem der westlichen Thore des Heiligtums eine Brücke, von den drei übrigen westlichen Thoren führten Stufen in die Tiefe hinab (*Archaeol. XV. 11. §. 5*); auch konnte, wovon weiter unten mehr Beispiele vorkommen werden, das Heiligtum von der Westseite her nicht angegriffen werden, weil hier eine Schlucht dasselbe von der Stadt trennte. Und diese Schlucht sollten die Hasmonäer zugeworfen haben, als sie den jenseit derselben befindlichen westlichen Hügel demoliren ließen. *α)* Nicht im virenen Stadttheile, sondern getrennt von demselben durch einen Graben, nicht auf dem dritten Hügel der Stadt, dem Berge des Heiligtums, sondern unordentlich von demselben, mitbin im zweiten Stadttheile, der Unterstadt, oder wie Josephus sich ausdrückt, dem Stadttheile *Alra* (*Alra*) oben, eine Felsenhöhe oder Spitze (*Alra*) belegen, 50 Ellen über dem Niveau der Fläche (*Kuppe*) des Hügel erhoben. Die Hasmonäer bebauten diesen Hügel mit einem befestigten Thurm (*Alra*), in welchem sie das hochpriesterliche Kind aufbewahrten und zugleich als kirchliche und bürgerliche Oberhaupt der Nation ihren Wohnsitz dicht neben dem Mittelpunkte der kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse der Nation, den Gebäuden des Heiligtums, nahmen. Dieses erzählt Josephus selbst (*Arch. XV. 11. §. 4*). Und die Hasmonäer sollten eine andere *Alra*, *Alra* oder *Alra*, welche auf demselben Hügel zu demselben Zwecke, nämlich um das Heiligtum und dessen Besucher unausgesetzt beaufsichtigen zu können, erbaut worden war, zerstört haben?

Nach allem diesem müssen wir die Überzeugung aussprechen: *α)* daß die Zwingsburg, welche die Sperr besetzt hielten und von wo aus sie den ihr Gemeinwesen allmählig wieder herstellenden Juden so beschwerlich fielen, daß diese sich erst dann befreit glaubten, als sie erobert und von jüdischen Gewaltthätern besetzt war, das gewesen sei, was die Bücher der Makkabäer als solches bezeichnen, nämlich die Burg auf dem jüdischen Hügel der Stadt, etwa da, wo sie schon zu Zeiten der Jesuiten existierte und noch heutzutage vorhanden ist. *β)* Daß die Sperr in der Unterstadt überall keine Zwingsburg erbaut, und daß die Hasmonäer weder einen Hügel hier abgetragen, noch eine Schlucht ausgefüllt haben (denn die Schlucht existierte noch in großer Tiefe zu Josephus' Zeiten). *γ)* Daß vielmehr die Hasmonäer einen Felsen Hügel oder eine Felsen Spitze (*Alra*), welche auf den zweiten Hügel, der die

untere Stadt trug, etwa da, wo dieser von dem Hügel des Heiligtums und dem Hügel Bethedba begrenzt wurde, gelegen war, mit einer *παύς*, *αἶψα* oder *ἀσπὸνολις* (Citadelle) bebaut haben, welche späterhin Herodes zu der Antonia umbaute, und welche zunächst den Hasmonäern, dann den Herodianern, endlich den Römern diente, das Heiligtum zu überwachen und zu beherrschen.

Seitdem nun der Mittelpunkt des Nationalgottesdienstes, der Tempel, und ebenso die Burg von Jerusalem ausstritten in den Händen eingebornen Gewaltthäter war, gewann das jüdische Volk gar bald eine gewisse Unabhängigkeit, welche nicht ohne bedeutenden Einfluss auf die Verhältnisse der Hauptstadt bleiben konnte. Dazu kamen die bedeutenden Heilthümern, welche, gleichwie späterhin aus der römisch-katholischen Christenheit in Rom, so aus der über den ganzen damals bekannten Erdboden verstreuten Judenheit in Jerusalem zusammenfloßen. Die Stadt nahm unter den Hasmonäern sehr sichtbar zu an Bevölkerung, an neuen Bauwerken, und besonders an Vorräthungen, sie gegen feindliche Angriffe zu schützen. Das Wertwürdigste ist jetzt anzuführen.

Um das J. 132 v. Chr. (Archaeol. XIII, 8. §. 2). Hyrcanus; derzeitiger Hoherpriester und Fürst der Juden, war mit Antiochus Sidetes, König von Syrien, gefallen; dieser belagerte ihn mit großer Kriegsmacht in Jerusalem. Allein die Syrer konnten nicht ausrichten, obgleich gegen die nördliche Mauer, vor welcher ebenes Feld war, 100 dreistöckige Belagerungsthürme vorgeschoben wurden; so fest war die Mauer und so tapfer die Gegenwehr. Die Belagerten litten Mangel an Trinkwasser, ein heftiger Plagenregen half aus dieser Noth. Antiochus, um jeden Ausfall und jede Verproviantirung derselben unmöglich zu machen, schnitt die Stadt durch einen tiefen und breiten Belagerungsgraben ab. Hyrcanus treibt nun die wehrlose Menge, welche nur verzehren, aber nicht verteidigen hilft, aus der Stadt; auch Antiochus will sie nicht nachlassen; so muß sie jämmerlich zwischen der Stadt und den sprichenden Stellungen umkommen. Endlich vertragen sich die Fürsten; Antiochus zieht ab gegen Bezahlung von 500 Talenten. Hyrcanus öffnet das Grabmal des Königs David und nimmt 3000 Silbertalente heraus, die er theils zur Bezahlung der Kriegskontribution, theils dazu anwendet, eine Kriegsmacht von fremden Söldnern zu errichten.

Um das J. 63 v. Chr. (Arch. XIV, 4. und Bell. Jud. I, 7). Zwischen den Brüdern Hyrcanus II. und Aristobulus ist Streit über die seit einiger Zeit in derselben Person vereinigte Gewalt eines Hoherpriesters und Königs der Juden. Der römische Feldherr Pompejus wird aufgefordert den Streit zu entscheiden; er nimmt für den Hyrcanus Partei, weiß sich der Person des Aristobulus zu bemächtigen und zieht gegen Jerusalem, um Hyrcanus einzufinden. Er findet die Stadt, die er vom Oberrange ab betrachtet, sehr fest und nur von der Nordseite her angreifbar. Unterdessen besetzt die Partei des Aristobulus den Tempel, bricht die aus demselben zur Stadt führende Brücke ab, und bereitet alles vor, um eine Belagerung auszuhalten zu können. Die Partei des Hyrcanus

öffnet dem Pompejus die Thore der Stadt und der königlichen Burg. Dieser findet die der Stadt gegenüberliegende Seite des Heiligtums (die westliche) so schroff, daß er dieselbe nicht angreifen kann. Indessen läßt er die Umgebungen des Heiligtums besetzen und befestigen und das Heiligtum durch eine Belagerungsmauer umgeben. Er lagert sich mit der Hauptmacht innerhalb der Belagerungsmauer, auf der Nordseite des Heiligtums, wo dasselbe angreifbar war. Auch von dieser Seite zeigte dasselbe freilich große Festungstürme und hatte einen tiefen Graben vor sich. Mit Mühe errichten gegen diese Seite die Römer Angriffsdämme. Sie benutzten dazu besonders die Sabbathe, indem sie an solchen nur bauen, aber nicht auch die Waffen gebrauchen. Endlich sind die Dämme so weit, daß die Mauerbrecher in Wirksamkeit gesetzt werden können. Nach dreimonatlicher Belagerung glückt es den Römern den größten Thurm einzufürzen, sie brechen in das Heiligtum und erobern dasselbe. Pompejus selbst betritt das Allerheiligste, läßt aber die Schätze desselben unberührt; setzt den Hyrcanus zum Hoherpriester ein und ordnet die Angelegenheiten des jüdischen Gemeinwesens im Interesse der Römer.

Wir fügen einige Bemerkungen hinzu: a) Nicht bezieht anzunehmen, daß die nördliche Stadtmauer, welche von Antiochus angegriffen wurde, eine andere Linie beschrieben habe, als die, welche in der Beschreibung des Josephus (Bell. Jud. V. 4. §. 2) die zweite Mauer heißt. b) Von ihrer Festigkeit zeugt der Angriff des Antiochus. c) Daß außerhalb der Mauer, sowohl da, wo sie die eigentliche Stadt, als auch da, wo sie den Tempel beschützte, kein besonderer Stadtbelt gewesen, folgt aus dem, was weiterhin vorkommen wird; aber auch unbedeckt stehende Wohnungen, neuvermauerte Vorstädte u. s. w. scheinen hier nicht gewesen zu sein, es würde ihrer sonst wol Eröndung gedenken. d) Das Zuwerfen der Schlacht westlich vom Tempel durch die Hasmonäer erscheint auch hier als eine Fabel. Wenn von der Westseite alles ebneter war, wie kann denn hier von einem steilen Aufsteigen des Tempelberges die Rede sein, welches Pompejus verbündete, hier anzugreifen? Warum zog er es vor gegen die Nordseite zu operiren, wo ein tiefer Graben gefüllt werden mußte, ehe man an die Festung kommen konnte? e) Bei Belagerung der Stadt durch Antiochus litt diese großen Mangel an Trinkwasser — bei Belagerung des Tempels, obgleich diese drei Monate dauerte, ist davon keine Spur. Freilich war man vorbereitet — aber wenn auch große Speisevorräthe, konnte man auch große Wasservorräthe aufbewahren? Und war nicht eine große Menschenmasse (die Partei des Aristobulus) in dem Tempel zusammengedrängt? Jaß sieht man sich gerungen der Vermuthung Raum zu geben, als sei nicht so ganz aus der Luft gegriffen, was die apokryphische Schrift des Aristobulus: *de legis divinae translatione* *) von den

*) Abgedruckt im Anhang zu Opp. Joseph. edit. Havercamp. Tom. II, p. 112, wo es von den Vorhöfen des Tempels handelt heißt: *ἐν δὲ τῷ ἱερῷ ἱερέων ἡδὲ ποταμῶν, καὶ ἄλλων ὁπλῶν καὶ ἀποθηκῶν ἀποφύγει τὴν πύλιν, ὡς ἵστανται ἀπὸ τοῦ ἱεροῦ, ἃ ὑπάρχοντα ἐν τῷ ἱερῷ τῶν ἁγίων καὶ τῶν ἁγίων*

geheimen Wasserleitungen erzählt, welche dem altjüdischen Heiligtume unausgesetzt den reichlichsten Überfluß zuführten. Die Periode, an deren Ende wir hier stehen, war ganz dazu geeignet, verglichen geheime, ausgedehnte und kostbare Priesterwerke auszuführen, und was von den Unternehmungen des Hiskias und von den Salomo zugeschriebenen versiegelten Brunnen historisch vorliegt, kann nur dazu dienen, solchen Vermuthungen größere Wahrscheinlichkeit zu geben.

5) Jerusalem unter den Herodianern und den Römern. Verschönerung und Befestigung der Stadt durch Herodes den Großen und Agrippa I.²¹⁾ Seit dem Pompejus Jerusalem erobert, waren die Römer Herren des jüdischen Landes; wer etwas erreichen wollte, konnte dieses nur durch die Gunst römischer Gewaltthaber. Der Summäre Herodes, ein Mann von seltener Verschlagenheit und Kraft des Charakters, hatte es zu Rom durchgesetzt, daß man ihn als König von Judäa anerkannte; aber eine Partei war gegen ihn im Lande. Ihren Hauptsitz hatte sie in Jerusalem; auch Antigonus, Neffe des unsichigen Herkusas II., den man dem Herodes entgegenstellte, war in jener Stadt. Mit einem zahlreichen Heere, durch mehrer römische Regionen unter Sosius verstärkt, zog Herodes gegen Jerusalem. Die von Pompejus zerstörten Mauertheile waren schon längst wieder hergestellt. Von der Nordseite des Heiligtums, wo Pompejus angegriffen, griff man auch dieses Mal an. Die Juden wehren sich tapfer. Endlich erstigt man die Mauer. Hier folgt eine Stelle, die nicht unbeachtet bleiben darf. „Die erste Mauer,“ sagt Josephus, „ward nach 40 Tagen gewonnen, die zweite nach 15 Tagen und einige Säulengänge um das Heiligtum verbrannt. Als nun das äußere Heiligtum und die untere Stadt erobert war, flüchteten die Juden in das innere Heiligtum und die obere Stadt. Diese wurde mit Sturm genommen; allenfalls, selbst im Tempel (ἐν τῷ ναῷ) wurde gemordet. Antigonus stieg von der Citadelle (dem Fort, der Burg der Hasmonäer) (ἀπὸ τῆς ἀκροπόλεως) herab und ergab sich. Hier ist merkwürdig, daß sich die Juden noch in „das innere Heiligtum“ und in „die obere Stadt“ flüchten konnten, als schon zwei Mauern erobert sind. Es scheint also außer den Vertiefungswerken der oberen Stadt und des innern Heiligtums noch zwei Mauern gegeben zu haben. Daß dieses nicht die beiden Mauern sind, die Bell. Jud. V, 4. § 2 die zweite und dritte Mauer genannt werden, liegt am Tage, da eben nach jener Stelle die dritte Mauer über 40 Jahre später durch Agrippa I. erbaut worden ist. Nach unserm Dafürhalten liegt hier nichts weiter vor, als ein neuer Be-

weis des Mangels der Präcision in den Ausdrücken, welcher sich beim Josephus so oft findet. Vielleicht ist damit als erste Mauer die der untern Stadt, und als zweite Mauer die des äußern Heiligtums gemeint.

Nachdem nun Herodes die unbefristete Herrschaft von Judäa gewonnen hatte, ging seine eifrigste Bemühung dahin, in derselben sich recht festzusetzen. Zu diesem Zwecke befestigte er die Hauptstadt von Jerusalem, so daß er diese Stadt ganz und gar in seiner Gewalt hatte, und empfahl sich der Nation durch den herrlichen Umbau des Nationalheiligtums auf dem Tempelberge. Schon die Hasmonäer hatten diese Arbeiten zum Theil angefangen; sie hatten einen Palast gegen das östliche Ende des Bion (der Oberstadt) erbaut, sie hatten eine ἀνα (Felsenhöhe) in der Unterstadt mit einer παύς (Castell) bebaut, auch für die weitere Befestigung und Ausschmückung des Heiligtums hatten sie einiges vorgeordnet. Alles dieses vollendete Herodes in größerem Maßstabe.

Die Königsburg. Daß sie den nördlichsten oder nordwestlichsten Theil des Berges Bion oder der obern Stadt (des „obern Markts“ nach Josephus' Ausdruck) eingenommen habe, ist ausgemacht; aber über die Figur, welche ihr Umfang beschrieb, in welcher Richtung ihre größere Ausdehnung zu suchen sei u. s. läßt sich nichts ermitteln; daher auch keine Zeichnung von ihr entworfen. Nur läßt sich aus dem, was sie alles einschloß, auf einen nicht unbedeutenden Umfang schließen und über einige ihrer Endpunkte und Begrenzungsstellen Einiges herausbringen. Der nördliche, richtigere nordöstliche, Theil der Mauer, welcher an der gegen N. D. gerichteten Kante des Bions über der Schlucht Τροποῖον gelegen war, bildete zugleich die Grenzmauer der Herodianischen Königsburg (Bell. Jud. V, 4. § 3 u. 4). In diesem Theile standen die Thürme Hippitus, Psoaselis und Mariamne (μ. v. o), so daß der erstere den nordwestlichsten, der letztere den südöstlichsten Endpunkt der Königsburg bildete²²⁾. Der Thurm Hippitus war viereckig, hatte 25 Ellen Länge und Breite, und war bis auf 30 Ellen Höhe durchaus aus ungeheuern Quadrern aufgebaut. Über diesen Felsenbau erhoben sich noch verschiedene zu Wohnungen, zu Behältern für das aufzufangende Regenwasser und zu Verteidigung eingerichtet, aus Holz verfertigte Bauwerke, die auf die Höhe von 50 Ellen, so daß die ganze Höhe des Thurms 80 Ellen betrug. Der hierauf folgende Thurm Psoaselis scheint der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Festung gewesen zu sein, wie aus mehreren Ereignissen folgt. Sein, gleich dem des Hippitus, massiver Unterbau betrug 40 Ellen in der Länge, Breite und Höhe, und über demselben waren gleichfalls ähnliche Vorrichtungen, wie bei dem Hippitus aus Holz erbaut, 50 Ellen hoch, so daß dieses Thurmes ganze Höhe 90 Ellen betrug. Der letzte Thurm nach Südost, Mariamne, hatte einen massiven Unterbau von 20 Ellen in der Länge, Breite und Höhe, und über diesem einen prächtigen, hölzernen Aufbau von 35 Ellen.

αὐτῶν αὐτῶν· πολλὰ γὰρ πυράδες κερύων προσέγυον αὐτῇ τῇ τοῦ ἱεροῦ κτιρίῳ. Ἰσχυρὸς γὰρ ἀνελκυστὸς ἦν αὐτῆς, ὥς ἂν ἐν τῇ τοῦ ἱεροῦ πολυφύκτῳ γυναικὶ ἐκφύκτουσιν. Καὶ δὲ θαυμασιὰν δὲ ἀδύνατον ἀποδείχον ἐκκαταγύον ἐν τῷ ἱερῷ, καὶ οὐκ ἀνέγνωσαν, οὐδὲν ἀνδρῶν ἐκείνῳ τῇ κατὰ τὸ ἱερὸν παραπέλει. — Κίον δὲ πύργῳ τὸ σκαμνὸν ἦν ἐν τῷ ἱερῷ, δοκίμῳ ἔχοντι τὰς πέτραι, πλὴν αὐτοῦ, οὐκ ἦν ἀντιόχου.

21) U. hier besonders den Grundriß des alten Jerusalems auf Tab. II.

21) Nach dem Risse, welchen Elshausen seiner Schrift: Zur Topographie des alten Jerusalems, beigegeben hat, hatten diese Thürme und diese Mauer etwas Feil vor und hinter sich.

Die Steinmassen (*στέρπα*) waren 20 Ellen lang, 10 breit und 5 Ellen hoch²²⁾. Daß sich diese Königsburg keineswegs bis an das östliche Ende der Oberstadt (des Berges Zion), der südwestlichen Ecke des Heiligtums (des Berges Morija) gegenüber erstreckt habe, folgt aus dem Umstande, daß hier noch der alte, von Agrippa II. späterhin erweiterte Palast der Hasmonäer, der Palast der Berenice, das Rathhaus, das Archiv, und der, wie es scheint, sehr geräumige Aylus (A) folgten, und dann erst die Brücke, welche zum Heiligtume hinüberführte. Der Thurm Hippikus aber scheint nur die äußerste scharfe Ecke der Burg gegen Nordwest (oder richtiger gegen Nord) gebildet zu haben, so daß die Burg nicht weiter gegen Süden an der westlichen Stadtmauer fortließ, sondern hier vielleicht eine besondere innere Ummauerung hatte. Auch ist es wahrscheinlich, daß er auf keinen Fall südlicher, als die jetzige Burg der Pisaner (c) zu suchen ist, wahrscheinlich eher nach Norden. Ob das Thor, durch welches oder neben welchem (*καθ' ἣν*) die für den Thurm Hippikus bestimmte Wasserleitung ging (Bell. Jud. V. 7. §. 3), südlich vom Hippikus, d. h. in der westlichen Mauer, oder östlich von derselben, d. h. in der Mauer, welche an der Schlucht Tyropoeion belegen war, ist nicht wohl auszumitteln. Diese Wasserleitung war aber gewiß bedeutend, da sie ohne Zweifel nicht bloß den Thurm Hippikus, sondern überhaupt die Herodianische Königsburg, in der es viele Wasserwerke gab, versorgte. In welchen Verhältnissen sie zu den erwähnten Wasserleitungen stand, läßt sich nicht ausmitteln, doch läßt sich vermuten, daß sie zu den verfallenen gehörte, da die Römer im entgegengegesetzten Falle gewiß nicht ermangelt haben würden, sie abzuschneiden. Wenn die Königsburg alles das wirklich enthielt, was Josephus derselben zuschreibt, — große Säle, eine Unzahl von Gemächern, sich durchkreuzende Hallen, freie Plätze mit abwechselndem Gebüsch und Baumgängen, breite Kanäle und Wasserbeden u. s. muß sie einen bedeutenden Umfang gehabt haben. Sie war nach allen Seiten hin, also auch gegen die übrigen Theile der Oberstadt, mit einer Mauer von 30 Ellen Höhe umgeben, in welcher noch besondere Festungsthürme standen.

Der Festungsturm Hephina (*η*). Man muß freilich zweifelhaft sein, ob Herodes denselben erbaut, da er in der dritten, von Agrippa I. erbauten, Mauer stand, in welcher er die nordwestliche Ecke bildete. Allein der Zusammenhang, in welchem Josephus seiner erwähnt (Bell. Jud. V. 4. §. 3), läßt vermuten, daß schon Herodes ihn anlegte. Ist dieses der Fall, so könnte man ihn, um in der Sprache der neuern Kriegskunst zu reden, ein detachirtes Fort nennen, das Herodes erbaute und an welches Agrippa I. die neuerbaute Mauer anlehnte,

so daß er nur dasjenige der ganzen Stadt war, was vormals der Thurm Hippikus der Altstadt war, der mit besonderer Sorgfalt besetzte nordwestliche Eckpunkt. Wahrscheinlich ist er durchaus massiv gewesen. Er war acht, mithin zum Alleinleben und zur Verteidigung nach allen Seiten hin aus Pöschlsteine eingerichtet, 70 Ellen (= 88 Fuß) hoch, und man hatte von ihm eine weite Aussicht. Bei unsrer so sehr mangelhaften Kenntniß des Details der Ertlichkeiten im Norden und Nordosten des heutigen Jerusalems läßt sich unmöglich näher angeben, auf welchem der dort befindlichen Felsenbühl er gestanden haben mag.

Die Burg Antonia. Daß dieselbe aus dem besetzten Thürme (*ἀκρός*), welchen die Hasmonäer auf einem Felsenbühl (*δάπερ*) anlegten, entstanden ist, haben wir schon bemerkt. Sie lag nordwestlich unfern der Ecke des Heiligtums²³⁾ (Bell. Jud. II, 15. §. 6. V. 5. §. 8. VI, 2. §. 9) auf einem Felsen, der sich auf 50 Ellen über das Niveau der Flachebene erhob. Diesen hatte Herodes mit glatten Steinplatten schräg belegen lassen, dann folgte eine drei Ellen hohe Mauer, hierauf die eigentliche Festungsmauer 40 Ellen hoch. Diese bildete ein Viereck, wie es scheint von etwa 300 Fuß jede Seite. Das Innere war zu einer ebenso festen als bequemen Wohnung des Gewalthabers eingerichtet. An den vier Ecken standen Thürme, drei von 50 Ellen Höhe, der in der Südost-Ecke, also gegen das Heiligtum gerichtet, hatte 70 Ellen Höhe und übersah und beherrschte dasselbe. Dort hing sie mit den Säulengängen des Heiligtums zusammen, auf deren platte Dächer Treppen hinauführten. Von der Pöschlsteine (*Βεζθθα*) war sie durch einen tiefen Graben getrennt²⁴⁾ (Bell. Jud. V. 4. §. 2). Auch hatte der König sich einen verborgenen unterirdischen Gang von der Antonia zu dem innern Heiligtume und zwar zu dem östlichen Thore desselben, machen lassen, über welchem ein besetzter Thurm erbaut war, um darüber wachen zu können, wenn das dort versammelte Volk mit Empörungen gegen den König umgeben sollte (Arch. XV, 11. §. 7)²⁵⁾.

Das Heiligtum. Die beiden Hauptstellen, welche hier in Betracht kommen, sind Bell. Jud. V, 5 und Arch. XV, 11. Zuerst sind die ungeheuren Grundmauern

22) Einen Beweis der Ungenauigkeit des Josephus dürfen wir nicht mit Stillchweigen übergehen. Während man gar nicht daran zweifeln kann, nach alle dem Detail, was über die Verhältnisse der Lage der Antonia zu dem Heiligtum erzählt wird, daß diese vor der nordwestlichen Ecke derselben gelegen habe, sagt Josephus (Arch. XV, 11. §. 4), wo er die Lage derselben ex professo beschreibt, sie habe gelegen auf der nördlichen Seite (*πρὸς τὴν βορρην ἀκρὸς*) des Heiligtums. 23) Was auf der östlichen, südlichen und westlichen Seite der Antonia gewesen, wird nicht erzählt, doch mag sie auch da Gräben vor sich gehabt haben, namentlich mag ihre südliche Fronte gegen die Länge der Schlucht, welche den Tempelberg von der Unterstadt trennte, gerichtet gewesen sein.

24) Inwiefern muß es doch schon lange vor Herodes einen solchen verborgenen Durchgang vom Tempel nach der Basis gegeben haben, weil Xenagoras, der im Tempel war, um für seinen in der Basis krank liegenden Bruder Aristobulus zu beten, sich zum Tempel durch einen dunkeln Gang zu dem Kranken begab (Bell. Jud. II. 8. §. 3. 4. Arch. XIII, 11. §. 2).

25) Ein Proöben der Aufmerksamkeit des Josephus. Wenn wirklich die einzelnen Felsenmassen, aus denen der Thurm Mariamne erbaut war, die angegebenen Größe hatten, so bildeten je zwei dieser Steine neben einander gelegt, das Ganze des Thurms, und der ganze Thurm bestand aus acht Stücken solcher Steine, im Innern aber noch überaus klein Raum. Ein jeder dieser Steine enthält aber ungefähr 1900 Cubitfuß, und noch mehr als etwa ebenso viel Centner! X. Annot. v. M. u. A. zweite Section, XV.

zu bemerken. Was Josephus darüber sagt, ist confus und übertrieben, das erste besonders dadurch, daß er die Seiten zwischen einander durchwirft. Nach ihm reichte, als man zuerst das Heiligtum auf dem Felsenbühl Morija errichtete, die Kuppe desselben kaum hin, Tempel und Altar zu umfassen²⁶). Aber schon Salomo umschloß diese mit einer besondern Mauer (*ἀνετίθειεν ἄνωθεν τὰ περὶ τῆς ἀγορᾶς Ἀρχ.* XV. 11. §. 3), wahrscheinlich um durch Ausfüllungen und Abtragungen einen gebornen Platz um Tempel und Altar zu gewinnen. Dann baute er von der Wurzel des Felsenbügels, wo denselben eine tiefe Schlucht umgibt (*ὅπου τῆς ὕψους ὁρύσσουσιν, ἣν βυδία περὶ δὲ γὰρ* γὰρ), eine gewaltige Mauer auf, deren Construction in der citirten Stelle beschrieben wird, und ebnete auch den durch die Böschungsmauer gewonnenen Platz auf dieselbe Weise, so daß schon damals auf dem Hügel ein anderes Heiligtum, und auf einer etwas erhöhten Terrasse ein inneres Heiligtum, welches Altar und Tempelgebäude enthielt, gebildet werden konnte. Un deutlich ist, was Josephus über die Seite sagt, auf welcher zuerst solche Werke angelegt wurden. *Archaeol.* XV. 11. §. 3 heißt es: *ἥν βυδία περὶ δὲ γὰρ κατὰ ἀπὸς* (gegen Südwest)²⁷). Dieses paßt insofern sehr gut, als die südwestliche Seite des Morija der östlichen, oder, wenn man will, nordöstlichen Ecke des Jagen gegenüber liegt und man gewiß vor allem darauf bedacht gewesen ist, diese beiden Hügel in bequeme Verbindung mit einander zu bringen. Allein es paßt wiederum nicht wol, als in der Folge, und namentlich zu Josephus' Zeiten der Eingang in das innere Tempelgebäude von Osten war. Dieser Umstand spricht für die Erklärung in derselben Stelle (*Arch.* XV. 11. §. 3), woselbst die östliche Wand des Felsenbügels als besonders scharf beschrieben, und dann *bell. Jud.* V. 5. §. 1 sogar gesagt wird, daß Salomo die östliche Seite des Felsens mit einer solchen Böschungsmauer versehen und auf diese dann einen Säulengang (*στυλῶν*) gesetzt habe, während nach allen übrigen Seiten hin das eigentliche Tempelgebäude (*ναὸς*) freigestanden und von andern Gebäuden nicht umgeben gewesen sei (*γυμνὸς ἦν*). Wir erlauben uns dabei zu bemerken, daß höchst wahrscheinlich Salomo überall keine Säulengänge erbaut habe, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man zu jener Zeit solche Bauwerke überall noch nicht kannte. Was dann ferner von den Arbeiten des Volks an Erweiterung des Heiligtums gesagt wird, ist so verworren und verschlungen mit dem, was dem Jerodas zugesprochen wird, daß wir diesen Knoten unaufgelöst zu lassen für das Angemessenste erachten, und nur, was als zu Josephus' Zeiten vorhanden beschrieben wird, darzustellen versuchen. An einigen Stellen scheint eine dreifache Mauer das Heiligtum umgeben zu haben (*Τριπλοῦς ἦν ὁ ἅγιος* *τοῦ*

ἱεροῦ τὸν λόγον, *bell. Jud.* V. 5. §. 1). Die unterste, theils um der zweiten durch die vorliegende Terrasse, die sie schützte, eine größere Festigkeit zu geben, theils aber auch um als Grundmauer zu der Fortsetzung der Befestigungswerke, welche um die Quellen, Teiche, Gärten etc. in den südöstlichen Thälern neben Jerusalem zu beschützen, eingerichtet waren, zu dienen. Die zweite ist wahrscheinlich die sogenannte große Mauer (*μεγίστην τεῖχος*, *Archaeol.* XV. 11. §. 3), wie Recht sogenannte, ihrer Höhe und Stärke wegen. Von dieser sagt Josephus aus, daß, wo sie am niedrigsten war, sie 300 jüd. Ellen (= etwa 375 Fuß) gemessen habe. Das ist offenbar übertrieben und muß nach den Beobachtungen neuerer Reisenden gewiß auf die Hälfte reducirt werden²⁸). Auf diese Mauer geht, wenn Josephus (*bell. Jud.* V. 5. §. 1) sagt: nicht allenthalben zeige sich die ganze Tiefe der Grundmauern, und hinzusetzt: *ἐνὶ πολλῷ γὰρ ἔκωσαν τὰς γὰρ* *ἀντιστῆναι* *τοῖς* *στενωτοῖς* *τοῦ* *ἱεροῦ*. Man hat dabei aber keineswegs an eine Ausfüllung einer der hier in Betracht kommenden Hauptfluchten zu denken, sondern an die Terrassen, die man an ihren Seiten errichtete, um desto mehr Raum für Anlagen von Wohnungen etc. zu gewinnen. Hier gab es der *στενωτοί* gewiß genug. Unter der dritten Mauer scheint die Grundlage derjenigen verstanden zu werden, welche den höhern innern Raum des Heiligtums, welchen nur Juden betreten durften, umgab. Doch liegt die Sache sehr im Dunkel. Dies sei genug von den Grundmauern. Was nun die Gebäude des Heiligtums betrifft, wie sie sich auf der Kuppe des Morija zur Zeit des Josephus zeigten, so sehen wir uns hier darauf beschränkt, nur eine Übersicht zu geben, wegen des Details aber auf den Artikel „Tempel, jüdischer“ zu verweisen. Die gebaute obere Fläche des Morija bildete ein Quadrat von je einem Stadium = 600 Fuß jede Seite. Dieses Quadrat war mit einer starken Mauer umzogen, welche die erste äußerste Verteidigungslinie des Heiligtums bildete. Innerhalb dieses Quadrats war ein zweites kleineres, um mehr Stufen über das größere erhoben, und auf der Höhe desselben eine drei Ellen hohe Mauer, welche die Absperzung bildete, über welche hinaus Nichtjuden dem Heiligtume sich nicht nähern durften. Auf dieser also gebildeten Plattform stand nun ein drittes Viereck, aus hohen starken Mauern bestehend, welches die zweite innere Verteidigungslinie des Heiligtums bildete. Nach Westen scheint diese Mauer unmittelbar auf den Grenzen der Plattform, mithin auf der Absperzungsmauer, gestanden zu haben. Innerhalb dieses Quadrats befand sich endlich noch ein viertes, gleichfalls um mehr Stufen über der zweiten Plattform erhobenes Viereck. Dieses begriff den Platz, welchen nur Priester und Leviten betreten durften. Auf der westlichen Seite desselben

26) Ist dieses gegründet, so muß ein anderer Grund an die Heiligkeit dieser Dichtigkeit unter den Beseitigten gerührt haben, wie werden sie sonst dazu gekommen, den engen Raum der Kuppe dieses Felsenbügels zu ihrem Heiligtume zu wählen? 27) Die Mauer an der Westseite des Morija nach Süden hin ist 60 Fuß hoch, und die unteren neun Reihen bestehen aus Strichen von 3½ Fuß Höhe.

28) Niebuhr (Reisen. 3. Bd. S. 142) schätzt die Höhe des Tempelberges über den Kedron auf höchstens 50 Fuß. Allein er sagt ausdrücklich, daß dieses nur aus der Erinnerung geschehe. Derselbe meidet wir doch mehr Angaben des Barometermessungen Schaubert bemerken, welcher die Höhe des Tempelberges über den Kedron auf 141 Fuß angibt.

nicht genug zu rühmen. Die Beweise für die Richtigkeit der gegebenen Übersicht wird die folgende Darstellung der letzten Belagerung Jerusalems durch die Römer geben.

Daß aber in der vorstehenden Beschreibung des durch Herodes vorgenommenen Umbaus des Tempels Josephus nicht sowohl dasjenige darstellt, was dieser König vollendet, sondern wie zu seiner, des Historikers Zeit, kurz vor der Zerstörung der Stadt, die Gegenstände gestaltet gewesen, — davon findet sich in dem, was er selbst (Archaeol. XX, 9. §. 7) erzählt, ein recht auffallender Beweis. Hier wird gesagt, daß damals, etwa 70 Jahre nach der Zeit, da König Herodes den Neubau des Heiligtums begonnen, dieser erst vollendet gewesen sei, jedoch auch dieses nur mit Ausnahme des östlichen Säulenganges. Dies war — so heißt es hier — der Säulengang des äußern Heiligtums (*ἡ δὲ ἑσθὼτὸς τοῦ ἑξωτερικοῦ*), welche über einer tiefen Schlucht lag (*καταβύθῳ ἐν γάβρῳ*) und eine Mauer von 400 Ellen (zur Grundlänge) hatte, die aus weißen Quadersteinen erbaut war. Diese Stelle ist nicht bloß der schon erwähnten Umstände wegen merkwürdig, sondern auch deshalb, theils weil sie, da an der Identität dieser Mauer und dieses Säulenganges und der in der früher erwähnten Stelle beschriebenen nicht gewirkt werden kann, beweist, daß auf dieser Grundmauer nicht ein doppelter, sondern nur ein einfacher Säulengang errichtet war, theils weil man daraus ersieht, wie es gemeint ist, wenn von dem Vorhandensein so unermüßlicher Werke des Salomo gesprochen wird. Das Volk wendete sich nämlich an König Agrippa II. mit dem Wunsch, daß die 18,000 Arbeiter, welche bis dahin am Tempelbau beschäftigt waren, nicht abgethan, sondern daß die Tempelschätze fortbauend zu diesen großen Bauten verwendet würden, damit sie nicht die Habgucht der Römer zu Gewaltthatigkeiten verleiten. Aber Agrippa II. verweigert die Ausführung wegen des großen Aufwandes an Zeit und Geld, den dieser Bau erfordern würde. Hatte es überall einigen Sinn, an einen solchen Bau zu denken, falls der dem Salomo zugeschriebene Unterbau aus so ungeheuren unermüßlichen Felsenmassen bestand, als Josephus anderwärts ihm aufweist? Liegt nicht auch hier ein Proöben der Aufschiebererei des Josephus vor? Woju so kostbare und vorraussehende Reparaturen, wenn die Grundmauern so fest, so unermüßlich fest waren, als Josephus sie beschreibt?

Der Vater des ebengedachten Königs, König Agrippa I., hatte die Mauern von Jerusalem, welche die Neustadt umgängen, auf öffentliche Kosten auszubauen unternommen, und er würde sie gegen jede menschliche Macht unüberwindlich gemacht haben, wenn nicht Kaiser Claudius, der aufwühlende Absichten darunter vermutete, ihm befohlen hätte, von diesem Baue abzustehen. So Josephus (Archaeol. XIX, 7. §. 2), wofür zugleich von diesem Baue, als von einer keineswegs ganz neuen, und die bisher unbefestigte gewisse Neustadt angelegten Verteidigungslinie, sondern nur als von einer Verstärkung der schon bestehenden Festungswerte geredet wird. Denn es heißt hier: er habe die Mauern theils breiter (vieler), theils höher gemacht (*ἐν τῇ αὐτῇ ἐκτίσας εἰς πλάτος, ἢ εἰς ὕψος*

ἰσχυρῶς). Daß damit die andere Stelle (Bell. Jud. V, 4. §. 2), wo von dieser Anlage als einer durchaus neuen die Rede ist, im geraden Widerspruche stehe, liegt vor Augen.

Endlich müssen wir noch eines Baues des jüngern Agrippa gedenken. Er baute ein sehr großes Haus (*οἶκον*) in der königlichen Burg zu Jerusalem an dem Kykus. Diese von den Hasmonäern begründete Burg lag hoch und gewährte eine schöne Aussicht über die Stadt; der König lag vom Speisesaale aus, was im Heiligtume vorging. Dies aber nahmen die Juden sehr übel, da das väterliche Gesetz untersagt, daß Fremde, was im Heiligtum vorgeht, beobachten. Sie errichteten also eine hohe Mauer, über der auf der Westseite des innern Heiligtums belegenem Treth. Hierauf wurde nicht nur dem Könige die Aussicht abgeschnitten, sondern auch den Römern, wenn sie auf den äußerlichen westlichen Säulengängen zur Festzeit Wachtposten ausgestellt hatten. Also wollen Agrippa II. und der römische Statthalter, daß die Mauer niedergeworfen werde, Kaiser Nero aber erlaubt auf die Verwendung seiner Gemahlin, daß sie bleibe (Archaeol. XX, 8. §. 11). Die relativen Höhenverhältnisse des Palastrs Agrippa's II., des Kykus, des äußern Säulenganges, der innern Ummauerung des Heiligtums und selbst der Hüfe desselben gehen aus dieser Erzählung hervor: sowie sie beweist, daß der Palast der Hasmonäer dem Tempelberge gen Westen gelegen hat.

6) Belagerung, Eroberung und Zerstörung der Stadt durch die Römer unter Titus. Die Käuereien, die Grausamkeiten, der Uebermut der Römer hatten die Juden zur Verzweiflung gebracht, besonders seitdem dieses Land in die Hände des niederträchtigen Gessius Florus gegeben war. Vergeblich hatte König Agrippa den Ausbruch der Unruhen zu verhindern gesucht, als er sah, daß er nichts ausrichten werde, die unglückliche Stadt verlassen (Bell. Jud. II, 17. §. 1). In einer am Thore Milanor's gehaltenen Volksversammlung versuchen die Vornehmen vergeblich das Volk zur Ruhe zu stimmen (II, 17. §. 3). Die Partei der Vornehmen, mit den Hohenpriestern, den Soldaten des Königs und den wenigen Römern besetzen die obere Stadt; die untere Stadt (Akra) und das Heiligtum ist in den Händen der Auführer (II, 17. §. 5). Diese, durch Cicatier verläßt, drängen die Vornehmen aus dem nächstgelegenen (östlichen) Theil der Oberstadt, verdrängen die Paläste des Hohenpriesters Ananias, des Agrippa und der Berenier, und das Archiv mit den Schuldsurkunden. Die Vornehmen versuchen sich theils in unterirdische Gänge, theils schließen sie sich mit den römischen und den königlichen Truppen in der königlichen Burg des Herodes ein (II, 17. §. 6). Die Auführer stürmen jetzt die schwach besetzte und schlecht verteidigte Antonia, nehmen nach zwei Tagen sie ein, stecken sie in Brand und ermorden alles, was in derselben ist (II, 17. §. 7). Hierauf greifen sie die königliche Burg an. Nachdem sie Verstärkung und Kriegsmaschinen beschaffen haben, glückt es ihnen, einen Thurm der Burg einzufallen; aber hinter demselben ist eine neue Mauer. Unterhandlungen werden gepflogen, den königlichen Truppen und den jüdischen

Bornehmen freier Abzug bewilligt, den Römern aber nicht. Die Römer verlassen die Galerie in der Burg und ziehen sich in die Thurne Hippitus, Phasaelis und Mariamne zurück. Aber auch da immer härter bedrängt, übergeben sie gegen freien Abzug ihre Festungen. Aber es wird ihnen nicht Wort gehalten; als sie herausgekommen und entwaffnet sind, werden sie sämmtlich ermordet (II, 17. §. 8—10).

Indessen bringt Cestius mit einem römischen Heere heran, und als er die Stadt angreifen will, verläßt die jüdische Kriegsmacht die äußerste Mauer, zieht sich in die innere Stadt und den Tempel zurück. Cestius dringt in die Stadt ein und verbrennt Bezetha und die Neustadt³⁵⁾ und den Holzmarkt; als er auch gegen die obere Stadt kam, lagerte er sich der königlichen Burg gegenüber³⁶⁾. Hätte er diese sogleich ernstlich angegriffen, so würde er sie wahrscheinlich gewonnen haben; aber er zögert und macht einige Tage darauf einen Angriff auf die Nordseite des Heiligtums. Die Juden wehren sich tapfer von den Dächern der Säulengänge aus; doch machen die Römer Fortschritte³⁷⁾, als Cestius sich unermüdet zurückzieht, wahrscheinlich durch wenig ehrenvolle Ursachen dazu bewogen (II, 19. §. 4—6). Auf dem fernern Rückzuge aus Judäa, da die Juden, welchen der Muth gewachsen ist, ihn hart verfolgen, erleidet er noch bedeutende Verluste (II, 19. §. 9). In Jerusalem stellt man dann die beschädigten Mauern wieder her und rüßt alles zum beständigen Widerstande (II, 22. §. 2).

Ebenso rüsten die Römer eine bedeutende Macht gegen Judäa; Vespasian führt sie, erobert Galiläa, ist im Begriff gegen Jerusalem zu ziehen, als er zum Imperator aufgerufen wird und auf Rom geht, um das Reich in Besitz zu nehmen (III. und IV.).

Unter der Zeit sammeln sich die verzweigten, räuberischen und fanatischen Menschen in Jerusalem und wissen sich dort der Herrschaft zu bemächtigen. Sie nennen sich die Eiferer für das Gesetz (Seloten), halten das Heiligtum besetzt, treiben aber den ärgsten Muthwillen, rauben, morden in der ganzen Stadt (IV. 3. §. 4. 5). Allgemeiner Muth und Unwillen der Bürger von Jerusalem, welche der Hohenpriester Ananias vereinigt, um

dem Frevel der Seloten durch Gewalt Grenzen zu setzen (IV. 3. §. 7—11). Während dieses in einer Volksversammlung (wahrscheinlich auf dem Akropolis) berathen wird, führen die Seloten bewaffnet zwischen das Volk, und es entsteht ein erbittertes Geseß, welches sich immer mehr zu Gunsten der Bürger wendet. Die Seloten weichen in das Heiligtum zurück, verlieren die erste Ummauerung, deren Säulengänge Ananias besetzt, und sehen sich genöthigt die Thore der innern Ummauerung zu schließen. Ananias wagt nicht (aus übertriebener Religiosität) das ungeheilte Volk gegen diese zu führen, begnügt sich daher, die äußere Ummauerung und deren Dächer besetzt zu halten, zu deren Bewachung ein regelmäßiger Dienst angeworben wird (IV. 3. §. 12). Dies gibt den Seloten Zeit, einen Haufen von Jüdumern zu Hülfe zu rufen und heimlich in die Stadt und den innern Tempel zu führen³⁸⁾ (IV. 4. §. 1—7). Die Wachen sind eingeschlossen, die Seloten durch die Jüdumern verstärkt, überfallen und ermorden sie, brechen in die Stadt, erfüllen alles mit Mord (auch Ananias kommt um) und haufen wieder als Herren der Stadt (IV. 5. §. 1. 2). Auch die Jüdumern ziehen wieder ab (IV. 6. §. 1). Johannes, Anführer der Seloten, wüthet ohne Schranken, man ruft gegen ihn Simon, Gioras Sohn, zu Hülfe (IV. 9. §. 11). Johannes wird in das Heiligtum eingeschlossen. Die höhere Lage desselben gibt ihm bedeutendes Übergewicht; doch verläßt er seine Stellung noch durch zwei Thürme, von denen der eine an der nordöstlichen Ecke, der andere über dem Akropolis, der dritte über der Erde, so der untern Stadt gegenüberliegt, der letztere aber über dem Giebel der Gewanderralle errichtet wird³⁹⁾ (IV. 9. §. 12). So waren zwei Parteien in Jerusalem, welche sich aufs Erbitterteste bekämpften; ja einige Zeit hindurch eine dritte, indem ein Theil der Seloten unter der Anführung des Eleazarus sich von Johannes trennte und des innern Heiligtums sich bemächtigte (V. 1. §. 2—5), während Johannes sich fast auf die äußere Ummauerung des Heiligtums beschränkt sah, die er deshalb aufs Beste zu besetzen suchte (V. 1. §. 5).

Unterdessen rückt Titus mit drei Legionen und vielen Hilfsvölkern durch das Samaritanische (von Norden her) gegen Jerusalem, lagert sich drei Viertel Meile von demselben. Von da recognoscirt er die Stadt mit 600 Reitern. So lange er gradezu auf der sanft sich senkenden Herstraße gegen sie rückt, zieht sich Niemand vor den Thoren; als er aber nach der Nordwestecke gegen den Thurm Psephina zwischen den Gärten abbeugt, stürzt eine Unzahl von Juden aus dem Thore zwischen den Frauenbüumen, dem Grabmale der Helena gegenüber, hervor und bringt Titus in große Gefahr. Der Schauplatz ist östlich von Psephina (V. 2. §. 1).

35) Werthwärdig ist, daß Bezetha und die Neustadt unterworfen werden, da sie doch eins und dasselbe sind. Oder bezeichnen man mit dem Namen Bezetha die Wohnungen, welche an dem Fuß der Neustadt lagen? 36) Also wahrscheinlich in dem Hinterfeld, welchen neben dem Hippitus die älteste Mauer in Ecken, die zweite Mauer in Osten und die dritte Mauer, welche Cestius schon in seiner Gewalt hatte, in Westen, bildete, und in welchem das Thor Gennath lag. 37) Sehr ungenau und oberflächlich ist die Beschreibung, welche Josephus von dem Angriffe der Römer auf die Nordseite des Heiligtums gibt. Der wichtigste Moment bei demselben, die Frage: wer die Antonia in Besitz hatte, ob die Juden oder die Römer? wird mit Stillschweigen übergangen, und doch ist das Thor des Tempels, dessen hier Erwähnung geschieht, ohne Zweifel kein anderes, als dasjenige, was aus der Antonia in denselben führt. Ebenso lautet die Erzählung, wie wenn auf der Nordseite des Heiligtums kein Graben gewesen wäre, der doch nach allen übrigen Erzählungen hier grade das Heiligtum von der Neustadt trennte.

38) Ebenso ungenau ist diese Erzählung. Man weiß es nicht, wie es den Seloten möglich war, ohne bemerkt zu werden, das Heiligtum zu verlassen, zu den Gebäuden zu gelangen, diese zu öffnen und die Jüdumern herein durch die Stadt zu führen etc. 39) Es ist zu bedauern, daß wir über die Lage derselben nichts wissen.

In der Nacht zieht Titus die drei Legionen heran, lagert sich an dem Orte *Scorob* (die Warte) gemaart, von wo man die Stadt und den Tempel überblickt, sieben Stadien (= e. 4200 F.) von der äußersten Mauer. Zugleich erscheint von Jericho anrückend die zehnte Legion, lagert sich am Oiberge, sechs Stadien (= 3600 F.) von der Stadt, durch die Schlucht Kebron von derselben getrennt (V, 2. §. 3).

In der Stadt vertragen sich die Parteien, welche wieder auf zwei reduziert sind, an deren Spitze Simon und Johannes stehen. Simon hatte inne: die obere Stadt und die große Mauer (die neueste, stärkste, welche die Bezetha umgab) bis zum Kebron, von der ältesten Mauer aber, was von dem Eliaoh sich gen Osten wendet und bis zu dem Palaste des Monobazes hinabgeht; auch die Quelle hatte er inne, und die Akra, das aber war die untere Stadt, und die Stadttheile bis zum Palaste der Helena, der Mutter des Monobazes. Johannes hatte inne: das Heiligtum und einen bedeutenden Theil der Umgebungen desselben, auch die Dphla und die Schlucht des Kebron³⁸⁾. (V, 6. §. 1.) Es machen einen Ausfall auf die mit dem Bau ihres nach Römerweise zu verschanzenden Lagers beschäftigte zehnte Legion. Heftiges Gefecht, das lange Zeit hinüber her schwankt, zuletzt aber doch damit endigt, daß die Juden in die Stadt getrieben werden (V, 2. §. 4).

Titus läßt den gesammten Raum vom Stopus bis zum Grabmale des Herodes, welches an den sogenannten Schlangenteich fließt³⁹⁾, in der Absicht rasiren und ebenen, um den Angriff auf die Stadt zu erleichtern. Während man damit beschäftigt ist, werden einige aus dem Thore zwischen den Frauenthürmen hervorgekommene Juden die

Arbeiter und locken sie zwischen diese Thürme, werfen sie dann durch andere, die aus dem Thore herausbrechen, verhaftet über die Römer, und verfolgen die Fliehenden mit Pfeilschüssen bis zum Grabmale der Helena⁴⁰⁾ (V, 3. §. 2. 3). Titus lagert sich nun in zwei Abtheilungen, mit der einen gegen die Ecke der Mauer dem Thurm Psephinus, mit der andern dem Thurme Hippikus gegenüber, zwei Stadien (= 1200 Fuß) vor der Mauer (V, 3. §. 5).

Der Angriff hat große Schwierigkeiten. Den tiefen Schluchten gegenüber war nirgends anzukommen⁴¹⁾, und an den übrigen Stellen scheint die vorbereitete (neueste, dritte) Mauer zu stark. Endlich beschloß Titus dem Grabmale des Hohenpriesters Johannes gegenüber anzugreifen, weil die Ummauerung hier niedriger (vielleicht noch nicht einmal vollendet) war, auch hier die dritte (vordere, neueste) Mauer mit der zweiten nicht zusammenhing (V, 6. §. 2⁴²⁾).

Es kostete viele Mühe und die heftigsten Kämpfe, die Angriffsbämme zu vollenden und die Mauerbrecher vorzubringen; auch machten die Juden häufige Ausfälle, besonders einen sehr gefährlichen aus einer verborgenen Pforte neben dem Thurme Hippikus. Endlich wird eine Breche in die Mauer gelegt, wie es scheint, nicht weit nördlich von dem Hippikus. Die Juden verlassen die ganze vordere Mauer und stehen auf die zweite sich zurück, während stürmende Römer durch die Breche dringen, die Thore dem Heere öffnen, und so die ganze Neustadt besetzen, diese in Brand stecken, und einen Theil der Mauer niederreißen (V, 7. §. 1. 2).

Titus griff jetzt den mittlern Thurm der zweiten Mauer an, es war nicht nöthig Angriffsbämme vorzubringen; denn hier war kein Graben oder Schlucht vor der Mauer, und man konnte sogleich den Mauerbrecher vorbringen. Am fünften Tage nach der Eroberung der ersten Mauer war schon eine Breche in die zweite Mauer gelegt und diese zugänglich. Als die Juden die Mauer verlassen, dringt Titus mit einer außerordentlichen Schar ein, verfaßt es aber, die Breche zu erweitern und die Thore zu öffnen. So ermannen sich die Juden, greifen die in die Stadt eingedrungenen Römer an, einige von den engen Gassen, andere von den Dächern aus, noch andere von der Außenseite der Mauer, indem sie aus den hölzernen

38) Diese Beschreibung gibt einige Anhalt über die Topographie des alten Jerusalems, die man nicht übersehen darf. In der That über der Schlucht des Kebron muß es Festungswerke gegeben haben, deren Resten von Wichtigkeit war, sonst würde es hier von Simon nicht heißen, daß er die große Mauer bis zum Kebron, und von Johannes, daß er diese Schlucht, d. h. die Festungsreihe in derselben, besetzt gehabt habe. Wenn es ferner von Eliaoh heißt: er habe von der ältesten Mauer inne gehabt, was von dem Eliaoh sich gen Osten wendet, und was bis zu dem Palaste des Monobazes hinabgeht, so dürfte daraus folgen, daß dieser Palast mehrfach gegen das, als der Eliaoh, also in den südlich von Jerusaleim befindlichen Thälern, wobei also auch die älteste Mauer reicht. Damit wird dann zugleich motiviert, was Josephus an andern Stellen sagt, nämlich daß diese nur da gelegen habe, wo schroffe Thäler vor ihr waren; sie ist also auch in den Thälern gemeint. Und was ist das, daß Eliaoh den Eliaoh und die Quelle inne hatte? Ist zuerst nur von der Richtung der Mauer und hier von der Quelle selbst die Rede? Und wo lagen die Stadttheile, die bis zum Palaste der Helena, der Mutter des Monobazes, reichten? Weiter in der oben noch in der unteren Stadt (Akra), denn sonst würden sie hier nicht auf die vordemendte Weise erwähnt werden. Die Dphla aber scheint in der That der Thäler, in der Nähe des Kebron gesucht werden zu müssen. 39) Hier haben wir, was von den Umständen dieses Gefechts erzählt wird, eine widerwärtigen sorgfältigen Erwägung unterworfen, dessen, irgend etwas zu finden, was aber die Ummauerung der Stadt in der Schlucht Kebron (oder dort über derselben) nicht geben konnte, aber vergebens! 40) Aus dem Rückschlusse geht hervor, daß Titus den nördlichen Theil der westlichen Stadtmauer angegriffen habe. Hier umher muß also das Grabmal des Herodes und der Schlangenteich gelegen ha-

ben. Ein roß *ἵππων* *πυρσίων* kommt noch einmal vor (V, 12. §. 2), gibt aber wenig Aufklärung. Unter dem „Schlangenteich“ könnte vielleicht, der Sage nach, der untere *Βηθesda* gemeint sein; gewiß steht diese Benennung aber mit dem des *Drachens* (oder *Schlangens*) Brennens nicht in Beziehung.

41) Mitin hatte die Mauer drei eingehende Winkel, in deren einem das Thor, und ausführende, an deren Spitze die Frauenthürme standen; das Centrum der Helena oder lag außerhalb der Stadt in der Richtung von den Frauenthürmen auf die *Κρήνη* des Herodes. 42) Hier ist mit die Stelle vor dem *Ιεραίου* *Βεθesda* (oder *Βηθesda*) gemeint, wo die Schlucht schon tief und steil zu werden beginnt. 43) Ein verfallener Graben! Die dritte Mauer hing überall nirgendwo mit der zweiten zusammen, und war die dritte Mauer einmal erobert, so konnte man ja auf jeden Fall an die nachvollständige Erstürmung der ersten Mauer neben dem Hippikus und dem Thore Hinnatz gelangen!

genen Thoren kürzen, wodurch die Römer auf der eben eroberten Mauer abgeschnitten zu werden fürchten, also von den Thürmen herab und in ihr Lager zurückziehen. Mit Mühe und nicht ohne Verlust ziehen die eingebrungenen Römer sich zurück (V. 7, 8. VI. 8. §. 1). „Man stürzte Titus von neuem drei Tage lang die zweite Mauer und am vierten gewann er sie. Sogleich zerstörte er den nördlichen Theil derselben und besetzte die südlichen Thürme“ (V. 8. §. 2).

Titus griff nun die Antonia an, um den Tempel und die dritte (älteste) Mauer in der Gegend des Denkmals des Hohenpriesters um die obere Stadt zu nehmen (V. 9. §. 2). Binnen 17 Tagen waren vier Hauptangriffsbäume errichtet. Einer gegen die Antonia von der fünften Legion, mitten durch den Leich Struthia, ein anderer etwa 20 Ellen weit davon entfernt, von der 12. Legion aufgeführt — die 10. Legion, welche weiter davon entfernt war, führte ihre Arbeit durch den Leich Amgubalon gegen die Nordseite (der ältesten Mauer?), 30 Ellen davon entfernt, die 13. Legion gegen das Denkmal des Hohenpriesters (V. 11. §. 4). Die Juden zerstörten die Werke der Römer gegen die Antonia durch Unterminirung, wodurch diese zusammenstürzten, die übrigen in einem glücklichen Ausfalle, an dessen Ende sie aber sich in die Stadt zurückziehen mußten (V. 11. §. 4. 5).

Indessen nahm die Hungernoth in der Stadt immer mehr überhand. Man suchte sich dadurch zu helfen, theils, daß viele aus der Stadt zu entkommen, theils, daß heimliche Streifpartien Lebensmittel aufzusammeln und einzubringen suchten. Um beides gänzlich abzu-

scheiden, beschloß Titus die Stadt mit einer Einschließungsmauer zu umgeben. Diese wird erbaut und beträgt 39 Stadien (40 St. = einer geogr. Meile). Sie beginnt von dem Plage, wo Titus lagerte (und welcher von Alters her den Namen des assyrischen Lagers führte), zog sich von da (gen Osten) durch die untere Neufahrt *ἐν τῇ κατωτέρῳ Κερκινόλῳ* und den Kebron an *(ἐν) τῷ Διβρῷ* bis *(ἐξ) τοῦ* zu dem sogenannten Taubenstein (welcher also am Diberge liegt) und dem ihm nahen Hügel, welcher über der Siloabschlucht liegt. Von da wendete sie sich gegen Abend und senkte sich in die sogenannte Duellenschlucht hinab. Aus dieser stieg sie aufwärts gegen das Denkmal des Hohenpriesters Ananus, und indem sie den Berg umfloss, woselbst Pompejus gelagert hatte, wendete sie sich wieder gen Norden und fortschreitend bis zu einem Orte, welcher Erbsbaum genannt wird und nach diesem das Denkmal des Herodes nach Osten zu umgebend, erreichte sie das römische Lager, von welchem sie ausgegangen war (V. 12. §. 2).

Die Hungernoth steigt in Jerusalem immer höher, zugleich beginnt Titus einen neuen Angriff. Er concentriert diesen auf die Antonia, gegen welche er vier Angriffsbäume errichtet (V. 12. §. 3. 4). Endlich gelingt es, eine Breche in die Antonia zu legen, aber als man stürmen will, findet sich hinter der umgeführten Mauer eine neue (VI. 1. §. 3. 4). Nach wiederholtem vergeblichem Stürmen wird die Antonia erstiegen (VI. 1. §. 5—7). Def-

44) Die Stelle, woselbst Titus die Breche anlegte und den Sturm versuchte, bezeichnet Josephus (V. 8. §. 1) *τοῦ παρὰ τῇ κατωτέρῳ Κερκινόλῳ τῇ ἐν τῇ κατωτέρῳ Κερκινόλῳ* — *τοῦ παρὰ τῇ κατωτέρῳ Κερκινόλῳ τῇ ἐν τῇ κατωτέρῳ Κερκινόλῳ*. Hieraus hat denn Dio Cassius (zur Topographie, S. 23) den Schluß gemacht, es haben also die hier genannten Localitäten auf der Südseite der zweiten Mauer gelegen.“ Dabei ist übersehen, daß jene Stellungsmauer zwei Seiten hat, eine äußere und eine innere. Titus griff die zweite Mauer von Außen, von der schon eroberten Neufahrt an, und wählte dazu den freien Platz in der Neufahrt, um welchen her der Mayor der Wohlthäter, der Schmiede und der Kleidermacher lag; ihr brauchte er nicht erst Häuser zu demoliren, sondern that freien Raum, jene Mauerbrecher sogleich anzubringen, und so wurde auch die ganze Arbeit in fünf Tagen vollendet. Als man aber die Breche praktikabel schien, so versuchte er den Sturm, gerieth aber zwischen die engen Mauern der Antonia, und so verlor er die Zeit, durch Demolirung der Gebäude sich hier sogleich freien Platz zu machen, in große Gefahr. Unter den höher gelegenen Thoren sind woscheinlich das Thor Genath und auch die Thor der Antonia zu verstehen. 45) Der Ausdruck „die südlichen Thürme“ könnte auffallen. Denn da die zweite Mauer sich in Süden an die erste (älteste) an, wenn man will, auch an die Antonia lehnte, so gab es in derselben eigentlich keine südlichen Thürme, denn der südliche Theil der Unterstadt war durch die erste (älteste) Mauer umschlossen. Allein, wie wir schon bemerkt haben, ist es sehr wahrscheinlich, daß die zweite Mauer in ihrer Mitte sehr weit gen Norden vorsprang oder auslag, und von dem konnte man allerdings von ihren beiden Thürmen, besonders von dem, der auf der Nordseite, etwa in der Gegend des Thores Genath, sich an die alte Mauer lehnte, als von dem südlichen Theile dieser Mauer, und von dem besetzt befindlichen Thürmen, als von südlichen Thürmen sprechen.

46) Die Siloabschlucht ist ohne Zweifel der südliche ober südliche Theil der Kufmacherschlucht, indem die Duell in dieser hervortritt, der Hügel aber, welcher über ihr liegt, einer der südlichen Ausläufer des Diberges. Unter der Auswärtigkeit glauben wir die Stelle in den Jerusalem nach Süden umgebenden Schluchten verstehen zu müssen, woselbst sich der Ablauf der beiden am Fuße der Hügel von Jerusalem sitzenden Quellen (f und s), sowie der Ablauf der am oberen Ende der westlichen Schlucht entspringenden sogenannten Siloquelle, vereinigen, verstehen zu müssen. Das scheint deutlich, aber diese Stelle bietet noch andere Schwierigkeiten. Die Richtung der Einschließungsmauer im Allgemeinen ist nicht zu verkennen. Bis zum Kebron geht die Mauer nach Osten, das heißt, umfaßt den mittlern und östlichen Theil der Nordseite der Stadt, hierauf geht sie bis zu dem Hügel über dem Siloabehale nach Süden, das heißt, umfaßt die Ostseite der Stadt, dann wendet sie sich nach Westen, das heißt, umfaßt die Südseite der Stadt. Nun aber einige Schwierigkeiten: a) Was gebort in die Richtung der Mauer, so lange sie nach Westen geht, das heißt, die Südseite der Stadt umfaßt? Gebort dazu das „auf dieser (s. h. auf der Duellenschlucht) stieg sie aufwärts gegen das Denkmal?“ Dann würde das Denkmal als in der südwestlichen Ecke der Ummauerung liegen, gedacht werden müssen. Und spricht irgend etwas für diese Annahme? b) Wie ist das; „indem sie den Berg umfloss?“ — „wendet sie sich wieder nach Norden?“ — zu nehmen? Welche Richtung hatte sie denn vorher, ehe sie sich „wieder nach Norden“ wendete? War ihre Richtung noch immer eine westliche gewesen? Dann würde ja das Denkmal des Hohenpriesters Ananus nicht stehen, sondern sogar das Lager des Pompejus auf der südwestlichen Ecke Jerusalems zu suchen sein! Das widerspricht aber allem, was wir oben wissen! Es müssen hier Unrichtigkeiten in den Angaben über im Ausdrucks sinngemäß, welche wir nicht zu verbessern. Auch noch eine andere Frage ist nicht zu übersehen, bei wem es von der Nordseite einer Einschließungsmauer beabsichtigt, da hier la das ganz Ober der Römer Rand und schon an und für sich sehr eine Einschließung bildet.

tiges Gefecht zwischen der Antonia und dem Tempel, in dessen äußerste Vorhöfe man dringt; endlich ziehen die Römer sich in die Antonia, die Juden in den Tempel zurück (V. 1. §. 7. 8).

Titus ließ nun die Antonia so weit niederreißen, als nothwendig war, um dem geordneten Heere einen leichten Zugang zu den Angriffen auf das Heiligtum zu verschaffen. Nach vergeblichen Unterhandlungen wurde dieser gegen die nordwestliche Ecke des Heiligtums eröffnet. Man fing an vier große Angriffswälle zu erbauen — einen der innern, gegen Nordwest gelegenen Ecke des Heiligtums gegenüber — den andern gegen die nördliche Erdba, welche zwischen den beiden Thoren ist — noch einen gegen den westlichen Säulengang des äußern Heiligtums — den letzten von Außen her gegen den nördlichen⁴⁷⁾. Die Juden hatten den nördlichen und den westlichen Säulengang, welche mit der Antonia zusammenhängen, abgebrannt, hierauf rissen sie dieselben auf 20 Ellen weit nieder. In dem heftigen Kampfe um diese erste Ummauerung des Heiligtums wird die nördliche und die westliche Seite derselben fast gänzlich zerstört (VI. 2. §. 9 bis 3. §. 2⁴⁸⁾). Nachdem nun endlich die Dämme zweier Legionen vollendet waren, läßt Titus den Mauerbrecher gegen die westliche Erdba des innern Heiligtums in Thätigkeit setzen⁴⁹⁾. Nach schätzbarer ununterbrochener Arbeit ist noch nichts ausgerichtet, die Wauern sind hier zu stark. Zu gleicher Zeit arbeitet man daran, die Grundmauer der Schwelle an dem nördlichen Thore⁵⁰⁾ zu zerstören, aber vergebens — ebenso werden diejenigen, welche die Dächer der Säulengänge vermittelst Sturmleitern zu ersteigen versuchen, von deren Heerbedingten zurückgeschlagen (VI. 4. §. 1). Titus beschließt nun die Thorschwelle in Brand zu setzen. Dieses gelingt, der Brand

greift langsam um sich und die nächsten Säulengänge werden in Feuer gesetzt; die Juden thun nichts, um das Umhargreifen desselben zu hemmen. Also beschließt Titus zu löschen und zugleich einen Weg durch die Ruinen zu bahnen. Während die Römer mit beiden beschäftigt sind, bricht eine Schar Juden durch das östliche Thor hervor und macht einen wüthenden Anfall auf die Aufstellung der Römer im äußern Heiligtum⁵¹⁾. Es entsteht ein heftiges Gefecht, erst als die Römer Verstärkung erhalten, werden die Juden in das innere Heiligtum zurückgezwungen (VI. 4. §. 4).

Raum hat die Verstärkung sich zurückgezogen, so machen die Juden einen neuen Anfall auf die Löschenden, diese aber gewinnen bald die Oberhand, bringen mit den zurückgeworfenen Juden in den innern Tempelhof ein bis zum eigentlichen Tempelgebäude vor. Da wißt ein römischer Soldat durch die goldene Thür auf der Nordseite des Tempels Feuer ein in das Tempelgebäude (ruce) und dieses grebt in Brand. Die Legionen stürmen herbei, alles wird mit Feuer und Schwert verwüthet, alle Ordnung ist aufgelöst, der Brand nimmt immer mehr überhand (VI. 4. §. 5. 6. 7). Eine Schar von Aufrührern wirft sich auf die Römer, überbricht sie, gelangt in das äußere Heiligtum (το ἔξω ἱερόν) und von da in die Stadt (VI. 5. §. 1).

Indessen hatten Simon und Johannes, Anführer der Juden, in der obern Stadt sich versetzt und den Ausgang der Brücke, welche vom äußern Heiligtum auf den Kyllus führte, verrammelt. Eine Unterredung zwischen ihnen und dem Titus, welcher dabei am östlichen Eingange der Brücke ihnen gegenüber stand, hatte keinen günstigen Erfolg (VI. 6. §. 2. 3). Titus gab hierauf den Befehl die Stadt anzuzünden, und so wurde das Archiv, die Akra, das Rathhaus und die sogenannte Dphla angezündet; es brannte bis zum Palast der Helena, welcher mitten in der Akra war (VI. 6. §. 3⁵²⁾). Die Juden stürzen sich

47) Von der Antonia aus scheint es keine Schwierigkeit gehabt zu haben, in die Vorhöfe des Heiligtums zu gelangen; daher kann Titus, der im Besitze der Antonia ist, sogleich einen Angriff gegen die nordwestliche Ecke des innern Heiligtums richten. Obgleich scheint, die nördliche Erdba⁴⁷⁾ sich an die innere Wauer angelehnt zu haben, und die beiden Thore, zwischen denen sie lag, zu denselben Thoren zu gehören, die aus den Vorhöfen in das Heiligtum führten. Heutzutage der Vorhof, in dem man aus der Antonia unmittelbar gelangt, scheint aber sowohl der westliche, als auch der nördliche Säulengang (durch uns unkenntliche Vorrichtungen) abgeschlossen zu sein; denn, um sie zu nehmen, müßte Angriffswälle aufgeführt werden. Obgleich scheinen die Trümmer der bemalten Antonia dazu geeignet zu haben, den Graben, welcher den Tempel im Norden von der Bezetha trennt, insofern zu füllen, als erforderlich war, gegen den äußern nördlichen Säulengang von Außen her einen Angriff zu führen. 48) Gänzlich verbrannt wurde der westliche Säulengang bis zu dem Thurm, welchen Johannes im Kriege mit dem Simon über dem Thore erbaut hatte, welches zum Kyllus führt; der nördliche ist dahin, wo er mit dem östlichen zusammenhängt, welche Ecke über der Kreuzschwelle erbaut ist, welche in furchtbare Tiefe unten ist. 49) Dieses Gebäude mochte sich an die westliche innere Ummauerung lehnen, und dem nördlichen Thore desselben angehören, daher dieser Angriff es traf. 50) Ohne Zweifel das westliche unter dem nördlichen Thore, welche aus den Vorhöfen im Norden durch die innere Wauer auf den innern Tempelhof führten. Durch dieses drangen zuletzt die Römer, und gelangten so an die Nordseite des Tempelgebäudes (ruce), wo man auch durch das Eingehen des Feuers durch die nördliche Nebenthüre sieht.

51) Die Römer waren aus den Höfen an der nordwestlichen Ecke zwischen der äußeren Ummauerung und deren Säulengängen etc. und der zweiten Ummauerung beschützt, das Feuer zu löschen, welches die Gebäude der zweiten Ummauerung schon ergriffen hatte, und die Ruinen aus dem Wege zu räumen, die sich aufgeschloß hatten. (Da aus der Dikste ein großer Raum für Volksversammlungen etc. war, so konnte die Dikste auf allen übrigen Seiten nur als Straßen betrachtet werden, die man sich ja nicht zu breit zu denken hat.) Da sammelte sich vor dem östlichen Thore eine große Masse von Juden, welche die an der nordwestlichen Ecke beschützten Römer nicht bemerken konnten, und stürzte sich dann, die nordöstliche Ecke umgeben, auf die römischen Aufstellungen. 52) Das Archiv und das Rathhaus hatten schon einmal gebrannt, gleich zu Anfang der innern Uruere, welche dem Angriffe der Römer vordrangen. Sie lagen in der Oberstadt und waren von der ersten Wauer eingeschlossen; es möchte also auffallen, daß sie jetzt von den Römern in Brand gesetzt wurden. Allein man bedenke, theils daß einzelne Römer in der Oberstadt umherstreiften, theils daß aus den unter derselben belagerten Schwärmen, die in den Höfen der Römer waren, der Brand sich gar leicht den höher gelegenen Gebäuden in der Oberstadt mittheilen konnte. Die Akra ist der zwischen der ersten und zweiten Wauer gelegene Stadttheil. Die Dphla, ein in dem Thale südlich von Moria und Jilva gelegener befestigter Hügel, war ohne Zweifel schon von den Juden verlassen.

zugleich auf die königliche Burg, verjagen die wenigen Römer, die sich hierhin verloren haben mochten, und ermorden diejenigen ihrer unbewaffneten Landknechte, welche sich in die Burg geflüchtet hatten. Dahingegen vertreiben die Römer die Feinde aus der untern Stadt (*κατω πόλις*) und stecken alles bis zum Siloah in Brand (VI, 7. §. 1—3).“

Titus, welcher einnahm, daß die von steilen Abhängen umgebene obere Stadt (*ἡ ἄνω πόλις, περὶ ἡγεμονίας ὄρειαν*) ohne Angriffschance nicht genommen werden könnte, ordnete das Heer zum Angriff. Die Werke der vier Legionen wurden gegen die Westseite der Stadt, der königlichen Burg gegenüber, angelegt — die Scharen der Hilstruppen aber gegen den Festus, die Brücke und den Thurm des Simon, den er bei Gelegenheit des Kriegs gegen Johanne angestellt hatte (VI, 8. §. 1).“

Nach achtzehntägiger Arbeit konnten die Römer die Mauerbrecher heranziehen. Einige der Juden, welche die Stadt schon aufgaben, verließen die Mauern und zogen sich in die Königsburg, andere verborgen sich in die unterirdischen Gänge, noch einige versuchten Widerstand. Nachdem aber ein Theil der Mauer eingestürzt war und einige von den Mauerbrechern geflossene Thürme nachgaben, so ergriß die Aufseher das furchtsame Entsetzen.

Sie glaubten der Nachricht, „die gesammte westliche Mauer sei eingestürzt, die Römer hätten die Thürme schon besetzt.“ So flohen sie in die Schlucht unter den Siloam, und suchten sich in die dortigen Befestigungswerke (*τὰ ἐπὶ τῇ περὶ τὸν σιλοάμ*) zu werfen. Von der Besatzung zurückgewiesen, verbergen sie sich in die unterirdischen Gänge. Unteroffen besetzen die Römer ohne weiteren Kampf die Mauer und die Festungsthürme. Sie vernichteten alles mit Feuer und Schwert, Jerusalem geht in Flammen auf (VI, 8. §. 2—5).

Titus läßt nun die ganze Stadt und den Tempel zerstören, und nur die Thürme läßt er stehen, welche alle übrigen überragten, den Pfafels, Hippikus und Marianne,

55) Ob unter der „untern Stadt“ grade die Ätra oder die Ätra der Stadt, welche nach Eichen von Ätra und Eichen den Märcia in der Ätra gezogen waren, zu verstehen sein, läßt sich nicht recht ausmitteln. Wahrscheinlich das letztere, denn hier lag Siloah in der Nähe. Aber auch das Erstere enthält keinen Widerspruch. Im vierten Kriege geht es nicht so systematisch her, als in den Befestigungen. Deswegen Juden mochten sich in der Unterstadt, auch wenn man die Ätra darunter versteht, auch nachdem die Mauern derselben vom römischen Heere schon erobert waren, ebenso sich umherstreifen, als einzelne Römer in der von den Juden noch besetzten Oberstadt.

56) Die Auffassung der Hilstruppen gegen den Festus ist, was wol nicht zum Angriff, sondern nur zur Einschüchterung, damit der Feind nicht durchdreht, der Feind des Feindes, die Legionen, führten den Angriff. Da der Thurm Hippikus den äußersten nordwestlichen Winkel bildete, und stärksten die Nachricht erschallt, die ganze westliche Mauer sei eingestürzt, so muß der Angriff auf diese südlich vom Hippikus geführt sein. An dieser Stelle war er aber nicht „gegen“ (*κατὰ*) die königliche Burg, sondern nur „daneben“ gegenüber“ (*ἀντιπαρα*) geführt worden, welches unsere Ansicht bestätigt, nach welcher diese Burg westlich nicht unmittelbar an die Stadtmauer stieß, wie dieses nördlich der Fall war. 55) Als gab es auch in der Schlucht unter dem Siloam „Befestigungswerke“, und in der Nähe „Eingänge zu den unterirdischen Gängen.“

und die Mauer, welche von der Westseite die Stadt umgab. Dieses, damit sie der zurückzufallenden Besatzung zum Lager diene. Alles übrige ließ er dem Erdboden gleichmachen, (so daß keine Spur eines vormals hier gewesenen Wohnorts blieb). Das war das Ende des alten Jerusalems (VII, 1. §. 1).

4) Geschichte und Topographie des neuen Jerusalems von den Zeiten des Wiederaufbaues durch Hadrian bis zu unsern Zeiten im Allgemeinen. So zahlreich auch die Bearbeitungen sind, deren die Geschichte und Topographie des alten Jerusalems bis zur Zeit seiner Zerstörung durch Titus sich erfreuen, so wenig ist für die Folgezeit vorgearbeitet. Und doch ist diese nicht allein an und für sich selbst, sondern auch für die Topographie dieser Stadt vor der Zerstörung durch Titus von der größten Wichtigkeit — wie auch ohne unsere Erinnerung einleuchten wird. Wir müssen daher bebauern, durch die Menge von Gegenständen, welche schon bis hierher in diesem Artikel zu berühren waren, das folgende nur verhältnismäßig kurz abhandeln zu können. Was die Quellen der Nachrichten über diese Periode betrifft, so sind sie bis zu den Zeiten der Kreuzzüge (gegen das Ende des 11. Jahrh.) nur sehr dürftig. Außer dem wenigen, was römische und griechische Schriftsteller fast nur beläufig erwähnen, beschränken sie sich auf die mit den abenteuerlichsten Legenden vermischten Erzählungen christlicher Kirchengeschichtsschreiber von Ausföhrung und Überbauung sogenannter heiliger Stätten, d. h. derjenigen Plätze, auf welchen, laut der Tradition, historisch wichtige oder für wichtig gehaltene Begebenheiten der Urgeschichte des Christenthums vorgefallen sein sollen. Ausföhrlicher und lehrreicher sind die Geschichtsschreiber der Kreuzzüge, vor allen Wilhelm, Bischof von Tournai († 1219), und andere, welche in dem bekannten Werke: *Gesta Dei per Francos*. (Hannovii 1611. II. Fol.) gesammelt sind, sowie einige andere in anderweitigen Sammlungen enthaltene Schriftsteller, auch Brocard's Beschreibung des heiligen Landes im Kreuzbuch (Frankf. 1584. Fol.). Die Nachrichten dieser letzten Geschichtsschreiber sind indessen nur dann für glaubwürdig zu achten, wenn sie von dem, was sie selbst gesehen und erlebt haben, sprechen; über die älteren Begebenheiten theilen sie nicht selten offenbar unrichtige Ansichten mit, namentlich gibt der Umfand, daß sie an der Ostseite derjenigen Localität, welche für die des Begräbnisses und der Hinrichtung Christi ausgegeben wird, durchaus gar nicht zweifeln, ihren Ansichten der Vorzeit eine Richtung, die sich auf keine Weise billigen läßt. Es wird sich dieses weiter unten zeigen. Die arabischen Schriftsteller, welche seit den letzten Jahrzehnten mehr benutzt worden sind, geben zu unserm Zwecke wenig Ausbeute. Die Nachrichten über die Zeiten nach

56) Werthwüdig ist, daß des Thurnes Psephina überall nicht weiter Erwähnung geschieht. Wurde auch er zerstört? Und „die westliche Mauer“, welche der zurückzufallenden Besatzung zum Lager (*συνενοστήριον*), d. h. zum Schutze derselben, dienen sollte, war sie südlich? oder war sie die nördlich vom Hippikus? Gewiß nicht, denn in die nordliche war die erste Brücke gelegt, und diese hätte man wieder aufbauen müssen, hätte man sie benutzen wollen.

den Kreuzzügen sind ebenso dürftig, als diese Zeiten selbst arm sind an hierher gehörigen Begegnungen. Die Nachrichten, welche die Reisebeschreiber (auch die bei Bergeton) geben, sind hier allein einigermaßen brauchbar, doch können sie bis auf die neuesten Zeiten herab nur mit bedächtigster Kritik benutzt werden.

5) Geschichte und Topographie des neuern Jerusalem. 1) Von der Zerstörung durch Titus bis zum Wiederaufbau durch Hadrian (71—130 nach Chr. Zeh.). Nach seiner Zerstörung durch Titus verliert sich Jerusalem auf einige Zeit ganz aus der Geschichte. Ob über die gänzliche Verwüstung des Landes hinaus eine römische Befestigung dort geblieben, muß als ungewiß betrachtet werden. Daß aber von denjenigen Juden, welche kurz vor oder gleich zu Anfange der Belagerung sich aus der Stadt geflüchtet hatten, sowie die Ruhe wieder hergestellt war, einige zurückgekehrt sind und sich dort anzubauen versucht haben, ist wol sehr natürlich. Auch mögen einige Christen unter denselben gewesen sein. Die Juden mochten, wie zur Zeit des babylonischen Exils, auf Wiederherstellung des Nationalheiligthums denken, fürs erste aber einen vorläufigen Genuß darin finden, an der, von uralten Zeiten her geweihten Stätte, anzubeten. Daß ähnliche Wünsche Mitglieder der ersten Christengemeinde nach Jerusalem geführt haben, daran ist sehr zu zweifeln. In der Apostelgeschichte und in den apostolischen Briefen des P. L., ebenso in den echten Schriften der apostolischen Väter kommen keine Spuren vor, daß man auf die Anbetung an den durch die Geschichte des Christenthums merkwürdig gewordenen Plätzen einigen Werth gelegt habe. Denn so lange die Apostel und ihre ersten Schüler und Nachfolger lebten, war noch zu viel von dem Geiste des Herrn Jesu Christi in ihnen, — von dem Geiste dessen, der einst zu dem samaritanischen Weibe sprach: „Es kommt die Zeit, daß ihr (Samaritaner) wieder auf diesem Berge (Garizim) noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten — es kommt die Zeit, und ist schon da, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit!“ (Joh. 4, 21 u. fg.). Wenn aber Chanaan und einige ihm nachsprechende Neurer behaupten, die ersten Christen hätten auf diesen Stätten angebetet, und die Kenntniß derselben wäre durch die Tradition auf die spätern Zeiten übergegangen, so ist dieses eine rein aus der Lust gezeigter, grade in Beziehung auf die wichtigste dieser Stätten durch historische Documente widerlegte grundlose Behauptung“).

Indessen hatten zur Zeit Kaiser Trajan's die nach Ägypten und Libyen ausgewanderten Juden zu den Waffen gegriffen, wütheten mit der entsetzlichen, ausgefuchtesten und blutigsten Grausamkeit gegen alles, was nicht Jude war, und konnten nur erst nach schweren Kämpfen und großem Blutvergießen zur Ruhe gebracht werden. Auch die in Mesopotamien befindlichen Juden regten sich,

es mußte ein Heer gegen sie gesandt werden, um das Reich gegen sie zu schützen. Man möchte befürchten, daß, wenn sie auch nur kurze Zeit in diesen Gegenden die Oberhand bekämen, sie vor allen in Jerusalem sich festzusetzen bemüht sein würden, und daß dieses ihren Unternehmungen allererst einen sehr gefährlichen Charakter geben möchte.

2) Wiederaufbau der Stadt durch Albus Hadrianus (126—130). Bei seiner Reise in den Orient mußte Hadrian die Nothwendigkeit auf der Stätte, wo Jerusalem gelegen hatte, einen festen Punkt zu haben, lebhaft genug erkennen. Es war damals grade der fürchterliche Aufbruch unter Vordurchbohren im Ausbrechen, und dessen Anfang hatte offenbar die Absicht, die nichtjüdische Bevölkerung in Palästina zu vertilgen und sich im Lande festzusetzen. Auch mochte der, grade auf der Stätte des altjüdischen Tempels unternommene Bau eines dem Jupiter geweihten Tempels nicht wenig dazu beigetragen haben, die Juden zu einem solchen Vertilgungskriege aufzuwecken. Aber es gelang denselben ihr Unternehmen keineswegs, sondern der Aufbruch endigte mit der Vertilgung aller Juden in Palästina und mit dem Verbote an die auswärtig lebenden Juden, ferner noch in Palästina sich sehen zu lassen. Hadrian dahingegen erbaute an die Stätte des alten Jerusalem's eine neue Stadt, welche er Alia Capitolina nannte (*Dio Cass. Lib. LXIX. p. 792. sqq. ed. Hanov.*) und welche er mit einer durchaus aus Nichtjuden bestehenden Colonie besetzte (*Fueh. hist. ercol. IV. 6*). Da die Juden bei ihrem Aufstande ebenso sehr gegen Christen als gegen Heiden gewüthet hatten, so trug dieses dazu bei, daß jene sich schärfer als bisher von den Juden trennten. Besonders war dieses in Palästina selbst der Fall, und Eusebius macht in der citirten Stelle besonders darauf aufmerksam, daß von jener Zeit an die Aufseher und Ältermänner (*ἐπισκοποι καὶ πρεσβύτεροι*) der christlichen Gemeinde in der neuen Stadt Alia Capitolina nur aus Personen von nichtjüdischer Abkunft bestanden.

Welchen Umfang aber Hadrian der neuen Stadt gegeben, läßt sich aus gleichzeitigen Nachrichten nicht nachweisen. Höchst wahrscheinlich aber ist er derselbe, welchen die Stadt hatte, als die Kreuzfahrer sie angriffen. Dabei scheint es sich von selbst zu verstehen, daß er den Thurm Hippitus und die westliche Stadtmauer, welche Titus bei Zerstörung der Stadt verschonte, zur Anlage der neuen Stadtbesetzung benutzte. Deßo mehr aber muß es auffallen, daß von der Benutzung der beiden südöstlichen in der ältesten Mauer belegenen Festungsburgen Phasaelus und Marianne überall keine Spur übrig ist. Es waren doch erst höchstens 60 Jahre seit der Zerstörung verfloßen und nach dem, was Josephus erzählt, scheinen die Grundmauern dieser Thürme für die Ewigkeit erbaut. Das Castell der Stadt, welches die Kreuzfahrer neben dem westlichen Thore fanden und die Burg David's nannten, steht ohne Zweifel auf den Grundmauern des Hippitus, wo aber sind die des Phasaelus und des Marianne geblieben? Sind sie unter dem Schutte begraben, welcher das Thal in der Richtung von S O O be-

57) Wie man aus Josephus' Selbstbiographie Cap. 76 ersieht, hatten die Grundstücke in der Nähe von Jerusalem in den ersten Jahren nach der Zerstörung keinen Werth. 58) Den Beweis f. unten aus Stellen der Kirchengeschichtschreiber Sokrates, Sozomenos und Theodoretus.

deckt? Wahrscheinlich hat die neue Stadt nur vier, auf die Weltgegenden gerichtete Thore gehabt, dieselben, welche die Kreuzfahrer fanden, an den Stellen etwa, wo jetzt die Thore von Bethlehem (e), Damaskus (p), der heiligen Jungfrau (k) und das Silamschor (l) stehen. Welchen Namen sie aber zur Blüthezeit geführt, läßt sich nicht weiter nachweisen⁵².

3) Jerusalem zur Zeit der christlichen Kaiser bis zur Eroberung durch die Muhammedanischen Araber (320—638). Während die Juden fortwährend und zwar in ihrem Vaterlande am meisten verfolgt wurden (außer demselben war ihr Schicksal leidlich), nahm das Christenthum, besonders im römischen Reiche, immer mehr überhand, so sehr, daß etwa 300 Jahre nach seiner Stiftung der römische Kaiser Constantin sich veranlaßt sah, sich zu dieser Religion öffentlich zu bekennen. Seinen Eifer für dasselbe suchte er unter andern vorzüglich durch Stiftung prächtiger Kirchengebäude zu bewähren. Erbauung eines Kirchengebäudes über dem vermeintlichen Grabe Christi. Eusebius, ein Zeitgenosse dieser Begebenheiten († 340), erzählt in seiner Lebensbeschreibung des Kaisers Constantin III, 25: Dieser gottgeliebte Kaiser habe es für seine Pflicht gehalten, die heiligste Städte der Aufzeichnung des Heilandes in Jerusalem Jedermann zur Anbetung vor Augen zu stellen. Es habe sich nämlich das gesammte Geächte der Dämonen Mith gegeben, das dort beständige Denkmal der Unsterblichkeit des Herrn der Himmeln und der Beseeligten zu übergeben, indem es scheinbar Weise den Weg gezeigt habe, auf solche Weise die Wahrheit verkünden zu können. So hätte man mit vieler Mühe von anderer Erde hergeschleppt und die Städte verdeckt, die Erde hoch aufgedämmt, mit Steinen belegt, und die göttliche Höhle (*σπιος τρυφας*) unter viertel Schutte versteckt, und um nichts zu verabüßmen, hätten sie darüber dem unsterblichen der Dämonen, der Apollonide, ein dunkles Heiligtum erbaut; solche Werke zu zerstören habe der Kaiser für seine Pflicht erachtet, zuerst den Schutt wegzuräumen, weit wegbringen und tief vergraben lassen. Als dieses geschehen, habe sich der Boden, nämlich das, was darunter war, gezeigt, und dann das herrliche und hochheilige Denkmal (*μνημαριον*, die Urkunde?) der Auferstehung des Heilandes, und es habe sich also stattdessen die Wahrheit der Auferstehung des Heilandes bewiesen. Hiernauf habe der Kaiser ein prächtiges Gebäude über diese göttliche Höhle zu erbauen befohlen. Die Schreiben an die Statthalter, sowie eine detaillierte Beschreibung des Gebäudes, werden mitgetheilt (Cap. 36—40). Dann wird noch erzählt, wie die Mutter des Kaisers, Helena, Palästina betritt und zu Bethlehem und auf dem Wege prächtige Kirchen habe erbauen lassen (Cap. 41—43). Wir bemerken, daß Eusebius, der gleichzeitige Schriftsteller, kein Wort davon hat,

weder auf welche Weise man zu der Überzeugung gekommen sei, es sei gerade an dieser Stätte das Grab des Erhabenen auf solche Art versteckt, noch auch, daß man neben demselben auch die Stätte Golgatha, ja den vollständigen Apparat der Kreuzigung Christi und zweier anderer Personen, gefunden habe. Nachrichten von der Auffindung des Orts der Kreuzigung Christi, ja vollständigen Apparats seiner Kreuzigung durch die heilige Helena. Der Zeitgenosse Eusebius, welcher von der Auffindung des Grabes weitläufig berichtet, weiß von einer gleichzeitigen Auffindung des Orts der Kreuzigung u. nicht; desto mehr wissen davon spätere Schriftsteller, Eusebius († c. 440), Sozomenos († c. 450), Theodoretos († c. 455), welche über ein Jahrhundert nach Eusebius lebten. Sie berichten folgendes (Soz. I, 17. Sozom. II, 1. Theodoret. I, 18): Helena, Mutter des Kaisers Constantin, habe aufs Verhasseste gewünscht, das Holz des heil. Kreuzes zu finden. Indessen sei die Auffindung wider dieses noch des Grabmals des Herrn so leicht gewesen. „Denn die Heiden, welche vormalig die Kirche verfolgt und sich alle irdischen Mächte gegeben hatten, auf jegliche Weise das entstehende Christenthum zu unterdrücken, hatten diese Stätte, welche tiefer lag, wie sie denn auch jetzt (d. h. als Sozrates, Sozomenos und Theodoretos schreiben) wieder so erscheint, mit vielem Schutt bedeckt und aufgedämmt, und indem sie den ganzen Platz, sowohl der Auferstehung als auch des Golgatha (vor *αγορας*) umgaben, denselben so eingerichtet, daß sie ihn mit Steinen belegten. Dann hätten sie der Apollonide ein Heiligtum darauf und setzten ihr eine Bildsäule, damit diejenigen, welche Christum dort zu verdrängen gedachten, die Apollonide zu verehren schienen, auch in der Folgezeit der wahren Grund der Verwerfung dieses Orts in Vergessenheit gestellt werden möchte. Doch wurde der Ort bekannt. Entweder, wie einige sagen, durch einen im Morgenlande wohnenden Juden, welcher aus einer von den Vätern überlieferten Schrift um die Sache wußte⁵³, oder, welches wahrscheinlicher ist, indem Gott durch ein Wunder oder einen Traum es offenbarte⁵⁴. In derselben Zeit nun, da auf Befehl des Kaisers diese Stätte bis auf den Grund aufgedeckt wurde, fand man auf der einen Seite die Höhle der Auferstehung, auf der andern aber in der Nähe dieses Ortes drei Kreuz, nicht weit davon aber ein Ort, auf dem in hebräischer, griechischer und römischer Sprache geschrieben stand: Jesus der Nazareth, König der Juden. Allein da das Bret von dem Kreuze getrennt war⁵⁵, so war es doch schwer, das, obgleich hier gefundene, göttliche Kreuz von den beiden andern zu unterscheiden. Da geschah denn Folgendes: Eine vornehmer Frau in Jerusalem

52) Nach Annae, secr. habel, Crucis (in *Immagines*) Genes Dei per Francos, II, p. 121) mußte die Juden erst durch die Folter gezwungen werden, den Ort anzuzeigen. 53) Auf jenen Fall könnten also die Christen diesen Ort nicht, während die Erklärung einer fortwährenden Tradition, welche Statuentracht am schärfsten ausgesprochen hat, sich als Fälschung beweist.

54) Wirklichste Schrift Sozomenos, wie es ohne Zweifel angenommen sei, daß Kreuz und Inschrift von einander getrennt waren, aber er vergaß nicht zu erwähnen, wie es gekommen, daß an dem öffentlichen Durchgangsplatze sich nicht noch viel mehr als drei Kreuz fanden.

55) Einige späterer Schriftsteller, Geschichtschreiber der Kreuzzüge, gehen so weit, daß sie von Sozianus erzählen, er erst habe die Stätte gänzlich zerbrochen, den Platz darüber geben lassen, und die Stätte mit Holz bedeckt, dann erst sie von Neuem aufgebaut. Wozu dieses, da Sozianus eine Fälschung haben wollte? Sozianus ap. Gesta Dei per Francos, II, p. 256.

lag todtfrank'. In ihr ging Makarios, Bischof zu Jerusalem, mit des Kaisers Mutter und deren Gefolge. Makarios betete. Daraus berührte man die Todtfranke mit zweien der Kreuze, dieses aber brachte keine Veränderung bei ihr hervor, vielmehr schien der Augenblick des Sterbens gekommen. Als man nun aber das dritte Kreuz der Sterbenden nahe brachte, da schlug sie sogleich die Augen auf und sprang vollkommen geheilt von ihrem Lager. Ja, man sagt, dasselbe Wunder solle sich auch an einem schon Verstorbenen wiederholt haben.¹⁾ Dies sind die historischen Beweise für die Echtheit des von der heiligen Helena entdeckten Kreuzes und der zu gleicher Zeit entdeckten echten Stätte der Kreuzigung und des Begräbnisses Jesu Christi. — Vom Kaiser Julian dazu aufgefordert suchten die Juden einen Tempel auf Moria wieder herzustellen (362). Den Juden, welche es bis dahin verboten war, die Stadt Alia Capitolina zu besuchen, gab der Kaiser Julian, der überall sein Freund der beiden in seinem Reiche das Volk beherrschenden Religionen war, nicht allein die Erlaubniß ihr uraltes Nationalheiligtum in dieser Stadt wieder herzustellen, sondern unterstützte sie auch thätig bei diesem Unternehmen. Wahrscheinlich machte ein Erdbeben denselben ein Ende, und so sehen wir denn heidnische (*Ammianus Marcell.* [7. 379] XIII, 1) und Christliche (*Socrat.* III, 20. *Sozom.* V, 22. *Theodoret.* III, 123) Schriftsteller weitestens in Verbreitung von Legenden, die man kaum abenteuerlicher erfinden kann, wodurch aber die einen wie die andern zu erweisen bemüht sind, wie kräftig ihre Götter gegen den Gott des Christen wie Feinden gleich verhassten Volkes sich ausgesprochen habe²⁾. Also blieb der Versuch, den Tempel Jehova's auf Moria wieder herzustellen, ohne weitere Folgen. — Jerusalem gewinnt an Einwohnerzahl und Wohlstand. Sowie die abergläubische Verehrung sogenannter heiliger Orte und die Meinung, als könne man

durch Wallfahrten zu ihnen Vergebung seiner Sünden und einen Platz im Himmel sich erwerben, zunahm, so mußte ein Ort die Christen mehr an sich ziehen als diese Stadt. Freilich hieß sie noch immer Alia und der Name Jerusalem kam erst allmählig wieder in Gebrauch. Auch den Juden wurde gestattet, gegen nicht unbedeutende Abgaben, die Stadt zu besuchen. Zu welchem Ansehen sie aber sehr bald bei den Christen gelangte, möchte schon allein daraus folgen, daß man im J. 451 die Patriarchenwürde ihrer Bischöfe anerkannte, welche diese nur mit denen der großen Städte Rom, Constantinopel, Antiochien und Alexandria theilten. Auch an Metropolitane, Kapellen, Kirchen und Klöstern nahm die Stadt immer mehr zu; berühmt ist durch ihre Pracht die Kirche der heil. Jungfrau, welche Kaiser Justinian im J. 550 stiftete. — Jerusalem von Gotrodes erobert und von Heraclius wieder befestigt (616—628). In seinem Kriege gegen das römische Reich brach Gotrodes in Palästina ein; hier schlossen sich seinem Heere 26,000 Juden an. Er nahm Jerusalem mit Sturm. Die Kirchen, welche Constantin, Helena, Justinian re. erbaut und ausgeschmückt hatten, wurden geplündert und verbrannt, die Christen, welche sich nicht frühzeitig genug geflüchtet hatten, ermordet oder zu Leibeigenen gemacht; das von der Helena aufgeführte echte Kreuz Christi, sowie der Patriarch Zacharias, weggeschleppt. Damals sollen in Jerusalem 36,000, nach andern 90,000 Christen umgekommen sein. Allein nach wenigen Jahren wandte sich das Glück. Nach mehrern glücklichen Feldzügen drang Kaiser Heraclius in das Herz des persischen Reichs, und in einem Frieden, der 628 verabredet wurde, gewann das römische Reich die verlorenen Provinzen und die in Sklaverei Begesführten, die Christenheit aber den Patriarchen von Jerusalem und das echte Kreuz Christi wieder. Heraclius, der schon während der Zeit, da er mit dem Kriege gegen Persien beschäftigt war, daran gedacht hatte, die Kirchen in Jerusalem wieder herzustellen (*Wah. Tyr.* I, 1), wallfahrte nach glücklicher Rückkehr in die Hauptstadt in eigener Person nach Jerusalem und gab mit großer Feierlichkeit das echte Kreuz Christi der Auferstehungskirche wieder.

4) Jerusalem unter den Muhammedanischen Träbern bis zur Eroberung durch die Kreuzfahrer (638—1099). a) Eroberung der Stadt und erste Schicksale. Nach den mehrerwähnten Ereignissen mußten die Festungswerke der Stadt sehr verlästet worden sein; denn als sie im J. 637 von einem arabischen Heere unter Abu Dbeida angegriffen wurde, leistete sie vier Monate hindurch so bedeutenden Widerstand, daß sie sich erst dann durch Capitulation ergab, als der Kalif Omar selbst herangekommen war (638). Die Christen und ihre heiligen Plätze wurden gegen Zahlung einer mäßigen Abgabe verschont, letztere blieben den ersten überlassen. Auch bat der Kalif den Patriarchen Sophronios, einen papstlichen Platz zur Erbauung einer Moschee ihm anzuzeigen; Sophronios bezeichnete als solchen die Stätte, auf welchem das jüdische Heiligtum gestanden hatte. Omar befohl den Bau vorzubereiten, und stiftete für dieses Heiligtum sehr bedeutende Einkünfte größtentheils durch Übertragung von Grundstücken;

63) Seitdem es wieder Mode zu werden beginnt, den Glauben an solche Fabeln, wie wir in dem Vorhergehenden mitgetheilt oder angeführt haben, dem an die Fundamentallast der christlichen Religion gleichzustellen, scheint man auch Werth darauf legen zu wollen, daß sogar Ammianus Marcellinus, obgleich ein Heide und Freund Julian's, die wunderbare Verbrüderung des jüdischen Unternehmens, den Tempel Jehova's herzustellen, berichtet. Als es es nicht anderweitige Gründe geben könnte, welche Ammian bewogen, solche Fabeln zu glauben und zu berichten, als ihre historische Wahrheit! Man denke nur, wie verhasst die Juden bei Christen nicht nur, sondern vielleicht noch mehr bei den Heiden waren. Von Julian selbst hat Ammian kurz vorher ein hartes Wort über die Juden zu berichten. „Quem Palæstinam transiret,“ sagt er, „foetentium Judæorum et tumultuantium æque tacite perditus, dolenter dicitur exclamasse: o Maroniani, o Quadae, o Sarmatæ, tandem inquisitores inveni!“ Und ein solches Wort konnte dieser Monarch begünstigen? Wie verhasst diese Begründung dem patriotischen Römer ist — und das ist Ammian — bröckelt sich ja deutlich genug aus in den Worten, welche der Erzählung seiner Fabeln vorsetzen. „Ambitiosum quondam apud Hierosolymam templum, quod post multa et interneciva certamina obsidente Vespasiano posteaque Tito aegre et expugnatum, instaurare sumptibus cogitabat immoedici (XXIII, 1).“ Die Straßfänger, nicht des Christen-Gottes, sondern Jesus, des Adversari, Nationalgötter über die Verdächter alles fremden Gottesdienstes ergreift Ammianus!

so ist durch diesen Kallifen und seine Nachfolger die weltberühmte Moschee al Sakhara (Kubbat as Sakhrah, Raschid al Afsi) erbaut worden. Weiter untern noch einiges über dieselbe. b) Jerusalem blüht von Neuem auf. Auch für die Muhammedaner war sie jetzt „ein Haus der Andertung“, „die Heilige“, ein bedeutender Wallfahrtsort, so daß Manche fürchteten, sie könne den frommen Reisen nach Mekka Abbruch thun. Obgleich keiner der Kallifen und der Fürsten, welche späterhin aus dem Verfall des Kallifats sich Herrschalten stifteten, in Jerusalem seinen behändigen Wohnsitz nahmen, so wurde sie doch häufig auch von solchen besucht. Den Christen ging es auch nicht übel, besonders unter der Regierung so ausgezeichneten Fürsten als Harun al Raschid war. Wenn es auch nur eine Höflichkeitbezeugung war, wenn dieser Karl d. Gr. die Schlüssel zu den Kirchen zu Jerusalem, ja, wie einige versichern, sogar die der Stadtthore zusandte, so konnten doch solche Verhältnisse ummöglich ohne wohlthätige Folgen für das Gedeihen der christlichen Ansäßen in Jerusalem sein, um so mehr, da der Herr des Abendlandes die orientalischen Christen mit Schenkungen und Stiftungen freigestellt unterstützte. Auch die Juden fingen wieder an in ihrer heiligen Stadt sich niederzulassen. c) Abwechslende Schicksale unter fatimidischen Herrschern. Diese hatten von Aegypten aus sich Syriens bemächtigt und waren Herren von Jerusalem. Der dritte unter denselben, al Hakim, zeigte sich überall als Feind der Christen, befohl zuletzt die Kirche der Auferstehung bis auf den Grund niederzureißen. Dieser Befehl wurde im J. 1011 in seinem ganzen Umfange vollzogen⁶⁴⁾ (praedicta ecclesia usque ad solum, funditus diruta *Wah. Tyr.* I, 4). Indessen hatten mit seinem Tode solche Verdrüssungen ein Ende, milder dachte sein Sohn, Daher, um so mehr, da der Kaiser des oströmischen Reichs, Konstantinos Monomachos (reg. 1042—1053), sich für seine Glaubensgenossen verwandte. Nach erhaltener Erlaubniß stellten sie im J. 1048 die Kirche zum heiligen Grabe wieder her. Ueberhaupt wurden die Christen in Jerusalem durch die Zeitumstände begünstigt. Der Verkehr zwischen Jerusalem und dem christlichen Europa hatte überall niemals aufgehört, Handelsbesuche gaben dazu vorzüglich Veranlassung, und bei Gelegenheiten derselben besuchte man auch die heiligen Orte (*Wah. Tyr.* XVIII, 4). Besonders thätig zeigten sich dabei die von Anaxiphi. Sie waren den Statthaltern der Fatimiden in Jerusalem, welche selbst Vortheil dabei hatten, willkommen, aber es setzte ihnen an passender Herberge zu Jerusalem, wie sie deren schon in den Seestädten hatten. Sie wandten sich deshalb an den Kallifen zu Kairo, unter dessen Umgebungen sie Verbindungen hatten, und so erhielt der Statthalter von Jerusalem den Befehl, in dem von den Christen bewohnten Quartier einen Platz zum Anbau einer Herberge (Xenodochium) ihnen anzuweisen. Dieses Quartier nahm den nordwestlichen Theil der Stadt ein. Hier erbauten sie nun unsern der Kirche zur Auf-

erhebung, gen Süden derselben, ein Kloster, besetzten es mit Mönchen und richteten es zur Aufnahme von christlichen Reisenden ein. Dann wurde eine gleiche Anstalt, sowohl als Kloster, als auch als Herberge für Weiber gestiftet, zur Ehre der frommen Eimberin (pina peccatorum) Maria Magdalene, endlich ein Bethaus (Oratorium) zu Ehren des heil. Johannes, des Almosengebers. Da das Kloster von lateinischen Christen (aus Italien) gestiftet war, so nannte man es do Latina (*Wah. Tyr.* in Gestis dei p. Francos p. 932—935 und *Vitracus* hist. Hieros. ib. p. 1082). Das den Christen eingeräumte Quartier war aber bei folgender Gelegenheit ihnen gänzlich überlassen. Als die Fatimiden sich in Palästina festgesetzt hatten, fanden sie, daß die Festungswerte der Städte sehr zerfallen waren. Sie gaben also Befehl diese herzustellen, und zwar auf Kosten der Einwohner. So ging es auch in Jerusalem, und zwar eoberte man von den armen Christen die Herstellung des vierten Theils der Mauern. Es war ihnen ummöglich diese zu leisten. Mit Mühe erkauften sie sich Aufschub, sendeten an den Kaiser zu Konstantinopel um Unterstützung. Dieser versprach selbige, doch unter der Bedingung, daß hinter demjenigen Theile der Stadtmauern, welche auf Kosten der Christen hergestellt würden, auch nur Christen wohnen sollten. Damit war der Kallif zufrieden. So wurde im J. 1063 dieser Theil der Mauer aufgebaut und den Christen der davon eingeschlossene Theil der Stadt ausschließlich angewiesen (*Wah. Tyr.* IX, 17, 18. p. 772, 3). Es reichte derselbe von dem westlichen Stadtthor über den nordwestlichen Eckthurm zum nördlichen Stadtthor; im Innern wurde das Quartier begrenzt durch die Straße (via publica), welche am nördlichen Thore grade aus zu den Wechselbänken (mensae numulariorum, dem Bazar, welcher gegenwärtig noch etwa in dieser Gegend liegt!) führt, und von da ebenso wieder zum westlichen Thore (*Vitracus*, p. 1082).

5) Jerusalem zur Zeit der Kreuzzüge (1099—1297). a) Wie die Kreuzfahrer die Stadt fanden. Wir nehmen die nachstehende Beschreibung vorzüglich aus Wilhelm's, Erzbischofs von Tyrus, Geschichte, werden aber auch andere Quellen benutzen, die wir dann angeben. Die Hauptstadt ist Lib. VIII, cap. 2 u. 3. Nachdem er der früheren Begebenheiten und zuletzt der Zerstörung durch Titus gedacht, fährt er fort: Hanc eandem postea Aelianus Adrianus reparavit, unde ab eodem dicta est Aelia. Cumque pons in clivo esset praecipiti, ita ut in Orientem partem, partem in Austrum tota devexa respuerit, in latera tam montis Syon, quam Moriae constituta, ut solum Templum et praesidium, cui nomen Antoniae erat, in sui haberet fastigio et parte superiore, ab eodem Imperatore in montis verticem tota translata est, ita ut Dominicae passionis et resurrectionis locus, qui prius extra urbem fuerunt, urbe reaedificata intra murorum ambitum clauderentur⁶⁵⁾. Sie ist auf zwei

64) Wie ist es damals den heiligen Stätten in der Auferstehungskirche und auf dem Golgatha ergangen? Sind sie unzerstört geblieben? Wunderbar erreicht? Oder sind nochmals neue Ausgrabungen veranstaltet?

65) Absichtlich führen wir diese Stelle im Original an, weil, wollten wir sie übersehen, man uns leichtfertig Vorwurfe, als hätten

Bergen belegen, deren Kuppen (Insigia) sie auch größtentheils durch den Umfang der Mauer umfaßt; diese Kuppen sind durch ein mäßiges Thal getrennt, welches auch die Stadt mitten durchschneidet. Der westliche Berg wird Sion, der östliche Moria genannt. Östlich hat die Stadt das Thal Josaphat, worin der Regenbach Kedron, der sie vom Dberge scheidet, schließlich das Thal Hinom (Ennon), welches mit dem ebengedachten zusammenhängt, theillich einen Theil des letztgedachten Thals, nördlich kommt man auf ebenem Wege zur Stadt (*Wüh. Tyr.*). Die Breite der Stadt mißt etwa vier Bogenlänge (*Vitruv. l. c. p. 1079*). Die Stadt ist von einer festen Mauer umgeben; ein besonderes Festungswerk ist auf der Westseite, die Burg David's (turris D., arx D.), ein festes Werk, gleichsam ein Schutz der Stadt, welches diese mit ihren Thürmen, Mauern und dazu gehörigen Außenwerken (antemuralibus) überragt. Es ist aus gewaltigen Quadern erbaut (*Wüh. Tyr.*), welche durch Cement und eingegossenes Blei fast unauflösbar mit einander verbunden sind (*Vitruv. l. c. p. 1079*). Durch dieselbe führen vier Thore, von Osten das Aithior (wegen des Thals Josaphat), von Norden das Thor des heiligen Stephanus (weil dieser dort gesteuert⁶⁵), von Westen das Thor David's (weil neben der Burg David's), von Süden das Thor Sion (weil auf dieser Seite jener steile Berg sich erhebt, woher der beschwerliche Ausgang zur Stadt von jener Seite⁶⁶); noch ist ein fünftes Thor da, das goldene, durch welches der Herr seinen Einzug in Jerusalem gehalten, welches aber nur am Palmsonntage geöffnet wird (*Gesta Franc. expug. Hieros. ib. p. 572*). Die Straßen und freien Plätze der Stadt sind sehr gut gepflastert, auch fehlt es nicht an durch die ganze Stadt geleiteten Wasserzügen, durch welche bei Regenzeit das Wasser abgeleitet wird (*Fulch. Carnot. gesta per Fr. ib. p. 397. 398*). Die merkwürdigsten Gebäude sind: Die Kirche der heiligen Auferstehung (s. resurrectionis) ober des Grabes des Herrn (domini sepulchri). Sie liegt am östlichen Abhange des Berges Sion (in monte Syon, in devoto, quod ad Orientem respicit), so daß der neben ihr hervorragende Hügel fast die Höhe der Kirche überragt und sie dunkel macht (!). Ihr Dach besteht aus in die Höhe gerichteten Balken, welche sehr künstlich wie eine Krone zusammengefügt sind, so daß das notwendige Licht von oben her in die Kirche fällt; grade unter dieser weiten Öffnung steht das Denkmal (monumentum, Grabmal) des Erlösers. Als die Kreuzfahrer Jerusalem eroberten, war die Stadt des Lebenden Christi, welche Calvaria oder Golgatha genannt

wird, woselbst auch das rechte Kreuzholz gefunden sein soll, außerhalb des Umfasses dieser Kirche, und nur keine Behäuser dazwischen. Nachdem aber die Stadt von den Christen erobert war, schien das vorgenannte Gebäude gar zu enge. Man erweiterte deshalb durch einen festen und hohen Bau die vorgedachte Kirche, und umfaßte auf erstauungswürdige Weise die obenbenannten Stätten vermittlest des neuen mit dem alten verbundenen Gebäudes (*W. Tyr.*). Der Calvarienberg, woselbst Christus gekreuzigt ist, liegt 108 Fuß vom heiligen Grabe gen Südosten, 29 Fuß höher als das heilige Grab, und von da geht es noch weiter gen Osten 48 Stufen tief zu dem Orte hinab, woselbst von der Kaiserin Helena das heilige Kreuz gefunden ist. Diese Stelle hält man für den alten Stadtgraben, in welchen, nach Abnahme der Leichen, die Kreuze geworfen sind (*Senut. l. c. p. 254*). Südlich von der Kreuzerfindungskirche liegt die Kirche der Mutter Gottes (gennetris Dei), welche die „lateinische“ genannt wird, weil Lateiner sie beständig inne hatten. Daneben ist das Xenodochium (*Gesta Franc. ib. p. 573*). — Der Tempel des Herrn auf dem südlichen Abhange des Berges Moria (in declivio, quod ad Austrum respicit) an der Stätte, wo David die Tenne kaufte und auch Salomo den Tempel baute. Omar, der Sohn Sultans, hat ihn von Neuem aufgebaut⁶⁷. Folgendes ist seine Gestalt: Ein ebener Plan, viereckig, über einen Bogenstein lang und breit, ist mit einer starken Mauer von mäßiger Höhe umgeben. Durch dieselbe führen von Westen zwei Thore (unter denen das eine jenes „schöne“ Thor, neben welchem Paulus einen Rahmen stellte, von Norden zwei, von Osten eine. Nach Süden ist der königliche Platz (domus regia), welcher gewöhnlich Salomo's Tempel genannt wird (*Wüh. Tyr. VIII, 3*), ein sehr großes und weiläufiges Gebäude, welches man, wahrscheinlich um es von dem aussehendlichen sogenannten „Tempel des Herrn“ zu unterscheiden, den Tempel Salomonis nennt (*Vitruv. p. 1081*). Über den Thoren und den Ecken der äußeren Umschließungsmauer sind Thürme, aus welchen die Wächter das Volk zum Gehet auffodern (Minarets); auch wird hier Wache gehalten, damit kein Unerbeter eintrete (*Wüh. Tyr.*). Auf diesem Plane ist ein kleiner, aber erhabener Plan, zu dem man auf Treppen hinaufsteigt, von Westen an zwei Stellen, von Osten und von Süden je an einer. In der Ecke sind kleine Behäuser (oratorii). In der Mitte dieses höhern Plans steht der Tempel selbst; er ist achteckig, von Innen und Außen mit Marmorstein und muscheliger Arbeit verziert und mit einem halbkugelförmigen (sphæricum) Dache geschlossen, das künstlich mit Blei gedeckt ist⁶⁸. Diese Platten sind mit Verzier-

ten den etwas sprechenden Ausdruck des Schriftstellers nicht recht

65) Eine spätere Sage setzt dieses Ereigniß auf die Ostseite der Stadt, vor des Thors der heiligen Jungfrau; nach Senutius (l. c. p. 255) wußte das nördliche Thor auch das Thor Benjamin genannt. 66) Der Jude Benjamin von Tudela, welcher nach 1160 Jerusalem besuchte, nennt die vier Thore „du sommel d'Abraham, de David, de Sion, de Joseph“ (bei Bergeron S. 207). Daß er unter dem ersten das nördliche Thor versteht, ist einleuchtend, aber woher der Name? Eher liegt uns nur die franz. Uebersetzung vor, und es ist hier vielleicht ein Fehler!

68) Werthwüßig ist, daß *Albertus Aquensis* in den *Gesta Dei* I, 261 den Aufbau dieses Tempels nicht dem Omar zuschreiben zu wollen scheint. Er sagt: „Templum hoc posuit (nach der Jerusalem durch *Aras*) a modernis et Christianis cultoribus reaedificatum, plurimū attestantur.“ Dagegen s. *Wüh. Tyr. l. c. p. 1080* die Beschreibung dieses Tempels *salubris et religiosus* v. b. den Christen, zu, und nicht dem Omar und den nachfolgenden Königen. 69) *Fulch. Carnot.* erzählt exp. XVIII, p. 397 von diesem Gebäude: „Inopia pressi non potuimus tūc

Steinen belegt, damit das zur Regenzeit sich auf dieselben ergießende Wasser rein und klar bleibe, und so in die vielen Cisternen sich samme, welche innerhalb dieser Einschließung (sepia) angebracht sind (*Wdh. Tyr. p. 748*).⁷⁰⁾ Mitten im Tempel, zwischen der inneren Säulenhalle, ist ein etwas erhabener Fels mit einer Höhle darunter, auf welchem der Engel gesessen haben soll, welcher das Volk schlug, als David unvorsichtigerweise eine Zählung desselben vorgenommen hatte (*Wdh. Tyr.*). Von diesem Felsen sagt *Albert. Aquensis* VI, 24 (G. D. p. Frö. I. p. 281): „In medio hoc moderno tabernaculo mons lapideus, natura fundatus, prominet, fere in latitudine continens tertiam partem jugosi, in altitudine habens duos cubitos: cujus in uno latere gradus collocati, ad cava loca descendentes perducunt, alio vero in latere, ut in veritate referunt, qui tunc consideraverant, ostium habet lapideum sed semper signatum. Illic ex quorundam opinione quaedam sancta sanctorum adhuc servari perhibentur. Ebenso merkwürdig ist, was *Fulch. Carnot. c. XVIII. ib. p. 397* von ihm sagt: in cujus (templi) medio est rupes nativa et ingens, de qua destitutum satis et impeditur ipsam templum; nescio quare ab aeterno permittitur locum occupare, qui prorsus exciditur. Doch glaubt er nicht „in ipsa rupe arcam foederis Domini cum virga et tabulis testamenti bene sigillatam,“ wie viele behaupten. Die Meinung, als sei in diesem Felsen die „area Domini“ eingeschlossen, findet auch *Vitruvius c. 62. p. 1080* an und sagt in Beziehung auf diesen Felsen: unde Saraceni Templum Domianicum usque hodie „rupem“ appellant, quod in tanta veneratione habent, ut nullus eorum ipsam audeat aliquibus sordibus, sicut in aliis locis sanctis faciunt, maculare, sed a remotis et longinquis regionibus, a temporibus Salomonis usque ad tempora praesentia veniunt adorare⁷¹⁾. Wie *Albert Aqu.* in der vorstehenden Stelle von der Beschaffenheit des Felsens, als von einer zu seiner Zeit nicht mehr sichtbaren, sprechen konnte, erklärt eine Stelle bei *Wdh. Tyr. l. c.*, wo es heißt: Ilaco (rupes) autem ante nostrorum introitum et postmodum annis quindecim nuda patuit et aperta, postea vero, qui eidem praefuerunt lacer, albo cum cooperientes marmore, altare deduxerunt et chorum, in quo clerus divina celebrat, construxerunt⁷²⁾. Es ist sehr zu bedauern, daß die Nach-

richten, welche über das südlich vom templo Domini belegene große Gebäude mitgetheilt werden, so unbestimmend und unzusammenhängend sind. Daß es daselbst ein großes, wichtiges, merkwürdiges Gebäude gab, ist nach der übereinstimmenden Aussage aller Schriftsteller dieser Zeit gar nicht zu bezweifeln. Sie nennen es aber sehr verschieden, bald templum Salomonis und zwar, wie sie ausdrücklich bemerken, um dasselbe von dem templo Domini zu unterscheiden, bald auch palatium regis Salomonis. Sie lassen es ungewiß, zu welchem Zwecke es zuerst bestimmt war, ob hier vielleicht schon zur Zeit der byzantinischen Kaiser ein dem Gottesdienst gewidmetes Gebäude oder etwa ein Palast des Statthalters stand? oder ob es erst unter der Herrschaft der Kalifen und zwar zu welchem Zwecke? errichtet worden ist. Nur so viel ist gewiß, daß die Kreuzfahrer bei ihrer Eroberung der Stadt hier ein Gebäude, welches sie einstimmig als „spatiosum, amplissimum, firmissimum“ bezeichnen, vorfanden, auch, daß es mit dem eigentlichen Heiligthume aufs Genaueste zusammenhing. In seinen Vorhöfen, oder vielleicht auf dem Plage, welchen es mit dem heiligen Gebäude gemeinschaftlich hatte, war eine sehr große Gekisterne. Am ausführlichsten beschreibt sie *Albert Aqu. VI. 22* (Gesta D. p. Frö. I. 280). Er nennt sie: cisternam regiam, quae ante fores palatii (des hier in Frage stehenden Gebäudes) in modum lacus amplitudinem et magnitudinem cavatione continet. testudinem (eine Kuppel) fornice operis desuper labentem, marmoris undique subnixam columbis, sie hätte: gradus, qui ad hauriendam aquam introcantes perducunt, ferner: foramina, quae trans testudinem ora in modum putei habent. Aus dieser Gekisterne flossen die Wasser und selbst ihr Vieh mit Wasser versehen. Sie werde gefüllt ex omni silliculio pluviarum, ab ipsius tecti palatii canalibus, templique Domini testudine (auch hier wird also das palatium und das templum unterschieden) et a tectis multorum aedificiorum (denn es also in diesem heiligen Bezirke mehr gegeben haben muß) confluentium. Was die Versorgung der Stadt mit trinkbarem Wasser betrifft, so ist so eben der Hauptcisterne erwähnt. Sie war aber nicht die einzige, wie man aus mehreren Stellen der Schriftsteller dieser Zeit ersieht, besonders aus *Wdh. Tyr. l. c. p. 749*, wo es heißt: Est autem locus, in quo civitas sita est, aridus et inaequosus, rivos, fontes et flumina non habens penitus, cujus habitatores aquis tantum utuntur pluviaribus. Mensibus hiernis in cisternis, quas in civitate habent plurimas, imbres solent sibi colligere, et per totum annum ad usum necessarios conservare. Aber diese scheinen doch nicht für hinreichend zu achten zu sein, denn es heißt ferner: praeter aquarum pluviarum, quam habebant, uberatatem maximam, fontes etiam a partibus deducunt exterioribus, et aqueductis invecos. in piscinas duns maximae quantitatatis,

ojas structuras reformare, postquam in manus Balduni regis et nostras devenerit, sed ipse eam plumbum negotiationibus vendidit, cum vel de tecto aliquando decideret, vel dorsum duni praecipiebat.“

70) Wahrscheinlich aber aus einer einzigen, wie sich gleich zeigen wird. 71) Welche verstreute Begriffe selbst zur Zeit der Kreuzfahrer, d. h. zu einer Zeit, da man täglich mit den Wuhummedaen in Verbindung kam, über die Gekisterne mit Wasser versehen unter der Herrschaft ging und able waren, zeigt *Vitruvius*, wenn er in der vorstehenden Stelle hinzusetzt: „Aquilas barbari civitatem sanctam possident, insuper Machometi ponentes in Temple, nullum Christianum permittunt intrare“ (l.). 72) Aus diesem Umstande, daß ein über dem dem Felsen errichtet werden konnte, läßt sich der Umfang desselben beurtheilen. Daß die Wuhummeda-

ner auf den hier eingeschlossenen Stein einen großen Werth legen, besagt theils die Benennung der Wäcker, theils das, was wir neuer unter aus den neuesten Nachrichten anführen haben werden.

quae circa Templi ambitum, exterius tamen, sed infra urbem continentur, recipiebant: quarum altera hodie Robatica piscina reputatur, in qua olim immolationis lavabantur hostiae⁷⁴⁾. Bei diesen Erklärungen ist besonders auffallend, daß über den Ort, woher die Aquaducte geführt worden sind, Näheres nicht angegeben wird. Das Pferd der Kreuzfahrer litt so sehr durch Mangel an Trinkwasser für Menschen, Pferde und Kahlthiere, daß von den letzteren nicht wenige umkamen. Die einzige Quelle in der Nähe von Jerusalem, Siloe oder Siloam bekannte bezeichnen, war bei weitem nicht hinreichend und auch kaum trinkbar (s. unten). Wie kam es denn, daß man die Aquaducte nicht entdeckte, abschnitt und für sich benutzte? Ein späterer Schriftsteller, der sich aber die allergenauesten Nachrichten über Jerusalem zu verschaffen gewußt hatte, und mehrmals selbst in Palästina gewesen war, Marinus Sanutus Torsellus, dessen Werk: *Secreta Fidelium Crucis super terrae sanctae recuperatione et conservatione* den zweiten Theil der von Jacob Bongars veranstalteten Sammlung, welche unter dem Titel: *Gesta Dei per Francos sive Orientalium expeditionum historia* bekannt ist, einnimmt, sagt S. 257, nachdem er den Ort bezeichnet hat als unsern des Thors der heil. Jungfrau, welches er noch portam vallis nennt (k), auf der rechten Seite, wenn man heringekommen ist, also nördlich, wo die Ecclesia sanctae Annae gezeigt wird, belegen: ibi juxta est piscina (Zeich) grandis, quae dicebatur piscina interior, quam fecit Ezechias (Dieses) hoc modo: obturavit enim superiorem fontem aquarum Gyon, et avertit aquas ejus subter, ad Occidentem turris David incidens petram ferro, ut dicitur Ecclesiast. XLVIII, et inducens aquam per medium civitatis in piscinam istam: ut in obsidione habent aquam populum ad bibendum; fontem vero aquarum Gyon duxit in piscinam superiorem, quae est super natoria (gleichfalls Zeich) Siloe. Hoc enim Achaz inceperat, sed non perfecerat. De hac piscina et de hoc fonte, et de ejus situ dicitur Esaias VIII, 3. Dicitur autem ista piscina superior respectu natoriae Siloe. Aber von allen diesen Wasserleitungen kommt in der Geschichte des Angriffs der Kreuzfahrer auf Jerusalem auch kein Wort vor. Es ist also hier eine Alternative. Entweder existirten diese Wasserleitungen überall nicht, oder sie waren so verfallen und unbekannt, daß man sie nicht auffand, abschnitt, und zum eignen Nutzen verwandte. Es ist uns nicht möglich diesen Knoten zu lösen. Was die Umgegend von Jerusalem, dicht neben der Stadt, betrifft, so wird sie einstimmig beschrieben, wie wir sie jetzt noch finden. Die Zäbler (wie das so ja natürlich ist) scheinen noch schroffer gewesen zu sein als gegenwärtig. Im Thale Josaphat, an der Spitze der Stadt, werden zwei Dürftmale erwähnt, die sich auch jetzt noch dafelbst finden, die Kirche der Mutter Got-

tes⁷⁵⁾ und Josaphat's Dürftmal; von dem letztern sagt Sanutus: Habens superpositam pyramidem magnae pulchritudinis. Außerhalb der Stadt auf dem Zion, südlich von der Stadtmauer eines Bogenschusses weit, war eine Kirche, die des Zion genannt. Vom westlichen Thale sagt Wiltb. Tyr. S. 747, es sei dieselbe ein alter Thale, welcher zur Zeit der alten jüdischen Könige berühmtesten gehabt habe, und es ersichere sich dieses Thal bis zum obern Zeich, der zu seiner Zeit den Namen „Zeich des Patriarchen“ geführt habe; neben demselben sei ein Begräbniß nischlag, welcher in der Ebene obliege sich befände. (In spelunca, quae cognominatur Leonis). Am merkwürdigsten aber ist endlich, was von der Quelle Siloe oder Siloah gesagt wird. Man muß hier bemerken, daß diese Schriftsteller nicht immer zwischen der eigentlichen Quelle Siloe und dem Zeich Siloe, der auf jeden Fall ganz in der Nähe der ersten ist, unterscheiden. Die Quelle ist am Fuße des Berges Zion, darin stimmen alle überein; allein es darf zweifelhaft bleiben, ob man sich dieses Ausdrucks in spezieller Beziehung auf den westlichen Berg, oder in allgemeiner Beziehung auf die Bergfläche Jerusalems bedient. (Daß auch das letztere gebraucht war, sagt Wiltb. Tyr. S. 747). Sie scheint aus einer Kellensluft hervorzutreten (Reim, de Agilis spricht (G. D. p. Fr. p. 174) von dem Gebränge der Durstigen ad exitum ipsius aquae, quae per quandam rapis incisuram egrediebatur, dann in den Zeich. Beachtung verdient besonders die Beschreibung der Dürftigkeit der Ab. Aquen. (l. c. p. 276), wo es heißt: de monte Zion rivus perexiguus manat, cujus subterraneus ductus a palatio Salomonis est jactu sagittae, usque ad eum locum, quo aedificium in modum claustrum muratum et quadratum habetur: cujus in medium per noctem rivulus congregatus adunatur, de quo in dies cives untunt et animalia adaquantur. Die Entfernung von der Stadt gibt Wiltb. Tyr. auf „quasi miliarē“ an, und sagt, er sei an der Stelle, wo die beiden Zäbler, das südliche und das nördliche, sich vereinigen, auf der Südseite der Stadt. Daß aber der Silo weder wohlbedecktes noch reichliches Wasser gebe, darin stimmen alle überein. Merkwürdig scheint uns noch, daß einer andern Quelle in den Zäblern unterhalb Jerusalem auf der Südseite überall nicht Erwähnung geschieht. Sanutus S. 255 that dieses zwar in Beziehung auf die sons Rogel, aber offenbar nur, weil ihrer im A. T. gedacht wird, ohne ir-

74) Von dieser spricht Sanutus (S. 256) auf eine Weise, die wir nicht mit Gleichschweigen übergehen dürfen: „Eccelesia, ubi est sepulchrum gloriosae Virginis, erat ante destructionem Jerusalem aliquantulum super terram, nunc autem est multum sub terra: quia Romani, ut dicit Josephus, ad ea parte civitatem oppugnantes, incisio olivis et arboribus aliis et aggeribus indole factis, eam impleverunt. Deinde eam capta civitate ruinosa strorum et Templi, complanato etiam monte Moria, in loca eorum de caetero tan nuntius, Adrianus fecit prael in terrarum Codron, Hujusmodi leviter replevitque Ecclesia, licet multum alta et testudinata, totaliter coeperta est, et vallis desuper plana!“ Wiltb. ist hier Suppl. schon vor 71 nach Christi Geburt da gewesen!!! Größlich werden nur starke Geister, wie Chateaubriand, berechnen zu glauben vermögen!

75) Benjamin von Tudela sagt S. 21: „Der alte Zeich, wo man sonst die Dürftstiere schlachtete, hat sich noch erhalten.“

gend ein Wort weiter hinzuzufügen, sobald man auf die Erwähnung durchaus keinen Werth legen kann. b) Belagerung und Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer (1099 7. Jun. bis 13. Jul.). Das Heer desselben war zu schwach, um die Stadt von allen Seiten zu umschließen, es lagerte sich von dem nördlichen Thore (damals St. Stephan oder Benjamin, jetzt von Damaskus) an die nordwestliche Ecke bis zu dem westlichen Thore neben der Burg David's. Danks lagerte sich dem nordwestlichen Ecktürme gegenüber, der daher seinen Namen bekam. Dem westlichen Thore und der Burg David's gegenüber hatte der Graf von Toulouse sich gelagert. Weil aber wegen dieser Burg, welche gewissermaßen über seinem Lager stand, die Feinde dieses Thor, dicht unter der Burg, mächtig beschützten, auch er wohl einwarf, daß er wegen des Thales, welches zwischen der Stadt und seinem Lager war, nicht viel würde ausrichten können, so verlegte er sein Lager zwischen die Kirche auf dem Sion und die Stadt; auf eben dem Berg, auf welchem die letztere liegt. Am vierten Tage hürmte man und nahm die Außenwerke (antemuralia); die Feinde waren so bestürzt, daß, hätte man Leitern gehabt, die Hauptmauer hätte erstiegen werden können. So aber mußte erst Bauholz zu Leitern und andern Kriegsmaschinen herbeigebracht werden. Unterdessen ließ das Heer gewaltig durch Wasserangel, da die Feinde alle Cisternen, Quellen und Brunnen in der Nähe zugeschlüttet hatten, und die Quelle und der Teich Siloa bei weitem nicht hinreichten. Auch war die Stadt auf der Seite des Siloa nicht umschlossen, und wer hier Wasser holen wollte, sah sich oft vom feindlichen Geschöß bedrängt (*Alb. Agues*, l. c. p. 276); auch unterhielten die Belagerten über diesen Punkt Verbindungen mit ihrer Partei. Dies wurde indessen durch Ausschleichen von Wachposten gehemmt, auch kam allmählig Zufuhr von Wasser, Lebensmitteln und Baumaterialien ins christliche Lager. So wurden Leitern, bewegliche Angriffstürme und andere Kriegsmaschinen zugerichtet. In der Nacht vor dem ersten Sturm wurden die beweglichen Thürme und die übrigen Kriegsmaschinen, welche alle in ihren einzelnen Stücken schon fertig, aber noch nicht zusammengeleget waren, nicht vor dem bis dahin schon angegriffenen Theile der Mauer, sondern weiter östlich, dem Theile der nördlichen Mauer gegenüber, welcher vom nördlichen (St. Stephan's) Thore bis an den nordöstlichen Eckturm reicht, zusammengeleget und aufgerichtet. Diese Veränderung des Angriffspunktes machte die Belagerten bestürzt; sie hatten hier keinen Angriff vermuthet. Doch aber wollte dieser, mit vielem Muth und auch geführt wurde, an diesem Tage noch nicht glücken. Schon ließ das Heer der Kreuzfahrer den Muth sinken, da sahen sie sich am Tage darauf durch wunderbare Zeichen gestärkt, und so erstiegen zuerst von einem der Belagerungstürme aus die Führer des Heers die Stadtmauer in der Nähe des nördlichen Thors. Die Feinde verließen die Mauer, stoben zum Tempel; man konnte das nördliche Thor von Innen öffnen, und das ganze Heer der Kreuzfahrer stürzte herein. Als das Geschrei in der Stadt sich erhob, verließen die, welche dem Grafen von Toulouse entgegenstanden, gleichfalls die Mauer,

und auch dieser dräng ein. Wenige retteten sich in die Burg David's; die größten Massen hatten sich in den Tempel und dessen Vorhöfe zusammengedrängt. Hinter den Mauern desselben versuchten diese Widerstand zu leisten; aber er war bald überwunden, und nun entlud ein Blutbad, ein schouungsloses entsetzliches Morden, welches Freunde und Feinde kaum gräßlich genug zu schildern wissen. Nur die auf die Burg David's sich geflüchtet hatten, ertheilten gegen Übergabe derselben, freien Abzug⁷⁵⁾; alles Ubrige wurde ermordet. Man fand die reichlichsten Vorräthe an Lebensmitteln und Kostbarkeiten; alles wurde geplündert. Nachdem dieses vollbracht, und die Stadt auf den Mauern und an den Thoren durch Wachtposten gesichert war, zog das Heer, die Fürsten an der Spitze, gereinigt, mit bloßen Füßen, nach Art der Wüstenanwohner, zur Kirche des heiligen Grabes und dankte Gott, daß er das Heer gewürdigt habe die heilige Stadt aus der Gewalt der Ungläubigen zu erretten. c) Veränderungen in Jerusalem, während die Kreuzfahrer Herrten daselbst sind (1099—1187). Von einigen derselben: der Einschließung des vermeintlichen Volgatha's mit dem vermeintlichen heiligen Grabe in dasselbe Kirchengebäude — dem Ueberbau des heiligen Felsens im Tempel Gottes auf Moria u. s., ist schon die Rede gewesen. Ebenso von dem Anfange geistlicher Stiftungen. Diese nahmen nun täglich an Ausdehnung und Festigkeit zu. Bald nach der Eroberung waren bei der Kirche des heil. Grabes sowohl, als auch bei der des Tempels Gottes auf Moria Canonici gestiftet, bedeutende Präbenden und anständige Wohnungen in der Nähe jener Kirchen ihnen beigelegt. Das Xenodochium (Hospiz, Pötheg) unsern der Kirche zum heiligen Grabe, mit welchem ein Kloster und eine Kirche zum heiligen Johannes verbunden war, wurde bedeutend erweitert und fornte dieses, da vom Abendlande bedeutende Summen diesen frommen Stiftungen zufließen. Mit dieser Stiftung zum heil. Johannes war eine Vhrbrüderung von Ritters verbunden, welche zugleich das Schwert gegen die Ungläubigen und ein kirchliches Leben nach den Regeln der Cano-

75) Die christlichen Geschichtschreiber der Kreuzzüge machen gar kein Hehl daraus, daß man in eigentlichen Verleumdungen des Wortes die ganze nichtchristliche Bevölkerung der Stadt ohne Schonung und Ausnahme ermordet habe; sie scheinen das ganz in der Ordnung zu finden, und glauben in ihrem guten Recht zu sein. Was die Zahl der umgekommenen betrifft, so herrschen darüber die verschiedenartigen Angaben. Arabische Geschichtschreiber (s. hiesigen im Anhang bei Fr. Wilkes, *Comm. de bellorum cruciatorum ex Abuladoss historia* 1798) geben an, allein im Tempel seien mehr als 70,000 Menschen umgekommen, und zwar unter diesen sehr viele Gelehrte, Priester, Weiber, Fremde. Die Juden hätten man in ihre Synagoge getrieben und mit vieler Verachtung (*Wilkes* p. 31—33). Einige der christlichen Fürsten suchten dem Blutbade Einhalt zu thun, aber vergebens; man machte ihnen Vorwürfe. Dello mehr hält es auf, daß es dem Grafen von Toulouse gestattet war, der Befehlung in der Burg David's freien Abzug zu gewähren. Vielleicht, daß er sie gleich, als noch Alles in der Bevölkerung war, abziehen ließ. Dessen sollte es nicht an Vorwürfen über diese göttliche Schreckung der Ungläubigen. Nach Einigen soll diese Belagerung ihm unter der Bedingung eines freien Abzuges das Alee gekostet, und er auf solche Weise, nicht also durch Gewalt, den Eingang in die Stadt gewonnen haben.

nifalischen Stiftungen zu führen sich verpflichtet; ihr Vorsteher wurde Magister Domus hospitalis St. Johannis genannt. Aber je reicher und angenehmer diese Verbrüderung wurde, desto übermüthiger wurde sie auch. Besonders wollte sie von dem Patriarchen zu Jerusalem sich unabhängig machen. Sie suchte ihn auf alle Weise zu kränken. Nicht vor den Thüren der Kirche zum heil. Grabe, wie man glaubt, zu Hohn und Spott derselben, errichtete sie viel kostbare und höhere Gebäude, als welche die Kirche selbst umfaßte. Zugleich entstand zu gleichen Zwecken eine andere ähnliche Verbrüderung. Weil sie weder eine eigene Kirche noch eine feste Wohnung hatten, so überließ ihnen der König (Dominus Rex sagt *Vitr.* l. c. p. 1083) in einem Theile seines Palastes neben dem Tempel (sirs Erste eine Wohnung — der Abt aber und die Canonici des Tempels einen geordneten Platz (placitum), welchen sie neben dem Palast des Königs hatten, um gotteisenfliche Handlungen dort vorzunehmen. Und weil sie neben dem Tempel des Herrn ihre Wohnung hatten, so sind sie nachher fratres Militiae Templi (Tempelherren) genannt worden. So mochte nach und nach eine bedeutende Bevölkerung (statt der bei der Eroberung ermordeten Muhammedanischen) in Jerusalem zusammenfließen. Es gibt dazwischen Leute aus allen Nationen — sagt Benjamin von Tudela, welcher nach 1160 Jerusalem besuchte (*Bergerson.* p. 20) — Jacobiten, Armenier, Griechen, Georgier, Syriener (eingeborene syrische Christen), Franken — und das eine zahlreiche und wohlhabende Colonie von Turen dort war, sieht man aus dem, was er erzählt. Sie hatte sehr bedeutende Fährerren von Wolle und Tuch angelegt, beschäftigte sich also mit Manufacturen im Großen — für deren ausschließlichen Betrieb sie dem Könige eine jährliche Abgabe leisteten. „Die Juden bewohnten eine Ecke der Stadt unter dem „Thurme David's,“ in welchem die Mauern des alten Gebäudes, welches unsere Vorfahren (die Juden) errichtet haben, auf die Höhe von zehn Ellen noch vorhanden sind. Die übrigen Wohngebäude sind nach Art der Araber erbaut, weshalb es auch keine Gebäude gibt, die so fest sind, als jene alten. Die Stadt hat vier Thore und ist mit einer dreifachen Mauer versehen.“ (Bei dem Angriffe der Kreuzfahrer finden wir nur eine Mauer außer einigen Außenwerken, welche beim ersten Angriffe genommen worden; mithin hatten die Christen ihre Eroberung durch vermehrte Festungswerke zu sichern gesucht.) Sowie viele Menschen, so mußte auch vieles Geld in Jerusalem zusammenfließen, dadurch, sowie durch die Vorrichtung bedeutender Gebäude, Wohlhabenheit verbreitet werden. Es ist sehr zu bedauern, daß wir über das Palatium Regis juxta Templum Domini, welches südlich von dem Plage des altjüdischen Heiligtums und auf der Stelle des Salomonischen Palastes gestanden haben soll (nach der Meinung jener Zeit), nur so wenig wissen — wahrscheinlich würde seine Kenntnis und der Lösung mancher topographischer Frage näher bringen. Die gleichzeitigen christlichen Schriftsteller erwähnen desselben nur immer ganz im Allgemeinen. d) Eroberung der Stadt durch die Sarajenen unter Salaheddin (1187, 2. Oct.). Bald nach dem großen Siege, welchen Salaheddin

bin über das christliche Heer bei Hittin, am 1. August 1187, erschritten, rückte er vor Jerusalem. Es kam zu Unterhandlungen, der christlichen Bevölkerung wurde gegen Bezahlung eines Lösegeldes freier Abzug gestattet; wer nicht bezahlen konnte, sollte leibebgen sein — doch hat Salaheddin auch da große Nachsicht bewiesen. Den Tempel auf Moria reinigte er und heiligte ihn aufs Neue zur Muhammedanischen Moschee — zur Abwaschung des Gebäudes soll eine ungeheure Menge Rossmasser verwendet sein (*Sannus* l. c. p. 192). Den Besitz und Gebrauch der Kirche zum heiligen Grabe mußten sich die Christen fortan durch bedeutende Abgaben sichern. e) Schicksale bis zum Ende der Kreuzzüge 1187—1291). Unter den fortbauenden Kriegen (sien es dem großen Salaheddin nothwendig, die Festungswerke von Jerusalem herzustellen. Aber die schwachen Fürsten, welche ihm folgten, fürchteten, daß die Wechselfälle des Krieges die Christen wieder zu größerer Macht bringen und man gegen diese die Stadt nicht würde verteidigen können, so zu mehr, da das Hauptstücken der Christen eben auf die Wiedereoberung Jerusalems ging. Wäre die Stadt dann wieder einmal in den Händen der Christen, dann würde es schwer halten, sie ihnen zu entreißen. Sie machten deshalb im J. 1219 Jerusalem zu einem durchaus offenen Orte, die Mauern wurden niedergefallen, nur die des Tempels und der Burg David's erhalten. (*Wetz.* p. 190. *Vitr.* p. 1137). Es hatte wenig Einfluß auf die Schicksale der Stadt, daß durch den im J. 1229 zwischen dem Kaiser Friedrich II. und dem Sultan Kameel abgeschlossenen Vertrag, das unbefestigte Jerusalem unter der Bezeichnung, an den Muhammedanischen Heiligthümern sich nicht zu vergreifen und die Bekenner des Islams in andächtigen Gebrauche derselben nicht zu stören, den Christen übergeben wurde. Von beiden Seiten wurden solche Verträge nur schlecht gehalten. Die Christen suchten gegen den Vertrag sich in Jerusalem festzusetzen, und als das Glück sich wandte und neue Kriege diese aus der Stadt entfernten, wurden im J. 1239 auch die letzten Befestigungswerke von Jerusalem zerstört⁷⁶⁾. Nachdem aber endlich mit

76) *Vitell.* l. c. p. 201. Die christlichen Schriftsteller sind sehr kurz über diese Periode der Geschichte oder der Befestigung. Bei denen, welche gewissermaßen ex professo eine Beschreibung von Jerusalem geben wollen — Bruder Boccardi, Beschreibung des heiligen und andern anliegenden Ländern, wie sie im J. 1288 gewesen (*Kochbuch* fol. 455 ff.). *Sannus* l. c. p. 255 sq. — oder den eigentlichen Heilichschreibern, wie Jean Mandeville vom J. 1332—1364, bei Bergeron, oder Abulobid (richtiger Peter) von Suchen vom J. 1356—1359, muß man beständig auf der Hut sein, sich durch ihre Darstellungen nicht verleiten zu lassen, das, was sie beschreiben, als zu ihrer Zeit bestehend, zu betrachten, indem sie nicht selten viel ältere Zustände vor Augen haben. Ihre die Stelle eines viel spätern Reisenden, oder einer der schätzenswertheften, Leonhart Rodenwieser's, der vom J. 1573 an diese Gegenden bereiste, müssen wir hier anführen. Nachdem er der Eroberung Jerusalems durch Salaheddin im J. 1187 gedenkt, sagt er bingl: „lange hernach haben die Ungläubigen auch die Mauer der Stadt niedergeworfen, die Kirchen, außer dem Tempel Salomonis und Thurme David's, zu Staltungen gemacht, das heil. Grab Christi, unsern Herrn, welches lange Zeit in vielen Kriegen und Kriegen ganz zertrümmert, das nur die eine Wand des Begräbnisses zur rechten Seiten noch zu sehen. Welches von den Un-

dem Verluste von Acre (1291) auch jede Hoffnung auf gewaltthätige Hilfe verloren war, sank Jerusalem zu dem trübseligen Zustande herab, in welchem wir es noch gegenwärtig finden.

7) Jerusalem von dem Kreuzzuge bis zu unserer Zeit (1291—1838). Wenn man die Wiederherstellung der Mauern von Jerusalem im J. 1543 und das Wenigste anerkennet, was mit den kirchlichen Anstalten der Christen seit jener Zeit vorgegangen ist, so schleppt sich die Geschichte der Stadt Jerusalem in der langweiligsten Gleichförmigkeit fort. In den ersten Jahrhunderten nach den Kreuzzügen, das heißt bis zur Eroberung durch die osmanischen Türken, welche sie dem ägyptischen Mamelucksultan 1517 abnahmen, ging sie aus einer Hand in die andere; hierauf unter den osmanischen Gewaltthätern ist sie nicht einmal wieder der Mittelpunkt für die Administration einer Provinz gewesen, sondern nur immer den Passas von Damask oder Acre unterworfen. Die Bege des großen Bevölkerungsverkehrs gehen östlich und westlich neben ihr vorüber, hier am Acre, dort auf der Hochebene, und über Jerusalem verbindet kein Quersatz beide — und so ist, als Napoleon Bonaparte im J. 1799 von Aegypten aus Syrien ebnern wollte, er bis Acre vordrang, diese Stadt belagerte und seine Vorposten bis zur Jacobbrücke an dem oberen Jordan vorgeschoben hatte, nicht einmal die kleinste Abtheilung des französischen Heeres auf Jerusalem geschickt worden. Je mehr theils das mercantile Interesse, theils aber auch die Überzeugung, daß nach Christi Willen der Vater im Himmel durch ganz andere Dinge verehrt sein wolle, als durch den Besuch solcher Stätten, die der Aberglaube heilig nennt, im christlichen Europa Überhand gewinnt — um desto mehr verliert die Stadt Jerusalem an jedem andern Interesse, als dem einer der allerbedeutendsten antiquarischen Wertwürdigkeit. Dieses aber ist auf immer gesichert.

8) Gegenwärtiger Zustand. Von der Lage, dem Umfange, den Mauern der Stadt, auch von den vorzüglichsten Gebäuden ist gleich zu Anfang die Rede gewesen. Von der Kirche des heiligen Grabes, sowie von der Moschee auf Moria wird folglich noch Einiges beigebracht werden. Was die Bevölkerung der Stadt betrifft, so wird diese sehr verschieden zwischen 10,000 und 25,000 Menschen angegeben — gewiß ist aber nicht leicht ein Ort aus dem Erdboden (Dankplätze etwa ausgenommen), der eine so bunt zusammengesetzte Bevölkerung umschließt, als eben das jetzige Jerusalem. Außer den eigentlichen Landeseinwohnern und den Herren der Gegend gibt es nicht leicht ein christliches und ein Muhammedanisches Volk und eine christliche und eine Muhammedanische Sekte, von denen nicht einige Personen sich hier aufhalten sollten. Auch die Juden sind ziemlich zahlreich, man rechnet sie auf 5000 Köpfe. Sie bewohnen ein eignes

Quartier gegen Südost der Stadt, in der Tiefe zwischen dem Sion und Moria. Viele ziehen in späteren Jahren nach Jerusalem, um in der Hauptstadt ihrer Väter zu sterben und an den Wänden des Thals Josaphat, die mit jüdischen Gräbern bedeckt sind, begraben zu werden. Die Zahl der christlichen Pilgrime um Ostern hat sehr abgenommen, beträgt vielleicht nicht mehr ein Drittel derer, die vormals kamen, da immer wohl an 10,000 zusammenfloßen. Dessen mehr nimmt die Zahl derer zu, welche reisen, um das Ausland zu sehen und zu erforschen, und wird noch immer zunehmen, je mehr sich die Herrschaft Mehmed Ali's befestigt, der die christliche Europaer liebt, ihre Reisenden schützt und wissenschaftliche Forschungen fördert. Was sogleich folgt, würde sich vielleicht ganz anders gestalten, sollte es uns vergönnt sein, noch nur noch zehn Jahren es umzuarbeiten.

9) Rückblicke auf die Topographie Jerusalems in den verschiedenen Perioden seiner Zustände. a) Golgatha und das heilige Grab. Vor allem müssen wir hier die Überzeugung aussprechen, daß die historischen Thatfachen der Kreuzigung, des Todes, des Begräbnisses und der Auferstehung Christi, an denjenigen Stellen nicht vorgegangen sein können, welche man gegenwärtig für den Schauplatz dieser Ereignisse ausgibt. Um unsrer Ansicht zu begründen, fügen wir auf Tab. III. einen Grundriß der kirchlichen Gebäude bei, welche die vermeintlichen Stätten des Begräbnisses und des Todes Christi umfassen, welche wir ohnehin unsern Lesern schuldig waren. Die Stelle, woselbst dieses Gebäude gelegen ist, haben wir möglichst genau auf Tab. I. und II. angegeben, und mit d bezeichnet. Das Ganze liegt am Abhange des Hügels, welcher von Nordwest nach Südost sich hinabzieht, so daß auf der nordwestlichen Seite das Terrain außerhalb der Kirche um wenigstens 25—30 Fuß höher ist, als auf der südöstlichen und östlichen; auch geht es von der Kirche ab, ferner noch etwas weiter nach derselben Richtung bergab. Auf der Südseite ist ein freier ebener Platz, westlich von demselben der Thurm der Kirche. Hier tritt man bei a in das Gebäude. Gerade aus, bei b, ist eine Marmorplatte, auf welcher der Eidnam Jesu vor seiner Bestattung gesandt sein soll. Dann hat man östlich die mit den Buchstaben γ δ ε ζ eingezeichnete Abtheilung des Gebäudes, welche den eigentlichen Kreuzigungsplatz (Golgatha) enthalten soll. Es besteht dieses Gebäude aus zwei verschiedenen Etagen über einander, und jede derselben ist wieder durch eine von W. nach O. laufende Scheidungswand in zwei Räume getheilt. Die untere auf ebener Erde belegene Etage hat südlich einen Raum, in welchem die griechischen Geistlichen, welche den Gottesdienst hier versehen, sich aufhalten; in dem nördlichen Räume werden die Stellen gezeigt, wo man einst Adam's, des Vaters des Menschengeschlechts, Schädel gefunden, und nicht weit davon die, wo Melchisedek, König von Salem, begraben war; vor diesem Räume stehen im Freien, nicht unter der zweiten Etage, sondern nur unter dem hohen Gewölbe der Kirche, die Sarkophage der beiden ersten christlichen Könige von Jerusalem, Gottfried's (γ) und Baldwin's (δ). Beide Räume sind noch Eben durch Ber-

gläubigen mehr besuchen, und den ebräischen Eifer, so wir tragen, die Stadt und das heilige Grab (als ob Christus noch darin gewesen wäre) uns in rohen, blutigen Ansehen. Es wäre auch das Grab und noch mehrere andere Orte ganz gerissen worden, wo die orientalischen Christen, als Armenier, Syriaken u. s. w., die Ungläubigen von ihrem Händeln nicht abbringen konnte, sie geküßt und mit großem Geld erkauft hätten." (Herzogeb. Bd. 336.)

wölbe geschlossen. In der über ihnen stehenden Etage, zu der man mittels 18 Stufen von α nach β hinaufsteigt, findet sich nördlich ein gewölbter Raum, an dessen östlichem Ende auf einem zu der Form eines Altars hieftlich zurückgemeißelten Felsenblock (k) in angemessener Entfernung von einander drei etwa zwei Fuß tiefe Löcher ausgehauen sind, in welchen die drei Kreuze gestanden haben sollen, an deren mittelstem der Erlöser zu Tode gemartert wurde. Zwischen der Stätte des stöhnlichen und des mittlern Kreuzes ist ein Quertisch in dem Felsen, den man auch von Unten in den untern nördlichen Raum durchgehend erblickt; es soll derselbe im Augenblicke des Todes Christi entstanden sein. In den südlichen nur durch zwei Tragepfeiler und einen seidenen Vorhang von dem nördlichen getrennten und nach Oben zu gleichfalls gewölbten Räume wird bei l die Stätte gezeigt, woselbst der Herr an das Kreuz gemalt ist. Die mit μ ν ξ bezeichneten Räume sollen der eine die Stätte bezeichnen, woselbst die Kriegsknechte vor der Kreuzigung Christi verboteten, die andere, wo man seine Kleider getheilt, die dritte, wo der römische Soldat Longinus, derselbe, welcher Christi Seite mit einem Speer verwundet, viele Jahre hindurch bis an seinen Tod Buße gethan, die letzte, woselbst man Christum, während die Anhaltst zur Kreuzigung gemacht wurden, eingeschlossen hatte. Bei ν aber geht man 21 Stufen hinab zu der Kapelle der St. Helena (ζ) und noch 11 Stufen tiefer zu dem Orte, woselbst bei o die drei Kreuze gefunden worden sind. Vermittels einiger Stufen (α) steigt man auf das Ghor der Griechen, woselbst bei p ihr Hochaltar σ bezeichnet; die Mitte des ihnen zugehörigen Theils der Kirche, und diese Stelle wird für den Mittelpunkt der Erde ausgegeben. Westlich von da ist die eigentliche Kirche des heiligen Grabes, zwei starke Pfeiler (τ τ), welche zugleich das westlichste der drei Pfeilerpaare, welche das Schiff der Kirche der Griechen einschließen und auf denen das kuppelförmige Dach derselben ruht, bilden, und 16 andere tragen die Kuppel der Kirche zum heiligen Grabe. Diese ist oben offen, und grade in der Mitte unter jener Öffnung ist die Kapelle, welche, ein kleines Gebäude in der Mitte des Hofes für sich darstellend, bildend, das heilige Grab selbst von allen Seiten seit umschließt. Diese Kapelle hat nur einen einzigen, nach Osten gerichteten engen Eingang. Durch denselben kommt man in das vordere Gewölbe, in dessen Mitte der Estrich (ν) gezeigt wird, auf dem der Engel gesessen haben soll, der zuerst den Weibern die Auferstehung des Herrn verkündigte, und aus diesem Verewölbe durch einen beschwerlichen Durchgang in die eigentliche Grabeshöhle, auf deren nördlicher Seite (bei g) das Grab des Erlösers gezeigt wird. Endlich ist noch in dem nördlichen Theile des Gebäudes eine Wohnung für die lateinischen (römisch-katholischen) Geistlichen, welche den gottesdienstlichen Geschäften bei dem heiligen Grabe und den übrigen heiligen Stätten vorstehen (bei χ). Eingangs dieser Räume ist der Ort, woselbst eins der auf St. Helena's Befehl aufgestellten Kreuze durch wunderbare Erweichung eines Tobens, die es durch seine Verklärung verrichtete, als echtes Kreuz Christi sich deu-

kundet hat (Sozomenos II. 1. p. 41). Daneben ist eine Kapelle, woselbst gegenwärtig die Ritter des heiligen Grabes creirt werden. Wie schon bemerkt, ist das Terrain auf dieser Seite des Gebäudes etwa 25—30 Fuß höher als auf der entgegengesetzten; von den Straßen der Stadt geht man hier auf edener Erde in einem über dieser Wohn- und dieser Kapelle befindlichen Räume, welchen die Türken gegenwärtig zur Pferdestallung benutzen. Als hier in neuester Zeit Protesten zum Ritter des heiligen Grabes creirt wurde, fand man — wie er selbst S. 103 seiner Reise erzählt — die heilige Ceremonie durch ein Geopelot über sich gestört, welches das Getrampel der obenstehenden Pferde verursacht. Bekanntlich ist das Ganze dieses aus zwei Kirchen und mehreren Kapellen bestehenden Gebäudes seinem Holzwerke nach am 12. Octbr. 1807 abgebrannt. Wie die Lateiner behaupten, ist dieses nicht ohne Schuld der Griechen geschehen, welche das Holzwerk zum Neubau schon vorhin in Bereitschaft hatten, diesen schnell ausgeführt und seit jener Zeit sich fast aller heiligen Plätze bemächtigt haben. Man hat nun mancherlei Einwurfe gegen die Echtheit dieser Stellen der Kreuzigung und des Begräbnisses Christi aus der Beschaffenheit des Gesteins und der Form, in welcher es hier erscheint, hervorgehoben (Clarke p. 548), dagegen aber bemerkt, wie diese Unrichtigkeiten allerdings nicht mehr ihre ursprüngliche Gestalt haben mögen, wie es aber nicht auffallen könne, daß man zu kirchlichen Zwecken dem rohen Fels hin und wieder eine andere Gestalt gegeben, oder auch mit solchbarem Gestein von Außen ihn bekleidet habe. Und da möchte man denen allerdings solche Einwurfe durch solche Gegenbemerkungen hinlänglich widerlegt erachten. Etwas anders aber ist es, wenn man die Frage aufwirft: sind Zeugnisse vorhanden, welche es unwiderleglich beweisen, daß hier die Stätte der Kreuzigung und des Begräbnisses Jesu Christi ist? oder, wenn solche Zeugnisse schlen, ist es denkbar, nach allem dem, was wir von der Lage und dem Umfange des alten Jerusalems wissen, daß Christus an dieser Stelle gekreuzigt, und an jener, so nahe dem öffentlichen Hinrichtungsorte, ins Grab gelegt ist? Was endlich die historischen Zeugnisse betrifft, so würde die Sache ein ganz anderes Ansehen gewinnen, wenn es sich nachweisen ließe, daß die Kenntniß dieser Stätte bis zu der Zeit, da Constantin das Grab und vielleicht auch die Stätte der Kreuzigung überbauen ließ, durch Überlieferung erhalten worden sei; allein aus dem, was die ältesten Zeugen, z. B. Eusebius u., berichten, folgt grade das Gegentheil, nämlich, daß es an solchen Überlieferungen ganz und gar fehle. Denn eben, weil es an Überlieferungen fehle, nahm man zu Legend, wie die oben mitgetheilten sind, seine Zuflucht. Dazu kommt, daß diese Legenden selbst an innerm Widerspruch leiden. Sozatha war, nach allem, was wir wissen, ein öffentlicher Hinrichtungsplatz, und in den Augen der Heiden nicht weniger als der Juden, war Christus ebenso wol ein verabschwendwürdiger Mordbrecher, als die Mörder, welche mit ihm gekreuzigt wurden. Ist es nun je vorgekommen, daß irgend eine Religionspartei über dem Hinrichtungsplatze von Personen, die sie selbst als eines schimpflichen Todes würdige

Verbrecher betrachtet, ihren Gottheiten Heiligtümer erbaut, Bilder derselben aufstellt, und gottesdienstliche Feierlichkeiten zu Ehren derselben angeordnet habe? Diese Wendung, welche christliche Schriftsteller dieser Legende geben, ist ganz und gar nicht im Geiste der römischen Staatsreligion. Hätten diejenigen, welche für Erhaltung derselben eiferten, die Christen in Verachtung dieser Stätten stören wollen, so würden sie dieselben nicht mit so vieler Mühe verstreut und zugebämmt, sondern sie würden den Felsen der Grabeshöhle und des Hinrichtungspalastes so zerschlagen, zertrümmert und vernichtet haben, daß es unmöglich gewesen sein würde, deren Stätte fernhin aufzufinden. Wüthn widerspricht diese Legende sich selbst. Sehen wir zu der andern Frage über, so mühen wir hier vor allem eine Unredlichkeit hinzu, die wir fast bei allen denen fanden, welche die Echtheit dieser vermeintlich heiligen Stätte verteidigen. Man sehe nur alle die Bilder an, welche die Ansicht von der Terrasse des lateinischen Klosters über Jerusalem darstellend, da erblickt man vor sich die Kuppel der Moschee auf dem Morija, und rechts vor derselben, mithin gen Süden, die beiden Kuppeln des kirchlichen Gebäudes über den vermeintlichen Stätten der Hinrichtung und des Begräbnisses Christi. So ist diese Ansicht überall und selbst auf dem Bild, welches Sieber's Reisen zugegeben ist, dargestellt. Sieht man dagegen die Grundrisse an, welche dieselben Verfaller mittheilen, so fällt dieses Gebäude nicht allein in diese Linie, sondern genau genommen, weiter links, d. h. nach Nordwesten über dieselbe hinaus. Der Grund dieses frommen Betrugs liegt vor. Man wollte die Ansicht: es haben diese vermeintlichen Stätten der Hinrichtung und des Begräbnisses Christi außerhalb der alten Stadtmauer gelegen, möglichst plausibel machen — daher mußten sie möglichst weit nach Norden oder Nordwesten gerückt werden. Sieht man sich aber die Dinge an, wie sie sind, so dürfte sich Folgendes ergeben. Die Stelle, woselbst St. Helena zur Freude drei Kreuze entdeckte wurden, soll (nach Casutus S. 254) in dem alten Stadtgraben gelegen haben. Wüthn mußte die Stadtmauer noch weiter nach Südwest vorüberziehen; und das hieße denn doch wol der so stark bevölkerten Stadt gar zu enge Grenzen und ihrer Bertheidigungslinie die allerunzulässigste Richtung geben. Denn nordwestlich von der Kirche des heiligen Grabes steigt der Berg noch immer aufwärts, und zu Wüth. Vor. Zeit ragte der neben ihr liegende Felsenbügel so sehr empor, daß er die Kirche fast dunkel machte (s. oben). Da wäre es denn doch durchaus unzumuthig gewesen, der Stadtmauer hier einen einspringenden Winkel zu geben, wodurch der beherrschende Hügel aufgeschlossen wurde und nicht vor sie zu liegen kam, während es viel zweckmäßiger erscheinen mußte, den Fels zur Bertheidigung der Stadt zu benutzen und über seine Höhe oder auf seinem nordwestlichen Abhange die Mauer zu ziehen, wodurch man zugleich die Bertheidigung der Stadt erleichterte und einen bedeutenden Raum in derselben gewann. Diese Bemerkung trifft denn auch die jüngsten Bertheidiger der Echtheit des heil. Grabes und der Hinrichtungsstätte, welche sich dadurch zu helfen suchen, daß sie zugeben,

diese Stellen liegen allerdings innerhalb der dritten von Agrippa I. erbauten Stadtmauer; allein zu der Zeit, wo Christus hingerichtet wurde, existierte diese Mauer noch nicht, sondern nur die erste und die zweite, welche die Altstadt umschlossen, und außerhalb dieser ist Christus gekreuzigt und begraben. Wir bemerken dagegen: wäre denn diese zweite Mauer weniger unzumuthig angelegt, wenn sie den vielbeiprochenen Felsenbügel aufgeschlossen hätte? Ja auch dieses zugegeben, so wissen wir, daß, wie Josephus (Bell. Jud. V. 4. §. 2) erzählt, Agrippa diese Mauer anlegte, um den Theil der Stadt zu decken, der hier vor der alten (ersten und zweiten) Mauer schon seit längerer Zeit entstanden war, ja, daß nach Arch. XIX. überall nicht von einer durchaus neuen Maueranlage, sondern nur von einer großartigen Reparatur der schon vorhandenen die Rede ist. Auch war schon zu Herodes' des Großen Zeiten ein sehr fester isolirter Festungsturm (wir nannten ihn oben „ein betaschirtes Fort“) Pipina, weit nach Nordwesten über die Stätte hinaus, woselbst die Legende das Grab Christi sucht, erbaut worden, ohne Zweifel um die zwischen diesem Thurm und der alten Stadtmauer sich schon seit langer Zeit bildende Vorstadt zu decken. Der Mauerbau Agrippa's I. wurde aber etwa 10—12 Jahre nach der Hinrichtung Christi unternommen, und somit folgt aus dem Ganzen, daß, wenn auch die Gegend (τόπος), wo Christus gekreuzigt und begraben sein soll, zur Zeit dieser Ereignisse noch nicht innerhalb der Stadtmauer lag, er doch mit Wohnungen bedeckt war, zwischen denen unmöglich vorgegangen sein kann, was die Evangelisten von diesen Ereignissen erzählen⁷⁷⁾. Denn wenn nach Johannes 19, 20 die Stätte, woselbst Christus gekreuzigt ward, auch nahe war der Stadt, so lag sie doch nach diesem Schriftsteller, sowie nach Matth. 28, 11 und Hebräer 13, 12, außerhalb der Stadt⁷⁸⁾. b) Das altäthiopische und das jehige Arabiamchanische Heiligtum. Fast allgemein findet man die Annahme, daß das erstere genau den Umfang des letztern einnehme, und doch ist

77) s. meine Bemerkungen über die entgegengesetzte Meinung Clark's und Burckhams in der deutschen Übers. der Mission des Leyten (Beimar 1827). 1. Th. S. 239 ff. 78) Wenn aber die für die Hinrichtung und die Begräbnisstätte Christi gehaltenen Ortlichkeiten dieses nicht sind, wo hat man sie denn zu suchen? Diese Frage wissen wir nicht zu beantworten. Christus ist unsern Jerusalem gekreuzigt, gestorben, ins Grab gelegt, und am dritten Tage lebendig aus dem Grabe hervorgeragangen, das sind historische Thatsachen, von deren historischer Wahrheit ich mich der Geschichte des Heiligtums einigermaßen vertraute Mensch so fest überzeugt sein wird und muß, als von seinem Leben und Tod. Demnach hat Schwaben dieses die Überzeugung, sie ist mit seinem gesammelten religiösen Glauben und Gesinnungen auf das Innigste verwachsen und vereinigt. Dagegen scheint es ihm in religiöser Hinsicht vollkommen gleichgültig, ob sich die Stätten, wo diese großen Ereignisse vorgefallen sind, nachweisen lassen oder nicht. Jeder gibt es aber auch noch zu unsern Zeiten ganz Schwachs an Geist, welche meinen — oder behaupten, welche sich stellen, als müssten sie — daß die, welche an der Echtheit der Stätten, woselbst Christus gekreuzigt und auferstanden sein soll, zweifeln, damit zugleich auch die Thatsache des Todes und der Auferstehung Christi bezweifelhaft! Was soll man zu solcher Willkürsinnlichkeit oder Freisinnigkeit sagen?

diese Meinung auf jeden Fall unrichtig. Denn nach Josephus bildete das jüdische Heiligtum ein Quadrat, dessen Seiten je ein Stadium = 600 Fuß waren, dahingegen das jetzige Heiligtum der Muhammedaner etwa 12 — 1300 Fuß in die Länge und etwa 800 Fuß in die Breite mißt⁷⁹⁾. Das es also mit dieser, vom Josephus überlieferten Thatfache seine Richtigkeit, so können die Grenzen des altjüdischen und des jetzigen Muhammedanischen Heiligtums nicht zusammenfallen — und die Frage ist nur: wohin wir das altjüdische Heiligtum zu setzen haben, ob grade in die Mitte des Muhammedanischen oder nach welcher Seite desselben? Die Frage kann nicht unvorgenommen werden. Man darf voraussetzen, daß die durch Titus angeordnete Zerstörung der Bauwerke des alten Jerusalems in Hinsicht keines derselben vollständiger ausgeführt sei, als in Hinsicht des Tempels, des Hofes und der Verachtung wegen, welchen die Juden und besonders alles, was auf ihre Religion und ihre gottesdienstlichen Verhältnisse Bezug hatte, bei den Römern fanden. Und hier waren gewiß die Wirkungen der Zerstörung auf der südlichen und auf der östlichen Seite ungleich auffallender, als auf der entgegengesetzten. Dort stürzte man die Gebäude und die Grund- und Böschungsmauern in die steile Tiefe, welche unter ihnen lag; hier begnügte man sich, die Gebäude in die Festungsgräben zu stürzen, und ließ die Grundmauern, denen hier viel schwerer ankommen war, unangetastet. Der Versuch, das altjüdische Heiligtum unter dem Schutze und der Mitwirkung des Kaisers Julian zu antichristlichen und antipaganischen, aber für sogenannte philosophische Zwecke durch altgläubige Juden wiederherstellen zu lassen, mißglückte; wie es scheint nicht ohne Einfluß zerstörender Naturerscheinungen, welche Christen und Heiden als göttliche Strafgerichte betrachteten. Desto mehr mußte der baulustige und seine Religiosität am liebsten in kirchlichen Prachtbauten manifestirende Justinian sich geneigt fühlen, an der Stelle des jüdischen Heiligtums eine kostbare und prächtige Kirche zu errichten. Nach allem dem, was wir über den Bau derjenigen Kirche wissen, welche er der Jungfrau Maria zu Jerusalem weihte, kostete es ungeheure Arbeiten, ein tiefes Thal zu füllen, und durch gewaltigen Unterbau einen ebenen Platz zu gewinnen, auf welchem dieses Gebäude errichtet werden konnte. Wie hätte Justinian dazu kommen sollen, diesen Platz zu wählen, da weiter nördlich Unterbau durchaus nicht erforderlich waren, wenn ihm nicht so vieles daran gelegen gewesen wäre, den Bau grade auf dem Plage des alten jüdischen Tempels vorzunehmen. Daß durch Tradition eine genaue und sichere Kenntniß des eigentlichen Tempelplatzes erhalten worden ist, kann ohne Bedenken angenommen werden — denn daß die Verhältnisse hier ganz anders waren, als die, welche wir kurz vorher gegen die das heilige Grab betreffende sogenannte Tradition geltend gemacht

haben, ist so einleuchtend, daß es keiner weitem Auseinandersetzung bedarf. Es ist also wenigstens höchst wahrscheinlich, daß die von Justinian erbaute, der Jungfrau Maria geweihte, gewöhnlich die „der Darstellung Christi im Tempel“ genannte Kirche, gerade auf der Stelle des altjüdischen Tempels vorgericht ist. Als nun der Khalif Omar bei der beabsichtigten Erbauung eines Muhammedanischen Heiligtums auf der Stelle des Salomonischen Tempels den derzeitigen Patriarchen von Jerusalem, Sophronius, zu Rathe zog, da hätte dieser nicht Patriarch und ihm nicht alles daran gelegen gewesen sein müssen, die sogenannten heiligen Stätten, wo möglich seiner Religionspartei zu erhalten, wenn er nicht das Vertrauen des offenen Omar's hätte benutzen sollen, um diesem eine auffallende Stätte, zwar in der Nähe, jedoch aber nicht ganz genau auf dem Plage des altjüdischen Tempels, als die echte Stelle desselben anzuzeigen. Ein Paar hundert Fuß nördlich von der „Marien-“ oder „Darstellungskirche“ fand sich ein aus dem Boden hervorragender Fels, zwei Ellen hoch und ein Viertel Foch Landes lang (Gesta Dei per Francos p. 281). Dieser wurde dem Omar als die Stätte gezeigt, woselbst Jacob geschlafen habe, als er die Engel auf einer Leiter vom Himmel herab und zum Himmel hinauf steigen sah, woselbst der Würgengel mit dem Schwerte stand, welcher das Volk der Sünde seines Königs halben schlug u. s. w. Wie es nun eigentlich gekommen, daß sich dieser Localität Muhammedanische Legenden angeschlossen haben, ist nicht nachzuweisen; genug, sie haben sich ihr angeschlossen. Dieser Stein, so lauten sie, sei vom Himmel gefallen, als die Prophezeiung zu Jerusalem begann; auf ihm haben die Propheten gebetet. Als nun nach der Zerstörung Jerusalems die Propheten entlassen wollten, da wollte auch der Stein nicht mehr bleiben. Allein der Engel Gabriel hielt ihn zurück (man zeigt zur Urkunde dessen noch jetzt die Einbrüche der englischen Finger in diesem unruhigen Steine), bis Muhammed kam und ihn auf immer besetzte. Über diesen Stein nun begann Omar die berühmte Moschee zu erbauen, welche nach seinem Tode von al Walid vollendet wurde. Die Kirche der „Darstellung“, blieb in den Händen der Christen, wenigstens zu Anfang der arabischen Herrschaft, späterhin scheint sie verloren gegangen zu sein. Sie war nicht im Besitze der Christen, als die Kreuzfahrer Jerusalem eroberten, ob sie aber von den Muhammedanern als eine für sie heilige Stätte betrachtet worden ist, liegt deutlich nicht vor. Zur Zeit der Kreuzfahrer kommt sie unter dem Namen templum Salomonis vor. Gegenwärtig ist sie in den Händen der Muhammedaner, wird al Achsa oder Akfa (die entfernteste) genannt und kommt in den Reisebeschreibungen unter dem Namen „Kirche der Darstellung“ vor. Wie sehr die Ansicht der Topographie des alten Jerusalems sich ändert, wenn man diese Kirche als genau an der Stelle des altjüdischen Tempels gelegen sich denkt, ist ohne unser Erinnern einleuchtend⁸⁰⁾. e) Wasserleitungen und Quel-

79) Nach Michauxien 1480 Fuß Länge und 995 Fuß Breite. Allein die Länge ist auf der Westseite größer als auf der Ostseite, das mittlere Maßmaß ist kleiner als das mittlere, wozu das Stadium berechnet ist, und wie wollten auf keinen Fall der Größe zu viel thun.

80) Wie werden folglich diese Differenzen entwidelt. Auffallend ist dieser Stein, oder richtiger dieser hervorragende Felsrücken. Wie mag sein Ursprung sein? Nach der Analogie der

len. Thatsache ist es, daß bei den verschiedenen Belagerungen von Jerusalem die Belagerten niemals Mangel an Trinkwasser litten, ebenso, daß es den Belagerten sehr oft an denselben fehlte. Allerdings besitzt Jerusalem sehr ausgebreitete Cisternenanlagen, und daraus läßt sich manches erklären; aber doch nicht alles. Denn wenn diese hinreichen, warum ist man denn von jeher darauf bedacht gewesen, von Außen her Wasser in die Stadt zu leiten? Wir erinnern an die Anlagen des Königs Hiskias und die wahrscheinlich doppelte Wasserleitung von Bethlehem. Und wie kommt es, daß die Belagerer diese Wasserleitungen nicht abschneiden und für sich benutzten? Waren diese so versteckt und verheimlicht, daß dieses nicht möglich war? Ferner, wie kommt es, daß schon Josephus und späterhin die Geschichtsschreiber der Kreuzzüge nur von einer Quelle wissen, statt daß wir jetzt außer der im Nordwesten (der alten oberen Gihonquelle) drei in Südosten kennen? Dann, daß (nach Josephus) die Siloaquelle schönes und reichliches Wasser hat, während die Kreuzfahrer eine spärlich fließende und keineswegs wohlsmekende Quelle bezeichnen? Endlich auf welche Weise wird die Wasserleitung von Bethlehem über das Thal, welches den Sion von dem Moria trennt, auf den letztern geführt? Das sind Fragen, die erst befriedigender, als es bisher möglich war, beantwortet werden müssen, ehe man an eine richtige Topographie des alten Jerusalems denken kann. d) Die Schluchten im Innern der Stadt. Josephus erwähnt ihrer zwei, deren zwischen dem ersten und dem zweiten Hügel (Sion und Akra), welche er Tyropoleon nennt, und deren zwischen dem zweiten und dritten Hügel (Akra und Moria). Diese letztere soll freilich zugeworfen sein auf Geheiß der Hasmonäer, indessen erscheint dieselbe theilweise wenigstens noch im Westen des Heiligtums und trennt dasselbe von der übrigen Stadt, wie die vorstehende detaillierte Beschreibung beweist. Diese Schluchten vereinigen sich im Süden, sobald sie vereint den Sion und den Moria trennen, noch weiter nach Süden enthalten sie die Siloaquelle, welche (nach Josephus) reichliches und wohlsmekendes Wasser hat. Die Schriftsteller der Kreuzzüge wissen nur von einer Schlucht oder einem Thale, welches den Sion von dem Moria trennt, und die Stadt in der Mitte durchschneidet, erwähnen aber des Namens desselben nicht, ebenso wie von den Verhältnissen desselben zu der Siloaquelle die Rede nicht ist. Im heutigen Jerusalem sind die Spuren beider Schluchten nur mit Mühe auszufinden, und was besonders auffallen muß, so scheint die tiefste Einsenkung derselben sich

viel weiter nach Westen gezogen zu haben, als man nach früheren Nachrichten erwarten sollte. Zu Folge Profsch's genauer Nachweisung fällt sie etwa bei g, sowie nach alten Zeichnungen von g über d nach dem Thale Hinnom hinab eine Einsenkung zieht, oder vielmehr bei d an der Quelle diese Einsenkung in eine kleine Ebene sich öffnet und ausdehnt, welche vom Thale Josaphat, in welches die östliche Quelle bei e sich unmittelbar mündet, durch einen bedeutenden Hügelrücken getrennt ist. Diese Gestaltung der Erdoberfläche macht es für jetzt unbenkbar, daß die Schlucht Tyropoleon (etwa von der Vereinigung mit der östlichen breitem Schlucht aus) nicht, wie jetzt, sogleich südlich, sondern östlich sich gewandt, und etwa bei e in das Thal Josaphat gemündet habe. Indessen läßt sich bei fehlender Kenntnis des Innern dieser Thälichkeit, die nur durch Nachgrabungen beschafft werden kann, durchaus kein bestimmtes Urtheil fassen. Hier grade in der Nähe haben die bedeutendsten Bauwerke gestanden, die hochaufgetürmten Bösungsbauwerke und auf denselben die weiten und hohen Säulengänge, welche alle aus den gewaltigsten Felsenblöcken zusammengefügt waren; und wenn die Zerstörung durch die Römer, sowie vielleicht die Erdbeben, welche diese Gegenden hin und wieder heimsuchten, hier grade die größten Veränderungen hervorgebracht haben, so wird es erst genauerer Untersuchungen und namentlich der Nachgrabungen bedürfen, um mit einiger Sicherheit beurtheilen zu können, auf welchem Boden eigentlich wir hier stehen.

Nun ist schon vorhin bemerkt worden, wie nichts weniger als ausgemacht sei, welchen Platz das altjüdische Heiligtum auf dem Moria, mitin welchen Thale des jetzigen Muhammedanischen Heiligtums es eingenommen habe? Drei Hauptmeinungen sind hier zu bemerken. a) Der altjüdische Tempel nahm die Stelle der Moschee al Sakharah ein. b) Die südöstliche Ecke des jetzigen Heiligtums war auch die des altjüdischen — und c) der altjüdische Tempel nahm die Stelle der ehemaligen Marienkirche (y) und jetzigen Moschee al Alfa ein (wobei angenommen wird, daß das eigentliche Tempelgebäude (ruab) den Mittelpunkt des gesammten Heiligtums (sagor) einnahm). Es würde zu weit führen, wollte man das Dafür und Dagegen aller drei Meinungen untersuchen — wir begnügen uns die zweite, die, sowie die Sachen jetzt liegen, uns die wahrscheinlichste scheint, durchzuführen.

Wir nehmen also an, daß zu Josephus' Zeiten das altjüdische Heiligtum denjenigen Raum eingenommen habe, welcher ihm auf Tab. II. angewiesen ist, sowie daß die bei d hervorstechende Quelle der Siloa des Josephus ist. Um die Vergleichung zu erleichtern, haben wir den Umriß der Mauern desselben eingezeichnet und die beizugeschriebenen Buchstaben zeigen hier die Richtung derselben Gegenstände, wie bei Tab. I. Zion (oder Sion) nimmt hier den südwestlichsten Theil der Stadt ein, aber da, wo (nach Profsch) sich gegenwärtig die größte Tiefe der Einsenkung zwischen dem Zion und dem Moria (bei g) zeigt, kann sie nicht gewesen sein; höchstens war dies die westliche Wand der Schlucht, welche sich von derselben weiter nach Osten ausbreitete. Nimm man dieses

Panoptikaler und Bergedien etwa von Norden nach Süden. Im altjüdischen Tempel kommt er nicht vor. Sollte er zu den Ecken und Wänden gehören, die durch die schon von Salomo begonnene Aufschüttung bedeckt wurden, und die nach der Zerstörung wieder aus Trümmern kamen? Dann läge hier ein Beweis vor, daß der Tempelbau durch die Zerstörungen erniedrigt ist, indem dieser Stein in der Mitte der Moschee erscheint, welche doch um ein Bedeutendes tiefer steht als der äußere Vorhof rund umher. Oder lag dieser Fels ursprünglich außerhalb des jüdischen Heiligtums, und gehörte er zu denen, auf welchen die Antonia gegründet war? Das aber im Text gleich noch ein Wort.

nicht an, so würde entweder Moria als viel weiter nach Westen gerückt, oder die Schlucht als etwa um das Doppelte so breit wie Moria gedacht werden müssen, welches beides den vorhandenen Nachrichten widerspricht. Auf dem Zion ist am nördlichsten oder nordwestlichen Ende, da, wo jetzt die Burg (c) liegt, Anfangs Wille, nachher die Burg David's, zu Josephus' Zeiten ein Theil der Königsburg des Herodes gewesen. Hier lag ganz am nordwestlichen Ende der Thurm Hippikus (etwa bei u), mit hin an der Stelle, woselbst jetzt die Burg und das Bethschemothor liegt. Von da nach Osten oder Südosten, hart am Rande des Berges Zion, die Schlucht Tyropoion vor sich, zog sich die nordöstliche Grenzmauer zugleich des Zion und der Königsburg des Herodes hin, in welcher etwa an den mit v und o bezeichneten Stellen die Festungsthürme Phasaelis und Mariamne standen. Die Stelle derselben, sowie die Form und der Umfang der Königsburg lassen sich nur approximativ angeben. Unfern des Thurms Hippikus (etwa bei n), mag das Thor Genath gelegen gewesen sein; ein Thor, welches selbst, nachdem die zweite Mauer erbaut war, aus der Oberstadt unmittelbar ins Freie führte und doch durch die Nähe der beiden Thürme Hippikus und Phasaelis (oder vor ihrer Erbauung durch andere diesen beherrschenden Punkt deckende Festungswerke) geschützt war. Dieser Theil der Mauer erstreckte sich bis zu dem sogenannten Xystus, verband sich mit dem Rathhause und erreichte sein Ende an dem westlichen Säulengange des Heiligthums. Der Xystus lag westlich dem Heiligthume gegenüber, vermittelte einer Brücke mit demselben, also mit dem westlichen Säulengange, verbunden, und an dem Xystus lag der Palast des Agrippa; ein zu diesem gehöriges Gebäude, welches Agrippa II. hinzufügte, war so hoch, daß man von demselben aus das Heiligthum und zwar von der Westseite her, überfas. Durch alles dieses wird die Lage dieser Punkte bestimmt — 1 ist der Xystus; westlich von ihm, vielleicht mit der Rückseite an die Burg des Herodes gelehnt, lag Agrippa's Palast — Näheres wegen wir nicht zu bestimmen. Die Mauer umschloß alle diese Bauwerke von der Nordseite und endigte an der Brücke, welche man als Fortsetzung der Umschließung betrachten konnte. Auf der West- und Südseite folgte vom Hippikus aus die Mauer der Kante des Berges Zion und mag ungefähr die Stelle eingenommen haben, welche unsere Zeichnung angibt, wobei wir, wie sich's von selbst versteht, die Stellen der etwa 60 Thürme, welche in dieser ältesten Mauer waren, auszugeben keineswegs versucht haben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß in ihrem nordwestlichen Theile diese Mauer zugleich als Grenzmauer der Burg betrachtet werden kann, doch ebenso wahrscheinlich, daß die Mauer der Burg sich ihr so sehr näherte, daß der Durchgang von der Oberstadt zu dem Thore Genath von der Burg aus beherrscht und jeden Augenblick gesperrt werden konnte. Wo die Drittschicht Bethso gelegen habe, läßt sich nicht nachweisen — ebenso ist nur wahrscheinlich, daß das Thor der Essener etwa in der Gegend von g gelegen habe. Hier in der Tiefe gab es wahrscheinlich an mehreren Stellen eine doppelte, oder wenn man die, welche das Heiligthum von

der Südseite umschloß, mitrechnet, eine dreifache Mauer ⁸¹). In der Tiefe, zwischen dem Siloah und dem Kedron, muß der Hügel (Dybel) gesucht werden, wir haben gewagt seine Lage zu bezeichnen (o). Weiterhin schloß sich die äußere Mauer dem östlichen Säulengange des Heiligthums an, sowie mit ihr im Thale Kedron die neueste (dritte) von Agrippa I. angelegte, sich vereinigte. Wahrscheinlich dienten alle diese Befestigungswerke theils zur Sicherstellung der Wohnungen, welche hier außerhalb der alten Königsmauer nach und nach angebaut waren, theils der Zugänge zu den Quellen und Teichen, in denen man den Abfluß der Quellen und des Regenwassers sammelte. Daß die Zeichnung nur approximativ das Dasein und die Richtung dieser Mauer angeben könne und solle, versteht sich von selbst. Von der zweiten Mauer wissen wir weiter nichts, als daß sie vom Thore Genath ausging, nur die nördliche Gegend der Stadt umschloß, sich an die Antonia anlehnte und mit 14 Thürmen versehen war. Wir haben ihr eine viel weitere Ausdehnung nach Norden gegeben, als man gewöhnlich zu thun pflegt, weil nicht abzusehen ist, wie man darauf gekommen sein sollte, hier, vor der ältesten, gerade auf der Nordseite ohnedies schon durch die Schlucht Tyropoion gedeckten Mauer eine zweite Mauer anzulegen, wenn man nicht eine bedeutende Menge von Wohnungen, die vorhin ohne Schutz waren, durch sie hätte decken wollen. Durch diese Mauer war die Altstadt — bestehend aus der Oberstadt (auf dem Zion) und der nördlichen Unterstadt (nach Josephus *ἀνω πόλις*) mit dem Heiligthume zu einem Festungsganzen vereinigt, in welchem die von Herodes erbauten oder restaurirten Citadellen, die Königsburg und die Antonia, die dominirenden Punkte bildeten, und welches die Quelle (oder die Quellen, wenn es vielleicht außer der bei d, auch bei s eine solche gab) deckte und auch die südlich vom Moria und südöstlich vom Eion um die Fortsetzung der Schlucht Tyropoion belegene Vorstadt (*προάστειον*) beschützte. Eine angemessene Verbindung zwischen der Oberstadt und dem Heiligthume vermittelte die Brücke bei p q. Nördlich folgten dann zwei Steigen in das von der Westseite das Heiligthum begrenzte Thal (r r) welche zu dem *προάστειον* führten — endlich stiegen hinab in dieses Thal und wieder hinauf in die andere Stadt (q q'), nämlich in die Unterstadt, auf den Hügel *ἀκρᾶ*. Diese letztern hinab und hinauf führenden Stufen wurden von der Antonia und dem Tempel, die beiden mittlern von diesem und die Brücke von der Oberstadt und dem Tempel übersehen und beherrscht; einer der wichtigsten Punkte, die Quelle Siloah, hatte ihren Schutz in dem besagten Hügel (Dybel o) und den sie umgebenden Mauern, nur ihr Abfluß konnte einem belagernden Feinde zu Gute kommen. Was endlich die dritte Mauer betrifft, so find ihre beiden Endpunkte bekannt, westlich der Thurm Hippikus, östlich die Mauer in der Schlucht des Kedrons, da wo diese mit dem dy-

81) Die Stelle Bell. Jud. V. 4. §. 1 sagt, daß, wo unangängliche Schluchten waren, nur eine Mauer war, woraus denn folgen dürfte, daß, wo es an unangänglichen Schluchten fehlte, mehr Mauern angelegt waren.

lichen Säulengänge des Heiligtums sich verbindet. Das zwischen oder liegen der Thurm Sephianus, die königlichen Gräber (Gräber), das Denkmal der Helena und der Leihthurn. Das Denkmal der Helena läßt sich auch nicht einmal approximativ nachweisen; der Leihthurn wird nordöstlich an der Schlucht des Kedron zu suchen sein; ein Mehreres aber wissen wir nicht. Die jetzt als „Gräber der Könige“ bezeichnete Ecclesia (bei v) wird man nur dann für die hier in Frage stehende halten können, wenn man geneigt sein sollte, dem durch die dritte Mauer eingeschlossenen Stadttheile für sich allein einen Umfang zu geben, welcher mehr als das Doppelte des gegenwärtigen Umfangs enthält — eine Ansicht, welcher wir nicht beistimmen können. Ja wir müssen es zweifelhaft lassen, ob man den Sephianus bei o oder bei d suchen solle. Das Feld nördlich von Jerusalem ist mit Trümmern von Grundmauern bedeckt, welche besonders die meisten Hügel inne haben, aber sie müssen erst noch viel genauer untersucht werden, ehe man auf befriedigende Beantwortung der vorliegenden Fragen wird Rechnung machen können. Seit Rehneid Ali in Syrien herrscht, wird es ferner keine Schwierigkeiten mehr haben, Untersuchungen aller Art und selbst Nachgrabungen an Ort und Stelle vorzunehmen — und wer weiß, welche Aufschlüsse und vielleicht schon die nächste Zukunft bringt! Bis dahin aber seien uns die Hauptaufgabe hier: den vorhandenen Stoff zu klarer Übersicht vorzulegen, und zwar so, daß vor allem erkannt werde, welche Punkte vorzüglich genauerer Untersuchung bedürfen.

(F. G. Crome.)

B. Das Königreich in Palästina. Zumeist ein in den altisraelitischen Provinzen Judäa, Samaria und Galiläa 1099 durch die abendländischen Kreuzfahrer angelegelter und bis über die Mitte des folgenden Jahrhunderts hinaus allmählig erweiterter christlicher Staat. Seine Grenzen bildeten zur Zeit seiner Blüthe, nach Westen das mittelländische Meer, gen Norden die christliche Grafschaft Tripolis (Trablus), gen Osten das Gebiet von Damascus und die syrische Wüste, nach Süden das heilige Arabien. Seine größte Länge erstreckt sich der Seefläche entlang von Beirut über Bairut bis fast an Al Akrich und landeinwärts von Pameas (Gäzara Philippi) bis nach Petra oder Karak, sodas der gesammte Flächeninhalt 34 geographische Längen- und etwa vier dergleichen Breitengrade durchlaufen mochte¹⁾. Sonst auch Palästina, das gelobte oder heilige Land genannt, hatte das christliche Königreich zwar nicht mehr, wie vor der Zerstörung Jerusalems durch Titus (70 n. Chr.), den fruchtbaren und fruchtbarsten, aber auch nicht durchweg den wüsten und unfruchtbaren Boden, den neuere und neuere Reisende fanden, sondern neben manchen dürrern Steppen einzelne wuchernde Landschaften, welche bei regsamem Anbau mit Hülfe zahlreicher Felsen- und Dandelpflanze und europäischer Unterstützung eine gewisse Wohlhabenheit und lockende Gemüthslichkeit des Lebens verschafften, und deshalb viele Pilgerfahrten dahin in gewinnfüchtige Speculationen verwandelten. Vor der festen An siedelung der Pilger war das ganze Land,

einige Stedle und wenige Landstädte ausgenommen, allerdings von seiner fröhren Blüthe theils durch gänzliche Verflüchtung ständes Gewässer und Quellen, theils durch Vernachlässigung des Anbaues, theils endlich durch anauflöslliche Kriege, theils in Dürftigkeit versunken; bei der Theilung des großen römischen Reichs war es 395 n. Chr. dem morgenländischen (byzantinischen) Kaiserthume zugesallen, und 615 durch Basileusgenalt den Persern. Diesen nahm es Kaiser Heraclius 629 wieder ab und sieben Jahre später fiel es in die Hände der Sarazenen (den von Mahammed bekehrten Arabern), durch welche es wegen steter Kriege zwischen den Khalifen von Bagdad mit ihren nach Unabhängigkeit trachtenden Statthaltern (Emiren) vollends verwüstet wurde, bis es 969 die ägyptischen Khalifen zu ihrer Provinz machten. Als Stätte des Christenthums wies Palästina gleich in den ersten Jahrhunderten christliche Gemeinden, und nach den Berichten des Eusebius auch eine Reihe von Bischöfen zu Jerusalem, Gäzara und Ptolemais auf, welche seit dem 4. Jahrh. (nur nicht unter Julianus Apostata) sehr begünstigt und seit der Mitte des 5. Jahrh. unter ein Patriarchat, das zu Jerusalem errichtet wurde, gestellt, doch seit der Sarazenenherrschaft nach und nach unterdrückt wurden. Nur in Jerusalem blieb ein griechischer Patriarch und für die Christen ein Stadtviertel mit dem heiligen Grabe, aber welches jener die Oberhoheit hatte. Gleichwohl verschlimmerte sich der Zustand der Christen, ihrer Religion drohte die bleibende Stätte entrisen zu werden. Zeugen davon und Mitleidende wurden die abendländischen Christen, welche seit dem 4. und noch häufiger seit dem 11. Jahrh. scharenweise fromme Andrunst, oder Entsendung ihres besetzten Lebenswandels, oder heilige Kreuzsucht an das heilige Grab, wenn nicht auch an andere Orte trieb, wo der Erlöser gesprochen, gewandelt oder Wunder verrichtet hatte. Dadurch war dieses Land ein auserwähltes für jeden gläubigen Christen (dem Gebildeten galt es das mal als für den Mittelpunkt oder Nabel der Eroberungsfläche nach der Deutung alttestamentlicher Stellen) geworden, und zunehmende Wallfahrten erregten in den Europäern das heisse Verlangen nach der Gründung einer gesicherten Herberge und beschützten Andachtsstätte auf dem geweihten Boden, oder insofern irdische und politische Zwecke mitunterließen, nach seiner gänzlichen Befreiung aus den Händen der Ungläubigen, die ihrer Meinung nach ihn besetzt oder ihrem Pilgererfer verripotet hatten. Von diesen Gedanken geleitet erhoben sich schwarmerische Scharen, einer Völkermwanderung nicht unähnlich, aus dem Abendlande nach der syrischen Küste, und stützten dort durch ihre Führer einem kaisrigen, häufig überlegenen und nie ermüdeten Feinde gegenüber das christliche Königreich Jerusalem, das in seinem Entfallen, Wachsen, Höben und Verfall mit seiner innern Verfassung in gedrängter Kürze hier geschildert werden soll.

I. Gründung und Blüthe des Königreichs Jerusalem, von 1099—1162. Die schwärmerische Aufregung des Entfleders Peter von Amiens und die Unterstützung, mit welcher ihr Papst Urban II. zu Hülfe kam, gab 1095 der europäischen Christenheit, vorzugsweise aber den

1) Das Ganze nach andern Angaben etwa 400 Meilen.

X. Gucyff. b. II. u. A. Zweite Section. XV.

Kraniosen, die früher schon den größten Eifer für das heilige Land bewiesen hatten, hierzu den unwiderstehlichen gleichsam von Gott befohlenen Drang. Doch warf sich kein gekröntes kaiserliches oder königliches Haupt zur Ausführung des Unternehmens auf, sondern nur große Katalanen dieser Nomaden traten an die Spitze des gewaltigen Heerzugs¹⁾. Wie in ihnen, so fand sich auch in den Sarazenen derselbe eiferfüchtige, fast gleich schwärmerische Sinn für Behauptung des gelobten Landes, welches den Einen und den Andern selbst die Gottesstadt Jerusalem (obnehin schon von den Muhammedanern als Haus der Heilighüthum verdrbt), heilig und unzerstörbar Preis feil war. Unter furchtbaren und menschenwüthenden Kämpfen hatten die Kreuzfahrer die Staaten von Oessa und Antiochien gegründet, als sie im Frühlinge 1099 von Tripolis, dessen Emir ihnen einbar geworden, herauf, auf Anrathen eingeborener Christen, zwischen dem Meere und dem Libanon über Biblun und Maus nach Berothus zogen, dessen Emir gleichfalls den Frieden erkaufte. Sidon nicht berührend setzten sie ihren Marsch über Dorus nach Ptolemais (Akko), dessen Emir nur bedingungsweise abhingig im Rücken gelassen wurde, und nach Esarea fort, und wandten sich zwischen Antipatrida und Joppe hinüber nach Edda, welches mit dem von seinen Einwohnern verlassenen Ramla erobert und unter die Obhut eines Bischofs der Normandie gesetzt wurde. Hierauf fiel Nikopolis (ehedem Emmaus) in ihre Hände und gleich darauf Beletchem. Zwischen dem 7. und 9. Juni 1099 erschien das Pilgerheer, etwa 40,000 Mann stark (darunter aber nur 20,000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter freiständige Mannschaft) vor Jerusalem, welches ein ägyptischer Statthalter durch doppelte Mauern in guten Vertheidigungsstand gesetzt hatte, und von 60,000 Mann (darunter 20,000 gutbewaffnete Einwohner) bewacht wurde. Daneben hatte die Natur Jerusalem fast von drei Seiten unantastbar gemacht. Das Thal Josaphat, welches der Kedron bloß im Winter bewässerte, schützte im Osten mit seinen schroff abgehackten Felsen, ein Gleiches thaten die jordanischen Schlünde auf der Südseite, an welche ein Felsen ähnliche Tiefen bis zur Davidsburg (Castell Piland) stießen, sodast demnach die Stadt nur von dieser Festung bis zu dem östlich gelegenen Stephansthor (also kaum zur Hälfte) belagert und wirklich bestürmt werden konnte, während die auf dem Jons- und Dberge liegende Mannschafft durch jähle Affste von Angriffen auf die Stadtmauern abgehalten wurde²⁾. Lebensmittel und trinkbares Wasser mußten aus der Ferne herbeigeschafft werden, ebenso das Holz zum Bane der Belagerungswerkzeuge, an denen es den Pilgern mangelte. Ausfälle der Belagerten wurden nicht gewagt, daher die Christen nach vortheilhaften mühseligen Arbeiten zur Errichtung der Sturmmaschinen und zweier beweglicher Thürme von drei Stodwerrten Höhe am 14. Juli den Sturm beginnen und

des folgenden Tags die Eroberung der Stadt und der Davidsburg beenden konnten. Juden und Sarazenen wurden bis auf einen geringen Theil, der zu Sklaven diensten gebraucht wurde, ermordet; die wenigen christlichen Christen (der größere Theil davon war vor der Belagerung aus der Stadt getrieben worden) hatten sich an der heiligen Grabkirche versammelt und umfingen mit ihren Priestern ihre Befreier, welche mit unermesslichen Beute beladen, die Stadt als ihr Eigentum betrachteten. Jedem blieb, was er erobert hatte, und das gewonnene Haus vertheilte er als seine künftige Heimath. Es war Mancher der Armen zum reichen Mann, Mancher der geringsten zum Besizer eines schönen Palastes geworden. Vor das eroberte Haus stellte der Vürger seine Krone, sein Schild oder Schwert, als Zeichen unantastbaren Eigenthums; so lautete die vorausgegangene Uebereinkunft. Nicht so schnell war man über die Frage einig, ob die Herrschaft der Stadt und des noch zu erwerbenden Landes Einem der Kreuzfürsten allein, oder allen gemeinschaftlich angeteilt sollte, während die einredenden Geistlichen im Plausen gründeten wollten. Von Jenen machte sich wol Jeder zur Leitung des Ganzen würdig halten, doch hatte man zwei vorzüglich im Auge, denen die Krone zugebracht wurde, den Grafen Raimund von Toulouse und den Herzog Gottfried (von Bouillon) von Niederlothringen. Ersterer, hierzu eidergiebig genug, aber nicht in dem rabellosen Rufe, wie Gottfried, schlug, die Würde eines Königs von Jerusalem in Aussicht seiner offenen und heimlichen Widersacher aus. Gottfried dagegen, an welchem nur getadelt wurde, daß er bei jedem Kirchenbesuche mit vieler Mühe aus dem Gottesdienste gebracht werden könne, die Geistlichen mit Fragen über die Heiligenbilder ermüde und ihnen dadurch das Mittagsessen verderbe, nahm die Macht eines Herrschers an, nicht aber den Titel, dem er begnügt sich aus frommer Bescheidenheit mit seiner bisherigen Würde und dem Titel eines Beschützers von Jerusalem und vom heiligen Grabe. Daher er auch die Salbung und Krönung, der jedoch seine Nachfolger sich unterwarfen, ablehnte. Diese Wahl geschah acht Tage nach der Stadteroberung am 23. Juli 1099. Das neue Königreich, wie es hinfert heißen sollte, bestand aber vorerst aus sehr wenigen Städten, und hatte im Nordosten einen selten Stützpunkt in der Anlage der sich rasch erweiternden neuen christlichen Herrschaften Antiochien und Oessa; dieses in der Eigenschaft einer Grafschaft gründete Gottfried's von Bouillon jüngerer Bruder, Balduin, im J. 1097, jenes in der eines Fürstenthums legte im Jul. 1098 Fürst Boemund von Tarent, fast ohne Zustimmung der Großen im Kreuzheer; an, und richtete sich durch etwelchen Eroberungen landesherrlich und eigenmächtig ein. Beide Herrschaften und das Königreich Jerusalem waren somit unter sich, als auch vom byzantinischen Kaiserreiche unabhängig. Erhielt doch Gottfried 1098, während seines Aufenthalts zu Oessa, von seinem Bruder Balduin die Einkünfte von drei Schloßern in dessen Gebiete zum Geschenk! Mitin ist nicht zu glauben, daß gleich beim Entstehen des Königreichs solche Verhältnisse für diese drei Staaten, wie für ihr inniges

¹⁾ Über diesen Kreuzzug und seine Anführer s. den Art. Kreuzzüge, worauf hiermit auch wegen der später erwähnten großen Kreuzreize verwiesen wird. ²⁾ Auf ähnliche Weise belagerten die Römer unter Titus diese Stadt.

Zusammenwirken gegeben worden seien; nur das Eine ist unbestritten, daß seit Eroberung der heiligen Stadt durch Gottfried mehr Ordnung und Aucht unter die Kreuzritter, und nur: bei in Besitz von Einkünften gebracht wurde, der auch gewisse Vorarbeiten und Dingenarbeiten zu erfüllen versprach, während sich in den Gebieten von Cesarea und Antiochien die Ritter noch eigenmächtig und nach Gefallen in erbeuteten Baronien einrichteten, wie Landred zu Mamistra und Stephan von Spartes zu Alexandrette. Die Wahl des neuen Patriarchen von Jerusalem geschah rücksichtslos und humilitärisch, das gemeine Volk wählte mit Stütze des neuen Bischofs von Bethlehem am 1. Aug. hierzu den gelehrten, aber sänftlichen Arnulf, Kapellan des Herzogs Robert von der Normandie; mit Widerwillen wüßten der Angehörigen unter den Weltlichen und Geistlichen; daher auch einige behaupten, er habe nur als Kanzler der Kirche zu Jerusalem das Patriarchat verwaltet¹⁾. Wie zu Antiochien, so ereignete sich hier gleichzeitig ein Act der Andacht; Schwärmerci und des glühenden Kreuzes. Dort suchte und fand man die heilige Lanze, welche eine Zeit lang der Herrschaft der Grafen Raimund vorgesetzt wurde, bis sie verloren ging; hier suchte und fand man das Holz des wahren Kreuzes Christi, das aus Furcht vor den entweichenden Händen der Sarazenen versteckt gehalten worden war. Weniger als die heilige Lanze, die vielen zu Eynd wurde; aber gar nicht angestrichen, spielte dieses in der Grabkammer niedergelegte Kreuz nachmals bis zur Schlacht bei Hittin, in der es von den Ungläubigen erobert wurde, eine große einflussreiche Rolle durch seine angebliche Wunderkraft²⁾. Kaum hatte Gottfried zwei Vortrathen in seiner Hauptstadt und ein Mönchskloster für die aus dem Abendlande mitgenommenen Mönche im Thale Josaphat gegründet und reichlich begabt, als die Nachricht vom Anzuge eines Heers zu Lande und einer Flotte zu Wasser von Ägypten her nach Äthiopien zu den Waffen rief und die christlichen Kämpfer, in ihrer Mitte das allerheiligste Kreuz, dahin absandte, wo sie am 14. Aug. bei gegen 300,000 Mann starken Ägypter unter Führung des Beiers Abal völlig schlugen, unermessliche Beute machten, und durch diesen Sieg die Flotte auch zur Rückkehr schwanden, obgleich die Kreuzritter damals noch keine Flotte auf dem Meere hatten. Gottfried blieb mit einer Herrschaft von 2700 Mann der festesten Stadt Äthiopien, die von den Sarazenen für unzugänglich gehalten, und die Brant von Syrien genannt wurde, um sie zur Sicherung Jerusalems zu erobern³⁾. Allen sei's aus Verrätheri Bai-

mund's an Gottfried, den er seit der Wahl zum Herrscher von Palästina, wie Bormund'en wegen seines Besitztums von Antiochien ansehe, oder weil sich dieser von den Äthiopianen mit Geld abfinden ließ; genug, Gottfried zog am folgenden Tage schon ab nach Äthiopien, wo er sich mit dem Grafen Raimund versöhnen mußte, ehe die hartnäckige Stadt einen jährlichen Bins und eine Gefelsstellung gewährte. So weit war die Herrschaft Gottfried's geblieben, als die meisten Kreuzfahrer (nur der Einsatz der Ägypter hatte ihren gesagten Entschluß in seiner Ausführung gehindert) mit der Mehrzahl des Pilgers — etwa 20,000 Mann — sich im Lager bei Casarea (Kaffaria) in der Meinung verabschiedeten, ihr Verbleiben erfüllt und die aufkeimende christliche Colonie genugsam gesichert zu haben. Ihnen war gleich nach Eroberung der heiligen Stadt eine Anzahl Pilgerritter in die Heimat, wie es heißt, mit Gottfried's Erlaubnis vorangegangen, ein unkluger Schritt, der nie wieder gut gemacht werden konnte. Ihre absehbaren Schädigungen vom geliebten Lande und von den Bescheidenden des langen Weges dahin, warnen allerdings das Abendland; wenn nicht aus Immer, doch auf eine gewisse Zeit von welchem Eifer zu ähnlichen Bögen und kühnen denselben gar sehr ab, obgleich das neue heilige Reich in sich selbst nie die Mittel der Selbsterhaltung und Selbstbehauptung zureichend fand, folglich von Europa abhängig blieb, wie eine Colonie von ihrem Mutterlande, mit daß ihr Gebietes von diesem unabhängig überhöht; Arm und ohne Pann, Pracht und Lebewache; nun Gottfried umher, und es blieben ihm bloß 2000 Mann zu Fuß und 300 Ritter mit dem modernen Rüstzeug, Bormund's von Antiochien Meßer, und etlicher italienischer Mannschafft, die zu Weibmachten durch einen Zug des Erzbischofs Dagobert von Pisa verstärkt wurde, zur Beschützung und Erweiterung seines kleinen, im Entstehen begriffenen und noch nicht zusammenhängenden Staats. Was hätte aber diese kleine Schaar gegen so zahlreiche, kriegerische und kühnere Sarazenenritter vermocht, wenn sie gegen ihre Widersacher losgebrochen wären? Doch glücklicherweise verhielten sich die Angehörigen unter ihnen ruhig, und Bogab, wie Kahir, die Hauptstadt christlicher Ansehung, mochten die neue christliche Colonie noch zu sehr geringschätzen. Werdies hatte Gottfried in seinem kleinen Heere Dürftigkeit und Eifersucht, in seinen abgewonnenen Städten Unfrieden zwischen den vorgeschobenen (morgenländischen) und den angekommenen (abendländischen) Christen zu bekämpfen. Auf den Dörfern wohnten meist unterjochte Sarazenen (wo gut Heil zu Christen thume beliebt⁴⁾), welche den Anbau des Landes wol gar vielleicht absichtlich vernachlässigten und auf den Straßen einzeln pilgernde Christen beraubten oder mordeten, mit unter auch in offene christliche Städte aus Raub und Mordlust einbrachen. Daher verließen manche Abendlän-

7) Seit der Ertheilung des Kreuzheers in Syrien war freilich gar genugsamer Übertritt der Sarazenen zum Christenthume nichts Seltenes. Ein großer Theil der Belegung in der Burg zu Antiochien ging nach ihrem Übergabe mit ihrem Beschlusse zur christlichen Religion über.

der trostlos das Land wieder, und Gottfried mußte dagegen das Gebot erlassen, daß kein Auswanderer sein Gut im gelobten Lande wider den Anspruch könne, der daselbst inzwischen eingenommen und ein Jahr lang ruhig und ohne Widerspruch besessen hätte. Nicht genug, Gottfried mußte dem neuen Patriarchen Dagobert, der des verdrängten Arnulf Stelle erstetzte, nach Boamunds Vorgänge in Antiochien, unverhältnißmäßig den Lehnzins versprechen und denselben zu Pfenn 1100 wirklich schwören. Hienmit war die Verpflichtung verbunden, dem Patriarchen den Besitz und Genuß Joppo's und Jerusalems sammt der Davidburg zu überlassen, sobald entweder eine oder zwei Städte noch erobert, oder Gottfried inzwischen unbedeutend gestorben sein würde; weil aber das Reich untheilbar, die Krone erblich war, und weil letztere, wenn Gottfried ohne rechtmäßige Kinder sterben würde, an einen von dessen Brüdern fallen mußte, so nahm er späterhin, auf seinem Sterbebette, jener Zusage zuwider, dem Patriarchen das erbliche Besprechen ab, nur einen Pfennig aus seinem Hause auf den Königsstuhl folgen zu lassen, ohne zu befehlen, daß dadurch der erste Fall der Erbfolge vermehrt und getrübt werde.

Während dieses Zustandes zog Tankred (nach 1099) an den See Genesareth, eroberte Librias und andere an diesem Gewässer liegende Städte, und besetzte das bei Kairo-gelegene Brian. Gottfried überließ ihm das eroberte Gebiet mit dem Titel eines Fürstenthums von Galiläa als erbliches Kronlehen, worin wieder 60, wenn nicht mehr Ritter, als Hierusalens verlorben wurden. Tankred förderte hier das Christenthum durch Gründung neuer Kirchen, besonders zu Nazareth und Librias. Politisch wirkte er beissam für das gemeine Wesen im Gesammstaate durch seine kräftvolle Stellung gegen den Statthalter zu Damask. In gegenseitige Feinden durch rasche Überfälle gerathen, besetzte man feste Burgen mit tapfern Rittern, neue auf Bergen wieder angebaut, versallene Mauern der Städte wieder hergestellt, so, besonders zu Librias und Joppo, welches letztere nach zum bequemen Hafen für Pflanz eingerichtet wurde. Doch waren die Franken noch keine Meister in der Belagerungskunst. So belagerte Gottfried das trenlos gewordene kleine Jerusalem sieben Wochen lang, ehe Belagerungswerkzeuge zur Hand waren¹⁾, und doch mußte er nachher das Untere nehmen und geben, und 200 vor der Stadt zurückgelassene Ritter konnten innerhalb zwei Monaten auch nichts ausrichten, bis endlich gegen das Frühjahr 1100 abgeordnete Streikzüge die Belagerung so abmilderten, daß sie sich von Neuem zu Einzelschlacht erbot, welche Gottfried einem tapfern Ritter als Gefährten überließ. Reicher bei weitem als die gegenwärtigen Statthalter zu Sichern, Alk und Askalon (mit dem in letzter Stadt kam Gottfried bald in ein vertrautliches Verhältniß), jeder zur Zahlung eines monatlichen Zinses von 5000 Goldsoliden außer andern Geschenken. Andere sarazenische Große sandten Ge-

heimittel, theils zur Erhaltung nachbarlichen Friedens, theils für die Erlaubniß, ihren Handelsleuten den Zugang nach Joppo und Jerusalem zu öffnen, während auch die Franken Werkter mit sarazenischen Erbknechten suchten. Nur zur See bedachte kein Friede, weil Gottfried durch erbaute Schiffe den sarazenischen Küstenstädten den Zugang verwehrte. Seine letzte That war die Verzeierung des Gebietes von Damask und die Verpfändung des dortigen Emir's zur Zahlung eines jährlichen Zinses; und als die Ankunft einer venetianischen Flotte zu Joppo gleich darauf ihn zur Belagerung Kairo's aufmunterte, veranlaßte der fromme Held (an Gift, sagen bloß Guibert und Albert von Aix) und starb den 17. Aug. 1100 in der königlichen Burg auf dem Berge Moria zu Jerusalem. Sein Leichnam wurde in der heiligen Grabkirche, wie seine Nachfolger, beisetzt; und fünf Tage trauerte man über seinen Verlust. Alsdann trat Joirerecht wegen der Thronfolge unter dem Klerus und der Ritterschaft hervor. Mit Dagobert's Partei trat Tankred, der eben Kairo ertrümmert hatte, zu Günther Boamund's von Antiochien zusammen; dieser führte aber lag grade zu Werke in feindlicher Gefangenenschaft; in letzter Verweigerung ohne Aussicht auf Erlösung. Andere bedachten den alten Gerechtigen Raimund von Toulouse mit der Krone; da er sie früher schon gewünscht, und jetzt, statt die Heimath aufzusuchen, um die Kunst des byzantinischen Kaisers zu buhlen, und sich durch Abenteuer ein christliches Reich unter den Ungläubigen zu Erwerb oder Erbsitz zu verschaffen bemüht war; der schmale Graf verdrängte die Krone. Die, welche zur letztwilligen Partei stellten, waren außer dem Bischof von Rama und Arnulf, der seit seiner Abweisung Pfleger des heiligen Grabes und Erzdiakon von Jerusalem geblieben war, nur sieben Ritter, zu welchen sich noch der päpstliche Legat, welcher kürzlich mit einer griechischen Flotte in Laodicea gelandet war, mit seinen angesehensten Begleitern gesellte. Von ihnen demnachrichtigt, beriet sich Graf Baldwin von Oressa mit seinen Rittern über den Antrag, und nach auf deren einstimmigen Beifall die Krone an; während er seinen Neffen, Baldwin von Bourg, einen antiochischen Vasallen, mit seiner Gefolgschaft beehrte und dadurch dieselbe von der Krone Jerusalem abhängig machte. Zu Anfangs Octobers 1100 trach, er mit 2—400 Rittern und mit 800—1000 Mann zu Fuß zu Lande auf seine Gemahlin ging, zu Wasser aber ließ sich im Ptolema von den Genuesen abliefe zufügen; schlug im Engpasse am Hundskusse unsern Heilraths die entgegengetretenen Sarazenen, gewann 48 Emirs (unter diesen den von Damask) als Gefangene und eine beträchtliche Anzahl von Pferden als Beute, und zog im November unter dem Jubel seines Ankommens in Jerusalem ein; nachdem sich Tankred erregt, und Dagobert in der Heilskirche verstorben hatte. Begehrte Erbschaft fand der Ankommende von seinen verstorbenen Brüdern nicht vor; sie war theils zu Almosen, theils zur Tilgung der Schulden verwendet worden. Auch weigerte sich der frommste Patriarch Dagobert bis zu Weihnachten, ehe er Baldwin salbte und krönte. Die Feindschaft geschad, doch ohne Tankred's und dessen Angehörigen Zustimmung, den 25. Decbr. zu Bethlehem. Nach

1) Vor Antiochien lag das Kreuzherd fünf Monate, ehe die schwachen Wachen und Vorkämpfer zum engen Einschluß der Stadt vollendet werden konnten.

hielt man's für unschädlich, die sehr kostbare Krone in Jerusalem auf das Haupt eines Sterblichen zu setzen. Erst Baldwin's Nachfolger fanden darin keinen Anstoß, obgleich Baldwin I., weit weltlicher und sinnlicher gestimmt, als Gottfried, zu dessen viele morgenländische Sitte und Pracht sich angewöhnt hatte, selbst Untreue (die er doch gern den Augen Anderer verbarg) gegen seine zweite Gemahlin verübte; allein während, rascher und kühn blieb er alle Zeit¹⁾. Gleich nach seiner Ankunft in der Hauptstadt hatte er die Beklehnungen seines Bruders beseitigt und sich von den Kreuzzugsalen den Lehnsschwören lassen. Eine Woche darauf zog er mit 650 Mann gen Ascalon, kämpfte vor den Mauern dieser Stadt mit den Bewohnern und den eben angekommenen arabischen Reitern, zog sich hierauf mit bedeutendem Verluste an Leuten nach dem Berge Sion zwischen Ramla und Jerusalem, nöthigte deren Bewohner, 230 Mann stark, durch Eist zu ihrem plötzlichen Verrückten hervor; Weiber und Kinder aber wurden durch Dampf aus ihren unterirdischen Kammern getrieben, und dann den Ritters Preis gegeben. Von hier wandte sich Baldwin nach Hebron; fand aber düstiges Land, lenkte seinen kleinen Heerhaufen in einem fünfstägigen mühsamen Marsche über arabische Gebirge zu dem fruchtbaren Thale am Berge Sion und betrat zwei unbekannte Städte, deren eine Albert von Air Eufum nennt, wo Ueberflus an Unterhaltsmitteln war, und nachdem er sich mit den Einwohnern acht Tage lang hier erholt, zerstörte er Eufum und kehrte mit Beute beladen über Segor und Hebron nach Jerusalem zurück, wo er drei Tage vor Weihnachten ankam. Nach vollzogener Krönung hielt er im Palaste Salomon's eine dreitägige Reichsoberkunft und saß dann noch 14 Tage lang zu Gericht, um allerlei Streitigkeiten zu schlichten. Zwei Dinge aber waren hierbei für ihn vom größten Gewichte, Lanfred's fortwährende Widerspenstigkeit und Dagobert's Ansprüche auf die Städte Jerusalem und Toppa, wozu man noch seine Gefandtschaft rechnen kann. Sein Streik mit Lanfred erhielt aber eine unerwartete Endschick, da dieser in das Fürstenthum des gefangenen Bismund gerufen wurde, um als Erbe desselben die Landesverwaltung zu übernehmen. Vor seinem Abgange gab er dem Könige, der bereits zweimal eine Vernehmung mit ihm, wiewol vergebens, gesucht hatte, zu Kaisha alle Kronleihen mit der Bedingung zurück, sie wider anzunehmen zu können, wenn er binnen 14 Jahre zurückkehre. Darauf reiste Lanfred mit seinen Ritters und 500 Mann zu Fuß nach Antiochien ab, und Baldwin verließ vollständig die Lehen an andere ausgezeichnete Ritter. Der Streik mit dem Patriarchen erhielt bald eine criminalistische Wendung, da ihn der König der Nachstellung nach seinem Leben anlagte, und beim heiligen Stuhle auf Befragung desselben antrug. Der deshalb abgeschickte Cardinal Moriz verurtheilte die Bischöfe und Äbte des Landes um sich, untersuchte die Anklagen und entließ Dagobert in seinem Amte, bis er sich überzeugend vertheidigt haben würde. Allein dieser, der des Königs Beistand kannte, wußte ihn wenigstens für die Ausübung seines geistlichen Amtes so lange, als die Oster-

feierlichkeiten 1101 dauerten, für 300 Goldstücke zu gewinnen, während seine Schätze auch den Cardinal Moriz beugsam machten. Bald nachher, durch den Erzbischof Arnulf gereizt, presste ihm der König auf überreichende Weise das Versprechen ab, 30 Ritter zu besenden, und als sich der Prälat hierauf über Toppa nach Antiochien schickte, raubte ihm Baldwin noch alle verborgenen Schätze, die, so ansehnlich sie auch waren, nicht hinreichten, die sämtlichen Krieger zu befriedigen, vielmehr mußten noch die Gesandten der Statthalter zu Tirus, Ascalon, Akko und anderer sarazenischer Städte, wie die ansehnlichsten Försager für damastische Gefangene, zu Hilfe genommen werden; um die Truppen willig und zahlreicher zu machen. Alsdann rüstete er sich mit Hilfe der Pisanen und Genueser, denen er freilich ein Drittel der Beute versprochen mußte, zur Eroberung der mangelmächtigen Stadt Arsuf und Casarea's²⁾, welche auch im Sommer 1101 ausgeführt wurde. Als die Italiener ihn nun verließen, blieben ihm nicht mehr als 200 Ritter (darunter viele erst zu Ritters geschlagene Knappen) und 900 Mann Fußvolk, oder im Ganzen nach Albert von Air, 1300 Kämpfer, mit denen er einem ägyptischen Heere von 32,000 Mann, wie der Augenzeuge Fulcher von Chartres berichtet, entgegenzog; dasselbe am 7. Sept. 1101 unweit Ascalon vollkommen schlug und sich dadurch bis zum nächsten Frühjahre Befestigung verschaffte. Einige Wochen vor Oftern 1102 empfing er am Engpasse des Hundesflusses die geringen Ueberbleibsel von drei großen, aus Deutschen, Franzosen und Italienern bestehenden, Kreuzheeren, die nach dem Plane des Erzbischofs von Mailand zum Schutze des heiligen Landes das Khalifat Bagdad vernichten sollten, aber in Asien vernichtet waren. Er begleitete sie nach Jerusalem. Mit ihnen und der Seinigen Hilfe hatte er nachmals die 20,000 bis Ramla vordringend vorgedrungenen Ägypter schlagen können, allein aus Ueberduld und Tollkühnheit zog er sich mit einem geringen Haufen eine Niederlage zu, die im Juli durch herbeigezogene Verstärkung (darunter so eben zu Toppa angekommenen wehrhafte Pilgrime) durch einen vollständigen Sieg über den Feind, der zur Belagerung Toppa's Anstalten traf, wieder gut gemacht wurde. Gleichwol hatte das christliche Reich, so lange Ascalon noch in der Sarazenen Hand blieb, keine Ruhe vor den ägyptischen Heerscharn. Im Herbst 1102 wurde Ascalon durch Baldwin acht Tage lang besetzt, doch ohne Erfolg; es blieb Stützpunkt und Sammelplatz aller vom ägyptischen Khalifat her unternommenen Befestigungen des christlichen Staates. Niemand jeden Sommer der folgenden Jahre, mitunter auch des Winters, hatten der König oder seine Leute mit solchen Angriffen mehr oder weniger zu kämpfen, während ägyptische Flotten nicht versäumten, die Häfen von Ascalon, Bery-

1) Hier erwähnt man die berühmte schändliche Schloß, in welcher das Gedächtnißbild Christi geistig worden sein soll, und die unter dem Namen des heiligen Graal bekannt ist. Es ist den Jesuiten zu, und diese waren auf deren Besitz, seit im J. 1805 einführen in die Franzosen aus Genoa nach Paris in das Kaiserliche Kabinet.

tus, Siben, Tyrus und Ptolemais zu bewachen und die Landungen ankommender Pilger zu erschweren oder zu vereiteln. Die wichtigsten Heiden, welche das königliche Heer mit den Ägyptern zu bestreiten hatte, waren 1103 bei Joppe, wo Baldwin mit 2500 Mann (darunter 100 türkische Bogenschützen) gegen mehr als 15,000 Sarazenen den 31. August focht und diese schlug; dann zog er im Herbst 1107 mit 6500 Mann bis zur Burg Beroart, zwei Meilen von Askalon, in der Meinung, den Feind zum Streite herauszuloden; allein dieser kam nicht und sonst gab es nichts zu plündern. Im J. 1111 schloß der König mit dem Emir von Askalon einen zwölfjährigen Waffenstillstand, den aber der Kalif von Ägypten weder anerkannte noch beobachtete, worüber 300 christliche Ritter das Leben verloren, und wozu nicht die List des Emirs entbehrte und streng geahndet worden, Jerusalem erobert worden sein würde. Im J. 1115 wurde Joppe von Askalon und Ägypten her zu Wasser und zu Lande bedroht; allein vergebens. Gleich darauf zog der König nach den südlichen Gebirgen und baute um Schutz gegen die feindlichen Einfälle die Burg Montopai (Königsberg). Im folgenden Jahre unternahm er einen Streifzug weiter hinaus bis ans rothe Meer und pflanzte auf dem Küstwege die Umgegend von Askalon, wodurch er die Ägypter zum Abschlus eines Waffenstillstandes zwang. Weniger oft drohte von Damask her Gefahr, außer wenn eine der Küstenstädte vom Könige berannt wurde. Schrecken und Verwüstung wurde indessen jedesmal über einen Theil des heiligen Landes verbreitet; glücklicherweise aber benutzten die Muselmänner die dadurch erzeugte Noth und Verwüstung nicht, sondern Zwietracht und Haß unter den bagdad'schen Emiren und ihre Planlosigkeit retteten die Christenbesitzungen. Gegen herumziehende arabische Räuberbanden wurden Schiffe und Wachtthürme auf den Gipfeln der Berge angelegt; dergleichen wichtige waren Arnus und St. Abraham. Wäurter zogen der König oder seine Basallen auf solchen noch unsicher geglaubten Straßen zu Streifereien aus, und glücklicher Fang belohnte das Unternehmen. Die bedeutendsten solcher Abenteuer geschahen 1105, 1107 und 1111. Die Beute wurde vertheilt, und war der König zugegen, erhielt er ein Drittel davon. Solche Überfälle trafen auch friedlich durchziehende Karavannen. Dafür mußten sich der König oder seine Leute gefallen lassen, wenn sie auf der Jagd aus einem Versteck von Muselmännern überfallen wurden. Ein anderer gefährlicher Feind für den christlichen Staat waren die Küstenhäute, die sich mitunter gegen Baldwin vereinten, wie sie denn überhaupt, so lange sie in den Händen der Sarazenen waren, den einzigen christlichen Hafen Joppe unsicher ließen. Diese Städte zu gewinnen, war ein Hauptstreben Baldwin's; allein ihm fehlte hierzu die nöthige Seemacht. Sie zu erobern, erboten sich die Pisaner, Genueser und Bematiner, mit ihren Mitteln gegen Gewährung grundherrlicher Dreinahme künftiger Eroberungen, was freilich der Einheit des Staates und seiner Verfassung keinen geringen Nachtheil brachte. Die Überzeugung von solcher Hilfe veranlaßten den König im Frühjahr 1104 zur Belagerung Akko's (Ptolemais) zu

Wasser und zu Lande (die im Jahr zuvor unternommene mißglückte aus Mangel an einer Flotte). Die Stadt ergab sich nach 20 Tagen gegen freien Abzug der Einwohner mit Haß und Gult. Unmittelbar nachher belagerte Baldwin mit derselben gemüthlichen Erebile Tripolis, die einzige sprichs Küstenstadt, welche den Muselmännern zu Bagdad gehörte. Das Unternehmen wurde aber von der Landseite nur schwach betrieben, daher ein unterbrochener Kampf und Krieg, der bis zum 10. Jun. 1109 dauerte, an welchem Tage sich die wichtige Stadt gegen freien Abzug der Einwohner, den die Genueser, wie gewöhnlich, brachen, an den König ergab, nachdem sie sich das Jahr zuvor unter ägyptischen Schutz gestellt hatte. Mittlerweile wurde Montpelier (der Pilgerberg) ergründet, Groß- und Klein-Sibel (Dschobal und Dschabalak) erobert, sammt Arsa und Bithulim. Diese Städte und deren Gebiete mit Tortosa und mehreren ansehnlichen Burgen zusammen, bildeten die fruchtbare und reiche Grafschaft Tripolis, welche der König dem Grafen Bertram, ältestem Sohne Raimund's von Toulouse, zu Lehen gab, sobald ein Theil davon durch den Tod des Grafen Wilhelm von Gerberge hertenlos geworden war. Hierauf richtete der König im Februar 1110 vor Berytus und belagerte es mit Hilfe der Pisaner zu Wasser und zu Lande 75 Tage lang, worauf die Einwohner (ein großer Theil von ihnen war schon nach Syrien geflüchtet) freien Abzug erhielten, von den Pisanern aber doch geplündert wurden. Nun legte sich Baldwin unter dem Beistande einer normannischen Flotte vor Sidon, welches bisher die Abwendung der Gefahren baß durch Geld, bald durch Gewalt, bald endlich durch erkauften Waffenstillstand erzielt hatte; nach sechswochentlich Belagerung fiel es dem Könige in die Hände. Hier wurden den arbeitenden Sarazenen Wohnstätten gesichert, alle übrigen Bewohner des Iselams mußten abziehen¹¹⁾. Hierauf versuchte sich Baldwin an Tyrus, das vom Meere und mit drei Mauern umschlossen für unbewundlich gehalten wurde. Ein Damm verband diese Inselstadt durch ein Landthor mit dem festen Lande. Ansehnliche Bastionsfesteren waren ihr vorzüglichster Handelsweg; reiche Muselmänner, die der Ausbreitung der Christen in Syrien ausgewichen waren, hatten sich hier niedergelassen, und der treffliche Hafen beförderte die Schifffahrt. Die Umgegend zu Lande war sehr fruchtbar und von etlichen festen Burgen gesüßelt. Stadt und Gebiet gehörten den Damaskern und Ägyptern. Vor ihr erschien Baldwin am 29. Novbr. 1111 mit 10,000 Mann, und umgab sein Lager mit einem festen Wall. Mit zwei sehr hohen dauerhaftesten Thürmen besaß er die Stadt, zwei der Mauern waren mit den Wurfmaschinen bereits zerstört worden und die dritte sollte erliegen werden, da wurden die beiden Thürme zertrümmert, und ein übermächtiges Entschloßer von Damask machte dem normannischen Belagerer ein Ende. Seit dieser Zeit blieb die Stadt

11) Zum Lebn für ihren Bestand verlangten und erhielten die Normänner ein Stück vom heiligen Kreuze, das sie gegenwärtig Verabrahung gemäß am Grabe des heiligen Elias zu Drontheim in Norwegung unterliegen.

vom Könige verschont, da ihm die nöthige Stütze des Abendlandes fehlte, und er ohnehin seine Kräfte zur Behauptung des Eroberten gerichtet hatte. Darnach war er seit Konrad's Tode (1112) veranlaßt, sich häufig am Antiochen, das Roger, des Verstorbenen Neffe, ungestört und unbedachtam verwaltete, zu bekümmern; so zog er mit 4700 Mann im Sommer 1113 zu Hülfe gegen ein großes Aufgebot des Kalifen von Bagdad, das am 30. Jan. über die Christen fiel, allein dem Könige einen ansehnlichen Zuzug aus Edessa und Tripolis verschaffte, und sich selbst den Rückzug in die Heimath dadurch erleichterte, nachdem es über drei Monate in dem Fürstenthume gehaust hatte. Im J. 1115 rief ein ähnlicher Ueberfall den König dahin, der Feind wich aber zurück, und wurde am 14. Sept. bei Damiß geschlagen. Im J. 1116 erhielt Baldwin an dem Ritter Joscelin von Courtenay, der seit 1102 im christlichen Morgenlande vom Grafen Baldwin von Edessa mit einem stattlichen Gebiete beliehen; nun aber durch ebendasselbe dessen beraubt worden war, einen tüchtigen Streiter, indem er ihn mit dem erledigten Lehenfürstenthume Libérias (Gallida) begabte. Dieses wurde durch seines neuen Besizers Tapferkeit nach und nach erweitert. Nach der Beseitigung von einer schweren Krankheit im J. 1117 wogte Baldwin mit 260 Rittersn und 400 Knechten einen Herzog nach Aegypten. Den Nil erreichte er binnen elf Tagemärschen, die große und starkbesetzte Stadt Farama fand er menschenleer, ließ sie mißlich zerstören, und war im Begriff, den Kalifen in Babel (Babylon) zu überfallen, als er tödtlich erkrankte und auf dem Rückzuge zu El Arish im März 1118 starb¹⁾. Von seinen drei Weibern hinterließ er keine Kinder. Die erste, Gokware, starb schon auf dem Wege nach Antiochien 1097, die zweite genannte, eine armenische Prinzessin, verstarb er 1105 aus vielleicht gegründeter Eifersucht, seine dritte (seit 1113), Adelaide, Tochter des Markgrafen Bonifatius von Montserrat und Witwe Herzogs Roger von Sicilien, wurde 1117 auf des Papstes Geheiß von ihm getrennt; daher auch ihr Ehevertrags unglücklich und ihr Sohn erster Ehe von der Thronfolge in Jerusalem ausgeschlossen wurde. König Baldwin I. hatte auf seinem Sterbette die Wahl hierzu zwischen seinem jüngsten Bruder Eustach, seinem Neffen zu Edessa, und einem andern tüchtigen Ritter frei gestellt. Die Mehrzahl der Barone wählte aber am Tage des königlichen Leichenbegängnisses einen am morgenländische Art und Sitte gewöhnten, aber nicht, wie sein Vorgänger, so hochgeachteten Fürsten, den eben zu Jerusalem anwesenden alten Grafen von Edessa, worin auch Joscelin verständig einstimmt; in der Hoffnung, Baldwin's Nachfolger in der Grafschaft zu werden, was auch mit der bisher bestehenden Lehnabhängigkeit geschah, während die

mindere Zahl der Barone Eustach von Boulogne auf den Thron wänschend, heimlich zu ihm gesendet und ihn zur Reise nach Palästina vermocht hatte; allein als er die Apulien gekommen, hörte er schon von der neuen Königswahl und kehrte nach Frankreich zurück. Dieser Umstand über der Unmilde seiner Barone über die Einziehung mehrerer erledigter Lehen zu seinem Gebrauche und zur Vermehrung seiner Festeplätze mochte Baldwin II. zu einer zweiten Krönung im J. 1120 zu Beirut veranlaßt haben, wenn ihm gleich die Barone nach der Abreise Joscelins in dem Salomonpalaste gehuldigt hatten²⁾. Zur Erweiterung der Grenzen seines Reichs that er Nichts, sondern suchte sie blos zu erhalten. Die meiste thätige Aufmerksamkeit verwandte er, nachdem er sich von den durch seine ansehnliche Rüstung erschreckten, bei Damask weidenden Arabern 4000 Goldstücke zur Abwendung seiner Mache an ihrem Siege über christliche Ritter hatte zahlen lassen, auf das Fürstenthum Antiochien, das der unverständige Roger seinem Untergange nahe brachte. Im J. 1119 zog sich ein 60,000 Mann starkes Heer gegen diesen zusammen, Roger wurde am 27. Juni in einem engen Thale bei Belat von dieser Uebermacht geschlagen und getödtet, und das Fürstenthum in die größte Verwirrung gebracht, bis die Ankunft Königs Baldwin den bis Rodica vorgebrungen Feind nach Arsarod zurücktrieb, worauf dieser ihm am 1. Jul. auf dem Marische nach Haleb eine merkwürdige Schlacht von zweifelschem Ausgange lieferte. Vor oder nach dieser Begebenheit aber übernahm Baldwin die vormundschaftliche Verwaltung des Landes bis zur Ankunft Boemund's II., Sohnes und Erben vom alten in Apulien 1110 gestorbenen gleichnamigen Fürsten Antiochiens. Der König ordnete die innern Angelegenheiten des Landes, und eroberte durch kühne Thaten das Persorene wieder, während Joscelin von Westen her ins Gebiet von Haleb mit gleichem Glücke einbrach, endlich aber geschlagen wurde. Erst zu Ende des Jahres kehrte Baldwin nach Jerusalem zurück und überließ der Landesmilde die Vertheidigung des Fürstenthums, welches im J. 1120 einen vortheilhaften Waffenstillstand bis zum März 1121 mit seinen nachbarlichen Feinden schloß; allein fast drei Monate vor Ablauf desselben brach ihn Joscelin wieder, auch die Antiochener begannen die Feindseligkeiten, wodurch Baldwin abermals herbeigezogen wurde; und in Verbindung mit Joscelin den Statthalter von Haleb zu einem Frieden nöthigte, der das Fürstenthum Antiochien mit dem ganzen nördlichen Dritte des halben Gebietes und der Hälfte der Residenzstadtmarlung bereicherte. Ein halbes Jahr nachher benutzte Baldwin die Emvörung des Statthalters von Haleb gegen dessen Vater und gewann dadurch noch mehr Vortheile. Im J. 1122 wurde das Fürstenthum durch die Belagerung Emadad's von den Muselmännern abermals bedroht; da eilte Baldwin von Tripolis, wo er den widerspenstigen Grafen Pons, Bertram's Sohn und Nachfolger, zur Pflicht zurückgebracht hatte, herbei, konnte aber

12) Sein Leichnam, von seinem Leiche einbalsamirt, wurde in der heiligen Großkirche neben Gottfried von Bouillon vor der Joanneseckpelle beigesetzt. Er erhielt ein kostbares Denkmal von weisem Marmor. Seine Gebeine sind später zerstört und die Inschriften mit Gyps überworfen worden; s. Kauter's Palästina. II. 205.

15) Cf. Rougare, Gesta Dei per Francos I. 428 und 430; 613 und 615; 818 und 823. Zur zweiten Krönung wurde auch seine Gemahlin gezogen.

dem bald zurückweichenden, bald wieder vorwärts gehenden Feinde nichts anhaben, bis dieser sich endlich selbst zerstreute. Baldwin setzte die Feindseligkeiten durch den Einfall ins Thal Bujas fort und eroberte Hha, worauf er mit dem Statthalter von Haleb am 8. April 1123 einen Waffenstillstand schloß. Diese Uebereinkunft brachte Asarab, das sich seit zwei Jahren dagegen gesträubt hatte, an das Fürstenthum Antiochien. Der König drang dann über den Euphrat nach dem Gebiete von Melitene vor, um einen muslimänischen Emporkömmling, Balak Gaj, zu belämpfen, und die Grafschaft Cesfa, deren Gebieter, Joscelin, im August des vorigen Jahres in Balak's Gefangenschaft nach Eborbert († Kort-Birt) gerathen war, in Schutz zu nehmen, gerieth aber sehr bald, sei's aus einem Hinterhalte oder in einer Schlacht überdrüßig, in dieselbe Gefangenschaft und an denselben Verwahrer, wo aber Joscelin zu entkommen wußte, und ein Heer gegen Balak zusammenbrachte, verschiedene Strüßzüge unternahm und endlich am 3. April 1124 bei Rambehö geschlagen wurde. Inzwischen hatten die Prälaten und Barone des Königreichs Jerusalem (Mai 1123) zu Alto den Connetable Eulach Gremis zum Reichsverweser erwählt, 8000 Mann Kriegsvolk zusammengebracht und ein 30,000 Mann starkes ägyptisches Landheer von Lope abgetrieben und bei Jbelin auf dem Rückzuge gänzlich geschlagen. Ein gleiches Schicksal erlitt fast gleichzeitig die ägyptische Flotte durch die Venetianer, welche den Franken zu Hülfe kamen, und nur auch zur Belagerung irgend eines Seerplatzes benutzt werden sollten, aber man konnte anfänglich nicht übereinkommen, ob Asakon oder Tyrus, oder das Eine nach dem Andern zu nehmen wäre, bis man das Loos entscheiden ließ. Dieses fiel auf Tyrus. Zu dem wichtigen Unternehmen feuerten das Königreich mit Einschluß seiner Kirchen und die Venetianer bei. Am 15. Febr. 1124 lagerten sich eine Flotte und ein Landheer vor Tyrus, das 1117 durch die Errichtung der Burg Sclanballon bereits eingekerkert worden war. Das Landheer sicherte sein Lager im Rücken durch Wall und Graben. Eine Reihe von tüchtigen Thoren zu Wasser und zu Lande wurde bis zum 27. Juni verrichtet, an welchem Tage Hunar, Abmatung und Mangel an Entlaste (nur die Asakaliten beunruhigten inzwischen Jerusalem,) die Tyrer zur Übergabe trieben. Die damaschische Besatzung erlitt freien Abzug, den Bewohnern der Stadt aber wurde freigestellt, gegen ein mäßiges Schutzweld zu bleiben oder mit ihrer Habe abzuweichen. Bald darauf, im August, hatte sich König Baldwin auf Kosten des Fürstenthums Antiochien (fünf ansehnliche Burgen desselben wurden dem Fürsten von Haleb, welchem Baldwin seit Balak Gaj's Tode zugesallen war, gegeben) und auf seine und seines Königreichs Kosten (80,000 Goldstücke) zu befreien gewünscht. Für die rückständigen drei Viertel des Lösegeldes mußten zu Haleb 12 Kinder der angesehensten französischen Familien, darunter die fünfjährige Tochter des Königs als Geisel halten, und als Baldwin am 1. September nach Antiochien kam, lehnte sich der Patriarch gegen den Löfvertrag auf, und mochte darum auch Ursache sein, daß der König mit dem Fürsten von Haleb, Aimurtach, brach und sich mit

dessen Erbsinde, dem arabischen Emir Dodaib, verband. Sie und Graf Joscelin mit etlichen verbündeten türkischen Großen erschienen noch im September desselben Jahres vor Haleb, verheerten die Umgegend, bis sie von einem Asakabere, das der Fürst von Mosul herbeiführte, nach Antasch zurückgedrängt wurden, wo der König das Heer entließ und sich nach Jerusalem begab. Er mußte aber im folgenden Jahre nach Antiochien zurückziehen, wo Afsonfor, Fürst von Mosul, verheerend eingebrochen war und bereits Asakab erobert hatte. Baldwin, mit 1100 zu Ross und 2000 zu Fuß, traf den 15,000 Mann starken Gegner an der Burg Gaj und schlug ihn zurück, worauf dieser, von seinen Bundesgenossen verlassen, einen Wasserflußlang einging, Baldwin aber sich von Neuem zur völligen Zahlung seines Lösegeldes, dessen sich Afsonfor, wie der Geiseln ungenügend hatte, verpflichten mußte. Der König, nicht müßig, überließ nun Damask, verheerte einen Theil dieses Gebietes und schleppte viele Beute und Gefangene hinweg. Ein Streifzug nach Asakon errang ihm auch Dordobir, ebenfalls im Januar 1126 unternommen in die Ebenen von Nedon und Marbich Suffer, wo am 30. Januar ein Damaskabere geschlagen wurde. Dieser Sieg brachte zwei feindliche Burgen in des Königs Gewalt. Nun haßte er dem Grafen Penz von Tripolis Kasanah belagern und erobern (31. März 1126) und die Gegend von Emefa verewilligen. Darüber gerieth der Fürst Afsonfor wieder in die Waffen gegen Antiochien; Baldwin, herbeigeeilt, beruhigte ihn durch Friedensanträge, die angenommen, aber nicht gehalten wurden, so daß Afsonfor sich Kemesrin, Danik, Tarnim und Elfua verband und Baldwin sich ihm bei Maarah Medrin entgegenstellte; aus Mangel an Lebensmitteln aber trennten sich beide Heere wieder im August, ohne Gefechte mit einander bestanden zu haben, und als sie im November in derselben Stellung wieder erschienen, machte Afsonfor's Ermordung den Kämpfen ein Ende. Endlich traf der 18jährige Boemund II. in seinem väterlichen Erbtheile ein, das ihm der König von Jerusalem, ohne Zweifel mit Lehnabhängigkeit, zurückgab, sammt seiner Tochter Elia, die ihm früher schon zur Gemahlin bestimmt worden war. Baldwin glaubte nun der Sorge für dieses Land entbunden zu sein und sich seines eigenen Staates kräftig annehmen zu können; allein schon 1127 rief ihn der Hader zwischen seinem Schwiegeronkel und Joscelin herbei; es gelang ihm zwar, der verdrüßlichen Beschöpfung durch Verschöpfung Empah zu thun, aber Boemund fiel schon 1131 in Cilicien in einem Kampfe mit den Ungläubigen, und das Land, abermals verwaist, mußte den König von Jerusalem zu Hülfe rufen. Er kam und fand seine Tochter, die junge Fürstinwitwe, in Unterhandlungen mit dem suchtbaren Emporkömmling Emab eddin Jenk am Euphrat für ein Bündniß gegen ihren Vater und die Barone des Fürstenthums, welche es mit Constanz, der Erbin Antiochiens, bielten. Baldwin zwang seine Tochter zur Ruhe und zur Begrüßung mit ihrem Wittume Kaocira und Gabala, während er die Barone des Landes für sich und seine Enkelin, Constanz, in Pflicht nahm, wodurch und unzweifelhaft das Fürstenthum abermals in Lehnverhältnisse zu Jerusalem trat. Dies

war die letzte That des christlichen Königs von Jerusalem, denn er starb bald nachher¹⁴⁾. Was er für sein Land gethan, bestand in den 1120 beschlossenen Verordnungen zur Bucht und Verbesserung des Staates, und in der 1127 bewirkten Einrichtung eines Erzbisthums von Tyrus und endlich 1129 in der Erwerbung der Burg Ponsac für sein Reich. Den eig. seinen Feinde zu Damask konnte er nicht zersören. Ein großes Verdienst erwarb er sich noch, daß er (1119) die Stiftung des Tempelordens sehr begünstigte, der schon nach Verlauf der ersten Decennien mehrere hundert Ritter und eine große Schar tüchtiger Knechte zur Bekämpfung der Saragenen aufstellen konnte.

Bei Baldwin's II. Tode erstreckte sich das christliche Gebiet mit Einschluß der Lehnstaaten beinahe von al Akrich an (nur Afsalon noch ausgenommen) bis Larfus in Cilicien längs der Meeresküste, und im Osten drohten noch immer die kleinen, doch gefährlichen Saragenengebiete Haleb, Schaifar, Hama mit den fürchterlichen Afsajenen, Emesa und Damask. Sie zu erobern fehlte es den fränkischen Fürsten an einmüthigem Zusammenwirken, wie dem neuen Könige Fulko, Grafen von Anjou (f. d. Art.), der bei seiner Krönung (14. Sept. 1131) bereits 60 Jahre zählte, an nöthiger Kraft, wenn auch nicht an Einsicht und Erfahrung. Mit Baldwin's II. ältester Tochter Melisende¹⁵⁾ vermählt und durch sie zum Thronfolger erhoben, verlor er — was bisher Keiner seiner Vorgänger gethan hatte — durch eine seiner ersten Handlungen die Reichthümer, indem er mehr von ihr die Lehen nahm und selbige an französische Barone gab, die ihn 1128 nach dem getöbten Lande begleitet hatten. Sodann war dem alten unerfäglichen Joscelin ein gleichnamiger Sohn, in Völlerei und Fleischlust unersättlich, in der Grasschaft Edeffa, gefolgt, daher von ihm entweder Waffnungsüch oder Unthätigkeit zu befürchten. Überdies blieb die Erhaltung Antiochiens, da Afsalon, wenn auch regelmäßig mit Mannschaft versetzt und mit Lebensmitteln versehen, seit neun Jahren wegen der innern Unruhen in Ägypten minder furchtbar geworden war, dem Könige Fulko eine Hauptbesorge. Gegen ihn trat dort die fürstliche Witwe gleich Anfangs auf in Verbindung mit den Grafen Pons, Joscelin und Andern. Allein Fulko von Constanz's Partei herbeigerufen, vereitelte durch Annahme der Fuldigung Euseb's Pläne, schlug dann seinen vorgedungenen Schwager, den Grafen von Tripolis, bei Rugia, zwang denselben zur Unterwürfigkeit und setzte einen getreuen Baron zum Statthalter über Antiochien, ohne dadurch seine persönliche Gegenwart daselbst unnöthig gemacht zu haben.

Denn schon 1132 rief ihn der Einbruch der Turkmänen in das Fürstenthum herbei; er befreite aber erst seinen Schwager, auf Witten Gaciliens, Ponzens Gemahl, und Fulko's Stiefschwager, zu Barin (Monsferrius) von Benki's Belagerung, und dann überließ er mit gutem Erfolge die Turkmänen bei Ganestrivum und eroberte die kleine Burg Kufair (?). Nachdem bestimmte er auf Witten und Vorschlag des Landesadels seiner Nichte Constanze einen Gemahl in der Person des Grafen Raimund von Poitou; und da die Unruhen im Khalifat Bagdad, in welche sich der immer furchtbarer werdende Benki mischte, den christlichen Landen von Osten her Ruhe gab, so beschiedten die Antiochener in Verbindung mit den Grafen von Edeffa und Tripolis bald die Afsajenen (Zemaiten, f. d. Art.), bald den Statthalter von Melitene und Schalle, bald den Emir Savar von Haleb. Letzterer machte sich ihnen im J. 1134 furchtbar, nahm die Burg Naimud, schlug die drei verbundenen christlichen Staatensoldaten einzeln, während die Antiochener nur einen Sieg über ihn davon trugen. Im J. 1135 überließ Benki das Fürstenthum Antiochien, nahm Afsarab, Sarbanah, Tellalid und Maarrah Annonam, und fiel verheerend ins Gebiet von Emesa ein, ohne daß es Fulko's und des Grafen von Tripolis Truppen verbinden konnten. Im folgenden Jahre drang Savar in Antiochien unermüdet ein, raubte über 7000 Christen und eine Menge Vieh, während Euseb die Verwundung wieder an sich gerissen hatte. Bald aber kam der Bräutigam ihrer Tochter, Graf Raimund, der aus Unachtsamkeit des alten Fulko von dem Patriarchen von Antiochien erst zum kirchlichen Lebenträger gemacht wurde, ehe er vermählt und Euseb in ihr Wittum zurückgesetzt wurde. Wenn auch der neue Fürst den kirchlichen Lebened wieder brach, so erlosch doch der byzantinische Kaiser Johannes, die Boemund I. und andern Kreuzfürsten abge-nöthigten Ansehen seines Vaters Alricus auf dieses Fürstenthum. Dieser kam 1137 erobend durch Armenien und Cilicien plötzlich vor Antiochien, während dieses Land dem Könige Fulko Hilfe gewähren mußte. Fulko war dem von Benki hart bedrängten Grafen Raimund I. von Tripolis, Ponzens Sohn und Nachfolger, mit 6000 Mann zum Beistande herbeigezogen, und auf den unversaglichen Segen nach Barin vom Segner überfallen, geschlagen und Graf Raimund gefangen worden. Der König war nach Barin geschicket und dort umgelingt, hatte sodann von Edeffa und Antiochien Hilfe gebittet; ehe aber diese und das vom Patriarchat zu Jerusalem gesammelte Heer herbeikamen, hatte er in der Noth im August 1137 einen Frieden mit Benki geschlossen, der ihm und seiner Ritterschaft freien Abzug, dem gefangenen Grafen die Freiheit (ob aber mit oder ohne Lösegeld, bleibt unentwärtet) verschaffte. In der Ebene von Afsa stieß der König auf die anrückenden Fürsten von Antiochien und Edeffa, ging aber nicht mit ihnen, wie sie gehofft, den Griechen entgegen, sondern dem Lager seines Patriarchen gegen die Afsaloniten und Damasker nach, welche insjensich das Königthum angefallen hatten. Nach seiner Rückkehr fand Fulko zwar dabei Alles wieder ruhig, aber der Fürst von Antiochien zu Hause die griechi-

14) f. den Artikel über ihn. 15) Kufair ist und Euseb hiesiger f. Baldwin II. noch zwei Töchter, Heberne, vermählt mit dem Grafen Raimund von Tripolis, und Justine, die sich dem geistlichen Stande widmete. Vermöglich ihr zu Fremden erbaute die Königin Melisende das St. Lazaruskloster zu Bethania; dieses wurde das reichste Kloster im Staate, und den Justo, als Abtissin, verwaltet. Zum Schutze des Klosters wurde ein Thurm aus geschliffenen Quadersteinen nebenan errichtet, wo von Allem aber deutliche Nichts mehr sichtbar zu sein scheint; f. von Hammer a. a. O. S. 215.

X. Capit. v. B. u. R. Zweite Section. XV.

schen Völkern, mit denen nach mehrtägigen Kämpfen auf Rath der Verrätherigen Friede geschlossen wurde. Hiernach übergab Raimund — und König Zulkio beistimmte es auch — dem Kaiser Johannes die Stadt (und wie es nach Cinnamus scheint, auch das Gebiet von) Antiochien, wofür ihm dieser die Städte und Gebiete Halep, Casarea oder Schafar, Hama und Emesa als Byzantinerlehen zu verschaffen versicherte und auch bereits den Lehnzins darüber abnahm¹⁶⁾, aber erst im Frühjahr 1138 sich in Cilicien, wohin er inzwischen zurückgegangen war, zur Eröberrung des versprochenen Lehnlandes ansetzte, wozu Isocelin's und Raimund's Beistand angesprochen wurde. Gegen den Frieden von Barin errichtete das kaiserliche Heer von 200,000 Mann auf dem Wege von Belach herkommend, im April vor Buzaa (? Bazaa), eroberte diese Burg nach sieben Tagen und gab sie als Lehen dem Grafen von Cefessa, der, wie der Fürst von Antiochien, mit des Kaisers Unterthemen äußerst unzufrieden war. Sodann säuberte er die Höhlen bei Elbad (Albad) von Räubern und erschien am 19. April vor Halep, das den folgenden Tag vergeblich bestürmt wurde, und durch einen tüchtigen Ausfall seinen Feind zum Rückzuge bewogte. Dagegen gelang dem Kaiser die Einnahme von Afarab (Sasraba) und Kasartab, nicht minder die Eroberung Schafars mit Ausnahme der Burg, welche Fürst Ben Konfed tapfer verteidigt hatte. Käte der Fürsten von Antiochien und Cefessa, Bedrohungen des heranrückenden Zentri, sowie die Belagerung Cefessa's durch 50,000 Türken unter Kara Arslan und die Eroberung der cilicischen Stadt Adana durch den Fürsten Masub von Taronium trieben endlich den Kaiser Johannes zu einem Vergleich mit dem Beherrscher von Schafar gegen Empfang eines jährlichen Zinses, hierauf zum Rückzuge nach Antiochien, während Jenki alle von Johannes erzwungenen Vortheile wieder eroberte und dazu noch Arka bekam, obgleich sein Emir, Sazar, von den Franken geschlagen wurde. Johannes wiederholte bei seiner Ankunft zu Antiochien die vorräthigen Forderungen und Versprechungen nochmals; allein Eiß und Aufruhr des Fürsten und der Einwohner hießen den betrogenen Kaiser nach Cilicien und endlich nach Constantinopel zurückkehren.

Während dessen beschloß König Zulkio mit Hilfe seines eben angekommenen Schwiegersohnes, des Grafen Friedrich von Flandern und Elsass, und dessen tüchtigen Ritters die Eroberung einer Höhle im Gebirge Sirak, deren Bewohner den Christen bisher vielen Schaden zugefügt hatten. Das glücklich ausgeführte Unternehmen trübte ein Haus Ansturm, der sich hinter des christlichen Heeres Rücken über den Jordan nach Jericho schlich und Aetosa, Habelim und Hebron überfiel. Die Tempel erlitten zwar mit dem in Jerusalem zurückgelassenen Fußvolk Verfall, erlitten aber durch Vereinigung aus Brückler einen nicht unbedeutenden Verlust. Desser nahm Zulkio im Mai 1139 die wichtige Stadt Pangaß, die ihm

1132 die Damasker zur Zeit seines Zwistes mit seiner Gemahlin über den verfolgten Grafen von Joppe entzogen hatten.

Im J. 1142 wurde Antiochien unerwartet schnell vom Kaiser Johannes abermals heimgesucht, und Graf Isocelin wie Fürst Raimund in Verlegenheit gesetzt. Die Stadt Antiochien hielt im Herbst eine Belagerung aus, Isocelin mußte dem Kaiser seine Tochter Isabella als Geisel übergeben, und nur der heranabende Winter befreite Raimund von dem lästigen Besuche der Griechen, die sich nach Cilicien zurückzogen, von wo ihr Kaiser auch seinen Besuch in Jerusalem anmeinen ließ, den sich aber der König in ausweichender höflicher Antwort verbat. Glücklicherweise starb dieser den Franken beschwerliche Gast, im Lager bei Anazarba schon im Frühling, und ein halbjahr nachher, den 9. (? 13.) Nov. 1143 (nicht 1144) folgte ihm König Zulkio in Folge eines tödtenden Sturzes vom Pferde auf einer Felsenabstiege bei Ptolemais nach. Er hatte das vorzüglichste Verdienst um sein Königreich, viele Burgen und Schloßer auf Bergen und bequemen Höhen angelegt, und seine Prälaten, Barone und selbst Bürger zu ähnlichen Bauten veranlaßt zu haben, theils um den arabischen Karavanen desto besser nachstellen, theils um die Straßen sichern zu können. Dann ließ er zur Zügelung Askalons (1134) Gibeilim mit den nöthigen Werken, angeblich an der Stelle des alten Bersaba (heutzutage Bir Saba) erbauen und mit Johannitern besetzen. Acht Jahre nachher (1142) erkrankte weiter abwärts die Burg Iselin (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Burg auf den Höhen des Jales Hedron) aus den Trümmern der alten Philisterstadt Gath auf einem Hügel bei Lydda. Sie erhielt der tapfere Basilian von Charrres zu Lehen, und gab dessen bekanntem Geschlechte den Namen. Im J. 1143 baute der König nordwärts von Askalon auf einem Hügel noch die weiße Barte, Garde blanche, aus Quaden mit vier Thürmen, und versah diese Burg mit einer Mannschaft. Fast gleichzeitig erkrankte jenseit der nach Süden laufenden Sarbirgelei unterhalb Montropolis die Burg Karat oder Petra, in deren Nähe eine belebte Straße der Sarazenen hinlief, also öfters zur reichen Beute eingeladen wurde. Um diese Burgen und Schloßer wurden häufig nachstehende Städte oder Dörfer angehebt. Sonst hatte Zulkio aus den angeführten Abdrücklichkeiten noch einen Kommandanten, den Grafen Hugo von Joppe, 1132 zu belagern, worüber dieser des Landes flüchtig nach Apulien ging. Nun aber nach seinem Tode geriet das Königreich unter seiner Witwe, Weissende, Vormundschaft, die ihres Vaters letztem Willen gemäß, mit ihrem ältesten 14jährigen Sohne Baldwin III. zu Weihnachten 1143 zugleich gekrönt wurde. Weisende, klug, männlich, aber außerordentlich herrschsüchtig, führte eine fast zehnjährige Vormundschaft, in welcher für das Königreich wenig, aber gegen dasselbe und gegen die christlichen Lehnlande viel gethan wurde. Der größte Stoß gegen diese Lande insgesamt war der Verlust fast der ganzen Grafschaft Cefessa, von Norden her mit Recht die Normauer der christlichen Gebiete im Morgenlande genannt. Schon so

16) Ob auch der Graf von Tripolis, wie Ricart glaubt, dem Kaiser den Lehnzins geschworen habe, steht bei dem gänzlich ungewissen aller andern Berichtsteller zweifelhaft.

vor's häufige Streifzüge und Jocelein's Rüstheiligen mit dem kaiserlichen Raimund von Antiochien hatten einen Stillstand in die christlichen Eroberungen gebracht. Hierzu kam, daß Jocelein seine Hauptstadt Cessa vernachlässigte, sie unfundigen Leuten anvertraute und Zellbesitzer an der Grenze von Antiochien alle Aufmerksamkeit zuwandte. Seine Grafschaft wurde allerdings in der Zeit von 1140—43, als Zenki's Statthalter zu Haleb mit den Antiochiern in abwechselndem Wechsellagde kämpfte, verschont, weil Zenki noch anderwärts, so mit dem Sultan Masud von Ikonium, zu thun hatte; seit 1144 aber brach das Ungewitter über ihn ein. Zenki nahm ihm den östlichen Theil seiner Grafschaft ab und erschien am 16. Nov. mit einem großen Heere vor Cessa, das schlecht besetzt und versorgt worden war. Jocelein, selbst zu schwach zum Entsatz, rief seinen Nachbar Raimund und die Königin Melisende um Hilfe an. Ersterer verweigerte den Beistand und letztere konnte nicht so schnell ein Hilfsheer zusammenbringen lassen, als Cessa schon den 13. Decbr. 1144 erkrankt wurde. Zwei Tage nachher fiel auch die Burg in feindliche Gewalt. Die vom Tode getretenen Christen wurden geschont, gelinde bestraft und im Orte gelassen, aber ihre Kirchen in Moscheen verwandelt. Sarubich und Mira gingen alsdann an Zenki über. Der Tod dieses mächtigen Atabel (1146) gab Jocelein Hoffnung, seine Hauptstadt wieder zu erhalten. Es geschah auch bald genug durch ein Einverständnis der Armenier, denen die Besicherung der Mauern anvertraut worden war; allein dem Grafen fehlte es an Mitteln, sowohl zur Bewachung der Stadt, als zur Belagerung der wohlverwahrten Burg, und schon sechs Tage nach Jocelein's Ankunft überfiel Zenki's Sohn, der fürchtbare Nurreddin, die Stadt, deren Einwohner bis auf 16,000, welche in Fesseln abgeführt wurden, den Tod fanden¹⁷⁾. Jocelein entkam mit wenigen Rittern nach Samosata. Stadt und Burg wurden hierauf zerstört, und lagen noch zu Anfang des 13. Jahrh. wüste, doch die Trümmer von wenigen Armeniern bewohnt, bis aus ihnen die blühende Sarajensstadt Orsa (auch Orsa genannt) emporstieg. Diese Verluste brachten Schreden, Verwirrung und Zerrüttung unter die Christen des Morgenlandes, während sie bereits Herrschsucht, Neid und Rachsucht in Unspannung erhielt. Der junge König noch unerfahren und ohne Ansehen, die Barone gegen seine Mutter unwillig, Raimund von Antiochien mit seinen Prälaten, Rittern und Bürgern zerfallen, Raimund von Tripolis auf sich nur sehend und Graf Jocelein durch Unglück nicht gebeugt, verarbeitete in seinem Leichtsinn. Dagegen befestigte derer Aller Hauptfeind, Nurreddin, seine Macht von Tage zu Tage; mit Hilfe seiner freigeworbenen Truppen setzte er sich an den Grenzen des christlichen Morgenlandes fest, und unterwarf sich die Emire von da bis zum Taurus. Noch war er des Emirs von Damascus nicht sicher, als ein kleines christliches Heer, in demselben der junge

König Balduin¹⁸⁾, im Frühjahr einen rühmlichen, doch unglücklichen Kampf mit ihm versuchte. Weit unglücklicher war sein im Sommer desselben Jahres unternommener Herzog von Lüberias aus durch die Raubheiden über Adraa nach Hozra und Sarchob, deren Commandant, Luntash, mit seinem Gebieter, dem Emir Anar von Damascus, zerfallen nach Jerusalem gekommen war und Hilfe gegen denselben, mit welchem das christliche Reich in Waffenruhe stand, erbeten hatte. Eine Versammlung der Barone und Prälaten des Reichs sagte sie ihm zu, man ließ sich aber so lange in Unterhandlungen ein, daß Anar den mächtigen Nurreddin an sich ziehen, sich der beiden Städte des abtrünnigen Commandanten versichern und dem christlichen Heere die Spitze bieten konnte, als es nach klammerlichem mühseligem Marsche vor Hozra erschien. Jammervoll und menschenraubend war der Rückzug des königlichen Heeres unter steten Angriffen der Befolger und unter Qualen des Dampfes und der Feuerfluth, welche die ringsum brennenden Gesträuche verursachten¹⁹⁾, so daß es erst bei Lüberias (bis Gabara dauerte die feindliche Verfolgung) zur Ruhe und Erleichterung gelangen, und das ganze mißlungene Unternehmen als heillos, sowohl an Gefahren und Mühen, als an Tapferkeit, Beharrlichkeit und Klugheit den Christen im Gedächtnisse bleiben konnte. Das erbarmungswürdige Schicksal des Luntash — er fiel bald darauf aus eigener Unvorsichtigkeit den Damascusern in die Hände — diente nachmals den Rußemännern zur abschreckenden Warnung, bei den Franken Hilfe und Schutz zu suchen.

Diese Schmach zu tilgen, trachtete Balduin unter Mitwirkung der ebenangegangenen Könige Conrad III. von Teutland und Ludwig VII. von Frankreich. Sie brachten aber nur die geringen Ueberbleibsel von fast einer halben Million Krieger, meist ohne Pferde oder ohne Waffen, kraftlos und abgemattet im J. 1148 ins heilige Land und hielten im Juli desselben Jahres eine glänzende Berathschlagung zu Ptolemais, an welcher nur König Balduin mit den Kromvasallen, Prälaten und den Meistern der beiden geistlichen Ritterorden, nicht aber der Fürst von Antiochien (der auf König Ludwig VII. erbost war, weil dieser an seinen Eroberungsplänen keinen Gefallen gefunden hatte) und die Grafen von Cessa und Tripolis, Theil nahmen. Die Städte Cessa und Askalon waren im Vorschlage, erobert zu werden, allein

18) Sein erster Feldzug geschah im J. 1145 zur Wiedereroberung einer von den Muselmännern genommenen Burg im Orte Wols. 19) Der Feind hatte nämlich das von der Höhe gestreute Gesträuch, Gebüsch und Kräuter auf der Straße der Christen unter Begünstigung eines Zugwindes angezündet, und dieser Lusttag trieb dem geplagten Heere das Feuermeer dergestalt auf die Feinde, daß sie dem Kopfe bis zum Roke geschmiedet wurden. Der Erzbischof von Amis berichtet über die Wüthungen dieser Kriegslust (bei Bengert I. 897) Folgendes: „Erat autem populus, in modum flammarum officinas excrecentium, vento agitante fulgurent, tam facie quam toto corporis habita, nigredine factus decolor, et tam aestatis quam incendiorum caumate duplicato, ad apertum afflictus siti, supra viros laborabat.“

17) Mehr als 30,000 Christen sollen bei der ersten und zweiten Belagerung, 1144 und 1146, ihr Leben verloren haben.

für Damask entschieden sich die abendländischen Pilger am liebsten, da sie nach dessen Eroberung einen besondern christlichen Staat zu Gunsten eines Pilgerfürsten daraus zu bilden Willens gewesen sein sollten, worüber Verrath und Bosheit unter den einheimischen Christen gegen die Kreuzfahrer entstand, und das seinem Gelingen naheste Unternehmen scheiterte.

Zu der ärgsten Sommerhitze sammelte sich in und um Librias mit diesen Pilgern ein Heer von etwa 50,000 Mann verschiedener Waffengattung (Andere schätzen es bis auf 70,000 Mann). Dieses überfiel den Herrmann und Antiochianen und kam am 25. Jul. 1148 in der geräumigen fruchtbaren Ebene von Damask an, das von Anar in den besten Verteidigungsstand gesetzt und mit einer dem Kreuzheere fast um das Doppelte überlegenen Streitmacht versehen worden war. Jedoch lagerte sich jenseit nach, einem heissen glücklich bestandenen Kampfe an der Höhle Al-Nabua auf der Abendseite der erichredten Stadt, erlitt aber am folgenden Tage durch einen heftigsten Ausfall der Belagerten einen solchen Verlust, daß es am 28. Juli die angebotene Schlacht ablebte und sich durch große Anerbietungen Anar's irradeten ließ. Ja die einheimischen Großen, und selbst Balduin III., sollen sich heimlich durch Bestechungen²¹⁾ haben gewinnen lassen, um den Plan der Pilgerzüge zu vereiteln. Gewiss ist, sie bereiteten die beiden des Landes umliegenden abendländischen Monarchen, das Lager, für welches bereits ein Bollwerk angelegt worden war, auf die südliche Seite der Stadt, wo es an Allem, was man dieselbe in reichlichem Maße genoss, gebrach, zu verlegen. Gleichwohl wurde der verlassene Lagerplatz vom Heine besetzt und verwahrt, so daß den nun plötzlich in äußerste Dürftigkeit vertheilten Belagerten nichts als der Rückzug übrig blieb, und derselbe schon in der Nacht des 29. Juli mit großem Verluste angetreten wurde. Trotz dieser empfindlichen Aufschung boten Konrad und Ludwig den verrätherischen Franken nun ihren Beistand zur Eroberung Askalons an, wurden aber nach achtstägigem Warten abgemals von diesen getäuscht. Da kehrte Konrad im September, und Ludwig mit den Seinigen im Frühlinge 1149 nach Hause zurück zur einmüthigen Warnung gegen ähnliche Kreuzfahrten, so nothwendig sie auch gleich darauf in Europa, besonders in Frankreich, geschildert wurden. Daher auch der Erzbischof von Tournai dieser verunglückten Kreuzfahrt alles fernere Unheil des gelobten Landes zuschreibt. Denn kaum waren die Pilger abgerückt, so überfiel der Emir von Damask das Königreich Jerusalem und zwang es durch Verwüstungen zur Annahme eines dauernden Friedens. Indessen brach gleichwohl Nuraddin ins Fürstenthum Antiochien ein, nahm mehrere Schlösser und quälte Apamea, und wenn er auch vom Fürsten Raimund davon wieder abgetrieben wurde, so siegte er doch unmittelbar nachher bei Bozra über die Franken. Gleichwohl ließ sich der unbesonnene und geschwächte Raimund bei Anar mit ihm, Anfangs freigleich, in

einen Kampf ein, der aber am folgenden Tage (29. Jun. 1149) durch einen unerwarteten Angriff mit einer Niederlage und dem Tode des Fürsten endete. Hierauf nahm Nuraddin Apamea, Harem und andere Burgen bis vor Antiochia streifend, und als König Balduin bereitete, gestand er dem verwaisten Lande einen billigen mäßigen Waffenstillstand zu, während Rasud von Ikonium, sein Schwiegervater, über Tellbächer herrschte und den Grafen Isacelin zur Erlösung eines Friedens zwang. Nichtsdestoweniger blieb sein Schwiegersohn Nuraddin Isacelin's beleidigter Gegner, und ließ ihn am 3. Mai 1150 aus einem Versteck überfallen, gefangen nehmen und bis an seinen Tod (1158) einsperren. Inzwischen saß König Balduin daheim in Unfrieden mit seiner Mutter und den Reichsbaronen. Sorgfältig erzogen, wachsam, muthig, tapfer und unerschrocken, trachtete er allem Anscheine nach bei dem Eintritte seiner Volljährigkeit — wenn anders 1129 als sein Geburtsjahr mit Gewissheit angenommen werden kann²²⁾ — nach der Unabhängigkeit von seiner Mutter und deren einflussreichem Rathgeber, dem Connetable Manasse; ihm stand aber mehr die mächtige Partei Melisendens, als die testamentarische Verfügung seines Großvaters, gewaltsam entgegen, sobald er sich auf der verhänglichen Eintraten, entschloß sich mit der Mutter zugleich nochmals trönen zu lassen; allein bald andern Sinnes geworden setzte er sich zu Dikern, spätestens 1151 (schwerlich 1152), in der Aufrechterhaltung der eigensiebig die Krone auf. Dieser fühne Schritt dafs ihm zu wenig, daß er in kurzer Zeit auf vorangegangene Berathung der Barone und Prälaten das Königreich mit Melisenden gleichmäßig theilen mußte. Nun aber sahen Viele den Nachtheil wie den Uebermuth der Königin und ihres Rathgebers ein, und traten binnen wenigen Monaten zum Könige Balduin über, welcher ungekäumt zur Gewalt schritt, die vorher durch den Theilungsvergleich vermieden werden sollte. Zuerst trieb er Manassen aus seiner Burg Mirabel und verbannte ihn aus dem Lande, dann besetzte er Neapolis, die Residenz seiner Mutter, und drang in Jerusalem, das dieser ebenfalls gehörte, ohne Widersehtlichkeit der Einwohner ein, um die Davidburg, in der seine Mutter sich vertheilte, zu bestärken. Auch Versuche von mehrer blutigen Tagen wurde ein Vertrag vermittelt, welcher die Eintracht äußerlich herstellte und der Königin die Stadt Neapolis überließ, ohne die Barone dadurch zur Einmüthigkeit zu stimmen. Daher auch die Andärgen Melisendens dem Heerzuge Balduin's nach Tellbächer nicht bewohnen, und dieser genöthigt war, dem byzantinischen Kaiser Manuel, der sich zu einem Jahresgelde für Isacelin's Gemahlin und Kinder verpflichtete, die geretteten Kasse der Grafschaft Oessa zu übergeben. Die gräfliche Familie und die katholischen Christen dieses Gebietes nahm er unter seinen Schutz und geleitete sie ins Fürstenthum Antiochien, während die Griechen ihn

²¹⁾ Das von Anar empfangene Geld fand sich nachher dem Misch, und trug nicht wenig zur Beschaffung der Verräther bei.

²²⁾ Wilhelm von Tirus nennt ihn wenigstens bei Bengars I. 850 zur Zeit, da sein Großvater Balduin II. starb, blumina. Diese Angabe des Zeitgenossen ist wol richtig, als das J. 1151 bei Saint-Xalais II. 22.

neues Bestreben sein Jahr lang behaupten konnten. Baldwin strebte Antiochien vor den Ansprüchen Kaisers Manuel zu retten, indem er der jungen und leichtsinnigen kaiserlichen Witwe Constanze die baldige Vermählung mit einem tapfern abendländischen Ritter dringend anrieth, was ebenso vorthellig war²²⁾ als seine Verheirathung, den gefährlichen Kriegen des Grafen von Tripolis und seiner Frau wieder herzustellen; doch ließ er nach des Grafen Ermordung seiner Gattin, der Gräfin und deren 12jährigem Sohne baldigen.

Diese Bewegungen im Innern der christlichen Staaten benutzte der Emir von Mardin zu einem Überfalle Jerusalems, wurde aber am 22. Nov. 1152 zurückgeschlagen. Dieser Sieg scheint der gesammten Reichsritterschaft wieder Einigkeit verliehen zu haben, denn sie zog nun wohl gerüstet und mit Begeisterung, wie sie die ersten Kreuzfahrer desselben, vor Afulon, und begann am 24. Jan. 1153 die Belagerung dieser Stadt zu Wasser und zu Lande. Die Belagerung war doppelt stärker, als das Belagerungsheer, und mit Lebensmitteln zum Ueberflusse versehen; letzterem mangelte bei seiner Schwäche Weizenmehl, Bauholz und andere nöthige Mittel, ja Gesandtschaften und Botschaften, sobald nach Vertreibung der christlichen Flotte der Tempel Raubgier das Unternehmen endlich vereitelt haben würde, wenn nicht die Ankunft der Pilger obigen Mangel abgeholfen, und die anwesenden Prälaten und Johanniter Begeisterung unterhalten hätten. Ein Sieg der Ritter über die ausfallenden Belagerer verstärkte den Muth noch mehr und zwang die muthlos gewordene und von Nureddin hilflos gelassene Stadt zu einem Vergleiche, der den Afuloniten freien Abzug mit aller Habe und sicherer Geleit bis Al Atrich gewährte. Am 12. August zog das Kreuzheer ein und fand noch ansehnlichen Vorrath an Geld, Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen. Bei der Stadt war ein bedeutendes Gebiet erobert worden, das von nun an bebaut, dem ganzen Reiche viele Lebensmittel reichete. Des Königs jüngerer Bruder, Amalrich, erhielt es mit dem Titel eines Grafen von Afulon, und unter ihm wurden kleine Strecken als Ackerland zur Bekolonung oder gegen Geld vertheilt. Der Klerus jankte sich bei Anordnung der kirchlichen Angelegenheiten in der Stadt. Über diesen erzwungenen Vortritt ging ein anderer den Christen verloren. Nureddin erstickte sich 1154 den Befehl der Stadt Damas und zwang nach zehnjähriger Belagerung der Burg den Emir zum Gehorsam, bevor der König Baldwin diesem zu Hülfe eilen konnte. Doch rettete er durch einen zweijährigen Waffenstillstand den jährlichen Zins von 8000 syrischen Denaren, der auf Damas lastete, aber bei Erneuerung des Stillstandsvertrags im December 1156 wieder verloren ging. Diesen brach der König aber auch einen Monat nachher aus Geldnoth und auf Zumuthung böser Rathgeber. Er überfiel im Jan. 1157 friedliche Vorden der Sarazenen im Walde bei Pameas und reiste dadurch den Abtact zum Kriege. Am Euphrat und bei Pameas wur-

den die Franken geschlagen, die Stadt erobert und zerstört, die Burg aber vom herbeileitenden Könige gerettet. Was nun in aller Eile von Pameas und dessen Mauern wieder aufgebaut werden konnte, geschah vor der Niederlage des Königs am 18. Jun. 1157, der aber nach schnell empfangener Hülfe den Abtact von Pameas abtreiben und Pameas im Fürstenthume Antiochien anfallen konnte. Hier trieb ihn Nureddin zurück; und als auf die Nachricht von dessen tödtlicher Erkrankung, mit Zuziehung des armenischen Fürsten Toros Gäsara am Dronos belagert und in wenigen Tagen bis auf die Burg erobert wurde, so verleitete ein über den Befehl der Eroberung zwischen Reinhold von Antiochien und Dietrich von Flandern entstandener Streik zur völligen Abführung des Heeres. Der König konnte alsdann nur mit Mühe Harem, das sich im Januar 1158 ergab, belagern, und hierauf Leute bringende Streifzüge unternehmen, aber ob Pameas dabei erobert wurde, bleibt unentschieden; denn die kriegerische Thätigkeit mußte plötzlich an die Grenze des seligen Arabien versetzt werden, wo die Agouten eingebrochen waren. Der wiedergewonnene Nureddin fiel das Bergschloß Sucta an, und Schirkuß mit seinen Anführern das Gebiet Sidon. Dem Bergschloße eilte der König zu Hülfe und schlug seinen Gegner am 15. Jul. 1158 aus dem Felde, benutzte aber den glücklichen Sieg nicht zur Erneuerung eines Waffenstillstandes, vielmehr entließ er seine Streitmengen und auch die Pilgeritter mit dem Grafen von Flandern. Also geschah, daß auch Nureddin des Kaisers Manuel Annäherung 1159 nicht fürchtete, der ohnehin nur Reinhold's von Antiochien Freitritts, die 1157 unternommene Verheerung und Plünderung Euphrats, rächen wollte. Baldwin schlug sich zwar nicht ins Mittel, eilte aber herbei, und sah, wie Reinhold nach damals nicht ungewöhnlicher Gütigkeit zu schimpflicher Abtheilung freiwillig einschloß. Desto ehrenvoller wurde der dem Kaiser befreundete König²³⁾ im Lager zu Ramistra aufgenommen, und durch ihn auch die Ausöhnung mit Toros von Armenien bewirkt. Doch mußte er sehen, wie Manuel bei seinem Aufenthalte in Antiochien sich als Lehnsherr benahm, und wie er nach Cinnamus Reinhold's zu seinem Vasallen verpflichtete. Gleichwohl geschah für das christliche Morgenland nichts weiter, als daß mit Nureddin ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde, der mehrentausend Christen die Freiheit wiedergab, sonst aber entweder für den König nicht bindend war, oder nach damaliger Sitte von demselben gebrochen wurde; denn kaum wußte dieser den furchtbaren Abtact mit dem Herrscher von Iconium beschäftigt, so brach er 1160 ins Gebiet Damas verkerend ein, und nöthigte den Statthalter einen Waffenstillstand auf, der demselben überdies noch 4000 Goldflöhe kostete, ohne die reichen Geschenke und die Freilassung angesehenen Ritter zu rechnen. Nach Ablauf von drei Monaten, so lange währte die erkaufte Waffenruhe, wiederholte der König seinen Streich in der nämlichen Richtung mit großen Vortheilen an

²²⁾ Erst 1153 etwa vermittelte sich mit dem Ritter Reinhold von Chatillon.

²³⁾ Baldwin war mit des Kaisers Nichte Theodora, Tochter Isaak's, seit 1157 verheiratet.

Beute und Gefangenen. Nicht so glücklich war Nephthod von Antiochien, der in die ehemalige Grafschaft Edeffa einbrach, aber in einem unglücklichen Treffen von dem Emir von Haleb zwischen Marefch und Grefsum (November 1160) gefangen wurde. Ebenso unternahm Balduin dieses Ereigniß, als die ein Jahr nachher zu Stande gebrachte Vermählung der Prinzessin Maria von Antiochien mit dem Kaiser Manuel, der sich dadurch gegründeten Veracht zuzog, einst dieses Fürstenthum an sein Reich zu knüpfen, und in dieser Absicht vielleicht die schon verabredete Verheirathung mit Melifinen von Tripolis wieder aufgegeben hatte. Zu den nützlichen Anstalten, die der König in seinem Reiche traf, gehört der Wiederaufbau der alten zerstörten Stadt Gaza, mit der er die Tempel belieh und dadurch den Ägyptern den Zugang zu Lande nach seinem Reiche abwehrte. Mit seinem Tode — er wurde vergiftet — verminderte sich die Liebe und Achtung von Innen und Außen gegen den christlichen Königssohn, wie alle Einigkeit der Abhängigen und Untergebenen aufhörte, und sonach sank mit Balduin's III. Bruder und Nachfolger, Amalrich I.^{er}, allmählig die christliche Herrschaft in Syrien.

II. Allmählicher Verfall des Königreichs Jerusalem bis zu seiner Gebietseinschränkung auf Tyrus, von 1162—1189. An König Amalrich tabelte man Habguth und Heißheit der Gerechtigkeit, Kälte, Verschlossenheit und Wollust, rühmte aber Ausdauer in Arbeit und Strapazen, ruhige Tapferkeit bei einem aufgebundenen Körper und regen Sinn für Kenntnißnahme der Rechte und Gebräuche seiner, wie anderer Reiche. Blindes Vertrauen zu seinen Beamten, wenn nicht die stets gerüstete Bereitschaft zum Kampfe mit seinen zahlreichen Feinden, drückte das Reich. Der Reichsbarone Abneigung gegen ihn äußerte sich in Zwiespalt und Ungehorsam, wenn auch die Urheberin solchen Unfriedens, Melisende, bereits am 15. Sept. 1161 gestorben war. Amalrich schloß sich, wie Balduin III., durch Heirath dem byzantinischen Kaiserthum an, suchte aber dessen Hilfe, die jener verschmähte. Er hatte, wie jener, denselben furchtbaren Feind im Osten gegen sich, war aber unvorsichtig genug, in seinen Plänen auf Ägypten, die sehr gefährlich für Nureddin werden konnten, Dummheit und Verblendung zu offenbaren. Seit Gottfried's Zeiten glaubten Alle, die es mit der Wohlfahrt und Eicherheit des christlichen Staates ernstlich meinten, ohne Unterjochung des Nilthaales könne er am Jordan nicht befestigt werden. Damals aber grenzten im Osten eine Reihe sarazenischer Statthalterchaften des bagdader Kalifats an das christliche Land, und die Vorsteher (Emire) derselben sahen entweder nur auf sich, oder waren widerspenstig, oder auch eifersüchtig auf ihre nachbarlichen Genossen. Jetzt nun hatte an ihrer Statt — dies war zu Balduin's III. Zeiten geschehen — der Usurpator Nureddin ein einiges Reich gegründet, von welchem aus die eingetretene Verwirrung in Ägypten mit viel sichern Mitteln beseitigt werden konnte,

als es der Christenkönig von Jerusalem vermochte. Amalrich zog durch seine Kriege in Ägypten seinen überlegenen Feind sich nach, und bereitete dadurch seinem Staate den Untergang.

Freilich war der Zeitpunkt, den er 1163 zu einem Heerzuge nach Ägypten verwendete, so günstig, wie kein anderer, da die Kaliften nur Schatten von Macht und Ansehen noch besaßen, und ihre Reizere, sich Sultane nennend, alle Gewalt in den Händen hatten. Ein solcher Sultan, Namens Adel, hatte sich zinspflichtig vom christlichen Staate Jerusalem gemacht; als bei dem Sturze des Sultans Schawer durch Dargam, nicht nur der jährliche Zins verweigert wurde, sondern auch innere Unruhen im Kalifat entstanden, verlorste dies den König mit seinen Rittern dahin zu marschiren. Bei Pelusium siegte er über Dargam, konnte aber wegen vorröthiger Ueberschwemmung des Nils seinen Sieg nicht benutzen; doch setzte sich Schawer mit Hilfe Nureddin's wieder in die verlorenen Wärdien ein, ohne das herbeigerufene Hülfesher unter dem tapfern Emir Eschirub los werden zu können, worüber er Veracht schöpfte, gegen diesen in der Eile mit Amalrich einen Vertrag abschloß. Daraus zog der König mit seiner Schaar nach Ägypten und mit Schawer vereint engte er Eschirub und dessen Heer in Pelusium und Belbeis ein; allein Unglücksfälle dahien nöthigten ihn nach dreimonatlicher Belagerung zum Rückzuge, nachdem er zuvor Eschirub Frieden und freien Abzug, den aber die Ägypter theuer bezahlen mußten, gestattet hatte. Inzwischen nämlich war Nureddin bei dem Schlosse Kurden von einer ruhigen Schaar Franken geschlagen worden, hatte sich aber bald wieder gekräftigt zur Belagerung Harems gewendet; er wurde von dem herrschenden Fürsten Boemund III. von Antiochien, den Grafen Raimund II. von Tripolis und Joscelin und vielen französischen Pilgertritten abgetrieben, jedoch nicht verfolgt, wenn auch seine Gegner von dem armenischen Fürsten Zoros und dem cilicischen Statthalter Salaman verstärkt worden waren. Vielmehr sah er sie aus Beutebericherung zerstreut, in Sümpfe und in seine Hände gerathen, aus welchen sich nur Zoros rettete, während Harem am 11. Aug. und Panos am 16. Octobr. 1164 in seine Gewalt fielen. Da kam Amalrich, zu dem Graf Dietrich von Hainbourn stieß, herbei, und stellte in Tripolis und Antiochien die Angelegenheiten wieder her, bestrafte mit Strang und Galgen die Verräther, konnte aber weder eine feste Burg bei Sidon, noch eine andere jenseit des Jordan retten, wenn es ihm auch gelang, den Fürsten Boemund bald aus seiner Gefangenschaft zu erlösen. Graf Raimund wurde erst nach acht Jahren mit 80,000 Goldstücken befreit. Ägypten hatte Amalrich unerrückt im Auge, lauwerte auch in der Wüste bei Gadesbarnea auf Eschirub's Wiederkehr, vertheilte aber seinen Zweck, und als er bei Asalon Verstärkung an sich gezogen, eilte er noch vor Ablauf des J. 1166 über Al-Arich nach Belbeis, während Eschirub bei Atakk starb. Schawer nahm ihn dankbar auf und bot ihm 400,000 Goldstücke, wenn er den Emir Eschirub aus dem Lande vertreiben helfen wollte. Der Vertrag wurde angenommen und beschworen, und deshalb

24) Amalrich wurde am 17. Febr. 1162 getödtet. über Balduin III. siehe den betreffenden Artikel.

das christliche Heer bis vor Bist²⁴) (Babylon) auf das rechte Ufer verlegt. Ihm rückte Schirsh über Dschibah auf dem linken Ufer nach, und blieb einen vollen Monat unthätig gegenüberstehen, bis sich ein Kampf zum Vortheile des Königs über den Besitz einer Insel entspann. Mit Verstärkung aus Jerusalem durch den Connetable versehen, trachtete nun Amalrich abwärts nach der Besetzung einer Insel (Roballe), wo der Strom sich in zwei Arme theilt, um überzusuchen und den Feind in den Rücken zu fallen. Schirsh aber kam dem Übergange zuvor und marschirte bis Babin, wohin auch der König mit Zurücklassung einer Besatzung in Kahira nachzog, und seinen an Streikkräften sehr überlegenen Heind am Engpasse genannter Stadt in vorthheilhafter Stellung traf. Es kam hier am Sonnabend vor Ostere (18. März) 1167 zur Schlacht und zur Niederlage des Anfangs glücklich kämpfenden Königs. Von Kahira, wohin er zurückgewichen, zog er verstärkt vor Alexandrien, das inzwischen Schirsh ohne Mühe eingenommen hatte, und lagerte sich an den Kanal bei Damanhur, der mit Schiffen besetzt wurde. Zwar schlich sich Schirsh zum Verkauf eines Monats aus Alexandrien, wo er seinen Vassen, den berühmten Salabin, zurückließ, und sich plündernd und verwüstend bis nach Kus in Oberägypten, allein Amalrich konnte nur bis Kahira folgen, wo er dringend veranlaßt wurde, die Belagerung Alexandriens fortzusetzen, was auch vom Mai bis August 1167 geschah nach allen damaligen Regeln der Belagerungskunst, bis der König und Schirsh des Krieges müde einen Frieden schlossen, der letzterem eine ansehnliche Beschlumme zum freien Abzuge aus Ägypten, Schavern die Übergabe des ausgehungerten Alexandrien (auch von der Seeseite hatte es eine Flotte eingeschlossen) und dem Könige freien Verkehr für seinen Staat mit dieser Stadt unter wichtigen Vorbehalten, das Fortbestehen einer christlichen Besatzung zu Kahira mit eigenen Verrichten und einem jährlichen Zins von 100,000 Goldstüden gewährte. Am 3. August soll die Stadt überliefert worden und den 20. desselben Monats Amalrich wieder in Ksalon eingetroffen sein. Gegen die christlichen Staaten hatte Nureddin während des Königs fast jähriger Abwesenheit Nichts weiter unternommen, als Rosnaiterab oberhalb Biblus erobert. Deshalb trachtete Amalrich, obgleich Schavern seinen Vertrag gewissenhaft beobachtete, bald genug nach einer Plünderung Ägyptens, wozu ihn der verschuldete Rosnaiterordenmeister noch besonders beehrte. Viele Ritter und der ganze Tempelorden waren dagegen und versagten auch ihren Beistand; allein der König blieb unverrückt bei seinem Vorhabe und sand in Kaiser Manuel einen bereitwilligen Gesellen, um, wie Cinnamus berichtet, den Nilstaa unter einander theilen zu können. Amalrich aber wartete des Kaisers Theile nicht ab, sondern brach im Herbst 1168 auf, erkümmerte und zerstörte den 3. Nov. Belbeis, nachdem die Einwohner erdört worden waren, und zog langsam vor Kahira, das er nicht angriff, sondern er suchte durch Ver-

handlungen dem erspöckten Schavern Beschlummen abzuverfassen. Dieser gab ihm eine Abschlagssumme, rief aber Nureddin's Hilfe an, die folglich bereit, durch den Feldherrn Schirsh erschien. Ihm entgegenzutreten eilte der König im December in die Wüsten Arabiens, ging jedoch fehl, räumte darüber Belusium und zog im Januar nach Hause. Schavern wurde ermordet und Schirsh trat am 17. Jan. schon als Emir des sehr schwachen Khalifen Abd ein. Bald nach seinem Tode übernahm Salabin die Emirwürde und herrschte in Abhängigkeit von Nureddin über ganz Ägypten, ohne dem Khalifen mehr als den Schein eines Beherrschers zu lassen. Da suchte Amalrich ringum bedroht überall Beistand und fand denselben nirgends, außer im Juli 1169 in der Ankunft einer großen byzantinischen Flotte, die aber bei drei monatlichem Warten auf des Königs Kühlung ihre Vorräthe verzehrte, und erst im October nach Damiette absegelte, wo auch das Pantheon am 26. October über Konstantinopel kommend, eintraf, und durch Vertheilung in Anstalten zur Belagerung und vielleicht auch durch Vertheilung binnen einem Monate nichts Fortrückendes errichtete, sondern auf des Königs Belied am 4. Decbr. einen Frieden abschloß und den Rückzug bedingte. Am 20. desselben Monats kam Amalrich mit dem Pantheon und mit Vorwürfen der Griechen, die sich bereits während der Belagerung Damiette's von ihm abgefondert hatten, beladen nach Ksalon zurück. Nun brach Salabin im 3. 1170 bis zu der vom Könige kürzlich erst erbauten Burg Darum hervor. Dieser zog mit 250 Rittern und 200 Fußknechten — sein Aufgebot zur Vertheilung fand bei den Prälaten und Reichsbaronen wenigstens Gehör und bösen Willen — über Ksalon nach Gaza, wo sich die Tempel zu ihm gesellten, bestand kleine Gesichte mit dem Feinde, konnte aber Gaza's Eroberung und Zerstörung durch Salabin (am 20. Dec.) nicht hindern, worauf er sich zurück und der Feind ans rothe Meer zog und die Stadt Allah den Christen entriß. Unter solchen Umständen waren neue Bedrohungen zu fürchten, aber seine Mittel zur Abwendung derselben in der zu Anfange des März 1171 berufenen Reichsversammlung zu finden. Amalrich wandte sich deshalb an den Kaiser Manuel und reiste mit Gefolge, vieler Abmahnungen ungeachtet, schon am 10. März nach Konstantinopel ab, wo er nach glänzendem Empfangen einen Vertrag zwar nach Wünschen, aber wol auch mit Basileusverbindlichkeiten für seine Krone abschloß. Noch im Juni sah er seine Residenz wieder, jedoch ohne griechische Hilfe, die sich mehrere Jahre verzögerte. Dazu erkrankt 1172 den Franken in dem Bruder und Nachfolger des stets heidnischen armenischen Fürsten Toros ein neuer Feind. Wurde er auch durch Verwüstung seiner Dörfer und Felder geschwächt, so umlagerten Nureddin die Festung Karal und Salabin bald nachher Montropol. Amalrich's Rückkehr aus Armenien befreite beide Burgen ohne Blutvergießen von der Belagerung. In weniger Zeit oder ersah Salabin wieder in seiner Gegend und verheerte drei Monate lang den Anbau derselben, ohne daß der König ihm mit Erfolge beistimmen konnte. Nun hoffte er vor diesem Gegner Ruhe zu bekommen, da sich Nureddin gegen

²⁴) Bist²⁴) und Kahira waren damals noch zwei verschiedene hintereinander liegende Städte.

denselben rüßete, allein der Katakab starb schon am 22. Mai 1173 und Amalrich benutzte dessen Tod zur Wiederherordnung von Palästina; erwarf sich aber nach 15tägiger vergeblicher Verrennung bloß einen Frieden mit einer Geldsumme und die Erfindung 20 gefangener Ritter. Desseits an der Küste erkrankt, starb er bei seiner Ankunft zu Jerusalem durch die Ungeschicklichkeit seiner Ärzte am 11. Jul. 1173 und hinterließ das zwiespältige und bedrohte Reich einem kranken Knaben. Amalrich war seit 1157 mit Agnes von Courtenay, Tochterin des Jüngeren Tochter, vermählt worden, und da sein Patriarch die Ehe im vierten Verwandtschaftsgrade fand, mußte er sich bei seiner Krönung von ihr scheiden lassen²⁶⁾, obgleich die beiden mit ihr gezeugten Kinder, Sibylla und Baldwin, ihr rechtmäßig erklärt wurden. Der König vermählte sich zwei Jahre nach dieser Trennung mit Marien, Tochter des kaiserlichen Ruffen zu Konstantinopel, des Protopsephus Johannes. Hierdurch entspann sich das freundschaftliche Verhältnis zwischen den Söhnen zu Konstantinopel und Jerusalem bis zu solchen Aufmerksamkeiten, daß Kaiser Manuel verallene Klöster am Jordan und zwischen Jerusalem und Betlehem aufbauen, viele Kirchen reichlich beschenken und den Stein auf dem Grabe Christi zu Jerusalem mit Gold einlassen ließ, während der König den leichsinnigen Andronikus, Manuel's Dehnm, in seinem Lande dwidete und ihn mit Verityus belieh, wo er mit der Königin Witwe, Theodora, seiner Nichte, ein ärgertliches Leben trieb, und sie später mit sich nach Damaskus und Bagdad nahm. Ubrigens zeugte Amalrich mit Marien Komnenen, die sich nach seinem Tode mit Balian II., Baron von Jbelin, 1176 wieder verheiratete, eine Tochter Sibylla, welche der Geseichte des Königreichs Jerusalem nicht gleichgültig blieb.

Unrütig und verwickelter als je waren die Zustände des Königreichs unter Amalrich's stets krankem Sohne, Baldwin IV., welcher am 15. Jul. 1173 in der heiligen Grabkirche gekrönt und gesalbt wurde. Erst 13 Jahre alt (er war 1160 geboren), bedurften er und das Reich einer Vormundschaft. Hierzu drängten sich der eben aus der sarazenischen Gefangenschaft zurückgekehrte Graf Raimund von Tripolis und des verstorbenen Königs Günstling, der Seneschall Philo von Plancy, der erst zu Ptolemais ermordet werden mußte, ehe die Reichsoberleitung zu Gunsten Raimund's durchgreifend verfügen konnte. Als Reichsverweser sollte er der nächste nach dem Könige sein, oder nicht dem Könige die ersten Ehren gemessen²⁷⁾. Graf Raimund war aber nicht der Mann, welcher die Vermittlung in der sarazenischen Nachbarschaft zur Besel-

gung der christlichen Staaten denaßen konnte. Rureddin's unmündiger Sohn, Malek as Saleh, wurde 1174 auf Verlangen einiger Emire unter Saladin's Schirm und Vormundschaft gestellt; nur Aleppo und die Burg Emesa sträubten sich dagegen, die er mit Gewalt zur Hügelsamkeit bringen wollte. Die Franken, darüber in Besorgniß gerathen, ließen ihn zuerst von dem Werhaben abmahnen, und als dies nichts half, zog Graf Raimund bei Arta im Jan. 1175 ein Heer zusammen, das von der Befestigung der Burg Emesa's um Diffe angesprochen wurde, auch herbeikam, aber entweder bei seiner Erscheinung des Befehlendes nicht fähig war, oder denselben zu geben nicht mehr nöthig fand. Die Emesener nahmen ihre Versprechungen zurück und der Graf zog wieder ab, um mit dem siegreichen Saladin einen schädlichen Frieden zu schließen, welcher den Planen des muslimännischen Heiden gegen das Geschlecht Rureddin's freie Hand ließ. In der That stand Saladin bald nachher in den Staaten des jungen Malek as Saleh als Selbstherricher da, nachdem er zur Befestigung seines Ansehens des verstorbenen Katakab's Witwe, Esmahebbin, geheiratet hatte. Graf Raimund hielt indessen seinen Vertrag mit Saladin nicht; noch im Sommer 1175 brach er ins Gebiet Damask ein und verdrängte es bis Daria hin, und ein Jahr nachher, als Saladin eben nach Ägypten zurückgekehrt war, drang ein Theil des christlichen Herres von Sidon aus über die Gebirge in das fruchtbare Thal Baka (Beka) und dann weiter bis zum besägten Amegarra (dem alten Palmyra), während Raimund mit einer andern Abtheilung bis Baalbek vorrückte; hier vereinten sich beide Herthaufen gegen den Statthalter von Damask, Schemseddaula, Saladin's Bruder, den sie in die Flucht jagten. Glücklicherweise hatte dieser Friedensbruch für den uneinigen Sinn der Reichsbarone keine Folgen, daher trat der Widerspruch von Raimund's Gegnern immer lauter und siegreicher hervor, je mehr sie in des Königs zunehmender Krankheit Untauglichkeit für die künftigen Verwaltungsgeschäfte und verlängerte Vormundschaft erkannten. Sie verdrängten also den Grafen durch die Wahl des tapfern und kriegerischen Markgrafen Wilhelm Longaspatha (Langschwert, ein im Woggenlande nicht ungewöhnlicher Beiname der Fürsten) von Montserrat zum Gemahle der Prinzessin Sibylla und einflüßten Abrensolger. Dieser nahm den Antrag an, gefolgt aber bei seiner Ankunft im October 1176 vielen Baronen nicht, und als man ihn besser kennen gelernt hatte, starb er, als Graf von Joppe und Ascalon, schon im Juni 1177. Daher fand Graf Philipp von Flandern und Vermandois, Sohn des bereits bekannten Grafen Dietrich, und Dehm des jungen Königs Baldwin, als er zwei Monate nach Wilhelm's Tode mit zahlreichem Gefolge in Palästina landete, das Reich in großer Noth und Verlegenheit. Gerufen worden mochte er nicht sein, da er bereits seit 1175 mit der Absicht einer Kreuzfahrt umgegangen war, sie aber erst im Pfingsten 1177 antreten konnte. Soeich beschloß eine Reichsversammlung, ihm mit Raimund's Zurücksetzung die Verwaltung des Landes ohne irgend eine Beschränkung zu übertragen. Man fand

26) Die Agnes hatte später in ihrer dritten Ehe dasselbe Unglück, von ihrem Gemahle, Reinhold von Ehem, sich trennen zu müssen, wegen veralteterter Missethatschuld. Ubrigens kannte Agnes von Courtenay vom Grafen Jekelin I. von Oheffa, und Amalrich vom Könige Baldwin II. ab, welche beide Söhne zweier Geschworen waren.

27) Der Erzbischof von Aquis drückte sich über die Begabung I. 999 dunkel aus: tradita est ei universa Regni, post dominum Regem, populo acclamante, procuratio et potestas. Derselbe Geschichtsschreiber war es, welcher den König Baldwin errogen hatte. Vgl. d. Art. über ihn.

aber in seiner bescheidenen ablehnenden Antwort einen seinen Rechner, der die dringenden Umstände wohl durchschaut hatte. Als nun eine byzantinische Flotte von 70 Schiffen frühern Versprechungen gemäß in Ptolemais erschien, und auf schnelle Verstärkung zu einem ebenso geschwinden Unternehmen gegen Aegypten drang, bot man ihm die Führung der fränkischen Truppen an; als aber auf sein Verweigern der ehemalige Fürst Reinhold von Antiochien hierzu gewöhnt und der Graf zu dessen Rathgeber auserkoren worden war, so ließ er seine Absichten auf die Hand der schwangern Witwe Sibylle³⁰⁾, auf die Krone Jerusalems und auf den künftigen Gebietserwerb in Aegypten laut werden, worüber es zu allerhand Gegeneinwendungen kam, die ihn nach 14tägigem Aufenthalte zu J. zur Rückkehr nach Neapolis und von da nach seiner Heimath entschließung machten; als aber die Griechen sich auch zur Heimkehr vorbereiteten, ließ er seine Theilnahme an der ägyptischen Heerfahrt unbedingt anbieten, von welcher jene jedoch eine bedingte eibliche Aufseherung vorzuschickungsweise verlangten, und da sie von Philipp verweigert wurde, so gaben sie aus Argwohn das Vorhaben auf und verließen ungehäumt das gelobte Land. Die Meinung, daß Graf Philipp durch den Fürsten Boemund von Antiochien und Grafen Raimund von Tripolis von der ägyptischen Heerfahrt wäre abgehalten worden, um seinen Feindschaft für sich zu nutzen, ist wol eine Täuschung, da er auch ihnen nicht gewährte, was sie von ihm verlangten. Vielmehr gab Philipp seine Ritterschaft zum königlichen Heere, das unter seines kranken Königs Leitung einen verhassten Streifzug in die Gebiete von Hama und Gessa unternahm, aber keine Eroberung versuchte, und was es einnahm, wie Hama z. B., nicht ernstlich zu behaupten bemüht war, sondern wieder aufgab. Ebenso nachlässig ward die Belagerung Harems, die gleich darauf noch in der Winterzeit auf des Fürsten Boemund Anlaß unternommen wurde, durch die Mannschaften von Antiochien und Tripolis mit Philipp's Beistand betrieben, und nach vier Monaten wieder aufgegeben gegen den Empfang einer gewissen Geldsumme zum friedlichen Abzuge. Inzwischen hatte Saladin's Annäherung aus Aegypten den König und den Reichsverweser Reinhold vom verräthlichen Heere ab den Kamlah gelockt, wo sie den 26,000 leichte Reiter starken Feind, der in verschiedenen Abtheilungen bis Kamlah, Lodba und Jerusalem hinreichte, mit 370 Gewappneten am 25. Nov. 1177 unvorbereitet trafen und nach kurzen Kampfe schlugen. Sultan Saladin erlank nur mit Mühe, und obgleich die Beute groß, die Flucht wild und verwirrt war, so zogen die Franken doch wenigen Vortheil aus diesem entsehbaren Siege. Sie gingen frühlich nach Jerusalem zurück, besserten die Mauern dieser Stadt aus, bauten am linken Jordanufer auf einer Höhe unweit Paneas eine feste Burg, und schlugen am 19. März 1179 eine Räuberhorde, welche den Bau hemmen wollte³¹⁾. Hierauf

in dem Walde bei Paneas zur Erbeutung arabischer Kinverheeren stehend, trieb sie die Rist der Ungläubigen zurück. Dadurch nicht abgeseht ließ der König noch in demselben Jahre, als Saladin auf einem Hülszuge zu Kitibsch Arolan gegen die Armenier am linken Jordanufer verwundend veranlagte und das neue Schloß bei Paneas belagerte, durch Zersplitterung seiner eilig herbeigezogenen Streitkräfte sich mit bedeutendem Verluste an Todten und Gefangenen schlagen und auch der herbeilebende Reichsverweser Reinhold mußte weichen. Kam auch der Graf Heinrich von Tropes mit einer guten Zahl Gewappneter zur Stärkung der geschlagenen Franken noch zeitig an, so fand sich im königlichen Heere so lange doch allerlei Verzug, bis die neue Burg in des Sultans Gewalt gerieth. Da dachten die Barone und ihr von Neuem erkrankender König an eine neue Stütze für das Reich. Man sandte noch im Herbst 1179 an Herzog Heinrich von Burgund, um ihn zum Gemahle für Sibylle zu erbitten, und als dieser sich nicht schnell entschließen konnte, gab der argwohnliche König zur allgemeinen Unsicherheit die Hand seiner Schwester dem „unansehnlichen“ Ritter Beit von Lusignan aus dem Lande Poitou, und ließ sie wider alles Herkommen in der Fastenzeit 1180 Hochzeit halten. Obgleich Graf von Ascalon und Joppe dadurch geworden, fehlte es Reiten doch an Allem, was ihm die Abhängigkeit von Wächtern hätte entbehrlich machen und großes Ansehen bei dem Volke verschaffen können. Einzelne unter die fränkischen Barone zu bringen blieb vergeblicher Wunsch, und da auch ihr eifrigster Beschützer, Kaiser Manuel, starb, so war das Best für das Reich, einen Waffenstillstand mit Saladin zu schließen, den auch Balduin unter gleichen Bedingungen — der erste bisher vorgetommene Fall — zu Wasser und zu Lande auswirkte. Einen ähnlichen Stillstand mußte sich Raimund für seine Grafschaft Tripolis bedingen, und rettete dadurch dieselbe vor gänzlicher Plünderung und die Stadt Arabus³²⁾ vor der Eroberung durch eine ägyptische Flotte. Er war durch die herrschende Partei im Königsreize³³⁾, an deren Spitze Agnes, die Königin Witwe, deren Bruder Joscelin und der Genesall standen, vereinzelt zu heimlichem Grolle gereizt und von seinen Widersachern verächtlich worden, sich der königskrone bemessern für zu wollen.

Zu diesen Bewegungen im Innern des christlichen Reichs kamen nun gleichzeitig die Unruhen in Antiochien. Hier hatte Boemund III. seine zweite Gemahlin Theodora, Nichte des Kaisers Manuel, ohne Grund verstoßen, um zum allgemeinen Argernisse eine im schlechten Rufe stehende Frau von unbekannter Herkunft, Namens Sibylle³⁴⁾,

30) Überdes mußte Sibylle nach Landesflucht auch das Trancrjahr abwarten, was dem Grafen zu lang gedauert haben mochte. 31) Graf Philipp von Montfort war nach Ostern 1179 von Jerusalem über Caesarea wieder heimgekehrt.

X. Gergel. v. B. a. R. zweite Section. XV.

32) Sie lag an der Küste des mittelländischen Meeres und ist ihr gegenüber Antarbus, oder Antiochia zur Zeit des Griechenthums von Tyrus genannt. Vgl. Bongars I. 1018, wonach der Irrthum auf Witten's Karte zu verbessern ist. 33) Diese Partei nennt Wilhelm den Tyrus Albi Befall, et impietatis alium, qui spiritum habentes inquietum, turbas in Regno movent, et mala intentione molantur. Bongars I. 1022. 34) Wilhelm von Tyrus nennt sie quondam Sybilam, maleficia utentem. S. Bongars a. a. O. S. 1019.

zu heirathen. Der Bann seines Patriarchen wurde über ihn, und auf erfolgte Verfolgung und Plünderung der Geistlichen, Kirchen und Klöster das Interdict über sein Fürstenthum verhängt. Wenn auch die Regierung zu Jerusalem eine Veröhnung, wenigstens äußerlich, durch friedliche Mittel bewerkstelligt, so dauerten die Unruhen doch fort; Räthe, Diener und Viele vom Adel fielen vom Fürsten ab, und begaben sich meistens zu dem armenischen Fürsten Ruzin. Unter solchen Umständen brachen die Franken, namentlich der Statthalter Reinhold, ihren Waffenzug nach Salabin leichtfertigerweise im J. 1181 durch den Einbruch in ein südblich gelegenes, damals erledigtes Emirat, sie wurden aber vom Damasker-Emir bei Karak zurückgewiesen, ohne Schadenersatz zu geben; daher nahen der Sultan 1500 bei Damiette an die Küste verlagene Pilger gefangen und verlangte für deren Freilassung, wie für Verlängerung des Stillstandes von Baldwin unermessliche Summen, die dieser nicht zahlen konnte. Hierauf fiel er 1182 über den Landstrich des linken Jordanufers, Syria Sobal genannt, verheerend her. Die christlichen Streikräfte zogen sich im Mai desselben Jahres unverständigerweise bei Karak zusammen, und ließen dem bei Gerba oberhalb Montropas gelagerten Feind Raum und Zeit, durch ihr Gebiet nach Damaskus zu ziehen. Das königliche Heer folgte nach und stellte sich an der Quelle bei der Stadt Sepphoris auf, nachdem bereits einige Emire das rechte Jordanufer der Libias abverleert und die Stadt Bursia genommen hatten. Die christlichen Einwohner derselben wurden als Gefangene mitgeführt, und die so wichtige als feste Höhle Hebn Schaff (wenigstens nicht zu verwechseln mit dem weiter abwärts gelegenen ähnlichen Felsensteine Kioh) in der Landschaft Arachonitis erobert. Dadurch war dem Königreiche ein fruchtbares und ergiebiges Gebiet entzogen worden; aber auch Salabin's Waffenzug blieb auf einige Zeit gehemmt; denn was er nun im Juli und August gegen die Franken bei Libias und Belveir, gegen Besan (das alte Sythopolis) und Berytus unternahm, wurde durch der Gegner Tapferkeit entschieden zurückgewiesen; ebenso unschädlich scheint seines Bruders Malek al Adel Einbruch bei Darum in den süblichen Theil des Königreichs gewesen zu sein. Die Folge von den schnellen und häufigen Angriffen war, daß der König sein Heer wechselfalig zusammenhielt, und binnen einer Woche eine Flotte von 30 Schiffen schlagfertig stellte und den Sultan Salabin, am Tage vertruendet, auf Unternehmungen am Dronet und Euphrat wies. Dies veranlaßte aber die betrübten Staaten von Aleppo und Mosul, Hilfe bei dem Könige von Jerusalem zu suchen. Wie viel jedoch von ihren Anträgen wahr oder angenommen worden sein mag, läßt sich nicht bestimmen; genug, die Franken zogen noch 1182 durch die Landschaft Arachonitis in das Gebiet Damask, zerstörten Felder und Dörfer, ohne große Beute zu finden, wandten sich dann gegen Bozra, das sie zu nehmen für schwierig hielten, und kehrten ihre Schwerter aufwärts nach ihrer Landesgrenze zurück, wo sie die von einem Vierteljahre eingeübte wichtige Höhle nach dreiwöchentlicher Belagerung wieder eroberten. Kaum war ihnen ein Monat Ruhe vergönnt, so rief Baldwin

im Decbr. 1182 die Ritterschaft abermals zusammen, da von ein Theil unter Graf Raimund beutemachend bis Bozra wiederum streifte und sich hernach mit dem andern Theile unter des Königs Leitung bei Chatelet am See Librias zu einem Einbruche ins Damaskergebiet vereinte. Das Heer drang bis Daria vor, wo es den Weg nach Damask verließ; sanb. Ohne Ruhen und Vortheil zog es sich zurück. Glücklich, aber ohne wichtigen Nutzen war der gleichzeitige Herzog aus dritten Abtheilung unter dem Berweser Reinhold an den arabischen Werbefusen. Dieser eroberte die Hafenstadt Ailah und die daselbst liegenden Schiffe; mit diesen segelte eine Abtheilung, während die andere die Burg Ailah's belagerte, längs der Küste bis Ailah, welches sie plünderte, und dann drang sie in das Gebiet Beschas, am jedenfalls Retta und Medina zu überraschen; allein noch an der Küste von Haura wurde die Mannschaft geschlagen und gefangen, während Malek al Adel, Salabin's Bruder, eine ganze Flotte aus dem Hafen zu Alexandrien auf dem Rücken der Kamele in den arabischen Werbefusen trugen und die Burg Ailah entsetzen ließ. Also kehrte Reinhold gleichfalls unverrichteter Dinge nach Haufe.

Inzwischen machten Salabin's Siege an der Grenze des Fürstenthums Antiochiens die Franken mehr und mehr besorglich; sie betrieben sich, die Karone und Prälaten, zu Jerusalem im Februar 1183 über die wachsende Gefahr. Bei ihrer All Armuth wurde Ausschreiben einer allgemeinen, nur einmal zu erhebenden Vermögenssteuer im Königreiche beschloffen, und zwar ohne Unterschied des Standes, Alters, Geschlechtes und Glaubens zur Verdienstigung des Reiches, und so lange der Ertrag davon reichen würde, durften keine andern Abgaben, die unter dem Namen Zailen (Toliae) bekannt waren, abgefordert werden. Zur Schätzung der Bewohner und Eintreibung dieser Abgabe wurden für jede Stadt und deren Bezirke vier Männer niedergelegt. Kaum war dies geschehen, so fielen Aleppo (den 27. Juni) und Harem in Salabin's Gewalt; dadurch erschüttert, kamen Bornund III. und Graf Raimund zum Könige hilfesuchend nach Ptolemais. Mit 300 Reuten verstärkt glaubte der Fürst von Antiochien dennoch keinen beseren Ausweg zu treffen, als Waffenzug mit dem Sultan zu schließen, und die christliche Enclave Larkus an den armenischen Fürsten Ruzin zu verlaufen. Hierauf kehrte er ins königliche Lager bei Sepphoris, wohin auch Graf Raimund beschiedn und gekommen war, zurück. Hier fand sich ein Heer (darunter eine gahrende Schar abendländischer Pilgritter, so Herzog Heinrich von Krabant, mit ihren Gefolgen) von 1300 Reitern und 15,000 Fußknechten zusammen. Unglücklicherweise aber mußte der abermals gefährlich erkrankende König die Leitung der Geschäfte wieder abgeben, und übertrug sie den anwesenden Ritters zum Bedruße seinem Schwager Beit von Eufsan zum Vorbehalt der königlichen Würde, des Gemisses von 10,000 Byzantien jährlicher Einkünfte und des Besiges der Stadt Jerusalem, wobei noch dem Grafen der Eid abgenommen wurde, kein Theil des Königreichs zu veräußern und bei Lebzeiten Baldwin's nicht nach der Krone zu streben.

Während dessen plünderte und zerstörte Saladin am 28. September das wehrlose Bajan (Besan), zertheilte hierauf seine Streitmassen in mehrer Haufen zu Streifereien nach Nazareth und nach dem Kloster auf dem Berge Tabor; er selbst aber lagerte sich an der Quelle Tadmia auf der Straße nach Neapolis, nachdem er eine christliche Reiterabtheilung geschlagen hatte. Graf Veit zog am 30. September über das Nazarethgebirge nach Edreion und Burg Kaba, ohne die murrenden Ritter zur Schlacht bringen zu können, selbst dann nicht, als Saladin seine für unantastbar gehaltene Stellung verließ und sich bei der Burg Forbelat lagerte, um durch seine Ausdehnung den Franken die Lebensmittel abzuschneiden, oder sie zum Kampfe desto gewisser zu reizen. Allein selbst in Hungersnoth verfiel, mußte er sich zum Rückzuge über Taron bequemen. Das fränkische Heer zog sich zu seinem Vordache nach Cepphoris (Cephoris) zurück und löste sich dort auf. Während aber Reinhold von Chatillon die Hochzeit seines Stiefsohnes Humfried († Henfried) von Taron mit der ihm seit vier Jahren verlobten Schwester Baldwin's, Isabella, in seiner Burg Karak an der äußersten südlichen Spitze des Königreichs feierte, erschien Saladin mit einem Heere und nöthigen Burzzeuge, nahm den unter dem sehr festen Schlosse liegenden Weiler mit seinen ansehnlichen Vorräthen weg und umstellte Karak. Aus acht großen Burzzeugen beschloß er die Burg mit großen Steinmassen im November und December 1183; den Hochzeitsfesten schloß es bei Ueberfüllung an Völke nur an Waffen und an einer Bräute, da die vorhandene Zugbrücke unvorsichtigerweise abgebrochen worden war¹⁾; daher mußte Reinhold ruhig auf Entsatz von Jerusalem warten. Dort aber war man mit den wichtigsten Angelegenheiten beschäftigt: der Fürst von Antiochien, der Graf von Tripolis, Reinhold von Sidon und andere Große drangen ungesäumt in den König, den ihnen verhassten Reichsverweser Veit abzusetzen, was auch bei der über ihn hereinbrechenden Unzufriedenheit Baldwin's und Sibyllens, welche einst lieber die Krone auf dem Haupte ihres Sohnes erster Ehe, Baldwin V., sah, als auf dem ihres Mannes, in einer Reichsversammlung ohne Mühe ausgeführt wurde. König Baldwin wurde in seine vollen Rechte zurückversetzt, und dessen gleichnamiger Neffe von fünf Jahren ohne Veit's Widerspruch zum Thronfolger ernannt, am 20. November in byzantinischer Weise gekrönt und gekrönt, ohne daß man seinen Stiefvater zur Huldigung zwang. Man sah aber, als die Streiträfte bei Segor (Palmer in der Volkssprache) unterhalb des todtten Meeres gesammelt wurden, ein, daß mit zwei untauglichen Königen dem gemeinen Wesen nicht gerathen sei, so forberte man dringend einen Reichsverweser. Nach geschickter Berathung verstand sich König Baldwin IV. jogendb wenigstens zur Wahl eines

Feldobersten in der Person Raimund's von Tripolis, setzte, nachdem Saladin durch die Annäherung eines Entsatzheeres am 12. Decbr. 1183 die Belagerung Karak's aufgehoben hatte, die Verfolgung gegen seinen Schwager, der sich mit seiner eben nicht liebenswürdigen Gemahlin nach Askalon zurückgezogen hatte, fort und drang auf dessen Ertheilung. Auf mehrer Vorladungen erschien der Graf nicht zu Jerusalem und ließ auch den König, der mit Gefolge vor seine Stadt abzamm kam, nicht ein. Da nahm ihm dieser Joppe, und Veit griff zu öffentlichen Thätigkeiten, während die Großen in zwei Partien zerfielen. Nun erst (1184) gab Baldwin dem Grafen von Tripolis das Reichsverweseramt, welches dieser nicht eher annahm, bis ihm gewisse Bedingungen zugesichert worden waren. Vor Allem forderte und gewäherte man ihm die Reichsverweisung bis zur Volljährigkeit des jungen Königs Baldwin V., er sollte sich jedoch in dessen Erziehung und Beaufsichtigung nicht mischen; würde aber derselbe vor seiner Mündigkeit sterben, so sollten der Papst und der römisch-katholische Kaiser (samt den Königen von Frankreich und England über die Krone Jerusalems verfügen. Als Unterpfand räumte man ihm die feste Stadt Berytus und deren Gebiet ein, alle übrigen Burgen und feste Plätze des Reichs wurden der Bewachung der Templar anvertraut. Der Seneschall Joscelin, der Grafin von Askalon Oberin, erhielt den jungen König in Aufsicht. Der Graf nahm sich der Hofhaltung des Reichs ernstlich, klug und redlich an. Er beschloß die Burg Karak, welche Saladin im August 1184 wieder angriff, konnte aber bei dessen Rückzuge die Plünderung der unbewachten Stadt Neapolis und die Belagerung anderer kleinerer Städte nicht verhindern, schlug jedoch ein anderes Sarazenenheer unter Leitung eines abtrünnigen Tempelritters, und als durch anhaltende Dürre große Noth im Lande entstand, schloß er unter Zustimmung der Reichsversammlung mit dem Sultan einen Waffenstillstand auf wenige Monate für die Summe von 60,000 Byzantien, um durch freien Verkehr den Ankauf von Lebensmitteln zu erleichtern. Inzwischen starb Baldwin IV. am 16. März 1185, nachdem er die Reichsversammlung zu Jerusalem zur Treue gegen seinen Neffen wiederholt ermahnt hatte. Diesen, unter dem Namen Baldwin V. bekannt, nahm Joscelin mit sich nach Ptolemais, wo er im Sommer 1186 schon starb, sei's vergiftet oder nicht, so doch in einer durch Vortreibung aufgereizten und verwirrten Zeit, daß es bezweifelt bleibt, ob ihm die längeren Leben auch ohne Saladin's Siege das Reich würde ausbathen worden sein. Mit seinem Tode wurde Alles umgefloßen, was von Baldwin IV. verfaßt und mit Raimund vertragen worden war. Derselbe Seneschall, dessen Händen der junge königliche Knabe anvertraut gewesen war, trat jetzt auf, verschleierte sich der Küstestädte Ptolemais und Haithuth und rief die Gräfin Sibylla mit ihrem Gemahl nach Jerusalem zu eilen und sich des Reichs zu bemächtigen, während er dem Grafen von Tripolis abdielt, die Leiche Baldwin's nach der königlichen Gruft zu begleiten. Inzwischen wurde Raimund die Kunde seines Feindes bald gewahr und berief eine Reichsversammlung nach Neapo-

¹⁾ 85) Erant autem intus, expositi der Gräfin von Taron bei Ptolemais 1. 1040, promittens conditionis et servus turba plurima et hostis, quae obsessa petrus oneri erat quam utilitati, huiusmodi videlicet, etiam et palatium, quae ex omni regione ad diebus nuptiarum convenerant.

ließ, die auch sehr reich genug war, um den Planen Joscelin's und Sibyllens gefährlich zu werden. Jedemfalls aber wirkte arge Eist und der Tempel Verrath mit in das Gewebe, und mochte Sibylla dem zu Jerusalem anwesenden Patriarchen Heraclius und den Großmeistern der beiden geistlichen Ritterorden und diese drei Männer hinwiederum ihr eibliche Versicherungen abgenommen, oder mochte sie mit Fürst Reinhold diese Männer bestrimmt haben, die Königskronen, die sie unter dem Verschleusse hatten, herauszugeben, so sind doch weder der Grafin Schlaubheit noch deren Rechte auf die Krone nach des Reiches Satzungen zu bezweifeln; daher auch der Patriarch bei ihrer Krönung ihr das andere Diadem mit der Andeutung überreichte, es dem aufzusetzen, auf dessen Haupt sie wolle. Sie setzte es eigenhändig Beiden auf's Haupt, ohne sich an die Abmahnungen zu kehren, welche ihr im Voraus die Reichsversammlung zu Neapolis zugesandt hatte. Diese weigerte sich, die geforderte Huldigung zu leisten, und der Baron von Rames, Graf Raimund und Weir's leiblicher Bruder trafen sich laut in Epötrethen über den neuen Emporkömmling. Raimund bedröhte die Versammlung, Weir's Schwager, Heinrich von Toron, zum Könige zu wählen; dieser aber entwich feig gerathen nach Jerusalem und huldigte dem Könige. Hierüber gerüth das ganze Gewebe der Gegenpartei, welche so verlegen geworden sein soll, daß sie keinen Grund zu ihrer Widerspenstigkeit anführen konnte. Daher alle nach Jerusalem zur Huldigung zogen; nur der Baron von Rames hielt dies unter seiner Würde und trat in die Dienste des Fürsten von Antiochien, nachdem er die königlichen Lehen seinem Sohne übergeben und König Weir ins Angeficht grob behandelt hatte. Graf Raimund blieb, da er, wie Jacob von Witry ihn beschuldigte, auch nach der Krone strebte, seinem einmal gegebenen Worte getreu und wurde Gegner Weir's. Dieser berief auf Anrathen des Tempelgroßmeisters alle Vasallen nach Nazareth, um den Grafen zur Pflicht zurückzubringen; Raimund aber sprach bei den ersten gewaltthätigen Drohungen den Sultan Saladin um Hilfe an, die ihm sogleich geriecht wurde. Nur die Vermittelung Balian's von Beirut verwandelte den Ausbruch des Krieges in Verhandlungen, die aber, weil der Graf Wairuth zurückverlangte und nicht erhielt, zu keinem gewünschten Ende führten. Dies und andere Unruhen mahnten den König, den Antrag des Sultans zur Verlängerung des 1185 abgeschlossenen kurzen Stillstandes auf drei Jahre anzunehmen. Allein leistungsgewisse broch Reinhold von Karak denselben durch die räuberische Befestigung einer nach Damask ziehenden Karavane und auf seine Weigerung den Raub zurückzugeben, schwor der Sultan Rache zu nehmen. Er schloß mit dem Fürsten von Rosul einen Stillstand, ob auch, wie angenommen wird, mit Vermögen von Antiochien, bleibt insofern zweifelhaft, als er unter seines zweiten Sohnes Leitung dem königlichen Heere Verstärkung zuschickte. Auf die Nachricht von den Kämpfen ihres gefährdeten Gegners beriet sich die Reichsversammlung zu Jerusalem zu gemeinsamer Gegenwehr, für welche man die Verbindung zwischen Weir und Raimund als unerlöschlich erklärte. Eine Bottschaft begab sich

zu Ende Aprils 1187 zu ihm in Lüberias, und sand ihn umgestümt bereit, alle Vorurtheile von sich abzuwerfen. Nachdem er die Saraginen aus seiner Umgebung entfernt hatte, brach er mit der Gefandtschaft zum Könige auf, der ihm bis in die Ebene von Dötaim entgegenkam. Hier ward die Besöhnungsscene von beiden Seiten zuvorkommend gehalten, und beide reisten mit einander nach Neapolis zur Berathung über die Maßregeln gegen den Feind, soann nach Jerusalem, wo der Graf dem Könige am heiligen Grabe huldigte. Seine Rathschläge wurden befolgt, in vielen aber blieben Vorurtheile und Verdacht gegen ihn fest, und jedenfalls waren es die Tempier, die ihm widersprachen.

Inzwischen war der Sultan mit einem Heerhaufen bei Karak angelangt, ein anderer näherte sich Affa, machte reiche Beute, und schlug auf dem Rückwege über den Jordan am Kischon den Großmeister der Tempier. Hingegen zog sich das Frankenheer im Mai 1187 bei Esphoria zusammen, zu dessen Kühlung der Tempierorden ansehnliche Schätze hergab, und alle weaffenfähige heerdienstpflichtige Männer aufgeführt wurden. Es sammelten sich 2000 Ritter, eine große Menge leichtbewaffneter Bogenschützen (Xurtopulen) und über 18,000 Fußknechte. Gleicherweise hatte der Sultan bei Akhara umweit Damask ein großes Heer zusammengezogen, welches bei Gauslan ins christliche Königreich einbrach. Eine Abtheilung ging bis Nazareth vor, und setzte die ganze Gegend bis zu den Gebirgen Gilboa und Jesreel in Flammen. Hierauf rückte der Sultan ungehindert nach und griff den 2. Jul. 1187 die schlecht verwahrte Stadt Lüberias an, nahm sie und hielt Raimund's Gemahlin in der Burg umschlossen. Zu Esphoria rief der Graf Raimund mit einleuchtenden Gründen von einem Angriffe des Feindes ab; allein der Großmeister der Tempier bestürmte in der Stille den König so lange, bis er sich zum Aufbruche gegen den Feind entschloß, dadurch aber großen Unwillen unter der Ritterchaft erweckte. Der Sultan kam ihm mit seinen Hermaffen entgegen, und traf ihn am 4. Jul. bei Marfalia. Abglauben und Bangigkeit quälten das christliche Heer, ein Kriegsrath verschob die Schlacht auf den andern Tag; allein des Nachts vom Feinde umzingelt und vom Rauche und glühenden Dampfe angejündert Gefiruche gedrängt, wurde es am Morgen des 5. von seinem nechtenden Gegner an der Höhe bei Hittin (vielleicht das heutige Dorf Hattin), wie es Clarke nennt) auf unglücklichem Boden immer mehr zum Kampfe gezeilt. Es stand nicht mehr in der Franken Macht, ein Treffen anzunehmen, oder abzulehnen. Die Ritter beider geistlichen Orden, die Xurtopulen und der König stritten wacker, das verschmachtete Fußvolk that aber seine Pflicht so wenig, als Graf Raimund, Balian von Beirut, Reinhold

34) Roumer (a. a. D. S. 31) nennt es Döttein, 24 Stunden von Lüberias. Der Berg dabei ist ehemals der Berg der Heiligen, seinen wegen der Stelle in Matth. 3, 13, heut aber Keturah d. Döttein, d. h. die Hügel von Döttein, weil das künigliche Heer, das diese Höhe bildet, an jedem Ende eine hervorstechende Spitze hat.

von Sidon sammt dem jungen Fürsten von Antiochien. Sie flohen mit den übrigen seiner Weise nach Tyrus. Fünf Ritter des Grafen gingen zum Heirbe über. Das Fußvolk floh aber gar nicht gefangen. Der König mit seiner Mitterschaft, die Tempel und Johannerit bereits eingeschlossen, sanden nun keine Hilfe, und mußten sich nach großem Verluste, darunter auch das heilige Kreuz gerechnet wird, dem Feinde ergeben. Die Muthlosigkeit des großen Hauses war so arg unter den Franken, daß mancher Huseinmann 30 Mann von ihnen an einem Zeltstricke ohne weitere Hilfe davonführte. Der meiste Theil ihrer freibaren Mannschaft wurde hier entweder erschlagen oder gefangen, daher die festen Plätze von dem Sieger ohne gute Vertheidigung gesunden wurden. Dieser behandelte seine Gefangenen mit großer Milde, außer Reinholden von Karak, den er in des Königs Gegenwart erschlug. Tags nach der Schlacht, am 6. Jul., ergab sich die Burg Librias; die Gemahlin Raimund's und ihre vier Söhne erster Ehe erhielten, reichlich beschenkt, freien Abzug nach Tripolis, wohin sich auch der Graf mit seinen Rittersn begab⁵⁵⁾. Am 9. Jul. fiel die reiche und wichtige Handelsstadt Ptolemais, wo eine Verwaltungsbehörde eingerichtet wurde. Hierauf erbrach Saladin die Burg Aoron (Aheban), und da er Tyrus zu gut verwahrt fand, als es im Vorüberziehen nehmen zu können, fiel er Saepeta, Sidon und Biblus an, und eroberte diese Städte ohne Widerstand. Auch Bairuth hielt sich kaum acht Tage gegen ihn; alsdann mit seinen Scharen landabwärts gewendet, zog er seinen Bruder Malek el Adal an sich. Dieser war mit einem Heerhaufen von Ägypten gekommen, war vor der bit-tiner Schlacht von den Bewohnern Jerusalems, Askalons und Betars zurückgetrieben worden, drang aber bald siegreich vor, und öffnete sich die Burgen von Darum bis Jerusalems, ja bis zur Küstenstadt Casarea (Kaisaria), und nahm sie sammt den dazwischen liegenden Städten, außer der Hauptstadt des Reichs, Bethlehem, Askalon, der Tempelburg Gazaris und Karak⁵⁶⁾. Ihn arbeitete eine Herabtheilung des Sultans, die von Ptolemais herabkam, in die Hände. Sie nahm Nazareth, Taber, Dostaim, Sebaste, Neapolis, Bethsan und Jricho, und die dazwischen liegende Tempelburg Maletria fiel gleicher Weise ohne Widerstand, so daß der Sultan mit seinem Bruder nun vereint im August schon ungehindert vor Askalon rücken konnte; die Stadt vertheidigte sich 14 Tage lang, bis sie sich durch Überredung des Königs Beit, welchen Saladin ebenfalls mit umherführte, ergab⁵⁷⁾. Die

Bedingungen der am 4. Sept. getroffenen Uebereinkunft waren: Freilassung Beit's (der aber noch bis in den Mai 1188 zu Nazareth gefangen saß) und dessen Bruders, des Bischofs von Lydda, sowie 12 oder 15 anderer Gefangener nach des Königs Auswahl, freier und sicherer Abzug der Askalonen mit ihren beweglichen Gütern (die unbeweglichen durften verkauft werden) bis Tripolis, und endlich Aufsehung bleibenden Aufenthaltes für hundert christliche Familien in der Stadt. Am 5. Sept. besetzte Saladin die Stadt. Nun standen ihm in der Nähe nur Jerusalem und Bethlehem noch feindlich entgegen. Er wünschte die heilige Stadt unversehrt zu bekommen, und schlug deshalb sehr annehmbare Bedingungen zur Übergabe vor; die Bewohner schlugen sie ohne Bedenken aus. Der gegen den Sultan vorwiegend gewordene Balian von Ibelin ordnete daseibst die Vertheidigung, und ließ sich von den Bürgern huldigen. Ungeheuer war die Menge Volks, die sich aus den Landflüssen und der Umgegend hierher gesammelt hatte, davon Viele kein Obdach, und Nahrungsmittel nur spärlich fanden. Von der Mitterschaft waren nur zwei vorhanden; Balian schlug daher 50 junge tapfere Männer zu Rittersn, erwählte aus den Söhnen der Barone und der Bürger. Aus dem Silber am Denkmale über dem Grabe des Erlösers ließ er Geld prägen, um die Truppen zu besolden und andere notwendige Ausgaben zu bestreiten. Am 20. Sept. erschien das fast zahllose Sarazenenheer vor der mit Menschen überfüllten Stadt, und regte selbst Domberrn, Priester und Mönche zum Kampfe auf, der acht Tage lang mit Ausnahme der Nächte ununterbrochen durch blutige Ausfälle gehend wurde. Als aber die Nordseite der Stadt, die bis jetzt verschont geblieben, mit aller Kunst und Kraft angegriffen wurde, besiel die ganze Einwohnerchaft ein solches Schreien, daß ohne Zwang kaum 40 Mann sich zum Kampfe bereit fanden. Gebete, feierliche Umzüge, lächerliche Bittungen sollten allein retten und schützen, während die Veste Balian's selten ihre Wirtungen thaten. Doch wurde die Breiche in der Mauer vertheidigt, allein Balian auch vermocht, mit dem Sultan für sichern und freien Abzug zu verhandeln. Nach zweitägigen Mühen erhielt er denselben zugestanden gegen ein Lösegeld der Einwohner. Dieses sank Schwierigkeiten, weil für jeden Mann ohne Ausnahme 20 und für jedes Frauenzimmer oder Kind 10 Byzantien gefordert wurden, die Mehrzahl von ihnen aber in völliger Armut schmachtete. Eingetragene Vorstellungen des Vortritters Balian setzten den Erbde des Mannes und des Weibes auf die Hälften der genannten Summen und den jeden Kindes bis auf eine Byzantie herab, wobei noch für 7000 arme Leute die ganze Summe von 30,000 Byzantien erreicht wurde. Und wiederum durch anhaltendes Bitten erließ Balian die Umänderung des Erbloses für Weiber und Kinder, daß nämlich zwei von erstern und zehn von letztern für einen Mann, also zehn Byzantien an Werth berechnet, und jedem freitragenden Manne der Gebrauch der Waffen gegen beschränkte räuberrische Anfälle auf dem Wege der Auswanderung gestattet wurden. Endlich wurde eine 40tägige Frist zum Besatze des Eigenthums, zur Zahlung der Lösesummen und

55) Bald nach seiner Ankunft starb er plötzlich auf so dunkle und schwerer Weise, daß seine Krankheit und Todesart sehr verschieden beurtheilt wurden. Raimund hinterließ keine Kinder, und seine Grafschaft fiel an den zweiten Sohn des Fürsten von Antiochien, Boemund. 56) Dieses Heilensoll soll sich, nach Hugo Pagan und dem Schatzmeister Brenner, zwei Jahre lang gehalten haben, und nur durch Hunger überwältigt worden sein. 57) Jacob von Bittre, Genua, Paphos, Ruana, Mainzbourg und Bette legen gegen besser Nachrichten die Einnahme Askalons nach der Eroberung Jerusalems; auch die beiden Urk. bei Bertol I, 609 sq. sprechen nicht dafür.

zum Abzuge festgesetzt. Der Abzug in vier Haufen, auf drei Straßen angeordnet, wurde von je 50 Reitern Bedeckung geleitet, theils nach Alexandrien zur Abfahrt ins Abendland, theils nach Antiochien zu eigenem Gefallen. Nachdem dieser Seelenhandel, für unsere Zeit beifolles, für jene aber nicht ungewöhnlich und für Saladin überdies noch eine hochgepriesene Großmuth, wie für die entarteten Franken eine fiese Demüthigung, in Richtigkeit gekommen war, wurde die Uebereinkunft am 2. Oct. unter lauten Beschimpfungen des Patriarchen und der jungen Ritterschaft durch das gemeine Volk in der heiligen Stadt bekannt gemacht. Am 3. hielt Saladin seinen überaus prachtvollen Einzug. Die Kirchen wurden in Moscheen verwandelt, nur die des heiligen Grabes nicht, wieweil ihre Heiligthümer nicht gestört wurden. Erst späterhin wurde sie an die Surianer verkauft. Alle Glocken wurden weggenommen und alle Kreuze umgestürzt. Sonst wurde den Christen innerhalb obiger Frist Schutz gewährt, strenge Ordnung gehalten, der Verkauf des christlichen Eigenthums befördert und die Loskaufung der Dürftigen erleichtert. Das Verzeichnen Aller und die Schätzung der Vermögenden half, nach Abfluss, vielem Kertug von Seite der wohlhabenden Christen nicht ab. Der Schatz der-Hospitaliter gab die Summe von 30,000 Byzantien zur Erlösung von 7000 armen Leuten der, Malek el Adel ließ 1000 Arme ohne Befehl ziehen, ein Gleiches thaten die Emire von Oessa und Bira, nachdem sie sich eine gewisse Anzahl vom Sultan erbeten hatten, und auch dieser stand in dieser Großmuth nicht nach, als ihn Balian's Fürsprache rührte. Endlich erlaubte er, daß so viele Arme, als vom Morgen bis zum Abende eines Tages durch eine Pforte hinausgehen konnten, die Freiheit unentgeltlich empfangen sollten. Dennoch behielt er noch 11,000 unermittelte Christen, aller Vorstellungen ungeachtet, in Sklaverei, während aus dem Erlöse der Abgehenden nicht mehr als 220,000 Byzantien gewonnen, und derselbe theils unter die Statthalter und Gelehrten in des Sultans Umgebung verschleut, theils zur Abreise dürftiger Christen verwendet wurde. Auch gab Saladin die bei Hittin Gefangenen ihrer Weibern und Kindern frei zurück. Die Auswanderer (unter ihnen die Königin Sibylla, der eine Unterredung mit ihrem gefangenen Gemable zu Nazareth verstatet wurde) empfanden erst die Noth, als sie die Gebiete von Tripolis und Antiochien betraten, wo ihnen die Städte verschlossen und Menschen die getretete Fabe abgenommen wurde. Die Flüchtlinge hingegen, welche nach Alexandrien wanderten, rettete die Milde des dortigen Statthalters; er zwang die italienischen Seefahrer, ihre unermittelten Mitchristen unentgeltlich mitzunehmen, und sorgte für Lebensmittel auf die Dauer ihrer Ubersahrt nach Europa.

Die noch unverfehrten christlichen Gebiete fielen nun in der ersten Bekürzung dem siegreichen Sultan meilens ohne langen Widerstand zu; so Antarabus ohne die Burg — Tyrus und Tripolis retteten sich durch abendländische Hilfe —, die Grenzstadt Batanea (häufig auch Pancas genannt), ferne im Fürstenthum Antiochien, wohn Saladin im Julius 1188 vorbrang, Sabala (Dschabalab),

samt der Burg, das blühende Ladoica, das laubemwärts gelegene Schjun, und ringum die benachbarten Burgen, darunter Schogar und Balas die wichtigsten waren. Dasselbe Schicksal erlitten Durfa, Armenia und die beiden umweit Antiochiens gelegenen festen Schlösser Derbasat und Bagras. Alsdann schloß er mit dem beinahe wehrlos gewordenen Fürsten Boamund III. einen siebenmonatlichen Waffenstillstand, welcher alle in dessen Gefangenschaft befindliche Muselmänner in Freiheit setzte, und nach Ablauf seiner Frist die Übergabe der Hauptstadt an den Sultan zusicherte, falls sie inzwischen keinen fremden Beistand erhalten würde. Diesen brachte aber eine sicilische Flotte. Hierauf wandte sich Saladin wieder zu den christlichen Ländern im Süden. Am 4. Dec. überwaltigte er das feste Saphed am rechten Jordanaufser, und den 3. Jan. 1189 das bei Idenas hoch und steil gelegene Kauteb (Kleibeder). Die Festung Karak hatte sich bereits an Malek el Adel ergeben, und Schaubel oder Montropas fiel hinterher, wodurch die Muselmänner freien Verkehr zwischen Damask, Arabien und Aegypten wieder gewannen. Endlich überlag Fürst Reinhold von Sidon freiwillig seine Burg Belfort (Schakf Annun) am Leontes (Kalamisch) dem Sultan gegen einen eingeräumten Beisitz im damascher Gebiet.

III. Die erhaltenen und wiedergewonnenen Reste des Königreichs J. bis zu ihrer Verwirrung durch teutsche und cyprische Herrschaft, von 1189—1231. Das Kronland fand sich bis auf die einzige Stadt Tyrus und deren Gebiet zusammengeengt, und auch diese konnte weit, als er im Sommer 1188 aus der Gefangenschaft trat, nicht als die seine anprechen, weil sich Markgraf Konrad von Montserrat, Sohn des bei Hittin gefangenen Markgrafen Wilhelm, durch seine mannhaften Verdienste seit einem Jahre die grundherrlichen Rechte darauf erworben hatte. Als Fürst von Tyrus wies er Weiten zurück, der nach Tripolis seine Zuflucht nehmen und von dort aus auf neuen Ländererwerb finnen mußte; allein überall traten ihm Widersicht und die wieder auflebende Verachtung, von Seiten seines Nebenbuhlers aber Energie und Ueberlegenheit entgegen. Der König ergriff mit 700 Rittern und 9000 Fußknechten, der Markgraf mit 1000 Rittern und 22,000 Mann zu Fuß im Felde, und was der Eine erobern wollte, wünschte der Andere auch zu beherrschen. Die ergriffene Pilgerströme aus Europa, groß genug, um bedeutende Unternehmungen zu wagen, blieb nicht gleichgültig gegen die Ansprüche beider Prätendenten; sie zerfiel demnach in zwei Parteien, und als der König Philipp August von Frankreich Konrad's, und König Richard von England Bel's Sache in offnen Schutz nahm, hatte der Erstere schon so viele Vortheile gewonnen, daß des Letztern Beistand nicht mehr gefählich werden konnte. Konrad unterließ nämlich nicht, Bel's Unsicherheit zur Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten einbringlich zu schildern, und behauptete, als des Königs Gemahlin und Kinder bis zu Anfang des Herbstes 1190 hinweggeführt waren, die Thronfolgerrechte wären auf Bel's Schwägerin, Isabelle, übergegangen; er entführte diese ihrem

Gemable, dem Baron von Toron, der ohnehin nicht glücklich mit ihr lebte, und ließ sich mit ihr, nachdem leicht und schnell Gründe zur Scheidung gefunden, auch Beschungen nicht gepart worden waren, zu Tyrus trennen. Hierüber erkannten ihn viele als wirtlichen König von Jerusalem an; weil aber Zeit der Selbste war, traten die Parteien um so schroffer hervor. Inzwischen hatte Konrad noch vor Ankunft Königs Richard so viel errungen, daß ihm außer Tyrus noch Beirut und Sidon, wenn sie erobert sein würden, abgetreten werden sollten. Ein Vierteljahr nachher, am 28. Jul. 1191, wurde ihm und seinen mit Isabella gezeugten Nachkommen nicht nur die Abtätigkeit, sondern auch Krone und Reich nach Beirut's tödtlichen Abgange versprochen, während bis dahin Beide die Einkünfte des ganzen Staates getheilt genießen sollten. Folgenden Tages huldigten ihm Konrad und Gottfried von Lusignan, Beirut's Bruder, dem die zu erobernde Grafschaft Trippe erblich ertheilt worden war. Noch nicht volle Dreivierteljahre waren verlossen, als im Frühjahr 1192 auf Anraten der Prälaten und Barone dem Markgrafen Krone und Reich sammt dem Heerbefehl vom Könige Richard übertragen wurden, während Beirut's das Inselreich Cypern, ebenfalls mit überkommener Entschädigung für den Tempelorden, dem es damals gehörte, erb- und eigenthümlich zugewiesen wurde³⁸⁾.

Was bis dahin den Sarazenen wieder entrisen worden war, besetzt in Folgendem: König Richard rückte am 26. August, die pisaner Flotte ihm zur Seite, und Markgraf Konrad den 23. Sept. 1189 vor Ptolemais. Dänen, Teutische, Flämänder, Franzosen und Engländer erschienen in ansehnlichen Haufen, der Herzog Friedrich von Schwaben die Trümmer von seines Vaters (des Kaisers Friedrich I.) Kreuzheere im October 1190 herbeibrachte. Am 13. April ließ König Philipp August, und den 8. Jun. 1191 König Richard, dem Zeit bis Cypern entgegengerast war, zu dem Belagerungsheere; und wanderten hin und wieder einzelne kleine Pilgerhaufen in die Heimath zurück, so strömten andere wieder hinzu, sobald sich immer, trotz verheerender Seuchen, und der im Winter von 1190—91 eingetretenen Hungersnoth, ein großes kampffertiges Heer im Lager zur Begegnung der Ausfälle aus der Stadt und der Anfälle von dem gleich Anfangs herbeigerufenen Heere Saladin's vorband. Auch erschienen tüchtige und kunstfertige Leute genug, welche Belagerungs- und Burzzeuge³⁹⁾ (darunter die englischen den Vorzug hatten) in Masse herrichteten, aber mit all ihrer Kunst und Geschicklichkeit gegen das griechische Feuer der Bela-

gerer nichts ausrichten konnten. Die Gesichte, Ausfälle und Angriffe, deren unzählige in der beinahe zweijährigen Belagerungsperiode vorkamen, waren meistens ohne Bedeutung oder ohne Erfolg. Die Franken in ihrem festen Lager waren, um Unverletzlichkeit zu vermeiden, nationenweise vertheilt, in gethürmten Hütten und Häusern⁴⁰⁾ bequem eingerichtet, mit Gast- und Schenkweihen, Handwerkern und Kaufleuten versehen, und lebten, wenn die Waffen ruhten, wie Mohabbidin berichtet, mit den Sarazenen in vertraulicher Unterredung und Kurzweil, unter sich aber in Schmeichelei, Spiel und jeglichem Gelüste, sobald man ihnen Schuld gab, sie gingen ohne Wein und Weisber nicht gern zum Kampfe. Nur aus dem Abendlande waren 300 junge hübsche Dirnen herbeigekleidet worden. Hierzu gestellte sich der Druck durch Bücherer, die Reibungen der verschiedenen Wölter aus Nationalstolz blieben nicht aus, so namentlich zwischen Teutischen und Franzosen, zwischen Franzosen und Engländern; die Eifersucht zwischen den Königen dieser beiden Nationen, und die Parteinuthe für die beiden Präbidenten der Krone Jerusalem zu geschweigen. Mangel an Gehorsam, Mistrauen der Untergebenen gegen ihre Obern, die man der Beschlachtigkeit fähig hielt, rissen ein, wonach noch Gottfried's von Lusignan laute Anklagen gegen Konrad von Tyrus kamen, um recht viele Hemmnisse in die Benutzung günstiger Augenblicke zur Bekämpfung des Feindes im Rücken und zur Übersetzung der Stadt zu legen. Saladin war am 14. Sept. 1189 selbst in die Stadt gedrungen, um Anordnungen zu treffen, wußte nach glücklicher Rückkehr in sein Lager mit Eist und Geschick sich in Verbindung mit den Belagerten, zur See durch Taucher und andere Tauschungen, zu Lande durch Briefstauden und seit dem August 1190 durch eine aufgehellte Morwacht von 1000 Reitern auf dem Hügel Habbah zu erhalten; der Umsland aber, daß er am 12. Febr. 1191 die tüchtige und geübte Besatzung mit einer verdrossenen und verzagten wechselte, daß ferner seine Angriffe auf das christliche Lager gewöhnlich mißlang, Verzagtkeit in den Einigen und Ungehorsam unter den Emiren erweckten, und den Franken endlich sich gute Quellen zur Kenntnissnahme von den Beschüssen ihrer Gegner, selbst in Akko durch einen angesehenen Christen, öffneten, half den uneinigen Belagerten das Ziel allmählig näher rücken. Als endlich die Stadt zur See enger eingeschlossen und das Trinkwasser ihr abgechnitten worden war, suchte Saladin die Besatzung längs der Meerestüste herauszuziehen, und sie durch sein Entgegenkommen zu retten. Die Emire in der Stadt hielten den Plan für unausführbar, und schloßen am 12. Jul. 1191 den Vertrag der Übergabe mit Saladin's beigebraachter Genehmigung ab. In Folge dessen erhielten 2000 gefangene Christen und Ritter ihre Freiheit, Stadt und Hafen sammt ihren Reichthümern

38) Dies sprechen auch Peter Lusignan und Eoredane bestimmt aus. 39) Der Engländer und Augener Winkler (bei Gale, Historiae anglie, scriptores II, 275 sq.) dreier solcher gewaltiger Maschinen, die mehrere Stöße thun waren; die obersten Räume derselben dienten zur Aufstellung großer Wurfschiffe und für Bögen; und Armbrustschützen, die mitren wurden mit Kanonen und Ertörern besetzt. Eine solche Maschine sollte gegen 500 Mann, Weiz und rothe in Ofig getöndete Thierhäute waren über diese Thiere gezogen um Schuss gegen äußere Belagerungen. Die Begensschützen (Baglitaris) warfen Feinere, die Armbrustschützen

(Ballistarii) größere und stärkere Pfeile, und die Burzzeuge schwebten Steinmassen bis in die Mitte der Stadt.

40) König Philipp August ließ sich ein Haus ganz massiv bauen, welches der ermenische Chronist Zakaria Palastum lapideum nennt.

fielen den Franken anheim, ebenso ein Theil der Besatzung (der andere zog mit Weib und Kind ab) als Geiseln zur Erfüllung der den Saragenen aufgelegten Verbindlichkeiten, d. h. der Rückgabe des heiligen Kreuzholzes, das sich aber nirgends finden ließ, und der Zahlung von 200,000 Byzantien im Allgemeinen, und 14,000 dergleichen für Markgraf Konrad und dessen Leute insbesondere. Die Bedingungen aber wurden nicht erfüllt, weil die stimmungsvollen Engländer und Franzosen des Sultans übrige Vorschläge verwarfen; daher die Ersten nach Ablauf der 40tägigen Frist ihren Antheil an Gefangenen und Geldern (sie waren bloß den Monarchen beider Nationen zugetheilt worden), über 2600 Mann, im Angesichte des Saragenenlagers auf einer Wiese grauenvoll ermordeten⁴¹⁾. Ob die Franzosen gleiche Rache nahmen, ist ungewiß. Genug, die Heinseligkeiten begannen sofort von Neuem, und Ptolemais wurde unter Abhuf französischer Ritter gesteuert⁴²⁾. König Philipp August war bereits am 31. Jul. aus dem Lager nach der Seemath abgereist, hatte, wie Richard auch, 600 Mann dem Dienste des Fürsten von Antiochien, und die übrige Mannschaft der Führung des Herzogs Hugo III. von Burgund überlassen. Diese mit der englischen und deutschen Kriegsmacht zusammen mochte 100,000 Mann stark sein, brach am 21. August von Akko längs der Küste nach Joppe auf, und er kämpfte am 7. Sept. einen glänzenden Sieg über den mehr als zweifach stärkeren Feind bei Arsuf, worauf dieser Akkalon zerstörte, Ramlah und Lydda schloste, Jerusalem aber sehr befestigen ließ. Die Franken blieben anfänglich bei Joppe stehen, um zwei auf der ramlaher Straße gelegene Schloßer wieder aufzubauen; dann stellten sie sich im October abwechselnd bald bei Ramlah, bald bei Lydda auf, ohne eine ernstliche Uebertrabung Jerusalems auszuführen. Die leidenschaftliche Aufregung der Pilgersürken gegen einander und der noch nicht beigelegte Streit um die Krone des heiligen Landes ließen auch kein großes Unternehmen, wozu mehrthätiges Zusammenwirken erforderlich, erwarten. Die Ueberkunft vom 28. Jul. hatte nur kurze Zeit die Gemüther versöhnt, um vor Akkalon, wohin sich das Heer am 20. Jan. 1192 und die folgenden Tage zog, desto heftiger sich wieder zu entzünden. Während hier Häuser, Mauern und Thürme meist aus Richard's Kosten wieder Bergerichtet wurden, und ein glücklicher Streifzug nach Gaza und Darum nebenbei gewagt ward, regte die Grobheit des Engländers alle Aebtere gegenseitig auf, daß die Herzöge Leopold der Aegendreiche von Oesterreich und Hugo von Burgund mit den übrigen das Lager verließen, und jener nach Hause, dieser aber nach Ptolemais

zurückkehrte. Hier schlug ihm der zwischen Genuessern und Pisanern ausgebrochene Krieg die Aufnahme in die Stadt ab, und rief den mit Richard badernden, von ihm aber sich entfernt haltenden Markgrafen Konrad herbei, um die Stadt zu belagern. Das endliche Herbeikommen Richard's schloßte am 21. Febr. die Döndel wenigstens äußerlich, brachte aber zwischen ihm und Konrad keine Eintracht hervor, bis endlich, wie schon erwähnt, der König Richard sich durch Hintersprache der einheimischen Prälaten und Barone dertir land, dem Markgrafen Krone und Reich zu geben. Inzwischen aber hatten Beide unabhängig von einander mit Saladin Verhandlungen gepflogen, die guten Theils zu abenteuerlich klingen, als daß der Eine wie der Andere dadurch ein vertrauliches Verhältniß mit dem Sultan hätte herstellen können, da Saladin seine einmal errungenen Vortheile festhielt. Das, was Konrad am 24. April 1192 mit dem Sultan soll haben abschließen lassen, war zu vag und sabelhaft, als daß an ernste Nachgiebigkeit des Sultans dabei gelaugt werden könnte. Gewiß ist, das wiedergewonnene Königreich bestand in dem schmalen Küstestrich von Tyrus bis Akkalon, als Konrad, sein anerkannter Beherrscher und König, am 28. April genannten Jahres zu Tyrus von zwei Akkalinen theils aus Nachsicht des von ihm beiseitigten Statthalterers Gamaelien zu Massiat auf dem Libanon, theils auf Gutheissen des Sultans erdolcht wurde⁴³⁾. Er starb als König von Jerusalem, und hinterließ keine Erben, sondern eine schwangere Gemahlin, die bekannte Isabella — hübsch, doch irrig, Elisabeth genannt —, welche, kraft ihres Gemahls letzter Verfügung, die Stadt nur dem Könige Richard oder dem künftigen Thronfolger überlassen wollte. Da eilte Graf Heinrich von Champagne (seit 1190 im heiligen Lande) aus Ptolemais herbei, und ließ sich von den Baronen das erledigte Königreich und die schwangere Königin anbieten, und schon den 5. Mai, ehe er noch mit seinem Deime, König Richard, darüber einen geworpen, mit Isabella, die sich, trotz ihrer Trauer und leidlichen Umstände, dem Drange zuweilen mußte, vermählten. Er nahm die vor Tyrus gelagerten 10,000 Franzosen in seine Dienste, wie sich die in Akko versammelte Bewaffnung ihm sogleich untergab. Richard widersprach nicht, sondern überließ ihm alles Eroberte, was Konrad zu gestanden worden war. Also räumte er ihm auch das am 23. Mai erführte Darum ein. Dennoch ließ sich, als Heinrich und Hugo zu ihm stiegen, kein Einflang in die Gesinnungen für kriegerische Pläne herstellen, vielmehr brachen die alten Döndel und das Gespötte zwischen Franzosen und Engländern wieder aus und setzte sie außer Gemeinschaft. Redereien mit dem Feinde und Jagden auf Karavannen beschäftigten die Franken im Lager, das im Junius nach Baithubah verlegt worden war. Günstige Gelegenheiten gegen den Feind wurden verabsäumt, und allerlei Vorschläge der kampflustigen Franken blieben

41) Nach Winfauf's Angabe in *Gale*, *Scriptores hist. Angl.* II, 547 starben während der Belagerung 6 Erzbischöfe und Patriarchen, 12 Bischöfe, 40 Straten und 500 andere fränkische Große, ohne die gemeinen Menschenknechte. Die Zahl der in der Stadt und im Lager gefallenen Muschmänner schätz man auf 150,000 Mann. 42) Was man in Ptolemais fand, wurde vorzugsw. unter Engländer und Franzosen vertheilt zum Verdruß anderer Nationen; auch die ehemaligen christlichen Einwohner der Stadt hatten Mühe, wieder zu ihrem Eigenthume zu gelangen. Philipp August nahm sich ihrer noch an.

43) Außer König Richard'en gibt man noch, wiewol mit weniger Begründung, Humerfried von Teron die Mordthat Schuld; so Vater Eustachius in seiner *Hist. générale du Lale et Royaume de Cypre*, p. 121 sq.

unbeachtet; Richard war weder zum Marsche nach der heiligen Stadt, noch Hugo von Burgund zu einer Heeresfahrt nach Ägypten zu bewegen; auch die Pläne auf Cyprius und Damask blieben unausgeführt, wenigstens 20 Geschworene, zur Beratung kriegerischer Pläne niedergesetzt, dergleichen Beschlüsse zu ungewisserer Folge ausgesprochen hatten. Man zog unter ihrem eigenmächtigen Geleite bald bei Lydda, bald bei Ramla und endlich bei Joppe auf, von wo aus Darums Zerstörung und Ascalons Verwahrung geleitet wurde, und verhängte durch den planlosen Rückzug nach Ptolemais Ende Julius das Unheil über Joppe, daß die Stadt von Saladin erlöst wurde. Richard's schnelle Rückkehr am 1. August rettete die Burg und befreite dann auch die Stadt wieder. Die nebenher fortgesetzten Friedensverhandlungen brachten endlich am 1. Sept. einen Vertrag zu Stande, der dem Könige Heinrich's den Landfriede von Tyrus bis Joppe nebst der Hälfte von Ramla und Lydda, ihm und den Fürsten von Antiochien und Tiberias einen dreijährigen Frieden und allen Christen freie und unentgeltliche Wallfahrt nach Jerusalem zusicherte, aber Ascalons Zerstörung durch gemeinschaftliche Kräfte bestimmte, die auch am 7. Sept. begann. Diese Uebereinkunft, von beiden Seiten beschworen, war vielen Tadel ausgesetzt, besonders, weil die Ausweichung der christlichen Gesandten und die Aufbesserung des heiligen Kreuzes darin übergegangen worden waren.

Die halbe Million Abendländer, die, wie man annimmt, seit 1189 sich der Wiederoberung des Königsreichs Jerusalem geopfert hatten ⁴⁴, hatte binnen vier Jahren nichts weiter erlebt, als die Eroberung der beiden festen Städte Joppe und Ptolemais, die mit Tyrus so wenig abwarfen, daß Heinrich zu seinem Unterhalte noch die Einkünfte seiner Grafschaft in Frankreich bedurfte, und seine Mutter, welche selbige verwaltete, oft seine Schulden nachbezahlen mußte, während es mit seiner königlichen Würde so genau nicht genommen wurde. Er war übrigens so wenig, wie Konrad (doch aus andern Gründen, als die Gottfried's von Bouillon waren), gekrönt und gesalbt worden. Seit Richard's Abreise nach der Heimath (9. Oct. 1192) blieb von den Pilgerführern dem verlassenen Könige nur ein Dutzend Franzosen übrig. Bei Saladin wußte er sich, wie bei seinen angesehenen Ungläubigen, in Achtung und Vertrauen zu setzen, und hielt es seiner christlichen Würde nicht entgegen, türkische Kleider zu tragen. Sein kleines Land blieb meist wüste und unbaut, also auch ohne Mittel, aus der Verwüsthung, in welche Saladin's Tod (3. März 1193) das Nachbarland versetzt hatte, Nutzen zu ziehen, außer der Erwerbung Gibelets, einer Burg. Hauptplätze blieben immer die französischen Pilger, und nach deren Abgange

die Teutischen, die nie bei den Einheimischen ins Ansehen kamen, geschweige willkommen geheißen wurden. Den geistlichen Ritterorden (zu den Johannitern und Templern war seit Aco's Belagerung der teutsche Ritterorden gekommen) stellte es an Mannschaft wie an Gemeinnutzen, und dem ganzen sich wieder aufrichtenden Staate an einer Hauptstütze, an die sich ankommende Kreuzzügler halten sollten. Unbekümmert um die Anordnungen und den 1195 erneuerten Waffenstillstand begannen sie, so die teutschen Kreuzfahrer am Ende Septembers 1197, den Kampf mit den Sarazenen wieder, und zogen somit den König und seine Barone in den Krieg. Dieser aber erlebte die Niederlage der Teutischen und den Verlust Joppe's durch die Sarazenen nicht, sondern er führte um dieselbe Zeit aus dem Fessler seines Palastes zu Ptolemais derab und wurde jermittelt, nachdem er schon längst sich nach der Heimath gesehnt, und die Annahme der Krönung fortwährend verweigert hatte ⁴⁵). Auch in den Streitigkeiten zwischen Fürst Boemund III. von Antiochien und Leo von Armenien, die sich einander seit 1186 befesdet hatten, hatte Heinrich seine politische Ohnmacht erkannt. Den Frieden, welchen er 1194 zwischen Beiden vermittelte, brachte zwar Erstern nach einjähriger Gefangenschaft wieder in Freiheit, stellte ihm aber unter Leo's Lebendigkeit mit Verluste des Landesanteils, welchen dieser erobert hatte, und erhob den Letztern überdies noch zum Könige von Armenien ⁴⁶), nachdem Leo's Nichte, Aïr, mit Boemund's ältestem Sohne verlobt worden war.

Nach Heinrich's Tode bewirkten die Tempel, Johanniter und der Kanyler Konrad, daß dem Könige Amalrich von Cyprien, Beir's von Lusignan jüngstem Bruder und Nachfolger, Hand und Krone Isabellens angeboten wurden. Er nahm beides sogleich an, allein die Verbindung beider Reiche ließ die teutschen Pilger immer noch als Hauptstütze waltend; lobenswürdig war jedoch, daß Amalrich bei seiner Erscheinung zu Ptolemais das in Unordnung gestohlene Jerusalems aufzurichte, seine Einkünfte den Soldknechten zuwendete, dem Sultan Balak al Adel am 23. Oct. 1197 schlug, das meist zerstörte Sidon besetzte und Berytus in seine Gewalt bekam, worin viele Waffen und Lebensmittel gefunden wurden; man fand aber das Bedauerliche, daß er, nunmehr als König von Jerusalem der Zweite seines Namens, drei Wochen lang zu Aco seine Vermählung und Krönung feierte (nach den Reichslegenden sollte Tyrus eigentlich die Haupt- und Krönungshalt seit Jerusalems Verluste sein), darüber seinen geschlagenen Gegner Hätien und Tyrus von demselben anfallen ließ. Zwar eilte Amalrich zum Entsätze herbei und dänkte sich den Weg zur Burg Acon, das vom 11. Dec. bis zu Anfangs Februars 1198 besetzt, alsdann wegen Uneinigkeit der Pilger und Heimitischen ruhmloser Weise verlassen wurde.

44) Doren sollen nach Binsauf (bei Gale II. 427) 300,000 an Frankreich und vor Ägypten und 100,000 Mann (bei der Eile) jener Zeit weit übertrieben) an den heiligen allmächtigen Gottsalbteit dem Heiligtum aus divinae aie mercedis gestochen sein. Was nach Dausse paratetisch, beiläufig sich auf ein sehr Gerings (ex illo mundo quasi hominum paucissimi redierunt).

X. Cap. II. b. W. u. R. Boeris Section. XV.

45) Jacob von Bütz erzählt bei Bengard I. 1123 von ihm: Comes Henricus — coronari lauen et Hen regi reuocavit nam et ipse auct ali ed reuocavit aspirabat. 46) Leo wurde erst vier Jahre nachher gekrönt, und die Beschäftigung der Erzbischof von Mainz, stellte aber den neuen König unter die Oberlebensbereitschaft der teutschen Kaiser.

Krieger und glücklicher war Hark Boemund von Antiochien, der sich Saba's und Laodicea's bemächtigt hatte. Nachdem sich die tausendigen Pilger im März nach ihrer Heimath eingeschifft hatten, schloß der König mit Ralel als Adel einen Waffenstillstand von fünf bis sechs Jahren, der von beiden mit größter Gewissenhaftigkeit beobachtet wurde, und dem von einem Erbdehn 1202 heimgesuchten Syrien sehr zu nützen kam, insbesondere auch den christlichen Besessenen. Es stürzte ein bedeutender Theil der Stadt Ptolemais mit dem königlichen Palaste zusammen, nicht minder wurden Tyrus, Tripolis, Akko und andere Burgen und Städte beschädigt. Nur Amaraud blieb gänzlich verschont. Daran reiheten sich eine verdrbliche Seuche, Mißwachs, Hungersnoth und Ueberfluth. Diefem Jammer abzuwehren, wäre Amalrich nicht im Stande gewesen, wenn ihm nicht durch des Papstes Eifer Unterstützung zugesagt wäre. Von diesen Mitteln wurde der Aufbau der Stadt Tyrus und anderer Ortschaften bestritten. Im folgenden Jahre (1203) erschien stark Hise an Mannschafft aus dem Abendlande, in Brangosen und Flammenden zumest bestehend, die einem geringeren Theile ihrer Kreuzbrüder die Eroberung Ganssinthapels und die Errichtung eines fränkischen Kaiserreichs (16. Mai 1204), das für das christliche Königreich von seiner Bedeutung wurde, überlassen hatten; fand aber hier Anfangs keine Gelegenheit zum Kampfe, da Amalrich den Bruch seines friedlichen Verhältnisses mit Ralel als Adel⁴⁷⁾, seinem gefährlichsten Nachbar, auf ihr Verlangen nicht zugab, bis er durch muslimännische Seeräuber kurz vor Ablauf der Stillstandsfrist selbst dazu Anlaß fand. Die inzwischen nach Tripolis und Antiochien gewanderten Kreuzritter eilten sogleich nach Ptolemais zurück, und striften mit dem Könige Amalrich noch vor Ablauf des J. 1203 und dann im J. 1204 in die Gegend des Sultans, der die Feindseligkeiten eben nicht ernstlich erwiederte, also auch durch seine Truppen keine bedeutenden Gefechte schlagen ließ, vielmehr im Verhite des genannten Jahres sich zur Erneuerung des Waffenstillstandes bereit fand, als dem Könige Amalrich beim Ausbruche einer Seuche und bei der Abreise der abendländischen Pilger kein anderer Ausweg offen stand. In diesem Vertrage trat der Sultan an den König von Jerusalem seinen Antheil von Lydda und Ramla⁴⁸⁾ sammt Toppe und vielleicht noch Nazaret ab. Amalrich genoss diese Waffenruhe nur kurze Zeit, da ihm der unumgängliche Versuch von Seefischen am 1. April 1205 den Tod zuzog. Hiedurch wurde das kleine Königreich Jerusalem vom cyprischen

Inselreiche wieder getrennt. Legterer hat seinen Kindern erster Ehe andern, und letzteren den Kindern Jobars, die bereits vor ihrem Gemahle gestorben war. Der einzige Sohn, mit Amalrich erzeugt, war kurz vor ihr gestorben, und von den sie überlebenden vier Töchtern waren Sibille und Melisende aus derselben Ehe, Mary aus der dritten Ehe, und Marie, aus der vom Markgrafen Konrad; abson noch minderjährig, hatte Marie doch das Majorat für sich und wurde als Erbin des Königreichs Jerusalem anerkannt. Ihr Vormund und Herrscher des Reichs ward ihr Oheim, Baron Johann von Belin⁴⁹⁾. Dieser suchte den Frieden mit den Sarazenen zu erhalten, fand aber bei Ralel als Adel Anfangs so wenig Rücksichten, daß derselbe im J. 1206 die Feindseligkeiten bei Ptolemais und in der Grafschaft Tripolis begann, sich jedoch im folgenden Jahre wieder in einen Vertrag von dreißigjähriger Waffenruhe einließ. Diese Grenzschädigung jedoch trieb den Reichsoverner und seine Barone an, der Königin Mandet einen Mann von Tapferkeit und Ansehen zu verschaffen. Sie fielen selbst, wenn nicht auf Betrieb König Philipp August's von Frankreich, in einer Verathung auf die Wahl des Grafen Johann von Brienne, als des tüchtigsten Kämpfers der christlichen Angelegenheiten im Morgenlande⁵⁰⁾. Gewiß ist, im J. 1208 fandte die Reichsverammlung einen Prälaten und einen Baron zu dem Grafen an, und Johann kam auch kurz vor Ablauf des Waffenstillstandes in Ptolemais an. Als König gekrönt, vermehrt und gelobt zu Tyrus, begann Johann (s. d. Art.) sogleich im September 1210 die Feindseligkeiten, wenigstens jaghaft, doch glücklich, und bald genug von der Gringfügigkeit seiner Mittel zum Siege überzeugt (nur die Tempel und Prälaten hatten den Drang zum Kriege genährt), zog er aus des alten Sultans Ralel als Adel friedlichen Gesinnungen den Vortheil, wieder zur Waffenruhe zurückzukehren. In Betracht, daß nach dieses Grafen Tode sich der Zustand der Dinge ändern würde, dat er zeitig in Europa um Hilfe, wenn nicht schon der Bau einer festen Burg auf dem Berge Tabors durch die Ungläubigen dem Könige hinlängliche Besorgnisse einflößte.

Die Päpste Innocenz III. und Honorius III. nahmen sich seiner und seines Reiches auch Eifrigste an; allein der Ansbekreuzung (1212), wenn er auch gelungen wäre, hätte dem armen Könige mehr Schaden als Nutzen können, und so weit sich sonst Drang nach Rettung des geliebten Landes in Europa regte, fanden sich immer in dem Kampfe der Abigaturer und Waldenser, in dem Kriege zwischen Frankreich und England, in den Parteidämpfen in Deutschland, in der Verbreitung des Christenthums in Preußen und Livland durch die Waffnen, in Fehden Italiens, in der beständigen Aufmerksamkeit auf das sinkende lateinische Kaiserthum in Byzanz, und im blutigen Streite Spa-

47) Ralel als Adel hatte sich nach seines Bruders, Saladin, Tode nicht nur im Besitze seines kleinen Landes zu behaupten gesucht, sondern hatte auch den Widerstand seiner Rassen, Edhne Saladin's, welche verheerend einwirkten, das es sich vom Sultan bewußt bis nach Schenkel und Karak erstreckte, noch noch zu Ende des J. 1198, als Ralel als Adel (Hilf) der zweite Sohn seines Bruders, Hark, ganz Ägypten kam. Der dritte seiner Rassen, Ralel als Adel, wurde bald Hark, das heißt in seinem Reiche als kleiner untergeordneter Herr vertrieben, und als vertrieben, unglücklich, aufständischer Dring und Verwirrung, während er dem kleinen von Hark'schen Ägypte litt. Dieser war Ralel als Dehen.

48) f. oben den Friedensvertrag vom 1. Sept. 1192.

49) Dieser Baron war der Sohn Belian's von Belin und Mariens aus dem Hause der Komnenen, junger Witwe Königs Amalrich I. von Jerusalem, seltlich Ertzherzog von der Königin Sibille. 50) Der Schwagermutter Bernhart nennt ihn Vir nobilitate egregia et militibus actibus strenuus.

nies mit den Sarazenen, Hindernisse genug, daß vor Ende Mai's 1217 kein Kreuzherr von dort nach Palästina abgehen konnte, wo sich König Johann inzwischen in den Schutz des Königs Leo I. von Armenien begeben hatte. Seine Gemalin Maria nämlich war 1212 gestorben, und ihr Tod hatte in ihrem Schwager, dem Könige Hugo I. von Cypern, welcher 1208 mit Aür, ihrer Stiefschwester, vermählt worden war, Ansprüche auf die Krone Jerusalem und vielleicht auch Heirathsverträge gegen König Johann erweckt, worauf dieser mit Zustimmung der Reichskönige im Jahre 1216 sich mit einer Tochter Leo's I. von Armenien verheirathet hatte. Die Ankunft des deutschen und ungarischen Pilgerheeres war demnach den Franken in Syrien um so willkommen, als die armenische Hilfe wenigstens gegen die drohende Seelung der Sarazenen nicht genüge. Sie kündigten diesen die Waffenruhe ohne Bedenken auf, und vier Könige berieten sich zu Ptolemais über den Anfang des Krieges. König Andreas von Ungarn, der bei seiner Einkleise auf Cypern Hugo I. zu völliger Versöhnung mit seinem Schwager und zur Reise nach Palästina bewegt haben mochte, die Könige von Cypern und Jerusalem hatten sich mit dem vorbekommenen Leo hier vereinigt, und brachten, etwa 15,000 Mann stark, den 2. Nov. 1217 nach Bisan am Jordan, gegen den alten Sultan auf. Ralef al Adel zog sich sogleich über den Fluß bis Wardis Euffir hinauf zurück, und gab seinen Gegnern Baisan (Bisan) frei, die es besetzten, den 9. Novbr. über den Jordan schritten, sich pflanzten, das Sarazenenlager ohne Erfolg besaßmigten und den 12. langsam nach Ptolemais zurückzogen. Dieses Unternehmen und die Anfangs December gemachten vergeblichen Angriffe auf die neue Burg Lador brachte ihnen wenigstens einen Haufen Gefangener und ansehnliche Beute ein, der Streifzug aber um Weihnachten, über Sidon hinaus in die rauhen Gegenden des Libanon, zog ihnen große Verluste an Mannschaff und Pferden zu, deren es ohnehin wenige gab. Hierauf reisten die fremden Könige mit ihrem Gefolge, bis auf 40 Pülgerritter, welche zurückblieben, wieder ab, und König Johann stellte, während die Ungläubigen ihre Burg auf Lador schloßen, die Burg der Stadt Esfara wieder her und die Tempel besetzten den Pilgerberg von Neuem. Unerwartet schon den 24. April 1218 gab die Ankunft einer firsien Schar deutscher und niederländischer Pilger Muth zur Fortsetzung der Kämpfe. Sie kamen mit dem Könige und dessen Reichskönigen einmüthig überein, Aegypten zu erobern; ein Plan, der auch 1201 in einer Verabredung zu Venedig zwischen angeführten Kreuzfahrern, wo man aber das Crederie unter sich zu theilen beschloß, und dann 1215 auf der großen Kirchenversammlung im Lateran ins Auge gefaßt und so laut besprochen worden war, daß der Sultan Ralef al Adel vollkommen Kenntniß davon hatte. Jetzt nun, obgleich er von dem Beschlusse zu Ptolemais auch unterrichtet worden sein soll, blieb er in seinem Lager bei Wardis Euffir stehen, und ließ bloß die Besatzung Damiette's verstärken. Das am Pülgerschiffe versammelte Kreuzheer erschien den 29. Mai und folgte Tage zur See im Hafen Damiette. Die Stadt selbst (von der neuen gleich-

namigen 1260 angelegten wol zu unterscheiden, welche um drei Stunden tiefer im Lande liegt) lag amweil der westlichen Mündung (Wüthelm von Tyrus seit eine Stunde Entfernung fest) des nach ihr genannten Nilarmes auf einem engen Raume, der weislich vom Flusse und Meere von See Mensaleh eingeschlossen, durch Kunst und Natur sehr besetzt war. Das christliche Heer, welches am Land stieg, lagerte sich auf dem schmalen sanftigen Landstriche und besetzte seine Stätte, die Flotte schneit der Stadt die Zufuhr zur See ab, hingegen kamen die Franken im Lager auf dem Lande sehr bald in Noth durch die umherstreifenden Araberhaufen, denen zwar nach und nach Einhalt gethan wurde, aber die eintrigende Noth taubte vorübergehend viele tapfere Männer. Unglücklicherweise erregte der eben mitgekommene päpstliche Legat Gualvani nebenher Zwiespalt im Lager über die oberste Leitung der Kriegsgeschäfte, welche er dem Könige Johann abnehmen, dieser aber nicht abgeben wollte. Darüber verließen am 1. Mai 1219 Herzog Leopold von Österreich und viele Ritter das Lager und kehrten heim; neues Aufströmen aus dem Abendlande, besonders aus Frankreich und Italien, brachte glücklicherweise sogleich Ertrag, und da unter den bleibenden und angekommenen Kriegern besonnene Bedarrlichkeit obwaltete, so wurden auch nach und nach alle Schwierigkeiten überwunden, die diesem mühseligen Unternehmen im Wege standen. Schon am 24. Aug. 1218 war viel gewonnen worden durch die Erstürmung des Kettenburses, der im Nilarme stehend, die Stadt mit dem linken Ufer durch Sperrketten verband. Man nahm ihn, wie die zwischen dem Thurne und der Stadt liegende Schiffbrücke weg, und wies die Stürme des neuen ägyptischen Sultans, Ralef al Kamel**), auf das Belagerungsheer am 9. und 26. Decbr. 1218 mit Erfolg ab; gelangen auch zu Anfange Februars 1219 die ersten Versuche der Pilger zum Übergange über den Nil nicht, so kam ihrem zweiten Bemühen eine Verschönerung im Lager Kamel's so zu Hilfe, daß sie dasselbe mit reicher Beute besetzen konnten. Eine Schiffbrücke setzte man beide Lagersstätten in Verbindung und schloß dadurch die Stadt auf der Landseite enger ein, woyu der Bau einer zweiten Schiffbrücke etwa eine Stunde oberhalb der ersten das Seine beitrug. Zwei Nilinseln wurden nebenbei noch genommen und besetzt, und die feindlichen Stürme im März und Mai auf das christliche Lager standhaft abgewiesen. Die Niederlage der Aegypter vor denselben am 23. Juni trug nicht minder bei, den kampfsüchtigen Regenten zu Stürmen auf die Stadt am 8., 10., 13., 31. Juli und am 6. August anzutreiben, die aber jedesmal mit Angriffen Kamel's auf die Belagerer verbunden waren, und nur schwach unternommen, ohne Erfolg blieben. Deshalb wollte man am 29. August das Lager des Sultans mit einer Auswahl von Streitkräften angreifen; der Plan

*) Ralef al Adel war am 31. August 1218 gestorben, und hatte seine osmanischen Väter mit der Krone Damask aus dem ägyptischen Heere Ralef al Wasabden III., Aegypten seinen jüngeren, Ralef al Kamel überlassen, und einen dritten Sohne Gassia und alle nördlichen Gebiete.

wurde durch dessen Hülfe bereitet und in eine gänzliche Niederlage der Franken verurtheilt. Ihren Verlust vermehrte die Abreise vieler Pilger, trotz der Einreden des Legaten; doch fand sich Mäsel al Kamel ebenfalls geschwächt, sobald er aus Rücksichten gegen die wachsende Noth der belagerten Stadt Unterhandlungen mit den Franken anknüpfte und eine Waffenruhe zu Stande brachte. Diese diente nur zur kurzen Erholung, da die Abreise von fast 20,000 Pilgern in ihre Heimath am 14. Sept. den Sultan zur Erneuerung des Kampfes, und den 26. 27. 28. desselben Monats zu mörderischen, wenn auch jedesmal zurückgewiesenen Angriffen auf das Kreuzherrlager reizte. Und obwohl mittlerweile den Belagerern wieder Verstärkung zuströmte, so setzte der Sultan seine Angriffe doch von Zeit zu Zeit unverdrossen fort, bis er am 1. Novbr. 1219 wieder zu Unterhandlungen schritt. Sie bestanden in Vorschlägen, die dem Könige Johann und seinem Reiche in Spanien erwünscht sein konnten; er billigte sie auch, allein der Legat, die Geistlichen und Ordensritter verwarfen sie und brachten dadurch den König, die Franzosen und Deutschen gegen sich auf. Über diesen Zwispalt fiel der Sultan im Lager am 3. November abermals an, doch ohne Erfolg, während der Legat mit seinen Italienern in der Nacht vom 5. und 6. Novbr. die Mauern der sehr entvölkerten Stadt *) erlief und sich ihrer bemächtigte. Die Beute an Lebensmitteln war sehr geringe, desto größer an Waffen und an Kostbarkeiten, welche theils geraubt, theils vertheilt wurden. Was an Einwohnern noch gesund, krank oder sterbend angetroffen wurde, erzwungen die Sieger zum Theil, zum Theil machten sie Sklaven aus ihnen. Hundert Bornehme und Reiche wurden zur Auswechslung christlicher Gefangener aufbewahrt. Der Bischof von Ptolemais (Jacob von Vitro) rettete viele Kinder vom Tode und ließ sie insgesamt taufen **). Der ganzen Stadt wurde eine christliche Verfassung gegeben und noch vor Ablauf Novembers die Buze Lanis sammt aller am See Mersaleh gelegenen Dörfern dazu erhoben; nachdem sich der Sultan ins Innere seines Reichs zurückgezogen hatte. Dies Alles bekam nach langen Streitigkeiten König Johann unter seine Beträgnisheit. Nur einen Thurm der Stadtmauer behielt sich die römische Kirche vor, welche überhaupt die ganze Eroberung, wie vor 18 Jahren die Kreuzfahrer unter sich beschossen hatten, als gemeinschaftliches Besitzthum der abendländischen Christen betrachtet wissen wollte. Andere Uebersände und Anlässe zum Unfrieden kamen hinzu, Unlust zur Fortsetzung des Kampfes zu erzeugen und die Heimkehr vieler Pilger, die im Frühlinge 1220 erfolgte, zu befördern. Auch der König sand Wortwand, nach Ptolemais zurückzusenden, und überließ dem Legaten Gaiubani das höchste Ansehen bei dem Kriegsherrn, das zeitig aus Teutschland und

Stallen Verstärkung erhielt. Desseuungeachtet wurden bis im vorigen Jahre errungenen wichtigen Vorteile jetzt nur zu unbedeutenden Streifereien benutzt, weil das Kriegsvolk dem Legaten, trotz dessen Drohungen, nicht gehorchen wollte. Und obwohl im Mai 1221 Herzog Ludwig von Baiern denselben eine neue Verstärkung zuführte (neun Monate zuvor war auch eine venetianische Flotte von 14 Segeln nach Damiette angekommen), so blieben die Kreuzfahrer doch meist in Unthätigkeit bis zur Ankunft Königs Johann, die am 7. Julius erfolgte. Hätte man, sagen Augenzeugen, dem Legaten nicht so lange widersprochen, so würde Aegypten erobert worden sein; die Zögerungen der Christen aber lebten die Gegner desto rascher handeln. Am 17. Juli sammelte sich das Heer bei Harekur von etwa 46,000 Mann tauglicher Stärke (oder etwas mehr, die Angabe christlicher Nachrichten zu 200,000 Mann ist offenbar Übertreibung und sollte nur Schrecken erregen), dem zur Seite auf dem Nil 600 Fahrzeuge folgten. Der Herzog war wider Willen Königs Johann nach Kairo bestimmt, der Sultan hatte aber in an derthalbähriger Ruhe, die ihm seine Gegner gelassen, weise Anstalten zur Verteidigung seines Landes getroffen und die Eroberung desselben erschwert; daher König Johann sich äußerst thätig und umsichtig, wenn auch seine Rücksicht nicht durchdrangen, der guten Aneebnung des Marische annahm. Noch in Scharmeisab, das man zerstört fand, schlug er vor, einen festen Stützpunkt gegen den rasch handelnden Sultan von Aegypten zu wählen, allein aus des Legaten Betrieb wurde der Marsch bis zur Ausmündung des Kanals von Nischum in den Nilarm Damiette bei Mansurah fortgesetzt, wo man am 24. Juli ankam, das Heerlager Kamel's auf dem jenseitigen Nilufer fand und ein besessliges Lager bezog. Der Sultan leitete Friedensunterhandlungen ein, deren Bedingungen die Franken zum Theil gewannen, zum Theil auch nicht (darunter Gaiubani), worüber Zwispalt, Zaghaftigkeit und Drang nach Heimkehr unter den Pilgern entstand; viele traten auch ab, während Kamel sehr bedeutende Verstärkung aus Asien erhielt, den Christen Abbruch that und sie zu Wasser außer Verbindung mit Damiette setzte, nachdem am 18. August ein großer Theil ihrer Flotte zerstört worden war. Andere errungene Vorteile wirkten hinzu, so daß sich das Kreuzheer, wenn es nicht völlig eingeengt worden sollte, am 26. August zum Rückzuge entschließen mußte. Angriffe von beiden Seiten und im Rücken sammt Ueberschwemmung der Wege steigerte die Noth des Rückzuges so sehr, daß die Franken am 30. August einen achtjährigen Waffenstillstand mit Bedingungen, die alle früheren abgetrotenen Vorteile hinter sich zurückließen, eingingen. König Johann fand zur Vergrößerung seines Königreichs, das er durch Kamel's Zugeländnisse, vor einem Monate, noch mehr aber im November 1219 ansehnlich hatte abzurufen können, durchaus keinen Vortheil, ja er mußte jetzt noch seine in Aegypten errungenen Besitzungen zurückgeben für ein nichtsloßendes Kleind (das heilige Kreuz), das man nicht einmal widerfinden konnte oder wollte, und nur frommem Aberglauben, aber seiner gesunden Politik geblieben hätte; er mußte endlich der Gewalt über Krieg und

*) Das große Noth und Krankheiten die sehr bedrückte Stadt bis auf 10,000 oder gar auf 5000 Menschen, darunter der geringere Theil nur noch gesund war, ansgeworfen haben mochten, wie christliche Nachrichten erweisen, ist sehr gleichgültig, und darum kein großes Rücksicht des Legaten, der sehr schwach gefundener Widerstand diese Stadt zu erklären. **) d. Art. Jacob von Vitro.

Frieden während der acht Jahre entsagen, weil sie nur, der Uebereinkunft ausdrücklich zufolge, einem gekrönten europäischen Haupte die persönliche Verwahrung des Königs, Ludwig's von Baiern, des Legaten und der Großmeister der drei geistlichen Ritterorden mit noch 18 andern vornehmen Franken bis zur gänzlichen Räumung Damiette's bedien. Daher sie sich als Geiseln bei dem Sultan stellten, wie dieser auch ähnliche Bürgschaft leisten mußte. Diese beschworene Uebereinkunft errregte bei den neuen christlichen Bewohnern zu Damiette und Tanis große Unzufriedenheit, ja am 2. Septbr. einen Aufruhr; gleichwol nahm Raïek al Kamel am 8. Septbr. Besitz von der gesammten Erwerbung der Franken, und ließ diese allesamt am 10. desselben Monats durch einen Versuch zu Wasser und zu Lande abziehen. Jetzt schien des Königreichs Jerusalem Untergang unvermeidlich, wenn sich die muslimanischen Mächte mit einander vereint hätten. Allein Kamel hielt den Vertrag aufrecht, blieb dem Könige Johann sehr gewogen, und dieser that für seine verglichenen Opfer sich eine große Schuldensatz aufgebürdet.

Das kleine christliche Besitztum in Syrien — Tripolis und Antiochien hielten sich stets absondert seit Johann's Krönung — war in den drei Jahren mannichfach beunruhigt worden, so schon im J. 1218 bei Adel's Lebzeiten noch, und nach dessen Tode durch Moabdhern, Sultan von Damask, welcher die Tempel und die Befestigung von Ptolemais schlug. Glücklicherweise drohte die Annäherung der siegreichen Mongolenschaaren den Saragenen, sodas Syrien in Ruhe blieb, bis Johann's Anwesenheit daselbst vom Frühlinge 1220 bis dahin 1221, während er seine Ansprüche auf den armenischen Königsthron vergebens betrieb, den Sultan von Damask zu neuen Angriffen veranlaßte. Er nahm Césarca ohne die Burg; später verheerte er das christliche Gebiet durch einen Einfall, ohne aber einen festen Ort erobern zu können. Mit der Rückkehr Johann's aus Ägypten im September 1221 trat völlige ungekörte Ruhe in Syrien ein, da der Sultan von Damask den Vertrag seines Bruders anerkannte. Nicht aber fand sich der König von Jerusalem dadurch beruhigt, er suchte den trankenden Legaten los zu werden und Hiße aus dem Abendlande zu bekommen, wie ihn schon der Vertrag mit Kamel stillschweigend darauf hinwies. Auf die Einladung, der im November 1222 vom Papste veranstalteten Berathung zu Verona beizuwohnen, entschloß er sich, dahin abzureisen, und gab somit, ohne Voraussicht, sein kleines Königreich auf immer auf.

Nachdem mit Ausiehung der Reichsfürsten die Angelegenheiten des Landes geordnet, in Otto (F Hugo) von Bümpeigard ein Reichsverweser bestellt und dem Tempelgroßmeister die Befestigung des Landes übertragen worden waren, rißte Johann mit vier kaiserlichen (Friedrich's II.) Kriegsschiffen nach Italien ab. Die erste gemeinschaftliche Berathung über das Schicksal des ge-

lobten Landes fand erst im Frühlinge 1223 zu Ferentino statt. Hier wurde der Kaiser Friedrich II., auf dessen Beistand Johann schon im Sommer 1221 gerechnet hatte, dringend um Hilfe angesprochen und ihm zur Erwerbung des Eifers Jolante, des Königs Johann's einzige Tochter aus erster Ehe, zur Gemahlin mit der Krone Jerusalem auf einstimmiges Zureden gegeben, wofür ihm die ebdliche Verbindlichkeit, binnen zwei Jahren die Herrschaft zu unternehmen, mit der Vorausbestimmung abgenommen wurde, daß alle von Kreuzfahrern gemachten Eroberungen nur dem Könige von Jerusalem zufallen, und nicht, wie man bisher gewollt, getheilt werden sollten. Johann suchte hierauf persönlich in Frankreich, England, Spanien und Teutschland fernere Hiße, und ohne besondern Anlaß dafür gefunden zu haben, kam er zu rechter Zeit an den kaiserlichen Hof zurück, um der im November 1223 vollzogenen Vermählung Friedrich's mit Jolanten⁵⁴⁾ beizuwohnen. Der Kaiser nahm den Titel eines Königs von Jerusalem an und verlangte, mit Ausrufung auf das Schicksal Beir's von Lusignan, von seinem Schwiegervater, daß er denselben entsagen sollte. Hierüber entstanden zwischen Beiden, während die Kreuzfahrt noch um zwei Jahre hinaus verschoben wurde, müssige Händel, welche Johann, ohne Unterstützung des Papstes, veranlaßte, sich vom kaiserlichen Hofe zurückzuziehen und sein Geschick dem Ungesähr bloßzustellen, da im gelobten Lande schon 1226 Kaiser Friedrich als rechtmäßiger König ohne Anstoß anerkannt wurde. Im genannten Jahre ließ dieser Besitz von dem kleinen Königreiche nehmen durch Abwendung des Erzbischofs von Amalfi und zweier Grafen mit 300 Rittern. Barone, Prälaten und Reichsverweser ludigten den Kaiser, ja selbst die Herren, welche ihrem König nach Italien begleitet hatten. Friedrich ließ sogleich die Burg Montfort unfern Ptolemais besetzen und 1227 dem Grafen Thomas von Acerra als seinen Statthalter und Verwalter des Landes einsiehn, wie er überhaupt fest, besonnen und vorsichtig mit diesem kleinen Landtwerbe umging. Und da er vernahm, daß zwischen den Gebrüdern Sultanen zu Damask und Kahira Streitigkeiten obwalteten, trat er durch Gesandte in Unterhandlungen mit ihnen, und gewann wenigstens Raïek al Kamel für sich. Damask verlor ohnehin im Herbst 1227 seinen Beherrscher und dessen minderjähriger Nachfolger kam unter Vormundschaft. Endlich entsandte Friedrich einen bedeutenden in Apulien zusammengekommenen Haufen Kreuzkrieger unter des Herzogs von Limburg Führung im September 1227 nach Ptolemais, während er selbst im Mai des folgenden Jahres nachkommen wollte, deshalb aber vom Papste Gregor IX. in den Bann gethan wurde. Dieser Anstoß und des Kaisers längerer Zögern vermochten die sämtlichen Kreuzfahrer, welche in Syrien angekommen waren, bis auf 800 Ritter, die dem Limburger getreu blieben, wieder heimzuführen. Mit diesen aber sorgte der Herzog für die Befestigung Césarca's und Tempes's, für die Erbauung einer Burg bei Sidon und des

54) Sie starb schon im April 1228 wieder, als Mutter eines Abwesenden, Konrad.

hageau Franc, sonst aber hielt er auf Erhaltung der Mauerlinie, die aber die Saragenen auf Veranlassung der Tempel nicht streng beobachteten, worüber der kaiserliche Statthalter in Missfallen bei den heimlichen Christen gerieth. Im Frühjahr 1228 sandte der Kaiser Verstärkung und er selbst folgte mit geringer Begleitung endlich im August nach. Seine Erhebung am 7. Sept. zu Ptolemais verschüchte alle Christliche aus seiner (den von der Kirche Geächteten) Nähe, und öffnete dem geistlichen Ritterorden den Mund zu Klagen über Beförderung ihrer Rechte durch den Statthalter. Überhaupt scheint das kaiserliche Regiment, das auf Festhaltung und Erweiterung seiner Rechte sah, den Franken nicht angeschlossen zu haben; denn der Kaiser konnte nur aus den teutschen Ritterorden, auf die Genueser und Pisaner rechnen, alle übrigen waren ihm entgegen, ja die Tempel selbsth. Mit seiner (schwarzen) Kriegerkraft droht er bei Beccutana und in Mitte Novembers bei Joppe ein Lager, und künfte mit dem Sultan Kamel, welcher sich mit seinem Bruder, Malek al Adraf, in die Befehlungen des verstorbenen ältesten Bruders getheilt und dessen Sohn mit etlichen Städtegebierten abgefunden hatte, friedliche Unterhandlungen an. Obgleich von Templern und Johannitern, die sich nicht aufrichtig mit ihm verfeinden wollten, gehindert, brachte er es doch am 18. Febr. 1229 zu einem feierlich seine Ansprüche und Forderungen herabsetzenden Frieden. Derselbe wurde eigenmächtig vom Kaiser geschlossen, ohne Zuziehung der weltlichen und geistlichen Reichslände, weshalb auch diese unversöhnt blieben. Die Bedingungen, so weit sie bekannt sind, lauten bei den verschiedenen Berichterstallern widersprechend. Im Ganzen mag nur die heilige Stadt mit wenigen unbedeutenden Ortshäusern dem Kaiser überliefert worden sein, und in Jerusalem selbst behielten die Saragenen die Moschee des Kalifen Omar mit der Kapelle Sachra unter einer eigenen Gerichtsbarkeit, wie überhaupt gegen sie große Nachgiebigkeit und Grofmuth, so daß viele von ihnen an Friedrich's Christenthum zweifeln, beobachtet wurde. Die Zerstörung der Stadtmauern, schon längst von den Muefslimännern bewirkt, blieb gebiligt, wenigstens wurden sie nicht wieder aufgebaut. Dem vermittelte Waffenstillstand scheint für seine Dauer nicht unter zehn Jahr festgesetzt worden zu sein. Der Vertrag wurde gegen die hekömmliche Sitte nicht beschworen. Der Patriarch von Jerusalem, der allein auf sein Verlangen Kennniss von dessen Inhalte, doch nicht vollständig, erhielt, fand gewaltige Mängel und Anstöße, besonders seine Sicherheit darin; daher er dem Kaiser nicht geborgte. Friedrich II. aber begab sich am 17. März nach Jerusalem, und bei seiner Ankunft sprach der Bischof von Gäsarea den Bann über die Stadt und das heilige Grab aus. Dennoch setzte sich der Kaiser am folgenden Tage in der heiligen Grabkirche die Krönungskrone auf, ohne irgend eine priesterliche Weihe dazu zu empfangen. Von da begab er sich über Joppe nach Ptolemais zurück, und benahm sich überall als unbeschränkter Landesober, ohne Barone und Prälaten zu fragen. Obgleich schwach an Eircstreifungen genug, hieß er die Pilgerstritte ohne Ausnahme freimathen, und jede Art von Widerspenstigkeit

fiel der Strafe anheim, die der kaiserliche Statthalter Aerra vollzog. Dies Alles und die scharfe Bedrohung der Aempler zogen Alles, die es mit dem Kaiser hielten, zuletzt auch der Stadt Ptolemais, dem Bann des Patriarchen zu. Feindselige und feindliche Schritte brachten diesen Prälaten nicht außer Fassung; daher schied Friedrich am 1. Mai 1229 unwürdig aus dem gelobten Lande, nur die Freundschaft Kamels¹⁾ und Kidesas²⁾ mitnehmend. Sein kurzer Aufenthalt dafelbst und sein heimliches Verhältniß zu Geistlichkeit und Ritterchaft mochten keine zweckmäßigen dauernden Anordnungen für das kleine Reich möglich, sowie er sich auch die Rechte seiner Königskrone nicht sichern, und in keinem Falle auf Gehorsam seiner neuen Unterthanen rechnen konnte. Nur der Baron Balian von Tyrus war und blieb ihm noch einige Zeit zugethan; daher der gesammten Christenheit jede willkürliche Verübung und Lösung unterlag, sonst aber alles den Anordnungen des kaiserlichen Statthalters, der zu Ptolemais seinen Sitz bekam, ohne verhältnißmäßige Kriegsmacht untergeben wurde. Untergeordnete Commandanten residirten zwar in Jerusalem und Toppa, jenes aber blieb ohne Mauer und dieses im Schutze einer geringen Besatzung. Auf Ptolemais allein mochte Rücksicht genommen worden sein, und also kein Wunder, wenn schon im Jahr 1229 und im folgenden Jahre die übrigen Besatzungen von arabischen Räubern³⁾ und Nomaden überhand genommen und binnen drei Jahren auf der Wallfahrtsstraße nach Jerusalem 10,000 Pilger erschlagen wurden. Hierzu kam, daß mittelweile Amalrich's⁴⁾ Enkelin, Aliz, Königin Witwe von Cypern, in Ptolemais Ansprüche auf die Königskrone erbob. Dies veranlaßte die Reichsbarone, den seit dem 1. Sept. 1230 mit dem heiligen Stuhle wieder ausgesöhnten Kaiser, um Aufhebung seines Sohnes Konrad, der nach seiner Mutter Auda rechtmäßiger Erbe des Thrones geworden war, zu bitten, was auch zugesagt, aber nicht erfüllt wurde. Indessen hielt er für ratsam, 1231 einen neuen Reichsstatthalter in der Person des Marschalls Richard Köhling⁵⁾ mit einer bewaffneten Macht von 2000 Mann (darunter 300 Ritter und 200 Armbrustschützen) nach Ptolemais zu schicken. Allein für die Zweite waren diese Streitkräfte zu gering, und die Anstalten Richard's zu unwirksam, als daß sie die Hohenstaufen'sche Herrschaft in Syrien besessenen konnten. Diese Rüstung zog das Haus Ibelin, dessen Haupt der Baron Johann von Ibelin-Mairout war, mit dem jungen Könige Heinrich von Cypern eng zusammen, vereinte mit ihnen die Barone des gelobten Landes und brachte löbliche Bewehrung in die Verwaltung desselben, woraus wenigstens der Vortheil erwuchs, daß die alten durch kaiserliche Willkür bedrängten und verletzten, wenn nicht gar verdammten Äffsen des Königs reichs Jerusalem wieder in Kraft traten.

IV. Von der Verwirrung in der Herrschaft des Königreichs Jerusalem durch kaiserliche

55) Wenn nicht Heßlingers ein irriger Zusatz der Chronisten ist, aus Denfloort, filius Augeri, filius Augier, zusammengesetzt, wie sich nach Bertot I, 348 und R. Sanuto bei Bongars II, 214 vermuthen läßt.

und cyprische Ansprüche bis zur gänzlichen Verdrängung der ersten, von 1231—1247. Die Mißgriffe Friedrich's II. bestanden darin, daß sein Marschall und der ihn begleitende Erzbischof vom Amalfi zunächst Cypern unter seine Keinherrlichkeit stellten und den Baron Johann von Ibelin, mit dem er seit 1228 über den Besitz von Beirut verfallen war, ohne den Weg Rechts einzuschlagen, züchtigen sollten. Der Baron aber und sein Mündel, der junge König Heinrich von Cypern, waren nicht Willens, dem Kaiser Hügelsamkeit zu beweisen. Von ihnen auf die Insel abgewiesen, besaß sich das kaiserliche Heer sofort nach Cerytus, nahm die Stadt durch Zwiespältigkeit der Besatzung, belagerte die Burg, die sich Standhaft verteidigte, und besetzte auch Tyrus. Diese Gewaltschritte erregten unter den einheimischen Baronen, deren mehr in Palästina und Cypern zugleich Besitzungen hatten, großen Unwillen. Zusammengetreten ließen sie den Reichstatthalter an die Art der Einschließung des Königreichs, an dessen verteilte Sagenungen erinnern; sie erinnerten ferner, wie ihr selbiger König, Kaiser Friedrich, davon gar keine Kenntnisse genommen hätte, wie er weber gewollt worden sei, noch geschworen habe, was mit ihren Einrichtungen so unuerträglich, wie das Beispiel mit Johann von Cerytus unerhört sei, da doch kein Feind ihre Befestigungen willkürlich und eigenmächtig verdammen könne. Sie verlangten nun in Folge bestimmter bestehender Reichsgrundgesetze die Wiedereinsetzung Johann's von Ibelin in seine Rechte und Einschränkung eines gerichtlichen Verfahrens gegen ihn, wenn er für schuldig befunden würde. Richard aber setzte die Belagerung der Burg Cerytus eifrig fort und wies die Barone an den Kaiser. Da veranlaßte sich diese zur Erhaltung ihrer Rechte und Freiheiten auf den Grund der bereits bestehenden und von ihren Königen begünstigten Bruderschaft des heiligen Hadrian⁵⁵⁾ und nahmen in dieselbe auf, wenn sie dazu werth hielten. Dieser traten Viele jeden Standes, die Richard's Handlungsweise tadelten, bei, und verschworen sich gegen den kaiserlichen Statthalter. Johann von Ibelin wurde hineingezogen, und dieser zeigte den jungen König von Cypern und dessen Barone auf. Er segelte am 24. Febr. 1232 mit ihnen nach Syrien ab, fand aber schon mehr Barone dasebst wankelmüthig; doch gegen 43 Barone traten auf seine Seite, die mit der cyprischen Kriegsfahrt ein Lager bei Cerytus bezogen und manche kleine Gefechte glücklich bestanden. Der Patriarch Gerold von Jerusalem, die Großmeister der geistlichen Ritterorden und Andere schritten ohne Erfolg vermittelnd ein. Auch Sidon und Ptolemais wußte Johann von Ibelin, nachdem er sein Lager abgebrochen hatte, auf seine Seite zu bringen und beschloß sodann mit Hilfe der gemauerten Seemacht Tyrus zu belagern. Dies bewog den Reichstatthalter, sein Vordringen auf Cerytus aufzugeben und Tyrus zu schützen.

In der Nacht vom 2. bis 3. Mai 1232 überfiel er das Lager seiner Gegner bei Casal Imbert, eroberte dasselbe und schlug die Cyprier in die Flucht. Johann von Ibelin aber, der schon vor der Schlacht sich nach Ptolemais begeben hatte, sicherte nicht allein diese Stadt vor Überraschungen, sondern rettete auch Cypern, wozu ihn am 30. Mai der Einbruch der Kaiserlichen zurückgerufen hatte, seinem Könige. Dort wurde Richard am 11. Jun. bei der Burg la Grive geschlagen, nach Kleinarmenien und von da nach Tyrus zurückgetrieben, während ihm alle seine in Cypern errungenen Vortheile wieder entzogen wurden (Gerold hielt sich allein noch bis zum Frühjahr 1233). Kaiser Friedrich, zu sehr im Abendlande beschäftigt, konnte sein im Morgenlande untergrabenes Ansehen nicht wieder emporbringen; und als der ihm wieder zugekommene Papst Gregor IX. 1233 in Viterbo eine Vermählung zwischen ihm und den Unzufriedenen vermitteln wollte, verstand er sich nicht zu der verlangten Genehmigung; daher erneuerte sich Hinnegung seiner Barone im christlichen Königreich zu Heinrich von Cypern, der nun in ihre Bruderschaft übertrat. Der im J. 1235 dahin abgesandte päpstliche Legat sollte den Zwiespalt dämpfen, fand aber die Bruderschaft des heiligen Hadrian durchaus widersprüchlich, so daß er sie sammt der Stadt Ptolemais in den Kirchenbann thun mußte. Daraus schickte die Ritterstadt Abgeordnete nach Rom, die nicht nur die Aufhebung des Bannes, sondern auch, wie aus Gregor's IX. Mittheilung vom J. 1236 hervorgeht, eine Aufhebung des Kaisers mit der Unzufriedenen Partei bewirkte; ob aber dabei — die Gebingungen sind nicht genau bekannt geworden — Friedrich II. versprach, dem Königreich die herkömmlichen Rechte und Freiheiten zurückzugeben, ob ihm und seinem Sohne von Neuem geschworen und gebührend und ein anderer Reichsstatthalter an Richard's Stelle gesetzt worden sei, wie der Papst vorge schlagen hatte, bleibt sehr zweifelhaft, ja irrig, weil der Verhaßte in seiner Würde noch fortan erwähnt wird und das Haus Ibelin in seinem herrlichen Ansehen beharrte. Als nun vier Jahre nachher die bereits bekannte Enkelin Amalrich's I., Älir, mit ihrem vierten Gemahle Rudolf von Souffons und Herrn von Coevreux in Ptolemais mit erneuten Ansprüchen auf die Königskrone Jerusalems erschien, so übergaben die Reichsbarone ihrem Gemahle das Reichsveermeseramt so lange, bis der wirkliche Erbe Konrad, Isakant's Sohn, selbst erscheinen würde. Nach Samts und Forebano wurde ihm auch gehuldet, allein das Haus Ibelin herrschte mit Zustimmung Heinrich's von Cypern fortan, und Balian von Ibelin-Bairuth, Johann's ältester Sohn, besetzte auch, als eine Fehde zwischen den drei geistlichen Ritterorden in Ptolemais ausbrach, die Stadt Tyrus, die ihm durch Rath übergeben, dem Reichsverweser Rudolf aber vorerhalten wurde, worüber dieser unwillig, seine Gemahlin verließ und nach Frankreich zurückkehrte. Die Burg Tyrus, welche Balian belagerte, und Lathar, des vom Kaiser abgerufenen Statthalters Bruder, verteidigte, erhielt jener durch Älir Richard nämlich wurde durch Seestürme nach Tyrus zurück und in Balian's Gewalt getrieben, worauf Lathar durch seines Gegners Drohungen

55) Wie war unter einem der Solenne entstanden, unter welchem aber, ist nicht zu bestimmen. Inge Plagen nennt schließlich den König Balian, in dessen Zeit ihre Stiftung fällt. Man nennt diese Bruderschaft auch die des heiligen Antonius oder Jacob.

eingeschüchtern, die Burg aus Furcht übergab, sein Bruder möchte sammt dem Besatz ermordet werden. Dastir erhielt dieser seine Freiheit wieder, und er reiste mit seinem Bruder 1241 oder im folgenden Jahre nach Europa zurück, ohne daß dadurch des Kaisers Ansprüche gänzlich aufgegeben worden waren, da im J. 1242 ein neuer kaiserlicher Statthalter auftrat, aber jedenfalls nur von einer minderermächtigen Partei gehalten und anerkannt wurde. Gegen sie blieb stets die cyprische Partei, der bald Balian, bald auch Alir vorgekandt zu haben scheint, und nach ihrem Tode (1246) besetzte ihr Sohn, König Heinrich von Capern, jenen Balian und nach dessen Tode Barone aus dem Hause Idelin-Arsuf zu Statthaltern von Ptolemais, während die Hohenstaufische Partei bald verschwand, als Innocenz IV. im Streite mit Kaiser Friedrich 1247 jenen als rechtmäßigen König von Jerusalem anerkannte und diesem sammt seinem Sohne alle Ansprüche darauf ab sprach, ohne daß dadurch andere Parteien niedergehalten werden konnten.

Neben diesen Kämpfen um die Oberherrschaft im heiligen Königreiche liefen fast stete Kriegezüge und Gebden gegen die Ungläubigen her, und merkwürdig ist, daß außer den Engländern, die der kaiserlichen Partei anhängen, von den übrigen ab- und zukommenden kampflustigen Pilgerscharen nicht geredet wird, zu welcher Partei sie sich vorzugsweise hielten. Der Krieg mit dem Fürsten von Hama, welcher den Hospitalitern den schuldigen Zins verweigerte, begann bald nach des Kaisers Rückkehr nach Europa. Die Hospitaliter brachten mit Authum der Tempeler, cyprischer, syrischer und antiochischer Ritter ein Heer von 3200 Mann zu Pferd und zu Fuß zusammen, und brachen mit demselben bei dem Schlosse Kurben (Hén al Akrob) in des Fürsten Gebiet hervor, plünderten darin und zerstörten diese Stadt zum Theil, dann zogen sie sich ungekräft zurück. Auf die Rüftung eines zweiten Streifzugs schloß der Fürst Frieden und versprach den jährlichen Zins. Hierauf wollten die Tempeler in Verbindung mit Fürst Boemund V. von Antiochien gegen den König von Armenien losbrechen, um dessen an ihren Ordensbrüdern verübte Mißhandlungen zu rächen; allein der König kam mit einer ansehnlichen Geldsumme zur Erweckung verblühender Gefanungen glücklich zuvor; hingegen wurden sie im Sommer 1237 bei Derbesak von den Palästinern, welche die Burg Bagras in Antiochien belagerten, dergestalt geschlagen, daß diese Niederlage in Europa Aufsehen, Mitleid und mehr und mehr Neiz zu einer Kreuzfahrt erweckte, wozu freilich schon seit drei Jahren vom Papste, jedoch erfolglos, angetrieben worden war. Es schiffen sich aber erst im August 1239 König Thibaut von Navarra, der Herzog von Burgund, die Grafen von Bretagne und Bar und andre französische Große (manche waren durch päpstliche Verbote und durch des Kaisers erneuerte Bannverurtheilung zurückgeschreckt worden) nach Ptolemais ein.

König al Adel hatte nach dem Tode seines Vaters Kamal und seines Bruders Ughraf, die Sultanate Ägypten und Damask 1238 erringt, sein Bruder Kamal als Saich Eub aber ihm Damask sogleich und 1240 auch Ägypten

wieder abgenommen und ihn oberrin noch erwidern lassen. Hierüber waren für die benachbarten kleinen Sarazenenfürsten einfließende und Vortheil bringende Bewegungen entstanden, welche auch das angelommene Kreuz heer, das aus 1500 Ritttern, 40,000 Knappen und einer kleinen Anzahl Mannschaft zu Fuß bestand, hätte benehmen können; es fehlte ihm aber an einträchtigem Gemeinfinne, wie auch an tüchtiger Leitung. Also sah man den Grafen von Bretagne mit seinem Heere am Ende Decobers 1239 zur Beute in das damalige Gebiet einbrechen; ein anderer Pilgerhaufe zog unter Führung der Grafen von Bar und Montfort und des Herzogs von Burgund nach Ägyptens Grenze; die Barone des gelobten Landes stellten die Mauern Jerusalems wieder her und bauten an dessen Westseite ein festes Schloß. König Thibaut, wie die Ritter des heimischen Landes mit dem Herzoge nach Ägypten unzufrieden, folgte in der Ferne nach, die Tempeler, Johanniter und Andere aber eilten dem Herzoge von Burgund nach. Meinungsverschiedenheit über den Angriff des überlegenen Feindes bei Gaza trennte indessen Viele wieder von den Grafen von Bar und Montfort, welche in einen Hinterhalt gelockt am 13. Nov. 1239 mit den übrigen entweder erschlagen oder gefangen wurden. Nur Wenige retteten sich durch die Flucht. Die vor der Schlacht zurückgegangenen Pilgerkitter und Fürsten wagten sammt dem bei Akalon stehenden Thibaut keinen Angriff, sondern zogen sich nach Ptolemais zurück. Diesen Fehler benutzte der rüßige Fürst David von Karak und Schaubel zu Ueberraschung Jerusalems. Er eroberte die heilige Stadt nach mehrtägigen Kämpfen, ließ alle anwesenden Christen erorden, und die Mauern mit der Davidsburg sammt dem neuen Schlosse zerstören. Streitigkeiten mit andern muslimänischen Fürsten hielten ihn ab, sein Heerhaupt gegen die Christen weiter zu versuchen, vielmehr schloß er sich an den Sultan Eub von Damask an, um diesem Ägypten erobern zu helfen, während die Pilgerkitter sich durch trügerische Hoffnungen des Gebieters von Hama aufhalten ließen, alsdann durch vorzügliche Begünstigung der Tempeler des Sultans Ismail von Baalbet angetragenes Bündniß gegen den Heberfürst Eub von Damask annahmen, und ihm versprachen, diesem Eroberer den Rückweg aus Ägypten nach Palästina zu verherren, wofür sie Capet und Liberas mit dem Zubehör und die Burg Beaufort (Schalif Annun) erhielten. Sie besetzten Joppa; Ismail zog mit seinen Truppen, die über das Bündniß mit den Christen schwierig waren, herbei, und als er bei Akalon in einen Kampf gegen den Sultan Eub gerieth, gingen seine Leute, einem Einverständnisse zu Folge, zu ihm über und halfen dadurch die Niederlage des Pilgerheeres vollenden. Da entstand Wutten unter den Pilgern über die Freundschaft mit dem ungläubigen Ismail auf der einen, und Wutten über den Frieden, welchen die Johanniter mit dem siegreichen Eub gemacht hatten, auf der andern Seite, wenigstens derselbe nicht nur die gefangenen Christen in Freiheit setzte, sondern auch die von Ismail den Franken eingeräumten Besitzungen überließ und noch andere Zugeständnisse an Sultans (wie Jerusalem) einging, über welche der Christ noch nicht ver-

fügen konnte. Die Tempel und viele Pilger dagegen hielten es, in Joppe zurückbleibend, standhaft mit dem nach Damask geflohenen Jemai, die übrigen dem Frieden anhängenden Pilger wandten sich nach Ptolemais und von da am 24. Sept. 1240 nach ihrer Heimath. Sie erstelte Graf Richard von Cornwallis, Bruder Königs Heinrich III. von England und Nefse Richards Löwenherz. Er kam am 8. October, auch gegen des Papstes Willen, mit Geld und tapferer Mannschaft in Ptolemais an, und ohne sich an die Verwirrungen und Parteilungen zu kehren, knüpfte er zu Joppe, wohin er sich begab, der Tempel Widerwärtigkeiten, die Unterhandlungen mit Jibz wieder an, und brachte bis zum Februar 1241 die Sachen wenigstens dahin, daß Jibz seinen Frieden beschwor, und die Angehörnisse, so weit sie in seiner Macht standen, erfüllte, die Tempel aber und die ihnen gleichgesinnten Pilger ihre Zustimmung dazu gaben. Erleichtert wurde hierdurch die Befreiung vieler Christen aus ägyptischer Gefangenschaft, darunter 500 Ritter und 33 angesehene Kreuzfahrer waren. Jerusalem und andere Gebiete, die in Jemai's und in des Fürsten von Karak Gewalt standen, konnte Jibz seinem Versprechen gemäß freilich nicht abtreten. Daß wieder gewonnene und aus Arianmetn emporklühende Askalon wurde von Richard mit einer neuen Burg versehen und einem kaiserlichen Commandanten übergeben. Darauf zog er am 3. Mai desselben Jahres mit seinem Gefolge in die Heimath zurück und seinem Beispielen folgten der Herzog von Burgund und alle andere noch anwesende französische Pilger.

Mit dem Fürsten von Karak, David, hatten die heimkehrenden Pilgerherden keinen Frieden zu Stande bringen können, daher blieb das kleine Königreich seinen Kriegen ausgeliefert, bis die Sachen eine andere Wendung bekamen. Schon 1242 nahmen ihm die Franken Neapolis, bis zu welcher Stadt sich sein Gebiet hinab erstreckte, wieder ab, und ein Jahr nachher sich aus Furcht vor Jibz's Eroberungsplänen mit Schirfuh von Emesa und Jemai von Damask vereinigend, zog er auch die Franken in dieses Bündniß. Dafür wurden diesen mehrertheils und besonders die bisher erodirten Eindämmungen und Versperrungen sarazenischer Gebiete gewährt, darunter Jerusalem mit der Moschee und Kapelle, welche sich Kamel in der Uebereinkunft mit Kaiser Friedrich II. einst vorbehalten hatte, ihnen am wichtigsten waren. Allein diese Gebietsverweiterungen gingen schnell wieder verloren. Der Sultan von Aegypten rief gegen diesen Bund die Ghazimier (türkische Horden am Euphrat und Tigris) zu Hilfe, welche im J. 1244, als sich die Franken rüsten und ihre Bundesgenossen herbeikommen konnten, die Grafschaft Tripolis verheerten, Librias und Jerusalem eroberten, Beilehem, den Berg Zion und andere Heiligtümer schändeten und bis vor Ptolemais und den Pilgerberg hin Alles mit Zerstörung erfüllten. Vortäglich wurden in Jerusalem die ärgsten Greuel verübt, und hier kein werthlos Denkmal verschont. Über 7000 Christen wurden ermordet und viele in Gefangenschaft geschleppt. In Gaza endlich vereinte sich dieses Heer mit dem Heere Jibz's. In Askalon kam das Christenheer

mit seinen Bundesgenossen zusammen; allein Jemai verdrückte entscheidende Schritte, weil großes Mißbehagen unter den Ungläubigen über den Verrath mit den Franken laut wurde. Gleichwohl drangen anderz auf einen Kampf gegen den Feind bei Gaza, und schon den 17. Oct. 1244 kam es zu einem blutigen Treffen, das am folgenden Tage mit einer vollständigen Niederlage der Verbündeten endete, weil die Franken Zaghaftigkeit, und ihre Bundesgenossen große Leichtfertigkeit im Gange des Kampfes bewiesen hatten. Der Kern der gesammten christlichen Ritterschaft wurde vernichtet; nur wenige von ihnen mit 100 muthlosen Knappen retteten sich nach Ptolemais. Natürlich wurde der christliche Staat wieder sehr beschränkt. Nur wenige Städte und Burgen, als Joppe, Nazareth, Askalon und Saphed, wehrten sich standhaft, die andern alle gingen aus Ueberdruß der christlichen Herrschaft zu dem Ägypter über. Bis vor Ptolemais hin, das sie unberührt ließen, drangen die Sieger und beschädigten Sidon sehr stark; und als die Fürsten von Emesa und Karak unterdrückt worden waren, wandte sich die Hauptmacht vor Askalon, das der stürmenden Ueberlegenheit 1247 unterlag¹⁾. Die Trümmer des Königreichs blieben den Feindseligkeiten des Sultans bloßgestellt, allein er that, wenn er die Franken gleich für strafbare Rebellen seines Feindes, des Kaisers Friedrich, hielt, keine Schritte weiter gegen sie. Von Außen ungestört blieb Ptolemais der Schauplatz tummelnder und gegen einander geketzter Parteiung, wodurch Verwirrung die Ueberhand bekam, während welcher die cyprische Verwaltung gedrückt, und von den Venetianern längere Zeit offen besetzt wurde.

•V. Vom Sturze der Hohenstaufen'schen Verwaltung des Königreichs Jerusalem bis zu dessen völliger Vernichtung, von 1247—91. Gleichheit der Staatsverfassung, Unentbehrlichkeit der Nachbarschaft und die Mäße des Oberhauptes, woran Vielen lag, und was besonders an der kaiserlichen Verwaltung getadelt und vernichtet wurde, wiesen die Trümmer dieses Königreichs natürlich auf den Ansehnstaat Cypern und dessen König hin, zumal da von dieser Anerkennung alle künftige europäische Hilfe, die stets unentbehrlich blieb, abhing, wie vorzugsweise das Beispiel Königs Ludwig IX. von Frankreich lehrte; der Keim zum Untergange der christlichen Herrschaft konnte aber dadurch nicht getilgt werden, weil die Einheit derselben trotz französischer und cyprischer Anstrengung nicht hergestellt werden konnte. Denn bei der stets Beschränktheit des Gebietes brängten sich neben cyprischer Hoheit die grundherrlichen Rechte der Venetianer, Genueser, Pisaner und Fiskeller in die wenigen geretteten Städte zusammen, wo über den vielen Befehlen Krieger, Kaufleute und blutige Gewalt

¹⁾ 57) Die ehemalige Pflanzstadt Askalon kam erst durch Richard gegen 1270 gänzlich zerstört, dann nie wieder aufgebaut worden sein. Gegenwärtig sieht man noch etliche Ueberreste von Tempeln, Theater und Kister (samt einem. Einz. Wasser im Meer; der Name aber lebt noch in der Benennung der dort vorgelegten kleinen Inselchen, Schalotten, ascalottes, ascalottes, fort.

keiten kein Ende nahmen, oft eine hohe Beherbe der aus dem Unterdrückten werden mußte, und wo die Noth von Außen der keine Eintracht im Innern bewerkstelligen konnte. Zu dieser Völberrschaft gestellte sich endlich 1277 noch, wie erzählt werden wird, die neapolitanische Verwaltungsherrschaft im christlichen Morgenlande, welche den Untergang vollends herbeiziehend half.

Unter solchen verwirren Umständen erschien König Ludwig IX. von Frankreich im Herbst 1248 bei Heinrich I. von Cypern, und richtete mit diesem die verbundenen Streifzüge im Frühjahr 1249 gegen den Hauptstern der Sarazenenmacht, Ägypten. Ihnen zogen viele unruhige Franken aus dem heiligen Königreiche nach. Am 6. Jun. wurde Damiette erobert, alsdann der mühselige Herzog gen Kairo, vor welchem des Legaten Galvani Beispiel nicht warnte, unternommen, und die beiden Könige endlich am 6. April 1250 mit vielem Volke gefangen, nachdem sie diese Manöver erreicht hatten. Ihre theuer erkaufte Freiheit, in die sie grade einen Monat nachher wieder gesetzt wurden, raubte auch die Eroberungen in Ägypten, und gab dem heiligen Königreiche eine zehn-jährige Waffenruhe von dieser Seite. Gegen Osten blieb es zwar den benachbarten Sarazenenstaaten bloßgestellt; die beiden Könige aber, welche inzwischen nach Ptolemais sich gewendet hatten, konnten dagegen, so lochend auch damals die Gelegenheiten waren, aus Schwäche Nichts wagen. Die Abreise der Pilger hatte sich von der Heimreise nicht zurückhalten lassen, und 12—1400 Mann waren es nur, die dem heiligen Ludwig noch zu Gebote standen. Die geforderte und ersuchte Verstärkung blieb aus, was sonst binnen vier Jahren an Pilgerkriegern ankam, bedarf kaum einer Erwähnung. Dessenungeachtet verschmähte der Sultan von Damask diese kleine Kriegsmacht nicht, sondern suchte ein Bündnis mit dem heiligen Ludwig gegen Ägypten, worüber dieser, um nicht wuthrührend zu werden, mit den Emir des Nilstaates nur Befreiung einer guten Anzahl von noch in bortiger Gefangenschaft schwächenden Plagen und Kittern in Unterhandlung trat, die in einem Bündnisse gegen den Völberrscher von Damask endeten. Dasselbe versprach den Franken die Rückgabe der ihrem Reiche entziffenen Gebiete (wenigstens die aus dem rechten Ufer des Jordan und todten Meeres gelegenen); allein bei der Schwäche Ludwigs IX. war es dem Sultan von Damask ein Leichtes, dies wieder zu vereiteln. Er besetzte Gaza und schmit mit seiner ansehnlichen Macht seine beiden Gegner von einander ab. Endlich schloß er 1253 mit Ägypten einen Frieden, ohne daß des Königs und des heiligen Reiches darin gedacht wurde. Ludwig war zwar bis Joppe gekommen, und hatte kleine Gesichte vor und nach dem Friedensschlusse mit dem Sultan bestanden, als die Damasker plötzlich von Ptolemais erschienen, der Stadt aber Nichts anhaben konnten, sondern die Umgegend verwüsteten, ehe der König von Frankreich zu Hilfe eilen konnte. Der Sultan wich auf sein Gebiet zurück, und ließ den König Sidon umgehebt wieder herstellen, aber Ptolemais gegen dessen Heerabtheilung so trefflich verteidigen, daß sie

nach hartem Kampfe zurückweichen mußte. Mit dem Aufbaue und der Befestigung Sidons endete Ludwig seinen Aufenthalt in Syrien, wo er sonst noch die Bedürfnisse der Städte Kafarea, Ptolemais und Joppe versorgt hatte. Bei seiner Heimreise — so erfolgte im März 1254 — hinterließ Ludwig IX. den Ritter Gottfried von Sergines als Stellvertreter seiner Person mit einem Theile seiner Ritterschaft zur Verstärkung des cyprischen Reiches verworfen zu Ptolemais. Diese französischen Ritter aber folgten höchstwahrscheinlich im September desselben Jahres der Abfahrt des päpstlichen Legaten Edo nach Europa, so daß nur wenige Söldlinge bei Sergines; welcher durch seinen Eifer für die anvertrauten Angelegenheiten im J. 1258 selbst cyprischer Statthalter des kleinen christlichen Staates wurde, zurückblieben, jedoch von Zeit zu Zeit neuer Verstärkung erhielten, da fortan Frankreich eine Schar Söldlinge mit einem Hauptmannen dabeist zu unterhalten pflegte. Leider aber fand sich in den übrigen Theilen des Abendlandes so geringe Aufmerksamkeit, daß, wenn auch alljährlich Meerfahrten aus den italienischen, sizilischen und französischen Häfen stattfanden, diese doch nur wenige Pilgerkrieger brachten, diese doch ohne demüthigen Nutzen waren; die aber den meisten Werth davon zogen und die Meerfahrten am eifrigsten betrieben, die Genueser, Pisaner und Venedigianer schabeten eigentlich den geliebten Lande am meisten, indem sie an der Vertheilung desselben fast gar keinen Theil nahmen, vielmehr immer ihre besondern Verträge mit den Feinden der Christenheit berücksichtigten, und daneben in den christlichen Städten oft blutige Keden und allerlei Unfrieden anstifteten, wie 1256, als diese drei Handelsrepubliken in einen blutigen Streit zu Ptolemais geriethen, der einen Krieg zwischen ihnen und die Vertreibung der Genueser aus der Stadt zur Folge hatte. Inzwischen verging im J. 1255 der Völberrscher von Damask dem kleinen Christenstaate und überall geringgeschätzten oder verhassten Christenstaate eine zehn-jährige Waffenruhe, ohne daß Tripolis und Antiochien darin begreifen werden durften. Daraus entstand Streit zwischen dem Fürsten von Antiochien und dem Statthalter zu Ptolemais, auf dessen Schlichtung folgte eine Fehde zwischen den Tempelern und Hospitalitern, und endlich ein Zwiespalt der ersten mit dem Könige von Armenien. Unter solchen innern Kämpfen hatte sich das kleine Gebiet mit räuberischem Gesindel angefüllt, so daß Sergines zur Abgabe dieses Unsaßes vollaus zu thun hatte. An alle diese Begebenheiten reidete sich 1260 eine sehr empfindliche Niederlage der einheimischen Ritterschaft und der Tempel durch die in den christlichen Staat eingebrochenen Turkomanen, welche zuvor das Fürstenthum Antiochien bedrödet hatten. Der ziemlich gleichzeitige Einbruch der Mongolen in Syrien galt zwar den Franken nicht, sondern den kleinen Sarazenenstaaten dabeist, ja sie versprachen dem Fürsten von Antiochien die Zurückgabe aller ihm bisher entziffenen Landschaften, aber durch den Unverstand der Bewohner von Sidon und Belfort beleidigt, entzogen sie allen Franken das bisher geschenkte Vertrauen wieder, und machten Sidon zum Opfer ihrer Rache. Hatte dies auch keine schlimmen Folgen weiter,

da der Mongolen Macht durch die Siege der Rossini am 3. Sept. und 10. Dec. 1260 dort pänylich gebrochen wurde, so traten durch das Ausbreiten der ägyptischen Herrschaft, die der verlagten Mongolen Eroberungen und das damastert Sultanat bis Haleb hinauf an sich riss, neue Hoffnungen ein. Und in der That sand sich der Usurpator des ägyptischen Sultanats, Bibars (Malet ab Daher) beleidigt⁵⁵), wenn der epische Statthalter den Bau der Mauern von Arsuf gegen den Vertrag des 1255 erneuerten und nachher von Ägypten aus anerkannten Passenstillstandes fortsetzte, und wenn die Tempel und Hospitaliter denselben gar nicht anerkannten. Er erschien demnach 1263 mit Heerekraft vor Ptolemais; und als Statthalter und Ritter den Feindseligkeiten durch Unterhandlungen zuvorkommen wollten, so verlangte er die Auslieferung aller gefangenen Sarazenen, mit den Burgen Schaff, Saphed und allen Plätzen, welche die Franken (ohne Zweifel nur seit Sultan's Ismail Zeiten) besetzt, oder, da der Ausdruck der Quelle unbestimmt und vieldeutig ist, die sie überhaupt den Sarazenen abgenommen hatten. Die Abgeordneten gingen nicht darauf ein, und Bibars gab das ganze französische Gebiet der Verwüstung preis. Die Kirchen zu Nazareth, auf dem Tabor, zu Gabula und das Kloster zu Betlehem wurden zerstört. Am 14. April trieb Bibars die Christen aus ihrem besetzten Lager auf einer Anhöhe vor Ptolemais in die Stadt zurück, und folgenden Tages unternahm er einen Sturm auf dieselbe. Errang er auch bedeutende Vortheile, so ließ er doch bald von der Belagerung ab und zog eine solide, bis Antiochien hin ausgebreitete, Verhinderung vor. Dadurch entstand Hungersnoth und Zuchtlosigkeit in seinem Heere, und in ihm endlich Geneigtheit zur Waffenruhe, die, sei es zu Ende 1263 noch oder zu Anfang 1264, mit den Christen auf unbekannter Dauer abgeschlossen wurde.

Desseungeachtet hatte sich, nach arabischen Nachrichten, der Franken so große Furcht bemerkt, daß Viele von ihnen, ihren Glauben verleugnend, in Bibars' Dienste traten. Fortgesetzte Beunruhigungen durch den Krieg zwischen den Genuesern und Venetianern minderten gleichfalls die Kräfte des Landes, ohne dadurch Recht, Übermuth und Uebereilung bei einem andern Theile zu schwächen, der im November 1264 Beistand mit den umliegenden Schiffen verweigerte, und den König von Armenien sammt den Mongolen zu Einbrüchen in das sarazenische Syrien verleitete. Diesen Stillstandsbruch rächte Bibars im Februar 1265 durch die Zerstörung Saccara's, der Burg und Umgegend. — Burg und Stadt Arsuf, zu denen er sich nun wandte, unterlagen derselben Züchtigung. Der Statthalter und die Ritterschaft zu Ptolemais vertheilten sich bei diesen Verwüstungen, die sie in ihrer Nähe ausgebeutet wurden, ruhig, und als ihnen aus Copern tüchtige Mannschaft zur Verstärkung zugeführt wurde, war Bibars bereits zurückgegangen; allein im Frühlinge 1265 erschien er abermals in Palästina, zeigte sich am

2. Jun. acht Tage lang, wiewol unthätig und unheimlich, vor Ptolemais, dann vor Haifa, ließ durch Streifzüge die Gebiete von Tyrus, Tripolis und Aortosa verwüsten, und bei Emesa den entgegenstehenden Fürsten Boemund VI. von Antiochien schlagen. Mit großer Beute beladen wendete sich der Sultan plötzlich am 14. Jun. nach der Tempelburg und Stadt Saphed, die sich plötzlich hilflos verlassen sah, und nach hartem Widerstande einen Vergleich der Ubergabe einging, der, sei es von den Besiegten oder den Feinden verlegt, 2000 Christen den Tod zuzog. Ramlah, Arbinin und andre unbedeutende christliche Plätze begnugten sich hierauf vor dem Sieger, der seine Scharen bis nach Armenien hinausdrückte, und dort den Tempeln auch die Besigungen entriß. König Hachon von Armenien schützte sich durch den Abbruch einer Wassergrube, die auch den Johannitern auf Verlangen zugestanden wurde, sobald sie auf die ansehnlichen Finen der Ismaeliten und der Städte Hama und Emesa verzichten würden, was auch geschah. Sodann erlangten die Ritter von Berytus eine Waffenruhe; Ptolemais hingegen erhielt, da dessen Ritterschaft und Statthalter mit fremden Pilgern ziemlich um diese Zeit auf einem Streifzuge nach Alerias eine bedeutende Niederlage erlitten und der Sultan aufs Neue gereizt hatten, den eroberten Frieden nicht, sondern dieser behielt sich für das folgende Jahr einen Rachekrieg gegen sie vor, nachdem er Herbst und Winter in Ägypten zugebracht hatte. Er erschien am 2. Mai 1267 vor der Stadt, griff sie aber nicht an, sondern verbrachte innerhalb 14 Tagen ihr Gebiet zweimal, nahm 500 Christen gefangen und ließ sie erwürgen, und verhängte über das Gebiet von Tyrus, dessen Einwohner einen Ramlahen ermordet hatten, dieselbe Strafe; dann gelang es der Stadt einen zehnjährigen Frieden gegen Erlegung einer Geldsumme und gegen Freilassung aller gefangenen Sarazenen zu. Ptolemais blieb zwar nun von seinen Angriffen frei, allein die Genueser, die sich mit Benedikt nicht ausöhnen wollten, eroberten am 16. August (1267) den Füllenturm dieser Stadt und blockirten den Hafen, den fast zwei Wochen nachher die Venetianer wieder frei machten. Vielleicht nicht ohne Schuld traf am 7. März 1268 die Stadt und Burg Zoppe Bibars' Zuchtstrafe, als er sie eroberte, doch die Stadt schonte und nur die Burg schleifte. Sodann wandte er sich aufwärts und eroberte im April die Tempelburg Haifa. Die Grafschaft Tripolis und das Fürstenthum Antiochien traf gleichfalls ein graufam verheerender Arm, und empte den Erbitter dieser Landstroläher durch Schwert und Friedensschluß auf einen geringen Besatz ein. Beide Staaten gehörten seit 1187 einer Fürstengemeinschaft, waren aber minder glücklich als zuvor; Antiochien ohnehin durch die Abhängigkeit vom Königreiche Armenien dem Königreiche Jerusalem entfremdet, wurde seit des Fürsten Boemund III. Tode (1201) der Schatzplatz arger Greuel durch einen ungerechten Erbfolgekrieg. Sein Enkel, Raimund Rupin, einziger Sohn und Erbe Raimund's, war zum Fürsten von Antiochien, und Boemund IV., des Letztern jüngerer Bruder, zum Grafen von Tripolis erhoben worden. Dieser aber erkannte sei-

⁵⁵ Arabische Nachrichten schieben die Schuld hauptsächlich auf die Genueser, welche den Sultan aufgelegt haben sollen.

nes Ressen Erbfolge nicht an, und besetzte mit Hilfe der Tempel das Fürstenthum Antiochien; und als ihn König Leo von Armenien 1203 daraus verdrängen wollte, ge-
 dieh die Sache zu Untersuchungen, in die sich der Paps, der König von Jerusalem und mehre Andere mischten, ohne sie zur Entscheidung zu bringen, weshalb Boemund IV. sich und sein Land dem lateinischen Kaiserthum Constantinopel lebenspflichtig machte. Darüber verlor er das Fürstenthum Antiochien, das König Leo 1205 (?1206) dem Prinzen Rupin zurückgab. Bald aber ver-
 jagte ihn Boemund wieder, und behauptete sich gegen Leo bis 1216 in dem Fürstenthume, als ihn sein Neffe ver-
 trieb, doch setzte er drei Jahre nachher sich wieder in Bes-
 siz des Landes. Sein Neffe flüchtete sich nach Armenien, wo er, über die Wasen getäuscht und hintergangen, 1222 im Gefängnisse starb. Indem aber der heilige Stuhl dem Fürsten Boemund das eroberte Bisthum fortwährend streitig machte und die Hospitaliter gegen ihn zu Fehde schickte, entstand eine blutige Fehde zum Nachtheile der Letztern, worüber Ersterer mit dem Bannfluche belegt wurde. Seine Rechtfertigungsversuche vernehten den päpstlichen Born so, daß sein Land auch mit dem Inter-
 die bedruden wurde. Doch blieben Grafschaft und Für-
 stenthum mit einander vereint, und als ein verbundener Staat erbt sie 1233 Boemund's Sohn und Nachfolger Boemund V., der sich auch in einzelnen Kämpfen theils mit den Armeniern, theils mit den benachbarten Sara-
 zenen behauptete, bis er 1246 den Mongolen jenseitbar wurde. Ein Jahr nachher litt sein Land viel durch die Turkmannen, die selbst 1248, als König Ludwig IX. von Cypern aus 600 Armbrustschützen zu Hilfe geschickt hatte, nicht vertrieben werden konnten, sondern sich nach und nach in einzelnen Orten sesshafteten, von wo sie die Haupt-
 stadt Antiochien hart bedrängten, besonders zur Zeit der Minderjährigkeit Boemund's VI., als dessen Mutter und Vormünderin Lucia die Sicherheitsanstalten vernachlässigte. Darüber gerieth der verlässige Jüngling von 16 Jahren in Streit mit ihr, den Beide persönlich im J. 1252 dem Könige Ludwig IX. im Lager zu Joppe zur Entscheidung vorlegten. Der Wunsch des jungen Fürsten, der noch vier Jahre unter Vormundschaft auszuhalten hatte, wurde erfüllt, er trennte sich von seiner Mutter, die in Tripolis weilte, und übernahm die Verwaltung Antiochiens, konnte aber die Turkmannen durchaus nicht über die Gren-
 zen seines Landes zurückerreiben. Endlich brach der Sul-
 tan Bibars 1262 in das Fürstenthum verheerend ein, und schleppte eine gute Anzahl christlicher Einwohner weg. Boemund VI., so große Hoffnungen er auch anfänglich ge-
 hegt hatte, blieb durch seine Verbindungen mit den Mongo-
 len im Verdachte, diese gegen Bibars aufzuheben. Da-
 ber der Sultan ihn stets im Auge behielt, im Frühjahr 1268 die Grafschaft Tripolis verwaltete, viele Christen ermordete, und als er keinen günstigen Zeitpunkt fand, die Stadt Tripolis, in der sich der Fürst Boemund auf-
 hielt, zu belagern, brach er mit drei Heerhaufen in das Fürstenthum ein, die sich am 16. Mai desselben Jahres, nachdem der Connetable des Landes geschlagen und ge-
 fangen worden war, zur Belagerung vor der Hauptstadt

wieder bereiteten. Nach dreitägigen nutzlosen Verhan-
 dlungen wurde am 19. Mai Antiochia bestürmt und er-
 obert, wer nicht ermordet, wurde gefangen fortgeführt, Stadt und Burg aber zerstört. Hierauf ergaben sich die übrigen Städte und Burgen des Fürstenthums ohne Wi-
 derstand, sodas dem Fürsten Boemund VI. zur Rettung seiner Grafschaft Tripolis nichts übrig blieb, als mit Bi-
 bars Frieden zu schließen, welcher ihm selbst mit dem Ti-
 tel eines Fürsten von Antiochien gerodet wurde.

Dieses Massenglut der Sarazenen schüttete den König Hugo III. von Cypern zu ähnlichen Gesuchen bei dem Sultan ein, jedoch nur für sein Inseichreich; sie wur-
 den ihm mit derselben Ueringelchätzung, wie dem Fürsten Boemund, gekattelt. Weil er aber ein fast verläum-
 detes Königreich Jerusalem, dessen Krone er am 24. Sept. 1269 zu Tyrus aufsekte, von dem Friedensvertrage aus-
 schloß, und sich auf verdröste Hilfe aus dem Abendlande verließ, so mußte dasselbe jeglichen Uebermuth der Sara-
 zenen ertragen. Bibars selbst war der Meinung, und sprach sie auch bei Beantwortung der Fürbitte des sicili-
 schen Königs um Schonung der Franken aus, das sie eigentlich an ihrem Verderben arbeiteten, und die Kleinte-
 von ihnen zerstört, was der Gröste ausgebaut hätte. In der That, die geringe Hilfe, welche ihnen 1269 durch Petrus Hernandez von der verunglückten Kreuzfahrt des aragonischen Königs Jacob I. zugebracht wurde, erregte ihnen Muth zur Erneuerung der Feindseligkeiten, nicht aber zum Siege. Sie wurden unsern Ptolemais im De-
 cember geschlagen. Die Aragonier erkannten bald die Ueberlegenheit der Ungläubigen und segelten wieder nach Hause. Diese Erfahrung machte die Franken vorsichtig, denn sie ließen sich 1270 durch die Ankunft von 500 friesischen Pilgern in Ptolemais nicht bewegen, Feind-
 seligkeiten zu beginnen, sondern dieselben nach langem Harten wieder heimjickten. Allein man hatte sich ver-
 rechnet, der Sultan von Ägypten kam im März 1271 in der Voraussehung, daß der bei Tunis vereitelte Kreuz-
 zug der Abendländer nun nach Syrien gerichtet werden würde, dahin zurück und begann den Krieg mit den Christen. Zuerst verheerte er die Grafschaft Tripolis und eroberte am 7. April die Burg der Kurben, welche die Hospitaliter verteidigt hatten. Diese Ordensritter aber baten hierauf und erhielten wegen ihrer Burg Marlab, wie die Tempel wegen Tortosa's einen Frieden zugesichert. Desso ungehörter konnte Bibars nun gegen die Grafschaft wüthen, nahm Gtatsblat und Affar und ängstigte durch Drohungen dem Fürsten von Antiochien, der sich in Tripolis eingeschlossen hielt, die Zahlung eines jähr-
 lichen Jinses ab, wofür dieser drei eroberte Burgen zurück-
 empfing. Die Nachricht von der Ankunft des Prinzen Edward von England mit einem Pilgerheere zu Ptole-
 mais am 9. Mai 1271 rief den Sultan in die Höhe die-
 ser Stadt; ohne gehindert zu werden eroberte und zer-
 störte er Montfort (Korain). Statt Ptolemais anzugrei-
 fen, wollte er durch einen Einbruch in Cypern dieser Stadt die Hilfe abschneiden und ablenken. Allein die Absehung seiner Flotte, derenwegen er nach Ägypten zurückreisen mußte, verunglückte, und während am zwei-

ten Veruche gearbeitet wurde, hatte sich Hugo III. nach Ptolemais zu den Engländern begeben und mit ihnen die Mongolen verbündet. Viele Landstriche wurden verwüstet und Erdbä von den Christen in Trümmer gelegt. Mongolen und Christen zogen sich zurück, während dem verbündeten Sultan heilige Aegensgräber an beschlossener Raube kündeten, und die Vermittelung des Königs Karl von Sicilien ihm am 22. April 1272 eine Waffenruhe von fast 11 Jahren abnötigte, welche jedoch bloß Ptolemais und die Landstraße Nazareth betraf. Die Pilger kehrten heim, und die Raube Nabars traf nun ihre Bundesgenossen, die Mongolen. Die Ankunft frischer Pilgerhilfe aus dem Abendlande zu Ptolemais im October 1272 und im April des folgenden Jahres reiste König Hugo um so weniger zum Bruche des Waffenstillstandes, als seine cyprische Ritterschaft ihm außerhalb des Insektlandes den Herdienst verweigerte. Dagegen mußte er als Lehnherr versprechen lassen, daß laut arabischer Nachrichten sich die Witwe des Barons von Berytus mit ihrer geerbten Herrschaft 1274 unter dem Schutze des ägyptischen Sultans (welcher nur bis zu dessen Tode 1277) stellte. Gleichwohl unterwarf sich ein Jahr nachher die vormundschaftliche Regierung des minderjährigen Fürsten Boemund VII. demselben Sultan und mußte ihm abentrein noch einen ansehnlichen Zins alljährlich bezahlen.

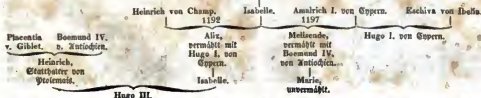
So unbedeutend der Thron von Jerusalem geworben war, so kühnte doch seit 1272 um denselben die Tochter des Fürsten Boemund IV. aus zweiter Ehe, Marie, deren Ansprüche Papst Gregor X. auch einer genauen Prüfung würdigte⁵⁹⁾. Die Prinzessin begab sich inzwischen selbst an den päpstlichen Hof, um ihre Angelegenheit desto nachdrücklicher betreiben zu können. Die Unruhen zu Ptolemais, der zunehmende Verfall an Hugo's Ansehen daselbst und die Aufreizungen der Temppler machten ihr immer mehr Muth, und als ihr vorgeschickt wurde, daß nicht dem heiligen Stuhle, sondern den Baronen des Königreiches Jerusalem die Entscheidung der Sache zustünde, so ließ sie auch selbige an den Lehnhof zu Ptolemais gelangen. Ehe es aber zur gerichtlichen Besprechung kam, überließ Marie 1277 ihre Ansprüche, die sie von rechtskundigen Männern im Abendlande hatte prüfen und für richtig anerkennen lassen, dem Könige Karl von Sicilien gegen Vergünstigungen eines lebenslänglichen Unterhaltes. Unter Zustimmung des Papstes

Johann XXI., die er schon durch Karl's Krönung mit dem Diademe von Jerusalem bewährte, von Gregor aber nicht so leicht erbalten worden wäre, sandte der König von Graien San Ezerria als Statthalter nach Ptolemais, der am 7. Jun. 1277 die Landesverwaltung annahm, und mit Hilfe der Temppler und Benetianer die Huldigung der sich Anfangs sträubenden Barone stiften ließ. Diesem Beispiele folgten bald nachher auch der Fürst von Antiochien, welcher durch Nabars' Tod (19. Jun. 1277) und durch die darauf folgenden Verräthungen in den sarazenischen Provinzen der fremden Protectorerschaft entlebt worden war, und sich so wenig, als die Stadt Ptolemais dem Könige Hugo fügen wollte. Nach und nach wandten sich wieder manche Bewohner derselben mit den Pisaniern zu ihm; allein Versuche, sich wieder hier festzusetzen, mißlangen, selbst in den Jahren, als König Karl durch die Thronumwälzung auf Sicilien in Gedränge kam. Nur Tyrus und Berytus waren ihm, vielleicht auch nur mit schwankender Treue, geblieben; in ersterer Stadt starb er 1284. Erst seinem zweiten Sohne und Nachfolger, Heinrich II., gelang es, am 24. Jun. 1286 in den Besitz der Stadt und fünf Tage nachher in den Besitz der Burg von Ptolemais zu kommen. Abentheurte er sich am 15. August zu Tyrus feierlich die Krone aufsetzen, was auch sein älterer Bruder, Johann I., zwei Jahre zuvor nicht unterlassen hatte. Heinrich verordnete einen Statthalter aus dem ihm verwandten Hause Beilin und zog sich wieder nach Cypern zurück.

Man hatte also während dieser Veränderungen und Unruhen im kleinen Staate aus den gleichzeitigen Verwirrungen in den benachbarten sarazenischen Ländern keinen Vortheil ziehen können; nur die Johanniter⁶⁰⁾, welche sich bei den Kämpfen und Streitigkeiten zwischen der cyprischen und seldschukischen Partei neutral verhielten, wählten den Waffenstillstand des verstorbenen Sultans Nabars durch glückliche Streifereien in das Gebiet der Ungläubigen in den Jahren 1280 und 1281 zu brechen; und als sich bis dahin Saladin in dem Sultanat über Aegypten und Syrien festgesetzt hatte, daten sie ihm um Waffenruhe, die auch auf die Dauer von fast elf Jahren gewährt wurde. Ihrem Beispiele folgten nach und nach Fürst Boemund VII., die Temppler und die Städte Ptolemais, Sidon und Akko. Die zugestandenen Bedingungen waren sorgfältig, genau, streng und unterfügten den

59) Zur Erläuterung dieses Geschichtsbildes hier die Geschichtstafel von der Zukunft der Prälaten und Hugo's III.

Amalrich I. von Jerusalem.



60) Sie besaßen damals noch die Burg Karfak, und Lertosa mit 33 Dörfern im Gebiete von Tripolis gehörte den Templern.

Christen den Bau neuer Burgen. Ein für Pilger wohlthätiger Vortheil dieser Verträge war die Einräumung der Kirche nebst vier Höfen zu Nazareth. Seit dem Sommer 1275, als d. u. Papst Gregor X. den Franken eine Stütze von 500 M. verchiedener Waarenattung zusand, ertheilten diese seine Hilfe von Bedeutung aus dem Abendlande; daher ihnen nichts Heilamers war, als der Ungläubigen Freundschaft. Sultan Kalawun aber, dem ihre Bedrücknisse nicht entgingen und ihre Vernichtung unabänderlicher Beschluß war, hatte in seine Waarenstillstandsverträge solche zu Beschwerden und Verletzungen führende Verwicklungen hinklingend gelegt, daß auch die Franken verfehrt genug waren, in die ausgespannten Netze einzugehen; und die Hospitaliter waren die ersten, die seine eiserne Beschließung trug. Sie unterstellten nämlich nicht, Räuberrien und Plünderungen fortzusetzen; dafür belagerte Kalawun am 18. Apr. 1285 ihre Burg Marab und nahm sie den 25. Mai. Sodann wußte er den Fürsten Boemund VII. so einzuschüchtern, daß dieser ihm die Beförderung der selben Burg Marakia am Meere zugestand. Der König Leo von Armenien wurde von Kalawun gänzlich abhängig, ein Gleiches geschah mit der Herrschaft von Tyrus, welche die Genueser 1289 wieder befestigten. Im J. 1287 fand Kalawun Gelegenheit, den Fürsten Boemund VII. zu züchtigen, indem er ihm Laodizea sammt Bezirk gewaltsam abnahm. Nach dessen unbereitem Tode (19. Oct. 1287) entstanden Erbfolgekämpfe zwischen Mutter, Schwäger und einem einheimischen Abteigen, welche der Sultan damit schlichtete, daß er sich am 25. März 1289 vor Tripolis lagerte, und die sehr bevölkerte und durch den Handel blühende Stadt am 27. April mit unterwerflicher Beute eroberte. Sie wurde, wie früher Antiochia, der Erde gleich gemacht. Dasselbe Schicksal erlitt auch die in einiger Entfernung davon gelegene Burg Hephin, und somit war die ganze Grafschaft den Franken entziffen, die sie vor fast 180 Jahren gesiegt hatten. Dieser ließ Kalawun auf dem Pilgerberge (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Burg bei Tyrus) eine neue Stadt Tripolis erbauen. König Heinrich II. sand für gut, den Waarenstillstand für den Rest des heiligen Reichs zu erneuern, konnte aber nur die Dauer von zwei Jahren zuständig erhalten. Die Bewohner von Tripolis, so viele mit dem Leben und der Freiheit davon gekommen waren, wurden in Ptolemais und Tyrus aufgenommen. Allein die Sicherheit dieser Städte war von kurzer Zeit; die Handelsverträge des Sultans mit Tragonien und Sicilien vom 25. April und mit den Genuesern vom 13. Mai 1290 warnten die Franken vor Leichtsinn und Ueberstimmung; die knappe Zufuhr an Mannschafft aus dem Abendlande warnte ebenfalls vor Uebermut; die Verhältnisse aber mochten einmal gereizt und fast zu Verzweiflung getrieben, wie bei dem Genuesseligen Raubzug und Anklägeri außs Äusserle getrieben worden; feiz genug, die Christen blieben nicht ohne Vorwürfe und Schuld in den Augen ihrer strengen Beobachter. — Was die Ritterschafft zu Ptolemais verlor haben sollte, wurde von dieser den verbliebenen Soldatenn, meist verwoesenen Menschen, ausgebeutert. Der Sultan verlangte unabwiesiglich unter schiedlichen

Androhungen die Herausgabe der Mörder seiner Unterthanen, und als die Stadt selbst die Frevler zu bestrafen sich erbot, künigte er ihr den Krieg an.

Diese ausbeisigste Schrit war für den Verkehr zwischen dem Morgen- und Abendlande der Mittelpunkt geworden, alle begüterten Bewohner anderer christlichen Städte in Syrien, welche an die Ungläubigen übergegangen waren, hatten sich dahin begeben und zu ihrer Vergrößerung beigetragen, so daß sie leicht an Schönheit, Bequemlichkeit und Uppigkeit, alle andere damalige Städte überstiegen konnte. Sie hatten sich aber auch hier außer den souverainen Verichten der italienischen Republiken und des Königs von Cypern noch eigene unabhängige Könige Karl II. von Neapel eingebracht, ohne die Gerichtshöfe der Barone, des hohen Klerus und der drei geistlichen Ritterorden zu rechnen, so daß 14—17 Behörden abhängiger und unabhängiger Beherrscher neben einem päpstlichen Legaten als lesamant Gehorsam verlangten, und Ungehorsame des einen Gebietes in den Bereich des andern stüchden und dort ungestraft Eifersticht unter der Wange Beschleichen erwidern konnten. Diese Stadt nun zählte bei der Schreckensnachricht des Sultans an 900 Ritter und 18,000 Mann zu Fuß, darunter 300 Ritter, die König Heinrich von Cypern schickte; Torns, Sidon, Berytus und Tortosa, die letzten Reste christlicher Herrschaft, hatten, so schon im Waarenstillstände mit dem Sultane, doch ihr Möglichstes in Darreichung von Vertheidigungsmitteln. Die Mauern wurden schloßig ausgebeist, und andere Anstalten zur Gegenwehr so gut getroffen, als der Sinn von vielen Vortürfern zuließ. Der gesammte Herbarbau unter vier einzelne Führer und ebenso viele Stellvertreter gestellt, ließ den baldigen Bruch nachwendiger Eintracht beürchten, zu welcher sie kraftvolle Teden des Patriarchen von Jerusalem entflammt hatte. Kalawun suchte aber auf dem Zuge aus Ägypten nach Ptolemais am 11. Nov. 1290, und sein Sohn und Nachfolger, Malek al Mischraf, konnte erst am 7. März 1291 die Fortsetzung des Kriegszugs und die Belagerung den 5. April mit etwa 100,000 Mann beginnen. Er führte 92 Belagerungswerkzeuge bei sich, deren mehrere den Christen in früheren Kriegen abgenommen worden waren, und andere Centnerlasten schleppten. Sie wurden erst vom 5. Mai an gebraucht, weil die Stadt bis dahin so eng eingeschlossen worden war, daß gar keine Ausfälle mehr gemacht werden konnten. Deste mehr Zwiepsalt drach dagegen in ihr aus; Plünder und Benetleren widerstehen sich den Anordnungen der geistlichen Ritterorden, sowie diese gegen einander ausfällig wurden, und Zuchtschloß wegen arger Eittemers denbriß unter der Christenwaise überhaupt sich verrieth. Daher hielt es auch der Tempelmeißer fürs Klügste, einen Waarenstillstand zu erhandeln, wofür der Sultan von jedem Einwohnereine Geldbusse verlangte, die ihm vom Hofe sehr übel genommen wurde; man stamnte aber nicht, in Massen die Stadt zu verlassen und sich nach Cypern einzuschiffen, als sie zehn Tage lang beschossen wurde. Nicht mehr als 12,000 Mann waffenschtiger Mannschafft, die die Pflast zwang, nebst 800 Rkitem und einem kleinen Haufen Freiwilligen blieben zur

Vertheidigung zurück. Ihnen führte König Heinrich eine Besatzung von 700 Mann zu Fuß und zu Fuß zu, mit der er schon in der Nacht vom 15. bis 16. Mai, als zuvor die Sarazenen einen Thurm erobert hatten, sich wieder einschiffte. Ihnen folgten 3000 angesehene Bewohner der nicht am Eintracht gewohnten Stadt. Mit Anbruch des folgenden Tages begann der Sturm; sobald die Mauer erstickte, wurde ein Theil derselben von 60 Klaster Länge niedergebissen und der stürmenden Masse der See gebohrt. Die Ritter der geistlichen Orden aber warfen sie nach hartem Kampfe zurück. Hierauf wurde eine Mauer vor der großen Öffnung aufgeführt und mit Pfeilern und kleinen Burgrüsten besetzt, da der Bergweisung allein die nutzlose Gegenwehr überlassen, und die vorgeschlagene Räumung der Stadt auf den beiden im Hafen gelegenen Frachtschiffen auszuführen blieb. Der 17. Mai wurde zur Gegenrüstung benutzt; der folgende Tag war anfänglich für die Belagerer vom Glück begünstigt, die Stürmenden wurden wieder auf zwei Seiten zur Stadt hinausgejagt; allein nun richtete der Sultan unter Begünstigung eines dichten Nebels mit gutem Erfolge seine ganze Heeresskraft gegen die große Maueröffnung, wo die Nothwehr bereits wieder niedergebissen worden war, und gegen das daranstoßende erdbebende Thor. Aus diesem unerbittlichen Kampfe traten sich nur zehn Tempel und sieben Johanniter. Die meisten Kämpfer wurden erschlagen oder ins Meer zurückgedrängt, und von den beiden mit Flüchtlingen angefüllten Schiffen sank das eine unter. Die wenigen kleinen Fahrzeuge, die noch herbeigeschafft worden waren, hielt ein tobender Sturm zurück und überließerte sie mit ihrer Mannschaft der Raub- und Mordgier der Sieger. Nur einige Tausend Mann flüchteten sich in das besetzte Tempelhaus am Meer, wo sie am 19. Mai zwar freien Abzug mit beweglicher Habe zur See erhielten, dennoch aber bis auf Wenige, die sich in der Nacht nach Cypern einschiffen, erzwängt oder gefangen wurden. Was sich noch in die andern besetzten Häuser geflüchtet hatte, wurde überwältigt und einem jämmerlichen Tode preisgegeben, und was sonst in Gefangenschaft gerathen war, wurde auf Befehl des Sultans ermordet. So sollen während der 44-tägigen Belagerung und bei dem allgemeinen Wüthen bis zum Schlusse der Bluthier zwischen 70, und 100,000 Christen ums Leben gekommen sein, während etwa nur 3000 durch die Flucht gerettet werden konnten; und obgleich vor und während der Belagerung viele Kostbarkeiten und Güter nach Cypern gebracht worden waren, so blieb den Ungläubigen doch eine unschätzbare Beute übrig. Ptolemais wurde mit seinen Mauern und Thürmen der Erde gleich gemacht. Erst in spätern Zeiten entstand über den Trümmern das auch in neuester Geschichte berühmte gewundene St. Jean d'Acre. Am 19. desselben Monats wurde schon Tyrus genommen, dessen Bewohner sich Tags zuvor auf Schiffe geflüchtet hatten, Sidon fiel hinterher, Beirut wurde überlistet, die Einwohner ermordet, Stadt und Burg zerstört. Dasselbe Schicksal erlitt die Burg Akko (das Pilgerschloß

bei Ptolemais), und endlich fand auch Latakia seinen Tod. Denn nachdem Acre gefallen war, hatte Niemand mehr Muth, ein christliches Gebände im Oriente zu vertheidigen. Die am Leben gebliebenen, gefangenen und nicht gefangenen Christen — sie waren eine geringe Zahl — sahen sich nun hier und da als besetzte Unterthanen des ägyptischen Sultans, ohne je Hoffnung zu bekommen, das Ausflühen eines christlichen Staates in Syrien wieder zu erleben. Die Möglichkeit hierzu war verschwunden, theils durch die Zerstörung der halbaren Plätze daselbst, theils durch den Mangel an Begeisterung im Abendlande für ein solches Unternehmen; fanden sich auch Einzelne dazu aufgeregt, so unterblieb die allgemeine thätige Theilnahme, der gelehrten Pläne ungeachtet, die von jetzt an den Päpsten und europäischen Monarchen vorgelegt wurden.

VI. Die Verfassung und innern Verhältnisse des Königreichs Jerusalem. Für die innere Geschichte dieses christlichen Königreichs und seiner drei Nebenstaaten sind zunächst ihre Verfassung, ihr Verhältniß zu einander und ihre Bewohner ins Auge zu fassen. An Stammbewohnern fanden die Kreuzfahrer außer Juden und Sarazenen vorhanden: reine griechische (byzantinische) Christen mit ihrer Muttersprache; spärlich zerstreut waren noch Jacobiten mit der arabischen Sprache, die sich gegen Mitte des 13. Jahrh. dem römisch-katholischen Cultus unterwarfen, Nestorianer, Armenier, Samaritaner, Georgianer, Mosabiten, Maroniten, die als gute Bogenschützen und Armbrustschützen gerühmt werden, gegen 40—60,000 Seelen stark zwischen Tripolis und Byblos längs des Libanon zusammengedrängt lebten, und 1180 unter dem Schutze des Patriarchen von Antiochien zur römisch-katholischen Kirche übergingen, und endlich Surianer, welche die Mehrheit von allen diesen gebildeten christlichen Sekten bildeten. Sie waren dem griechischen Cultus angethan, redeten die arabische Sprache, lebten äußerlich nach sarazenischen Sitten und werden als feile, bestechliche, verrätherische und verworrene Menschen geschildert, welche den fränkischen Behörden nie getreu dienten. Von den Sarazenen kultivte man in freier Bewegung nur friedliche Gewerbetreibende. Mit allen diesen Stammesvermischungen sich die Franken nach und nach in Sitten, Art und Sprache, sodas kaum nach Verlauf eines halben Jahrhunderts schon Morgenländisches und Abendländisches in einander floß. Die neuen Ansiedler lernten häufig die arabische Sprache, und die Stammesbewohner die französische, welche die Mehrzahl der Franken redete⁶¹⁾. Auch die Geschlechter blieben nicht rein; daher der Spottname Griffonen für Mischlinge aus sarazenischem und griechisch-christlichem Geblüte oder für byzantinische Grie-

61) Siehe besonders die Fortsetzung der Chronik Fulchers von Chartres in *Duchene*, hist. franc. scriptor. IV, 879, wo er unter Anderm heißt: *Diversorum linguarum constantior alterutrum eloquio et obsequio alterutri. Lingua diversa jam communis facta utrique nationis sit nota et jungit fides quibus est ligata progenies.* Ähnlich war die Unterordnung Cyperns durch Volk von Lusignan und dessen Ritter ein Jahrhundert später.

den überhaupt⁶²⁾), und Pullanen⁶³⁾) nannte man überhaupt alle Nachkommen der ersten christlichen Colonisten, die sich theils mit gleich mitgebrachten europäischen, theils mit später aus Asien nachgeholfen Weibern vermischet hatten. Die Pullanen waren ein verwichenichtes, faules, misfärbliches Geschlecht, das eben die französische Sprache als die Landess- und Gerichtssprache fortbekend unterhielt. Sie wurden den Pilgern bald verächtlich, wie diese von jeher wiederum durch den Namen fils Arnaud (Gimpel) geringgeschätzt wurden. Regelmäßige Wallfahrten aus verschiedenen europäischen Ländern im Frühlinge und Sommer jeden Jahres (passagium vernale und aestivale genannt) unterhielten unter Obhut des heiligen Stuhles — die großen Kreuzfahrten mit eingerechnet — den steten ununterbrochenen Verkehr mit dem christlichen Morgenlande. Sie trugen allerdings zu dessen Befestigung und Bevölkerung, die anfänglich langsam fortschritt⁶⁴⁾), wesentlich bei, aber auch gewiss viel zum Verirren und Untergange desselben, weil der gewöhnlich geringen Anzahl streitbarer Pilger sich häufig nichtnützliches Geinbel angeschlossen, das dann mit den Pullanen ausfurierte, längere oder bleibende Dauer in Verführung fand⁶⁵⁾), und ihnen alle Laster zubrachte, die sie in der Heimath verübt hatten, während die besseren, weisen und klügern Pilger zur Verbesserung der Reichthumsverfassung gezogen zu werden pflegten.

Große europäische Kreuzzüge, die sich einander gleich gesandten hatten, gründeten den christlichen Staat in Syrien und waren bei ihrer Absicht dahin unter sich übereingekommen, daß Jeder seinen künftigen Ländere-

werb mit Berücksichtigung zu gegenseitiger Hilfe frei und ohne irgend eine Last beissen sollte⁶⁶⁾). Sie erkannten keinen europäischen Monarchen über sich an, ebenso wenig auch den byzantinischen Kaiser, obgleich sie bei ihrer Anwesenheit in Constantinopel eifrig dazu verpflichtet worden waren. Im Laufe ihrer Eroberungen und im Drange der bindenden Umstände erkannte man die Nothwendigkeit geregelter Ordnung der Reichsverfassung an, da der willkürliche vereinigte Widerwerg keine Haltbarkeit und Dauer des Besitztums verschaffen konnte. Man hielt also, wie bereits erwähnt, gleich nach Jerusalem's Eroberung für unerlässlich, ein Oberhaupt zu wählen. Dieses Oberhaupt, Gottfried von Bouillon, trat sofort mit den vornehmsten und erfahreneren Pilgern zusammen zur Bestellung geselliger Ordnung. Man griff natürlich wieder zu dem, was man in der Heimath verlassen hatte; denn etwas Besseres kannte man nicht. Aus Lehnverhältnissen und übrigen festen Gewohnheiten und Personem des Abendlandes wählte man heraus, was dem Bestehen des neuen christlichen Staates erprießlich schien und der Dringlichkeit selbst, wie der Nachbarschaft stets feindlicher Staaten angemessen war. Das Gesammelte fasste man in das französisch geschriebene Rechtebuch (Sagungen) zusammen, welches unter dem Namen *Lettres des Seigneurs et des Assises* oder *bons Usages du Royaume de Jerusalem* bekannt geworden ist. Die einzelnen Befehle (assises, Sagungen) wurden auf Blätter oder Bogen zierlich geschrieben und vom Könige und Patriarchen, oder von erstem und vom Burggrafen von Jerusalem, je nachdem sie die Ober- oder Untergerichte angingen, besiegelt und unterschrieben. Der König, die Ritter und Bürger mochten wol die ihnen obliegenden, darin enthaltenen Pflichten so treu im Gedächtnisse bewahrt haben, daß die Urschrift selten nachgesehen wurde, und war es nöthig (noch nur für die Vorzüge und Obsequen der hohen und niederen Gerichte), so mußten bei Eröffnung der Kiste, in welcher sie die heilige Grabkirche verwahrte, jedes Mal neun Personen gegenwärtig sein, darunter der König oder dessen Stellvertreter, der Patriarch oder der Prior des heiligen Grabes und der Burggraf von Jerusalem die vornehmsten waren. Abschriften einzelner Sagungen, besonders der später, wie unter Baldwin II. und IV. und unter Aymarich I. entworfenen, wurden auch in Kirchenarchiven hier und da aufbewahrt. Sie sollen aber, wie die Urschrift, bei dem Verluste ihrer Verwahrorte an die Sarazenen verloren worden sein, und guten Theils im Gedächtnisse, das durch die stehenden Rechtsgewohnheiten der Gerichte und durch die hier und da niedergeschriebenen Stützen unterstügt wurde, rechtsträftig fortgelehrt haben, bis sie im 13. Jahrhund. wieder mög-

62) Dergleichen Bekannte hießen in Cäsarien Greisen; nach Winckel bei Gale II. 324 fg. können auch Greiden unter den Greisen verstanden werden, die Richard Löwenherz in Gessen fand. Die Greisen im königliche Jerusalem erwählten dies die Äpfel bei Causiani II. eine barbarei Erklärung zu geben. Duncane versteht im Allgemeinen nur byzantinische Greisen darunter. 63) Jacob von Biter bei Bongars I. 1086 erwähnt den Namen Pullani oder Pullan, vel quia recentes et novi, quasi pulli respectu barbarorum reputati aut, vel quia principales de gente Apolline matrem eorum habuerunt, quod, nach der 1083 II. 182, wo W. Samas sich auf ähnliche Weise ausdrückt. Der Name (Poulinus) mochte wol von den Pilgern den einheimischen Bräuten beigelegt worden sein, sowie diese von jenen als Arnaud (filii Hernaudi, nicht Hernaudi oder Hernaudi, Gimpel, Äpfel) potterweise genannt wurden. 64) Die Stadt Jerusalem, wo nur Christen gebauet wurden, war bis zum J. 1115 so spärlich bevölkert, daß nur eine Straße bemerkt wurde; daher rief Baldwin I. etliche Jahre vor seinem Tode Christen aus Arabien unter vertbeiltesten Bezeichnungen herbei; Bongars I. 812 fg. 65) Über diese Haufen teile Gedächtnis berichtet W. Samas bei Bongars II. 186: Transferebant enim quosdam flagitiosos et pestiferos homines, acheratos, sacrilegi, impii, furas, raptores, homicidas, parricidas, perjuri, adulteri, cursarii, proditores, lautores, leculatores, crapulae dediti et obrietati; relinquentes quoque legitima matrimonium, et mulierculas novis decipientibus contrahentes; mulieres etiam, propria viris, lenonibus adhaerentes. Hi quidem et consimiles, prudentum consilio qui statim Terrae Promissionis et alterna ipsius mutationes diligenter inspicerent, omni alia peste, canaque hominum genere, peccatorum fomentum ad animarum damnationem et subversionem sedulum in Terrae sanctae dispendium amplius praebuerunt, scelera criminibus, crimina sceleribus cumulantes.

66) Darauf bezieht sich noch 1110 König Baldwin I. bei Schilling eines Streites zwischen Landesherrn mit dem Grafen von Oseba. Das Pactum bei der Pilgerabfahrt lautet: ut quicquid in terra hac peregrinationibus nostras quicquid de regno et terris Gentilium copagialis apprehenderet, pacifice et sibi obviaret; nullus ad iniuriam in eum manum mitteret, nisi ut subiret, et animam pro fratribus singulis poneret. Bongars I. 363.

lichst vollständig zusammengeschrieben wurden⁶⁷⁾. Diese Sammlung kennen wir nun allein, und sie läßt vermuthen, daß die Äffsen auch in Ägypten galten, obgleich dieses frühesten Anfangs und späterhin mehrmals die Oberhoheit des Königs von Jerusalem verlegte, und bisweilen auch byzantinisches Leben war.

Die königliche Gewalt war im Staate Jerusalem sehr beschränkt und obenein bis zum J. 1128 (der Färs

67) Die Äffsen von Jerusalem erstanden nach und nach, und nicht alle so, als wären sie von Gottfried 1099 auf einmal gemacht und vererbt worden. Seine Nachfolger thaten hinzu und verbesserten; außer Pediaten und Baronen des Reichs wurden angesehene Pächter hierzu befragt, mitunter auch wohl Männer ins Ausland geschickt, um dort die Gebräuche und Einrichtungen kennen zu lernen und die gesammelten Erfahrungen mit den Äffsen zu vergleichen. Daß man sich aber seit Saladin's Eroberungen 1187 bis zur wüthendsten Herrschaft kaiserlicher Statthalter nicht getraut hat, in die Reichs- und Reichsverfassungen zu finden gewußt haben müßte, beweist die Stiftung des Königreichs Osnern 1192 durch den Fürsten von Tugunan, der sein neues Reich ganz nach dem Muster des in Palästina gegründeten, und als Kaiser Baldwin I. von Constantinopel 1204 sich zum König Amalrich II. die Gesammtheit des Königreichs Jerusalem zur Einführung in seiner Eroberung erbat, so wurde auch diesem, wie P. Röhmann in de bello Constantino-pol. p. 142 erzählt, gemüßwillt. Man vgl. Liber Consuetudinum Imperii Romaniae, in Canciani, Barbarorum leges antiquae vol. III. Bistlicher Wandel an authentischen Handschriften der Äffsen im Mutterlande scheint erst durch Kaiser Friedrich II. weltliche Verwaltung und durch den Bischof von Trier den kaiserlichen Statthaltern und den Kindebaronen recht sichtbar gewesen zu sein, auch ist denkbar und wahrscheinlich, daß in dem mehrjährigen Gewirre der Patriarchen die vorhandenen Handschriften vermischt, und vom Grafen Johann von Heßler-Sappe unerschütterbar gesunken wurden. Diese Nachrichten haben wir aber nur von diesem allein. Er, der hiesige Gegner des kaiserlichen Hauses, zog nach den uns bekannten einkaiserlichen Nachrichten, die Äffsen seiner Zeitgenossen, insbesondere den in den Reichsgeschichten sehr erhabenen ephraimischen Baron Philipp von Kossara zu Rathe, und schrieb mit ihrer Hilfe, nach eigenen Erfahrungen und aus dem Gedächtniß zwischen 1232 und 1239 die Folgegeschichten, wozu bei damaligen Unruhen den Baronen am meisten liegen mußte, nieder. Mit handschriftlicher Sammlung der Reichsgeschichten, oder mit deren verdickender Durchsiebung, wenn, wie wahrscheinlich, Crempelz davon vorhanden gewesen, ist der Graf nicht, sondern erst von etwa 1250 abwärts fertigte man einen einkaiserlichen Codex davon. Nach und nach wurden diese Sammlungen wieder durchgesehen und vervollständigt und ihre Ueberschriften von 1369 an zu Risso's auf Osnern in ähnlicher Weise, wie die erste Version eingetragene in Jerusalem, aufbewahrt. Die Nachforschungen der Beneficiaren im 16. Jahrhund. fanden nur Handschriften bei einigen ephraimischen Baronen und in einigen burggräflichen Bezirken mehr oder weniger übereinstimmend; sie wurden sorgfältig geprüft und aus einander ergänzt, jedoch immer mit Vorzug des Textes der im 15. Jahrhund. gemachten besten Hausfassungen, aldaß man der kaum verständlichen altfranzösischen Sprache ins Italienische übertrug und von der Regierung zu Benebig, welche die Arbeit veranlaßt und geleitet hatte, 1535 prächtig gedruckt in zwei Bänden, Canciani ließ nun 1783 und 1792 aus diesem Texte in vol. II, 490—565 der angeführten Gesammtheit die Äffsen der Reichsgeschichte, und in vol. V, 143—309 die der Obervertheilung mündlich abdrucken, nachdem schon 1690 der Parlementsadvocat Kasp. Th. von Thaumastre die *Annales de la haute Court du Royaume de Jerusalem* aus einer sehr seltenen Handschrift in Paris hatte abdrucken lassen. Uebrigens sollen außer Benebig, noch Rem, Paris und Wien Handschriften von diesen Äffsen befigen. Man vgl. den neubearbeiteten kritischen Kussus von K. G. Schmid über diese Gesammtheit im Hermes XXX, 315 ff.

X. Canc. II. B. u. R. Zweite Section. XV.

von Antiochien noch länger) von der höhern Geistlichkeit bedroht, zu einem geistlichen Leben herabgedrückt zu werden. Ueberdies reizte den Äffsen zum Troße die Thronfolgeordnung zu Parteilagen auf, das Jahr der Mündigkeit des Thronfolgers scheint unsicher gewesen zu sein, und die einmal angenommene Unverletzbarkeit des Königreichs wurde zu Baldwin's III. Zeit dort bedroht. Sonst mußte jeder König bei der Krönung erst die Reichsgesetze beschwören, bevor ihm gehuligt wurde. Die Krönung geschah seit Baldwin II. (die seiner gleichnamigen Vorgängers zu Bethlehem) zu Jerusalem, und nach dessen Verluste zu Xprus, obgleich das königliche Hofgericht seinen Sitz in Ptolemais bekam. Sie verrichtete der Patriarch oder Erzbischof von Xprus (des Erstern Stellvertreter auch genannt), und wenn Beide fehlten, der Erzbischof von Nazareth. Der König erschien bei dieser Feierlichkeit, wie ebendem die Kommandanten, in der Kleidung niedriger Geistlichkeit, und wesentlich waren ihm dabei notwendig: Krone, Scepter, Ring, Schwert und Reichsapfel.

Von Einkünften des Königs findet sich, außer Zöllen und Gefällen, nichts Gewisses verzeichnet; wirkliche Besteuerung kommt erst zu Amalrich's I. und dessen Nachfolgers Zeiten vor, und ihr Ertrag wurde gewöhnlich zum Unterhalte der Soldtruppen verwendet. Die festesten Stellen für des Königs Schatz waren sein Antheil an der Beute und das Lösegeld für gefangene Saragenen. Der Handel brachte, da er meistens in den Händen der italienischen Republiken und der Marokkaner, dem Thron wenig ein; die europäischen Seidzuflüsse entzogen ihm Kirchen und Klerus, und denkt man noch an die Noth, welche jünnelien Erdbeben, Seuchen, Hungersnöthen und Plünderung über das Reich verhängten, so konnten keine Reichthümer bei diesen Königen gesammelt werden, so öfter konnten sie ihre Soldknechte nicht bezahlen. Schon Baldwin I. erpreßte für sie Summen bei dem patriarchalischen Stuhle. Im Ubrigen bedienten die Bürger von Jerusalem ihre Könige an großen festlichen Tagen, wo die Krone ihr Haupt öffentlich schmückte, bei Tafel. Sonst aber standen ihnen folgende Kronbeamte dienend zur Seite. Zuerst der Seneschall, dessen Geschäftskreis sich nicht allein auf den königlichen Hof, wie z. B. der heutigen Oberhofmarschälle oder Minister des königlichen Hauses, sondern auch auf mehrere Zweige der Staatsverwaltung erstreckte. So standen unter ihm alle königlichen Civilbeamten mit Einschluß der Domainenverwalter; nur über die Castellane hatte er keine Macht.

Der Connestable führte im Lehnshofe des Königs, wenn dieser abwesend war, Befehlshaber der königlichen Soldknechte, gebot er nächst dem Könige mit höchster Gewalt, und in gefährlichen Zeiten gab man ihm gern, wie 1122, in des Monarchen Abwesenheit die Lenkung der Reichsangelegenheiten, daher ihm hierin der Seneschall nachstand, obgleich demselben auch, nur nicht in Kriegssachen, dieselbe Stelvertreterchaft zukam. Unter dem Marschalle, vielfältig vom Connestable abhängig, standen alle in des Königs Wohnung befindlichen Ritter und Knechte; er forgte im Felde vor des Heeres Unterkommen, theilte die gemachte Beute nach den Anweisungen

gen des Connetable, wobei er alles trüchtige Vieh für sich behielt, sowie ihm auch mit einigen Ausnahmen die Roffe gehörten, welche die besoldeten Ritter bei ihrem Abzuge dem Könige zurückgaben. In des Connetable Abwesenheit verwaltete er die Gerichtsbarkeit über alle Edlilinge. Der Großkammerherr sagte bei Auditionen den Eidschwur vor, und empfing dafür der Schwörenden Gewänder; außerdem hatte er über des Königs Garderobe Aufsicht, bediente denselben bei großen Festlichkeiten unmittelbar, trug das Reichsschwert vor, und erhielt einmal des Königs Heindecker, mit dem er ihn bedient hatte, zum Geschenke, während dem Enechalle alle Schüssel und Becher zusiehl, womit dieser seinem Monarchen bei der ersten Tracht aufgewartet hatte. Derselbe trug auch das Reichscepter vor, sowie die Reichsfahne öffentlich der Connetable und im Palaste der Marschall. Der Connetable erhielt das königliche Pferd mit Sattel und Zeug, welches bei öffentlichen Feierlichkeiten von seinem Geleiter geritten worden war. Von der Admiralitätswürde des Königreichs ist nur bekannt, daß sie erst unter den Königen, die zugleich Beherrscher von Cypern waren, bemerkt wurde, und in ihrem Range bei des Oberkammerherrn voranging. Diese fünf Kronämter befanden in Cypern, auch nach gleichem Verluste des heiligen Landes, neben ebenso vielen gleichnamigen Kronämtern dieses Inselstaates noch so lange, als dessen Königsthron sich aufrecht erhielt⁶⁸⁾.

Zu den Kronvassallen stand der König, wie diese zu ihren Unterthanen. Er hatte vor ihnen nur voraus, daß er in den Reichsversammlungen, wie in dem Lehen- oder Hofgerichte zu Jerusalem (oder Ptolemais) vorsas, sie zur Rechenschaft ziehen, ihre Aftervassallen und Bürger sich zur Feige und zum Gehorsam verpflichten und seine Befehle sammt neuen Eroberungen (doch behielt er vorzugswiese Jerusalem, Neapolis, Ptolemais und Tyrus, nebst etlichen kleinern Städten und Flecken für sich) nach Gutdünken als Lehen verschenken konnte, während jene durch die Kronlehen an gewisse Geseze gebunden, mit ihrem Besitze nicht willkürlich schalten durften, sonst aber in denselben die nämliche Gewalt und Gerechtigkeit und dasselbe Mährrecht, wie der König, ausüben konnten, mit ihm zur Vertheidigung und Beschützung der Einzelnen wie der Gesamtheit verpflichtet waren, und nur mit gegenseitiger Zustimmung für das Allgemeine rathschlagen und handeln durften.

Die angesehensten Kronvassallen waren die, welche nicht unter 100 Ritter zum Feiendienste stellten, und ihrer Personen und Befehlungen wegen, nicht vor dem königlichen Hofgerichte, wie die übrigen Kronvassallen, sondern vor dem Könige und ihres Gleichen, höhstens vor dem Reichsmarschall oder Enechalle, gerichtet wurden; also der Fürst von Antiochien (doch nur zu manchen Zeiten), die Grafen von Cesia und Tripolis, der Fürst von Galiläa (oder Tiberias), der Graf von Joppe und Ascalon⁶⁹⁾,

dem auch Rama, Mirabel und Ibelin gehörte, der Baron von Salette, Galaria und Balcan, und der Herr von Montroyal (Karat), dem das ganze christliche Gebiet längs des linken Jordanflusses gehörte. Sie und andere unmittelbar Lehnträger der Krone hatten ihre lehnspflichtigen Leute (Aftervassallen), welche wieder ihre Lehnleute (homines liges oder minores vassallos) hatten, ob schon und factisch nur Kron- und Aftervassallen erschienen⁷⁰⁾. Wie im teutschen Reichswesen, so erkannten auch hier die Hintervassallen mit ihren Untergebenen den König als höchsten Haupt an, und ihm hörig, stellten sie sammt den unmittelbaren Lehnleuten einen mächtigen Haufen Reiter mit Fußvolk, damit sie nicht an einmal entkräftet werden, sondern im Nothfalle dem Könige seinen Zugzug ohne langes Bödern ins Feld rufen konnten.

Jedes Lehen, mochte es mittelbar oder unmittelbar sein, durfte nie mehr als einen Besitzer haben und konnte auf die Frauen so gut, wie auf die Männer, vererbt werden; Afterlehen aber ein Ritterpferd fast waren theilbar, wurden gern veräußert, und unter die reichmächtigen Erben des Lehnträgers nach dessen Tode vertheilt, um die Zahl der tüchtigen Ritter mit persönlicher Diensts pflicht zu vermehren. Immer, wenigstens im Anfange, mochte es nicht ausführbar gewesen sein, da selbst mehr Afterlehen in einer Hand zusammengehalten wurden, wobei ganz gegen den französischen Lebensbrauch, der Hintervassall in Leistung seiner Diensts pflichten zuerst auf die Lehen Rücksicht nahm; die am längsten auf ihm ruheten. Daher konnte ein kleiner Kronvassall von seinen Mannen Mächtigeren seines Standes vorgezogen werden, wenn sie diesen zugleich zur Lehen gingen. Lehen ohne persönlichen Dienst blieben ungetheilt. Die Lehen überhaupt vererbt sich unter die Verwandten des Leheninhabers in nächsten Grade und zwar in Majoratsfolge. Doch mußten die Erbfolgsfähigen im Reiche selbst anwesend sein, wozon es in den Nebenstaaten, so in Antiochien,

Antiochien und von Sidon, eines Grafen von Cesia, Tripolis und Joppe mit Ascalon im Inselstaate Cypern die fast zu dessen Untergange fort, nur mit dem Unterschiede, daß der Vizekönig von Sidon dem Könige noch mehr der wurde, in Jerusalem aber der vice-roi, und daß der Titel eines Fürsten von Antiochien verzuwege dem älteften lebenden Sohne des Königs von Syrien, und die übrigen vier entweder den andern Söhnen desselben oder andern Prinzen aus dem königlichen Hause Lusignan, oder dem hohen Adel, doch unerbärlar, zuertheilt wurden.

70) Sie bestan in den Affien Barons, Gens du Royume und hommes liges und erinnern an die teutschen reichsunmittelbaren und reichsunmittelbaren Stände, welche letztere auch ihre Vassallen hatten. Bei Wäldem von Lenz (Wengert II, 1034) treten in dessen nur Barones und vassallosi Barones und bei R. Samso (Schmidt, II, 175) auch dies unvollständig hervor, nämlich homines ligi et hi, qui alio pnenuntant, also Kron- und Hintervassallen. Das Verhältnisse von beiden die principes oder comites schreitet, gibt noch keine neue Classe, weil er zu diesen neuen Antiochien, Cesia und Tripolis auch den König von Jerusalem rechnet. Die Vassallen der mittelbaren Reichshöfe werden allerdings in den bishorischen Quellenstellen übergangen; dies zeigen auch Lusignan und Forcans in der Gründung von der Gründung des Königreichs Syrien nach dem Tode des von Jerusalem, wo König Rich des Barons (chevalier de l'esperance d'or) und Koenigs (seul à dire Gentils-hommes) herrschte.

68) Vgl. des Paters Lusignan *historia generalis de l'ide et Royaume de Cypre* Bl. 79. 69) Auch nach dem Vertheile der christlichen Staaten in Syrien dauerten die Titel eines Fürsten von

Ausnahmen gab. Die Bezeichnung geschah durch Überreichung eines Hahnleins (Standar). Die Minderjährigkeit eines jeglichen Vasallen bevorzimmte in der Regel der in den Ansprüchen auf Erbannahme nächste volljährige Verwandte, die Erziehung des Mündels aber wurde von der Vormundschaft getrennt. Jeder Vasall ward mit Ablauf seines 25. und jede Vasalin mit dem ihres 12. Jahres mündig. Jener mußte nun, wenn er es noch nicht war, Ritter werden, und diese einen tapfern leibensfähigen Kämpfer beirathen, wobei ihr die Wahl des Mannes nicht ganz freigestellt war. Heirathsfähige Witwen der Lehnsherrn waren nicht gezwungen zu heirathen, konnten aber auch nur über den Genuß der Einkünfte ihres Wittthums verfügen. Geliebten, auch Kammer- oder Pfandleihen genannt, erforderten andere Bestimmungen, da sie meist im Ertrage gewisser Grundstücke oder im Genuße bestimmter Gefälle bestanden. Die Lehen und ihre Pflichten konnten aufgehoben werden, entweder durch freiwillige Berichtigung, oder durch Veräußerung oder endlich durch Übertragung bei Lebzeiten des Lehnsträgers an dessen rechtmäßige nächste Erben mit Zustimmung des Herrn. Die freiwillige Berichtigung auf Lehenbesitz fand bios dem ersten Erwerber desselben zu, welcher dann in die Pflichten eines gewöhnlichen Unterthanen zurücktrat. Die Veräußerung des Lehngutes war entweder Allen, die Ritterschul und Gerichtsbarekeit besaßen, oder denen erlaubt, welche ihre Schulden erweislich nicht anders tilgen konnten. Wurde der Vasall sein Lehenzugut zur Befreiung seines im Gefangenschaft der Ungläubigen schwachmüthen Herrn verkaufen, was ihm auch zulässig, so erhielt er von diesem einen gleich einträglichen Ersatz. Der Käufer eines Lehenbesizes mußte durchaus fähig sein, die daraus resultierenden Pflichten zu leisten, und wurde das Lehenzugut bei der Veräußerung zu einem Preise angeschlagen, der die vorhandene Schuldennasse überstieg, so erhielt der Schuldner den Überschus zurück, reichte er aber zur Tilgung derselben nicht zu, so wurde die Kaufsumme unter die Gläubiger nach Verhältnis der Forderungen verteilt. Lehenkauf ward den Vasallen auch erlaubt. Kein Lehnsträger durfte, außer im Dienste, seinen Lehenbesitz verlassen; da aber viele Ritter wegen ihrer Verbindung mit dem Abendlande zuweilen dahin zu reisen veranlaßt wurden, so mußten sie, wenn nicht Verlust der Lehen oder andere empfindliche Strafe eintreten sollte, entweder vom Lehenherrschaft oder vom Lehenhofe Erlaubnis dazu haben, wofür sie ihren Herrn ihre Güter zur Obhut empfangen und denselben auf die Dauer ihrer Abwesenheit den Nießbrauch überließen.

Die Pflichten des Oberhauptes der mittelbaren und unmittelbaren Vasallen waren die bekannten im Lehenrechte des früheren Mittelalters. Diese Pflichten und stete Gefahren verbanden Alle ein zusammen zur Ehre und zu gegenseitiger Treue. Die Verletzung der Pflichten (so auch Kezerei und Verletzungen der Religion) war treubruchig und strafbar. Der von seinem Herrn vertriebene Vasall fand Schutz und Hilfe bei allen seinen Genossen, und umgekehrt, wenn der Lehnsträger seinen Herrn vertrieb, so waren die Vassallen, so seine eigenen Vasallen gegen ihn,

und zwangen ihn auf dem Wege der Gewalt oder auf dem des Rechtes zu seiner Pflicht zurück. Sonach hielten die Vasallen jeglichen Lehenherrschaft zur Bewahrung seiner Lehenstreue an, wie sie dessen Rechte ungekränkt aufrecht zu erhalten suchten, ja die Hintervasallen hielten ihren unmittelbaren Herrn zur Beobachtung seiner Pflichten gegen den Oberlehenherrschaft an. Hierzu dienten namentlich, wie bereits erwähnt, das Beistehen des königlichen Lehen- oder Gerichtshofes⁷¹⁾ (für den König und seine Vasallen) oder der Lehen- oder Gerichtshof, welche die Kronvasallen mit ihren Lehensträgern bildeten, wo alle Streitigkeiten der Lehenpflichtigen aus zweiter und dritter Hand geschlichtet wurden, mit Ausnahme der Kezereien, Ehesachen und lehen Willen, die vor geistliche Gerichte gehörten. Lehenhöfe und Ausübung der Gerichtsbarekeit konnten den Vasallen nur vom Oberlehenherrschaft gestattet werden, und die, welchen solches Vorrecht verweigert war, mußten ihre Mannen in weltlichen Rechtssachen an den königlichen Lehenhof weisen. In diesem saß der König selbst oder der Connetable, in jenen saßen Vasallen oder deren Stellvertreter vor, selbst in eigenen Angelegenheiten. Die Mannen des Lehenherrschaft waren die Richter oder Richter, denen allein das Urtheil zu finden zustand, und zwei wenigstens mußten gegenwärtig sein, wenn die Verhandlungen Kraft und Gültigkeit haben sollten; dabei aber so viele weisheitsreiche Förmlichkeiten, daß nur wenige sehr klar vorliegende Rechtssälle vor Ränken und Verwirrungen gesichert waren. Nach der Verfassung des Königsreichs konnten im königlichen Lehenhofe auch die mittelbaren Vasallen beistehen, in den Lehenhöfen der unmittelbaren Vasallen saßen nur deren Lehensträger oder im Nothfalle auch mit des Königs Zustimmung die Mannen Anderer mit zu Gerichte. Im Gange der Rechtsfreigleichen dürfte zu bemerken sein, daß Schwallerer zugezogen wurden, welcher ohne Erlaubnis ihrer Männer nicht klagen durften, und daß die Termine noch vor Untergang der Sonne oder doch höchstens vor dem Erscheinen der Sterne begannen mußten. Wenn aber die eine Partei vor demselben nicht erschienen war oder bis dahin ihr Aufbleiben durch treiffige Gründe nicht entschuldigend hatte, so wurde die andere pünktlich erscheinende in den Besitz des strittigen Rechts gesetzt. Gerichtskämpfe waren in allen Klagen, selbst in Criminalsachen und bei hochverrat zulässig, in denen der Eid (der übrigens mit leerem Rogen⁷²⁾ geschworen werden mußte) erlaubt und der Segner des Meineides beschuldigt werden konnte. Die Zweikämpfe (tornes da bataille) wurden auf verschiedene Art, jedoch bei Gleichheit der Waffen und Rüstung, außer, wenn Ritter gegen Knappen kämpften, gehalten, und es konnten Vater mit Sohn, oder Geschwister unter einander

71) Diefes hatte seinen Sitz vorzugsweise zu Jerusalem und nach dem Rechte hießes Stadt zu Pleinval, er konnte aber auch in jedem andern Orte der Königslande (seine Geschäfte verrichten). 72) So wurde die Hofschaff Salabim im heiligen Lande bei Joppe 1192 unter dem Vorwande um einen Tag hinzuziehen, weil die Christen, welche den Muselmännern einen Eid abzugeben hatten, bereits Speise zu sich genommen und dem Festmahl gemäß nur nüchtern speiszen durften.

dergleichen bestehen, lieferten aber nicht wie andere, die es knecht thun mußten, dem Gerichte Pfänder aus. Weiber, Gebrüchliche und alte Männer über 60 Jahre stellten ihre Vertreter, es geschah aber dabei aus Vorurtheil gewaltige Greuel. Alle Criminalgerichtskämpfe wurden den dritten, alle andere Gerichtskämpfe den vierzigsten Tag nach Ueberreichung der Pfänder abgehalten, und die Kämpen beider Parteien inzwischen in anständige Haft gesetzt. Auch die Klagen über einen Lehenhof, z. B. wegen Hofscheit, konnten durch Zweikampf beseitigt werden. Alle Klagen zwischen Söldnern und deren Herren wegen rückständiger Löhnung oder wegen Ungehorsams wurden nach eigenen Bestimmungen beseitigt. Der Connetable schlichtete die Sachen zwischen Rittersn und Waffensnechten, der Marschall die der Knappen unter einander.

Nun war bei Gründung des neuen christlichen Reiches auch gleich auf schnelle Entwicklung des Bürgerthums gesehen und europäischen Ansiedlern zur Förderung der Gewerthlichkeit und des Ackerbaues große Begünstigungen zugesandt worden, so daß manche Habsfalter nach dem heiligen Lande zur irdischen Speculation wurde und der Bürgerstand dabeist zeitig in Bedeutung kam. Fränkliche Bürger konnten ohne besondere Erlaubnis des Landesheerra Grundstücke erwerben, was dem geistlichen und ritterlichen Stande nicht verflattet war. Der fränkische Bürgerstand wurde zu Beratungen über Communes und allgemeine öffentliche Angelegenheiten gezogen, und in Dingen, welche seine Verhältnisse betrafen, war seine Zustimmung unerlässlich; daher er auch durch von ihm selbst gewählte Behörden (Magistrate) vertreten, wie die Verwaltung des südlichen Gemeinwehns ihm guten Theils überlassen worden sein mochte. Die Wichtigkeit des Bürgerlandes im christlichen Oriente verräth unter Andern die Theilnahme der Bürgerschaft zu Aco an den Handels zwischen den Rittersn und dem kaiserlichen Statthalter im 13. Jahrh. Auch nahm Fürst Boemund IV. in seinem Willste mit der antiochenischen Geistlichkeit und dem Könige von Armenien eine Asucht zu den Bürgern und dem Rathe seiner Hauptstadt. Diese freien Bürger hingen in Rücksicht aller persönlichen Rechtsachen ausschließlich von Niedergerichten oder Bürgerhöfen (bauxes courtes, courts des bourgeois, courts dou visconte) ab. Diese Untergerichte verhielten sich zu den Lehen- oder Obergerichten etwa so, wie sich das Lehenrecht vom Landrechte unterscheidet. Sie bestanden aus dem Vicarrafen (Burggrafsn, viscounte), den entweder der König oder ein Vassall einsetzte, je nachdem dieser oder jener Grundherr des Gerichtsbezirks war, und aus wenigstens 12 Geschwornen, welche aus der Bürger Mitte gewählt wurden. Sie waren die Urtheilsfinder und Richter, der Vicarraf saß ihnen vor und vollzog das Urtheil. Ihm standen noch zur Seite ein Mactasip (Mactasip, dessen Amt mit dem heutigen Marktreißer zu vergleichen ist) und zwei Scharen Sergeanten oder Stabter⁷⁴⁾, jede zu 24 Mann. Der Vicarraf galt

zugleich für den ersten Beamten der Stadt, und sein Gerichtsbezirk bildete eine Art Bürgergrafschaft; dergleichen königliche sanden sich zu Jerusalem, Neapolis, Violemais und Darum, wenn nicht zu Tyrus. Außerdem konnten noch 31 solche Untergerichte namhaft gemacht werden, die den Vassallen gehörten. Der Vicarraf hing nicht allein vom Grundherren des südlichen Bereiches ab, sondern auch von den Bürgern, die ihre Zustimmung zur Einsetzung in sein Amt gaben und ihn auch wegen Lehenverletzungen bei dem Herrn verlagten konnten. Das Befahren in diesen bürgerlichen Gerichtshöfen war dem in den Obergerichten ähnlich; hier wurde auch der Zweikampf bei allen Klagen und Streitigkeiten, wenn ihre Gegenstände nicht unter dem Werthe einer Mark Silber waren, zugelassen⁷⁵⁾. Auch die Formlichkeiten dieser Gerichtskämpfe glichen denen bei den Lehenhöfen, außer, daß die Bürger durchgehends zu Fuß mit Schild und Stöcken ohne Helm und Harnisch kochten. Im Ubrigen finden Rechtskundige im Rechts gange dieser Gerichte schon Anfänge des neuern europäischen Rechts, wie z. B. in Entscheidungssachen, aber auch den Anfang vom Inquisitionsproceß, insofern die Verurtheilung auch auf bloße Zeugnisse ohne gewählte Keiligung durch den Zweikampf erkannt wurde.

Nach erwähnen die Assisen besondere Gerichtshöfe, welche schon von Gottfried für die Surianer auf deren Bitten errichtet wurden. Obgleich die Surianer neben den Sarazenen als Stammesbewohner Palästina's verstanden werden müssen, so werden sie gegen die Meinung einiger neuerer Forscher in den Assisen wol von den übrigen vorgefundenen und gebildeten christlichen Sekten unterschieden, und standen in persönlichen Rechtsverhältnissen den Grifonen, Armeniern, Nestorianern, Jacobiten, Sarazenen, Juden u. gleich, den Franken oder christkatholischen Bürgern aber weit nach. Sie allekamm nach ihrer Weise und waren unfreie, zinspflichtige Landdebaure, Handarbeiter und Handwerker (vielleicht theilweise im Wohlstande), die gegen keinen fränkischen Bürger zeugen konnten, und umgekehrt; doch durfte auch kein Surianer gegen einen Grifonen und umgekehrt zeugen. Dasselbe Verhältniß fand auch zwischen den Armeniern, Samaritanern, Nestorianern, Jacobiten u. Sarazenen und Juden statt. Sie konnten zwar Grundstücke erwerben, aber nur unter gewissen Beschränkungen, sobald sie in Städten lebten, während ihre Genossen auf dem Lande fröhndeten und zinspflichtige Weisassen (ἀσποροι, Parthen, wie auch auf Gypren) ihren Herren dienten und mit deren Zustimmung meistens Grundstücke erwerben, sobald sie nicht Sarazenen und Juden waren, die vom Grundherren gänzlich ausgegeschlossen wurden. Die Nachrichten über diese dritte Classe der Einwohner des christlichen Orients und ihrer Gerichte sind äußerst dürftig, jedenfalls aber waren ihre Gerichtshöfe alle nach einerlei Vorschrift errichtet und geleitet. Man

74) Bei Ganciani sergenti, bastocieri oder fandi genannt, also Schlichter, Streitmacht.

75) Eine Mark Silber betrug 25 Byzantinen oder 12½ franz. Livres. Eine Byzantie mochte einem Taleren an Werthe gleich kommen, sowie ein Livre damalige Währung einem jetzigen Pfunde Sterling gleichkam.

weiß bloß, daß jegliches ihrer Gerichte aus einem Richter (dem Ortsvorsteher, *Rajis*) und zwei Geschworenen ihrer Abkunft und Secte gebildet und alle Verhandlungsfreistigkeiten, Criminalfachen und Grundstücksangelegenheiten denselben für die königlichen Gerichte vorbehalten. Möglichen ließ ihnen auch ein Vicegraf vor.

Die Leibeigenen endlich, aus dem gefangenen Ungläubigen entnommen, standen lediglich unter Pacht und Willkür ihrer Seidher, konnten gegen diese nicht klagen und waren selbst Gewaltthaten aller Franken ungerächt ausgeübt; wurden sie aber von freien Männern oder Frauen, denen sie nicht eigenthümlich, gemordet oder todtsgedrückt, so mußten die Thäter auf Verlangen und redliche Angabe des Sklavengebieters so viel, als die Gefallenen ihrem Besizer vom Tage des Kaufes an gekostet hatten, denselben zur Entschädigung zahlen. Der seinem Herrn entlaufene Sklave mußte, wenn er ergriffen, zurückgeliefert werden. Fleischliche Vermischung mit Sclaven oder Sclavinnen wurde an Christen hart bestraft.

Den geistlichen Stand betreffend, so war die gesammte hohe Geistlichkeit sammt den Klöstern dem Könige und dem Staate lehen- und dienstpflichtig; daher auch in Reichsversammlungen mitberatend und mitstimmend. Sie hatte ihre Fürsinnen von den Königen erhalten als ein Kronlehen, darum gehörten ihr, wie den Baronen, Gerichtshöfe und Münzstätten; allein sie rüstete nur, so viel sich ermitteln läßt, Fußknechte ins Feld und durfte nur zu ihrer eigenen Wehr Waffen tragen. Der Erzbischof von Tyrus stellte 550 Mann, ebenso viel der ihm untergeordnete Bischof von Aco, während der Patriarch von Jerusalem nur 500 Mann reichte. Die Geistlichkeit war sonach in weltlichen Dingen dem Könige und den Äffissen hörig, seitdem der Patriarch von Jerusalem (der von Antiochien nur weniger dingsam) in die gebührenden Schranken zurückgewiesen worden war; in geistlichen Sachen hatte die gesammte Klerisei den Papst zu Rom, dann die Patriarchen zu Jerusalem und Antiochien zu Oberhäuptern. Die Macht des erstern zu vergrößern schritterte an dem Eigensinne und an der Kraft des letztern. Schon Baldwin I. konnte selbst mit anfänglicher Zustimmung des heiligen Stuhls nicht durchsehen, daß alle Städte und Landschaften, die er und seine Ritter den Ungläubigen abgewinnen würden, unter die geistliche Pflege des Patriarchen der heiligen Stadt gestellt werden sollten; daher kam, daß auch die Bisthümer in der Grafschaft Tripolis diesem Patriarchate entzogen und dem zu Antiochien unterworfen wurden. Die Prälaten der Grafschaft Edessa gehörten auch denselben, wonach sein Residenzort lediglich auf das Königreich gemessen ward. Die hierüber obwaltenden Streitigkeiten waren dem gemeinen Wesen nicht förderlich. Dem minderächtigen Patriarchen von Jerusalem gehörten also nur vier Erzbisthümer (ein fünftes in Bessert war von kurzer Dauer), das nämlich zu Tyrus, Caesarea, Nazareth und Karak sammt deren reichlich begabten Bisthümern. Sie zusammen in unverhältnismäßiger Zahl zum Umfange des Landes, lebten bald mit dem Patriarchen, den sie wähl-

ten, bald mit einander selbst, bald mit dem einen oder dem andern Kloster, wovon das Reich nicht wenige aufzuweisen hatte⁷⁵⁾, bald endlich mit dem heiligen Stuhle zu Rom in Foder, und gaben im Wohlleben schwärgend der Sittlichkeit, über welche sie wachen sollten, durch arglistige Lüderlichkeit einen gewaltigen Stoß, wie überhaupt seit 1186, wenn nicht früher, als sich Christen zum Uebertritte in den Islam gewandt⁷⁶⁾, Klagen über Sittenverfall lauter wurden. Der Patriarch lebte um die Zeit öffentlich mit einer verführten Zuhlerin. Nach Vertreibung dieser Prälaten aus ihren fetten Fürsinnen machte man sie in Rom zu Episcopis in partibus und zu Vicariis generalibus. Ubrigens waren dem Patriarchen 20 Stiftheuten des heiligen Grabes und die Bisthöfe von Bethlehem und Hebron, vielleicht auch der von Rama als Gehilfe in seinen Amtsvorrichtungen untergeben. Auch lag ihm ob, das heilige Kreuzholz — das kostbarste Kleinod der Franken — einem andern Prälaten die heilige Lanze, und einem dritten die Büsche mit Milch von der heiligen Jungfrau Maria zur Belebung des Wundes in die Schlacht zu tragen. Das Kreuzholz, die Drifflamme der Franken, um welche sich der Kern des fränkischen Heeres sammelte, durfte nie im Schlachtfeldstümmel fehlen (nur im unglücklichen Treffen bei Asalon 1192 war es nicht zugegen) und wurde auf allen feindlichen gebraucht, obgleich der herrschenden Meinung nach es keine Wunder ausschließend für das Königreich verrichten durfte, und wenn sein Träger in heißen Gemenge, wie 1148 bei Damask, getödtet wurde, so entsand im christlichen Heere große Beklärung. In der Schlacht bei Hittin 1187 endlich ging das heilige Holz durch die Gefangennehmung seines Trägers an die Sarazenen verloren, und kam nie wieder in die Hände der Christen, wenigstens seine Rücknahme durch Verhandlungen mit Saladin und dessen Nachfolgern mehrmals versucht worden war. Allein sie wußten sich zu helfen: ein listiger Prälat wollte das Holz 1192 wiedergefunden haben, wiewol es um febrige Zeit einem christlichen Abgeordneten in Saladin's Lager vorgezeigt worden war; glücklicher war gleichzeitig ein anderer Prälat, dessen vorgesehnen Bruchstück vom echten verlorenen Kreuze die Anekenntung erhielt, von nun an in den Schlachten umhergeschleppt zu werden. Zur Abhilfe großer Verfabren lag auch der Geistlichkeit ob, strenge Fassen des Volkes anzuordnen, die mitunter auf widersinnige Weise beobachtet wurden. So wurde z. B. 1123 und 1137, als das heilige Land in sehr gebrängter Lage sich befand, während der befohlenen Fassen den Säuglingen die Muttermilch und dem Viehe das Futter entzogen. Die Streiftrübe, welche der gesammte christliche Staat ins Feld stellte, waren mäßig und auf Vermei-

75) Die vornehmsten waren auf den Bergen Karmel, Tabor, Zion, dem Libanon, im Thale Jezaybat, zu Jerusalem, Bethlehem, Nazareth und Bethania. Sehr begünstigt waren sie übermäßig und widerspenstig. 76) Sie gingen natürlich in die Staaten der Ungläubigen, während die zum Christenthume gewendeten Mohammedaner sich dem christlichen Reicthume unterwarfen. Solcher Wechsel war nicht ungewöhnlich, seitdem sich die Gläubigen und Ungläubigen nicht einander vertrauen lernten.

dung der Erschöpfung berechnet. Bei dem Widerspruch der Quellen läßt sich keine sichere Angabe finden, inwiefern mochte das königliche Jerusalem, d. h. die weltlichen und geistlichen Basallen mit vier bis fünf königlichen Städten, ohne Tripolis, Antiochien (welches an Reicheit bisweilen mehr rüstete, als das Königreich) und Cesarea, nach eingangenen Aufrufen mit Einschluß der königlichen Soldaten 11,600 Mann, darunter 6000—6200 Mann Fußknechte, stellen können, ohne sich dadurch für den Reichthum einer kleinen Reichthümlichkeit zu betheiligen. Unentbehrlich wurden daher dieser schwachen Kriegsmacht die Gesandten der drei geistlichen Ritterorden; sie, die Johanniter, Tempeler und teutschen Ordensritter (s. die betreffenden Art.) konnten mit ihrer Mannschaft als stehendes Heer des christlichen Staates angesehen werden, besonders da ihnen hier und im Abendlande durch reiche Besigungen große Mittel zu Rüstkungen bereit standen⁷⁵⁾. Gaben doch die Tempeler allein zu manchen Zeiten dem königlichen Heere eine Verstärkung von 300 Reitern, ohne ihre Zuständigkeit, Turcopolen und Arkelomanen. Aber auch sie wurden von allen Kaisern des Reichs nach und nach benagt; durch Übermuth, Habguth und Verderbtheit stellten sie, wie der ganze christliche Staat in Betrachtung, oft sogar in Verdacht, Christen verrathen und Verbrecher in Schutz genommen zu haben, während sie der Zwiespalt unter einander endlich selbst schwächte. Eine letzte Kriegswille reichten dem heiligen Königreiche die drei Handelsrepubliken Venedig, Pisa und Genua, welche die Handelsstadt Marseille, ohne eigentliche Lebenspflichten auf sich zu laden. Bei anfänglich angebotener oder erbetener Hilfe wirkten sie sich, wie sie es im byzantinischen Kaiserreiche zu thun pflegten, im Königreiche Jerusalem und im Fürstenthume Antiochien gewisse Handelsrechte, Freiheiten, Straßen und Plätze mit Kirchen und eigener Gerichtsbarkeit in Städten, die ihrem Verkehr bequem lagen, aus. Genuaer und Pisaner waren die ersten, die vom Könige Balduin I. in den freistehenden Küstenstädten solche Colonisationsrechte bekamen. Genua erhielt seit 1104 schon von Ptolemais, Asir und Casarea den dritten Theil mit allen grundherrlichen Rechten. Venedig wurde vertragmäßig 1123 von Tyrus und Ascalon, wenn sie würden erobert werden, ein Drittel mit allen grundherrlichen Rechten darauf und in jeder andern Stadt des Reichs (in Arca waren sie bereits anständig) eine Straße mit Kirche, Bad, Bädern eigenthümlich ohne Abgabe, aber mit eigener Gerichtsbarkeit, vollstetiger Aus- und Einfuhr und mit eigenem Markt und Gewichte zugesichert gegen die Verpflichtung zur Vertheidigung des Reichs eine gewisse Anzahl Kriegsschiffe zu unterhalten⁷⁶⁾. Ähnliche Aufzeichnungen wurden 1117 und 1130 den Venezianern für Colonien in den Städten des Reichs gegeben und zwar nach Russ's Urkunden mit eigener Gerichtsbar-

keiten. Gleiche Bedingungen öffneten allen diesen Handelsstaaten auch die drei christlichen Nebengländer. Für die Aufnahme und Bevölkerung der Städte mochte dies recht dienlich sein, für Ordnung, Ruhe, Gemeingeist und Zusammenwirken in entscheidenden Augenblicken aber höchst verderblich, wovon Ptolemais das auffallendste Beispiel abgibt. Diese Handelsstaaten griffen in ihren Colonien sowohl durch ihre Gerichtshöfe, als durch ihre Besitztheile willkürlich um sich; sie rissen an sich, was sie nicht besaßen, und richteten oft über Volksklassen, die ihnen Gesandten vertragmäßig entzogen waren. Ihr unermüdelicher Speculationsgeist macht dies begrifflich, wodurch sie sich bei den Franken großen Haß zuzogen. Dem Könige, seinen Basallen und Städten brachten sie Unheil, Unfrieden und Zwietracht, die Kaufereien unter einander selbst, wenn zwei oder drei Handelsstaaten in einer oder mehreren Städten gleiche Rechte neben einander hatten, abgerechnet, worüber ihre Verbindlichkeiten zur Landesvertheidigung vernachlässigt wurden. Auch mochten sie mehr Gewinn suchte als die Vertheilung des christlichen Kreuzes im Auge haben, wie ihre Separatverträge mit den Sarazenen verrathen. So schloß Venedig mit Aleppo 1225, 1229 und 1284, mit Ägypten 1254 und 1258, mit Ikonium 1219 Verträge ohne König und Reich von Jerusalem ab. Traten Verwirrungen im christlichen Reiche ein, so zogen die italienischen Colonisten Gewinn daraus, und hinterließen den Ruf, durch ihre abgeschlossenen Verhältnisse und Bestrebungen den Untergang des christlichen Staatenvereins beschleunigt zu haben. Freilich ein Leichtes, da die entarteten Franken selbst ihr Hauptziel aus den Augen verloren, da ihnen die Kraft des Willens und die schwärmerische Tapferkeit verschwanden, ihre Kriegeskunst von den Ungläubigen abgelernt, und endlich ihre Volksmasse, ihr innerer Wohlstand, wie ihr Kunst- und Werkfleiß von denselben bei weitem übertroffen worden waren⁷⁷⁾. (B. Röse.)

C. Ortshaften in Amerika und Europa. Jerusalem, 1) ein Stadtgebiet (township) der Grafschaft Ontario im nordamerikanischen Freistaate Newyork, dessen Bewohner sämtlich Anhänger des Sekteurs Witskinson sein sollen, und über 600 Betragen mögen. 2) Ein Stadtgebiet (township) der Grafschaft Washington im nordamerikanischen Freistaate Maryland, liegt am Flusse Antietam, hat eine Kirche, ein Postamt und gegen 100 Wohnhäuser. Dieser Ort kommt auch häufig unter dem Namen Funkstown vor. 3) Hauptort der Grafschaft

75) Allerdings dem päpstlichen Stuhle unmittelbar unterworfen, so hatten sie verkommenen Beispielen zufolge, doch auch unter der überherrschenden Gewalt der Könige von Jerusalem. Bekanntlich ließ Anselm I. 1162 Tempeler mit dem Tode ohne alle Unbilligkeit bestrafen, ohne darüber zur Rechenschaft gezogen worden zu sein.

76) Vgl. Muratori XII, 270 fg. und 275 mit Bongars I, 830 fg.

77) Benutzt wurden außer den angeführten Werken noch des Scheiters Naimbourg histoire des croisades IV. tom. Raillay's Geschichte der Kreuzzüge in der deutschen Übersetzung. 2 Bde. Spalding's Geschichte des christlichen Königreichs Jerusalem. 2 Bde. Gibbon's Geschichte der römischen Weltreichs in der Sporkhöf'schen Übersetzung S. 2205—2259. Balcan's Geschichte der Kreuzzüge nach Palästina. 5 Bde. Witzken's Geschichte der Kreuzzüge. 8 Bde. Reinhardt's Geschichte des Königreichs Cypern. 1. Theil. und Janna, histoire générale des Royaumes du Chypre, de Jerusalem etc. nebst Herrens's Versuch einer Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge für Europa und Meier's Versuch einer Geschichte der Kreuzzüge. 2 Theile.

Southampton im nordamerikanischen Freistaate Virginien, hat die Grasschaftsgebäude und ein Postamt.

(J. C. Schmidt.)

4) Jerusalem, Jerusalemkapelle (46° 29' 4" nördl. Br. u. 33° 58' 53" östl. L.), eine im littenberger Wein- gebirge gelegene Gemeinde des Bezirks Friedau im mar- burger Kreise der untern Steiermark, auf der Höhe des nach diesem Dorfe benannten Weingebirges und längs der von St. Nicolai nach Lutzenberg führenden Straße ge- legen, 7½ Meilen südostwärts von der Kreisstadt entfernt, nach St. Nicolai bei Lutzenberg (Defanat Großsamttag, Bisthum Ercolai) eingepfarrt, mit 20 Häusern, welche zerstreut zwischen Gräben und Nebenpflanzungen liegen, und (1834) 71 wendischen Einw., die außer Weinbau und Obstbaumzucht nur einen unbedeutenden Ackerbau treiben. Die nach diesem Orte benannte Weinforte ist die vorzüglichste unter den berühmten littenberger Wei- nen. Der Ort ist auch der herrlichen Aussicht wegen bekannt, der man sich von den Höhenpunkten dieser Ge- meinde über die untere Steiermark, Ungarn und Kroatien erstreckt.

(G. F. Schreiner.)

III. Theologie. 1) Das himmlische Jerusa- lem, f. Himmel (Dogmat. u. Religionsgesch.), u. Seli- gkeit. 2) Das neue Jerusalem, f. unt. Sweden- borg.

Jerusalemblume, Kreuz, Nelke, f. *Lychnis* (chalcadonica).

Jerusalemkorn, f. *Triticum* (amvleum).

JERUSALEMSPLAINS, eine schöne Biesenbene im südlichen Theile der großen australischen Insel Van- diemensland, liegt in der Grasschaft Buntingham, im so- genannten Coalriverdistricte, der seinen Namen von dem kleinen Flusse Coalriver erhalten hat, welcher dieses von Norden nach Süden sich hinziehende und Coalriverdistricte genannte Thal durchfließt. Der obere Theil dieser Thals- ebene führt vorzugsweise den Namen Jerusalem plains, während der untere Theil Coalriver genannt wird. Er- sterer wird wegen seines schönen Weidelandes von Hirten bewohnt.

(J. C. Schmidt.)

JERVAISE (...), ein berühmter englischer Glas- maler neuerer Zeit, welcher gegen Ende des vorigen Jahr- hunderts lebte, und sich einen besonders Namen durch das große und kostbare, in gotischer Form vollendete Kessel aus der Abendseite der Kapelle des neuen Colles- tium zu Driford erwarb. Er malte nämlich darauf nach Josua Reynolds' Composition die Geburt Christi, und darunter die sieben Engländer in allegorischen Figuren in zwei Abtheilungen sehr schön. Die Hauptabtheilung dies- es großen Werkes enthält in der Mitte die Anbetung der Hirten als Hauptgruppe; rechts und links sind die ein- zelnen Hirten auf dem Felle bei der Verkündigung, wel- ches alles fünf verschiedene Felder bildet; unten darunter schließt sich die Darstellung von Glaube, Liebe und Hoff- nung, nebst den vier Cardinaltugenden, als die Basis der christlichen Religion, an das Ganze trefflich an. Es gibt über dieses in seiner Art merkwürdige Gemälde, was sowohl dem berühmten Reynolds (sonst Präsident der Lon- doner Academie) als Compositur, wie Jervaise als Glas-

maler viel Ehre macht, ein einzelnes besonders großes Kupferwerk aus 15 Blättern bestehend, in sehr groß Royal- folioformat, dessen Kupfer in punktirter Manier von den Gebrüdern Jaccus, nebst einer kurzen Beschreibung, ge- arbeitet sind. Nicht nur das Ganze des Bildes, sondern auch die einzelnen Figuren, besonders die Engländer, stel- len sich in diesem Werke sehr groß dar, so daß es dem Beschauer eine sehr deutliche Ansicht des Gemäldes gibt.

(Frenzel.)

JERVIS, 1) eine große und weite Bai an der Sü- küste des Festlandes Australien, unter 35° 8' 27" südl. Br. und 46° 50' östl. L. von Greenwich, hat eine runde Form, einen breiten und gefahrlosen Eingang und guten Ankergrund, ist aber den Seewinden zu sehr ausgesetzt. Ihr Anblick ist keineswegs einladend, indem ihre Küsten größtentheils ein rauhes und unfruchtbares Ansehen haben; die Ostseite ist felsig und mit Heidekraut und Gestrüpp bewachsen, die Westseite meistens niedrig, morastig und sandig. Auf der Südseite finden sich indessen wri- schen dem Gestrüppe gedrehte Wiesen, die gute Vieh- weiden abgeben können, zumal es nicht an gutem Tränk- wasser zu fehlen scheint; auf der Ostseite hat man vielen Wismuthen und viele andere Anzeigen vulkanischen Ursprungs vorgefunden. An der Nordseite der Einfahrt in die Bai, zwischen dem Cap Longnose und Point perpendicular, befindet sich eine kleine offene Bucht, die aber auch nicht ganz gegen die Gemeinde geschützt ist. Der beste und sicherste Ankerplatz liegt an der Südseite des Einganges in die Bai, hinter der kleinen Insel Bowen, die nur durch einen schmalen Kanal vom Cap Georg getrennt ist, und wo Schiffe in acht Faden Tiefe auf gutem Sand- grunde anker können. Schon Cook hat uns eine Notiz von dieser Bai, aber ihr keinen Namen gegeben, bis sie im J. 1791 vom Lieutenant Richard Bowen besichtigt und unterzucht, und mit dem Namen Jervisbai belegt wurde.

2) Ein Cap an der Südküste des Festlandes Aus- tralien, welches das Escap des Meerbusens von St. Vincent bildet, und unter 35° 31' 50" südl. Br. und 138° 45' östl. Länge von Greenwich, der großen Kängä- rubinsel gegenüber liegt. Von den Franzosen wird dieses Cap gewöhnlich Cap d'Alembert genannt, allein der ge- wöhnliche, von den englischen und deutschen Geographen angenommene Name ist Cap Jervis. (J. C. Schmidt.)

JERVIS (John), im J. 1734 zu Wexford gebo- ren, stammte aus einer alten angesehenen Familie in Pus- sordshire. Sein Vater, Swynson Jervis, war Advocate, Admiralschatsrath und Rechnungsrvisor am Greenwiche- spitale; seine Mutter eine Schwägerin von Thomas Par- ker, Baron von Erchequer. Seine Fähigkeiten entwik- kelten sich im frühen Alter. Bereits im zehnten Jahre verließ er Lord Dartons grammatische Schule, in welcher er den ersten Elementarunterricht erhalten. Theils aus eigen- ter Neigung, theils durch seinen Vater bewogen, nahm er Dienste bei der englischen Flotte. Zu den Kenntnissen in der Latinit, durch die er sich späterhin so rühmlich auszeichnete, legte er den ersten Grund unter der Leitung Anson's, Howle's und anderer großen britischen Feldher-

ren. Seine Dienstzeit als gemeiner Seesoldat, bis zu der Periode, wo er (1755) zum Lieutenant avancirte, liefert wenige charakteristische Züge. Es fehlte ihm an Gelegenheit, sich hervorzuthun; aber seine Zeitgenossen gaben ihm das einstimmige Zeugniß, daß er sich durch Punctlichkeit im Dienste und strenge Subordination auszeichnete habe. Bereits im J. 1748 war er zu seiner höhern Ausbildung nach Paris gegangen. Sein dortiger Aufenthalt erweiterte seine Welt- und Menschenkenntniß, und verschaffte ihm gründliche Kenntnisse in der französischen Sprache. Die politischen Ereignisse riefen ihn jedoch bald auf die militärische Laufbahn zurück. Er zeichnete sich in den Kriegen mit Frankreich in den Jahren 1757—1762 und 1778—1782 rühmlich aus, vorzüglich in dem Seesiege auf der Höhe von Quessant, den 27. Jul. 1778. Er commandirte damals den Foudroyant, der zunächst an der Victory lag, und mehr als irgend ein anderes Schiff ins Treffen kam. Seinen Charakter, sowie sein Urtheil über jene Schlacht, schildert das Zeugniß, welches er vor dem Kriegsgerichte über den Admiral Keppel ablegte. „Ich kann mich nicht rühmen,“ äußerte Jervis, „dort Keppel schon länger zu kennen; ich hatte nie vorher die Ehre, unter ihm zu dienen. Aber ich freue mich, daß ich so glücklich bin, vor dem Gerichtshofe und vor ganz Europa zu erklären, daß derselbe am 27. Jul. während der ganzen Zeit, da die britische Flotte im Angesichte der französischen war, die tiefsten Kenntnisse in der Tactik, die geschickteste Anwendung derselben und den kühnsten Unternehmungsgest bewiesen. So lange ich lebe, wird sein Benehmen und die Geschwinde des Wanders des Herrn Robert Haband ein Gegenstand meiner Bewunderung und meines Nachsichers sein.“

Aus den einzelnen Zeugnissen bei jenem Verhöre ergab sich, daß der von Jervis besetzte Foudroyant, der schon um drei Uhr in die Linie gerückt war, und sie am nächsten Morgen von vier Uhr nicht verlassen hatte, in das wichtigste Treffen gekommen war, und sehr viel gelitten hatte. Der große Mast und Vordermast war von Kanonenkugeln durchlöchert, die vordere Bramsange hatte abgenommen werden müssen, und die Segel und das Tauwerk des Besanmastes war stark beschädigt und unbrauchbar geworden. Es war unmöglich, den Feind mit jenem Schiffe zu verfolgen, das sich immer an der Seite der Victory so viel als möglich gegen den Wind halten mußte. „Ich sehnte mich sehr nach Wind,“ äußerte Jervis in dem Verhöre, „weil bei der traurigen Beschaffenheit meines Schiffes nur der Vortheil des Windes mich wieder ins Treffen bringen konnte.“ Als ihm einige Fragen über die Lage vorgelegt wurden, in der sich der Viceadmiral und seine Division befanden, gab er die kluge Antwort, daß er keine Aufmerksamkeit auf den Admiral gerichtet, und von jener Abtheilung der Flotte keine Rechenschaft ablegen könne. Auch da blieb er sich gleich, als man gegen ihn selbst Klagen erheben wollte wegen einiger Abweichungen zwischen seinen Aussagen und dem Schiffsbuche. Er erklärte, sein Zeugniß gründe sich ohne Ausnahme auf seine eigenen Beobachtungen, und fügte hin-

zu, daß er in jedem Falle das nicht beschwören könne, was im Schiffsbuche stehe, sondern nur das, was er selbst mit eigenen Augen gesehen. Das ganze Verhör sprach für seine Geistesgegenwart, seine Genauigkeit in überlegten Antworten und für die unerschütterliche Standhaftigkeit, womit seine Geisteskraft seinem Muthe in der Hitze der Schlacht das Gleichgewicht gehalten. Seine glänzendsten Thaten fallen in die Zeit des amerikanischen Krieges, und besonders sprach die Wagnahme des Vergasus für seinen kühnen Heldenmuth. Im April 1782 begleitete Jervis als Schiffskapitän den englischen Admiral mit zwölf Linien Schiffen nach der Hal von Biscaya. Unweit Ushant gab der Capitain Baide, Commandant am Bord des Artois, das Signal, daß er eine feindliche Flotte entdeckte. Der Admiral stellte die Flagge auf, um Jagd darauf zu machen, und um drei Uhr besam man den Feind zu Gesichte. Allein das Admiralschiff Britannia ward bald sehr weit von vielen vorausgehenden Schiffen zurückgelassen, unter denen der von Jervis besetzte Foudroyant den übrigen so weit vorausseilte, daß er sie bei einem eintretenden Nebel gänzlich aus dem Gesichte verlor, jedoch noch die feindliche Flotte vor Augen hatte, die er anhaltend verfolgte. Sie bestand aus 18, mit Proviant und Munition beladenen Schiffen, und hatte zahlreiche Mannschiff am Bord, die für die französische Land- und Seemacht in Ostindien bestimmt war. Den Tag zuvor war die Flotte von Brest abgegangen. Sie hatte zur Bedeckung zwei Schiffe, den Protector und den Vergasus, jedes von 74 Kanonen, den Actionnaire von 64 Kanonen und eine Fregatte bei sich. Jervis hatte sie mit dem Foudroyant so schnell erreicht, daß sie einem Gefechte nicht mehr ausweichen konnten. Die zur Conway gehörenden Schiffe gaben sich Signale; die beiden von 74 Kanonen berathschlagten sich und beschloßen, daß der Protector, der viel haares Geld an Bord hatte, sich davon machen, der Vergasus dagegen, wenn das Treffen unvermeidlich sei, den Erfolg abwarten solle. Es mochte etwa um ein Uhr nach Mitternacht sein, als der Foudroyant ganz nahe an den Vergasus herangesegelte, den der Viceadmiral besetzte. Ein sehr heftiges Gefecht begann. Doch bereits nach einer Stunde lag das britische Schiff am Bord des französischen auf dessen linker Seite, und letzteres war genöthigt, sich zu ergeben. Man fand 80 Tödt und Verwundete am Bord des Vergasus; die Mastbäume und Segelstangen waren übel zugerichtet, und die Beschädigung des Schiffes über alle Erwartung groß, wenn man die kurze Dauer des Treffens in Anschlag bringt, während der Foudroyant sehr wenig gelitten, und von seiner Mannschiff kein einziger geblieben oder tödtlich verwundet worden war. Die See war so unruhig, daß Jervis nur mit großer Mühe und mit dem Verluste zweier Obble einen Officier und 18 Mann an den Bord seiner Prife bringen konnte. Für den Muth und die Entschlossenheit, die er bei jenem Unternehmen

1) Nur Jervis war durch einen Splitter in die Schäfte verletzt worden. Die Folgen dieser Verwundung dauerten in späteren Jahren einen sehr nachtheiligen Einfluß auf seine Augen.

geseht, sah er sich belohnt, als er (1783) zum Ritter des Hosenbandordens ernannt ward²⁾. Kurze Zeit nachher vermählte er sich mit einer Tochter von Sir Thomas Parker.

Im 3. 1787 war Jervis zum Viceadmiral der blauen Flagge und 1790 zu dem der weißen ernannt worden. Bis zu dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich hatte er sich zur Oppositionspartei gehalten; beim Beginne der Feindseligkeiten glaubte er jedoch es seiner Ehre schuldig zu sein, der Regierung seine Dienste anzubieten. Das Ministerium nahm dies Anerbieten sehr bereitwillig an, und Jervis erhielt das Commando über das Geschwader, welches, in Verbindung mit Lord Grey, die Unterjochung der französischen Inseln in Westindien bewirken sollte³⁾. In diesem schwierigen Unternehmen, bei welchem man mit den furchtbaren Hindernissen zu kämpfen hatte, zeigte sich der Muth und die Entschlossenheit der Anführer von einer sehr glänzenden Seite. Bereits im April 1794 verbreiteten öffentliche Blätter unter den Bewohnern Londons die Nachricht, daß am 15. März des genannten Jahres die Insel Martinique, bis auf die Forts Bourbon und Royal, die man eng blockirt, den Franzosen entziffen worden sei.

Am 26. April langten Nachrichten von Lord Grey an, welche die gänzliche Eroberung von Martinique durch die Übergabe des Forts Bourbon meldeten. Fünf Häfen, welche die Befestigung von Bourbon übergeben mußten, und zwei, die man noch in dem Fort fand, wurden dem Könige überreicht. Auf beiden Seiten waren hitzige Gefechte vorgefallen. Grey gibt der Tapferkeit seiner Gegner ein schönes Zeugniß. „Bei unserm Einzug in Bourbon“, schrieb er, „haben wir die deutlichsten Beweise der tapfern Verteidigung Rochambeau's und seiner Truppen. Kaum fand man einen Zoll breit Landes, der nicht Spuren von der Wirkung unserer Kugeln und Bajonette gezeigt hätte. Die Gerechtigkeitliebe erfordert anerkennen, wie sehr dem Feinde sein Widerstand zur Ehre gereicht.“ Dem Beispiele Martinique's folgten bald auch die übrigen französischen Inseln in Westindien. Allein Krankheiten, die unter der englischen Mannschaft ausbrachen, und der Mangel an hinlänglicher Unterstützung waren Schuld, daß man nicht in Besitze jener Eroberungen bleiben konnte.

Mit sehr geschwächter Gesundheit kehrte Jervis in seine Heimat zurück. Besonders hatte ihn das gelbe Fieber sehr entkräftet. Aber ungeachtet seines kranken Körpers konnte sein Geist nicht lange ein unthätiges Leben ertragen. Kaum vier Monate waren seit seiner Ankunft in London vergangen, als er (1796) dem Admiral Hotham folgte, der die englische Flotte im Mittelmeere besetzte. Er beobachtete Genua und Toulon allein die Vereinigung der spanischen und französischen Flotte zwang

ihn, das Mittelmeer zu verlassen. Er blockirte hierauf Gadj, und schloß dieser Festsung, französischen Blättern zufolge, denen man in diesem Falle wol Glauben beilegen darf, beträchtlichen Schaden zu. Die wesentlichen Dienste, die er damals leistete, inbem er die spanische Flotte blockirte und die Küsten Italiens deckte, belohnte der König von England durch die Ausfertigung eines Patents, das ihn zum Grafen von St. Vincent in dem Augenblicke erhob, wo die Nachricht von seinem glänzenden Siege und der Niederlage der spanischen Flotte einlief. Dies denkwürdige Ereigniß verdient hier eine ausführliche Schilderung, weil es nicht bloß zeigt, wie tapfer und entschlossen, sondern auch, wie kühn Jervis im Entwerfen seiner militairischen Pläne war.

Seiner Überlegenheit hinsichtlich der Zahl der Schiffe sich bedienst, hatte der spanische Admiral Don Juan de Cordova die Küstungen der britischen Flotte nicht abgewartet, sondern die günstige Gelegenheit ergriffen, sich mit der seinigen einzuschiffen. Sobald Jervis vom Laufe der spanischen Flotte sich unterrichtet, verset er seine sämtlichen Capitaine zu sich an Bord, und theilte ihnen so vollständige Befehle, daß er während des ganzen Seegefechts kaum nöthig hatte, drei oder vier Signale zu geben; ein Umstand, der viel dazu beitrug, die feindliche Flotte in Verwirrung zu bringen. Sie bestand aus 137 Linien Schiffen. Eins davon trug auf vier Decks 236 Kanonen; sechs andere hatten drei Decks und 112, zwei 84 und die übrigen 18 74 Kanonen. Das britische Geschwader bestand dagegen nur aus 15 Linien Schiffen, vier Fregatten, einer Schaluppe und einem Kutter. Von diesen Schiffen hatten sechs drei Decks, acht trugen 174 und eins 64 Kanonen.

Den 4. Febr. 1797 war der spanische Admiral von Cordova aufgesetzt, hatte am folgenden Tage Gibraltar passiert, und in der Bai der Linien Schiffe zurückgelassen. In der Nacht vom 11. ward die spanische Flotte zuerst von der englischen Fregatte Minerva entdeckt, und bereits am 13. Nachts hatten sich die Flotten einander so genähert, daß man die Signalschiffe hören konnte. Die britischen Schiffe rückten am 14. mit Tagesanbruch zusammen, und um sechs Uhr war alles zum Treffen bereit. Gegen zehn Uhr ward die spanische Flotte dem ganzen britischen Geschwader sichtbar. Einige ihrer Schiffe schienen etwas entfernt von den übrigen. Jervis entschloß sich sogleich, diese Schiffe abzuweichen, ehe sie ihm mit der Flotte wieder vereinigen könnten, oder diese ihnen zu Hilfe käme. Als er die Stellung der Feinde genau beobachtet, postirte er seine Flotte in perpendiculärer Richtung⁴⁾, und um halb 12 Uhr gab er das Signal, daß er die feindliche Linie durchschneiden wolle. Gleichzeitig ward die Angriffslage aufgestellt.

Jervis hatte seinen Zweck erreicht. Mehrere Schiffe waren von der Flotte getrennt, die nur noch aus 18 Linien Schiffen bestand. Auf diese richtete er nun sein Augenmerk, da ihn der Wind begünstigte, und kurz nach 12 Uhr gab er abermals das Signal zum Durchschneiden

2) Das Verzeichniß zwischen dem Heubrenner und Pegasus gab Jervis Veranlassung, zwei sehr getrennte Gemüthe zu misverstehen. Sie besaßen sich noch vor mehrern Jahren im Besitz des Marquis von Landshorn. 3) Gegen 10,000 Mann, die ursprünglich zu diesem Unternehmen bestimmt waren, wurden in der That zu einer andern Erpedition an der Küste von Frankreich gebraucht.

4) Geogr. d. B. u. S. Zweite Section, XV.

4) Into a line of battle a-head and a-stern.

den der feindlichen Linie. Der feindliche Admiral suchte dies zu verhindern, und schien den Nachzug der britischen Linie umgehen zu wollen, um den Vortheil des Windes für sich zu bekommen. Dies verhinderte, einem authentischen Berichte zufolge, der Commodore Nelson. „Sobald er,“ heißt es dort, „den feindlichen Nachzug passirt hatte, ließ er sein Schiff, der Capitain genannt, wenden, und seine Stellung auf der andern Seite nehmen. Bei der Ausführung dieses kühnen Manövers befand sich Nelson an der Seite des spanischen Schiffes Santissima Trinidad. Letzteres hatte 136 Kanonen, der Capitain nur 74, und obgleich die Santissima Trinidad von den nächsten Schiffen, größtentheils Dreideckern, unterstützt ward, scheute der tapfere Commandant des britischen Schiffes doch nicht das Gefecht. Als noch einige andere Schiffe zu seinem Beistande herbeigezogen, und der Admiral Parker sich mit vier Linien Schiffen näherte, mußte der feindliche Admiral seinen Plan aufgeben, sich mit den Schiffen auf der Windseite wieder zu vereinigen.“ Der Vortheil schien nun völlig auf britischer Seite. Die spanische Flotte mußte weichen. Mehrere ihrer Schiffe stießen jedoch in der Verwirrung des Rückzuges an einander. „Jetzt widersteht sich,“ heißt es in dem angeführten Berichte, „Admiral Jervis mit den sieben Schiffen seiner Division, um den Feind in seinem Rückzuge zu hindern. Da ihm jedoch dies nicht gelang, beschloß er dem vorangehenden Schiffe, Creellent genannt, Widerstand zu leisten, während er in der Richtung den letzten Schiffen vom feindlichen Nachzuge in den Wind kam. Der Capitain Collingwood, der den Creellent befehligte, segelte nachher zwischen den beiden letzten Schiffen des Feindes hindurch, und schickte dem St. Pflero eine so volle Ladung zu, daß er sich ergeben mußte. Das spanische Schiff St. Nicolas und der Dreidecker St. Joseph wurden von Nelson erbeutet.“ Mit dem hinterlassenen feindlichen Schiffe, das durch ein wirksames Feuer genöthigt ward, sich zu ergeben, befanden sich vier feindliche Schiffe in den Händen der Briten, deren Verlust an Todten und Verwundeten auf 300 Mann angegeben wird. Der Verlust der Spanier auf den vier weggenommenen Schiffen allein belief sich auf 693 Mann. Man kann danach beurtheilen, wie beträchtlich der Verlust der ganzen spanischen Flotte gewesen sein muß.

Sie flüchtete sich nach Cadix, und Jervis erreichte mit der seinigen und seinen Priisen die Mündung des Tago, wo er 3200 Gefangene, die Mannschaft von den vier erbeuteten Schiffen, ans Land setzte. Die Nachricht von diesem Siege, der die Pläne eines raubgierigen Feindes vereitelte, hatte sich bereits in London verbreitet, und Jervis ward dort mit allgemeinem Jubel empfangen. Zu der ihm bereits gewordenen Auszeichnung eines Grafen von St. Vincent trat noch der Titel eines Barons von Newforest, wie man ihn nach seinem Geburtsorte nannte. Auch erhielt er eine goldene Denkmünze und einen Zahrgeloh von 3000 Pf. St. Der Herzog von Clarence nannte ihn in einer im Parlament gehaltenen Rede „den besten Officier im Dienste Seiner Majestät des Königs;“ und in der That hatten die englischen Annalen bisher

noch keinen ähnlichen Fall zu erzählen gehabt, wo ein britischer Admiral mit einem Geschwader von 15 Linien Schiffen eine spanische Flotte angegriffen und besiegt hatte, die aus 27 Linien Schiffen bestand, von denen eins vier Bedeckte und 136 Kanonen hatte.

Der Herrscher Gratz-Parmouth wählte ihn zweimal zu seinem Stellvertreter im Parlament, und durch seinen Gönner, den Herzog von Clarence, empfohlen, ward er in den Abbigelub jener Stadt eingeführt. Bei einer spätern Wahl schlug er die Stimmen der Bewohner von Parmouth zu Gunsten seines Collegen Pearson aus, und ward dafür zugleich mit Thomas Baring zum Stellvertreter von High-Bycombe ernannt. Nach dem Tode des Lords Charles Townshend ward Jervis abermals von den Bürgern von Parmouth zum Parlamentsmitglied gewählt. Als Politiker war Jervis Mitglied der Oppositionspartei, und seine Reden im Parlament über manche politische Mißgriffe, besonders gegen das Bombardement von Kopenhagen, waren Beweise seiner richtigen Beurtheilungskraft und seines Scharfsinnes. Von wesentlichem Einflusse war für ihn der mehrjährige Umgang mit mehreren großen Staatsmännern Englands gewesen, besonders mit dem Marquis von Lansdown, dem Admiral Barrington, dem Obersten Barré und Andern. Mehrere der ersten britischen Seecapitäne, unter andern Nelson, hatten ihm ihre Bildung zu danken gehabt, und selbst der Herzog von Clarence, der eine Zeit lang unter ihm diente, ließ seinem militairischen Talente vollkommene Gerechtigkeit widerfahren.

Beim Wiedereintritte Pitt's in das Ministerium hatte Jervis das Commando der Beobachtungsflotte im Mittelmeere übernommen, die er jedoch, seiner leidenden Gesundheit wegen, die durch das westindische Klima sehr geschwächt worden war, verlassen mußte. Am 18. August 1799 landete er zu Portsmouth, wo ihm der Bürgermeister, die Katholiken und die Bürgerchaft in einer Dankadresse ihre Glückwünsche abkatteten über den glänzenden Sieg, den die englische Flotte unter seinem Commando den 14. Febr. 1799 erfochten. Über die Auszeichnung, die ihm bei dieser Gelegenheit zu Theil ward, äußert sich Jervis in einem damaligen Schreiben. „Es freut mich ungemein,“ heißt es darin, „Ihren sagen zu können, wie sehr ich die Ehre zu schätzen weiß, welche mir der Bürgermeister und die Katholiken der Stadt Parmouth erzeigen, indem sie mich zum Bürger und Mitgliede ihrer alten Gemeinde ernennen. Ich werde bereit sein, bei jeder Gelegenheit das Wohl der Stadt zu befördern. Ihnen wackeren Männern sage ich zugleich den verbindlichsten Dank für ihre Glückwünsche zu meiner Rückkehr nach England und für ihre gütigen Wünsche einer schnellen Wiederherstellung meiner Gesundheit. Wird mir Gott diese gewähren, so soll der Überrest meiner Tage dem Dienste meines Königs und dem Vaterlande gewidmet sein.“

Nach in höherem Alter schien ihm das Feuer und die Kraft der Jugend geblieben und nur durch eine rasere Erfahrung gemäßiget worden zu sein. Sie war die Ursache, weshalb er sich (1808) im Oberhause gegen den

Krieg in Spanien erkrankte. Aber auch die Abschaffung des Sklavenhandels fand an ihm einen lebhaften Gegner. Im J. 1816 trat er, alt und kränzlich, ganz in das Privatleben zurück. Er starb im J. 1823 auf seinem Landgute Rochette bei Brandwood, nachdem er den größten Theil seines Lebens dem Dienste seines Vaterlandes gewidmet, und ungewöhnliche Geisteskräfte und Tatkraft entwickelt hatte. Auf seiner politischen Laufbahn zeichnete er sich durch strenges Urtheil und unerschütterliche Rechtschaffenheit aus; im geselligen Leben charakterisirte ihn die treueste und warmste Anhänglichkeit an seine Freunde¹⁾. (Heinrich Döring.)

JERWEN, estl. länd. JÄRWA MA, das herrliche Land, Provinz des Herzogthums Esthland, die in der neuern Zeit ungelührt den weissensteinischen Kreis ausmacht, grenzt, nach ihrem alten Umfange, gegen Nordosten mit Wierland, gegen Nordwesten mit Harrien, gegen Süden mit dem dorpatischen und an einer Spitze mit den pernauschen Kreise. Unter den Provinzen von Esthland ist sie die kleinste, denn nach der Revision von 1774 zählte sie nicht mehr denn 10291½, nach jener von 1765 nur 9461½, nach der letzten schwedischen Revision aber 12101½ Seelen. Sie war in die acht Kirchspiele Ampel, St. Johannis, St. Mathäi, St. Marien-Neugut, St. Peter, Weissenstein, St. Anna und Turgel eingetheilt; hieron ist Ampel dem weissensteinischen Kreise entzogen, dem dafür das wierländische Kirchspiel Klein-Marien zugetheilt worden. Obgleich in den frühern Jahrhunderten besonders ungemach durch die vielen, seitdem mehrentheils verwachsenen Seen, obgleich vertheidigt durch verschiedene Burgen, wie z. B. Udale, vielleicht auch Lyndanisse (welches war andere bei Kewal, oder auch bei Kals suchen), so war Jerwen doch vor allen andern Gebieten des eigentlichen Esthlands gezwungen, die Herrschaft der Deutschen anzuerkennen. Die blutige Schlacht an der Pala, 1217, bezeichnet die Unterwerfung des Landes, das jedoch wenige Jahre später, 1219, König Waldemar II. von Dänemark als seine Eroberung betrachtet wissen wollte, daher er auch hier ein eigenes Bisthum stiftete. Das Bisthum und die dänische Herrschaft in Jerwen waren gleich vergänglich, durch den Ausspruch des päpstlichen Legaten, des Bischofs Wilhelm von Rodens, vom J. 1225, der das Kriegsglück befestigte, wurde das Ländchen den frühern Beherrschern, den Schwertbrüdern, zurückgegeben. Zur Zeit ihrer Vereinigung mit dem teutschen Orden hatten die Ritter aber nicht nur Jerwen, sondern beinahe ganz Esthland eingenommen, und es war eine der von dem heiligen Stuhle bei der Vereinigung auferlegten Bedingungen, daß Dänemark in den Besitz von Esthland weiterereignet werde. Dieses geschah durch den Vertrag von Stenbo, vom 7. Juni 1238; nur Jerwen mußte der König gänzlich an den Orden abtreten, gleichwie auch der Erzbischof von Lund in Ansehung seiner geistlichen Gerichtsbarkeit über die

Provinz that. Dagegen versprach der Orden, in deren Grenzen, ohne königliche Erlaubnis, keine Festung anlegen zu wollen. Seitdem nehmen die Weiste von Jerwen unter den Ordensgebieten eine bedeutende Stelle ein, und erscheinen als solche, in Urkunden: 1314 und 1316 Reiner, 1317 Johann von Hohenherf, der im nächsten Jahre zum Meister in Livland erwählt, aber von den livländischen Gebietern nicht anerkannt wurde, weil man ihn der Unterschlagung von 169 Mark Silber beschuldigte. Ferner, 1330 und 1334, Reiner Mummie, 1347 und 1348 Achimo von Mengens (wol schwerlich von Melchede), 1393 Berner von Diffe, 1420 und 1424 Helwich von Gilsen, 1435 Matthias von Wäningen, 1438 Heinrich von Nothsteden, 1451 und 1457 Bernd von der Heide, 1477 und 1486 Johann von Sebach, 1501 Johann Stael von Holsien, 1525 Johann von Goltz, früher Komthur zu Verna, 1533—1541 Heinrich von Bulen, 1543—1558 Bernd von Smerten (wird den 5. April 1560 als alter Voigt von Jerwen genannt). (Vergl. den Art. Weissenstein.)

(c. Stramberg.)

JESAIAS, genauer nach dem Hebräischen Jeschajahu, (יֵשַׁעְיָהּ), in der Überschrift des gleichnamigen Buches auch abgekürzt (יֵשַׁעְיָהּ), Jeschaja, in der griechischen Übersetzung dagegen *Isaia*, im Lateinischen gewöhnlich *Isaia*, bei Hieronymus jedoch *Isaia*, der bekannte höchst ausgezeichnete hebräische Prophet, welcher in unsern Bibelausgaben die Reihe der Propheten (in dem hebräischen Codex der prophetae posteriores) eröffnet. Wie wir bei den meisten prophetischen Schriftstellern, welche auf unsere Zeiten gekommen sind, den Mangel an genauern oder auch nur etwas ausführlicheren biographischen Nachrichten zu beklagen haben, so namentlich auch bei diesem großartigen und energischen Gottesboten, dem, mit J. Hieres¹⁾ zu reden, der Trost mit glühender Kohle die Lippen gerührt und der nun verzehrend Feuer ins Herz goß seinem Volke. Zwar wird er in den historischen Büchern des A. T. ausdrücklich erwähnt; aber unsere Kenntniß seiner Verhältnisse und Schicksale wird dadurch um nichts gefördert, da jene Geschichtswerke nur dasselbe berichten, was in dem historischen Abschnitte der Jesaianischen Orakelsammlung (Cap. 36 ff.) ebenfalls enthalten ist. In seinen uns erhaltenen Aussprüchen hat Jesaias allerdings einige Male auf sich und seine Familie Bezug genommen, aber ein vollständiges Bild seiner äußern Lage läßt sich daraus keineswegs gewinnen. Endlich hat die jüdische Tradition nachmals das Fehlende zu ergänzen gesucht und in ihrer Weise über die Lebensumstände des Propheten und die Zeitverhältnisse, unter welchen er zu wirken hatte, mancherlei zusammengebracht. Doch ohne wesentlichen Nutzen. Denn ihre Angaben sind im höchsten Grade unzuverlässig und verrathen sich selbst als Erzeugnisse einer spätern unkritischen Zeit, ohne alle sichere historische Grundlage.

Der Name des Propheten (zusammengesetzt aus יֵשַׁע oder יֵשׁ; und יהוא) bedeutet Hilfe (Heil) Je-

5) J. Public. Characters (London 1800). J. Chr. Fied's Charakterbeschreibungen der jetzt lebenden wichtigsten und berühmtesten Männer in Großbritannien. 2 Bde. C. 1 fg.

1) Apocryph. der apst. Welt. 2. Bd. S. 475.

hova's, ist also dem Berufe desselben recht angemessen. Sein Vater hieß Amos (אֲמוֹס), von dessen Persönlichkeit aber und Leben nichts weiter bekannt ist. Rabbinnische Gräbeli macht diesen zu einem Bruder des Königs Amasia von Juda, aber nur wegen Ähnlichkeit beider Namen (אֲמוֹס und אֲמָסִיאָה), also aus einem in der That höchst trüben Grunde und nicht nach gewisser Überlieferung!). Wenn dagegen einige Kirchenväter darunter den Propheten Amos verstehen, so werden sie durch die griechische Form, welche für Amos (אֲמוֹס) und Amos (אֲמוֹס) dieselbe ist (nämlich אֲמוֹס), zu dieser Combination verleitet!), welche freilich im Hebräischen nicht möglich war. Als unzwiselfhaft wird allgemein angenommen, daß Jesaja aus dem Reiche Juda gebürtig war. Schon der Inhalt seiner Reden spricht dafür. Denn sie betreffen größtentheils jenes Reich; es läßt sich daher vermuthen, daß es dem Propheten näher lag, als das Reich Israel, eben weil es sein Vaterland war. Nur Cap. 9. 17 und 28 wendet sich Jesaias drohend gegen das Reich der zehn Stämme. Auch scheint er ausschließlich in der Hauptstadt und Residenzstadt des Reiches Juda gelebt zu haben. Ueberall, wo sein Aufenthaltsort genannt oder klar angedeutet wird, ist es Jerusalem (vgl. Cap. 7, 3. 22, 1 fg. 33. 15 fg. Cap. 37—39). Die Bewohner dieser Stadt kennt er sich offenbar als die ihn umgebenden Zuhörer; darum die öftere Anrede an sie (vgl. Cap. 12, 6. 22, 1 fg. 28, 14. 29, 1 fg. 30, 19) und die häufige Bezugnahme auf ihre Lage, Denkart und Schicksale (vgl. z. B. Cap. 1, 9. 3, 16. 10, 32. 33, 7). Hügig *) und Knebel *) finden es nach 2 Kön. 20, 4 wahrscheinlich, daß er in der äußeren oder Unterstadt Jerusalem's wohnte. Jesaias war nämlich im königlichen Palaste (auf dem Berge Zion) gewesen und wollte wahrscheinlich nach seiner Wohnung zurückgehen, erhielt aber den Auftrag umzufahren, „als er noch nicht die halbe Stadt“ hinausgegangen war.“ Wenn aber der Umstand, daß der Prophet mit dem Könige während der Belagerung durch Baten correspondirte (2 Kön. 19, 2. 5. 20), von Knebel dafür geltend gemacht wird, so findet er offenbar etwas in der schlichten Noth, was nicht darin liegt. Jesaias war verehlicht (Jes. 7, 14. *) 8, 3) und

hatte mehrer Söhne, für welche solche Namen gewählt wurden, daß sie das Geschick des Volkes andeuteten (Jes. 7, 3. 14. 8, 3. 4. 8. 18). Der eine heißt Scheharjaschub (שְׁחַרְיָאֲשׁוּב), d. i. der Rest (nämlich des hebräischen Volkes) bekehrt sich, weil der Prophet sich gern der Hoffnung hingab, daß aus dem vom Strafgericht unberührt gelassenen kleinen Theile ein neues, frommes Geschlecht herorgehen werde (vgl. auch Cap. 4, 2 fg. 6, 14. 10, 20 fg. 28, 5 fg.). Der zweite empfängt den Namen Immanuel (אִמְּנוּעַל), d. i. mit uns ist Gott, um in der Noth das gebaute Volk tröstend aufzurichten *). Ein dritter heißt gar Maler schalal chaschab (מַלְאֲכֵי שְׁלָל חָשַׁב), d. i. nach gewöhnlicher Uebersetzung: Eile Deute! Raube bald oder genauer: es eilt die Beute, schnell kommt der Raub, weil Syrien und Ephraim, die Hebräer Juda's, bald mächtiger Feinde unterliegen und zur Beute werden sollten, oder, wie Hügig will *), weil Juda's Ausplünderung nahe bevorsteht. Ubrigens hat man neuerdings Immanuel und Maler schalal chaschab als für Eine Person gehalten, sobald Jesaias nur zwei Söhne gehabt hätte, der jüngere aber unter zwei Namen vorkomme. So Hügig **) und Hendewert **). Der Erstere stützt sich besonders auf die nicht abzuweisende Identität der Jes. 7, 14 u. 8, 3 erwähnten Mutter des Immanuel und des Maler schalal chaschab des. Auch erklärt er, es sei nicht zu glauben, daß der letzte Name hätte wirklich gebraucht werden sollen, weil er zu lang sei, da die sonstigen hebräischen Namen aus nicht mehr als zwei Wörtern zusammengesetzt wären; er deute auf dasselbe Ereignis, wie Immanuel, nur von der Seite des auffassend, sofern es die Feinde treffe, und sei nach der Analogie von Jer. 22, 30. Ruth 1, 20 zu beurtheilen. Hendewert dagegen leitet den einen Namen (Immanuel) von der Bestimmung der Mutter ab, der andere aber (Maler schalal chaschab) soll vom Vater herrühren. Die Ältern wären nämlich verschiedener Ansicht gefolgt. Gesenius *) hat mit Rücksicht auf die Cap. 7 von der Gattin (oder, wie man auch erklärt, Verlobten) des Propheten gebrauchte Bezeichnung **) die Vermuthung ausgesprochen, Jesaias möchte sich zwei Male verehlicht haben, sobald die nachberrige Mutter des Immanuel bei Ertheilung des Orakels Cap. 7 entweder erst vor Kurzem mit dem Propheten verheiratet worden oder auch wohl nur noch Verlobte desselben war. Hendewert *) ist ihm darin beigetreten, während Hügig *) diese Hypothese als grund-

2) Vgl. die hierher gehörigen Stellen in *Corpus*, *Introduct.*, ad libr. canonico Vet. Test. p. 91 sq. Gesenius, *Comment.* über den Jesaja. 1. Ab. S. 4. Ann. 5. Doch hat Herbold (Schriftkrit. Einleit. in d. sämtl. Isen. u. apokryph. Schriften des N. u. A. T. 4. Ab. S. 1548. 1549) diese Meinung nicht ganz abgewiesen, weil sie das große Ansehen erklären wolle, welches Jesaias am königlichen Hofe, vornehmlich unter Ihas und Scharasch, genies.

3) Vgl. die Stellen bei Gesenius a. a. D. Ann. 3 und bei Knebel, Der Prophetismus der Debräer vollständig dargestellt. 2. Ab. S. 144. Ann. 3. 4) Der Prophet Jes. überl. u. ausgelegt. S. XXXIII. 5) a. a. D. S. 177. Wenn stimmt auch Hendewert (Der Propheten Jesaja Auslegungen. 1. Ab. S. C) bei. 6) Nach dem Keil freilich soll man nicht „77 Stadt“, sondern „77 Hof Isen, wodurch die von Hügig und Knebel hervorgehobene Beziehung notwendig hinwegfällt. 7) Wenn auch für diejenigen, welche das spritzige 77:77 nicht von der Gattin oder Verlobten des Propheten fassen, diese Stelle hinwegfällt, so ist doch die andere keineswegs genau.

8) Diejenigen Biberklärer, welche Jesaias 7, 13 fg. messianisch nehmen, geben diese Annahme freilich nicht zu, müssen aber schon Cap. 7, noch mehr aber Cap. 8, 8. 10 sehr genauen und unmarlich beuten. 9) Der Prophet Jesaja überl. u. ausgelegt. S. 95. 10) a. a. D. S. 95 fg. Vgl. B. C. 11) Der Propheten Jesaja Auslegungen. S. 207. B. C. 12) Commentar über d. Jes. 1. Ab. S. 14. 13) Nämlich das viel erklärte und gepriesene 77:77 Jungfrau, eigentlich erwachsen, mannanbare Frauenzimmer, daher von der verheirateten Frau ebenso gut zu gebrauchen, als von dem hebräischen Mädchen, und ohne bei letzteren den Begriff jungfräulicher Unverheiratetheit notwendig einzuführen. 14) a. a. D. S. C. und 207. 15) a. a. D. S. 75.

auch von einigen Abschnitten des Buchs, namentlich von Cap. 1. 2—4. 5, 53 u. 66, behauptet³¹⁾, daß sie noch in Ufa's Zeiten gehörten, was sich jedoch bei sorgfältiger Erwägung ihres Inhaltes als unrichtig ausweist. Würde es auch nicht Cap. 6, 1 ausdrücklich gesagt, daß erst in Ufa's Todesjahre sein Kufreten erfolgte, so müßte man doch aus der sonst bekannten langen Dauer seines Wirkens unter Iotham, Ahas und Hiskia (nämlich von 759 oder 758 vor Chr. Geb. mindestens bis zum 14. Regierungsjahre Hiskia's oder 714 vor Chr. Geb., also wenigstens 44 Jahre), schon notwendig schließen, daß, wenn er wirklich unter Ufa thätig gewesen war, dies nur gegen das Ende von dessen Regierung geschehen sein konnte³²⁾. Ging man freilich von der Vorstellung aus, daß das Buch des Jesaias streng chronologisch geordnet sei³³⁾, so lag der Irrthum sehr nahe, Cap. 1—5 unter Ufa ausgesprochen anzusehen, da Cap. 6 erst dem Todesjahre desselben beigelegt wird. Der Ausdruck: im Todesjahre läßt freilich zweifelhaft, ob vor oder nach dem Tode des Ufa. Indessen ist jenes das Wahrscheinlichste, da Cap. 1, 1 ausdrücklich zu verstehen gibt, daß Jesaias schon unter Ufa sich als Prophet thätig bewiesen habe und auch sonst wol gesagt wäre: im ersten Jahre des Iotham³⁴⁾. Während wir also, um den Anfang der prophetischen Wirksamkeit des Jesaias zu bestimmen, uns nur an sein Buch selbst zu wenden haben, sehen wir uns dagegen von demselben verlassen, wenn es gilt, das Ende derselben oder wol gar die Zeit seines Todes ganz genau festzustellen. Denn wo er das letzte Mal, in gewohnter Weise durch seines Wortes Kraft Theil von seinem Vaterlande abzuwenden sich bemüht, schließt sich nur für uns seine Laufbahn auf eine seiner würdige Weise ab; aber obwol

er sehr betagt sein mußte³⁵⁾, seine Erscheinung ist eben noch zu mächtig, als daß nicht der Gestanke sich aufdrängen sollte, seine erfahrene Hand könnte noch länger dem gutgefinnten, aber schwachen Hiskia gestützt haben. Knobel jedoch, nach welchem das Ereigniß etwa in das J. 712 gehört, erklärt, man könne seinen Tod immerhin etwa 710 setzen. Anders Oesenius³⁶⁾. Dieser möchte wegen Cap. 19, welches er auf die ägyptische Doberarchie bezieht, und demnach wenigstens ins J. 697 vor Chr. Geb. (zweite Jahr des Manasse) setzen will (nach Anden fällt das Ende der Doberarchie gar erst um 660 v. Chr. Geb.), im Buche des Jesaias eine Spur dafür finden, daß der Prophet noch über Hiskia's Regierungsperiode hinaus gelebt und gepredigt habe. Denn dies Sünd, scheint ihm wegen der darin herrschenden Sprache nicht zulässig. Hitzig³⁷⁾ dagegen, welchem Knobel³⁸⁾ folgt, setzt Cap. 19, 1—14 schon in die Zeit von 722—714 vor Chr. Geb., also in eine Periode, welche auch vieles Andere unter den unabweislich echt Jesaianischen Abschnitten angehört³⁹⁾. In dieser Zeitbestimmung kommt Henderwert⁴⁰⁾ so ziemlich mit ihm überein; doch verbindet dieser Cap. 19 mit 18 zu einem Ganzen; und glaubt, sich an die Reihenfolge der Orakel haltend, der Abschnitte falle etwa ins J. 726 v. Chr. Geb. Wäre die Attribution zuverlässig und verdrängt, so würde allerdings Jesaias den Hiskia noch überlebt haben und unter Manasse eines gewaltsamen Todes gestorben sein. Mit der sonstigen Handlungsweise dieses Königs könnte man es allerdings wol vereinigen, daß er einen so treuen Verehrer Jerobab's und strengen Sittenrichter hätte hinstellen lassen, aber die Sage enthält zu viel Abenteuerliches. Nach der Samaritanen⁴¹⁾ sprach er ihm das Todesurtheil wegen Cap. 6, 1, 38, 5, 55, 6, welche Mose's Äußerungen (2 Mos. 33, 20, 3 Mos. 4, 7, 2 Mos. 23, 26) widersprechen; eine Geber habe zwar davor den Propheten verdrängen, als kein der König habe den Baum zerissen lassen, wodurch auch Jesaias den Tod gefunden. Diese abenteuerliche Sage ist unstreitig, wie Oesenius⁴²⁾ nachzuweisen gesucht hat, aus der ursprünglich ganz einfachen Angabe, daß Manasse den Jesaias getödtet habe, durch allmähliche Erweiterung entstanden. In dem Pseudopigrapho: Himmelfahrt des Jesaias⁴³⁾ jedoch kommt der Umstand, daß

28 Jahren (d. h. also im Todesjahre Ufa's) wieder erhält. Die Welche Cap. 6 wird hier also als eine Inauguration zur erneuerten prophetischen Thätigkeit genommen, wovon nur, weil sie das Buch des Propheten nicht beginnt. Ähnlich die Überschrift der von einem alexandrinischen Christen herrührenden ausführlichen Übersetzung in der pariser und londoner Polyglotta; doch schwankt man nach dieser über die Dauer der Bekrafung des Jesaias zwischen drei Jahren und 50 Jahren. Auch Gorpion (Introduct. in V. T. Lib. III, p. 94) nimmt an, daß Jesaias schon gerade Zeit (wie lange, bestimmt er nicht) unter Ufa thätig war, und betrachtet die Cap. 6 erdachte Rede als eine solche, die sich nur auf die spezielle Sendung, von welcher das Cap. handelt, beziehen sollte.

27) Von Cap. 55 und 66 behauptete es Augusti (über den König Ufa, nebst einer Erklärung von Jes. 55, in Hentle's Magasin. 3. Th. S. 282 fg.; ausführlicher in d. Apologie und Paracritischen Theologischen Abhandl. S. 1 fg.; vgl. auch dessen Einleit. in das N. T. S. 298 fg. 2. Ausg.). Der lebende Knobel (Zeitschr. Cap. 55 ist nach seiner Meinung Ufa. 80) Nach der Angabe des Ausfahrsatz (d. d.) freilich würde Jesaias im Ganzen 55 Jahre gelebt haben; er. 24 Jahre unter Ufa, dann nach 25jährigem Schweigen, unter dessen Nachfolger, noch 6 Jahre. Er müßte also mindestens ein Alter von 150 Jahren erreicht haben.

29) Dies ist J. B. Offenbar bei Gorpion (a. a. D.) der Fall; ferner bei J. P. Michales (Hilth's her. praef. ad Jos. 3, 4) und Rosenmüller in der 2. Ausgabe der Scholia in Jos. Voss, p. 3. (In der 3. Ausg. p. 7 ist er geneigt zu glauben, daß Jesaias unter Ufa drei bis vier Jahre gelebt habe.) 30) Vgl. Oesenius a. a. D. S. 255. Hitzig a. a. D. S. 61. Knobel a. a. D. 2. Th. S. 178. Henderwert a. a. D. S. 14.

31) Knobel (a. a. D. 2. Th. S. 191) berechnet das Alter selbstenmaßen: „Wenn Jesaias 759 auftrat, was er doch wol erst in seinem 30. Lebensjahre that, und 710 starb, so hat er 49 Jahre als Prophet gelebt, und muß ein Alter von fast 80 Jahren erreicht haben.“ Hier ist nur das Alter im 30. Jahre bloß hypothetisch. 32) a. a. D. S. 9 u. 600. Im Henderwert nimmt ihm Maurer in seinem Commentarius bei. 33) J. B. Eichhorn, Die hebr. Propheten. 1. Th. S. 355 fg., baupt sichtlich weil man das Ende der Doberarchie gewöhnlich um 660 v. Chr. Geb. setzt. d. Bette, Einleit. ins N. T. S. 234. (1. Aufl.) 34) a. a. D. S. 220 fg. 35) a. a. D. 2. Th. S. 190. 36) Wegen die Gewand der zweiten Hälfte des Cap. 19, von B. 15 an, erregt er starke Zweifel (im befristet Henderwert a. a. D. S. 422 fg. 37) a. a. D. S. 421. 38) In Hitzig's Tract. Jeremioth. IV. fasc. 1 die Worte der Henderwert a. a. D. S. 111. 39) a. a. D. S. 111 fg. 40) Asensio Jassio ed. Louvaine, cap. 5. v. 11 sq.

der Prophet mit einer hölzernen Säge zerschnitten worden sei, bereit vor. Daraus entnehmen die Kirchenväter ihre derartigen Notizen, ebenso einige orientalische, dem Christenthume zugethane, Schriftsteller⁴¹⁾.

Man würde sich übrigens eine falsche Vorstellung von der Wirksamkeit des Jesaias machen, wenn man sie als eine ununterbrochen fortgehende ansehe. Es mußte vielmehr immer ein äußerer Anlaß da sein, wodurch die prophetische Gabe, welche in ihm ruhte, erregt wurde, um in feuriger Rede hervorzuwachen. Ganz recht sagt Knobel⁴²⁾: „der Prophet trat besonders in kritischen Lebensverhältnissen hervor, um durch einsichtsvollen Rath zum Besten seines Volkes zu wirken.“ Er sieht aber den einzelnen Drakeln desselben ihre Stelle nach der Zeit anzuweisen läßt, muß zuvor bezeichnend werden, was die Kritik der neuern Zeit als den Propheten nicht angehörig betrachtet und von dem eschiesaiasianischen Theile mit ziemlich großer Einstimmigkeit unterscheidet. Es ist nämlich unter Denen, welche auf dem Felde alttestamentlicher Forschung mitzureisen befaßt sind, so ziemlich allgemein angenommen, daß das nach Jesaias benannte Buch eine Sammlung prophetischer Aussprüche mindestens von zwei, wo nicht von drei, verschiedenen Verfassern ist. Vorzüglich hat man mit Entschiedenheit den letzten Theil Cap. 40—66 dem Jesaias abgesprochen. Allein auch über viele andere Abschnitte, welche neben wirklich von Jesaias erhaltenen Drakeln stehen, hat sich ein gleiches Urtheil gebildet; nämlich über Cap. 13. 14. 21. 24—27. 34. 35. Einige Stücke nitlich von geringerem Umfange unterliegen wenigstens dem Zweifel der Unächtheit bei einzelnen angesehenen Exegeten. Allerdings haben sich dagegen einzelne Stimmen Mähe gegeben, dem Jesaias alle jene Abschnitte zu reiten, ohne jedoch die einmal in die Bibelersforschung eingebrachte Überzeugung bis jetzt im Wesentlichen ändern und auf den früheren Standpunkt zurückführen zu können. Sollte es aber auch sein, daß der Beweis von ihrem Gegenpart ebenfalls noch nicht nach allen Seiten hin genügend geliefert wäre, so erscheinen doch die Zweifel in solcher Stärke, daß es am gerathensten ist, da, wo die schriftstellerischen Zeugnisse des alten ehrwürdigen Jesaias aufgeführt und gewürdigt werden sollen, von den der Unächtheit bezüglichen Abschnitten ganz abzusehen.

Nennen wir demnach diese angeblich später entstandenen Stücke, so bleiben Cap. 1—12. 15—20. 22. 23. 28—33 und mehrere Verse in Cap. 14 und 21 als dasjenige übrig, was dem Jesaias wirklich angehört. Freilich befindet sich sogar darunter noch Einiges, was der Eine oder Andere ebenfalls noch ausschreiben möchte. Da indessen die Ansicht der Stimmberichtigten darüber durch ihre Zeit noch schwankt, so ist es wol in der Ordnung, vergleichenden Abschnitte vor der Hand gradzu unter dem Echtem zu belassen und nur die angeregten Zweifel zu erörtern.

Als das älteste Stück im ganzen Buche betrachtet man jetzt gewöhnlich Cap. 6: die Weihe des Jesaias,

welche nach Cap. 6, 1 im Todesjahre des Ufia erfolgte. Es ist die einzige Vision in diesem großen prophetischen Werke. Sie für eine bloß dichterische Form zu halten, wie es von Einigen gehalten ist, sind keine ausreichenden Gründe vorhanden. Es ist vielmehr sehr natürlich, daß sich die Begeisterung des Propheten bei der feierlichsten und wichtigsten Offenbarung, wodurch er seinem hohen Berufe zugeführt wurde, bis zu solcher Höhe steigerte. Die derselbe nämlich austrat, bestand er einen mächtigen Kampf in seinem Innern. Es regten sich Zweifel in ihm, ob er würdig genug sei, in das besonders Verhältniß zu Jehova zu kommen, welches vom prophetischen Berufe unzertrennlich erschien. Denn das Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit (V. 5) und die Beforgniß, am Ende keinen glücklichen Erfolg zu sehen (V. 9 fg.), hatten ihn mächtig ergriffen. Alle seine Bedenken aber wurden durch diese Vision niedergeschlagen und er folgte mit freudigem Muth der Sendung, welche an ihn einging. Nicht in das himmlische Heiligtum, wie einige Erklärer⁴³⁾ glauben, sondern in den Tempel zu Jerusalem sieht er sich im Geiste versetzt und vernimmt aus des Höchsten Munde selbst den feierlichen Ruf. „Gedeh⁴⁴⁾“ hat jedoch über diese 6. Cap. eine eigenthümliche Ansicht. Ihm zufolge ergabst Jesaias bloß bei einer Veranlassung, während der Regierung des Ahas, er habe sich beim Beginne seiner prophetischen Laufbahn vorausgesagt, wie es ihm während derselben gehen werde, wiewegen es ihm denn auch gar nicht auffalle, verliert und verlohnt zu werden. In diesem Falle stände also Cap. 6 nicht an einer unrichtigen Stelle, sondern Cap. 2—12 wären ganz chronologisch geordnet. Wenn man Cap. 6 für das inaugurationsorakel erklärt, wird man doch wol mit Eichhorn⁴⁵⁾ und Gesenius⁴⁶⁾ zugeben müssen, daß es nicht unmittelbar nach der Vision aufgeschrieben sei. Schon die chronologische Bestimmung: im Todesjahre des Ufia nöthigt dazu; denn das Gesicht hatte Jesaias noch vor des Königs Tode gehabt.

Eine Anordnung der Abschnitte nach der Zeitfolge ist von mehreren Gelehrten versucht worden, hat aber ihre großen Schwierigkeiten. Dann nur selten ist in einer historischen Einleitung das Ereigniß näher bezeichnet, wodurch das Drakel veranlaßt wurde; die historischen Andeutungen aber in den Aussprüchen des Propheten selbst sind häufig zu allgemein, als daß sich etwas Sicheres darauf bauen ließe. Hier bleibt also ein reiches Feld für die Combination. Und da Manche sich dabei auf das sogenannte kritische Gefühl berufen, so läßt es sich nicht anders erwarten, als daß die Meinungen darüber verschieden ausfallen. Schon J. B. Eichhorn⁴⁷⁾ macht einen Versuch. Er geht von der Vorstellung aus: „Weder die prophetischen Reden des Jesaias, die dieser ganzen Sammlung

43) J. B. Eichhorn (Hebr. Propheten. 1. Bd. S. 147).

44) Der Prophet Jes. über, u. art. S. 74. Ann. 45) De

hebr. Propheten. 1. Bd. S. 144: „In das Jahr 758 (das To-

desjahr Ufia's) fällt Jesaias' Bestimmung zum Propheten; aber die

poetische Darstellung derselben ist später abgefaßt worden u. man weiß

nicht, in welchem Jahre.“ 46) a. a. O. 1. Th. S. 254. 47)

Hebräische Propheten. 1. Th. S. 151 fg.

41) Die hierher gehörigen Stellen derselben verzeichnet Gesenius a. a. O. S. 12. Ann. 17 u. 18. 42) a. a. O. 2. Th. S. 191.

zum Grunde gelegt wurden, noch die Reize der Trost-
sprüche im Eil, die vom 40. Capitel an stehen, und
nach Sprache, Manier und Ansicht von einem und dem-
selben Propheten herrühren, sind nach der Zeitfolge ge-
stellt. In allen übrigen Theilen uners Jesaias steht
ohnein Altes und Neues, Frühes und Spätes bunt durch-
einander ⁴⁶⁾. Zwischen 758—710 vor Chr. steht er Cap.
29, 9—24, (läßt aber dahingestellt, ob Jesaias Verfasser
davon ist), ebenso die Strafrede Cap. 32, 9—20; etwa
ins J. 742 soll Cap. 2, 5—21, ins J. 741 Cap. 7,
1—25, ungefähr um dasselbe Jahr Cap. 8, 9, 6, fal-
ten, um 740 aber Cap. 8, 1—8 und um 739 der Ab-
schnitt Cap. 2, 22—3, 11. Etwa bald nach dem J.
738 meint er Cap. 3, 12—15 und 3, 16—4, 6 ent-
standen, dagegen im J. 738 Cap. 17, 1—11; zwischen
738—29, ist Cap. 9, 7—10, 4, und etwa um 734
Cap. 5, 1—30 verzeichnet; bald nach 721 Cap. 28, 1—
29 und wol auch Cap. 15, 1—16, 12; bald nach 720
Cap. 10, 28—12, 6; zwischen 719 bis 714 Cap. 20,
1—6 und etwa 712 Cap. 14, 29—32. Vor dem J.
710 soll Cap. 22, 15—25 und kurz vor demselben J. Cap.
30, 1—26, dagegen in demselben Cap. 37, 1—14, auch
Cap. 10, 5—27, desgleichen Cap. 32, 22—35 und
Cap. 14, 24—27 geschrieben sein. Um 710 wird die
Abfassung von Cap. 31, 1—9 gesetzt; dagegen die von
Cap. 17, 12—14 in dies Jahr selbst und von Cap. 30,
27—33 nach demselben. Bald nach diesem Jahre möge
auch Cap. 33, 1—23 entstanden sein. Hiernach (ist Eich-
horn Cap. 29, 1—8 folgen, spricht das Eil aber dem
Jesaias ab und wagt die Abfassungszeit davon nicht zu
bestimmen; Cap. 18, 1—7 wird dem J. 710 zugewie-
sen, aber ebenfalls für unecht erklärt. Nachdem hierauf
das Dankgebet des Hiskia (Cap. 38, 10—20) dem J.
710 zugetheilt worden, kommt Cap. 1, 2—31 an die
Reihe und wird, jedoch nicht mit völliger Entscheidung,
um 709 angelegt. Zwischen 710 bis 698 erhält Cap. 32,
1—8 seinen Platz, sowie Cap. 19, 18—25 zwischen 710
bis 680. Doch wird der letzte Abschnitt wieder einem
Unbekannten zuerkannt, ebenso wie Cap. 19, 1—17, dessen
Ursprung erst um 660 angenommen wird. Das
28. Cap. ist nach Eichhorn nicht Jesaianisch, sondern ent-
stand gar erst einige Zeit nach dem J. 572.

Vertholb ⁴⁷⁾ dagegen ordnet die echten Abschnitte fol-
gendermaßen: Drafel unter Asia Cap. 6, 1—13. Drafel
unter Isaiam Cap. 9, 7—10, 4. Drafel unter Ahas,
und zwar bald nach dem Regierungsantritte desselben
Cap. 2, 5—3, 9, 1. 21—31, 3, 10—4, 6; dagegen
kurz vor dem Ausbruche des Krieges mit Damaskus und
Syracim Cap. 7, 1—9; nach dem Verluste einer Schlacht
des Ahas gegen Pekah von Israel Cap. 5, 1—30; zu
der Zeit, als Jerusalem von den Siegern belagert wurde
Cap. 1, 1—9; nachdem Ahas die Assyrier zu Hilfe ge-
rufen hatte Cap. 7, 10—25, 8, 1—9, 6; und endlich,
als Tiglath Pileser Damaskus unterjocht hatte und

Samarien anzufallen im Begriffe war Cap. 17, 1—11.
Drafel unter Hiskia und zwar unmittelbar nach
dem Antritte seiner Regierung Cap. 14, 28—32, 32,
1—20; zwischen dem 1. und 6. Regierungsjahre Cap.
20, 1—6, 30, 1—33, 31, 1—9, 1, 10—20; bald nach
dem 6. Regierungsjahre Cap. 28, 1—29, 11, 1—12, 6;
noch vor dem 14. Regierungsjahre Cap. 22, 15—25.
29, 1—8; im 14. Regierungsjahre, als Nabatae bies
mit einer Abtheilung des assyrischen Heeres vor Jerusa-
lem gerückt war Cap. 33, 1—24 (dabin setzt Vertholb
auch den historischen Abschnitt Cap. 36, 1—37, 38);
einige Zeit nachdem die Stadt vom ganzen assyrischen
Heer eingeschlossen worden Cap. 22, 1—14, 10, 6—34,
14, 24—27, 12—18, 7. Das historische Eil
Cap. 38, 1—22 wird etwas später gesetzt, wo die Be-
lagerung aufgehoben und die Stadt auch nach Jerusalem
gebrungen war, und Cap. 39, 1—11 nach dem 14. Re-
gierungsjahre des Hiskia; endlich Cap. 19, 1—25 und
29, 9—24 den letzten Jahren desselben zugeschrieben. Alles
Übrige in dem Buche Jesaias ist dem bekannten Prophe-
ten dieses Namens völlig fremd und gehört in die Zeit
des Eils bis auf Cap. 2, 2—4, welches aus vorjesai-
nicher Zeit herkommt.

Mit größerer Vertheilung erklärt sich Gesenius ⁴⁸⁾. Cap.
1—12 stehen ihm zufolge größtentheils in richtiger
chronologischer Reihe, nur sollte Cap. 6 den Anfang
machen; Cap. 1 scheint etwas später und Cap. 7 nicht
von Jesaias selbst aufgesetzt. In Cap. 2—5, 7, 8, 1—
9, 6, 9, 7—10, 4 findet derselbe Gelehrte eine schön-
geordnete Folge von Drafeln aus der Zeit des Ahas.
Cap. 10, 5—34 verlegt er in die Zeit des Hiskia und
Cap. 11—12 wären, wenn sie auch nicht von Jesaias
herrühren sollten, doch frühzeitig Cap. 10 angehängt. In
Cap. 13—23, wo Echtes neben Unrechtem steht, vermischt
er „innere Anordnung.“ Das kleine Stück Cap. 14,
24—27 betrachtet er als ein Fragment, welches von
Cap. 10 abgerissen sein möge. Das Drafel über Moab ⁴⁹⁾
Cap. 15—16 ist er geneigt bis auf den Epilog (Cap. 16,
13—14) einem andern Propheten beizulegen; Jesaias aber
hat es wiederholt und auf seine Zeit angewendet und
war damals, als Assyrien die kleinen Staaten in der
Nähe Palästina's zu seinem Weltreiche zu schlagen drohte.
Cap. 17, 1—11 setzt er unter Ahas, nachdem Assyriens
Hilfe gegen Damaskus und das Reich der 10 Stämme
von diesem bereits angereufen und sich schon in Verrückung
der Gegenden jenseit des Jordans fund gethan hatte. Cap.
17, 12—18, 7 gehört nach Gesenius ⁵⁰⁾ in die nächste
Zeit vor dem 14. Regierungsjahre des Hiskia. Bei dem
merkwürdigen Drafel gegen Agypten Cap. 19 erklärt er
sich zu Gunsten der Jesaianischen Abkunft, und bezeichnet
es als den jüngsten Abschnitt unter den echten. Cap. 20
fällt nach ihm vor dem 14. Jahre des Hiskia; über
Cap. 21, 11—12 wagt er nicht bestimmt zu entscheiden,
scheint aber doch mehr für Abfassung durch Jesaias zur

46) Eichhorn. Einleit. ins X. T. d. Ed. S. 126, 127.
4. Zug. 49) Hifer. krit. Einleit. in sämtl. fason. u. apo-
troph. Schriften. d. 2. d. S. 1387 fg.

50) Philol.-krit. u. histor. Grammatik des Propheten Je-
saias. 1. Th. S. 19 fg. 51) Egl. a. a. d. S. 501 fg. 52)
a. a. d. S. 567.

Zeit der Kriege zwischen Assyrien und Ägypten; ebenda-
hin möchte er Cap. 21, 13—17 legen. Cap. 22 ist ihm
zufolge veranlaßt durch das Anrücken des assyrischen Hee-
res unter Sancherib. Cap. 23 ist ihm Abfassung durch
Jesajas wahrscheinlich; demnach findet er in der Belage-
rung von Tyrus durch Salmansassar die Veranlassung.
Endlich Cap. 28—33 ist nach seiner Angabe eine zusam-
menhängende echte Drafelreihe aus der Zeit des Hiskia.

In den Hauptpunkten weichen die neuesten Bearbei-
ter des Buchs Jesaja nicht wesentlich von Hesenius ab,
obwohl sie im Einzelnen zum Theil andern Ansichten hui-
gen, aber in ihrer Kritik nicht überall die Ruhe und
Vorsicht anwenden, wodurch sich jener Kritiker auszeich-
net. Ganz besonders gilt dies von dem jugendlich-feuri-
gen Herd. Hühig. Er sieht⁵⁵⁾ in Cap. 6 eine vom Pro-
pheten zum ganzen Werke gelieferte „Einleitung“ und
rechnet es also zu den Stücken, welche von demselben zu-
legt geschrieben worden. Um dieselbe Zeit soll Cap. 1,
2—31 „das einleitende Drafel“ geschrieben sein, „um, da
es als die Gegenwart betrachtet, an sich interessant war,
zur Lesung der ganzen Sammlung anzuwenden“⁵⁶⁾; zwar
könnte man glauben, daß es „als letztes Blatt zufällig
an die erste Stelle gelangt sei“⁵⁷⁾, allein diese Annahme
wird doch nicht ganz gebilligt⁵⁸⁾. In Cap. 2—5 findet
Hühig die ältesten Drafel, welche auch zuerst niedergeschrie-
ben worden⁵⁹⁾; mit dem Schluß davon hänge eng zu-
sammen Cap. 7, 1—9, 6, und chronologisch richtig folge
Cap. 9, 7—10, 4. Inzwischen sei Cap. 17 noch früher ge-
schrieben, auch vor dem Schluß von Cap. 8, aber in seinen
beiden Theilen später als der Anfang von Cap. 7. Mit Cap.
10, 5—12, 6, womit Cap. 14, 28—32 genau zusammen-
hänge, führe uns Jesajas in die Zeiten des Hiskia. Cap. 14,
24—27 wird in Sancherib's Periode verlegt; in Hiskia's
Regierung und die Epoche Sargons gehöre alles Fol-
gende bis zum Schluß des 21. Capitels, mit Ausnahme
der unechten Stücke Cap. 19, 16—25 (dieser Abschnitt
gilt ihm nämlich⁶⁰⁾ als eine Interpolation des Dnias,
Erbauers des Tempels zu Beontopolis) und 21, 1—10
um mit Ausnahme von Cap. 17. Das 22. Cap. wird
in Sancherib's Zeit gesetzt, ebenso wie Cap. 28—33, er-
steres sei zwar in seinen beiden Theilen später, als Cap.
28, und seine erste Hälfte später als Cap. 28—32, jedoch
früher, als wenigstens der letzte Theil von Cap. 33;
daraus hätte es nur vor oder nach dieser zusammenhän-
genden Kette von Drafeln stehen können. Den letzten
Theil von Cap. 33 (B. 13—24) betrachtet Hühig als das
Bege, was Jesajas geschrieben hat (Cap. 6 und 1 sol-
len noch vorher verfaßt sein); es bilde einen schönen Schluß
seines ganzen prophetischen Werkes. Cap. 23 bezeichnet
Hühig als unecht.

Auch Knobel⁶¹⁾ versucht eine genauere Anordnung der
Drafel nach der Zeitfolge. In Cap. 6 sieht er zwar
einen erst später, vielleicht zur Zeit des gegen ihn un-

folgsamen Ihas, vom Jesajas aufgestellten Bericht von
seiner im Todesjahre Uria's erfolgten Beauftragung mit
dem Prophetenamte, erklärt aber die sämtlichen übrigen
Reden für jünger. In die (letzte) Zeit Sotbam's ge-
höre wahrscheinlich der Abschnitt Cap. 2—4. Dagegen
sei Cap. 5 ein eignes Stück und jedenfalls etwas später,
immer aber in der ersten Zeit des Ihas. Cap. 7 solle
in die Zeit des Heronjuges der Syrer und Ephraimiten
(im J. 743 und 742 vor Chr. Geh.); etwas später, aber
noch während der Invasion Cap. 8—9, 6 (etwa 742
741.). Als die Assyrer, dem Reiche Juda zu helfen, ge-
gen Syrien und Israel einen Eroberungszug unternahmen,
sprach nach Knobel⁶²⁾ der Prophet Cap. 17, 1—11,
Cap. 15 und 16 und Cap. 21, 11—17, welche Stücke
demnach in die J. 741, 740. gehörten. In derselben Zeit
möge auch Cap. 1 entstanden sein. Nach der Eroberung
Syriens, sowie des nördlichen und ostsyrischen Jitels
solle Cap. 9, 7—10, 4 (etwa ins J. 740.). Die meis-
ten echten Reden, welche uns von Jesajas erhalten sind,
sollen, wie Knobel annimmt⁶³⁾, in die Zeit des Hiskia
(728—699). Als die älteste darunter bezeichnet er Cap. 28
(noch vor 722, vielleicht in dem J. 726, 725). Nach der
Zerstörung des Reichs der zehn Stämme, etwa 721, 720,
sei die Weissagung über Tyrus Cap. 23 gesprochen. Zur
Zeit des Sargons möge Cap. 14, 28—32 geschrieben sein;
vielleicht auch Cap. 19, wo B. 4 auf diesen König sich
zu beziehen scheint, und etwas später Cap. 20 (alle drei
Abschnitte im J. 717, 716). Alles übrige betreffe San-
cherib's verunglückte Invasion in Juda; während er sich
dazu rüstete, verfaßte Jesajas Cap. 29—32 (im J. 715)
und Cap. 10, 5—12, 6, in welchem Cap. 14, 24—27
hinter 10, 34 einzuschalten sei. In dieselbe Zeit wird
auch Cap. 22, 15—25 gelegt. Während der Invasion
dagegen (also im J. 714) werden Cap. 17, 12—18, 7,
Cap. 33, 22, 1—14 und 37, 21—35 „verfaßt oder ge-
sprochen“ angenommen.

Gredner verbreitet sich nur gelegentlich⁶⁴⁾ über diese
Frage, und theilt seine Meinung bloß über einige Ab-
schnitte des Buchs. Jesaja mit. Er sieht in Cap. 2—
12 die Grundsammlung des Werkes, worin jedes Stück
der Zeitfolge nach an seinem angemessenen Orte stehe,
auch das 6. Cap., von welchem er behauptet, daß es an
der Spitze des Ganzen aufsteigend gewesen wäre. Das
1. Cap. denkt er später hinzugefügt; es erhielt diesen Platz,
weil man sich scheute, das bisher Verbundene zu trennen.
Iotham's ruhiger und fräftiger Regierung findet er Je-
sajas' Reden so wenig entprechend als die des Achas⁶⁵⁾;
seht also auch wohl jene Capitel unter dessen Nachfolger.
Die Erneuerung des Ausspruchs gegen Moab Cap. 15
und 16 durch den Prophet Jesajas ist Gredner geneigt,
um das J. 716 zu setzen, in die Zeit der Kriege Assyriens
gegen Ägypten⁶⁶⁾.

Der neueste Erklärer des Jesajas, Hendenert⁶⁷⁾, er-

55) Der Prophet Jesaja überf. u. ausgef. S. XXXVII.
54) a. d. S. 3. 55) a. a. D. S. XXXVII f. 56) a.
a. D. S. XXXVIII. 57) a. a. D. S. 219. 58) Der Pro-
phetismus der Hebräer. 2. Th. S. 179 f.
x Capitt. B. u. f. zweite Section. XV.

59) a. a. D. S. 183 f. 60) a. a. D. S. 185 f.
61) Der Prophet Joel überf. u. ref. S. 74 f. 62) a. a. D.
S. 73. 63) In Ullmann und Umbreit, Theol. Stud. u.
Kritik. 1833, 8. Heft. S. 795. 64) Des Propheten Jesaja
48

Mart. Cap. 7—12, 14, 24—20, 6, 21, 11—23, 18. Cap. 28—33 für echt und authentisch. Bei den Relationen Cap. 7, 1—6, Cap. 20 und dem historischen Anhange Cap. 36—39 gibt er zwar Abfassung von Jesaja's Hand nicht zu, weil darin von ihm in der dritten Person geredet wird; dagegen ist er überzeugt, daß die darin vorkommenden prophetischen Äußerungen wirklich nur auf Jesaja bezogen werden können. Sämmtliche echte Weissagungen (bei Henckewert *prophetischen* genannt) zerfallen nach ihm in drei Cyklen, von denen der erste Cap. 1—12, 14, 24—27 und Cap. 17; der zweite 14, 28—16, 14. Cap. 18 und 19, 21, 11—17 und Cap. 23, endlich der dritte Cap. 20, 22 und 28—33 in sich begreift. Der erste und der letzte Cyklus enthalten alles auf das Innere des jüdischen Staats Bezügliche, der zweite aber verbreitet sich über ausländische Reiche und Völker. Der erste Cyklus ist auch seiner Entstehung nach der früheste und der dritte der späteste, so daß der zweite der Zeit nach zwischen beide gehört. Die Zusammenfolge der drei Cyklen hat also chronologische Bedeutung. Der Anfang des ersten Cyklus wird im J. 759 verlegt (nach Cap. 6, 1) und der Schluß des dritten, sowie aller Drafel des Jesaja, zwischen 714 und 710 vor Chr. Geb., weil sich Cap. 33, 38 und 39 mehr oder weniger auf die Pest bezogen (im J. 714), von welcher auch Hiskia befallen war, und die Äußerung Cap. 39, 5—7 mit ziemlichlicher Sicherheit ins J. 712 zu setzen sei. Cap. 1—12 wird als ein unteilbares Ganzes betrachtet, wozu noch Cap. 14, 24—27 und Cap. 17 als integrirende Theile gehören. Da nun nach Cap. 14, 28 der Zeitanfang des zweiten Cyklus ins J. 728 falle, so wird angenommen, der erste Cyklus sei mit dem J. 729 geschlossen worden. Der Zeitraum des zweiten soll sich etwa bis 724 erstrecken haben, weil das erste Drafel des dritten Cyklus, Cap. 28, auf die Eroberung und Zerstörung von Samarien im J. 722 hinweise und demselben nicht gar zu lange vorausgegangen sein könne. Der dritte Cyklus ginge demnach von 724—714 vor Chr. Geb. Die Abfassungzeit der einzelnen Drafel zu bestimmen, ist nach Henckewert⁶⁶⁾ bis auf wenige Ausnahmen (nämlich des ersten Cap. 6, des vierten Cap. 14, 28 der Zeitanfang des zweiten Cyklus Cap. 33) nur vermuthungsweise möglich, weshalb darüber leicht Verschiedenheit stattfindet, die indessen nicht groß sein könne, weil die Zeitgrenze der einzelnen Cyklen ziemlich sicher sei.

Der Gesichtspunkt, wonach die ganze Sammlung der prophetischen Aussprüche dieses Buches in der vorliegenden Gestalt veranfaßt erscheint, ist offenbar nicht überall der chronologische, da wenigstens schon Cap. 13—14 nach ziemlich allgemeinen Annahmen als ein späterer, aus dem Exil stammender, Abschnitt zwischen Aussprüchen der Jesaianischen Periode stehen und ähnliche Erscheinungen mehrmals wiederkehren. Aber auch Sachordnung findet nicht durchgängig statt. Der Grund

der eigenthümlichen Reihenfolge muß also in etwas Anderem liegen. Die ursprüngliche Sammlung, die Grundlage der jetzigen, war nämlich von geringem Umfange und wuchs erst durch Verbindung mit einzelnen andern Specialsammlungen zu ihrer dormaligen Größe an. Bei dieser Vereinigung ließ man zusammen, was vorher schon an einander geknüpft gewesen. So mußte man freilich darauf verzichten, für das ganze Buch einen durchgreifenden Plan nachzuholen, da in den zu verbindenden Particularsammlungen verschiedene Rücksichten genommen waren. Gese-⁶⁷⁾nus⁶⁸⁾ vergleicht daher den Ursprung der Sammlung mit der Entstehung des Palsters und der Sprüche Salomo's. Nach ihm zerfällt sie in vier Theile oder Bücher, von denen das erste Buch Cap. 1—12, das zweite Cap. 13—23, das dritte Cap. 24—35 nebst dem historischen Anhang und das vierte Cap. 40—66 in sich begreift. Das erste Buch betrachtet er als die Ursammlung, wie Gredner⁶⁹⁾. Cap. 2—12, welcher auch die Überschrift Cap. 1, 1 ursprünglich angehört habe; diese Überschrift sei dann später unpassender Weise dem ganzen Buche gelassen worden, obwohl sie den Inhalt desselben keineswegs vollständig angebe, indem namentlich die Drafel gegen die nichtüberlebenden Staaten darin gänzlich übergangen werden. Nimmt man mit Bertholdt⁷⁰⁾, Gredner⁷¹⁾ und Hitzig⁷²⁾ an, daß Cap. 2, welches wieder eine Überschrift hat, zunächst den Anfang gebildet habe, so erklärt sich nicht nur die auch nach Gese-⁷³⁾nus stehende unchronologische Stellung von Cap. 1, sondern auch das Einschließen der Stelle Cap. 2, 2—4, welche nach gewöhnlicher Annahme aus Micha 4, 1—4 entlehnt ist⁷⁴⁾. Für die Zusammenfassung von Cap. 13—23 beruft sich Gese-⁷⁵⁾nus theils auf die Thatfache, daß auch im Jeremias und Ezechiel die Drafel gegen auswärtige Völker zusammenstehen, wodurch die Vermuthung, man möge von solchen besondere Sammlungen veranfaßt haben, allerdings wahrscheinlich wird, theils aber und vorzüglich weist er auf die eigenthümliche Überschrift (ספר), hin, welche die in diesen Capiteln enthaltenen Drafel fast alle darthelen und die daher vom Sammler herkommen müsse. Als besonders genau mit einander verbunden erscheinen ihm die vier kleinen Drafel in Cap. 21 und 22, worin ihm Bertholdt⁷⁶⁾ bereits voranging; ebendort erklärt er sich auch die sonst auffällige Erscheinung, daß Cap. 22, welches sich auf Jerusalem bezieht, gerade diese Stelle erhielt, dagegen Cap. 13 und 14 nicht mit Cap. 21, 1—10 beisammensehe. Wenn das erste Buch vom Propheten selbst gesammelt sein könnte (nur Cap. 7 möchte Jesaias nicht selbst ausgefertigt haben), so ist die Zu-

Weissagungen chronologisch geordnet, übers. u. erklärt. 1. Th. C. CXXII fg.

65) a. a. D. C. CXXIV.

66) a. a. D. 1. Th. C. 19. 67) Zett überf. u. Th. 4. Th. C. 1399. 68) Zett überf. u. Th. 74, 75. 70) Zett überf. u. Th. 74, 75. 71) Zett überf. u. Th. 74, 75. 72) Zett überf. u. Th. 74, 75. 73) Zett überf. u. Th. 74, 75. 74) Zett überf. u. Th. 74, 75. 75) Zett überf. u. Th. 74, 75. 76) Zett überf. u. Th. 74, 75.

sammenstellung des zweiten Buches nicht vor dem Ende des Exils geschehen. Von dem kleinen zu Cap. 10 gehörigen Fragment Cap. 14, 24–27 vermutet Gesenius⁷⁴⁾, daß es erst nach Vereinigung der Specialsammlungen aus Babel in das zweite Buch gelangt sei. Das dritte Buch ist er geneigt für später aufgefundenen Nachträge zu den früheren beiden Sammlungen zu halten. Mit Cap. 35 denkt er die Draßelsammlung geschlossen, weshalb unmittelbar darnach der historische Abschnitt folge, welcher vom Sammler aus den Büchern der Könige oder einer ihm und jenen zugänglichen Quelle entnommen worden⁷⁵⁾. Die Verbindung des vierten Buches, einer zusammenhängenden prophetischen Aufschrift an die Exulanten am Ende des Exils, geschah nach seiner Ansicht erst geraume Zeit nach dem Exil. Um dies wahrscheinlich zu finden, macht er auf die thematische Stellung des Buches nach Jeremia und Ezechiel aufmerksam⁷⁶⁾, welche unter dieser Voraussetzung nicht auffallen dürfte⁷⁷⁾.

Die drei Cyklen, welche Hendewert⁷⁸⁾ in dem ersten Theile des Buchs Jesaja Cap. 1–39, in den von ihm sogenannten protojesajanischen Draßeln unterscheidet, entsprechen den drei ersten Büchern nach der von Gesenius vorgeschlagenen Einteilung der Sammlung keinesweges völlig und sind weniger darauf berechnet, die jetzt vorliegende Ökonomie des Werks zu erklären, als alle Abschnitte streng chronologisch zu ordnen. Auch darf man nicht vergessen, daß die fremdartigen Stücke, so weit sie Hendewert in dieser Capiteldreie annimmt, dabei außer Berücksichtigung bleiben. Man gewinnt diese Cyklen, wenn man zum ersten Buche, wie es Gesenius ganz einfach, ohne die Reihenfolge der Capitel zu unterbrechen (unstreitig ein Vorzug seiner Ansicht), voraussetzt, außer dem Fragmente Cap. 14, 24–27 auch noch Cap. 17 hinzusetzt, und wenn aus dem zweiten Buche Cap. 20 und 22 ausgeschieden und mit dem dritten Buche verknüpft werden. In dem formellen Verhältniss der drei Cyklen steht Hendewert⁷⁹⁾ übrigens etwas Künstliches, ohne jedoch behaupten zu wollen, daß der Prophet sich dessen bewußt gewesen sei. „In den messianischen Abschnitten der Weissagungen über Juda und Israel im ersten und dritten Cyclus“, sagt er, „kamme Jesaja die auswärtigen Völker, ihr Schicksal und ihr Verhältniss zum jüdischen Staate kurz vor und während der messianischen Zeit nur wenig oder gar nicht berühren. Dieses thut er daher in dem zweiten Cyclus, in dem er jedes irgend bedeutsame Volk zum Gegenstande eines besondern Draßels macht, wobei dieser mittlere Cyclus eigentlich nur eine weitere Ausföhrung dessen ist, was in den messianischen Abschnitten aller Weissagungen über Juda und Israel gesagt wird, und jeder Cyclus zwar ein Ganzes für sich ausmacht, aber auch zugleich integrirender Theil eines

größern Ganzen ist, das durch alle drei Cyklen ganz gleichmäßig gebildet wird.“

Giehorn⁸⁰⁾ erklärt es, unstreitig mit polemischer Bezugnahme auf Gesenius, für ebenso „vergebliche Mühe“, das Buch des Jesajas in besondere Theile oder Bücher zu zerlegen, als wenn man jenseits wollte, wie der Sammler die vorgefundenen Stücke nach einer Sache oder Zeitordnung zusammengefaßt habe. Er duldet die Hypothese, daß durch Vereinigung aller kleinen Draßelsammlungen, welche nach Herstellung der drei großen Rollen des Jeremias, des Ezechiel und der zwölf kleinen Propheten von ungefähr gleicher Größe noch übrig geblieben, und „von denen eine oder mehrere entweder den Jesajas allein, oder schon ihn in Verbindung mit allerlei fremden Draßeln von Propheten aus verschiedenen Zeiten enthielt“, ohne jedoch „für eine beträchtliche Rolle stark genug“ zu sein, und durch Aufnahme des historischen Abschnitts über Jesajas aus den Büchern der Könige die sich erhaltene nach Jesajas benannte Draßelsammlung entstanden sei⁸¹⁾. Demgemäß behauptet er nun feil und fest⁸²⁾: „Es läßt sich dem Sammler schlechterdings kein anderer Plan unterlegen, als der, alle anonyme Weissagungen hinter der Rolle, welche den Namen des Jesajas an der Spitze hatte, so folgen zu lassen, wie sie in den kleinen Sammlungen, die er auf eine große Haut zusammenschreiben wollte, auf einander folgten.“

Aus wie vielen kleinen Sammlungen das Buch Jesaja gebildet worden, hat Gesenius mit jener Unterscheidung der vier Bücher wol nicht gradezu bestimmen wollen, was Vertholdt⁸³⁾ für etwas Unmögliches hält. So viel wird man ihm, wenn man unbefangen an die Untersuchung herantritt, gewiß zugestehen müssen, daß seine Abtheilung ungekünstelt ist. Allerdings könnten wenigstens die drei ersten Bücher wiederum aus kleinen Particularsammlungen zusammengeschmolzen sein. Aber der Versuch, diese nachzuweisen, kann um desswillen nicht wol glücken, weil man für diese kritische Operation jeder sichern Grundlage entbehrt. Vertholdt inessen gibt zu⁸⁴⁾, es hätten „ich bin und wieder einige Merkmale erhalten, woran man die Scheidpunkte der verschiedenen zusammengestellten ältern Sammlungen erkennen“ könne. Als Beispiel führt er die vier kleinen Draßel in Cap. 21 und 22 an; auch Cap. 24–27 ist er (nicht ohne richtiges Gefühl) geneigt, als ein dem Sammler besonders zugewonnenes Stück zu betrachten. Auch Cap. 13–20 möchte er für eine ehemals selbständige kleine Sammlung erklären. Daß Cap. 28–33 vorher auch ein Ganzes ausgemacht hatten, ist ihm wahrscheinlich, obgleich es „an keinem äußerlichen Merkmale“ zu erkennen sei⁸⁵⁾. Cap. 36–39 bezeichnet er⁸⁶⁾ als „ein besonderes Schriftchen, welches dem Redacteur in die Hände gekommen sei, ein

74) a. a. D. S. 22. 75) Vgl. Gesenius a. a. D. 1. Th. S. 935. 76) Talmud Baba Bathra fol. 14. col. 2, auch bei Gesenius abgedruckt a. a. D. S. 23 in der Anmerk. 77) Ähnlich urtheilt schon Giehorn (Einleit. ins X. I. 1. Th. S. 49. 50). 78) Des Propheten Jesaja Weissagungen. 1. Th. S. CXXIII. 79) a. a. D. S. CXXX.

80) Einleit. ins X. I. 4. Th. S. 126 (4. Zug. [Öttingen 1824]). 81) Vgl. a. a. D. S. 120 fg. 82) a. a. D. S. 126. 83) „Etwas „Anonymische Urkunden“, jedoch nicht ausdrücklich, hat auch Vertholdt (a. a. D. 4. Th. S. 1393 fg.) vermutet. 84) a. a. D. S. 1394. 85) a. a. D. S. 1402. 86) a. a. D. S. 1405.

Fragment von der epitomirten Chronik des Reiches Juda, welche dem Verfasser der Bücher der Könige als Quelle gedient hat.“ Cap. 40—66 sollen zwar wahrscheinlich schon als ein Ganzes dem Redacteur zugekommen, aber „nicht auf einmal einzeln zusammengelesen“ worden sein, so daß auch diese Abtheilung „nur durch ein fortgehendes Zusammenschreiben des Einzelnen, wie es der Zufall in die Hände führte, zu Stande gekommen“ wäre. Dabei wird noch als möglich angegeben, daß sie „durch Anreicherung früherer kleinerer Sammlungen zu ihrer Totalität erwachsen“ sei“).

Weyß mit Gesenius übereinstimmend äußert sich Knobel“) über diesen Gegenstand. Durch Freunde und Anhänger des Propheten, heißt es bei ihm, bildeten sich kleinere Particularsammlungen, welche „sich bis auf spätere Zeiten seorsim erhielten. Die älteste von ihnen mag Cap. 1—12 sein. Denn sie enthält noch kein unjesaiasisches Stück. Aber von Jesaias ist sie nicht gemacht, indem ihr die chronologische Anordnung des Einzelnen fehlt.“ Woher aber, läßt sich dagegen fragen, wissen wir denn, daß der Prophet darauf ausging, seine Orakel streng nach der Zeitfolge zu ordnen? Die Sammlung Cap. 13—23 erklärt Knobel mit Recht für jünger, weil sie schon nachjesaiasische Neben enthalte und theilte, weil sämtliche Überschriften in ihr, mit Ausnahme von Cap. 20, 1 den sonst im Jesaias nur noch Cap. 30, 6 vorkommenden Ausdruck *uqra* enthalten, so sei sie wahrscheinlich von einem Sammler in ihre jetzige Ordnung gebracht. Neben diesen „beiden Hauptsammlungen“ nimmt er drei kleinere an: Cap. 24—27, 28—33, 34—35, welche „nach und nach zu einer Hauptsammlung zusammengefaßt“ wurden. Dann wurde der historische Abschnitt Cap. 36—39, „eine Überarbeitung von 2 Kön. 18, 13—20, 19 ebenfalls von einem spätern Sammler beigegeben, um über Jesaias' Lebensverhältnisse Licht zu verbreiten und somit ein Hilfsmittel zum Verständniß seiner Neben darzubieten.“ Als letzten Beitrag zu der ganzen Sammlung bezeichnet er Cap. 40—66.

Noch ungleich streitiger, als die Eintheilung des Buches Jesaias in größere Abschnitte (Abtheil., Bücher, Abtheilungen, Cyclicen), ist das Urtheil über der einzelnen Orakel Anfang und Schluß. Eine Zeit lang herrschte eine wahre Sucht, möglichst viele kleine Stücke mit mehr oder weniger Schein des Reichs von einem wohlgeordneten Ganzen abzulösen und wol gar den verschiedensten Zeiten und Verfassern zuzuschreiben. Wenn J. B. Koppe sonst das Verdienst hat, das Bedürfnis einer kritischen Behandlung zuerst lebhaft empfunden und durch seine Arbeit auch bei Andern angeregt zu haben“), so hat er auf der andern Seite durch sein Beispiel jene gefährliche Methode in Aufnahme gebracht, indem besonders der geistvolle Eichhorn und der mehr durch Sammelreiß als scharfsinnige Combination sich auszeichnende Bartholdi

seinen Binken folgten. Nachdem jedoch Jahn, Rosenmüller, de Wette und Gesenius, jeder in seiner Weise, dieser Verirrung lebhaft entgegengetreten waren, ist von den neuesten Erklärern (Higig und Maurer, weniger von Hendewert) auf dieser Bahn fortgeschritten, so daß dieses Unwesen als überwunden anzusehen ist. Gesenius zerlegt Cap. 1—12 in acht Orakel: a) Cap. 1. b) Cap. 2—4. c) Cap. 5. d) Cap. 6. e) Cap. 7. f) Cap. 8, 1—9. g) Cap. 9, 7—10, 4 und h) 10, 5—12, 6. Bei Higig reducirt sich die Zahl auf sechs, weil er Cap. 5 mit Cap. 2—4 vereinigt und dann wieder Cap. 7 mit 8, 1—9, 6 als ein Ganzes betrachtet. Hendewert unterscheidet nur sechs, nämlich a) Cap. 6. b) Cap. 1, 2—31. c) Cap. 2, 1—4, 6. d) Cap. 5, 7, 1—9 und Cap. 17. e) Cap. 7, 10—9, 6. f) 9, 7—12, 6 und Cap. 14, 24—27, hat also außerdem aus der Abtheilung Cap. 13—23 einige Abschnitte hinzugenommen. In dem zweiten Buche (Cap. 13—23) findet Gesenius 14 Orakel, nämlich a) Cap. 13, 1—14, 23 über Babel. b) Cap. 14, 24—27 über Assyrien (blos Fragment). c) Cap. 14, 28—32 gegen die Philister. d) Cap. 15 und 16 über Moab. e) Cap. 17, 1—11 gegen Israel und Damaskus. f) Cap. 17, 12—18, 7 gegen Ägypten. g) Cap. 19 über Ägypten. h) Cap. 20. Symbolische Handlung und Ausspruch gegen Israels Vertrauen auf Ägypten und Äthiopien. i) Cap. 21, 1—10. Untergang Babels. k) Cap. 21, 11—12 über Duma. l) Cap. 21, 13—17 gegen Arabien. m) Cap. 22, 1—14 an Jerusalems Bewohner bei einer bevorstehenden Belagerung. n) Cap. 22, 15—25 gegen den Schlosshauptmann Sebna, und endlich o) Cap. 23 gegen Tyrus. Higig hat auch hier wieder, aber nur zwei Mal, von Gesenius noch Getrenntes zusammengelesen; nämlich Cap. 17, 12—14 verbindet er mit B. 1—11 desselben Capitels, nimmt aber doch Cap. 18 als ein besonderes Orakel, und dann verknüpft er Cap. 21, 11—12 mit B. 13—17 dieses Capitels zu einem Orakel über Kedar. So ist die Zahl der Orakel bei ihm nur um eins geringer als bei Gesenius. Aufsteigender unterscheidet sich Hendewert's Abtheilungsweise, da sich dieser Bearbeiter des Jesaias bei Bestimmung der einzelnen Orakel Umstellungen erlaubt und in dem die jetzt erscheinenden 1. Abtheilung seines Werks blos die angeblich echten Stücke gebracht hat. Da er also Cap. 14, 24—27 und Cap. 17 mit Orakeln in Cap. 1—12 verbinden zu müssen glaubte, und Cap. 20, sowie Cap. 22 in die Orakelreihe Cap. 28—33 einschloß, hat er in dieser Capitelsreihe 13—23 nur fünf echte Orakel: a) Cap. 14, 28—32 Untergang der Philister; b) Cap. 15, 16 Untergang der Moabiter; c) Cap. 18, 1—19, 25 bevorstehendes Schicksal Ägyptens; d) Cap. 21, 11—17 Drangsale Seir's und Kedar's (trennt also ebenso wenig als Higig B. 11—12 zu einem besondern kleinen Orakel); und e) Cap. 23, 1—18 Phöniziens Schicksal. Das dritte Buch zerfällt bei Gesenius blos in drei Stücke, nämlich a) Cap. 24—27 „ein zusammenhängendes oder wenigstens in Ein Zeitalter gehöbendes, und von einem Verfasser herrührendes Stück aus der Zeit des Exils“, über die Verwüstung des Landes, die Rückkehr der Ju-

87) a. a. D. S. 1407, 1408. 88) Der Prophetismus der Hebräer. I. Th. S. 436 fa. 2. Th. S. 196 fg. 89) Nämlich in den Zusätzen und Anmerkungen zu der von ihm besorgten deutschen Uebers. von Rob. Lowth's engl. Uebersetzung des Jesaias.

den aus dem Exil und die Zerstörung der feindlichen Hauptstadt. b) Cap. 28—33 eine zusammenhängende Reihe von Strafreden gegen eine irreligiöse und lasterhafte Volkspartei im Reiche Juda, welche unter der Regierung Hiskia's bei der bevorstehenden Invasion Assyriens zum Bündnisse mit Ägypten rief, nebst dringender Abmahnung von einer solchen Verbindung, und Ankündigung eines gefährlichen Angriffs von Seiten der Ägypter. (Vesenius glaubt⁹⁰), der Prophet möge mehrere einzelne Aussprüche in dieser schriftlichen Redebeit in ein Ganzes gebracht haben. c) Cap. 34—35 Drakel über Ehom. Dazu kommt noch der geschichtliche Abschnitt Cap. 36—39 als „erklärende Beilage zu der Jesaianischen Drakelsammlung.“ Die Verbindung von Cap. 24—27 und die von Cap. 28—33 billigt auch Hitzig; dagegen trennt dieser Gelehrte Cap. 35 vom 34ten als ein eigenes Stück und sieht darin ein Drakel über die Rückkehr der Exulanten. Cap. 36—39 sind auch ihm eine junächst an Cap. 33 sich anschließende Beilage, besonders aber auf Erläuterung der Verhältnisse zur Zeit des Sennacherib und folgerweise von Cap. 28—33 berechnet. Daher vermutet er auch, daß sie früher, als Cap. 34—35, angeschlossen gewesen und nachher erst diesen neu hinzugekommenen Reben in der Stellung hätten weichen müssen⁹¹). Gewissmer endlich betrachtet in diesem Theile die meisten Capitel als besondere Weissagungen. Nämlich 1) Cap. 28 nach Zerstörung Samariens und baldige Züchtung der Gottlosen Jerusalems; 2) Cap. 29, 1—24 Verhinderung einer neuen Belagerung Jerusalems; 3) Cap. 30 Vorbereitung der Auslosigkeit des Bündnisses mit Ägypten und der endlichen Rettung durch Jehova selbst (hier wird auch als vierte Weissagung Cap. 20, Ägyptens und Äthiopiens Eroberung durch die Ägypter, eingeschoben); 5) Cap. 31, 1—32, 8 neue Strafreden gegen das ägyptische Bündniß, beschlossen mit neissianischen Hoffnungen; 6) Cap. 32, 9—29 Drohung einer Belagerung Jerusalems, gerichtet an die Frauen (als siebente Weissagung wird hier Cap. 22, 1—14 eingeschaltet und als dritte und letzte Verhinderung einer Belagerung Jerusalems bezeichnet, ebenso als achte Cap. 22, 15—25 Drohrede an Sennacherib); 9) Cap. 33 baldiger Untergang der Ägypter. Darnach fest in den historischen Anhang. Über die Einheit von Cap. 40—66 scheint kein Zweifel mehr obzuwalten, während Hiskia's noch 21 Stücke darin unterschieden⁹²), wie er in Cap. 1—38 mit Ausnahme des eigent-

lich historischen 44 Stücke (also im ganzen Jesajas 66) annahm. Vesenius äußert noch die Vermuthung⁹³), die letzten Capitel möchten früher geschrieben und also die Anordnung nicht chronologisch sein, weil in den ersten Capiteln größere Bestimmtheit herrsche, was aber Hitzig⁹⁴) befreit. Auch Stähelin⁹⁵) erklärt: „Das Ganze hat von Cap. 40 an einen recht guten und ungezwungenen Zusammenhang, und es ist also durchaus nicht nöthig, mit mehreren Kritiken anzunehmen, daß die letzten Capitel früher geschrieben worden seien, als die ersten. Zuerst weist der Prophet die Befreiung durch Gorus und fordert das Volk auf, in dem allgemeinen, alle Völker ergreifenden Schreden furchtlos zu sein; dann als die Befreiung nicht schnell genug eintritt, legitimirt er sich als Propheten, und zeigt, wie er nur auf göttlichen Auftrag hier rede und weisse, und deutet an, die Befreiung werde gewiß bald eintreten, wenn das Volk seinen Sünden entsage. Nun schilbert er des Volkes Betragen ausführlich, und geht darauf über zu zeigen, wie nur für die Frommen die Befreiung eintrete, nur sie Bürger des neuen Gottesstaates werden.“

Die Einsicht in die wahre Beschaffenheit dieser trefflichen Sammlung prophetischer Aussprüche, welche Jesajas' Namen trägt, ist allerdings nicht mehr neu; allein es blieb doch unserer Zeit vorbehalten, die darüber angestellte Untersuchung mit der Schärfe und Sicherheit zu führen, wie sie die Wissenschaft verlangt und die Wichtigkeit des Gegenstandes zu einer heiligen Pflicht macht⁹⁶). Nach Koppes Vorgange stellt Eichhorn⁹⁷) schon unbedenklich den Satz auf: in unserm Jesajas stehen manche diesem Propheten nicht zugehörige Drakel, welche „wie einzelne namenlose Perlen auf eine lange Schnur gereiht“ worden. Und Berrthold, dem man gewiß nicht den Vorwurf der Voreiligkeit in Begreifung biblischer Bücher

gen und Betrachtungen nach Bekanntmachung des Obiects; Cap. 54, 1—17 an Israhel über sein Glück nach überhandtem Exil; Cap. 55, 1—13 an die unentschiedenen Exulanten; Cap. 56, 1—9 Einladung an die Heiden, Gutes und Guten der Hebräer anzunehmen; Cap. 58, 1—14 Aufforderung zur Besserung in früheren Zeiten; Cap. 59, 1—21 Aufforderung zur Besserung bei Pandemonien; Cap. 60, 1—22 an Jerusalem über seine Weltberühmtheit; Cap. 61, 1—62, 12 Bekanntmachung eines Propheten in Palästina, daß die Rückkehr der Exulanten nächste bevorstehe; Cap. 63, 7—66, 25 Wiederherstellung Israels aus dem Exil und darauf folgende glückliche Zeiten; Cap. 66, 13—24 Allgemeines der Zerstörung Jerusalems. b) Zwischen 582—572 vor Chr. Vrb. Cap. 65, 1—6 über Ehom. c) Aus ungewisser Zeit, vielleicht in Manasse's Periode, zwischen 697—643 vor Chr.; Cap. 56, 10—57, 21 gegen die Verheerung aller Städte im Reiche, besonders gegen Babylon; und ebenfalls aus ungewisser Zeit Cap. 56, 1—17 Schilderung der letzten Gotteserben und der Sündensünder.

90) a. a. D. S. 826. 91) Bgl. Herr. Hitzig, Der Prophet Jesaja über. u. ausgef. S. 409. 92) In den beträchtlichen Propheten Bd. 1, 2 u. 3. Nämlich a) 18 Stück aus der Zeit am Ende des Exils und nach Begründung der neuen Colonie in Palästina; Cap. 40, 1—31 Ägyptische an die Exulanten in Babel, als die Rückkehr kündigt; Cap. 41, 1—49 Gorus in seiner großen Rolle den Exil unterwirft; Cap. 46, 1—49, 25 neues Aufstehen Israels im Vaterlande; Cap. 46, 1—43 gegen das Bündniß mit Ägypten und Nationalstolz im heidnischen Weltlauf; Cap. 47, 1—15 Spottgesang über die verführten babylonischen Mächte; Cap. 48, 1—22 Aufforderung, von Gorus' Exil Gedenken zu machen; Cap. 49, 1—50, 5 Widerlegung der Zweifel gegen die Wiederherstellung Judas; Cap. 50, 4—52, 6 Ermunterung, sich beim Exilenden das Exil zur Rückkehr anzuschließen; Cap. 52, 7—63, 12 Umständ-

gen und Betrachtungen nach Bekanntmachung des Obiects; Cap. 54, 1—17 an Israhel über sein Glück nach überhandtem Exil; Cap. 55, 1—13 an die unentschiedenen Exulanten; Cap. 56, 1—9 Einladung an die Heiden, Gutes und Guten der Hebräer anzunehmen; Cap. 58, 1—14 Aufforderung zur Besserung in früheren Zeiten; Cap. 59, 1—21 Aufforderung zur Besserung bei Pandemonien; Cap. 60, 1—22 an Jerusalem über seine Weltberühmtheit; Cap. 61, 1—62, 12 Bekanntmachung eines Propheten in Palästina, daß die Rückkehr der Exulanten nächste bevorstehe; Cap. 63, 7—66, 25 Wiederherstellung Israels aus dem Exil und darauf folgende glückliche Zeiten; Cap. 66, 13—24 Allgemeines der Zerstörung Jerusalems. b) Zwischen 582—572 vor Chr. Vrb. Cap. 65, 1—6 über Ehom. c) Aus ungewisser Zeit, vielleicht in Manasse's Periode, zwischen 697—643 vor Chr.; Cap. 56, 10—57, 21 gegen die Verheerung aller Städte im Reiche, besonders gegen Babylon; und ebenfalls aus ungewisser Zeit Cap. 56, 1—17 Schilderung der letzten Gotteserben und der Sündensünder.

93) a. a. D. S. 83, 34. 94) a. a. D. S. 458. 95) über den Inhalt des Jesajas Cap. 40—66, in den Theologiae Stud. u. Kritik von Ullmann u. Umbreit. 1831. S. 181. S. 561. 96) Eine recht überflüssige Darstellung des Ganzen, welchen die Kritik bei dem Buche des Jesajas von Pöpinas an genommen hat, findet man in Klieber, über die Wahrheit sammtlicher in dem Buche Jesajas enthaltenen Weissagungen. 1. Th. in der Einleit. 97) Einleit. 1. Th. 2. Th. S. 524. (S. 84. der 4. Ausg.)

oder biblischer Stücke machen kann, erklärt in seiner schlichten Weise ⁹¹⁾ „Will man den äußerlichen Charakter dieses Buches mit einem Worte bezeichnen, so ist es, bios den historischen Abschnitt Cap. 36—39 ausgenommen, eine prophetische Anthologie, worunter man sich aber keine absichtlich und planmäßig und mit Auswahl angelegte und gesammelte denken darf, sondern eine bios durch zufällige Zusammenstellung oder Zusammenreihung entstandene Sammlung dieser Art.“ Würde sich auch gar Mancheir träuben, auf solche Vorstellungen einzugehen, so schienen doch gar bald Cap. 40—66 für Jesaias am wenigsten geeignet werden zu können. Allein dabei blieb die Kritik nicht stehen. Eichhorn sagt es rund heraus ⁹²⁾, wenn man in den Charakter, den Inhalt und die Sprache der Weissagungen, welche unter Jesaias' Namen gesammelt sind, etwas tiefer eindringe, „so tragen nicht bios die Drazel hinter dem 39. Capitel, sondern auch manche, welche ihren Plaz vor dem 36. Capitel haben, theils Merkmale eines spätern Zeitalters, theils eines andern Verfassers an sich.“ „Es ist also“ folgert er weiter, „nicht wahrscheinlich, daß die Weissagungen, die bis zum 35. Capitel herablaufen, von Jesaias oder in den frühesten Zeiten des hebräischen Staates gesammelt worden sind. — Alle Umstände führen darauf, daß unser Jesaias eine nach dem babylonischen Exil gesammelte Anthologie von Drazeln sei, zu deren ersten Grundlage eine Sammlung Jesaianischer Weissagungen gemacht worden.“ Dies ist im Wesentlichen auch die Meinung der neuesten Kritiker, mit Ausnahme der wenigen, welche auf dem Standpunkte der frühesten Zeit seßbar, gewöhnlich die innere Kritik gegen sogenannte äußere Zeugnisse zurücksetzen und sich auf sie nur einlassen, weil die jetzige Zeit sie gebietrig fordert. Gesenius' trefflicher Commentar hatte natürlich die Streitfrage über die behauptete Unetheit eines ansehnlichen Theils im Jesaias nicht umgehen können, wenn er seiner Aufgabe genügen wollte und durch die Schärfe der Untersuchung die entgegenstehende Meinung zum Auftrassen aller ihrer Kräfte angespornt. Am gelungensten war untreilich die Nachweisung desselben über die nachjesaianische Abfassung von Cap. 40—66, auf deren Urheber er auch soß alle andern Stücke (nur Cap. 24—27 nicht), die er dem Jesaias absprechen zu müssen glaubt, mit sehr erheblichen Gründen zurückführen mochte. Darum wurde der Angriff der nicht Einverwandten gerade auf diesen Gegenstand vorzugsweise gerichtet. Besonders stellte sich Joh. W. Müller ⁹³⁾ diese Aufgabe; dann E. W. Hengstenberg ⁹⁴⁾. Kleiner dagegen unternahm fast gleichzeitig mit dem Letzten den mindestens sehr schwierigen Nachweis der Echtheit aller einzelnen in der Sammlung befindlichen Abschnitte ⁹⁵⁾; doch ist er in dem speciellern Theile seiner Argumentation nicht über

die ersten Capitel, d. h. über die hinausgekommen, an deren Echtheit zu zweifeln Niemandem einfiel. Er geht von einer Darstellung des äußern Beweises aus und stellt dann mehr Schwierigkeiten zusammen, welche die Gegner des Buches nicht wohl beseitigen könnten. Der sogenannte innere Beweis fehlt; bios vorbereitende Bemerkungen dazu beschließen das unvollendete geliebte Buch. Der Eindruck, welchen diese gewiß recht wohl gemeinte Exposition gegen die herrschende Ansicht auf die Zeitgenossen machte, scheint keineswegs bedeutend gewesen zu sein, obgleich ihr Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu Gebote steht ⁹⁶⁾. Am wenigsten wollte der Jesaianische Ursprung von Cap. 40 fg. in die Überzeugung der Kritiker Eingang finden, sobald Eichhorn ⁹⁷⁾ kurz darauf erklären konnte: „Die Untersuchungen über die Zeit der Abfassung der 27 letzten Capitel der dem Propheten Jesaias zugeschriebenen Weissagung sind in neuerer Zeit mit so viel Klarheit und Kenntniß geführt worden (er drückt besonders auf Gesenius' Commentar), daß man hätte erwarten sollen, die gewonnenen Resultate würden von Jedermann angenommen werden und es werde sobald Niemand mehr den Jesaianischen Ursprung dieser Weissagungen zu behaupten suchen.“ Zwei Gegenstände sind es vornehmlich, welche entscheiden. Einmal die in diesen Capiteln deutlich hervortretende Verschiedenheit von der Jesaianischen Sprache, dann aber zweitens die Lage und der Standpunkt des Verfassers dieser Capitel, welcher nicht der eines zur Zeit der Könige Josaphat, Asa und Hiskia wirkenden Propheten ist. Und diese beiden Punkte hält auch Eichhorn ⁹⁸⁾ den Bertheiligten Jesaianischen Abkunft dieser Capitel gestrichelt entgegen und hütet sich dabei vor aller Einmischung solcher Gründe, welche aus irgend einem dogmatischen Systeme hervorgehen, sobald das Gewicht seiner Bemerkungen die Gegner mit aller ihrer Schwere trifft, sie mögen auf seinem Standpunkte stehen oder nicht. Diefelben Erscheinungen liegen auch Cap. 13—14, 21 (so weit deren Echtheit angefochten wird), 24—27 und 34—35 deutlich vor Augen. Wenn daher in der katholischen Kirche noch der wackere Zahn ⁹⁹⁾ alle Stücke von

licher in dem Buche Jesaias enthaltenen Weissagungen. Ein kritischer Versuch. I. (Leipzig) 2b. (Wien 1822).

5) Als Bertheiliger der Echtheit trat auch Strudel auf in seinen ihm und seinen Kollegen herausgegebenen Zeitschrift für Theologie. 1830. 2. Heft. S. 44 fg. 6) Einige Bemerkungen über Jes. 40—66 in den Theol. Studien u. Kritiken v. Ullmann u. Umbreit. 1830. 1r Bd. S. 81. 7) a. a. O. S. 82 fg. Bgl. auch dessen Abhandlung: über den Inhalt von Jesaias Cap. 40—66 in den Theol. Studien u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. 1831. 2. Bd. S. 527 fg. 8) In der ersten Auflage seiner Einleit. in die hebr. Bücher des alten Bundes in vier Theilen. 1. Aufl. (2. Abt. II. Theil. S. 104. S. 456 fg.) gesteht er zwar: „ich selbst habe bei dem öfters wiederholten Studium dieses Propheten oft gewankt“; frey aber hinzugefügt: „glaube aber doch noch immer, daß alle Stücke des Jesaias sind.“ Auch Jour. Xtermann (Introduction in Manus sacros Vet. foederis (Vienna. 1825.) S. 104. p. 252, eigentlich das Jahr der Welt, bios wenig modifiziert), sagt gruppirt: „Non pauci Jesaiae vaticinia a perveris impugnantur, et omnia contra gentes effata, imprimis vero ultima 27 capita hinc prophetiae abjudicantur ac argumentis non levibus in tempora caeteris Babylonici rejiciuntur.“

93) Hist.-krit. Einleit. 4. Bd. S. 186. 94) Einleit. ins X. T. 4. Bd. S. 527. (S. 113 fg. der 4. Ausg.)

1) De authentico oraculo Isae, capp. 40—66. (Havniae 1825). 2) Aelter Bertheiliger der Echtheit einzelner Abschnitte in diesem großen Abschnitte vertritt den Kleiner a. a. O. S. XII, XIII. 3) Christologie des X. T. 1. Abt. 2. Abt. S. 172 fg. 4) Bgl. dessen Schrift: über die Echtheit sämtlicher

Jesajas ableitete, so hat jetzt Movers ¹⁾ derselben Confession angehörend, sich nicht scheuen zu erklären, „daß der letzte Theil des Jesajas und einzelne Weissagungen im ersten Theile nicht von dem Propheten herrühren, dem die spätere Zeit sie beilegt hat.“ Daß Hitzig, Maurer und Handewert in ihren ergötlichen Schriften, Knobel in seiner Darstellung des hebräischen Prophetismus und de Wette in seiner Einleitung nicht anders darüber urtheilen werden, läßt sich unter diesen Umständen nicht anders erwarten. Und wenn auch Augusti ²⁾ diese Ansicht nicht ganz zu der seinigen macht, so betrachtet doch auch er diese Sammlung als eine prophetische Anthologie, nur daß er den größten Theil derselben dem Jesaja vindiciren und keinen Haupttheil als unecht verwerfen möchte ³⁾. Auch er gibt zu, „sobald man bloß von historischen Gesichtspunkten ausgeht, wird man sich nicht überzeugen können, daß diese perspectivischen Zeitgemälde, worin so viele Zeitdetails enthalten sind, von Jesaja, der unter Asia und Hiskia lebte, herrühren können.“ Kleiner, der Wertheiliger der Echtheit ⁴⁾, sieht sich wenigstens genöthigt, die Sammlung des Ganzen durch Jesajas aufzugeben. „Ob die Sammlung,“ sagt er, „wie wir sie jetzt haben, gradezu aus den Händen des Verfassers gekommen sei, das möchte beweisen, und wie ich glaube, mit überwiegenden Gründen, eher verneint, als behauptet werden können.“

Auch ist dieses Resultat der neuesten Kritik ⁵⁾ keineswegs so beschaffen, daß der Verehrer der Bibel das durch irre werden könnte. Sehr wahr macht schon Eichhorn ⁶⁾ undeutliche, forschende Leser aufmerksam, was aus der Annahme eines im Erit lebenden Verfassers der dem Jesajas abgesprochenen Stücke folge: „Die Drafel bleiben, was sie waren; nur die Zweifel schwinden, die Schwierigkeiten verlieren sich, und der Ursprung der Gemälde des Propheten fällt Zug für Zug in die Augen.“ — Die Bilder und Schilderungen sind dann, wie bei allen Propheten, aus ihrem Zeitalter und ihrer individuellen Lage geflossen. — Die Drafel selbst bleiben immer, für was sie auch Andere anerkennen — echte Bezeugungen der Gottheit. — Frage sich Jeder und gelasse, was ihm sein Herz antwortet, ob er nicht bei diesen Vorstellungen seinen Jesajas beruhigter aus der Hand legen könne? — Sind die prophetischen Aussprüche des Jesajas von den Schicksalen des Hereds Sarrerid's deshalb keine Drafel, oder vielleicht unbedeutend,

weil sie bloß von einem Zeitgenossen und nicht Jahrhunderte vorher bekannt gemacht wurden? In demselben Sinne äußert er anderwärts ⁷⁾: „Freilich könnte man klagen: so verlieren wir die Weissagungen mit den speciellsten Darstellungen Jahrhunderte vor ihrer Erfüllung! Die verlieren wir allerdings; aber es bleiben doch die allgemeinen, die in so späte Zeiten gehen; und jene verlieren wir mit großem Gewinne. — Für wen sollten doch die speciellsten Darstellungen der Ereignisse in der spätesten Zukunft sein? Doch wol für uns aus der spätern Nachwelt nicht, die wir durch andere stärkere Gründe überzeugend belebt sind, daß Jesova der einzige allmächtige Regierer der Welt sei; sondern unfreilich für die Juden. Und was konnten sie aus diesen speciellsten Darstellungen für Nutzen ziehen, den ihnen nicht auch die allgemeinen gewähren konnten?“

Warum aber diese nichtjesajanischen Abschnitte gerade zu dieser Sammlung kamen, wird sich schwerlich auf eine Alle befriedigende Weise beantworten lassen. Eichhorn's sehr unwahrscheinliche Hypothese darüber ist schon früher erwähnt. Döbereiner ⁸⁾ glaubte dagegen, der Urheber dieser Stücke habe auch Jesaja geheißen, und allerdings ist eine solche Namensgleichheit sehr möglich. Auch gereichte es dem Sammler gar sehr zur Entschuldigun, wenn er dadurch irre geleitet worden wäre. Außerdem trat dieser Deutero-Jesaja seinem Namenvetter aus älterer Zeit würdig zur Seite. Nach einer dritten Meinung geschah die Vereinigung, weil die unechten Stücke ganz in Geist und Manier des Jesaja, auch wol gar in gleichem Style geschrieben waren. Allein gerade die Differenz der Darstellung und des Inhaltes, welche man zwischen den beweisfesseln und den echtsjesajanischen Abschnitten bemerkt hatte, war ja ein Hauptgrund, daß man so Manches als unecht auswich. Die religiös-politischen Grundsätze, die Idee der Bestrafung des einen feindlichen Reichs durch das andere sind keineswegs, wie Augusti glaubt ⁹⁾, dem Jesajas eigenthümlich, sondern allgemeine Voraussetzungen des hebräischen Prophetismus. Auch ist eine solche kritische Untersuchung der Einsachheit des Zeitalters fremd, in welchem das Buch Jesaja entstand. Vielleicht ist die Verbindung nur zufällig, ohne daß ein Sammler dabei einen bestimmten Zweck vor Augen gehabt hätte. Die Juden liebten es übrigens, das anonym überlieferte an bekannte Namen anzureihen, ohne dabei Täuschung zu beabsichtigen. Auch ist es überhaupt sehr natürlich, bei Schriften, die uns anziehen, durch Vermuthung auf den etwaigen Verfasser kommen zu wollen, und eine sehr gewöhnliche, sich noch immer wiederholende Erfahrung, daß solche Vermuthungen leicht in Überzeugung übergehen und dann durch Mittheilung die Gestalt begründeter Überlieferung annehmen.

Unter die unechten (pseudoesajanischen), wie Einige sich ausdrücken, oder deuterojesajanischen, was andere vorgehen) Abschnitte ist alles dasjenige nicht zu rechnen,

15) a. a. D. S. 105.

16) Christl. Religionsunterricht.

2. Th. S. 183 u. 217.

17) Einleit. ins X. I. S. 297.

2. Ausg.

beruht sich aber gar schnell, indem er hinzusetzt: „Tamen offertur se argumenta gravia, quae has partes Jesaiae vindicant.“

9) Vgl. meine kritische Schrift: *De utriusque recensionis vaticiniorum Jeremiae* — Isidore et origine (Hamb. 1837, 4.) und seine Abhandlung: *Über die Weissagungen gegen Tyrus bei Jesajas Cap. 23 in der von der katbol. theol. Facultät zu Tübingen herausg. katbolischen Quartalschrift*, 1837, 3. Heft. S. 506. 10) Einleit. ins X. I. §. 207. (2. Ausg.) 11) Vgl. auch §. 205. 12) Vgl. beson. öfter angeführte Schrift. S. 110 ff. 13) Als Gegner derselben vertritt sich namentlich auch Fritze's Schüler in seiner *Wiedergeb. der Einwurfs gegen die alttestamentlichen Weissagungen an dem Drafel des Jesajas über den Untergang Babels*, Cap. 15—14, 23 (Mottsch. a. N. 1835). 14) Einleit. ins X. I. 4. Th. S. 93—95. (4. Ausg.)

was Jesaias selbst von Andern entlehnt hat. Das bedeutendste Stück dieser Art steht Cap. 15—18, das Drama gegen Moab. Nach Gesenius¹⁸⁾, dem auch Gramberg¹⁹⁾ beitrifft, stammt es von einem Zeitgenossen des Jesaias oder einem etwas älteren Propheten, so daß Jesaias nur 10, 13 fg. hinzufügte. Knobel²⁰⁾ erklärt sich für das Letztere und denkt die Weissagung ursprünglich veranlaßt durch des israelitischen Königs Jerobeam II. glückliche Unternehmung, sein Reich zu erweitern. Dabei ist er nicht abgeneigt, die Ansicht von Hippi²¹⁾, daß Jonas, der Sohn des Amnithai, Verfasser sei, zu unterstützen, ohne sie jedoch mit demselben als eine „für den Kritiker wahrhaft notwendigem“ anzuerkennen²²⁾. Woher Nothbedeutsam war es, wenn man annahm, das Drama sei wirklich Jesaianisch und nur zwei Mal von ihm ausgesprochen²³⁾; denn Chorakter und Sprache sind bis auf den Schluss von Cap. 16 mit Jesaianischer Abkunft²⁴⁾ schwerlich zu vereinigen. Doch vertheidigt diese Ansicht neuerdings sehr lebhaft Hendewert²⁵⁾, unter besonderer Rücksichtnahme auf Hippi. Er erklärt das Drama für „eins der schönsten prophetisch-poetischen Gemälde“, tadelt an Hippi, daß er die Rede darin als schwerfällig und langsam fortsetzend bezeichne. Der Prophet „sieht von Jerusalem“, sagt er, „gleichsam mit sinnlichem Auge nach Moabit²⁶⁾ über das todte Meer hinüber und schildert uns das Schicksal Moab's in dem Bilde, in welchem seine schillernde Dichterpantastik ihn Moabitis schauen läßt.“ Vorzügliches Gewicht legt er aber auf die ihm behauptete große Ähnlichkeit mit dem vorübergehenden Drama gegen Philistad; in die dieser Beziehung hervorgehobenen Momente und Situationen sind jedoch von solcher Art, daß sie in Drama gegen die kleinen den Hebräern benachbarten Völker in einer gewissen Periode der betrüblichen Geschichte auch bei verschiedenen Propheten leicht wiederkehren konnten. Die Sprache ist mit der dem Jesaias sonst eigenthümlichen zweifelsohne nicht einmüthig. Cap. 16, 13—14 betrachtet Hendewert²⁷⁾ als eine Nachschrift, welche Jesaias hinzufügte, „als die Gestaltung der politischen Verhältnisse eine baldige Erfüllung jenes Dramas“, das nur von der sittlichen Idee und der dichterischen Phantasie eingegeben war, und sich daher um die Zeit und die Er-

füllung in ihr gar nicht kümmerte, erwarten ließ.“ Das Drama selbst steht er in das erste Jahr des Hiskia, die Nachschrift etwa drei oder vier Jahre später²⁸⁾. Das Stück dem Propheten Jeremias zuschreiben²⁹⁾, dazu lag wol der Grund in dem nicht richtig erkannten Verhältnisse desselben zu Jer. 48. Nach Greder³⁰⁾ sehr scharfsinniger Combination gehört der Ausdruck ins J. 741 vor Chr. Geh, als das assyrische Heer unter Tiglath-Pileser, dem Könige Moab Weisung zu leisten, die Lämder der gegen ihn Verbündeten angriff. Denn das moabitische Land, in großer Gefahr, konnte sich nur zu retten hoffen, wenn es die früher gelösten Verhältnisse mit dem Reiche Juda wieder antnüpfe und dieses die Assyrieren sich für dasselbe verwendete. Der Prophet erkannte die damit für sein Vaterland verbundene Gefahr und warnt gegen die Annahme solcher Anerbietungen. Da aber die Assyrieren den Grenzfluß, Arnon, nicht überschritten, nahm Jesaias den Spruch wieder auf, wahrscheinlich in der Zeit der assyrischen Verheerungen gegen Agypten etwa um das J. 716. Daher erhielt dieses Stück unter Jesaias' Drama mit Recht seine Stelle und durch den angeführten Schluss eignet dieser den Ausdruck sich selbst an.

Auch der schöne messianische Ausdruck Cap. 2, 2—4 wird von Manchen so angesehen, als habe ihn der Prophet Jesaias selbst entlehnt. Gesenius³¹⁾ bezeichnet ihn als „Text oder Erordium“ zu dem folgenden Drama Cap. 2, 5 fg., von Jesaias gewöhnt, als eine damals derühmte Weissagung, wie er Cap. 5 in der kleinen Parabel B. 1—6 und Cap. 8 in der Erzählung B. 1—4 ein Thema voraussetzt. Auch Hippi³²⁾, Knobel³³⁾ und Hendewert³⁴⁾ sind dafür, daß Jesaias diese Verse selbst aufgenommen habe. Nur darüber ist Streit, woher der Ausdruck stamme. Merkwürdigere Weise findet er sich nämlich auch Micha 4, 1—3 mit geringen Abweichungen³⁵⁾. Hier lag nun die Frage sehr nahe, bei welchem von beiden stand er ursprünglich, obgleich es auch möglich wäre, daß ihn der eine wie der andere anderswoher empfing. Lowth³⁶⁾ und Meckhaus³⁷⁾ sind mit ihrer Meinung, daß die Stelle im Jesaias Original sei, allein geblieben; Gesenius³⁸⁾ und Hendewert³⁹⁾ sehen vielmehr in derselben nach dem Vorgange von J. D. Michaelis⁴⁰⁾

18) Comment. zu Jesaias. 1. Th. S. 508 fg. 19) Keil. Gesch. der Königsbücher des A. T. 2. Th. S. 294. 20) Der Prophetismus der Hebräer. 2. Th. S. 124 fg. 21) Das Propheten Jona Drama über Moab (Hebr. 1831, 4) und der Prophet Jesaias über u. r. e. l. S. 178 fg. 22) Sehr richtig bemerkt er (a. a. D. S. 129): „Wie viele Propheten nennen die historischen Bücher des A. T., deren Reden nicht auf uns gekommen sind, und wie viele prophetische Reden besitzen wir, deren Verfasser in den historischen Büchern nirgends erwähnt werden!“ Vgl. auch Greder's Gegenbemerkungen gegen Hippi's Hypothese in den theol. Stud. v. Keilens von Ullmann u. Umbreit. 1833, 2. Bd. S. 778 fg. 23) So Amalinius ad caput XV prophetas Isaac in den von J. D. Michaelis herausgegebenen Dissert. ad sacra, lit. et phil. orient. p. 631, der sich auf Hugo Otterius beruft; Paulus im philolog. Classis S. 107, und Jahn, Einleit. 2. Th. II. 24) S. 445, 474 fg. (2. Ausg.). 24) Vgl. auch Knobel a. a. D. 2. Th. S. 125. 25) Des Propheten Jesaias Weissagungen. 1. Th. S. 386 fg. 415 fg. 26) a. a. D. S. 414.

27) a. a. D. S. 415. 28) So nach Koppé p. B. das erregt. Handb. 6. Stück. S. 171, u. Wertbold in der bibl. theol. Crit. 4. Th. S. 1339 u. 1338, ohne irgend einen Grund dafür anzugeben. Wüstenberg ist die Meinung schon von Dom. a. Calla, d. i. d. g. observat. erregt, crit. ad Jerp. vaic. p. 20 sq. Gesenius, Comment. 1. Th. S. 510 fg. 29) Über die geistliche, Auffassung und Stellung des prophetischen Ausdrucks Jesaias Cap. 15 u. 16 in den theol. Stud. v. Keilens von Ullmann u. Umbreit. 1833, 2. Bd. S. 777 fg., besonders S. 792—795. 30) Philol.-lit. Comment. über den Jer. 1. Th. S. 177. 31) Der Prophet Jesaias über u. r. e. l. S. 22. 32) Der Prophetismus d. Hebr. 2. Th. S. 158. 33) Des Propheten Jesaias Weissagungen. 1. Th. S. 66. 34) f. die Zusammenfassung beider Stellen des Gesenius (Comment. über d. Propheten Jeremias. 1. Th. S. 177). 35) Anmerk. zum Jesaias. 2. Th. S. 46 der deutschen Übers. 36) Über die Integrität der prophet. Schriften. S. 64 fg. 37) Philol.-lit. Comment. ab. b. Jer. 1. Th. S. 178. 38) Des Propheten Jesaias Weissag. 1. Th. S. 66. 39) Anmerk. für Ungelernte. 3. Th. 1. Hft. S. 5.

einen ursprünglichen Bestandtheil des Micha, weil sie bei diesem fortgesetzt werde, im Jesaias dagegen abgebrochen stehe. Ebenso urtheilen Eichhorn⁴⁰⁾ und Gredner⁴¹⁾ darüber, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie im Jesaias bloße Glosse sein soll. Nach Eichhorn wurde die Interpolation dadurch veranlaßt, daß der Anfang des Drafels Cap. 2, 5 befreit, oder weil man sich eines parallelen, obgleich dem Sinne nach sehr verschiedenen Ausdrucks erinnerte. Nach Gredner geschah sie, weil die Aussprüche der Grundsammlung (Cap. 2—12) schweres Ungeheuer über Juda verflünden. Gesenius erinnert dagegen, daß B. 5 seinen possessiven Anfang eines Drafels bilde, worin jedoch Gredner anderer Meinung ist, daß man von Interpolation wortliche Aufnahme der entlehnten Stelle erwarten müsse, was sich aber auch gegen Entlehnung durch Jesaias anwenden läßt, und daß Bezeichnung einer so langen Parallelsstelle für einen Ausdruck unvollständig sei. Auch Kertthoff⁴²⁾ betrachtet die Stelle als Bruchstück eines ältern messianischen Drafels, über welches Micha „commentirt“ und von dem „auch noch Zach. 8, 20—23 einen etwas freien Gebrauch macht.“ Im Jesaias ist sie nach seiner Meinung eingeschoben, weil ein Befehl der Jesaiasianischen Sammlung Cap. 2, 6—Cap. 12 dies „bei der Nation allgemein bekannt und beliebt gewordene Fragment derselben einverleiben wollte, ohne sie aber zu verwerfen; er schied es also vorn am Rande bei; bei Erneuerung des Manuscripts wurde es aber dann eingerückt und an den Anfang der Sammlung gestellt, bloß als Sinn- oder Denkpruch, der die schönste und heiligste Lösung der Nation aussprach.“ Nach Rosenmüller⁴³⁾ ist die ganze Untersuchung über die Ursprünglichkeit der Stelle bei Jesaias oder Micha eitel, und Knobel⁴⁴⁾ bemerkt: „Da beide Propheten Zeitgenossen sind, so kann man nicht wohl annehmen, daß der eine den Anspruch vom andern entlehnt habe, und es bleibt die Annahme, daß die Weissagung einem ältern Propheten angehöre, immer die wahrscheinlichste.“ „Viel leicht“, setzt er hinzu, „hat sich der kurze, einfache und einbringliche Anspruch im Munde des Volks fortgepflanzt, und ist von beiden Propheten aus der Ueberlieferung entlehnt worden.“ Paulus⁴⁵⁾ läßt die ganze Frage als un beantwortlich dahin gestellt. Koppe⁴⁶⁾ fand es wahrscheinlich, die Stelle möge sich „als Fragment einer längern Weissagung ohne Namen unter der Nation“ erhalten, und da sie bald dem Jesaias, bald dem Micha zugeschrieben worden, auch in deren Drafelsammlungen gesetzt sein. Hübner⁴⁷⁾ endlich entschied sich für Abfassung der Stelle durch den Propheten Joel, wegen der derselben zu Grunde

liegenden Idee, daß die glückliche Zukunft nicht vom Micha, sondern von Gott selbst ausgehe, und wegen des vollkommenen Rhythmus, wie er sich nur bei Joel finde. Gredner⁴⁸⁾ jedoch will ihm dies in keiner Weise zugestehen, sondern sucht seinen Gründen ihre Beweisraft zu rauben⁴⁹⁾.

Es wäre ein ganz natürlicher Fortschritt der Kritik gewesen, sich nicht bei dem bloß negativen Resultate zu beruhigen, das in der Jesaiasianischen Sammlung mancher Abschnitt unecht sei, sondern sich auch darüber wo möglich Aufklärung zu verschaffen, von wem denn diese fremdartigen Bestandtheile herrühren. Weil es aber dieser positiven Seite derselben bei dem Buche des Jesaias an geschichtlicher Grundlage gebricht, und diese Combination nach Inhalt und Sprache, wenn sie zu mehr als negativem Resultate gelangen will, gar leicht in bodenlose Willkür ausartet, so hat sich auf diesem Felde die Hypothese viel weniger versucht, als anderwärts. Wer sollte auch nicht mit Scheu herantreten an diese Aufgabe, wenn, wie Hübner sagt⁵⁰⁾, die „wirklichen Verfasser“ der dem Jesaias beigelegten, aber nicht von ihm verfaßten Drafel schon damals „gänzlich unbekannt waren,“ als diese dem echten Stücke angegeschlossen wurden. Dater⁵¹⁾ ist es ganz natürlich, wenn sogar der sonst nicht allzu bedenkliche Eichhorn⁵²⁾ erklärt: „Am wenigsten nehme ich mir heraus, die Zahl der Propheten zu bestimmen, von denen Reden in unserm Jesaias vorkommen;“ er geht mitthil den von ihm für unecht gehaltenen Abschnitten nicht weiter, als daß er sie einem Ungenannten zuschreibt unter allenfallsiger Zeitbestimmung. Dagegen haben andere Kritiker einige Stücke dem Jeremia beigelegt. So schon Koppe⁵³⁾ Cap. 30, 1—27. Er glaubt, diese Stelle sei gegen die nach der Eroberung Jerusalems in Judäa zurückgelassenen Juden gerichtet, welche sich nach Ägypten begeben wollten (vgl. Jer. 42—46). Allein die darin enthaltenen Beziehungen auf die assyrische Nacht sind zu deutlich⁵⁴⁾, Darstellung und Sprache ganz Jesaiasianisch. Werthhold⁵⁵⁾ findet wahrscheinlich, daß Cap. 21, 14—17, das Drafel gegen Arabische Völkerhorden, dem Jeremia angehöre, ohne jedoch sich auf Gründe einzulassen. Mit noch mehr Zuversicht weist er denselben Propheten Cap. 15, 1—16, 14, das Drafel gegen Moab, zu⁵⁶⁾. So geneigt Hübner⁵⁷⁾ ist, Klageplaten auf Jeremia als ihren Urheber zurückzuführen, so hat er es doch bei seinem einzigen der unechten Stücke im Jesaias gethan. Dagegen schreibt Movers⁵⁸⁾ demselben mit großer Entschiedenheit

40) Einleit. ins X. B. 4. Th. S. 551. S. 134. 135. 4. Ausg.

41) Der Prophet Joel überf. u. erklärt. S. 75, vgl. S. 72. Vgl. auch Hartmann, Micha überf. S. 26 fg. 42)

Opferkrit. Einleit. 4. Bd. S. 1379—1401. 43) Scholia in Jesaias vaticana, Vol. I. p. 64. ed. 8.

44) Der Prophet Jeremia der Hebräer. 2. Th. S. 198. 45) Einleit. zu Jer. 2.

46) In den Aufgaben zu Lohm's überf. des Jesaias. 2. Th. S. 46.

47) In den Aufgaben zu Lohm's überf. des Jesaias. 2. Th. S. 2—4 in der überf. Studien u. Kritiken von Ullmann u. Ullmann. 1829. 2. Hft. S. 349 fg.

48) Einleit. v. B. u. A. Briefe gegen. XV.

48) Der Prophet Joel überf. S. 72 fg.

49) Vgl. jedoch,

was Hübner selbst zu seiner Vertheidigung bemerkt, der Prophet Jesaias. S. 21 fg. Schreiben mit Hübner's Aufsatz auch in „Journ. d'Année der gesammten Bibel. 1832. 2. Bd. 3. Hft. S. 286—294.

50) Der Prophet Jesaias überf. u. ausgelegt. S. XXXVI. 51) Einleit. ins X. B. 4. Th. S. 528. 4. Th. S. 127 der 4. Ausg.

52) In den Aufgaben zu Lohm's überf. des Jesaias. 8. Th. S. 130. 53) Vgl. Werthhold, über die Integrität der prophet. Schriften. S. 148 fg. u. Werthhold, Einleit. 4. Th. S. 1391. 1392.

54) a. a. D. 4. Th. S. 1390. 55) a. a. D. 4. Th. S. 1389 u. 1398.

56) über die Weissagung gegen Araber bei Jesaias Cap. 23, in der Apocryph. Quartalschrift, Dec.

und Cap. 6, 15, 16, 17 sind nach ihm aus Parallelen entlehnt. Auch Geseñius findet verglichen Cap. 3, 1, 7, 8, 17, 20, 8, 7, 9, 14, (12, 2.) 29, 10, 63, 10 und ist auch geneigt, manche Überschriften dahin zu rechnen⁷⁵⁾. Hingig nimmt ihm bei, betrachtet aber auch Cap. 7, 15, 10, 5 (zum Theil). 11, 13 (die letzte Versabsicht). 13, 1, 14, 28, 15, 1; die Überschriften in Cap. 17, 1, 19, 1, 21, 1, 21, 11, 22, 1, 23, 1; ferner 19, 16—25, 30, 6 (den Anfang) und 26 (den Schluss) und 40, 7 (das letzte Versglied) in demselben Lichte⁷⁶⁾. Dendewert verteidigt zwar wie Rosenmüller die meisten dieser Stellen gegen solche Annahmen, z. B. die Stellen 3, 1, 7, 8 (nur etwas corruptirt sei der für unecht gehaltene Halbvers), 7, 20, gibt aber doch Cap. 7, 17 ein Glossen zu⁷⁷⁾. Viele der in dem Text eingebrungenen Glossen sind für den Erklärer brauchbar, obschon sie den Eindruck der Darstellung gewöhnlich fälschen. Zu diesen Glossen gehören aber nicht solche Stellen, wo Jesaias selbst später einen Zusatz gemacht zu haben scheint, wie dies nach Hingig⁷⁸⁾ mit Cap. 22, 24, 25 der Fall sein soll. Ebenso sind davon zu unterscheiden die Stellen, welche angeblich andere Verfasser Jesaianischer Stücke zu ihren eigenen Arbeiten später hinzugefügt haben sollen, z. B. nach Hingig⁷⁹⁾ Cap. 23, 11 fg.

Außer den Drakeln, welche uns unter Jesaias' Namen erhalten sind, werden diesen Propheten in der Chronik auch noch zwei historische Werke beigelegt, eine Geschichte des Königs Usia (2 Chron. 26, 22) und eine Geschichte des Hiskia (2 Chron. 32, 32). Letztere wird jedoch Gesicht des Jesaias (עֵינַי יְהוֹשֻׁעַ) genannt, und bildet nach der Chronik einen Bestandteil von dem Buche der Könige Jeraels und Juba's⁸⁰⁾. Der Name Gesicht rechtfertigt sich dadurch, daß die Biographie von einem Propheten herrührt (vgl. 2 Chron. 9, 26). Geseñius erklärt es aber für wahrscheinlich⁸¹⁾, daß in der von der Chronik berücksichtigten Quelle die Jesaianische Sammlung selbst, und insbesondere Cap. 36—39 darin, unter jener Bezeichnung verstanden sein könne. Ähnlich Knobel⁸²⁾. Hingig vermutet⁸³⁾, daß auch die Biographie des Usia nach der Vorstellung des Chronisten einen Theil des Buches der Könige Juba's und Jeraels ausgemacht habe, erklärt den Ausdruck, Gesicht Jesaias, für ein bloßes Metonymon, wodurch der Absicht in demselben voluminösen Werke genauer angezeigt werden sollte, und steht in dem damit Bezeichneten jene in zwei Recensionen (Jes. 36—39 und 2 Kön. 18—20) erhal-

tene Urkunde. Dendewert⁸⁴⁾ glaubt, Jes. 36—39 könne eine Fortsetzung der Schrift des Jesaias sein, welche Gesicht desselben heiße, „und zwar von fremder Hand, nicht aber ein Bruchstück desselben,“ weil jene vier Capitel nicht von Jesaias selbst herrühren. Als verloren gegangen betrachtet auch Dendewert⁸⁵⁾ diese historischen Schriften des Jesaias, sodas sich aus ihnen, „los Excerpte wol aber nur mittelbarer Natur,“ in den historischen Büchern des A. T. und dem Buche Jesaias erhalten hätten.

Auch als Psalmenbichter ist Jesaias angesehen worden, z. B. von Plalm 46⁸⁶⁾ und 76⁸⁷⁾. Dendewert⁸⁸⁾ findet es nicht unwahrscheinlich, erklärt aber doch zugleich, man könne es nie bis zur entschiedenen Gewisheit darüber bringen. Merkwürdiger ist es, daß dem Propheten auch einige Schriften untergeschoben wurden, offensbare Folge des großen Ansehens, welches er bei Zeitgenossen nicht nur, sondern auch späterhin allgemein genoß. Schon Origenes⁸⁹⁾ erwähnt eine solche, jedoch bloß als *ἱστορία ἀνέκδοτος*. Die apostolischen Constitutionen verdammten sie als verderblich und lügenhaft⁹⁰⁾. Epiphanius kennt sie unter dem bestimmten Namen *Ανταράχης ἱστορίας*, und erzählt, daß zwei Ketzepartien (die Archontisten und die Hieratisten) ihre Irrthümer durch dieselbe zu verteidigen suchten⁹¹⁾. Hieronymus berichtet⁹²⁾, daß einige 1 Kor. 2, 9 als ein Citat aus der Ascensio Jesaias anführen, und die Priscillianisten sich der Wissen Jesaias bedienen⁹³⁾. Ambrosius⁹⁴⁾, sowie der Verfasser des Commentars zum Matthäusevangelium, welcher sich unter des Hieronymus Worten befindet⁹⁵⁾, müssen das seltene Buch gelesen haben. Allein seit dem 5. Jahrh. n. Chr. Geh. bis zum 11. Jahrh. wird keine Notiz mehr davon genommen. Doch haben die Nestorianer oder Bogomiten im Oriente⁹⁶⁾ und die Katharer im Abendlande⁹⁷⁾ in einem handschriftlichen Kataloge auf der pariser Bibliothek *ἱστορία ἑσπέρη* erwähnt, und nach Sirtus von Siena⁹⁸⁾ wurde zu Benedict 1522 eine lateinische Uebersetzung davon gedruckt. Diese Angabe desselben hat man mit Unrecht bezweifelt; denn durch Auffindung von Exemplaren zu München und Kopenhagen ist seine

84) Des Propheten Jesaias Weissagungen. 1. Th. S. CXL. 85) Hiftor.-krit. Einleit. 4. 2d. S. 1352. 86) Bgl. Kap. mer, über die historische Beziehung von Ps. 45, 48 u. 76 (Epp. 1837).

87) Bgl. Hingig, Die Psalmen. 2. Abth. S. 42 f. 88) a. a. D. 1. 2d. S. CXL. 89) Hingig, ad Africam, in ten Opp. ed. de la Rive, T. I. p. 19. 90) Comment. in Matth. 13, 57, 23, 34, 35. T. III. p. 415 cf. p. 899 et Homil. in Jer. p. 108. 91) L. X. c. 16. 92) Advers. Haeres. 40, 5. 2 et 67. T. I. p. 292 et 712. ed. Patro. 93) Comment. in Ezechie 64, 4 et praef. ad Pentat. 94) Comment. in Ezechie. LXVI. Opp. T. III. p. 473. 95) Opp. ed. Benedict. Vol. I. p. 1124. Cf. Ascensio Jesaias ed. Lauerre, cap. 5, 4, 8. 96) Chrysost. Opp. Vol. VI. p. 6. Cf. Ascens. Jes. 1. 2. 4. 7. 12. 15. 97) Euthymius Zigabenus Victoria de Messalianis anathematism. IV. in *Thes. Insignibus Hincarati Italici*, p. 116. 98) Moscori adv. Catharos et Waldenses ed. Reichenow, p. 218. 99) In der Ausgabe der Patres apostolici, T. I. p. 345. 100) Biblioth. sancta. L. II. p. 59. ed. 3. (1566.)

75) Comment. über d. Jes. 1. 2d. S. 43 fg. 76) Bgl. Hingig, Begriff der Kritik am A. T. gezeigt. S. 154 fg., wo er Cap. 9, 14, 11, 15, 29, 10, 30, 26 behandelt, und zugleich auf die Unrichtigkeit der Glossen aufmerksam macht; ferner Cap. 7, 15, 10, 5, 19, 16. Ausführlicher aber in seinen Anmerkungen zum Jesaias. 77) Des Propheten Jesaias Weissagungen. 1. 2d. S. 89, 170, 215, 219. 78) a. a. D. S. 263. 79) a. a. D. S. 289. 80) Gegen die von einigen Gelehrten empfohlene Erklärung: „mit der Weissagung des Jesaias“ vgl. besonders Geseñius' Comment. über den Jesaias. 1. 2d. S. 81) a. a. D. 1. 2d. S. 86. 82) Der Propheten des Jerem. 2. 2d. S. 158. 83) Der Prophet Jesaias. S. XXXV fg.

Nachricht vollkommen gerechtfertigt¹⁾. Gabrielus konnte im Codex pseudepigraphus V. T. nur wenige Bruchstücke daraus mittheilen, und das griechische Original scheint ganz verloren. Aber eine äthiopische Version hat sich davon erhalten und ist auch herausgegeben von Richard Laurence mit lateinischer und englischer Uebersetzung und Anmerkungen unter dem Titel: *Ἡ ἁγία ἑβραϊκή: ἡ ἀσσηνία ἰσραὴλ τοῦ ἁγίου ἰσραὴλ, opusculum pseudepigraphum, multis abhinc seculis, ut videtur, perditum, nunc autem apud Aethiopes compertum, et cum versione latina anglicanaque publici juris factum* (Oxon. 1810). Bald darauf fand Angelo Mai zwei Bruchstücke einer lateinischen Version des Werkes in einer Handschrift des Vatican, ohne jedoch zu wissen, zu welchem Werke sie gehörten, und machte sie bekannt²⁾. Emmanuel Nisch erwarb aber bald nachher, daß es Bestandtheile dieses Pseudepigraphi seien³⁾. Aus dem äthiopischen Buche: Himmelfahrt des Jesajas, hatte schon Theodor Petrus⁴⁾ eine Stelle citirt. Über seine Identität mit demjenigen, welches den Kirchen Vätern vorlag, kann kein Zweifel obwalten⁵⁾. Es besteht eigentlich aus zwei Aufzügen: 1) die Geschichte des Märtyrertums Jesais, und 2) die Vision desselben (*ἑσῶς*) im Himmel, zu welchem er aufgezogen (daher der Name *Ἀναστὰς*). Der letzte Aufzug hat eine eigene Überschrift. Gieseler meint⁶⁾, beide Aufzüge müßten von Einem Verfasser herrühren, weil sie sich auf einander beziehen⁷⁾; auch scheint es, daß beide unter dem Namen *Ἀναστὰς* begriffen worden. Gieseler dagegen betrachtet⁸⁾ beides als zwei ursprünglich verschiedene Schriften, weil Grigenes nur die Erzählung des Jesaisischen Märtyrertums gekannt habe, andere Kirchenväter aber nur der Vision oder der Himmelfahrt gedanken, und dann, weil bloß von der Vision eine alte lateinische Uebersetzung existire. Auch die äthiopische Version sei dieser Annahme gar nicht entgegen; denn es fehle der Uebersatz von dem einen Theile zu dem andern und die eigene Überschrift der Vision lasse auf den Anfang einer neuen Schrift schließen. Auf die gegenseitigen Be-

ziehungen beider Abschnitte auf einander möchte er gar keinen Werth legen, da sie durch viele Hände gingen und also wahrscheinlich nach und nach mancherlei Veränderungen erlitten. Schon die verschiedene Gestalt, in welcher der Text bei einigen Stellen vorliegt (das Fragment bei Paphianus, Haeres. 67, die äthiopische Version und die beiden alten lateinisch. Übers., deren eine Ang. Mai bekannt gemacht hat, die andere zu Nereis gedruckt wurde), setze das außer allem Zweifel. Die äthiopische Uebersetzung ist nämlich in vielen Stellen ausföhrlicher als die alte lateinische, so daß hier das umgekehrte Verhältniß von dem eintritt, welches zwischen den griechischen Fragmenten des Buches Henoch und der äthiopischen Version desselben Werkes stattfindet⁹⁾. Nisch vermittelt zwischen beiden Ansichten¹⁰⁾. Er gibt zu, daß jeder Theil ein gewisses Ganze für sich bildet, und daß das Buch, als ein Werk angesehen, unnötige Wiederholungen enthält oder eine kaum bezugreiche Kunstfertigkeit in der ersten Composition voraussetzt. „Inessen“, sagt er, „erwähnt doch das Alterthum nirgends ausdrücklich in ihre Apokryphen unter des Jesais Namen, welchen beide jetzt vorliegenden Theile der äthiopischen Erzählung Isaias entsprächen. Auch könnte wirklich der so zu nennende zweite Theil nicht genugsam für sich bestehen.“ Der jüdisch-christliche Verfasser stelle, meint Nisch, die von ihm schon vielleicht bereits schriftlich vorgefundene Uebersetzung von der Anklage und Hinrichtung des Propheten voran, „weil er sie als Anknüpfungsmoment für alles andere, was ausseranfällig auf den Jesais zu bringen war, schon voran, wodurch er ohne weiteres in ebendiegleichen Umständen, Vorfällen und Ereignissen und Wiederholungen des Visionsinhalts gerathen mußte, die wir nun in dem Buche finden und die den Abschreiber veranlaßt haben, in der Mitte desselben eine neue Überschrift anzubringen.“ Hr. Bude¹¹⁾ erkennt es an, daß die Frage über Einheit des Verfassers ebenso schwer zu verneinen als zu bejahen sei, und bei manchen Differenzen zwischen beiden Aufzügen doch in ihnen im Ganzen derselbe Geist, ein Gemisch jüdisch-christlicher und griechischer Vorstellungen herrsche; allein er ist auch geneigt anzunehmen, daß die erste Theilung allein sei, als die zweite, weil Grigenes nur jene zu kennen scheint, und daß die Vision ursprünglich mehr Eigentum und im Gebrauche besonderer griechischer Secten, als in der katholischen Kirche bekannt gewesen sein möge. Ob zur Zeit des Grigenes schon beide Theile vorhanden und zur Zeit des Epiphanius bereits vereinigt waren, läßt er mit Recht dahingestellt¹²⁾. Aber die Vermuthung scheint ihm allen Grund zu haben, daß beide Aufzüge dem griechischen Apokryphentume des 2. oder 3. Jahrh. angehören¹³⁾, während Laurence den Ursprung in das 1. Jahrh. verlegt¹⁴⁾.

1) Vgl. Engelhardt's Kirchengeschichtl. Abhandlungen. S. 207 fg. und Gieseler's Programm: *Vetus translatio latina Violentiae Jesaiae, libri V. T. pseudepigraphi, edita atque praefatione et notis illustrata.* (Gott. 1832. 4.) Den letztern hatte Panzer (Annal. typographic. Vol. VIII. p. 475) auf den Weg geleitet, gedruckt Exemplare anzufordern. 2) *Scriptura veterum nova collectio a Valentinio codicibus edita.* T. III. P. II. p. 238 sq. 3) Das oben hat Gieseler wieder abdrucken lassen im angeführten Programm S. 10 fg. und beide Aemman Nisch in den Abth. Studien u. Kritiken von Wilmann u. Umbreit. 1830. 2. Heft. S. 217 fg. in verschiedener Gestalt und mit Anmerkungen. 4) Nachweisungen zweier Bruchstücke einer alten lateinischen Uebersetzung vom *Ἀναστὰς* Hancov, nebst beiderseitigen Aufzügen zu der von Laurence herausgegebenen Bearbeitung dieses Apokryphens, in den theol. Stud. u. Kritiken von Wilmann u. Umbreit. 1830. 1. Ab. 2. Heft. S. 209 fg. 5) Prophetia Jonas ex Aethiopia in lat. ad verbum versa p. 20. 6) Laurence, *Ascensio Isaiae.* p. 141 sq. Gieseler, Comment. über b. Jes. I. Th. S. 47. Nisch a. a. D. S. 210. 7) Gieseler, Comment. über b. Jes. I. Th. S. 48. 8) Vgl. Cap. I. S. 6, 14, 41 nach Laurence's Theilung. 9) a. a. D. S. 3 u. besonders S. 6. 7.

9) Vgl. meine Bearbeitung des Buches Henoch. 2. Abth. S. 906. 907. 10) a. a. D. S. 212 fg. 11) Verhuf einer vollständ. Geseht. in d. Rhein. Jahrb. S. 137. 139 fg. 12) a. a. D. S. 137. 13) a. a. D. S. 139. 14) *Ascensio Isaiae.* p. 155 sq.

Der Inhalt dieser beiden in die äthiopischen Uebersetzung vereinigten Aufsätze, welchen schon Gesenius¹⁵⁾ und Euseb¹⁶⁾ kurz zusammengestellt haben, ist folgender: In seinem 26. Regierungsjahre läßt der König Hiskia seinen Sohn Manasse vor sich rufen, um ihm in Beisein des Jesaias die von demselben erhaltenen Lehren und Weissagungen von Christus schriftlich mitzutheilen. Der Prophet erklärt aber, dies werde nichts fruchten; denn Belial (oder Berial) werde sich Manasse's bemächtigen; ja er sagt selbst voraus, daß ihn Manasse durch Zerschlagen umbringen werde. Hiskias will, um diesem vorzubeugen, seinen Sohn tödten lassen, was jedoch Jesaias verhindert (Cap. 1). Sobald Manasse den Thron bestiegen hat, geht das Wort des Propheten in Erfüllung; Bauberei und Götzendienst werden eingeführt, die Frommen dagegen vertrieben. Jesaias geht deshalb zuerst nach Bethlechem und dann auf einen Berg nebst andern Propheten und führt dort zwei Jahre lang mit ihnen ein östliches Leben (Cap. 2). Ein solcher Prophet, Belsira, samaritanischen Ursprungs, verläßt diese Propheten, und namentlich Jesaias, wegen einiger Aufmerkungen, in Folge dessen der Letztere auf Befehl des Königs gefangen genommen wird. Ein voraus durch den Propheten ertheiltes Orakel von Christus (Cap. 3, 14. — Cap. 4) bringt den König so in Zorn, daß er denselben gefangen läßt. Belsira erbetet sich zwar, diesen zu retten, aber unter der Bedingung, daß Jesaias spreche, was er verlange. Diesen Vorschlag lehnt Jesaias natürlich ab (Cap. 5). In jener Weissagung ist die Hoffnung einer baldigen Wiederkehr Christi ganz deutlich ausgesprochen; sie soll eintreten sobald nach dem Tode eines antichristlichen Tyrannen Berial, dessen Herrschaft nur 3 Jahre, 7 Monate und 27 Tage dauern werde. Dann erscheint der Herr mit seinen Engeln nach 332 Tagen und wirft den gottlosen König der Welt, Berial, in die Gehenna, die Welt wird zerstört und das jüngste Gericht bricht an. Da Berial gradezu als Mörder seiner Mutter dargestellt wird, so versteht man darunter Nero und bezieht den angegebenen Zeitraum von 3 Jahren 7 Monaten und 27 Tagen auf die Dauer der Christenverfolgung während der Regierung desselben bis zu seinem Tode¹⁷⁾, also vom Nordr. 64 n. Chr. bis Jun. 68. Der Aufsatz würde dann noch vor Ablauf des zweiten chronologischen Datums, also der 332 Tage, niedergeschrieben sein. Nach einer andern Auffassung jedoch¹⁸⁾ könnte die erste Zeitangabe aus Dem. 12, 12 geflossen sein, wo 1335 Tage erwähnt werden¹⁹⁾; Berial wäre Nero, von welchem man wußte, er werde als Antichrist unmittelbar vor der Wiederkunft Christi zurückkehren (vgl. d. Art. Antichrist). Gegen die erste Erklärung spricht, daß bei derselben schon so frühzeitig sehr abenteuerliche Vorstellungen über Jesu

Wiederkehr angenommen werden müssen. Da ferner die Schrift erst von Origenes angeführt wird, der dogmatische Charakter und die Schilderung des Verderbens in der Kirche (Cap. 3, 21 sq.), der Mangel an Beziehung auf die Zerstörung Jerusalems und die christliche Ansicht (Cap. 4, 13. 16) auf eine spätere Zeit²⁰⁾ hinweist, so ist wol diese mehr ideale Auffassung vorzuziehen. Der Aufsatz verheißt also nicht, daß der Christenfeind noch Gefahr drohe von Seiten des Antichrists, der erst noch erwartet wird, aber seine Betrüdnung der Frommen geht schnell vorüber und dann ist das Loos der Letztern überaus glänzend. Gesenius²¹⁾ denkt sich als Zweck des Verfassers, seine christlichen Hoffnungen dadurch zu empfehlen, daß er sie einem alten verdrähten Propheten in den Mund legt, nebenbei vielleicht auch noch zur Standhaftigkeit im Märtyrertume zu ermannen. Euseb dagegen behauptet²²⁾, wegen Mangels an bestimmten Zeitbeziehungen im Einzelnen lasse sich der Zweck dieser Abtheilung ebenso wenig als der zweiten bestimmen; auch könne müßige Lust an Legenden und Apokalypsen und der gasiöfische Lehrtreib überhaupt beide Producte herorgebracht haben, „so daß besondere bestimmte Zwecke überall nicht vorhanden waren.“ Sollte der Name *Ausführer* auf diese erste Hälfte des Werks gehen, so läßt sich dafür nur Cap. 2, 9 geltend machen, wo der Tod der Frommen eine Himmelfahrt heißt. Daß der Urheber dieser Abtheilung ein Judechrist war, steht fest nach der ganzen Einleitungsweise und wegen der spätern jüdischen Sage vom Märtyrertode des Jesaias; außerdem sind eine Menge einzelner Dinge darin, welche dieselbe Ursprung verrathen.

Der zweite Aufsatz hat die Überschrift: Bifion, welche Jesaias, der Sohn Amos, sah im 20. Jahre der Herrschaft des Gedchias, Königs der Juden. Sein Inhalt besteht der Hauptsache nach in folgendem: Von Sallada kam der Prophet im 20. Regierungsjahre des Hiskia nach Jerusalem und empfing in Gegenwart desselben und anderer Propheten eine Offenbarung. Während derselben war sein Bild verklärt, und das Leben schien fast entfallen. Nachdem der Zustand der Entschädigung vorüber, berichtete Jesaias, was mit ihm vorgegangen (Cap. 7, 2—8). Ein ungemein glänzender Engel hatte ihn bis zu dem sechsten oder höchsten Himmel hinaufgeführt. Zuerst gelangte er mit ihm in das Firmament, wo Sammael und seine Mächte in ewigem Streite liegen (Cap. 7, 9—12). Die folgenden fünf Himmel übertrafen einander, je höher sie lagen, durch immer größern Glanz; in der Mitte eines jeden dieser Himmel befand sich ein Thron mit einem darauf Sitzenden und zur rechten und linken Seite desselben Engeln, von denen jedoch die zur Linken weniger Glanz besaßen (Cap. 7, 13—37). Im sechsten Himmel war kein Thron und unter den Engeln kein Unterscheid, übrigens der dort herrschende Lichtglanz unendlich größer, als in der früher von Jesaias geschilderten Himmeln. Von seinem Begleiter erfuhr er, daß er, wie dieser, zu den Bewohnern dieses Himmels ge-

15) Comment. über d. Jesaja. I. Th. S. 48 sq. 16) Briefe eines christl. Eintr. in d. Offenb. Joh. S. 129 sq. 17) Laurence I. c. p. 156 sq. 18) Egl. Gesenius, Comment. über d. Jesaja. S. 51 sq. 19) Drei Jahre zu 365 Tagen = 1095 Tagen, vier Monate zu 30 Tagen = 120 Tagen und drei Monate zu 31 Tagen = 93 Tagen, dazu 27 Tage beträgt gerade 1335 Tage.

20) Euseb a. a. D. S. 140 u. Gesenius a. a. D. S. 51. 21) a. a. D. S. 50. 22) a. a. D. S. 140.

höre und wünschte, sogleich dort zu bleiben, worauf er aber erfuhr, daß die Zeit dazu noch nicht erschienen sei (Cap. 8). Endlich gelangen die beiden Wanderer auch in den siebenten Himmel. Jesaias sieht dort nicht nur alle Frommen von Adam an, sondern auch Bücher über die Geschichte seines Volks, Kleider, Thronessel und Kronen, für die bereitet, welche an Christus und sein Kreuz glauben. Die Geschichte Jesu wird ihm den Hauptpunkten nach mitgeteilt. Er sieht den Herrn selbst. Während der Führer ihn in den früher besuchten Himmeln hinderte, den auf dem Throne Eigenden anzubeten, sieht er sich hier von ihm zur Verehrung Christi aufgefordert. Auch den heiligen Geist und Gott selbst zu sehen, wird darauf den Propheten versattet (Cap. 9). Er vernimmt auch den Befehl, daß der Herr zur Erde herabsiege und Mensch werde. Dies geschieht, und zwar erfolgt die Herabkunft stufenweise durch alle Himmel. Im sechsten Himmel wird der Herr noch erkannt und verehrt, aber vom fünften Himmel an nicht mehr (Cap. 10). Auf der Erde sieht Jesaias darauf, daß Maria aus Davids Geschlecht, eine dem Zimmermann Joseph verlobte Jungfrau, schwanger ist; während sie mit diesem allein ist im Hause, erblidet sie plötzlich ein kleines Kind und sieht sich ihrer Leibesbürde entledigt. Auch Joseph wird gewahrt, was geschehen ist, erblidet aber durch eine Stimme den Befehl, das Wunder Niemandem zu erzählen. Die ganze Lebensgeschichte Jesu erfolgt nun vor Jesaias' Augen; zuletzt sieht er ihn wieder am Himmel steigen. Jetzt erkennen die Bewohner aller Himmel den Herrn und verehren ihn. Im siebenten Himmel setzt er sich zur Rechten Gottes (Cap. 11, 1—33). Das Gesicht schließt mit der Weissung, Jesaias solle zurückkehren in seine Hülle, bis seine Lebenszeit vollendet sei (Cap. 11, 34—35). Nachdem der Prophet die Erzählung vollendet hat, beschwört er den König, sie dem Volke nicht mitzutheilen. Aber Sammael, der Satan, veranlaßt wegen dieser Vision und Weissagung den Tod des Jesaias durch Manasse, obgleich diesem von Hiskia im 26. Regierungsjahre des letzten alles dieses vorgelegt worden war (Cap. 11, 36—43). Der Hauptzweck des ganzen Abschnittes liegt nach Gesenius²⁵⁾ darin, das Verbot des ganzen Würgereibes recht ins Licht zu stellen. Manche sonderbare Vorstellung bietet diese Abtheilung dar, auf die schon Gesenius²⁶⁾ und Risch²⁷⁾ aufmerksam machten. Die von Ang. Mai entdeckten Fragmente der lateinischen Übersetzung stimmen mit dem äthiopischen Texte fast wörtlich zusammen; aber die zu Venedig 1522 gedruckte Visio Isaias weicht von beiden in mehreren Stellen ab. Sie ist im Ganzen kürzer und gebräugelter und läßt manches Auffällige, besonders in der Geschichte Jesu, hinweg²⁸⁾. Daraus folgert Euseb²⁹⁾ ganz richtig, daß diese lateinische Version einer spätern

Revision folgt, wozu man absichtlich das Anstößige möglichst zu verwischen strebte. Mehrfache Überarbeitung und willkürliche Entschärfung ist ja in Erzeugnissen dieser Art gar nichts Ungewöhnliches³⁰⁾.

Man mag übrigens über dieses, wenigstens für die Dogmengeschichte und ältere jüdische christliche Literatur wichtige, schriftstellerische Erzeugniß urtheilen, wie man wolle, jedenfalls beweist daselbe, daß damals, wo es entstand, Jesaias unter den Propheten des alten Bundes vorzüglich hoch geehrt wurde. Dies konnte wol auch nicht anders sein. Denn warum hätte das Ansehen, welches derselbe bei seinen Zeitgenossen sich erworben, sich nicht auch in der folgenden Zeit erhalten und wol noch erhöhen sollen? Auch an andern Spuren davon fehlt es nicht. Einen Beleg dazu gibt ja schon die Thatsache, daß die historischen Bücher der Schriftsamkeit desselben mit einiger Umständlichkeit gedenken (2 Kön. 19 fg. 2 Chron. 32). Auch der Umlauf, den in der Sammlung seiner Aussprüche am Ende des Erils ein wahrscheinlich erst nach Schluß desselben so vieles Fremde ihm zugefugt ist, lehrt deutlich genug, daß sein Name mit einem gewissen Glanze umgeben war. Was David dem Hebräer für die löbliche Poesie und Salomo für die Enomienbildung galt, das war Jesaias für die prophetische Rede und das mit vollem Rechte. Denn „er ist,“ wie Luther³¹⁾ spricht, „voller lebendiger, tröstlicher, verzüßter Sprüche, für alle arme Gewissen und elende, betrübte Herzen; so ist auch der Dürsttrübe und Schwanden wider die verstockten, hoffärtigen, harten Köpfe der Gottlosen genug drinnen, wo es helfen sollte.“ Natürlich wirkte aber die Verbindung seiner eigenen Reden mit den anonommen Abtheilungen, welche auf Wiederherstellung des jüdischen Staates und damit verwandte Gegenstände sich beziehen, wiederum wesentlich dazu mit, seine Auctorität zu erhöhen. Denn man betrachtete sehr zeitig auch diese an sich sehr trefflichen Stücke als sein Eigenthum und suchte sich demnach unstreitig vorzüglich durch das Genaue und Specielle der Voraussetzung angezogen. Geleitet von der Voraussetzung, daß dieses Alles von Jesaias selbst ausgegangen sei, mußte man die prophetische Gabe desselben bewundern und anstaunen. Darum nennt ihn Esrah 48, 22, 24. 25 den großen, glaubwürdigen Propheten, welcher in mächtigem (meydan) Geiste die zukünftigen Dinge sah und die Betrüben zu Zion tröstete: „bis zur Ewigkeit,“ sagt er hinzu, „verkündigte er das Zukünftige und das Verborgene, ehe es in Erfüllung ging.“ Josephus³²⁾ bringt sogar die von Cyrus ertheilte Erlaubnis der Rückkehr der Juden nach Babel an der Drahtsammlung des Jesaias in eine sehr nahe Verbindung, weil er im Buche des Jesaias die auf seine Person und Verdienste um das jüdische Volk bezüglichen Stellen gelesen habe³³⁾. Auch sonst ist er bei

25) Comment. über d. Jesaja. I. Th. S. 55. 24) a. a. D. I. Th. S. 55. 25) a. a. D. S. 227 fg. 26) Bgl. Euseb a. a. D. S. 137, 138. Greisdorf ist die Verzeichnung in dem von Risch a. a. D. S. 217 fg. und von Sieffler a. a. D. S. 10 fg. veranfaßten Abdrucke. 27) a. a. D. S. 138.

28) Ausführlicher hierüber wird mein Commentar zu dem Apokalypsen in 2. Bde. der Apokalypsen der ältern Zeit enthalten. 29) Werke der Apokalypsen Ausg. 6. Th. S. 10. 30) Antiquitat. Judd. XI, 1. §. 1. 2. 31) Jesu, Wüßte

nes Lobes voll und nennt ihn „unbefritten göttlich und in Wahrheit wunderbar.“³¹⁾ Philo von Alexandrien hat ihn zwar verhältnismäßig wenig berücksichtigt; dagegen die neutestamentlichen Schriftsteller desto häufiger und am allermeisten Matthäus. Kein anderes prophetisches Buch hat im N. T. so viel Beachtung gefunden.³²⁾ Die jüdische Grundlage für das Christenthum war auch in der That nirgends reiner und in so geistlicher Form anzutreffen, als in der letzten großen Abtheilung des Jesaias (Cap. 40 — 66). Außerdem aber bot die nach ihm benannte Sammlung viele Anknüpfungspunkte für Ereignisse aus dem Leben Jesu dar, zumal nach der bei den damaligen Juden herrschenden Interpretationsweise auf den Vorfall und den Zusammenhang der deusipen Stille wenig gesehen wurde. Die Kirchenväter begegten sich mit den Schriftstellern des N. T. in ihrer Hochachtung gegen Jesaias. Dem Eusebius von Cäsarea³³⁾ ist er der größte der Propheten, dem Abbot von Pelsium³⁴⁾ der scharfsichtigste und zuverlässigste. Cyrill von Alexandrien³⁵⁾ bezeichnet ihn gar als einen Apostel, Evangelisten; ähnlich Hieronymus³⁶⁾, indem er als Grund hinzusetzt: „ita enim universa Christi ecclesiaeque mysteria ad liquidum prosecutus est, ut non putes eum de futuro vaticinari, sed de praeteritis historiam texere.“³⁷⁾ Vorräthig geworden Cap. 7. 49 und 53 ihm sehr viele Gönner und Freunde. Als sich daher Augustin nach seiner eben erfolgten Bekehrung bei Ambrosius erkundigte, welches biblische Buch er vorzugsweise lesen solle, schlug ihm dieser den Jesaias vor, und zwar, wie ersterer vermuthet, „quod prae caeteris evangelii vocalionisque gentium sit praenuntiator apertior.“³⁸⁾ Für die Juden fielen natürlich diese besondern Gründe der Vorliebe hinweg. Allein der Inhalt bot doch des Anziehenden auch für sie genug dar, zumal durch die frohen Aussichten, welche sie neben den Drohungen verhießen, weswegen denn z. B. Abrahams³⁹⁾ den Jesaias den übrigen Propheten vorzieht. Lebhafter Streit mit den Christen über manche von diesen auf Jesus bezogene Stelle (besonders Cap. 7. 53) erregte das Interesse an demselben rege und that seinem Ansehen keinen Eintrag. Darum erklärt auch B. F. Guttentheim⁴⁰⁾: „Alle Ströme des Prophetengesetzes vor ihm nahm Jesaias in sich auf und sandte sie wieder bereichert in die Zukunft aus, um in ihrem belebten Laufe das glückliche Land zu segnen, das er in dem jetzt fröhlich gemütheten Gebiet der Hebräer erblickte.“ Und wahrlich! Jesaias war der ihm gesollten Achtung vollkommen würdig, wenn wir ganz absehen von

dem Werthe seiner prophetischen Hinterlassenschaft und aus dem Menschen ins Auge fassen, der sich darin abspiegelt, und seine nächste Bistämkeit in dem ihm anvertrauten Berufe. Er hat die vom Leben ihm gestellte Aufgabe würdig gelöst und sich überall als einen Mann von Charakter bewährt, welcher sein Ziel unverrückt verfolgte. Dies zeigt sich ganz besonders unter dem Könige Abas, dessen eigene Irreligiosität, sowie die frivole, gogendnerische, unästhetische Gesinnung und die lebenslustige Unbedachtbarkeit der ihm Ergebenen keinen empfindlichen Boden für den elben Samen darboten, welchen der Prophet auszustreuen bemüht war. Die unkluge Politik, gegen Syrien und Ephraim's verbündete Scharen Assiriens Hilfe in Anspruch zu nehmen, konnte er nicht hindern, aber er zeigte doch, nachdem sein Rath verschmäht war, den Verblendeten die nothwendigen Folgen ihres Verscharens ohne alle Schminke und Rücksicht. Auch unter Hiskia galt es, den Einfluß einer ähnlichen verderblichen Richtung zu neutralisiren und die auf Ägypten traubende Partei unschädlich zu machen, Assiriens drohende Stellung und die daraus entspringende Gefahr nicht zu verhüllen, sowie Muth und Hoffnung des geängsteten Volkes aufrecht zu erhalten. Und wer könnte leugnen, daß Jesaias auch damals die unerschütterliche Seelenstärke, die klare Einsicht in die schwersten, verwickelten Verhältnisse, den Freisinn vor Hohen und Niedrigen, das unverdrückliche Festhalten an dem Einen, das Muth that, bewies, und durch alles dieses den glücklichen Erfolg vorbereiten half, mit welchem Gott das Vertrauen seines Volkes belohnte. Als thätiges Glied in der Entwicklung der politischen Ereignisse mußte seine Rede sich meist in der Sphäre theokratischer Ideen bewegen; denn die Theokratie bildete für ihn das Richtmaß, wonach politische Maßregeln und Handlungen beurtheilt werden mußten. Es darf daher nicht auffallen, daß seine Weissagungen sich großentheils auf das Politische beziehen und daß das theokratische Element bei ihm scharfer hervortritt, als bei andern Propheten.⁴¹⁾ Übrigens soll damit nicht gesagt sein, daß moralische Strafbefehle bei ihm fehlten. Bei jedem Unbefangenen muß dieser Eindruck von der Bectüre des Jesaias zurückbleiben. „In den Weissagungen des Jesaja,“ sagt Hübner⁴²⁾, „spricht sich ein Geist aus, ernst und froh, großartig und süß, wie kein anderer. All sein Fühlen und Denken ist von den Grundideen des Hebraismus durchdrungen, diese sind in ihm lebendig, er selbst ist gleichsam ein theokratisches Individuum geworden. Die Gedanken, welche er daher ausspricht, sind demnach, wie dieser selbst, ernst, inbalsamer und erhaben.“ Ähnlich Knobel⁴³⁾. Er bezeichnet den Charakter des Jesaias als großartig und herrlich, und ihn selbst als einen lebendigen und klaren, tiefen und ersten, fröhlichen und süßen Geist. In seiner Persönlichkeit findet er Geduld und Freimüthigkeit, unerschüt-

Xerophloeus. 2. Th. 1. Bb. S. 255. 256. (2. Aufl.) vertheilt die Wichtigkeit dieser Angaben des Jesaias.

32) Antiquitates, Judd. X, 2. §. 2. 33) Die christlichen Stellen vergleicht Gese in dem Comment. über B. Isai. 1. Th. S. 59. 34) Demonstr. evangel. V, 4. 35) Epist. L. I. 43 et 566. 36) Praef. in Isa. 37) Praef. ad Isa. ad Paulinum et Kestelcham; epist. ad Paulinum. 38) auch Augustinus, De divinis, Del. XIII, 2. 39) Augustinus, Confess. L. IX. c. 8. 40) Brevier 1. Isai. 41) Seine Compilation: Die prophetische Literatur der alten Israeliten. S. 75.

41) Ehen Knobel (Der Prophetismus der Hebräer. 2. Th. S. 152) macht darauf aufmerksam. 42) Der Prophet Jesaias übers. u. ausgelegt. S. XXXIX. XL. 43) Der Prophetismus d. Hebräer. 2. Th. S. 192.

testisches Gottvertrauen und edlen Patriotismus als hervorragende Züge“). Zu ihnen gehört unstreitig auch Unbefangtheit und Freiheit von Vorurtheilen, hohe Begierde für Wahrheit ohne den Zusatz irgend einer Schwärmerci“), ein reichbegabtes Gemüth und edle Bildung.

Die echten Drafel des Jesaias sind nicht bloß nach ihrem Inhalte, sondern auch nach ihrer Form dem Ausgezeichnetsten aus der Blüthezeit der hebräischen Literatur beizuzählen und werden nur etwa von denen des Joel, Nahum und Habakuk an hohem dichterischem Schwung übertroffen. Meistens sind es eigentliche prophetische Reden in ernster, kräftiger und würdevoller Sprache, reich an Bildern, wie an Gedanken, gleich trefflich in der Anlage und Ausführung“). Warmes, lebhaftes Gefühl, feurige und bewegliche Phantasie geben seiner Darstellung Leben, Frische und Anschaulichkeit. „Die Sprache,“ sagt Eichhorn“), hierin unbestritten ein feiner und der Sache kundiger Beurtheiler, „ist überall dem Gegenstande genau angemessen und wechselt daher mit ihm. Wo er erzählt, da herrscht die höchste Simplizität; wo er ermahnt und kauft, da trifft eine Rede tief und windet sich schauerlich ab; und wo er in die Zukunft besserer Zeiten blickt, da ringt er mit Bildern und kämpft mit Gleichnissen und Dichtungen, um ihr die höchste prophetische Würde zu geben.“ Als eines seiner ersten Verdienste vor vielen morgenländischen Dichtern betrachtet derselbe Kenner“), die Concinnität des Ausdrucks, den schönen Umriss seiner Bilder und die sich immer fein abrundende Ausführung seiner Reden.“ Nach Eichhorn“) ist der Stolz in den Reden, wie es dem Redner geziemt, nirgends schlichte Prosa, im Gegentheil edel, gedungen und voll Kraft und Feuer.“ Nach Knobek“), verräth Jesaias in jeder Darstellungsförmen seine Meisterschaft; seine Diction ist classisch; ihre Kürze und Gedungenheit machen sie aber schwer.“ Das Wortspiel ist dem Jesaias nicht fremd, noch die Antithese und die Paronomasie“). „Durch alle seine Schöpfungen weht ein poetischer Hauch; seine Schilderungen beruhen auf einer frischen, lebendigen Naturanschauung, sind lebhaft, anschaulich, erhaben“). Seine große Gewandtheit verflattet ihm, von seinen Bildern den verschiedenartigsten Gebrauch und oft unerwartete Anwendung zu machen; die Bilder selbst find bezeichnend und die Vergleichen desselben treffend“). Symbolische Handlung dagegen kommt nur wenig vor (Cap. 8 20); die Prophetie in Gestalt der Vision nur einmal (Cap. 6). Grade bei dieser Gelegenheit aber bemerkt sich der gebildete Geschmack und das feine Gefühl desselben auf eine glänzende Weise, zumal wenn man ähnliche Darstellun-

gen in andern Propheten vergleicht“). Diese Vollkommenheit der Darstellungsweise bringt Gesenius“)) auf die Vermuthung, der Prophet möge das im mündlichen, improvisirenden Vortrage Aufgesprochene beim Niederschreiben sorgfältiger ausgearbeitet haben. Der Fluß der Rede ist gewöhnlich rasch und gewaltig, ohne jedoch dadurch der Klarheit Eintrag zu thun. Ist ist strenge Abgemessenheit mit vieler Uebrigung beabsichtigt und glücklich erreicht; oft findet aber auch das Gegentheil Statt, sodas plötzlich ein Gegenstand verlassen und wie mit einem Sprunge ein anderer aufgefaßt wird“). Man gelte sich nicht Eiechorn“), das die gewählten Bilder zu weit nicht sein genug fortgeführt werden und die dem Jesaias eigenthümlichen langen Enumerationen den Eindruck schwächen und ermüden. An dessen erinnert doch Gesenius“)) nicht ohne Grund, das beim mündlichen Vortrage die gehäuften Aufzählungen nicht ohne Bindung geüben sein mögen. Allerdings schreitet an manchen Stellen die Rede langsam fort und die Darstellung wird etwas breit“). Der Gebrauch symbolischer Namen gibt der prophetischen Rede etwas Eindringliches und Imponirendes, und Wahrheiten erhöhen ihre Glaubwürdigkeit“). Der Rhythmus ist mit den übrigen Eigenschaften der Darstellung im Einklange, also, wie Knobek“)) sich ausdrückt, „trock und kräftig, voll und gemessen, bisweilen aber auch raus und hart,“ oder hat, wie Eichhorn“)) sagt, „hinreichend Fülle und Gewicht, welches sich besonders auf das Ende der Sätze wirkt und dieses gegen die Vorglieder verstärkt, sodas die Sätze sich oft im letzten Gliede eines Verses schön abrunden oder sich zu wohlgebauten Perioden vereinigen.“ Das Harmoniren der einzelnen Versglieder ist meistens regelmäßig und abgerundet; doch ergreift die Tiefe des Gedankens oder die Macht der Begeisterung den Propheten oft zu gewaltig, als das die Gesetze des rhythmischen Ebenmaßes sich damit vereinigen können“). Außer einigen unvollkommenen Anfängen strophischer Anordnung der Verse (Cap. 2, 9 fg. 5, 8. 11. 18. 20. 21. 22) hat Jesaias ein Drafel (Cap. 9, 7—10, 4) symmetrisch in vier gleichmäßige Strophen getheilt“).

Eigen, aber gewis nicht durchgängig richtig, erklärt sich Fendemann“)) über das Formelle der Weissagungen des Jesaias. So ist es schon zu viel daupakt, wenn er annimmt, das dieser Prophet die prophetische Rede zur eigentlichen Kunstform erhoben oder ihr ihre Vollendung gegeben habe. Sie soll diese gewonnen haben „durch die Dreitheiligkeit der einzelnen Weissagungen, durch das Dramatische, welches sich an einzelnen Stel-

44) a. a. D. S. 198. 45) Hfigs, Der Prophet Jesaias überl. u. angeleitet. S. XL. 46) Gesenius, Comment. 1. Th. S. 35. 47) Einleit. ins N. T. S. 553. 4. Th. S. 140 fg. (4. Ausg.) 48) a. a. D. S. 142. 49) Der Prophet Jesaias überl. u. angeleitet. S. XL. 50) Der Prophetismus b. Hebr. 2. Th. S. 194 fg. 51) Bgl. Gesenius, Comment. 1. Th. S. 35 fg. 52) a. a. D. S. XL. 53) Hfigs a. a. D. S. XL. 54) Gesenius a. a. D. S. 34. 55) a. a. D. S. XL.

54) Bgl. Eichhorn a. a. D. S. 141 u. Gesenius a. a. D. S. 34. 55) a. a. D. S. 35. 56) Hfigs a. a. D. S. XL. 57) a. a. D. S. 143. Bgl. auch Hfigs a. a. D. S. XL. 58) a. a. D. 1. Th. S. 34. 59) Bgl. auch Hfigs a. a. D. S. XL. 60) Gesenius a. a. D. S. 34. 35. Knobek a. a. D. 2. Th. S. 194. 61) a. a. D. S. 195. 62) a. a. D. S. XL. 63) Bgl. Knobek a. a. D. 2. Th. S. 195. 64) Bgl. Gesenius a. a. D. S. 34. Hfigs a. a. D. S. XL. Knobek a. a. D. S. 195. 65) Der Prophet Jesaias Weissagungen. 1. Th. S. CCXXV fg.

len bemerkt macht, durch das Porträtmalerische der Darstellung, durch die weitere Ausbildung des elliptischen Wechselis in dem Parallelismus membrorum, durch das Verhältnis des zweiten Capl. zum ersten und dritten.“ Das zuletzt Erwähnte bezieht sich auf die von Handewert beliebte, aber schwerlich allgemein ansprechende Einteilung der echten Drafel des Jesaias, welche bereits früher zur Sprache kam, und da sie ohnehin die eigentliche Darstellung wenig angeht, hier nicht weiter berührt werden mag. Dagegen bedarf das Ubrige und zwar vorzüglich der vorangestellte Punkt noch einiger Erläuterung. Ihn hatte Handewert schon vor Erscheinung seiner Erklärung zum Jesaias gelegentlich ausgesprochen⁶⁰⁾. Der erste Theil jeden Drafels des Jesaias, meint er, enthalte das Thema oder den Text, der zweite die strotzende und drohende Ausführung desselben und der dritte den erhebenden und tröstenden Schluß oder den messianischen Abschnitt. Wahrscheinlich daß aber dies der Anfang einiger Drafel, wie Cap. 2, 2—4. Cap. 5, 1—4 in Verbindung mit den messianischen Ausgängen am Schluß mehrerer Abschnitte zu dieser Meinung Veranlassung gegeben. Daß eine solche Trichotomie nicht überall deutlich hervortritt, sieht Handewert freilich wohl ein, daß sich aber einmal in diese Lieblingsidee so verloren, daß er bei Cap. 1 aufrieden ist, in den letzten sechs Worten von B. 2 den Text (also den ersten Theil) zu finden, und für Cap. 7, 18—9. In einigen Drafeln soll Jesaias sogar „dadurch gleichsam sein Thema angeben, daß er unmittelbar am Anfange mitten in den Gegenstand hineinverlegt, den er nachher weiter ausführt oder doch gleich zu Anfange nennt und ganz kurz charakterisirt.“ Auch für den dritten Theil (messianischen Schluß) nimmt Handewert einen sehr verschiedenen Inhalt und Umfang in Anspruch, so daß er z. B. bei Cap. 6 nur aus den drei Endworten in B. 13 besteht, dagegen bei einem andern Drafel (nach Handewert dem sechsten: Cap. 9, 7—12, 6 und 14, 24—27) ein ganzes Capitel (in jenem Beispiele das 11.) in sich begriff. Außer dieser angeblichen Dreitheiligkeit glaubt Handewert⁶¹⁾ auch noch bei einzelnen Drafeln eine solche Gliederung entbehrt zu haben, „daß ein großes Gesammtorakel mehrere kleine Partialerklärungen enthalte, die bisweilen auch noch einen besonderen messianischen Abschnitt haben.“ Als Beispiel wird unter Anderem Cap. 33 angeführt. Dieses soll drei ganz vollständige Drafel umfassen, „von denen das erste seinen messianischen Abschnitt in B. 4—6, das zweite in B. 10—12, das dritte in B. 17—24 habe.“ Der elliptisch gebildete Parallelismus, auch Parallele elliptica von ihm genannt, auf welchen Handewert sichtlich großes Gewicht legt⁶²⁾ für die Charakteristik der poetischen Materie des Jesaias, ist als einzelne Erscheinung von Gesenius⁶³⁾ schon erwähnt, aber für das Gesamtbild der dichterischen Rede des Propheten einen sehr geringfügigen Nebenzug. Noch viel weniger läßt sich aus-

machen, ob Jesaias die Anwendung desselben in Aufnahme gebracht habe. Wenn nämlich mehrere Subjecte mit mehreren Prädicaten zu verbinden sind, so daß streng genommen von jedem einzelnen derselben die sämtlichen Prädicate zu wiederholen wären, läßt sich Jesaias eine solche Geschmacklosigkeit nicht zu Schulden kommen, sondern vertheilt die Prädicate unter die einzelnen Subjecte, so daß jedes von ihnen ein anderes empfängt.

Obgleich die unechten Abschnitte in Manier und Darstellung von den Jesaianischen sich sichtlich unterscheiden, so haben doch auch sie nach Eichenborn's Urtheil⁶⁴⁾ „zum Theil unverkennbare Schönheiten und reizen in vielen Stellen das Herz eines Lesers von Empfindung hin.“ Leichtere, fließendere, klarere, aber auch oft mehr gehobene, breite, sich wiederholende Sprache läßt sich gar nicht verkennen; lebhaftere, bisweilende Schilderung und anschauliche, eindringliche, oft auch wahrhaft erhebende Darstellung nicht minder⁶⁵⁾. Veranschaulichung bedient wohl auch die in einigen Stellen (Cap. 14, 4 fg. 26, 27. Cap. 12, 1 fg.) stark hervortretende Vorliebe für lyrische Poesie, welche dem Volke in den Mund gelegt wird. Auch Hitzig spricht mit großer Anerkennung über den Verfasser von Cap. 40—66, dem umfangreichsten unechten Stücke. „Ihn zeichnet“, sagt er⁶⁶⁾, „vor andern Schriftstellern nach dem Erste Gewalt über die Sprache und leichte Handhabung des Ausdrucks aus, welche sich am hervorstechendsten in der Freiheit der Syntax fund gibt. Diese geht bei ihm über allen ältern Hebräismus hinaus und ihn selbst erreicht im Ganzen hierin kein späterer⁶⁷⁾.“ Über die ästhetische Schönheit von Jesaias 13—14 sind alle Stimmen einig⁶⁸⁾; die rhythmische Anordnung ist sehr regelmäßig, so daß der Vers gewöhnlich aus vier Gliedern besteht. Doch sind auch Verse mit zwei einander genau entsprechenden Gliedern, theilweise mit Vorschlag, oder mit einem dritten Worte als Nachsatz⁶⁹⁾. Die vorkommenden Verlässe gegen diese Norm möchte Gesenius⁷⁰⁾ von unserer Verabtheilung herleiten. Nach Hitzig⁷¹⁾ fehlt dem Verfasser dieses Abschnittes das Kühne, Abgebrochene und Schroffe des Jesaianischen Ausdrucks; auch ist er ihm nicht originell genug. Nachahmung älterer Dichter, aber sehr glücklich, schreibt ihm auch Gesenius zu. Die Sprache bezeichnet Hitzig als „durchsichtig, regelmäßig und geglättet.“ In dem von Jesaias entlehnten Drafel (Cap. 15 und 16) findet Gesenius⁷²⁾ die Darstellung kurz, getrunnen, hart und schwierig, nach Art und Weise der alten Propheten und den Stil dem des Micha am meisten vergleichbar; auch Knobel⁷³⁾ urtheilt nicht sehr günstig darüber. Ausführlich äußert sich Hitzig⁷⁴⁾: „Schwerfällig und langsam

60) Obidias prophetiae oraculi, in Idumaëa, p. 27. 67) a. d. E. CXXVII. 68) a. d. E. CXXVIII fg. 69) Gomment. üb. d. Jsf. 1. Th. E. 455. 486. 591.

70) Geseh. 1. Bd. a. R. Zweite Section. XV.

70) Einleit. ins A. Z. S. 533. (4. Th. S. 139. 4. Ausg.) 71) Gesenius a. a. Z. S. 35. 2. Th. S. 23. 72) Der Prophet Jesaja überl. u. ausg. S. 472. 73) Egl. auch Knobel, Der Prophetismus d. Hebräer. 2. Th. S. 341. 74) f. Knobel a. a. Z. 2. Th. S. 350. 75) Gesenius, Gomment. üb. d. Jsf. 1. Th. S. 450 und Hitzig a. a. Z. S. 154. 76) a. a. Z. S. 450. 77) a. a. Z. S. 154. 78) a. a. Z. 1. Th. S. 507 fg. S. 511. 79) a. a. Z. 2. Th. S. 130 fg. 80) a. a. Z. S. 179. 180.

wählt sich der Redestrom fort und auch zurück, indem sich der Verfasser unausföhrlich im Verhältnis von Grund und Folge herumdreht, so daß 22 und 23-27 oder 22-31 immer wiederkehrend, fast die einzigen Conjunctionen sind, deren er sich bedient.“ Zugleich wirft er ihm Breite, Gedankenarmuth und Mangel an aller Kraft und Energie vor, elegische Zerflossenheit und Weichherzigkeit. „Wenn bei Jesaja die Worte oft kaum hinreichend sind, um die Ideen deutlich zu bezeichnen, hängen sie hier, wie ein zu weites Gewand, schlotternd um den Körper des Gedankens, welcher auf diese Art im Ausdruck verdimmt wird und durch das Nimmale entkräftet.“ Hühig möchte die beiden Capitel der beschreibenden Poesie zuweisen; durch lebhaftes Auffassen der Zukunft als Gegenwart werde der Verfasser dramatisch, entferne sich aber dadurch von der Redeweise des Jesajas. Henderwert ist mit diesem Urtheile sehr unzufrieden“), da er diesen Abschnitt für echt hält; Gredner's gründliche Abhandlung“) darüber scheint ihm entgegen zu sein; wenigstens berücksichtigt er sie nicht. Er macht nur geltend, daß das Elegische und Weichherzige dem Jesajas nicht ganz fremd sei“), daß materielle Darstellung notwendig breit werde und langsam fortschreite. Er meint, man könne übrigens den Verfasser eher der Hastigkeit, der überzogenen Eile und der zu geringen Ausführung beschuldigen“). Allerdings ist manches von dem, was Hühig diesen Capiteln als Eigenständigkeit anrechnet, auch im echten Jesajas anzutreffen. Darin hat also Henderwert mit seiner Disposition gegen ihn Recht; allein es kommt hier so vieles zusammen, was dem unbefangenen Leser notwendig als bei Jesajas ungemöblich ausfallen muß. In Cap. 21, 1—10 ist nach Golenius“) die Darstellung rascher, lebhafter und dramatischer, als in Cap. 13—14, so daß das ganze, ohnehin schon in sich abgerundete Stück, einer schnell vorübergehenden Vision gleiche. Hühig“) legt dem Verfasser dieses Abschnittes weniger Kühnheit der Phantasie, als dem von Cap. 13—14, bei; er sei „nur leicht der Schwäche.“ Nach Knobel“) ist dagegen die Darstellung lebhaft und anschaulich und die Fiction des Wächters sehr wirksam; die Prophezie selbst hält nach ihm die Mitte zwischen eigentlicher Vision und einfacher prophetischer Anündigung. Über Cap. 24—27 ist das Urtheil allgemein nicht besonders vorthellhaft. Golenius“), sehr sie den andern unechten Abschnitten nach, weil sie mehr Kunst und matte spielende Künstelei, als echte dichterische Begeisterung verrathen; die Schilderung der Zerstörung und die ganze Schreibart nennt er spielend, kalt und geübt und voller Nachahmung“). Königlich Hühig“). Er bemerkt darin den gesunkenen Geschmack eines spätem

Beitalters, welcher sich in geuchten Antithesen, spielen den Pronomina, frostigen Phrasen, zur Unnothigkeit übertriebenen Bildern verrathe. Von Jesaja unterscheidet sich der in wortreicher Breite ermüdende Verfasser dieses Capitel durch Mangel an Kühnheit und Feuer, und von dem „ohne Vergleich geschmackvollern, lebhaftern, plastischen“ Urheber des letzten Abschnittes (Cap. 40—66) durch seine „frostigste Schreibart in bedeutungslosen Antithesen, Pronomina und leeren Redensarten.“ Mit Recht sagt Knobel“), es ruhe auf der Darstellung dieser Capitel „eine gewisse Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit, Dusterheit und Unklarheit, welche das Verständnis derselben sehr erschweren.“ Da Hühig demselben Verfasser von Cap. 24—27 auch Cap. 23 beilegt“), so war zu erwarten, daß er auch über die in letzterem herrschende Schreibart sich nicht günstig aussprechen würde. Und das hat er denn auch gethan“). Unjesajaisch sei darin die langsame Bewegung, die Wiederholung unbedeutender Gedanken, lahme, schwächende Anreden und matte Verse. Der Verfasser ist ihm zufolge, „des Stils nicht mächtig, es fehlt ihm an Haltung, so daß er B. 13 auf eine unerhörte Weise aus einem Begriff und einem Numerus in den andern hinübertaumelt.“ Henderwert sucht dagegen“) dieses alles zu entkräften und kommt auf Golenius' Urtheil zurück, welcher sagt“): „das Orakel schreitet nicht fort, sondern mit früherer Kühnheit verfehrt der Prophet den Leser in die Scene und springt von einem Auge zum andern. Statt der stehenden Sprache der spätern Zeit ist sie hier noch hart, fast wie im Dialekt gegen Moab.“ In Cap. 34 und 35 ist endlich nach Golenius' Urtheile“) Sprache und Einleitung leicht und gebildet; nach Hühig“) bewegt sich in Cap. 34, welches er nicht mit Cap. 35 als ein Stück zusammenfaßt, aber doch einem Verfasser beilegt, der Parallelismus so regelmäßig und löst der Fluß der Rede so gleichmäßig und durchsichtig fort, als irgend im echten Jesaja; daneben findet er Wortreichthum und weißschweifige Breite. Knobel rühmt“) an Cap. 34—35 seltene Lebendigkeit, kühnen poetischen Flug, meist glatten rhythmischen Vortrag, ebenmäßigen Parallelismus der Glieder und Reinheit der Sprache.

Den letzten Abschnitt der Jesajaischen Sammlung, nämlich die 27 Capitel 40—66, hat Fr. Rüder in seiner Uebersetzung desselben“) in drei Theile oder Bücher zerlegt, jedes von 9 Capiteln. Da die Erläuterungen dazu der Uebersetzung nicht nachgefolgt sind, kennen wir die Gründe nicht, welche ihm dazu bewegen haben. W sein Hühig hat diesen Gedanken lebendig ergriffen“). Es fällt ihm natürlich nicht ein, die Zahl der Capitel zu argiren, deren Bestimmung und Abgrenzung anerkannt

81) Des Propheten Jesaja Weissagung. 1. Th. S. 386 fg. 416 fg. 82) In den theologischen Studien u. Kritiken von Wilmann u. Umbreit, Jäger, 1833. 2. B. S. 777 fg. 83) Mit Berücksichtigung der Auslegung Hühig's zu Jes. 22, 4 und zu Cap. 23. 84) a. a. D. S. 417. 85) a. a. D. 1. Th. S. 649 u. 650. 86) a. a. D. S. 241. 87) Der Prophetismus der Hebräer. 2. Th. S. 352. 88) a. a. D. 1. Th. S. 36, 36a, 39a, a. a. D. 1. Th. S. 753, 759. 89) S. 56. 90) Die Propheten Jesaja über. S. 277.

91) Der Prophetismus der Hebräer. 1. Th. S. 385, 324, 328) u. a. a. D. S. 297. 93) a. a. D. S. 472, 473. 94) Des Propheten Jesaja Weissagung. 1. Th. S. 487, 488. 95) Comment. über d. Jesaja. 1. Th. S. 718. 96) a. a. D. 1. Th. S. 329. 97) a. a. D. S. 334. 98) a. a. D. 2. Th. S. 330, 331. 99) Hebräischer Propheten über. u. erklärt. 1. Uebersetzung. S. 1 fg.

1) Der Prophet Jesaja über. u. erklärt. 3. 457.

Wesen erst lange nach dem Ursprunge der Sammlung im A. T. geschäpft, sondern er sieht darin nur ein Werk des Zufalls. Dagegen vertheidigt die Einteilung des großen Abschnitts in drei Stücke sehr lebhaft. Der Verfasser selbst scheint auch in der That selbst durch die Worte: „Kein Heil spricht Jedem“ (oder „spricht mein Gott“) für die Freiheit am Schluß von Cap. 48 und Cap. 57 die drei Stücke äußerlich aus einander gehalten zu haben. Auf diese Weise erhalten wir in dem trefflichen Abschnitt eine schöne und zwar vom Verfasser beabsichtigte und wohl bedachte Gliederung. Jede Gruppe rundet sich in jenem Gedanken ab. In Cap. 57, wo der Rebroers (Refrain) zum zweiten Male erscheint, wird im 20. Verse darauf vorbereitet, am Schluß des Ganzen aber (Cap. 66) ist derselbe Gedanke nur mit andern Worten ausgedrückt. Rückert hat auch noch eine andere Abtheilung in zwei Hälften: erste Hälfte, die des Hinausweisens (Cap. 40—53), Erstirbe und zweite Hälfte, die des Hinausweisens (54—66), Wiedrede. Auch dafür wird kein weiterer Aufschluß von ihm gegeben.

Doch ein Schriftsteller von solcher Bedeutung und so gewaltigem Einflusse, wie Jesaias, die erregte Bedandlung vor vielen andern löhne, war nicht schwer zu begreifen. Wir besitzen daher eine ansehnliche Reihe von Erklärungschriften über diesen Propheten. Eine chronologische Aufzählung derselben geben das erregte Handbuch im letzten Stücke und Rosenmüller in seinen Scholien zu diesem Werke. Doch viel bedeutender ist die von Gesenius geleistete Zusammenstellung in der Einleitung zu seinem Commentar über den Jesaja (Cap. 2). Man findet hier keine bloße Nomenclatur, sondern eine tief eingehende Charakteristik der alten Übersetzungen, der patristischen und rabbinischen Auslegungen, sowie der neuern Übersetzer und Commentatoren. Auf eine solche Geschichte der Erregte, so nützlich sie auch ist, kann hier nicht eingegangen werden. Hier beschränken wir uns auf Angabe der hervorsteckendsten Erscheinungen.

Schon als prophetisches Buch muß Jesaias dem Erklärer ungleich mehr zu schaffen machen, als viele andere Schriften des A. T., sowohl in sprachlicher Beziehung, als in den Sachen, welche dabei zur Sprache kommen. Die oben dargelegten Verhältnisse aber, welche in dieser Drucksammlung fast immer, erweitern die Anforderungen und Schwierigkeiten noch bedeutend. Der Zusammenhang der Gedankenreihe, die Abtheilung der einzelnen Dactyl, die Untersuchung über ihre Echtheit und Abfassungszeit, die Bestimmung der Zeitempoche, worauf sie sich beziehen, bieten hier ein reiches Feld für fleißige, sorgfältige Forschung in bester Mannichfaltigkeit. Bedeutet man nun noch, wie sehr die Ansichten über viele dieser Dinge bei namhaften Männern auseinandergehen und wie oft auch theologische Parteilichkeit sich einmischt und zu verwirren droht, so wird man wol zugeben, daß hier Aufgaben für Reifer der Wissenschaft vorliegen und daher beklagen, daß an ihre Lösung nicht immer nur solche gegangen sind. Dergleichen hatte diesen Propheten erklärt, oder sein Commentar ist bis auf wenige Druckstücke verloren gegangen; wahrscheinlich haben

aber viele andere Kirchenväter, besonders Hieronymus, aus ihm geschöpft. Dieser ist übrigens von den Erklärern unter den ältern christlichen Schriftstellern der beachtungswerthe, weil er allein auf den Originaltext zurückgeht. Sonst ist noch zu erwähnen Ephraim der Syrer, dessen Deutung sich freilich auf die syrische Version stützt, aber die der griechischen Erregten bei weitem übertrifft. Von den Rabbinen sind auch für Jesaias Jarchi und Ibn Esra wichtig; ferner David Kimchi und Isak Ababene. Von den Reformatoren besitzen wir allerlei über Jesaias. Von Luther freilich sind nur seine Vorlesungen darüber nach einem Collegienheft durch einen seiner Zuhörer erschienen (im sechsten Theile der holländischen Ausgabe), aber von Zwingli kamen Contemplationes Isinae prophetiae (Turici, 1529. fol., auch in seinen gesammelten Werken) und von Calvin ein Commentar (Genevae 1750. fol. und 1583 auch in der Ausgabe seiner Werke T. IV. [Amsteloed. 1671]). Weiden mangelt freilich noch ausreichende Sprachkenntnis, worin Eschscholapabius (Hypomnemata in Esaiam, [Basil. 1525. 1567. 4.]) und Joh. Brenz (Esaias commentarius explicatus, [Francof. 1550 und in Opp. T. IV. p. 124. Tübing. 1675. fol.]) einen Vorprung gewonnen. Seb. Münster und Wolf. Reusel oder Musculus (Commentarii locupletissimi, [Basil. 1570. fol.]) machten bereits Gebrauch von rabbinischen Commentarien, ebenso wie der Katholik Vatabl oder Ratabius in seinen kurzen, aber sehr brauchbaren Notizen zur Vulgata des Rob. Stephanus 1557. Seb. Gosselin oder Gosselin hatte seine elegante lateinische Übersetzung mit Anmerkungen (Basil. 1531. fol.) und der Portugiese Franz Forerius einen gelehrten Commentar (Venet. 1553 fol.) von großer Ausführlichkeit bekannt gemacht. Casp. Sanctius' Comment. in prophet. majores et minores (Antw. 1621. fol.) ist einiger Beachtung werth. Vorurtheilsfreie und geschmackvolle Bemerkungen findet man in Hugo Grotius' annotationes (Paris 1644., auch in Glosvius Biblia illustrata abgedruckt, jedoch mit Beschränkung des vermeintlich Heterodoxen; kann im dritten Bande der von Bogel und Döderlein besorgten Ausgabe von Grotius annotationes [Hal. 1775—76]), sowie genaue gelehrte Erörterungen einzelner Stellen in den Animadversiones in V. T. libros von Louis de Dieu (Lugd. Bat. 1648. 4. wieder abgedruckt in seiner Critica sacra [Amstel. 1693. fol.], p. 190 sq. die Notizen zu Jesaias). Die sogenannten Critici sacri (Lond. 1680. fol. Amstel. 1698. Francof. 1696) enthalten im vierten Bande die Anmerkungen von Münster, Vatabl, Gosselin, Glorius, Forerius, Joh. Drusius und Hug. Grotius. In Matth. Polus (rig Poole) Synopsis criticorum aliorumque sacrae scripturae interpretum (Lond. 1669. 4. Francof. 1679. fol.) wird Jesaias im dritten Bande in der bekannten Weise dieses Werkes behandelt. Nach L. de Dieu macht die Erklärung dieses wichtigen Propheten zunächst seine sonderlichen Fortschritte, wenn ihr auch in einigen Schriften durch treffliche Materialien vorgearbeitet war. Ab. Schultens hat in seinen Animadversiones philol. et criticae ad varia

loca V. T. (Amstel. 1709, auch wieder in seinen Opera minora [Lugd. Bat. et Leovard. 1769.], über Jesaias p. 252 fg.) mehrere interessante und schwierige Stellen beleuchtet. Johann Goerues (Upp. ed. Amstel. 1701. fol. T. II.) in der Worterklärung nicht selten glücklich, ist bei seiner Vorliebe für das Apocryphische gänzlich unermüdet, den richtigen Standpunkt für die Auslegung des Prophetismus zu gewinnen. Seb. Schmid's Commentarius super illustres prophetias Jesaiae (Hamb. 1702. 4.) ist nur aus Collegienheften zusammengeloppelt von Sandhagen, jedoch mit Erlaubnis desselben. E. Gappelle überläßt sich auch bei diesem biblischen Werke in seinen Comment. et notae criticae in V. T. (Amstel. 1689. fol. p. 492 sq.) seiner Verbesserungslust des Originaltextes nach den alten Versionen, und August Rhenius (Comment. in Esaiam ed. Fecht [Lips. 1708. 4.]) unterbricht die Interpretation durch ganz fremdbartige Gegenstände und erwidert durch eine scholastische Methode. Dagegen ist sehr beachtungswerth der Commentar. in librum prophetiarum Jesaiae von Camp. Vitringa (Leovard. 1714 und 1720; Basil. 1732. 2 Bde. fol., andere Nachdrücke Herborn. 1715, Tübing. 1732). Er huldigt allerdings der typisch-prophetischen Erklärungsweise, ebenso wie Goerues, und verwendet vielen Fleiß auf die Nachweisung, daß die Weissagungen auch wirklich in Erfüllung gingen, allein er bewährt sich auch durchgängig als einen tüchtigen gründlichen Kenner des biblischen Sprachgebrauchs, bringt ein in den Sinn der einzelnen Stelle mit unermüdetlicher Sorgfalt und gibt denselben überall an, unter gewissenhafter Benutzung aller damals zugänglichen Hilfsmittel. Ehe Golenius' ausgezeichnetes Werk erschien, konnte man allerdings mit dem vorwiegenden J. G. Eichhorn (in mündlicher Äußerung gegen den Verfasser dieses Artikels) sagen: „Vitringa ist der eigentliche Commentator des Jesaias.“ Eine teutsche Übersetzung besorgte von dem oft verkannten und geringgeachteten Buche desselben Ant. Friedr. Büsching unter dem Titel: Camp. Vitringa's Auslegung der Weissagungen des Jesaiä (Halle 1749 und 1751. 2 Bde. 4.), mit einer Vorrede von Mosheim. Das Apocryphische und Mystische ist darin hinweggeschritten. Gleichzeitig mit Vitringa baß J. P. Michaelis durch Nachweisung der Verbal- und Realparallelen (am Rande von ihm herausgegebenen Biblia hebraica [Hal. 1720], unvollständiger Erzelege verbessern. — Et Glect [Uericius] ging bei seiner Deutung des Jesaias (Veteris Test. prophetae ... ex translatione Jo. Clerici cum ejusd. commentar. philol.) und paraphrasi in Esaiam etc. [Amstel. 1731. fol.]) nicht tief genug ein, um genügen zu können Augustin Gaimet aber (Commentaire literal sur tous les livres de l'ancien et nouveau Test. [Par. 1724. sq.]) empfahl sich durch fleißige Sammlung des historischen Materials, doch fehlt kritische Sichtung fast unbrauchbar wegen zu großer Willkürlichkeit sind auch bei Jesaias G. F. Houbigant's kritische Bemerkungen (an seiner Bibelübersetzung Par. 1753. fol., aber auch Leovard. abgedruckt Fraueof. 1777. 4. durch Veranlassung von G. Fr. Bohrer; die über Jesaias stehen bei T. II. p. 543

sq.). Robert Lowth liefert eine geschmackvolle englische Übersetzung des Jesaias mit Anmerkungen (Lond. A new Translation with a preliminary dissert. and notes critical, philological and explanatory [Lond. 1778]). Die Kritik desselben ist freilich nicht besonders zu loben und fand daher an Dav. Roder (Vindiciae s. textus hebraei Esaeae adversus Rob. Lowthii criticam [Bern. 1786]) einen scharfen Gegner. Desto vorzüglicher ist aber die Bearbeitung in deutscher Rücksicht und Lowth erwarb sich durch sie das Verdienst, die ganz vernachlässigte didaktische Auffassung bauernd gewendet zu haben. Die von Roder besorgte Übersetzung desselben (Rob. Lowth's Jesaias, neu übersetzt, nebst einer Einleitung und krit. philol. und erläuternd. Anm. [Göt. 1779 — 81. 4 Bde.]) gewann noch bedeutend durch J. B. Kopp's Zufüge und Anmerkungen, welche nicht selten schätzbare Berichtigungen Lowth'scher Ansichten sind. In diesen Zufügen hat Kopp auch seine Meinungen über die höhere Kritik der Jesaianischen Sammlung niedergelegt, welche freilich nicht vorsichtig genug sind und des innern Halts entbehren, aber doch sehr anregend gewirkt haben. G. E. Paulus (Philologisch-Elavis über das A. T. Jesaias. [Zür. 1793]) enthält für die historische Erklärung gute Beiträge, befreit aber desto weniger im philologischen Theile. G. L. Raur's Scholien (J. Chr. Fr. Schultze's scholien in V. T. continuata, Vol. VIII. und IX.) sind fleißig gearbeitet, ebenso die Bearbeitung von G. Gr. B. Augusti (im ergetischen Handbuch sechstes und sechstes Stück. [Epp. 1779 und 1800]), die bloß auf cursorische Lectüre berechnet war. Die Scholien von G. F. K. Rosenmüller über Jesaias (Scholien in V. T. T. III., in drei Sectionen [Lips. 1791 — 93. 2. Ausgabe auch mit dem Titel: Jesaiae vaticinia annotat. perpet. illustr. Vol. I — III. [1811 — 1820. 3. Ausgabe. 1829 sq.]) gehört zu den vorzüglichsten Partien des Scholienwerkes; besonders in den beiden letzten Ausgaben und in dem davon veranlasseten Ausgabe (Scholien in compendium redacta Vol. II. [Lips. 1835]). Außerordentlich und den verschiedenartigen Ansprüchen genügend ist Bibl. Golenius (der Prophet Jesaiä übersetzt und mit einem vollständigen philologisch-kritischen und historischen Commentare begleitet; in drei Theilen [Leipz. 1820 — 21]). der erste Theil enthält die sehr gelungene, auch von Kleinert trefflich genannte und daher auch von de Wette in seine Bibelübersetzung fast unverändert aufgenommene Übersetzung (1829 erschien die 2. Aufl. davon); der zweite Theil die Einleitung und den Commentar zu Cap. 1 — 39 und der dritte Theil über Cap. 40 — 66. Die neuesten Erklärungsschriften sind von Ferdinand Hügler (der Prophet Jesaiä übersetzt und ausgelegt [Hreib. 1833]), Franz Raurer (Comment. grammaticus criticus in usum academiarum [Lips. 1836]) und G. K. Handewert (Des Propheten Jesaiä Weissagungen, chronologisch geordnet, übersetzt und erklärt; bis jetzt ein Bd.: protokajanische Weissagungen [Königsb. 1828]). Endlich gibt es auch sehr viele Übersetzungen des Jesaias, als von Bogel (Halle 1771), Straußer (Halle 1773), Walther (Halle 1774), J. D. Michajelis

im achten Theile seiner deutschen Uebersetzung des A. Z. und Mostenbauer (Lüneb. 1780); durch sie hat jedoch die Deutung des schweren Buchs nichts gewonnen. Gute verlor sich in einer metrischen Uebersetzung von Cap. 1—39 (Berl. 1785—86, 2 Theile); einer ähnlichen Arbeit unterzog sich Krügel (Brem. 1790), beide aber fallen in den Fehler des Modernisirens. Seiler und Holzer hatten bei ihren Uebersetzungen (Erlang 1783, Hanov. 1819) nur das Praktische im Auge. Brauchbarer als alle die genannten ist die von Hensler (Homb. und Kiel 1788), von Augusti in der von ihm und die Bette besorgten Bibelübersetzung (4. Bd. Weidb. 1811). In 3. G. Eichhorn (die betrahlten Propheten 1—3 Bb.) ist die Uebersetzung des Jesajas geschildert, mit Inhaltsanzeigen und Anmerkungen. Von katholischen Uebersetzungen ist die von Dierker zu erwähnen (die heil. Schrift des A. Z. 4 Bb. 1. Bd. (Frankf. a. M. 1808)), wovon Scholz die dritte umgearbeitete Auflage von Kurzem (Frankf. a. M. 1837) besorgt hat. Es sind auch Anmerkungen dabei, doch ziemlich flüchtig gearbeitete. Von lateinischen Uebersetzungen ist außer der Delphin's (Hal. 1779, ed. 3. 1831) die von Döberein (Altdorf. 1775. 3. Ausg. 1789) nennenswerth.

(A. G. Hoffmann.)

JESAN, Gebirge auf der japanischen Insel Nippon, auf der Ostseite des großen Binnensees Misu-umi gelegen. Es ist hoch, demalst und mit 3000 Tempeln und vielen Dörfern bedeckt. Es scheint sehr unzugänglich zu sein, denn es diene den Bürgern der Residenzstadt Miaco bei Bürgerkriegen stets zu einem Asyl (Kämpfer II. S. 240), das jedoch dem Wüthender Nedamanga, der hier viele Tausende von Priestern und Landknechten erzogen ließ, nicht unzugänglich blieb. — Dem Vulkan Jesan, dessen Georgi (Russische Reise, 1775, I. 4.) als im N. von Japan, 7 Meilen von Nambu liegend und als häufig Bimssteine auswerfend gekennt, hält Propold von Buch (Geographie der Rußland, Reihe der japanischen und kurilischen Inseln, Nr. 10) für identisch mit dem berühmten schneebedeckten Vulkan Pie Jilissan an der Sangorstraße, von dem in v. Krusenstern's Atlas eine Abbildung zu sehen ist. Wahrscheinlich ist er auch identisch mit dem Yake-Yama (d. i. der brennende Berg), dessen Klaproth (die Vulkane von Japan in Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie, XXI. S. 331—336) als auf der N. D. Halbinsel Nippon in der Provinz Musu oder Dojui liegend und als den nördlichsten Vulkan Japans, erwähnt. (Klaehn.)

JESANA, JESCHANA, Stadt im Stamme Juda, unweit Hebel (2 Chron. 13, 19). (F. G. Cromé.)

JESARI, Stadt im Districte des Fürsten von Matsmai auf der japanischen Insel Jesso, an der Zukata-Strasse gelegen. Der japanische Geograph Kinsisee von Sendai bezeichnet sie in dem Commentar zu seiner Karte von Jesso als ein großes Handelsemporium. S. Klaproth in San Kokf Tsu Ran To Sets, ou Aperçu général des 3 royaumes, pag. 283. (Klaehn.)

Jesau (Geogr.), s. Jesendorf.

JESBERG, vormalig JAGSBERG, und JAISBERG, ein ehemaliger mainzischer, meistens unter dem

Antmann von Heister lebender Burggraf, jetzt kurpfälzischer Hauptort eines aus 18 Dörfern bestehenden Justizamtes auf der Landstraße zwischen Kassel und Wehrung (4 Meilen von Wehrung, 5 von Kassel), bestehend aus 119 Häusern und 936 Seelen. Das ganze Amt betrug nach der Zählung von 1830 1048 S. und 7041 Seelen. Die Lage der alten, schon im 13. Jahrh. erwähnten, Burg in einem engen, zum Ewensheimer Grund gehörigen Thale in der Nähe des alten Schlosses Ewensheim und am Abhang des Waldgebirges, welches sich vom Fuß des Kellerwaldes bis an die Schwalm erstreckt, ist sehr romantisch. Nachdem das Erstgibt Mainz diesen Ort von den alten Burgbesitzern von Einsingen im J. 1241 erkaufte hatte, findet man das Burgsteden von Jesberg sammt der benachbarten Densburg meistens in den Händen der bei Homburg angesessenen Herren von Hakenberg, unter denen Kunzmann ein berühmter Raubritter im J. 1400 Theilnehmer des bei Klein-Englis in einem Hofzwang an dem besignirten teutschen König, Herzog Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, verübten Mordes war. (Seine Geheilen waren die Ritter von Ewensheim, Hanlein und Friedrich von Hertingshausen.) Seit 1403 bekamen die von Einsingen die Burg Jesberg pfandweise vom Erstgibt Mainz, und nahmen die Ritter von Ewensheim und Urs zu Wanerben. Im J. 1468 in der heftigen Bruderkriege, als Landgraf Ludwig Densburg und Schönslein verbannt, wurde Jesberg beschossen, stark beschädigt und mit Sturm eingenommen. Im 16. Jahrh. nahmen die von Einsingen von den Landgrafen einen Theil des Gerichts zu Lehn, und im J. 1583 wurde zwischen Hessen und Mainz ein Vertrag geschlossen, wonach das Lösberechtigt des ganzen Gerichts (Jesberg, Hundenhausen und Richterode) an Hessen mit der Bedingung übertragen ward, daß nach Erlösung des heftigen Mannshammes dasselbe ohne Erstattung des Pfandschillinges und ohne Zurechnung ausgelegter Kosten an Mainz jurisdicte. Durch Vergleich mit den Herren von Einsingen gelangte hierauf 1586 das ganze Gericht mit allen Gerechtsamen der Landeshoheit völlig an Hessen-Kassel. Als im J. 1721 die heftige Linie der von Einsingen ausstarb, wurde das Lehn eingezogen, und vom Landgrafen Karl dem Fringen Morimilian, seinem Sohn, ertheilt, der hier einen Schlossbau (seit das Amtshaus) übernahm. Nach dessen Tode 1736 ist Jesberg ausschließlich landesherrliche Besetzung geworden. (Vergl. aus meiner heftigen Geschichte 2. u. 3. Bb. Wilhelm Bach's, Pfarrers zu Jesberg geschriebene Nachrichten von dem Gericht und der Pfarre Jesberg. Kassel 1828.) (Rommel.)

JESCHIL IRMAK oder auch JEKIL IRMAK, der Iris der Alten, ein nicht unbedeutender Küstensaß im osmanischen Asien, hat auf der Gebirgskette Albidastag unweit Karahissar seinen Ursprung, fließt nördlich von Tokat, wo er auch den Namen Tosan führt, vorbei, beschert die Landschaften Amasia und Diabank, nimmt den Kulebissar, den Lepus der Alten, auf, und mündet bei Samiun ins schwarze Meer. (R.)

Jeschimon (bibl. Geogr.), s. Jesimon.

JESCHIN ein zur Herrschaft des Großherzogs von Lothara Swolleniowes gehöriges Dorf im raroniger Kreise des Königreichs Böhmen, nächst dem Städtchen Belworn in sanfter, hügeliger Gegend gelegen, zwei Stunden von Schlan, dem Siege des Kreistamtes entfernt, mit zwei Lehenhöfen, welche selbständige Dominien bilden, ihr eigenes Wirthschafts- und Justizamt haben und keiner andern Jurisdiction unterstehen. (G. F. Schreiner.)

JESCHKENGEBIRGE, das eine Abtheilung des Isergebirges, welches sich in der Mitte des bunzlauer Kreises des Königreichs Böhmen auf dem Gebiete der Herrschaften Böhmisch-Alts, Alt-Alts, Eßberg, Grafenstein, Reichenberg, Morchenstern, Riemes, und Klein-Eskl erhebt, den zwischen der Reife, Kamenitz und Iser gelegenen Theil des Kreises ausfüllt und in seinem südwestlichen Ende mit Steilheit sich aus der Ebene desselben erhebt. Es bildet die Wasserscheide zwischen dem Ober- und Untergerbe, hängt am Schwarzenberge mit dem hohen Isergebirge zusammen, von dem es das Reisthal scheidet, und reicht im Osten bis an das Hochfläth-Gebirge, welches von ihm durch die Kamenitz getrennt wird. In seiner höchsten Höhe erhebt es sich mit dem Jeschten, der 625 Wien. Kl. über die Meeressfläche sich erhebt. Dieses 6 Meilen lange und 14 Meilen breite Gebirge, von dessen höchsten Gipfel man eine der herrlichsten Ausblicke über einen Theil Böhmens und der Oberlausitz hat, die von vielen Naturfreunden selbst der von der Schneefuppe im Riesengebirge vorgezogen wird, gehört seinem größten Theile nach zur Formation des kaisertüchtigen Thonschiefers, welche viele Lager von kömigen Kalkstein enthält; in seinen höchsten Gegenden ist es, zunächst der Granitformation, aus Glimmerschiefers zusammengefaßt, und den Fuß des Gebirges bildet der Quarzverandstein und der Plänerkalk, welcher sich überall längs dem Streichen dieses Gebirgszuges findet, da wo er sich aus der Ebene hervorhebt, ohne jedoch hoch an seine Gehänge hinaufzureichen. An der Nordwestseite erscheint jedoch in geringer Verbreitung die Übergangs-Formation, welche dort mit dem kaisertüchtigen Thonschiefer verschmilzt, und nur durch einzelne vorkommende grauwackenartige Kellen und durch blickten grauen Kalkstein, in welchem sich jedoch keine Verfeinerungen finden, charakterisirt wird. In einem schmalen Streifen erscheint endlich am südlichen Abhange auch die Formation des rothen Sandsteins. Merkwürdig ist am Fuße des Jeschten unterhalb Swietaw die sogenannte Leufelsmauer, ein mächtiger Basaltgang im Sandstein. (G. F. Schreiner.)

JESCHOW, slavisch Sechow, auch Jessow. 1) Ein mit größt Kolorat-Krautwurzigen Herrschaft Reslin vereinigt Gut im Rattauer Kreise des Königreichs Böhmen, welches im J. 1719 sammt Pienin dem Grafen Valentin Pryan von Haras gehörte. 2) Gross-

und Klein-Jeschow, zwei zum Theile zum Kietzker Kreisassien-Biertel, zum Theile nach Tichobus und Groß-Goschla gehörige Dörfer. 3) Ein zum Gute des Winters von Tersch Gubwein gehöriges Dorf im otmirger Kreise des Warzgrathischen Wärdens, in hügeliger Gegend gelegen, nach Pauka (heider Decanat, Erzbisthum Dmütz) eingepfarrt, mit 15 Häusern und (1825) 112 slavischen Einwohnern, die sich vom Feldbau nähren. (G. F. Schreiner.)

Jeschua f. Jesua.

JESDI (چند), Stadt in der persischen Provinz Farsistan, in einer schönen Gegend an der Grenze der großen Wüste von Kufistan, war früher ein wenig bedeutender Flecken, der aber einem Distrikte, im Bezirk von Fethabad, den Namen gab; ihre zum Handel günstige Lage aber machte sie bald so bedeutend, daß sie 20 Moscheen, 24 Karawanenställe, 4 hohe Schulen und 35,000 Einwohner zählt, unter welchen letztern, etwa 4000 Feueranbeter leben sollen. Besonders geschätzt werden die hier verfertigten seidenen Zeuge, deren eine Satzung Es-Sandus, السندس, genannt wird; ferner verfertigt man Shawls, Shawls verschiedener Art und unterhält Fuderaffinerien. Jedoch ist der Stapelplatz für den Handel von Hindustan und Bokhara, von wo Kaschmirschawls, indischer Stahl, Schaffelle durch Karawanen herbeigeführt werden, während man aus dem westl. Persien, namentlich aus Schiras und Isfahan, europäische Waaren, Kupfer, Seide bringt. Die Umgegend, von dem kleinen Flusse Mehris bewässert, ist fruchtbar und besonders durch die in etwa 15 Dörfern lebenden Feueranbeter wohl angebaut; man erzeugt vorzügliche Feigen, Trauben, Melonen, Seide. (J. H. Müller.)

JESDAD (چنداد). — Abu' Hasan Ali Ben Musa Ibn Jesdad Ami, der Hanefit und Scheich seiner Lehre, ist und als Verfasser eines Werkes über die im Koran enthaltenen geistlichen Bestimmungen unter dem Titel Ahkam El-Coran bekannt geworden. Er starb im J. 305, d. i. 917 oder 918 n. Chr. Über seine sonstigen Lebensverhältnisse findet sich nach den jetzt getragenen Nachrichten nichts vor. (Gustav Flügel.)

Jesdegerdes f. Isdagerd.

JESDI (oder JEZDI, d. i. gehörig aus Jed oder Jed, einer bekannten Stadt Persiens) ist der Name mehrerer bedeutenden Wudamendianischen Schriftsteller, unter denen Scheref-ed-din Ali bis jetzt die meiste Anerkennung gefunden hat. Er ist Verfasser der von Peris da la Croix, dem Sohne, übersetzten und durch dessen Sohn herausgegebenen Biographie des Timur 1722, 12., 4 Bde. alsdann 1723 zu Teif x.), und da er Zeitgenosse seines Helden war, verdient ihn ursprünglich persisch geschriebenes Werk um so mehr Aufmerksamkeit. Es führt den Titel Safer-namch, d. i. Siegesbuch, oder Tarichi Timur, „Geschichte Timurs,“ und wurde auf Befehl des Mirza Ibrahim Ben Schahroch, eines von Timurs Enkeln in Schiras geschrieben und 828 (beg. 23. Rev. 1424)

*) f. z. W. Bippe's allgemeine Übersicht der physikalischen und statistischen Verhältnisse des bunzlauer Kreises, in J. W. Sommer, Des Königreichs Böhmen, statistisch-topographisch-karographisch (Prag 1834), 2 Bde. G. XII. XVI. XVII. XVIII. XIX. 240. 274. 275. 289 u. m. z.

vollendet. Isti'bi galt gleich vom Anfange an als ein Muster für den Geschichtsschreiber und als eine der gründlichsten Quellen, aus denen alle spätern Historiographen, die sich mit Timur beschäftigen, geschöpft haben. Ibn Arabschah, der zu sehr Dichter war, muß ihm weichen, und die eingewebten geographischen Notizen sind noch von einem besondern Werte. Muhammed Ben Ahmed Adschemi übersehte es ins Türkische, und das spätere Herrscherbuch aus Timur's Geschichte ließ es von Neuem überarbeiten. So kam die sich vom J. 982 (beg. 23. Apr. 1574) datirende Redaction unter dem Titel Mesfurat salih car'ani, d. i. „die Siegerkronen des Unzerwundlichen“ zu Stande. Dieselbe ist vorzüglich reich an Nachträgen. Über den Verf. gibt de la Croix und Wahl nichts mehr und nichts weniger, als was etwa Hadshi Ghalis (s. B. Tom. II. n. 2190) von ihm anführt. Dasi er mit schöngeistigen Arbeiten, die alle in einem glänzenden und fortwährenden Style geschrieben waren, sich beschäftigte, deuten die uns von ihm bekannt gewordenen andern Schriften, s. B. seine Sammlung von Wortspielen und

Witzeln (حلل المطر في فن العبا والغري) aus, der er nicht nur selbst einen Auszug des Besten herausgab, sondern auch der bekante große Dichter und Mystiker Dschami. Ferner schrieb er einen nennenswerthen Commentar zu dem bekanten Todesgeschichte Muhammed's, die Kurda, und eine Abhandlung über die islamitischen Buchstaben- und Ziffer-Zuordnungen. Er starb um 850 (1446).

2) Ein zweiter Geschichtsschreiber aus demselben Orte ist Moine-ed-din, von dem wir eine Geschichte der Dynastie der Mosseiden unter dem Titel Mewahib Alehi (Hadshi Ch. II. n. 2061) besitzen, in der er die höhere oder hochtrabende Schreibweise des Bassaf nachahmt. Auch machte derselbe eine persische Uebersetzung der arabisch geschriebenen philosophischen Schrift des Schehab-ed-din Soparawardi bekannt unter dem Titel: كشف الغممة.

النصائح الایمانية وكشف الغممة اليونانية, bestehend aus 15 Capiteln und zwei Schlussworten. Er starb nach 757, d. i. 1356.

3) Abdallah Ben Schelchab-ed-din Jessi, Verfasser von sehr gepriesenen Stoffen zu dem Commentar Motawwel des rhetorischen Werkes Talechis el-mis'ah (vgl. Hadshi Ch. II. n. 2061), den er in der Akademie Manzurie in Schiras zu Ende des J. 962 (beg. 26. Nov. 1554) oder 972 (beg. 9. Aug. 1564) vollendete.

4) Der Richter Masud Ben Hosein Jessi, der im J. 571 (beg. 22. Jul. 1175) starb, gab einen Commentar zu dem kleinen Sammler über die abgeleiteten Pantheistischen Rechtslehren von Scheibani heraus, und betitelt ihn El-Tacsim we El-Teschedschir (vgl. H. Ch. II. S. 656).

5) Abu Hamid Muhammed Ben Muhammed Jessi, ein Schafit, dessen Todesjahr unbekant ist, ist Verfasser einer Abhandlung über die Topik unter dem Titel: Musalib. (Gustav Flügel.)

JESDSCHUAUST, feste Stadt südwestl. von Tezd in der pers. Provinz Farsistan am östl. Ende einer Schlucht,

auf einer felsigen Anhöhe mit einer Karawanenstraße, einer Moschee und dem Grabe eines Imams. Die Stadt hat 2000 Einwohner, welche Baumwolle, Weis, Getreide bauen, aus welchem letztern vorzüglich gutes Brod gebaden wird. Die Stadt dient als Grenzfestung zwischen Farsistan und Irak adschem. (J. H. Müller.)

JESELNICA, JESHELNICA, ein zum Gebiete des wallachisch-illyrischen Regiments des kaiserlichen Generalats gehöriges Dorf der banatischen oder ungarischen Militärgrenze, unfern des linken Donauufers, am Fuße des untern Kistauergebirges gelegen, ungefähr 2 Meile südwestlich von Alt-Ofsova entfernt, mit 86 Häusern und 521 Einwohnern. Zwischen hier und den gegenüberliegenden Gebirgen Serbien ist die Donau mächtig aufgeregt. (G. F. Schreiner.)

Jeschel, s. Ischel.

JESENDORF oder JESAU, ein Pfarrdorf des medlenburgischen Amtes Medlenburg mit 450 Einwohnern. (Häder.)

Jesenitz, s. Jeszenicz.

Jesenitze, s. Asling.

JESERAZ auch JEZERAZ, ein periodischer See, im Kreise von Warasda des österreichischen Königreichs Dalmatien, dessen größerer und zum Anbaue günstigerer Theil aber schon dem türkischen Reiche angehört, welcher nur ein Paar Miglien vom See Raschod entfernt ist. Er wird von dem Abflusse des Bassaf gebildet, welches sich in dem benachbarten höher liegenden Thale von Glubusch sammelt, das schon jenseit der österreichischen Grenze liegt. Dieses Thal wird nämlich von dem flüßigen Treibth durchströmt, welches in den Regenmonaten seine Ufer überschreitet und das Thal mit Wasser anfüllt, das sich dann durch unterirdische Wege verliert und somit diesem See als auch dem See Jegero das Wasser gibt. Auch an diesem See bemerkt man verschiedene Einsenkungen und Schlünde, davon mehr die Eigenschaft haben, das sie das Wasser ausstoßen, andere, das sie dasselbe einlaugen. Der Jegeraz scheint ebenso wie der benachbarte Raschod durch das Gemäßer zu entstehen, welches in den Schlünden des türkischen Gebietes eingefangt und auf dem österreichischen ausgegossen wird. Längs dieser beiden Seen läuft auf dem Abhange des Berges, der sie von dem See Jegero trennt, die Hauptstraße dahin, die von Berageraz in das Rarentagebiet führt. Im ausgetrockneten Zustande wird auch dieser See, gleich dem beiden andern angeführten, zum Anbaue sehr reisender Getreidearten benutzt. (G. F. Schreiner.)

JESERITEN, ein slavisches Volk im Peloponnes, welcher um die Mitte des achten Jahrhunderts von Slawen ganz überwunden wurde. Sie bewohnten, nebst den Illyriern, die südlichen Gebirge des Peloponnes (Morea), und konnten, sowie die Illyriern, von den byzantinischen Truppen, welche der Hof von Constantino-

*) J. J. G. Sommer's Taschenbuch zur Verbreitung geogr. Kenntnisse (Prag 1835), II. Jahrg. (für 1835), S. II n. 12.

1) Hübner's Malabarische Inseln, s. s. 109. (S. 109.) (S. 109.) (S. 109.) (S. 109.) (S. 109.) (S. 109.) (S. 109.) (S. 109.) (S. 109.) (S. 109.)

bei uns die Mitte des neunten Jahrhunderts zur Befestigung und Unterjochung dieser Slawen dahin gesandt hatte, nicht unterjocht werden, sondern sie verstanden sich bloß zu einem mäßigen Tribut an den byzantinischen Hof“). (Rumy.)

JESERNIK, slawisch Gezerice, Jeszernice, ein zur kaiserlich Dietrichstein'schen Bischofsmittelherrschaft Weiskirch gehöriges Dorf im preauer Kreise des Markgraftums Mähren, am Fuße des Seifens, eine halbe Stunde nordwärts von Leipnitz gelegen, mit 101 Häusern, 720 slawischen Einwohnern, welche sich nur von der Bauwirtschaft nähren, einer im J. 1785 gestifteten Localskaplanei, welche als Pfarre schon im 16. Jahrh. bestand, später aber wieder einging, zum leipnitzer Decanate des otmüher Erzbisthums gehört und unter dem Patronate des Religionsfonds steht, einer dem b. Martin geweihten katholischen Kirche, Schule, Erbschreier, drei Mühlen und zwei Wetzflägen. Schon im J. 1351 gehörte dieses Dorf zu dem jetzt mit der Herrschaft Weiskirch vereinigte Gute Drahtsch. (G. F. Schreiner.)

Josewang (Gögr.), f. Josenwang.

JESI, Stadt und Bischofsitz im Kirchenstaat, Delegacion Ancona, nahe am Flecken Jesino oder Jesino auf einer Anhöhe. Sie ist von einer mit starken Thürmen besetzten Mauer umgeben, hat drei große Plätze, eine Kathedrale und sechs Parochialkirchen, 6000 Einwohner, welche Strumpfwirkerwaaren, seidene und wollenen Zeuge nebst Hanfleinwand verfertigen, und einen beträchtlichen Handel mit Fabricatezeugnissen und Producten der Umgegend, namentlich Wein, Öl, Getreide, treiben, der durch fünf große jährliche Märkte befördert wird. Man findet hier viele Alterthümer. (J. H. Müller.)

JESID (جسد), weßhalb richtiger JEZID), ist ein in der Muhammedanischen Welt weit verbreiteter beliebter Name selbst unter Fürsten und andern ansehnlichen Männern. Unter jenen, die diesen Namen führten, stehen obenan die drei Khalifen Jesid I., II. und III., aus dem Hause Dmaijs, über welche das Nöthige 3. Sect. 3. Th. S. 376. 378 und 379 beigebracht worden ist. Sonst erwähnen wir theils nachfolgend, theils selbstständig:

1) Jesid Ben Moawija, seines Namens der Erste aus dem Hause Dmaijs (s. a. a. D. S. 376), ist und durch eine später veranstaltete Sammlung seiner Poesien als Dichter bekannt geworden. Zuerst erschien sein Dwan durch die Sorge des Abu Abdallah Muhammed Ben Omran Marjobani aus Bagdad in einem schwachen Bändchen von nur 30 Blättern; bald aber gingen mehre Gelehrte an dasselbe Unternehmen, wickelten viel Fremdartiges unter, was den Jesid nichts angeht, bis spätere Reaktionen wieder zu sondern anfangen und durch Anhebungen das Echte vom Unächten auscheiden. Allgemein aber erkannte man die ausgezeichnete Vortrefflichkeit der fürstlichen Dichtergabe an.

2) Jesid Ben Harin Ben Sâdan (سیدان) Solemi Wasid, d. h. aus Wasid gebürtig, oder sich dafelbst aufhaltend, war einer der Imame, der als Überlieferer der

Aussprüche Muhammed's großes Ansehen genoss. Er selbst hatte zu seinen Lehrern in der Überlieferungskunde den Schöba, Adauri, Malik, die beiden Hamad, den Ibn Hsuf u. A., und zog selbst wieder achtbare Schüler, wie den Ahmed, Sabja, Hsuf, Ibn-el-mubini, die seinen Namen mit Berechnung nennen und vorzüglich sein treues Gedächtniß hervorheben. Unter seinen Lehren führen die spätern Gelehrten einen Commentar des Korans an, streiten sich aber über das Jahr seines Todes. Während Abd'aher ihn 117 (beg. 735 Chr.) sterben läßt, setzt Dschebel seinen Tod zu Anfange des J. 206 (beg. 6. Juni 821).

3) Der Imam Abu Sakarija Jesid Ben Muhammed Ben Ijas aus dem Stamme Abd (الزبي), wird als Verfasser einer Geschichte Moful's genannt, wo er auch das Richteramt verwalte. Gewöhnlich führt er den Namen Abu Sakarija, und hinterließ als einen nennenswerthen Schüler in der Rhetorik den Ibn Dschami. Er starb im J. 334 (beg. 13. Aug. 945).

4) Der Dichter Jesid Ben Muhammed, zu dem Stamme Muballih gehörig, blühte zur Zeit des abbasidischen Khalifen Motawakel zu Anfange der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. Aufstaba (Ann. Mosl. II, 200) erwähnt einige Verse, die er gelegentlich bei der bedächtigsten Uebersetzung mehrer Verwallungszweige aus Irak nach Damascus sprach.

5) Jesid Ben Ibrahim Coscheiri aus Basra (lebte im 2. Jahrh.), war ein glaubwürdiger Traditionislehrer, ein Schüler des Hasan, Cataba, Ibn Sirin und Anderer, und Lehrer des Ibn Meddi und Ibn-el-mobarek.

6) Gleiches Verdienst um dieselbe Wissenschaft hatte Jesid Ben Abi Hahlil, genannt Sowaid El-Asdi, aus Aegypten, der den Salim, Nafi, Aframa, Ata zu Lehrern und den Soleiman Teimi, Keith u. A. zu Schülern hatte. Er starb 128 (beg. 3. Oct. 745). Ebenso zeichnete sich

7) Abu Moawija Jesid Ben Serl (سري) Aschi aus Basra aus. Auch er hatte den Schöba, Adauri, Said Ben Aruba zu Lehrern, und unter seinen Schülern befand sich Ibn-el-mubini, Goteiba und Andere. In Basra, wo er 182 (beg. 22. Febr. 798) starb, galt er als einer der zuverlässigsten in seiner Wissenschaft.

8) Abu'l-hadid Jesid Ben Abdurabbih Zobeidi, war Gebetausrufer in Hams (Emessa), sand aber auch als Traditionislehrer Moful; Ahmed und Abu Dawud wurden seine bedeutendern Schüler. Er starb 224 (beg. 23. Nov. 838).

9) Abu Hafsaa Jesid, nach Einigen ein Jude, der sich später zum Islam bekannte, nach Andern einer der zu Ischac gemachten Gefangenen, wurde vom Khalifen Hisham gekauft, der dem Merwan, Haskim's Sohne, ein Geschenk mit ihm machte. Merwan schenkte ihm die Freiheit und gab ihm eine seiner Weiskläsnerinnen, von der er eine Tochter, Hafsaa, hatte, zur Frau. Jesid nahm diese mit in sein Haus, und erhielt so den Beinamen: „Vater der Hafsaa.“ Er selbst und sein Sohn waren nach dem Kitâb el-aghani, das mehre Proben ihrer Kunst aufbewahrt hat, Dichter. Einer seiner Nachkommen, Merwan, genosslich der

*) f. Streiter's Auszüge aus den Byzantinern.

Sohn des Abu Hessa genannt, war ebenfalls Dichter, und vielleicht einer der geistigsten und theuersten, indem er sich für jeden Vers, den er zum Lobe der abbasidischen Kalifen, unter denen er lebte, machte, von diesen (i. B. von Mebdi) 1000 Dirhem zahlen ließ.

10) Jesid Thalebi (Arab. Taghibi), ein Sohn des Dhuarar oder Dhuar und Bruder des Dichters Scham-mach (شماع), war selbst Dichter, und sühnt als solcher von einem Verse, den er machte, und in welchem das Wort Mojarrah (مجرره) vorkam, den Namen Mojarrah oder Mojarrah.

11) Jesid, ein Sohn des Isab, der zur Zeit Muhammed's den Islam angenommen hatte, war der Großvater des berühmten Statthalter von Medina und Irak, Chalid, des Sohnes Abdallah's.

12) Abu Dschafar Jesid Ben-el-cacaa (بن العجاج) ein Freigeistlicher des Abdallah Ben Ahsaf Ben Abi Rebia, gewöhnlich Rebani, d. h. der aus Medina genannt, ist einer der berühmtesten Koranleser und Koran-kritiker, der unter seinen Lehrern auch seinen früheren Herrn zählte. Ferner hörte er über diese Wissenschaft den Abdallah Ben Dmar Ben-el-cattab und Mervan Ben-el-cakim. Unter seinen Schülern zählte er den Nafi Ben Abd-el-rahman und den Suleiman Ben Moslim. Vorzüglich rühmt man seine Zuverlässigkeit. Er las in Medina in der Moschee des Propheten und starb auch in dieser Stadt 132 (beg. 20. Aug. 749), (nach Anders 123, oder 133). — Vgl. Ibn Chalikkan S. 824.

13) Abu Rah Jesid Ben El-Cari, ein Freigeistlicher der Zobeiriden, ebenfalls ein ausgezeichneter Koran-leser in Medina, der unter andern den Abdallah Ben Abbas Ben Abi Rebia Nachjumi zum Lehrer hatte. Der vorhergenannte Nafi war auch sein Schüler. Jesid starb 130 (beg. 11. Sept. 747).

14) Abu Chalid Jesid Ben-el-mohalleb Ben Abi Sofra aus dem Stamme Isd, der bekannte Statthalter Ghorasan's, trat nach seinem Vater, der ihn zum Nachfolger ernannt hatte, sogleich die Regierung seiner Provinz in einem Alter von 30 Jahren an. Dennoch setzte ihn der Kalife Abdolmelik Ben Merwan nach dem Rathe des Heddschadsch ab und gab seine Stelle dem Goteiba Ben Moslim. Trotz dem, daß Heddschadsch des Jesid Schwester Hind geheiratet, suchte er den Schwager, den er als einen Nebenbuhler in seinem Posten fürchtete, so unschädlich als möglich zu machen. Der sonst selbst von Allen mehr als gefürchtete Statthalter Irak's ging in seiner Besorgnis so weit, daß er alle Anzeigen und wer sich sonst auf Strengevertheil verstand, über seinen möglichen Nachfolger besagte, und da zum Unglück die Antwort auf einen Mann Namens Isid fiel, so erkannte er in diesem Niemand als seinen Schwager, der aus dem Gefängnisse nach Kama in Syrien zum Suleiman Ben Abd-el-melik entfloß. Dieser empfahl ihn seinem Bruder Weid Ben Abd-el-melik, der ihn auch wirklich in Schutz nahm, und als Suleiman selbst Kalif geworden, machte er ihn zum Gouverneur von Ghorasan, in welcher Eigenschaft er Ster-

gien (Dschorfschan), Taberistan und Dikhistan eroberte und Irak erhalten sollte. Da starb Suleiman, woraus Jesid nach Basra ging. Ein abermaliger Feind, Adi Ben Erad, nahm ihn hier gefangen und schickte ihn gefesselt an Dmar Ben Abd-el-casib, der ihn ins Gefängnis warf. Aus diesem entfloß er nochmals glücklich und rettete sich nach Basra. Auch Dmar starb, allein sein Nachfolger Jesid Ben Abd-el-melik wollte ihm ebenso wenig wohl, schickte vielmehr seinen Bruder Moslim gegen ihn, der ihn tödtete. Nach Ibn Ahsaf war Jesid unter Suleiman Emir von Basra, Dmar aber setzte ihn ab und gab seine Stelle dem Adi. Nach Kama war vorzüglich die durch Heddschadsch über Jesid verhängte Haft hart und peinvoll, die er sich nur durch schweres Liegebedecktes erweichen konnte.

Daß Jesid große Eigenschaften besaß, geht schon aus den kurz angegebenen Berichten hervor. Unter diesen war eine der glänzendsten seine Freigebigkeit, die ihn selbst im Gefängnisse für drei Verse einem Dichter 100,000 Dirhem und auf seiner Flucht nach Syrien für einen Krug Milch an Araber 1000 Dirhem zahlen ließ. Andere Erzählungen ähnlicher Großmuth finden sich mehr bei Ibn Chalikkan. So ließ er einmal einem Haarscherer (Friseur) nach einander, um der Anwendung willen, die dieser von dem Hade machen wollte, 4000 Dirhem auszahlen, so daß die Geschichtsfreiber darin übereinstimmen, daß während der Herrschaft der Dmaiaden die Mohallebiden ebenso freigebig (d. h. am freigebigsten) wie die Barmetiden unter den Abbasiden gewesen wären. Allein dieses Geschichtsbuch war nicht weniger müthig im Kampfe, und auch hiervon, sah Ibn Chalikkan mehr Beispiele an. Dennoch erfuhr er das wechselseitigste Schicksal und ward ein Opfer fremder Laune. Abdolmelik bestätigte ihn wirklich als Nachfolger seines Vaters mit der Einwilligung des Heddschadsch, und als dieser ihn absetzte (85, beg. 14. Jan. 704), gab jener nur ungern nach. Als er neun Monate bei Suleiman zubrachte und ihn Jemand fragte, warum er sich nicht in den Besitz eines Hauses setze? erwiderte er: Was? Bin ich Gouverneur, so bewohne ich das Haus des Gouverneurs; setze man mich ab, so wird das Gefängnis meine Wohnung. Ihm ging im Tode sein Sohn Moschab voran in einem Alter von 27 Jahren um das J. 100 (beg. 3. Jul. 718), nachdem ihn sein Vater, ehe Dmar zur Regierung kam, über Dschorfschan gesetzt hatte. Jesid, der im J. 53 (beg. 27. Dec. 672) geboren war, verlor sein Leben am 12. Esar 102 (beg. 12. Jul. 720), und zog den Sturz fast sämtlicher Glieder seines Hauses nach sich, nachdem auch der Widerstand seines Sohnes Moawia fruchtlos geworden war. Zeitgenosse von ihm war

15) Abu'Ala Jesid Ben Abi Moslim Dinar, der Ahsafite und Freigeistliche des Heddschadsch Ben Jusuf aus demselben Stamme. Er vertrat bei letztem die Stelle eines Secretärs mit großem Lobe, und ward von ihm, als er (Heddschadsch) seinem Tode nahe war, über die Ertragssteuer in Irak gesetzt. Der Kalife Weid bestätigte ihn in dieser Stelle, oder, wie Andere meinen, war dieser es, der ihm jenen Posten zuerst anvertraute.

Soleiman schickte ihn wieder ab und berief, wie schon oben (unter 14) bemerkt, den Woballchiden Jesid nach Kaf. Im J. 102 (beg. 12. Jul. 720) fand Jesid seinen Tod im Kampfe.

16) Abu Chahid Jesid Ben Omar Ben Hobeira stammte aus Syrien her und wurde unter Walid Ben Jesid zum Gouverneur von Kinnasrin ernannt. Er machte sich vielfach um die Omajjaden, vorzüglich um den letzten dieser Dynastie, verdient. Auch war er unter ihm Statthalter von Kufa und Basra. Dem Abbassiden Mansur leistete er in West mehrer Monate Widerstand, ehe er eine friedliche Übergabe einging. Eben solchen Widerstand hatte er dem Emir der Abbassiden Gah-taba Ben Scheib 102 (beg. 12. Jul. 720) bewiesen, der sogar im Kampfe gegen ihn den Tod fand. Doch lauten über seinen Tod die Berichte verschieden. Dessenungeachtet fand auch Jesid ein gewaltsames Ende durch Ermordung, indem Sassaf ihn betend mit seinem Sohne Darud und noch andern Männern seiner Umgebung 132 im Drukabe in Wasit auf Betried des bekanneten Herolds der Abbassiden, Abu Moslim, umbringen ließ, obwohl Mansur dagegen war.

17) Abu Chahid oder nach Andern Abu'l zobeir Jesid Ben Mezil Ben Salda, einer der mutigsten und bekanntesten Emire seiner Zeit und Gouverneur von Armenien, bis ihn Harun Et-Reschid absetzte 172, (beg. 11. Jun. 788). Doch gab er ihm 11 Jahre später 183 (beg. 12. Febr. 799), seine Stelle zurück und folgte zu Armenien noch Abwerbeischen hinzu. Auch sandte ihn dieser Khalif gegen den Rebellen Walid Ben Tarif, den er auch nach hartem Kampfe, und wie Ibn-Isfahat berichtet, bei Habitha in Mesopotamien (in der Nähe von Ana, nur einige Parasangen von Anbar) auf dem Gebiete genannt die Insel des Euphrat erlegte 179 (beg. 27. März 795). Ibn Chalikān berichtet, daß Harun dem Jesid das berühmte Schwert Dhu'l-facar des Propheten mitgegeben habe, und erzählt alsdann, auf welche Weise daselbe in die Hände des Khalifen gekommen sei. Jesid selbst starb 183 (beg. 12. Febr. 799) und hinterließ zwei Söhne, Ghadi Ben Jesid, den Abu Xammam vielfach bezing, und Muhammed, dessen Freigebigkeit Gegenstand großer Lobeserhebungen geworden ist. Der erstere ward unter Mamun Statthalter von Mosul, und kämpfte unter Watir gegen die rebellischen Emire Armeniens, bis er im J. 230 (beg. 18. Sept. 844) in Armenien starb. (Gustav Flügel.)

JESIDEN (richtiger JEZIDEN, *يزيديون*), Name einer Sekte des osmanischen Aßens, deren Anhänger auch Dawasin genannt werden. — Südlich von Kurdistan und westlich von Mosul im nordwestlichen Theile des Paschalik von Bagdad erhebt sich nordöstlich von Kaskolain das Sindhar-Gebirge, zieht sich südböcklich immer parallel mit dem Flusse Sindhar, nach der gleichnamigen Hauptstadt jenes Districts, und biegt dann mit demselben Flusse in südwestlicher Richtung um, bis es an der Grenze des Paschaliks Raca unter dem 36° Br. ausfließt. In einer Ausdehnung von ungefähr 14 franz.

Meilen steigt es mitten in einer ungeheuern Ebene empor, die im Monat März und April, bewässert durch die von dem Gebirge sich herabschützend und mit Schneeswasser gesättigten gewaltigen Gießbäche, einem Marmerteppich gleich, das schönste Bild einer grünen Aue darbietet. Der Gipfel des Gebirges, eben und fruchtbar, wird ebenfalls von tausend anmuthigen Bächen durchschlängelt, die den Gerste- und Hirsefeldern die Lippigkeit sichern, die man ihnen nachrühmt. Nicht weniger gepriesen durch Schönheit wie durch ausgeschütteten Gesamthalt sind die Weintrauben und Feigen jener Gegend, und dennoch war ist dieselbe noch heute der Schrecken des einzelnen Pilgers wie ganzer Karavannen. Als der gefürchtete Hauptsteg der keredischen Jesiden (Jesidier), die sich auch außer diesem Gebirge Mesopotamiens nach in andern Gegenden, wie zwischen dem großen Zab, Syrien und Armenien, ausbreiten, hat er zu allen Zeiten den Haß geseigert, mit dem seine unter den zahlreichen Sekten des Muhammedanischen Aßens mehr verfolgt wird, als die der Jesiden. Fragt man nach der Zeit ihres Ursprungs und ihres Namens, so berichten und entwickeln die Reisefschreiber und Gelehrten, zum Theil nach einheimischen Quellen, verschiedene Ansichten. Wir halten uns an die vorzüglichsten. An ihrer Spitze steht mit Recht, wie schon Eplu. de Sacy in dem Avertissement zu der Notice sur les Yézidiis (p. 183 — 210 in der Description du Paschalik de Bagdad, Paris 1809. — Deutsch, Weimar 1809.) hervorhebt, Michel Leveau, der in seinem 1682 zu Paris erschienenen Théâtre de la Turquie mehrere Capitel seinen mit eignen Augen gemachten und von Andern entlehnten Bemerkungen über die Jesiden gewidmet hat. Gelegentlich gibt er auch einige Redensarten derselben, die mit dem Kurdischen zusammenfallen. Aus dieser Schilderung nahm Hyde in dem Appendix zur Religions veterum Persarum Historia (Ed. II. von pag. 517 an) einen bedeutenden Abschnitt auf (aber, wie es scheint, aus einer frühern Ausgabe von 1675). Derselbe Schriftsteller führt (App. pag. 522—23) eine Stelle aus dem Reisebericht des Pere du Ghinon (oder de Ghinon? vgl. Relations nouvelles du Levant; ou Traites de la Religion, du Gouvernement, et des autres Coutumes des Perses, des Armeniens et des Gares. Composees par le P. G. D. C. (Gabriel de Chino) et donnees au public par le Sr. L. M. Epon 1671. 12.) an, die nicht ohne Belehrung für die Geschichte der Drusen ist. Beiden französischen Reisenden, von denen Jedere volle 12 Jahre im Orient mit dem Studium der dortigen Sprachen verbrachte, folgte unter Landsmann Niebuhr, der im März des J. 1766 sogar mit Hilfe eines von Jesiden geleiteten Kellei aus dem Dorfe Abd-el-assis über den großen Zab setzte, als er von Arbil nach Mosul wollte. Sein Bericht befindet sich im 2. Bd. der Reisebesch. S. 344—348. Was Olivier (vgl. dessen Reise durch das türkische Reich, Ägypten und Persien, während der J. 1792—98. Deutsche Übers. 2. Bd. S. 316. (Wien 1809.) mittheilt, ist höchst unbedeutend und kaum nennenswerth, vor allem aber wichtig die oben angeführte von Eplu. de Sacy überseetzte

und herausgegebene Notizen. Ihr eigentlicher Verfasser ist der Père Maurice Garzoni, der 18 Jahre lang in Kurdistan Missionär *) war, und dem wir auch eine kurdische Grammatik und Wörterbuch (Rom 1787) verdanken. Ihn ersuchte der Abbé Sefini, als er (1781 und 1782) auf seiner Reise von Konstantinopel nach Bagdad und von da wieder zurück Mosul berührte und ihn daselbst antas, ihm einige Nachrichten über diese Sekte zu verschaffen. Er folgte dieser Einladung, und ließ dem Abbé Sefini nach seiner Rückkehr zu Florenz obige Notizen zukommen, die dieser in seine zu Berlin (1807) erschienenen *Vinggi e opuscoli diversi di Domenico Sestini* aufnahm und de Sacy ins Französische übersehte.

Das Buch der Definitionen (*Kitab el-tarifat*) nennt die Jesiden die Schüler oder Anhänger des Jesid (Jesid) Ben Ansa, die die Antrieben der Abaditen dadurch vermehrten, daß sie behaupteten, es werde ein Prophet aus der Mitte der Barbaren (zunächst Perser, dann jedes andere Volk) mit einem im Himmel geschriebenen und ihm in seiner Gesamtheit auf einmal offenbarten Buche abgesandt werden, zugleich mit dem Befehle, die Sekte Muhammed's zu verlassen und sich den im Koran erwähnten Säktern zuzuwenden. Jede Sünde, groß oder klein, gilt ihnen als Blsgötterei, und die Anhänger der im Namen oder um der Sache Gottes willen verhängten Strafen heißen Sghenditen. Die oben erwähnten Abaditen aber betrachten jeden, der sich nicht zu ihrer Sekte hält, als einen Ungetreuen oder Ungläubigen, und jeder Muhammedaner, der eine schwere Sünde begeht, sei Unitarier, nicht aber ein Gläubiger (vgl. Not. et Extr. X. pag. 19. 20). Ähnlich spricht sich Marracci in seinem Prodomus (pag. 79) aus. So wie die Abaditen, sind auch sie erklärte Feinde des Ali. Nach Garzoni war ihr Stifter ein Schiich Jesid, den er nicht weiter näher bezeichnet, nach Niebuhr dagegen ein Schiich Ate, und sie selbst die Nachkommen von den Arabern, welche unter Schamir's Anführung Muhammed's Enkel und Sohn Ali's, Hosein, tödteten, und unter der Regierung Jesid's II. als die erbittertesten Feinde der Wilden sich auszeichneten. Aus allem diesem geht so viel hervor, daß ihre Entstehung in den Anfang des 8. Jahrh. fällt, der Schiich Ali aber keineswegs ihr Urheber, sondern nur ein Erneuerer ihrer Sekte war. Sein Grabmal, das sich im Gebiete von Amadia in Kurdistan befindet, ist stets der Obhut des Oberhauptes ihrer Religion, d. h. einem Schiiche aus den Nachkommen des Schiichs Jesid, den der Fürst von Amadia auf Bitten der Jesiden und mittels eines erhaltenen Geschenks auf seinem Platze beständig, anvertraut.

Da ihnen verboten ist, lesen und schreiben zu lernen, so mitteln schriftlich sich über ihre Religion und Geschichte nicht auszusprechen vermögen, so hat dieser Umstand nach

der Bemerkung Garzoni's, dem wir hier vorzüglich folgen, einen andern nach sich gezogen, den, daß auch andere Muhammedanische Schriftsteller nichts von ihnen berichten, ausgenommen, daß sie gelegentlich auf sie schimpfen und sie als das abscheulichste Volk auf der Erde verfluchen. Ihre Lehre splanzt sich somit nur durch Tradition fort, und ist ein Gemisch von Manichäismus, Muhammedanismus und Zendreligion, ihre Anhänger aber erweisen dennoch den Christen und vorzüglich den christlichen Klöstern in ihrer Nähe nicht nur gewöhnliche Achtung, sondern, den letztern wenigstens, sogar Verehrung. In jedem Falle sind sie den Christen und ihrem Glauben mehr zugehan, als den rechtgläubigen Muhammedanern, denen sie bei größerer Macht und Anzahl fortwährenden Kampf entgegenstellen würden. Die Christen nennen sie ihre Landsleute, was oder wen sie aber schimpfen wollen, Muhammedanisch oder einen Muhammedaner. Als höchster Gegenstand ihrer Verehrung wird von allen Richterstellern der Teufel, arab. Scheitan, angegeben. Nur den Namen desselben oder einen ihm ähnlichen Laut auszusprechen, würde kein Jesidi, selbst durch die härteste Noth, sich zwingen lassen. Weiter, die arabisch ähnlich lauten, verkaufen sie mit fremden, z. B. persischen oder mit gleichbedeutenden, aber anders lautenden. Selbst das Wort „verfluchen, verwünschen,“ arab. laana, nehmen sie nicht in den Mund, sondern verflümmeln es in naala, daher sich auch Fremde unter ihnen hüten müssen, etwas jenen Tönen Ähnliches auszusprechen. Die Dörfer oder Bewohner der nahen Städte überhaupt denuten dagegen diese heilige Scheu, zum Trost der Teufel recht oft zu nennen, entweder um ihnen wehe zu thun, oder, wie Niebuhr erzählt, sie ohne Kaufpreis um ihre Waare zu bringen. Wenn sie nämlich z. B. in Mosul dem Pöbel Eier oder Butter verkaufen wollen, so sucht man vorerst die Waare in die Hände zu bekommen; dann fängt der vermeintliche Käufer über den Preis oder aus andern Ursachen aus allen Kräften auf den Saton zu schimpfen an, worauf der Verkäufer gern Alles in Stiche läßt, um nur nicht Zeuge dieser Mißhandlung des Teufels zu sein. Diese Verehrung aber rechtfertigen sie so. Dem Menschen kommt es, wenn er sein Gewissen rein erhalten will, nicht zu, auf irgend ein Geschöpf Gottes zu schimpfen oder zu fluchen, denn es steht in keiner der geoffenbarten Religionschriften geboten, daß man gehalten wäre, auf den Teufel zu schmähen, wenn er auch noch so großen Ungehorsam gegen Gott beweise; ja der Mensch sei ja eben so wenig angewiesen, den Dämon irgend eines Hofes zu verfluchen, wenn er die Günst seines Herrn verloren habe, im Gegenteil, wir müßten ihm nur Gutes anwünschen, weil er ja wieder einmal von diesem zu Gnaden aufgenommen werden könne. Gott bedürfe seiner unserer Hilfe nicht, um den Saton für seinen Ungehorsam zu strafen, wir müßten und vor dem Richterstuhl Gottes schämen, wenn wir einen seiner Engel ungebeten geschimpft hätten; es sei daher besser, sich um den Teufel gar nicht zu bekümmern, sondern sich zu bestreben, daß man nicht selbst bei Gott in Ungnade falle. Man kennt Beispiele, daß

*) Vorzüglich suchten sich Missionäre aus den Kasimern unter den Jesiden schulpfug, lernten ihre Sprache, taufen sogar zwei von ihren Oberhäuptern (Petrus und Paulus), unterrichteten Andere in dem Katholizismus, mußten aber endlich doch vertriebenen Irthümern weichen.

Jesiden, die in die Gewalt der türkischen Justiz geriethen und zum Tode verurtheilt wurden, eher diese Strafe an sich vollziehen ließen, als daß sie von einer Begnadigung unter der Bedingung Gebrauch machten, wenn sie den Teufel verfluchten. Hiaweilen umschreiben sie den „großen

Scheich“ (الشيخ العظيم) so nennen sie den Teufel) durch Redensarten, wie „Der, den ihr kennt,“ oder „ihr wißt, wer er ist,“ oder „der, den die Einfältigen und Unwissenden verwünschen.“ Man zeigt sogar die Spalte eines Hefen, der sich ausgehen haben soll, um einen verfolgten Jesiden vor den Ungläubigen zu schützen, als sie ihn zur Verleumdung der Ehrsucht vor dem Teufel zwingen wollten. Ob sie übrigens diesem ihren Herrn (جدي, Tschelebi) göttliche Ehre erweisen, läßt sich nicht behaupten, da sie im Gegentheil Gott allein als den größten Wohltäter der Menschheit zu verehren scheinen. Berichtet aber wird, daß, sobald die ersten Strahlen der Sonne in ihre Zelte fallen, Alle sich erheben und mit gefalteten Händen aus den Knien Gott anbeten; indem man nun die Zeit mit dem, was in der Zeit geschah, verwechselte, glaubte man, diese Verehrung gelte der Sonne und sie selbst seien Göddienner. Unter Andersgläubigen verrieth sie diese Andacht in der größten Zurückgezogenheit, und vollziehen sie lieber nicht, wenn sie fürchten müßten, von Andern beobachtet zu werden. Dagegen lassen sie weder Gebete noch Fasten zu, unter der rechtfertigenden Voraussetzung, daß der Scheich Jesid dies nie als die alle bis an Ende der Welt gethan habe. Nur ein einziges Fest (nach Kiebur drei) begehen sie feierlich, den 10. des Augustmondes, wo sich die Gläubigen selbst aus weiter Ferne bei dem Grabmale des Scheichs Abi versammeln. Aber auch hier verläugnen diese Stämme ihre Wildheit nicht. Fünf und sechs Tage vor und nach dem Festtage, der auch noch die folgende Nacht fortdauert, sind von den herbeieilenden Pilgern die Ebenen von Mesul und Kurdisan so unsicher, daß kleine Karawanen Gefahr laufen von ihnen geplündert zu werden. Wild aber ist auch aller Vermuthung nach das Fest selbst. Eine große Anzahl verheiratheter jesischer Frauen findet sich ebenfalls aus der Nachbarschaft zum Feste ein, und nachdem man sich satt gegessen und getrunken, spricht man die ausgelassensten Lächer bis zum Andruch der nächsten Morgensröthe kein Wort, denkt aber um so mehr. Zu gleicher Zeit erweisen sie dem gegenwärtigen Haupte ihrer Religion (i. oben) die ausgezeichnetste Hochachtung, und betrachten es für ihr größtes Glück, eins von seinen alten Henden zu erlangen und es als Todtentank zu gebrauchen in der gewissen Hoffnung, daß ihnen dadurch ein vortheilhafterer Platz in jener Welt gesichert sei. Man läßt sogar ein solches altes Hemd mit 40 Pfaher bezahlen und ist es ganz nicht zu erlangen, so begnügt man sich mit einem Theile desselben. Das Glück aber steigt auf den höchsten Gipfel, wenn der Scheich in eigener Person einen Glaubensgenossen damit beschenkt. Ubrigens empfängt er heimlich einen Theil des gesammelten Raubes unter dem Vorwande einer Schloßhaltung für den Auf-

wand, den ihm die Gassfreundschaft gegen die Brüder verursacht. Weiter erzählt Garzoni, daß dieses Oberhaupt der Sekte stets noch eine andere Person bei sich habe, Kotschel genannt (كوتشك) d. i. der Kleine, oder bei den Türken Laitenbruder, hier bedeutet es eine Kavijs), ohne dessen Beirath er nichts unternimmt. Man betrachtet ihn gleichsam als das Dazwischen des Scheichs, weil er begehrt genug ist, um unmittelbare Eingebungen vom Teufel zu erhalten. Allein auch den andern Glaubensgenossen gilt er als der vorzüglichste und zuverlässigste Rathgeber, und bei wichtigen Unternehmungen wendet man sich gern an ihn und lohnt mit etwas Gelde. Auf dieselbe Veranlassungen streckt er sich vorerst lang zur Erde und sich jubelnd schlüft er oder stellt sich schlafend, indem er während des Schlafs die Entscheidung geoffenbart zu erhalten vorgibt, da er aber bisweilen zwei und drei Nächte zurückhält, um der ganzen Handlung mehr Bedeutung zu geben. So wird erzählt, daß, als vor etwa 70 Jahren die Weiber der Jesiden, um Seife zu sparen, blaue mit Indigo gefärbte Hemden trugen, der Kotschel eines Morgens bei dem Oberhaupte der Sekte mit der Erklärung eingetreten sei, die vorübergehende Nacht die Essenbarung erhalten zu haben, daß die blaue Farbe von äbler Vorbedeutung und dem Teufel mißfalle. Auf der Stelle gingen an alle Stämme Eilboten ab mit dem Befehle die blaue Farbe zu ächten und alle so farbige Kleider mit weißen zu vertauschen. Das Geheiß ward auf das Strengste vollzogen, und kommt noch jetzt ein Jeside in den Fall, bei einem Türken oder Christen unter einer blauen Bettdecke schlafen zu sollen, so wird er lieber, selbst in der strengsten Jahreszeit, jedes Schutzes entbehren, als von einer solchen Gebrauch machen.

Außerdem bemerkt man noch einen andern Unterschied der Farbe, der sogar die Einteilung in schwarze und weiße Jesiden veranlaßt hat. Die schwarzgekleideten sind die Priester oder scheinen wenigstens die nächsten Vertreter der Religion zu sein. In der Gegend von Haleb und wol auch andernwärts lassen sie sich Fakiran, d. i. Arme, nennen, während sie das gewöhnliche Volk auf türkisch Karabache nennt. Ihre Kopftracht ist eine schwarze Röhre mit schwarzen Binden, und ebenso ist ihr Mantel (Aba) schwarz, während die Unterkleider alle von weißer Farbe sind. Doch bilden diese sogenannten Priester nur eine kleine Anzahl, überall aber, wo man ihnen begegnet, trägt man ihnen die Hand und empfängt sie als Diener des Heils und als eine Vorbedeutung guten Glücks. Bei den Kranken vertreten sie die Stelle besonderer Heilkräfte, indem sie ihnen ihre Hände auf den Hals und die Schultern legen. Noch größerer Gewinn als für diese Handlung wartet ihrer, wenn sie durch ihre Cerimonien dem Todten einen glücklichen Eingang in jene Welt bereiten sollen. Sie stellen alsdann den Zeichnam gerade in die Höhe, bedecken ihm leicht Hals und Schultern, und schlagen ihn mit der flachen rechten Hand, indem sie ihm türkisch die Worte zurufen „ara behescht, d. i. gehe ins Paradies!“ Der gewöhnliche Jeside kann dagegen in seiner weißen Kleidung nicht leicht von den

Äußen unterschieden werden, außer daß das Hemde keinen langen Schlig, sondern nur die runde Höffnung für den Hals hat, um mit dem Kopfe durchzukönnen, zur Erinnerung an die köstliche Glorie oder den goldenen Kreis, der nach vierzigstägigem Fasten am Hals ihres großen Heiligen, des Schwerts Abi, gesellen sein soll.

In dem Genuße der Speisen erzeiden die Jesiden nur unbedeutende Beschränkung. Während ihnen Schweinefleisch zu essen und Wein zu trinken erlaubt ist, dürfen sie nur Lattich und Kürbis nicht genießen; auch bereiten sie zu Hause nie Weizenbrot, sondern nur Brod von Gerste zu. Auch weiß man, nach dem Berichte Niebuhrs, nicht, daß ein Jeside sich betrunken hätte, da ihnen der Wein für etwas Ehrwürdiges gilt, dessen Hochhaltung so weit geht, daß sie, im Falle einige Tropfen vergossen würden, die damit getränkte Erde ausgraben und an einen besondern Ort tragen, wo sie nicht mit Füßen getreten werden kann. Gebore erzählt das Gegentheil, und bemerkt, daß sie den Wein oft mit dem Namen „Blut Christi“ bezeichnen. Bei Gastgelagen reiche einer dem andern den Becher mit den Worten „Nimm den Kelch des Blutes Jesu Christi!“ der den Trunk empfangende, küsse die Hand des Gebers, während alle Gegenwärtigen sich erheben und mit über der Brust zusammengeklagenen Händen sich beugen, bis jener getrunken habe. Diesem Gebrauche sah Gebore oft zu und glaubt darin irgend einen feierlichen Aktus alter Christen zu erkennen. Tempel zur Anbetung Gottes haben sie nicht, vermeiden auch, wenn nicht blosse Neugierde sie treibt, in eine türkische Moschee einzutreten, während sie angesehen von den Türken christliche Gotteshäuser gern besuchen. Auch erweisen sie den in ihrer Nähe befindlichen christlichen Klöstern die höchste Achtung, legen ihr Schwert ab, ehe sie in ihr Bereich eintreten, küssen Thürnen und Mauern, in der Hoffnung sich dadurch den Schutz des Heiligen, dem das Kloster geweiht ist, zu verschaffen. Träumt ihnen während einer Krankheit von einem christlichen Kloster, so bringen sie alsbald nach ihrer Genesung denselben Gaben an Wein, Honig oder andern Producten dar. Nach einer Viertelstunde Aufenthalt ziehen sie sich, nicht ohne die Mauern von Ruem zu küssen, zurück, und tragen kein Weidenkleid, auch dem Oberhaupt des Klosters durch einen Handkuss ihre Achtung zu beweisen. Will ein Jeside rechtschuldiger Fürst, d. h. Sunnit, werden, so verlangt man weiter nichts von ihm, als daß er den Teufel verfluche und die bei den Türken üblichen Gebete auswendig lerne. Ob sie beschnitten werden oder nicht, darüber walteten Zweifel ab. Gargani behauptet, ihre Beschneidung erfolge acht Tage nach der Geburt, und ebenso erzählt Niebuhr, daß sie sich wie die Muhammedaner beschnitten. Dagegen sagt Gebore bei Hyde: *Milant vivum et edunt porcinam, sed non nisi per vim circumcisi*, und auch der Verf. der Description du Pachalik de Bagdad (pag. 98) sagt: *Da reste, ils ne sont pas circoncis*. Letzteres ist um so glaublicher, als es einen neuen Beweis ihrer Abgenicktheit gegen das Aerkenthum liefert würde. Ihrem Harte nur das Geringste abzuscheiden, würde für eine Sünde ge-

halten werden, weshalb er bisweilen den Mund völlig bedeckt; ja sie betrachten sogar Aenderhande als Heiler. Gebore behauptet ferner, daß sie einige Gefänge zu Ehren Jesu Christi, der Jungfrau Maria, des Moses, Zacharias und zuweilen des Muhammed abfängen in Begleitung der Trommel bei Besuchen von Freunden, Gastmählern oder Zeichenbegängnissen der Geistlichen, behaupten auch, daß die Bibel, das Evangelium und der Koran vom Himmel gekommen sei, haben aber sonst wenig Kenntniss von dem Inhalte dieser heiligen Schriften, erzählen jedoch mancher Wunderhafte aus der Geschichte Jesu, was sich in der heiligen Schrift nicht vorfindet. Ihre Frauen zu verheirathen ist ihnen nur unter der Bedingung erlaubt, daß sie geistliche Oberherren oder Eremiten werden wollen, die nur eine oder zwei Frauen besitzen. Sie sollen dieselben laufen und zwar um den festen Preis (ohne Unterschied für jede) von 200 Kronen, die der Vater derselben erhält. Ehebrecherinnen werden vom Vater oder Bruder getödtet, und der Ehebrecher zahlt entweder den Preis von drei Frauen, oder, wenn er nicht will, oder aus Armut nicht kann, läßt auch er seine Schuld mit dem Tode, und alle Männer, die das Haus betreten, in welchem der Leichnam einer so Gemordeten liegt, geben zum Zeichen ihrer Billigung denselben mit ihrem Schwerte oder Messer Stiche.

Bei ihren Schwüren gebrauchen sie entweder dieselben Formeln, wie die Türken, Christen und Inden, oder sie schwören, wenn sie unter sich sind „Bei der vortrefflichen Eigenschaft der schwarzen Kleidung“ oder „Bei dem Kopfe derer, welche die Ehre haben jene anzulegen“ oder, wenn sie vorzüglich stark schwören wollen „Bei der Fahne Jesu's“, d. h. bei ihrer Religion. Die sogenannten Geisteslichen oder Schwarzen küssen einander beim Grusse den Kermel, die weissen dagegen begrüßen sich auf die landübliche Weise. Begegnet ein Weiser einem Schwarzen, so empfängt nur dieser den Kuß auf sein Kleid. Von diesem sammelt man alle einzelne Stücke, küßt sie, wenn sie auf die Erde fallen, und sammelt davon so viel, daß man sich Kopsstücken daraus machen kann. Will ein Laie Geistlicher oder ein Weiser ein Schwarzer werden, so bringt er zunächst einige Tage im Dienste bei dem Obern zu, alsdann legt er alle seine Kleider ab, mit Ausnahme eines Tuches, das seine Scham bedeckt, und wird von zwei andern bei den Ohren zu dem Obern hingeführt, der ihm den schwarzen Leibrock mit folgenden Worten darreicht: „Gehe ein in das Feuer und wisse, daß du künftighin ein Schüler des Jesid bist. In diesem Zustande wirst du um der Liebe Gottes willen von dem übrigen Menschengeschlechte viel Unrecht, Schmach und Verfolgung leiden; jenes Kleid wird dich allen Reationen verstoßen machen, der göttlichen Majestät aber höchst angenehm.“ Hierauf legt er das schwarze Kleid an, während alle Gegenwärtigen für ihn beten; der Ober umfaßt ihn mit beiden Armen, küßt seinen Armel, welchem Bistpiele alle gegenwärtige Schwarze folgen; der Eingeweihte thut ihnen alsdann dasselbe und küßt von diesem Augenblicke an Kotschek oder Murid, d. i. Knecht oder Schüler. Ein Schmach, den dieser seinen Freunden und den

Fremden gibt, beschleßt die ganze Feierlichkeit. Auch diese Schwarzen dürfen vom Fleische jedweden Thieres essen, dasselbe aber nicht schlachten, was den Weißen überlassen bleibt; daher sich die strengern sogar hüten auf irgend ein Insekt zu treten oder, ihr Ungeziefer zu tödten, das sie nur wegwerfen, und entschuldigen sich damit, daß sie den Thieren in der Zukunft die Fähigkeit zusprechen, irgend ein menschliches Wesen zu befehlen (Seelenwanderung), oder doch den Thron Gottes um Rache anzusprechen. Bestehen Streitigkeiten unter ihnen, so muß der Beleidiger unter vorgeschriebenen Gebräuchen im Gegenwart Anderer und unter der Vertretung des Obersten unter ihnen Abbitte thun, und gleichsam als Opfer ein Schaf und ein Faß Wein Preis geben, was die gute Folge hat, daß die völlige Ausöhnung gewöhnlich bei völliger Trunkenheit stattfindet. Nach dem Tode glauben die Jesiden an einen Ort der Ruhe, der nach der Größe der Verdienste auch einen höhern oder geringeren Grad von Glückseligkeit gewährt; ebenso glauben sie, daß sie ihren Freunden und Verwandten bisweilen im Traume erscheinen und ihnen ihre Bünsse offenbaren, und daß sie am Tage des allgemeinen Gerichts in das Paradies mit den Waffen in der Hand eintreten werden. Doch begraben sie die Todten ohne jede besondere Feierlichkeit, mit Ausnahme der Angehörigen, die an irgend einen ihrer Wallfahrtsörter unter Abkündigung von Eiern geschafft werden. Da die Schwarzen alle ins Paradies eingehen, so ist es streng verboten, sie bei ihrem Tode beklagen oder überhaupt Traurigkeit zeigen zu wollen.

Die Jesiden wohnen ohne Unterschied entweder in Dörfern oder unter Hütten und Zelten, und nur während des Winters, oder wenn sie von Feinden bedroht sind, fliehen sie mit ihrem Heerden in dunkle Höhlen oder zwischen steile Felsen, die sie vor jeder Verfolgung sichern. Ihre Zelte sind gewöhnlich schwarz und aus Ziegenhaaren bereitet, überdies mit Schilf oder Dornen umgeben und länglich oder vieredig, und werden in den gemeinschaftlichen Lagern zirkelförmig aufgestellt, während die Heerden sich in der Mitte befinden. Man schätzte schon im vorigen Jahrhunderte die Zahl dieser Sehirer auf 200,000 Köpfe, die in inniger Gemeinschaft lebten und an 30,000 kampfsfähige Männer ins Feld stellen konnten. Sie theilen sich in mehrere von einander unabhängige Stämme, die, was ihre äußere Stellung anlangt, kein gemeinschaftliches höchstes Oberhaupt haben, indem dieselben nur auf seinen Stamm in jener Beziehung Ansehen ausüben; doch gilt sein schiedsrichterlicher Spruch bei beschiedenen Mißthätigkeiten unter denselben als entscheidende Vermittelung. Sie finden sich hauptsächlich in dem Gebiete des Fürsten von Schulemert, von Adigera, in den zu dem Paschalik Diarbek gehörenden Gebirgen und in dem Gebiete von Amadia. Die hier wohnenden gelten für die edelsten, — der Stamm führt den Namen Scheichan und ihr Oberhaupt heißt Mir, abgeleitet aus Emir, d. h. Fürst. Es ist der obengenannte Hüter des Grabmals des Scheichs Abi. Der gesandteste Stamm hingegen bleibt immer der zwischen Mosul und dem Fluße Chabur in dem Gebirge Eindschar hausende, von dessen

beiden Scheichen der eine den östlichen Theil, der andere den südlichen befehligt. Er allein stellt mehr als 6000 mit Flinten bewaffnete Krieger ins Feld, abgesehen von der mit Panzen versehenen Gendarmerie. Außerdem besetzen ihre Bassen gewöhnlich aus langen, krummen Säbeln und Schleudern, die sie mit unglaublicher Geschwindigkeit zu handhaben wissen. Je weniger zugänglich sie selbst in ihren Gebirgen sind, desto gefährlicher sind sie auf den Ebenen, und das nicht nur den großen Karawanen, sondern sie widerlegen selbst den Pächern von Mosul und Bagdad, und gleichen am Ende den Krieg gewöhnlich durch Geld aus. Dazu begnügen sie sich bei ihren Raubzügen nicht bloß mit den Gütern der Geplünderten, sondern tödten diese fast ohne Ausnahme, und sind vor Allem gegen die unter dem Titel Scherif, d. h. Edler oder Abkömmling des Propheten, in der Türkei mit Auszeichnung behandelten Glieder der Karawanen um des größern dadurch angeblich zu erwerbenden Verdienstes willen grausam. Wilder gesinnt und schon mehr an einen geordneten Erwerb gewöhnt sind die Bewohner einzelner Dörfer an beiden Ufern des Zab, die Ackerbau treiben und reich an Pferden sind, und die Karawanen auf ihren Fahrzeugen oder Kameeln über den Fluß bringen.

Obwohl in die Angabe, daß sie Türken im Kampfe besonders grausam behandeln sollen, mancher Zweifel zu setzen ist, und ihr Haß gegen sie keine Grenzen kennen soll, so meint doch Garsoun, daß sie nach dem Ausprüche türkischer Gesetzgeber deshalb als wahre Glandie betrachtet würden, weil sie das gewöhnliche Muhammedanische Glaubensbekenntniß „Es gibt keinen Gott außer Allah und Muhammed ist sein Prophet“ auch zu dem ihrigen gemacht hätten. Dagegen sind sie von den türkischen Fürsten, mit denen sie auch die Sprache gemeinschaftlich haben, gern gesehen, dieselbe suchen sie als kühne und tapfere Soldaten in ihr Gebiet zu ziehen, theils um mit ihrer Hilfe ihre eigene Unabhängigkeit gegen benachbarte Fürsten zu verteidigen, theils um ihre räuberischen Einfälle auf fremden Grund und Boden um so leichter auszuführen, theils um die Muhammedanischen Unterthanen um so besser im Zaume zu halten. Diese wissen sich übrigens, wenn sie den Tod leiden, dadurch zu trösten, daß sie als Märtyrer zu sterben glauben. Auch hoffen sie, die Türken und die Jesiden, die Einen dem Allah, die Andern ihrem großen Scheich, d. i. dem Zensel, sich durch gegenseitige Ehdung angenehm zu machen. Daher verläßt der Scharfrichter, dem der Fürst von Amadia sich stets und den Jesiden zu wählen Sorge trägt, nach seiner Amiserfüllung an den Köpfen der Türken in einigen Jahren seinen Platz, um einem andern aus seinen Glaubensgenossen dasselbe Verdienst sich erwerben zu lassen; denn überall, wo ein solcher gereifere Scharfrichter unter Jesiden sich zeigt, wird er mit Verehrung aufgenommen, und man küßt „seine durch das vergossene Türkenblut geheiligten Hände.“ Dulden diese Grausamen, die sogar ihre Kinder verkaufen sollen, dennoch die Sanniten oder rechtgläubigen Türken in ihrer Nähe, so halten es dagegen die Schiiten oder Preser (als Anhänger des Ali) für strenge Pflicht, sie, wo sie sie finden, an

Eszen zu jüdischen. Türkische Frauen und Kinder sind nicht weniger sicher vor den Dolichen dieser Genfer, die Türken dagegen machen die gefangenen jesischen Frauen und Kinder entweder zu verlästlichen Sklaven oder behalten sie für sich. Bei diesem Verfahren schenken sie natürlich Fremden so wenig Vertrauen, daß sie bei allen ihren Verhandlungen mit ihnen sich nur des Wortes bedienen, und Solche aus ihrer Mitte absenden, die Türkisch und Arabisch im Umgange mit Türken und Arabern zu sprechen gelernt haben. Auch bescheiden die Schicksal großer Stämme und Dörfer einen Muhammedanischen Gelehrten, der ihnen die Entschreiben der türkischen Paschas liest, überlegt und beantwortet. (Gustav Flügel.)

JESIDI (جیدی). 1) Abu Abdallah Muhammed Ben-elabbas Jesidi, d. h. dem Stamme oder der Familie Jesid zugehörend, war berühmter Grammatiker und Geschichtsschreiber, dessen nähere Verhältnisse uns Ibn Chalkikan (n. 651) erzählt hat. Er machte sich auch durch mehrer Schriften in seiner Wissenschaft vortreflich bekannt, und unter diesen mögen folgende als die vorzüglichsten hervorgehoben werden: 1) Eine Geschichte des Emalabens Jesid, des Sohnes Raschids (vgl. *Hej. Khasfa* I. n. 243), die die schrecklichen Nachrichten aus dem Leben dieses Khalifen enthält. — 2) Eine Geschichte der Abbasiden, bekannt unter dem doppelten Titel *El-Mosfid* zu nienackib Beni El-Abbas, d. i. das nützliche Buch über die vortrefflichen Eigenschaften der Abbasiden, oder kurzweg *Menaekib Beni El-Abbas*. — 3) Ein Werk über die jursischen Kunstgriffe (Hilfen) bei Forderungen. — 4) Ein grammatisches Compendium unter dem Titel *Muchteser*. Er starb im J. 313, d. i. 925 n. Chr., oder nach einer andern Angabe drei Jahre früher in dem hohen Alter von 82 Jahren.

2) Jesidi, von dem aber sonst die Biographen und Bibliographen, so viel Unterzeichnetem bekannt, nichts weiter berichten, wenn es nicht etwa ein sonst öfter genannter, allein durch die Benennung Jesidi nur kurz angebeuteter Gelehrter ist, wird unter der Zahl der Erklärer der Elemente des Qutubides aufgeführt.

3) Ibrahim Ben Jahja Jesidi, ein im J. 225 (beg. 12. Nov. 839) verstorbenen Grammatiker, ist um einiger seiner hinterlassenen Schriften willen nennenswerth. Sie sind folgende: 1) Ein Tractat über die in der Grammatik um ihrer Form willen *Racil* und *Memdu* genannten Nomina (d. h. die mit und ohne *Wadda* geschriebenen Nomina). — 2) Ein ähnlicher Tractat über die sprachlichen Erscheinungen, in denen durch Uebereinkimmung des Wortes doch ein verschiedener Sinn erzielt wird. So wie das erste Werk von spätem Gelehrten (z. B. von *Alfied-bin Redi Ben Muhammed* dem Kunsefer, farb. 623 d. H.) commentirt ward um seiner Brauchbarkeit willen, so hatte auch das zweite allgemeinen Beifall. Schon im 17. Jahre seines Alters ging der Verfasser an diese Arbeit, die er bis in sein 60. ununterbrochen fortsetzte, sobald sich seine Stammgenossen viel darauf einbildeten. — 3) Eine Schrift über die im Koran vorkommenden Infinitivformen.

4) Abu Muhammed Jahja Ben-elmohelein Adewi, gewöhnlich Jesidi genannt, den, wenn schon angegeben durch seine grammatischen und lexicologischen Kenntnisse, sowie einer der wichtigsten Koranleser, doch der Umstand noch mehr der Bergeissenheit entrisen hat, daß er der Erzähler des Khalifen Maman wurde. Hauptächlich fand seine Schule für die Koranekunst in Bagdad Eingang, er selbst aber war ein Madreser. Auch die Uebersetzungskunde blieb ihm nicht fremd und er hat ruhmvoll in die Reihe der Uebersetzer ein. Da er auch Erzähler der Kinder des Jesid Ben Maman war, so erhielt er von diesem den Beinamen Jesidi. Unter seinen Werken hat das „Newadhir, d. h. Ungewöhnliche Erzählungen“ theilweise das meiste Aufsehen erregt. Auch war er beliebter Dichter und Ibn Chalkikan (n. 809) hat mehrere Proben dieser seiner Kunst aufbewahrt. Das Buch *Newadhir* hat vorzüglich sprachlichen Werth und ist nach dem Muster eines von Asmai unter demselben Titel ausgearbeiteten Werkes geschrieben. Er starb im Merw im J. 202 (beg. 10. Jul. 817), wo sich Maman damals aufhielt. Andere behaupten mit weniger Wahrscheinlichkeit, daß er in dem hohen Alter von fast 100 Jahren in Basra gestorben sei. (Vgl. *Charest. Arabae par S. de Sacy* III, 518.) (Gustav Flügel.)

JESIMA (d. i. Insel Je). Eine kleine Gegendinsel an der Küste der größeren japanischen, im Meerbusen von Otsa gelegenen, Insel Awassi liegen, welche letztere ein besonderes Fürstenthum bildet, das nach Robert's Karte zur Landschaft Jesso, nach Klaproth aber zur Landschaft *Manasawa* (d. i. südl. Seezug) gehört. Jesima ist bewohnt und angebaut. (Klaproth.)

JESMON oder **JESCHMON**, Stadt oder Ortschaft in Palästina in der Wüste Naan, die im Südosten des Stammes Juda lag. 1 Sam. 23, 24. Unter der Benennung *Yezmon* stellt Esdras diesen Ort 10 röm. Meilen von Jericho gen Süden an das todtte Meer. (Crome.)

JESINGEN, ein evangelisches Pfarrdorf im Donaukreise und Oberamt Kirchheim, J. Bültemberg, mit 962 Einwohnern. Im 13. Jahrh. erscheinen die Grafen von Tübingen als Besitzer des Ortes. 1334 erkaufte Graf Ulrich IV. von Bültemberg das Dorf Jelsing von dem Grafen von Kirchberg. (Riegel.)

JESINGEN (Unter-), ein Pfarrdorf mit Marktrechtigkeit im Schwarzwalddreieck und Oberamt Herrenberg, Königlich Bültemberg, mit 1322 evangelischen Einwohnern. Im J. 1410 verkaufte Burhard von Schöslain das Dorf Jelsing mit dem nahe gelegenen Schloß Rosel um 2510 fl. an das Kloster Rebenhausen. (Riegel.)

JESIRA oder **ISIRI**, fließen im Fürstenthume Suruga und der Landschaft Tokaydo*) auf der japanischen Insel Nippon. Er liegt an der Mündung eines tiefen Flusses in die Bai Totomina und zählt nur einige Hundert Häuser. Auf dem Flusse wird das berühmte Jersholz, das die Härte des Eisens hat, herab bis zu diesem Flecken und von hier aus durch ganz Japan verführt.

*) Nach Robert's Karte in der Landschaft Jelsing.

In der Nähe liegt auf einem hohen Berge die von den Japanern für unübertwindlich gehaltene Festeung Kuno oder Kono, worin ehemals die Seegun ihre Schätze aufbewahrten, was jetzt in ihrer Burg zu Jedsu geschieht. In der Nähe sind auch Gold- und Silbergruben, die aber zu Kämpfers Zeit nicht bebaut wurden. (Kämpfer II, 256.) (Klaehn.)

JESNITZ (Jesnitz), eine an der Mulde im Amte und Herzogthume Anhalt-Deskau gelegene Stadt mit zwei Vorstädten, einer Kirche, Zucht- und Einweberzien, einer Papiermühle, gegen 300 Jäusler und 1700 Einw. (R.) Jesso (Geogr.), f. Jesso.

JESONA, JESSONA, JESSONIA oder **AESONA**, eine zwischen dem Sicoris (jetzt Segre) und dessen Nebenflusse Rucaria (jetzt Riguera Palleres), südwestlich von Ergio und nordöstlich von Jlerda im Lande der Jlergeten in Hispania tarraconensis gelegene Stadt, deren Einwohner Acconenses und auch Jessonenses genannt wurden¹⁾. Man hat sie in dem heutigen unbedeutenden Fleden Jona wiederfinden wollen. (R.)

JESREEL, JSREEL, a) Stadt in der Gegend des Stammes Juda (Josua 15, 56). Neben diesem Orte ist b) die Quelle Jesreel 1 Sam. 29, 1. c) auch Jezrael, eine Stadt am Gebirge Sibboa, im Stamme Issachar (Josua 19, 18), nicht unbedeutend in altjüdischer Zeit (2 Sam. 2, 9), als woselbst zwei Könige des israelitischen Reichs ihre Residenz hatten (1 Kön. 18, 44—46, 21, 1, 2 Kön. 8, 29, 9, 15, 33). Zu den Zeiten der Kreuzzüge stand hier die Driftschiff Gerinum parvum. Nach Eusebios und Hieronymus ist sie 12 röm. Meilen von Sythopolis und 10 röm. Meilen von Jergio entfernt zwischen diesen Orten gelegen. Neben diesem Orte d) die Ebene, das Feld Jesreel (vgl. den Art. Palästina 3. Sect. 9. Th. S. 345). Sie liegt tiefer als sämtliche nach allen Seiten sie umgebenden Höhen, und senkt sich nach beiden Seiten nach Westen in dem schichtendlichen Thale des Rischon zur Bai von Akre und nach Osten zwischen dem Libanon und dem kleinen Geron zur Jordanebene (Jord) hinab. (F. G. Crome.)

JESS, JESSA, angeblicher, wenigstens sehr zweifelhafter, Gott der Polen²⁾. Dugoss³⁾, die Hauptquelle darüber, sagt nämlich, die Polen, vom Anfange ihres Ursprunges Götzendiener, hätten Jupiter in ihrer Sprache „Jes“ genannt, und geglaubt, daß von ihm, als dem höchsten der Götter, alle zeitlichen Güter und alle, sowohl widrige als glückliche Erfolge ihnen zuläßen. Da Du-

goss bei Erwähnung der von den Polen verehrten Gottheiten die römischen (Jupiter, Mars, Venus, Pluto, Diana und Ceres) an die Spitze stellt, ist wol klar, daß er von den polnischen nicht viel wußte. Besonders fand dieß bei dem Jes statt; denn von ihm gibt er nicht, wie von einigen andern polnischen Göttern, etwas über die Art und den Ort ihrer Verehrung an. Cromeus hatte keine andere Quelle als den Dugoss, und beruft sich ausdrücklich auf ihn. Er berichtet, daß die Polen und übrigen Völker des slavischen Namens als Götter vorzüglich Jupiter, Mars, Pluto, Ceres und Diana verehrten, welche sie Jessa, Lados oder Lado, Nio, Marjana, Jizilitia, Bierwana oder Bierania nannten. Von der bestimmten Verehrungsweise des Jessa, wie er ihn nennt, weiß er ebenso wenig als Dugoss etwas anzugeben. Nach Cromeus wäre also der Jes nicht bloß der Jupiter der Polen, sondern auch der übrigen slavischen Völkerschaften gewesen. Als den höchsten, das Weltall regierenden, Gott der ältesten Slawen lernen wir bei Procopius (H. G. Lib. III. c. 4) den Verfertiger oder Bewirker des Hlimes kennen. Aber dieser ist aller Wahrscheinlichkeit nach der nachmalige Perun der Russen, (s. das Jes, wenn es wirklich bei den Polen einen solchen Gott gab, damit einerlei, nur anders benannt wäre. Nach Mone soll Kyrchieß Rissagist, der allmächtige Gott, schon im Tridentum als höchster von allen Göttern betrachtet worden sein. Am nächsten hätte man wol, meint derselbe Gelehrte, Planeten- und Monatsgötter folgen lassen, deren Dasein er bei dem Slawen nicht bezweifelt, obgleich er sie nicht einzeln angeben kann, doch wird Jes von Dugoss für den Jupiter ausgegeben. Hätte Mone darin Recht, so würde Jes nicht, wie doch Dugoss angibt, höchster Gott sein. Allein Mone sagt selbst, Jes werde dafür gehalten, gebe Segen und Heil, und besomme mehr Opfer als andere Götter⁴⁾. Daß die eigentliche Bedeutung des Jes durch seine Identifizierung bei Dugoss mit Jupiter nicht erklärt werde, nimmt Mone auch mit Recht an. Andere halten die Vermuthung fest, er sei der höchste der Planetengötter gewesen; andere, (s. B. Gerbasi⁵⁾), beschränken sich darauf, den Jesso, wie er auch genannt wird, bloß mit aufzuführen; noch Andere, wie z. B. Andrey von Kayschow⁶⁾, Karasim⁷⁾ u. s. w., versagen ihm ungedacht der Noth bei Dugoss und Cromeus mit noch größerem Rechte eine Stelle in der slavischen Götterlebre. (Ferdinand Wackler.)

Jessa (bild. Gesch.), f. Isai.

JESSAMINE, eine Grasschaft des nordamerikani-

¹⁾ Cf. Cellarius, Not. Orb. Ant. II, 1. p. 148, 149.

²⁾ Auch als Gottheit der Eschier findet man Jes genannt, weil die Polen auch in Eschien eingebrungen waren, und darin herrschen.

³⁾ Joanne Dugoss, Hist. Polon. Lib. I. Bl. 56, der spätere Ausgabe von 1711, und die betreffende Stelle bei Franzos, De Dia Soraborum et Slavorum aliorum apud Hoffmannum, Scripta, Rer. Laet. T. II, p. 58. Es fast nämlich: Appellabant autem Jovem Jaresu linguā suā; der Rommarie ist also nicht ganz genau Jaresu zu bestimmen. Cromeus (De origine et rebus gestis Polonorum. Lib. III.) sagt, welcher den Dugoss vor sich hatte, bei Pinorius, Polonar. Rer. Scripta, p. 432: Jessum vocabant.

⁴⁾ Gesch. des Tridentums im nördl. Europa. I. Th. S. 151.

⁵⁾ Rudm. Ktr. Gedächtn. Gesch. aller Menschlich-Slavischen Staaten. I. B. S. 28.

⁶⁾ Versuch einer slavischen Mythologie (Göttingen 1804). ⁷⁾ Versuch Karasim's, Gesch. des russischen Reichs, über. v. A. v. d. Hanenfeldt. I. B. S. 65. Ich nicht bloß von der russischen, sondern der slavischen Götterlebre überhaupt handelt, gehet er bei Jes doch nicht, nach aller Wahrscheinlichkeit darum, weil ihm die Angaben von ihm zu zweifelhaft schienen; denn beruhen die Angaben auf sichern geschichtlichen Gründen, so würde der Jes die wichtigste Gottheit der Slawen, und also vor allen der Betrachtung werth sein.

schen Freistaates Kentucky, wird begrenzt von den Grafschaften Garrard, Mercer, Woodford, Fayette und Madison, macht einen fruchtbaren und gut angebauten District dieses Staates aus, in dessen nördlichem Theile sie gelegen ist, und wird von den Zuflüssen des Kentucky bewässert. Die Bevölkerung beträgt gegen 12,000, worunter sich beinahe 3000 Sklaven und ungefähr 1000 freie Farbige befinden. Hauptort der Grafschaft ist: Nicholasville, Stadt an einem Nebenflusse des Kentucky, 4 deutsche Meilen südwestlich von Lexington, hat die Grafschaftsgebäude und ungefähr 550 Einwohner. (J. C. Schmidt.)

Jessava (Geogr.), s. unt. Morava.

Jesse (bibl. Gesch.), s. Isai.

Jesselmere (Geogr.), s. Jessulmer.

JESSEN, Stadt an der schwarzen Elster im Kreise Schweinitz und Regierungsbezirk Merseburg der preussischen Provinz Sachsen. Sie zählt 300 Häuser und 1840 Einwohner, welche Landwirtschaft und in der dicht bei der Stadt belegenen isolirten Hügelgruppe der Goren- und Rauschenberge Weinbau unterhalten. (H. Mehn.)

JESSEN oder JESSINSKY (Johann v.), wurde am 27. Sept. 1564 in Breslau geboren, wohin sein Vater aus Ungarn gezogen sein soll. Er studirte in Leipzig Medicin, besuchte dann Italien, und wurde 1596 in Wittenberg Doctor. Er wurde Leibarzt des Kurfürsten von Sachsen und Professor der Medicin in Wittenberg. 1601 folgte er einem Rufe als Rector und Kanzler der Universität Prag, wo er in vertrautem Umgange mit Tycho de Brahe lebte, und Leibarzt vom Kaiser Rudolph II. und Kaiser Matthias wurde. Er nahm an den politischen Streitigkeiten in Böhmen lebhaften Antheil, und die böhmischen Stände schickten ihn als Abgeordneten nach Ungarn. Auf der Rückreise gefangen genommen, wurde er in Wien eine Zeit lang im Gefängniß gehalten, dann aber gegen einen Italiener frei gegeben. Er schrieb an die Wand des Gefängnisses die Buchstaben I. M. M. M., die man deutete: Imperator Matthius Mense Martio Morietur, und die der Erzbischof Ferdinand interpretirte: Jessem! Mentiris, Maim Morie. Er nahm nach seiner Freilassung an dem Kriege der Böhmen gegen den Kaiser Ferdinand Theil, wurde bei der Niederlage der Böhmen gefangen genommen, und im Jul. 1621 hingerichtet. So wurden beide Deutungen der fünf Buchstaben erfüllt, da Kaiser Matthias am 20. März 1619 gestorben war. — Jessen hat mehrer Schriften hinterlassen: de plantis; — judicium de sanguine; — Zoonotres; — institutiones chirurgicae (wurden 1674 und 1717 in Nürnberg als Anweisung zur Wundarzneikunst zuerst herausgegeben); — Campolongi semiotice, Vesalii examen Observationum anatomicarum Fallopii; — historia anatomiae Pragae anno 1601 abs. se administratae: de ossibus tractatus; — universalis c. h. contemplatio; — consilium adversus pestem; — vita et mors Tychonis Brahe; — de methodo medendi; — de cute et cutaneis affectibus; — de mixtione et thieribus; — historica relatio de rustico Bohemo cultivatore; — de generatione et vitae humanae periodis. (Fr. Wül. Theil.)

X. Geyssl. d. M. u. R. Poetice Critica. XV.

JESSENEY, böhm. GSENEG, auch GSEXY.

1. ein dem Fürsten Karl von Loban-Guamert gehöriges Allodial-Gut im nördlichen Theile des bunzlauer Kreises des Königreichs Böhmen, aus einem eignen Wirtschaftsamte, welches im Dorfe gleiches Namens verwaltet wird, einer landwirthschaftlichen Bodenfläche von 2635 Joch 683 □ Klafter, 2474 geächtlichen Einwohnern, welche in 5 Dörfern 319 Häuser bewohnen, und einem Viehstande von 23 Pferden und 450 Rindern. Der Boden ist im Ganzen nur mittelmäßig, das Hauptproduct Hafer, und der vorzüglichste Industriezweig die Flachspinnerei. Nächstdem wird auch etwas Bienenzucht getrieben und die Herrschaft läßt ein Eisenwerk bearbeiten. Der Name rührt von den vielen Eichen her, welche hier wachsen. 2. Ein zu dem Gute gleiches Namens gehöriges Dorf, zwischen zwei sanften Anhöhen an einem Gebirgsschloße ziemlich hoch und zerstreut gelegen, 5½ Meil. nordöstlich von Jung-Bunzlau entfernt, nach Boskow (Herrschaft Semil, Bisthum Leitmeritz, samler Biciariatsdistricte) eingepfarrt, mit 141 Häusern, 1140 Einwohnern, einem Schloße, worin sich eine Kapelle mit einem schönen Altarblatte von Dominichino, einer Bergkapelle mit Frescomalereien, einer Schule, einer Briefsammlung, einem Eisenwerke, einem herrschaftlichen Braubause, einer Branntweinbrennerei, zwei herrschaftlichen Miehöfen, einer Schäferei, drei Mühlen und einer Bretzäge. Das im J. 1798 an der Kamernitz errichtete Engenthal genannte Eisenwerk besteht aus einem Hochofen, einigen Hammerwerken, den Werken zur Stahlerzeugung, einem Walz- und Schneidewerk, einem Gießereien, Holzplatt-, Kohlenst., und einem Schichtamtsgebäude, und erzeugt Zug- und Schmiedewaren, worunter Maschinen, fachen, englischer Cementstahl und Feilen besonders bemerkenswerth sind. (G. F. Schreiner.)

JESSENIK, böhm. GSENIK, HRUBO GSENIK, ein zu dem Gute der Ritter von Bethmannsdorff Pupillen Ronow gehöriges Dorf im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, 1 Stunden südwestlich von Krinetz, dem Eise des Wirtschaftsamtes entfernt, mit 122 Häusern, 775 geächtlichen Einwohnern, welche von der Landwirtschaft leben, einer zum nimburger Biciariatsdistricte des Bisthums Leitmeritz gehörigen katholischen Pfarreiplanen von 2691 Seelen, welche von einem Priester versehen wird und unter dem Patronate des Heiligensonds steht, einer schon im 15. Jahrh. vorhanden gewesen katholischen Kirche, einer Höferei, einer Hebamme und der hiebei conscribirtens Einsicht des Chalcuptra, welche aus sieben Klein-Häusern besteht. (G. F. Schreiner.)

JESSENITZ, böhm. GSENEC. 1. Ein zum Theile der fürstlich dietrichstein-prosskau-slesischen Biebi-commissarherrschaft Neustadt an der Mettau und zum Theile zur fürstlich colloredo-mannsfeldischen Herrschaft Duppocow gehöriges Dorf, im königlicher Kreise Böhmen, zwischen den Borsbergen der böhmisch-schlesischen Grenzgegend, in höchst interessanter Gegend gelegen, 11 Stunden westwärts von Neustadt entfernt, mit 119 Häusern, 731 geächtlichen Einwohnern, die sich vom Landbau und der Vieh-

*) J. J. G. Sommer, Das König. Böhmen, statistisch-topographisch dargestellt (Prag 1854) 2. Bd. S. 335 ff.

nicht nähren, einer eigenen katholischen Pfarre von (1831) 1716 Seelen, die zum erzbischöflichen Bistumsdistricte des königlicher Bisthums gehört und unter dem Patronate des Bischofs der Herrschaft Lypocyno steht, einer katholischen Kirche zu Mariä-Himmelfahrt, welche den Erziehungsbüchern zufolge schon in den Jahren 1384, 1409 und 1418 mit einem eignen Pfarre versehen war, einer Schule und einem Wirthshause. 2) Ein anseländisches Gut im südwestlichen Theile des östlicher Kreises, im Wartgasthause Wäden, im Mittelgewirge gelegen, reich bewaldet, von dem Mieroskine-Küchen und einigen kleinen Bächen bedröset, mit einem eignen Wirthschafts- und einem Lustgarte, welches der gewieser Stadtmagistrat verwaltet, 9 Dörfern, 389 Häusern, 2203 slowischen Einwohnern und einem Viehstande (1825) von 169 Pferden, 728 Kühen und 21 Ochsen. Der Boden ist höchst mittelmäßig und besteht größtentheils aus Thon. In der Landtafel liegt es mit 104½ Loden und einer obrigkeitlichen Schätzung von 1474 fl. 20½ Kr. inne. Im 14. und noch im Beginne des 15. Jahrh. gehörte Jessenitz mit dem benachbarten König zu dem Schlosse Stramburg oder Strazisko. Es gehörte hierauf anfänglich den Herren Krawarz von Zworow und hierauf jenen von Postrzyk. Im Laufe des 16. Jahrh. wechselte es rasch seine Besitzer. Im J. 1636 besaß es J. Christoph Schwandensky von Schwabnitz, nach dessen Tode ging es über auf seine Gattin Juliana Katharina Alveria, geb. Freiin Proschky von Postrzyk, die auch Frau von Postrowitz und Malenowicz war und Jessenitz dem Prämonstratenser Stifte zu Dobruwie nach Brünn vergabte, in dessen Besitz das Gut auch bis zur Aufhebung des Klosters verblieb, wofür es nur die Verbindlichkeit hatte, stets zwei Ordenspriester in Jessenitz zu belassen, was auch immer geschah. Hierauf ging es in den Besitz des Religionsfonds über, der es im J. 1789 dem Franz Obeln von Dietrich in Erbpacht überließ. Das Gut wurde in der Landtafel auf 44,309 fl. geschätzt. 3) Ein auch Jessenitz genanntes Dorf des gleichnamigen Gutes, im östlicher Kreise, in einem von sonsten, theilweise bewaldeten Bergen eingeschlossenen Thale, am linken Ufer des Baches Mieroskine gelegen, 3½ Meilen westwärts von der alten Hauptstadt der Provinz entfernt, mit 68 Häusern, 406 slowischen Einwohnern, einer eignen katholischen Localkapellane von 1444 Seelen, welche zum jeder Decanate des östlicher Erzbisthums gehört und unter dem Patronate des Wundbischofs steht; einer katholischen Kirche, einer Schule, einem geräumigen Schlosse und einem obrigkeitlichen Meierhofe. 4) Ein zur sächsisch-lebomischischen Herrschaft Blumetz gehöriges Dorf im brauner Kreise des Königreichs Böhmen, in wellenförmig gedungener Gegend gelegen, mit 37 Häusern, 236 czechischen Einwohnern, die sich mit der Landwirthschaft beschäftigen, einer eignen katholischen Localkapellane von (1831) 2491 Seelen, die zum wostzer Bistumsdistricte des prager Erzbisthums gehört und unter dem Patronate des Herrschaftsbischofs steht, einer katholischen Kirche, die schon im J. 1384 mit einem Pfarre besetzt war, und einer Schule. 5) Ein zur sächsisch-colleedo-mannsfeldischen

Herrschaft Dobruza gehöriges Dorf im brauner Kreise Böhmens. 6) Ein zur Herrschaft des Fürst-Erzbischofs von Prag Unter-Bragan gehöriges Dorf im laurazim Kreise des Königreichs Böhmen, auf einer hohen kahlen Fläche, an der von Prag nach Linz führenden Post- und Commercialstraße gelegen, 6844½ wien. M. südöstlichwärts von der Provinzialhauptstadt entfernt, mit 76 Häusern, 456 czechischen Einwohnern, die nach Gircan (Erzbisthum Prag) eingeparrt sind, einem großen Meierhofe und einem Posthause und Pferdewechsel zwischen Prag und Dnesfeld. — Jessenitz ist der Geburtsort des M. Johann von Gelsenitz, der hier am Ende des 14. Jahrh. geboren wurde und am 25. Nov. 1410 als Lehrer der Rechte an der Hochschule zu Prag an die Universität von Bologna die Frage stellte: ob man sämtliche Bücher Bileffs verbrennen solle? Worauf ihm die Antwort erteilt wurde, daß es, aus Rücksicht auf die Barmherzigkeit, welche durch zwischen den Unversüßten Prag und Erford entstehen dürften, zu unterlassen sei. (G. F. Schreiner.)

Jesseno (Geogr.). f. Jessen.

Jessenovacz (Geogr.). f. Janzenovacz.

JESSENWANG, JESSEWANG, Pfarrdorf im bairischen Landgericht Brud, mit 80 Häusern, 652 Einwohnern, einer Pfarrkirche und einer Kapelle, zwei Stunden von Fürstentheim entfernt. Dieser Ort ist sehr alt, und es wurden darselbst vor Kurzem römische Münzen von Constantin und Valentin gefunden; auch zeigen sich noch Spuren der hier vorüberziehenden Römerstraße von Suavia nach Augusta. (Eisenmann.)

JESSER, berühmter Waldhornist des vorigen Jahrhunderts, von Geburt ein Böhme, besand sich aber im J. 1748 auf dem Gap der guten Hoffnung, und man hat keine bestimmten Nachrichten, daß er jemals wieder nach Europa zurückgekehrt sei. Er hatte sich eine bewundernswürdige Fertigkeit auf seinem Instrumente erworben und konnte es darin mit jedem Virtuosen seiner Zeit aufnehmen. Als Componist hat er sich aber öffentlich nicht bekannt gemacht. (Fr. Thon.)

JESSEY, JESSIE (Heinrich). Geboren im Anfange des 17. Jahrh. in einer der Vorstädte Londons, studirte Jessy zu Erford und nahm darauf unter den puritanischen Geistlichen eine nicht unbedeutende Stelle ein, und starb am 4. Sept. 1663 zu London. Er war einer der ersten, welcher sich in der neuteamentlichen Kerkographie versuchte; allein sein griechisch-englisches Wörterbuch zum N. T. hat jetzt wenig Werth mehr. (G. M. S. Fischer.)

Jessinsky, f. Jessen (Joh. v.).

JESSIUS, JASINUS, auch Tesses genannt, erster Bischof von Epheir, soll gegen das J. 348 mit einigen Priestern und Diakonen sein christliches Bekenntnis wert begonnen haben. Als die Arianische Lehre sich am den Rhein verbreitete, versammelten sich die frommen und

*) Seine übrigen Schriften sind: The Calendar; Description and Explanation of 266 Places in Jerusalem. Beide Werke haben mehr Auflagen erlebt. Experiences: The lord's loud Call to England being a true Relation of some late curious Judgments of God by Earthquake.

französischen Bischöfe zu Cöln, wo besonders Jesso zur Amtseinführung des Bischofs Eusebius beitrug. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. (Jaeck.)

JESSO, JESO, YESO, YEZO. So heißt einer der wichtigsten Glieder in der langgestreckten nordöstlichen Inselkette, welche sich von den *Majico-sima*- und *Kieu-thien-sima* in S. W., über die japanischen und kurilischen Inseln, in einer Länge von 60 geographischen Meilen bis zum Cap Lopatka (oder Südspitze von Kamtschatka) im R. D. erstreckt, dessen (der Insel Jesso) Umriss aber erst in neuerer Zeit genauer nach Breite und Länge astronomisch und nautisch bestimmt wurden. Zwar war schon im J. 1620 der Jesuit Hieronymus de Angelis in seinem Berufe als Missionar nach Jesso gekommen, doch dauerte es bis zum J. 1643, ehe Europäer sich entschlossen, die See nordwärts der schon seit 1543 in die europäischen Geographie eingeführten japanischen Inseln zu exploriren. Capitain von Briel, der Befehlshaber des holländischen Schiffes *Gascon*, welcher zuerst Entdeckungen im Nordtheile des stillen Oceans machte (im J. 1643), verließ die Straße la Pérouse und schloß aus der Identität des Volkes der *Amu* auf Jesso und Karasta, daß beide Inseln *) ein großes zusammenhängendes Land von unbekannter Form (das Land Jesso) sei, ein Irrthum, den auch der Russe Spangberg (1739) noch nicht widerlegte, sondern erst im J. 1787 durch den großen la Pérouse, welcher die nach ihm benannte Straße entdeckte, und Karasta und Jesso als zwei verschiedene Inseln nachwies, beseitigt ward. Aber erst durch des Capitains Broughton (1797) *) und des Admirals von Krusenstern *) (1805) Untersuchungen der Küsten von Jesso, wurden die Materialien zur Berichtigung der Karte dieser Insel geliefert, und dieser berühmte Admiral hat dieselbe selbst in einem besonderen Memoire zusammengestellt und die beste Karte der Insel (in seinem Atlas de l'Océan pacifique enthalten) geliefert.

Der japanische Name Jesso, Jeso, Yeso oder Yezo (chinesisch *Hia i*) bedeutet Barbaren mit Seckerbren (barbares a crevettes), und ist eigentlich kein Landesname, sondern der japanische Name des Volkes, das sich selbst *Amo* oder *Amu* nennt. Doch bezeichnen die Japaner und Europäer auch die Insel mit diesem Namen, deren südlicher Theil, welcher eine japanische Colonisation

erhalten hat, District des Fürsten von Matsunaga genannt wird. Diesen Namen Matsunaga dehnem viele europäische Geographen fälschlich auf die ganze Insel aus; höchstens dürfte man aber den von den Japanern colonisirten Theil so nennen, welcher in der japanischen Geschichte auch den Namen *Tofo Yeso* (d. i. verbündete Aien) führt. Die Annahme von Krusenstern's, daß mit dem weiteren Vordringen der japanischen Colonien auf Jesso dieser Name verschwinden werde, ist daher, wie schon Klaproth bemerkt, nicht haltbar. Was den Namen *Amu* betrifft, welchen Broughton in der *Bulandabai* aus dem Munde der *Amu* gehört hat, so beruht derselbe vielleicht auf einem Irrthum; absurd aber ist die Ableitung des Wortes Jesso von dem holländischen Eigennamen *Eso* (d. i. Esau), welcher, wie ich glaube, Reinhold Forster deshalb adoptirte, weil man seit Spangberg die Insulaner nur baarige Kurilen nannte, und diese wegen ihrer angeblichen Behaarsung sehr mit Esau verglich.

Die Grenzen der Insel Jesso sind: 1) im Süden die *Asikarstraße* (japanisch *Kanuidou seto*), zwischen Jesso und *Nippon*, so genannt von dem Cap *Asikar*, dem nördlichsten Vorgebirge *Nippon's*. Durch Verkürzung des Wortes *Tskukar* wurde sie bisher immer *Sengatsstraße* genannt; auch galt sie lange Zeit für die einzige Communication zwischen dem tatarischen Golf und dem stillen Ocean, bis la Pérouse die nach ihm benannte Straße entdeckte. 2) Die Straße la Pérouse zwischen Jesso und Karasta. 3) Im R. D. eine unbekannte Meerenge zwischen Jesso und der kurilischen Insel *Kumatsir* oder *Kumatschir*, welche Larzmann im J. 1793 zuerst durchschiffte und daher dessen Namen zu tragen verdient. Jesso's Gestalt läßt sich aber am Besten mit einem Dreieck vergleichen, dessen drei Spitzen sich wie Fühlhörner südwestlich gegen *Nippon*, nördlich nach Karasta und nordöstlich gegen *Kumatsir* erstrecken, die Insel als einen Inselnoten charakterisirend, der den in der Natur unsers Ozeans, auf ihren Küstenfahrten in zerbrochenen *Piroquen*, eine Vermittelungsstation zu ihrer Bestimmung der Inseln dieses stürmischen Oceans und der unwirthbaren Küsten der *Saterei* um die Amurmündung darbot, und es auch den Japanern möglich machte, ihre Anhebungen und Handelsverbindungen in den genannten Gegenden zu verbreiten. Die Größe von Jesso sind jedoch sehr ausgegagt, und schon von Krusenstern bemerkt (II. p. 49), daß diese Insel wegen ihrer vielen Vorgebirge und tiefen Baien eine der merkwürdigsten der Erde sei. Auf der Südküste sind es besonders die von Broughton entdeckte *Bulandabai* (auf japanischen Karten *Outschikura*, d. i. die Innere, genannt) und die Bai der guten Hoffnung, auf der West- und Nordküste aber die durch von Krusenstern entdeckten und ausgenommenen Baien *Kutsof*, *Suchelen*, *Stroganoff* und *Romanoff*, welche der Insel diese Bezeichnung verschaffen, und wodurch wir zu der Bemerkung veranlaßt werden, daß bei diesen Aufgeschlossenen in der maritimen Seite der, die Insel bei einer etwaigen künftigen Colonisation durch Europäer oder bei weiteren Civilisationsfortschritten der fernwestlichen Japaner, einst wichtig werden kann.

*) Eichmann, *Extrait de l'Exped.* S. 7. 13. 39. 40. 51. mon's Beschreibung der Bischöfe. S. 1.

1) Noch in diesem Anknüpfen (1858) hat seine Antopie eines Europäers über die Strickstraße entschieden, ob Karasta (Saghalien) eine Insel oder eine Halbinsel sei; *Müller (Erdbunde. IV. S. 449)* nennt sie nach Prüfung sämtlicher Berichte der europäischen Seefahrer, welche diese Gegenden besuchten, und der der Japaner, ein Vordland, ein Stück des asiatischen Continents, das auf der felsigen Grenze der wüsten Heide und des Wüstenraums als Halbinsel zum Festlande steht. *H. W. A. Broughton, A voyage of Discovery in the North Pacific Ocean etc. etc. performed in his Majesty's Sloop Providence and her Tender, in the years 1795—1798. (London 1804) 4. p. 85—114. 230—237.* 2) Meile um die Welt in den Jahren 1803—1805, auf Befehl des Kaiser. Majestät Alexander's I., auf den Schiffen *Naradobda* und *Neva*, unter dem Commando des Capitains A. I. v. Krusenstern. 2. Aufl. (Berlin 1816. 16.) 2. Theil. 2. Th. S. 33—79. 97—109.

indem es ihr auch nicht an Areal gebricht, dessen Größe in Zahlen neuerlich durch von Siebold aus Berechnung einer genaueren japanischen Karte auf 1286,92 geographische Quadratmeilen bestimmt worden ist, wozu noch 5,98 solcher Quadratmeilen kommen, welche die Atmosphäre der kleinen Gekadeinseln einnimmt).

Von den durch directe Observation bestimmten Küstenpunkten der Insel sind es vorzüglich folgende, welche einer Aufzählung werth scheinen.

a) Auf der Nordküste Cap Sopa, der nördlichste Punkt der Insel, nach v. Krusenstern's bei stürmischer Bitterung gemachter und daher etwas unsicherer Observation in 45° 31' 15" nördl. Br. und 218° 6' westl. L.

Cap Sopa	unter 45° 21' 0" nördl. Br.	217° 48' 0" westl. L. von Greenwich.
Cap Romanzoff	— 45 25 15	218 25 30
Cap Malespina	— 44 42 15	228 41 30
Cap Schischoff	— 44 25 0	218 28 0
Cap Talafina	— 43 21 15	219 29 0
Cap Namuy	— 43 11 0	219 46 30
Cap Kapten	— 42 57 0	219 44 0
Cap Antisoff	— 42 38 0	219 59 0
Cap Tota Miyama	— 42 18 10	220 14 0
Cap Sinefo	— 41 38 30	226 6 30

Dies letztere ist die südwestlichste Spitze der Insel; die Caps Talafina und Namuy aber sind die hervorragendsten Spitzen der weit vorspringenden Halbinsel Romanzoff.

c) An der Südküste: Cap Nadesbda, der südlichste Punkt der Insel unter 41° 25' 10" nördl. Br., 219° 50' 30" westl. L. von Greenwich. Die Stadt Matsumae oder Matsumai, unter 41° 32' nördl. Br. und 219° 56' westl. L. von Greenwich.

d) An der Südküste nach Broughton's Observation: Hafen Endermo im Nordostwinkel der Vulkansbai, wo Broughton landete, unter 42° 19' 20" nördl. Br. und 218° 52' 24" westl. L. von Greenwich. Cap Clarne, die südwestliche Spitze der Vulkansbai, in 41° 49' 20" nördl. Br., 218° 49' westl. L. von Greenwich. Auf v. Siebold's Übersichtskarte der japanischen Inseln finden sich die japanischen Benennungen folgender Vorgebirge: das südöstliche Cap der Insel: Cap Jerimo, das Vorgebirge am Eingange der Straße, welche Jesso von Kumsiri trennt: Cap Sireto. Das Vorgebirge am Nordeingange der genannten Straße: Cap Nitoko.

Was das Relief der Insel betrifft, so ist dasselbe noch von keinem Europäer erforscht worden; denn sowohl Broughton's, als v. Krusenstern's und Golownin's, des Befangenen in Matsmai, Beobachtungen beschränken sich nur auf die Küsten. Die nämliche Kette von Schneebergen, welche den nördlichen Theil von Nippon in nordöstlicher Richtung durchläuft, durchzieht auch die Insel Jesso in derselben Richtung, und v. Krusenstern (II. p. 43. 44) glaubt, es sei nicht unwahrscheinlich, daß beide

von Greenwich. Dieser Punkt verdient auch um desswillen einer Aufzählung, weil er von dem kaiserlich japanischen Geographen von Jeddo mit europäischen Instrumenten und zwar auf 45° 28' nördl. Br. und 7° 9' östl. L. von Niaco (der Festung des Dai-ri auf Nippon) astronomisch bestimmt worden ist. Da nun, zu Folge v. Siebold's Bemerkungen, der Meridian von Niaco = 133° 40' östl. L. von Greenwich, so würde die Längendestimmung des Japans für Cap Sopa = 217° 31' westl. L. von Greenwich betragen, und von v. Krusenstern's Bestimmungen um 18', bei der Breitenbestimmung aber nur um 3' 15" differiren.

b) Auf der Westküste nach v. Krusenstern:

Inseln durch irgend eine gewaltsame Revolution von einander getrennt wurden, sowie man annimmt, daß die Trennung von England und Frankreich, von Südtrakt und Afrika und von Sicilien und den italienischen Inseln stattgehabt hat. Die geringe Breite der Azularstraße, die steilen Felsenränder, die gleiche Anzahl der Caps an beiden Seiten, die er wahrnehmen konnte, und deren Lage ihm diejenige Übereinstimmung zu haben schien, welche eine solche Trennung voraussetzen, die gleiche Richtung der hohen Bergkette, die nur durch die Aufzugsstraße unterbrochen zu sein scheint, und die Nähe des hohen Vulkans Pic Aleus auf Nippon, drangen ihm diese Vermuthung auf. Die gleichmäßige nordöstliche Richtung der Bergketten auf Japan und Jesso ist aber, wie dies Leopold von Buch zuerst hervorhob, der ganzen Reihe der nordostasiatischen vulkanischen Inselkette eigen, von welcher Jesso nur ein Glied ist, und v. Krusenstern selbst bemerkte auf Jesso, an der Südküste der Stroganoffbai einen Vulkan. Dieser liegt nahe bei dem überaus hohen unter 42° 50' 15" nördl. Br., 218° 48' 30" westl. L. von Greenwich stehenden Pic Kumeofsky (v. Krusenstern II. 52); v. Krusenstern sah aus demselben Rauch und Flammen aufsteigen, konnte aber den Krater nicht gewahr werden. Capitain Broughton (Voy. p. 94. 102. 104) bemerkte von der Vulkansbai aus ebenfalls drei brennende Vulkane, deren einer vier Meilen östlich der an der Südküste belagerten Stadt Jakobate (Kobakate bei Golownin) unter 41° 50' nördl. Br., 218° 50' westl. L. von Greenwich, der zweite vier Meilen nördlich der genannten Stadt unter 42° 6' nördl. Br., 218° 20' westl. L. von Greenwich lag, der dritte aber nach Leopold von Buch's Darstellung (Geographie der Vulkane in Poggendorff's Annalen XXI. Reihe der japanisch-jurischen Inseln) mit den

4) v. Siebold, Nippon Archief voor de Beschrijving van Japan, Sept. I. (1832).

von v. Krusenstern gesehenen identisch ist. Aus dem Bericht Broughton's läßt sich schließen, daß die centrale Bergkette der Insel sich gegen N. O. hin allmählig senkt und an der Südostküste zuweilen schmale Ebenen übrig laßt. Dasselbe Verhältnis scheint in nördlicher Richtung gegen die Straße la Perouse hin stattzufinden, obgleich die Berge noch dort Anfangs Mai mit Schnee bedeckt waren, und in der Bai, deren Endpunkte die Caps Malekospina und Schischoff bilden, fand v. Krusenstern das Land um vieles niedriger, als dasjenige, welches er weiter im Süden gesehen hatte, und das nur aus einer ununterbrochenen Kette von hohen Schneekuppen ohne die geringste Abwechslung bestand. Nur einen einzigen Berg von ziemlicher Höhe, in 44° nördl. Br., 218° 6' westl. L. von Greenwich, mit einem niedrigen Vorlande, konnte man als einen ausgezeichneten Punkt in dieser Bai ansehen; er erhielt den Namen des berühmten nortlichen Naturforschers Pallas. Der nördliche Theil von Jesso, sagt v. Krusenstern (II. p. 58), ist bis auf eine ziemlich Entfernung vom Meere, wo Schneeberge emporstehen, niedrig, fast bewaldet und der Cultur günstig. Nach Klapproth *) besteht das Innere der Insel aus einer Ebene, in welcher die von dem Einflusse der nördlichen und von dem Nordabhang der südlichen Gebirge herabfließende Wasser zwei Seen bilden (ist diese Ebene eine Caldera?), deren östlicher einen Stroom zur Ostküste, der westliche aber, welcher auf des Japaners Kinsite's Karte von Jesso *) den Namen Oo-nouman führt und ein Areal von vier Quadratrath enthält, einen andern Stroom zur Westküste entsendet. Es ist dies der Isikari-gawa (d. i. Steinwälder, rivière qui chasse les pierres), welcher nach einem stürmischen Südostrale (ob in Sataraken?) mit einer Breite von zehn Matsi (= 440 par. F.) in den Golf Stroganoff mündet, der japanischen Encyclopädie zufolge seiner großen Schnelligkeit halber nicht passiert werden kann *), und den Kinsite als den Hauptstrom von der Insel (la grande rivière du pays) bezeichnet. Die gedachte Karte Kinsite's setzt auch an der Südostküste der Stroganoffbai den Pic Siribetsu oder Siribetsi, welcher dem Commentar zu dieser Karte nach, der höchste Gipfel der Insel und höchst wahrscheinlich der obengedachte Pic Kamoseki ist, den v. Krusenstern als überaus hoch bezeichnet. Andere ausgezeichnete Kuppen auf Kinsite's Karte sind die Pic Dschikouwa yama, Kinsan, Doufou yama, Dufougadate, Doundari, Kousouridate, welche sich von S. nach N. um die Kuskandabai reihen und unter denen gewiß einer der von Broughton gesehenen Kulkane ist; ferner im Districte des Fürsten von Matsanawa, der ganz mit Thuya japonica bedeckt und 30 Ri im Umfange haltende Kamino founi yama, sowie der Erstbesteigte, und endlich in N. der centralen Ebene die Pic Doundetsou und Kianou-neola. Das Innere

des Gebirges schildert Kinsite als eine große Bildung voller Felsabhänge, zwischen welchen man Wälder und Plantationen sieht. Die hindurchführenden Wege bestanden aus schmalen Fußsteigen, welche selbst für Fußgänger schwer zu passieren seien, obgleich die Einheimischen dieselben zu finden wüßten. Der steile Felsen dalt die Reisenden nicht auf, sie umgingen ihn nicht, sondern es stiegen ihn *). Sie bilden demnach in dieser Beziehung ein Gegenstück zu den Wallas in Afrika, welche durch die reisenden Erdbeben schwimmen (Ritter's Erdkunde, 2. Aufl. I. p. 132).

Außer dem oben beschriebenen Isikari-gawa gibt es noch eine große Menge von Flüssen auf der Insel; v. Krusenstern und Broughton bemerken die Mündungen mehrerer derselben und Golowin wurde auf dem Transporte von Akitis nach Matsmai über mehr wasserreiche Ströme geführt. Allein von allen diesen kennen wir nur die Namen einiger, welche auf v. Krusenstern's Karte nachzusehen sind. Auf ihren wenigstens zu Zeiten großen Wasserreichtum läßt schon die Schneedecke der Gebirge schließen. Auch an Laubern fehlt es nicht. Alle Berichte schildern uns das Klima von Jesso als kälter als das je des andern Landes unter gleicher Breite; selbst in dem Districte des Fürsten von Matsmai, der doch den südlichsten Theil der Insel einnimmt, soll der Schnee in den Ebenen und Thälern von November bis zum April liegen bleiben und das Thermometer bis auf 15° N. unter 0 fallen. In den Sommermonaten sind Regengüsse und Orkane sehr häufig und der Himmel ist fast beständig bewölkt. Kinsite schildert jedoch den südlichen Theil des Landes als recht fruchtbar; Pflanzen und Bäume können hier besser fort als in mehr Provinzen des eigentlichen Japans, besonders der Bousi (Tsu-lago petasites). Das Rohr erreicht hier die Dicke des Bambus, und sämtliche Häuser seien mit Halmen von diesem Rohre umgeben. Hirse, eine Bohnenart (Misu), eine kleine Binde (Asoanki), Melonen und andere Früchte können sehr gut fort, aber für jedes andere spärliche Vegetabil sei der Boden weniger geeignet. Getreide gedeihe zwar, doch seien die Körner nur klein *). Hiernach scheint die Angabe von Krusenstern's über die überaus große Raupheit der Südküste von Jesso wohl übertrieben zu sein (II. p. 43); allem er liegt auch hier nicht an das Land. Die centrale Gebirgskette bildet übrigens eine Wasserscheide zwischen der rauberen West- und der minder rauberen Ostküste, da sie die von der Ostküste des asiatischen Continents der westlichen Westnordwests und Westwinde ausbläst, und man darf daher auf Jesso analoge Erscheinungen im Klima erwarten, wie auf Nippon, wo die unter 36° nördl. Br. an der Westküste belegene Bergkette Sira yama bei 7700. par. F. absoluter Höhe mit ewigem Schnee bedeckt ist, während der kaum 1° südlicher, aber auf der Ostküste belegene 11,482 par. F. hohe und höchste Berg Japans, der Fusi no yama, Monate lang schneefrei emporragt *).

Die Berge der Insel enthalten Gold, Silber, Kupfer

*) San Kaki Tsu Ren To Seto (de Rinsisse de Souda), ou Aperçu général des trois royaumes, traduit de l'Original japonais-chinois par J. Klapproth (Paris 1832), p. 184. *) Karte von Jesso la Platte and Mapa zu San Kaki Tsu Ren To Seto. 7) Ibid. etc. p. 184. Note.

8) Ibid. p. 186.

9) Ibid. p. 227.

10) v. Siebold,

Nippon Archiv. Heft VI. p. 53.

und Blei, doch verstehen die Eingebornen (die Kinau) den Bergbau nicht, und selbst die Japaner lassen nur ein 18 Ki westlich von Matamai belegenes Bleibergwerk bearbeiten. An vielen Stellen trifft man Goldsand, den die Flüsse in die Ebenen hinabführen, wo er sich auf den Räumen von 10—20 Ki findet. Zu Kaboro an der Westküste werfen die Meereswellen bei heftigen Nordwestwinden auf eine Strecke von 40 Ki (= 28 geogr. Meilen) Goldsand an das Ufer, doch gibt es keine Goldwäscheln, weil man fürchten müßte, sagt Kinsifer, daß die Arbeiter vor Kälte stürben oder erkranken. Übrigens verheilmähe man überhaupt die Fundorte des Goldes und Silberes auf der Insel, um durch das Bekanntwerden derselben nicht die Russen zur Besetzung des Landes anzulocken ¹¹⁾. Was das bezeichnete Vorkommen des Goldsand an der sandigen und wüsten Küste von Kaboro betrifft, wo man auf einer Distanz von 40 Ki nur ein bewohntes Haus findet, so erinnert dasselbe an analoge Verhältnisse auf der vorzuglichste Küste von Golla und Arasaria im Süden der Lajomündung, welche Küste einer afrikanischen Wüste gleicht, und wo man den Einwirkungen der Meereswellen die Vorarbeiten zur Gewinnung des Goldsand überläßt ¹²⁾. Außer den genannten Metallen ist von den Mineralprodukten der Insel noch Diamantstein bekannt, dessen Klayroth in der Beschreibung von Japan (Asiatic Journal New series, Vol. VI.) bei der Provinz Nuts gebirge.

Allen Anscheine nach ist die Flora der Insel sehr reich, doch ist sie noch nicht erforscht. Die schönsten Bäume kommen hier in großen Wäldern vor. Darunter sind am häufigsten: die *Thuya japonica* (japanisch Kinnoki); eine andere Art *Thuya*, Tanne von Jesso genannt, deren Holz zu verschiedenen Weuclen von den Japanern verwandt wird; eine Nichtenart mit fünf nadel-förmigen Blättern, deren Holz jedoch geringer geachtet wird, als das der vorigen Art; und der *Pterocarpus flavus* (japanisch Woobek) ¹³⁾. Broughton glaubt, daß es wenige wildwachsende Pflanzen in England gäbe, welche sich nicht auch hier finden sollten, und führt unter den Bäumen, welche er in der Kullansbai sah, noch an: Ulmen, Eichen, Waldbäume (may pole), Birken, Buchen, Linden, den Elfenbaum, die Silberanne, den Hornbaum und den Cassia ¹⁴⁾. In dem Appendix zu seiner Reisebeschreibung gibt er dann das folgende botanische Verzeichniß: *Betula alnus* und *alba*, *Pinus abies*, *Fraxinus nigra*, *Taxus baccata* und *nucifera*, *Ulmus campestris*, *Populus balsamea*, *Magnolia acuminata*, *Hydrangea arborea* und *scandens*, drei Arten von *Rubus*, *Rosa pomifera*, *Iris impatiens*, *Morus papyrifera* mit der kleinen Frucht, *Vitis japonica* und *vulpina*, *Artemisia mansiosa* und *vulgaris*, *Polygonum viviparum* und *multiflorum* (letzteres cultivirt),

Triticum maritimum, *Ocimum crispum* (cultivirt), *Mintha aquatica*, *Polypodium vulgare* und *villosum*, *Acrostichum trifoliatum*, eine Art *Trichomanes*, *Alium*, *Fagus castanea* und *syvestris*, *Chaerophyllum sylvestre*, *Lamium album*, *Zea Mais*, *Phaseolus*, *Raphanus*, *Corinthe* mit blauen Blüten, *Lichen Bryum*, eine Art *Orchis*, *Juniperus sabina*, *Equisetum hiemale* und *arvense*, *Juncus sylvestris*, *Cytisus* mit weißen Blüten. Kinsifer führt unter den Pflanzen der Insel an: ein Frühlingsmutterkraut mit weißen Blüten (japanisch Souu giki, auch Korri giki, d. i. foreisich Mutterkraut genannt, weil es aus Korea nach Japan verpflanzt wurde, wo es wegen seiner Schönheit und weil es eine der ersten Frühlingsblumen ist sehr geschätzt wird); schwarze Lilien; eine Pflanze, welche den Namen Tigerfuß führt, deren Stiel 6—7 Zoll im Umfange hat, und eine Höhe von 15—16 Fuß erreicht; eine Art Gänzel (japanisch Fouki), deren Stiel ebenfalls 6—7 Zoll im Umfange hat und deren Blätter eine Größe von zehn Quadratzoll erreichen; eine Art Blätter schwamm (japanisch Yebouriko), welche in den tiefen Gebirgsthälern auf den dicken Stämmen der *Thuya japonica* wachsen soll, und dessen sich die Kinau innerlich gegen Kälte, Wärmer, Zerweh und Erbrechen bedienen; eine Kirschenpflanze (Ikema der Japaner), welche die Kinau äußerlich und innerlich bei Wunden und gegen Geschwüren, Fieber und Geschwülste anwendet; eine Art Eisenstein (japanisch Hou si), *Galium tuberosum*; *Chelidonium majus* (japanisch Kakouma kousa); *Sin-feng*, wahrscheinlich eine Varietät von *Panax quinquefolium*, von der wir jedoch nicht erfahren, in welchem Werthe ihre Wurzel steht; *capsicum annum*; *Juckertang* (*Fucus Saccharinus*, japanisch Kamba), welcher besonders an den Süd- und Ostküsten der Insel in großer Menge an das Gestein getrieben wird und wegen seines angenehmen Geschmacks auch eine beliebte Speise der Japaner ist, und endlich eine andere Seerpflanze (japanisch Kuro kuki, d. i. schwarze Schödlinge, genannt), welche ebenfalls essbar ist ¹⁵⁾. Von Bierwürstern und Bäckeln, welche Broughton in der Kullansbai sah, führt Kinsifer an: Pferde, Hunde, Fische, Wägen, Räder, Kaninchen, Adler, Krähen, Tauben, wilde Gänse, Enten, Seeraben, Reiter, Strahläufer, Seemöven; andere Reissene süßen noch Wäse, Hasen, wilde Ziegen und Zobel hinzu, deren Wäse aber nur geringen Werth haben ¹⁶⁾. Kinsifer dagegen bringt über die Fauna der Insel folgendes bei: In den Wäldern, sagt er, gibt es zwei Arten von Wägen, deren eine (japanisch Osa kouma) Menschen und Thiere angreift, die andere aber (japanisch Ko kouma) weniger zu fürchten ist ¹⁷⁾. Nur in dem Districte des Kullans sieht man Löwen und Pferde, welche in den übrigen Theilen von Jesso

11) *Son Kohf Tzu Kun To Sete etc.* p. 199. 200. 12) *Bot. v. Göttingen*, *Geographische Übersicht der Umgegend von Jesso* in *Karsten's Archiv für Mineralogie, Geognosie u. s. D. B.* 385—388. 13) *Son Kohf Tzu Kun To Sete* p. 200. 14) *Broughton, A voyage of Discovery.* p. 109.

15) *Son Kohf Tzu Kun To Sete etc.* p. 200. 201. 206. 207. 16) *Broughton, Voyage of Discovery.* p. 169. 17) Eine kleine Art (japanisch Fikouma), sagt Kinsifer, mit rothem Saft, lauft mit Wäsefchnelle, sei daher selten sichtbar, und werde für ein übernatürliches Wesen gehalten.

gänzlich fehlen. Von Säugethieren, welche im Wasser leben, findet man den Wiber, welcher besonders in der Bai Dutschura sehr häufig ist und dessen Wibergeißel sehr geschätzt wird; die Secotter (japanisch Ratsouko oder Rakko) und Seeläuter, welche Thiere sämmtlich sehr geschätzte Felle liefern. Auch Tigerhäute wurden nach Kinsie ehemals aus Jesso nach Japan gebracht, woraus hervorgeht, daß die Verbreitungsgebiete des Tigergeißels sich ehemals bis auf Jesso erstreckte. Von Landvögeln findet man den Weierlau (erlaut, japanisch Daka), den Flugadler (Faleo halimatos, japanisch Sima matosi), Rämmergeier, den Schlierlau (Sirix flammea, japanisch Sima souko), mit deren Federn die Ainu ihre Pfeile versehen. Von Fischen kommen an der Küste der Insel unter andern vor: Wallfische, deren Fang die Ainu auf Jesso so wenig, wie die Japaner verstehen, doch setzen sie ihm als ihren großen Wohlthäter an, weil er ihnen die Kado oder Ninin (d. i. eine Art Herings, welche getrocknet die gewöhnliche Nahrung der Ainu ausmachen) an die Küste jagt, und Lachs. Von den Weichtheieren führt Kinsie an: eine Doride (japanisch Nannako), welche getrocknet in großen Quantitäten gegessen wird; das Serott (japanisch Awabi), welches ebenfalls zur Nahrung dient. So weit Kinsie¹⁹⁾). Nach Broughton (p. 109) kommen an den Küsten der Insel auch Kassejae, Schwertfische, Klumpfische und Schlierfische vor. Die Bewohner von Jesso bestehen aus Aborigines und Eingewanderten. Die erstgenannten gehören zu dem im nördlichen Theile des stillen Oceans weit umher zerstreuten Volk der Ainu oder Kurilen; die zweiten sind Japanesen, welche das Südrande der Insel colonisirt haben.

Der Name Ainu oder Umo ist derselbe, den sich das Volk selbst gibt, und bedeutet Mensch. Das Wort Guro bedeutet in ihrer Sprache dasselbe oder auch so viel als Tribus, und soll davon der Name Kurilen herkommen, unter dem das Volk den Europäern seit Spangberg (im J. 1739) mit dem Beinamen der haarigen bekannt ist. Nach andern Angaben soll sich das Volk auch Ujat Iseke nennen; von den Korjäten wird es Kuinala, von den Kamtschadalen aber Kuschi genannt. Bei den Japanern heißen sie nicht allein Jesso, wie oben bemerkt, sondern auch Aisouna Wosin (chinesisch Toung i) d. i. wüthende Barbaren und Wosin, (chinesisch Mosiu) und Moumin (chinesisch Mao min) d. i. haarige Männer. Der geographische Verbreitungsbezirk des Volkes der Ainu erstreckt sich von der Südseite Kamtschatka's über die kurilischen Inseln, die Inseln Jesso und Karafu, bis auf die Küste des asiatischen Continents und die Mündung des Amurflusses; eine Verbreitung, welche der der Masaien ganz analog ist, die auf der südlichen Halbkugel nur einen kleinen Theil des Festlandes inne haben, aber auf den nahe liegenden Inseln weit umher angehebelt sind. Nach la Pérouse's, v. Krusenstern's und Gotschmidt's Schilderungen ist die Gesichtsfarbe der Ainu dunkelbraun, ja fast schwarz, etwa wie die der Einwohner der Berberküste und wird dies Volk besonders durch star-

ken Haarwuchs charakterisirt, da den Männern der Bart bis auf die Brust herabhängt, das schwarze Haupthaar dick und struppig ist, Arme, Hals, Rücken und Brust, bei vielen auch die Beine, mit langen schwarzen Haaren besetzt sind, weshalb sie von älteren Reisenden als ganz rauh und behaart beschrieben werden, ein Irrthum, den v. Krusenstern durch genaue Untersuchung mehrerer Individuen beseitigt hat. Der Wuchs der Ainu ist kaum etwas niedriger als der der Europäer, auch die Gesichtszüge nähern sich den europäischen Formen und sind den ostasiatischen ganz unähnlich; Arme und Beine sollen jedoch im Vergleiche zum Körper etwas zu kurz sein. Die Sprache hat nach Klaproth (Asia polyglotta, p. 302) zwar einige Verwandtschaft mit den samojedischen und tungusischen Mundarten, scheint jedoch eine ganz eigene zu sein, und ist der Dialektunterschiede ungeachtet, wenigstens aus Kamtschatka, den kurilischen Inseln, Jesso und Karafu eine und dieselbe²⁰⁾). Die Ainu sind aber der Gestalt und Sprache nach ein von ihren Nachbarn gänzlich verschiedenes Volk, von dem es noch zweifelhaft ist, welcher der verschiedenen Racen des Menschengeschlechts es zugeordnet werden müsse. Auch in Hinsicht der Gemüthsart stehen sie isolirt da; auf ihrem Gesichte ist Herzengüte mit unvertuschbaren Zügen dargestellt, ihre Handlungen, sagt v. Krusenstern (II. p. 99), entsprechen ganz diesem auf dem Gesichte ausgeprägten Charakter, und ihre Mienen und Gebärden verrathen etwas Einfach-Edles. Auch la Pérouse erkannte bei einem so verlassen armen Volke, das nur von Fischfang und Jagd seine Existenz kümmerlich fristet, so viel Würde und Sappatität des Geistes und den sanftesten Sitten gepaart zu finden; woraus Ritter (Erdbunde IV. p. 456) den merkwürdigen Schluß zieht, daß dardarische Wildheit keineswegs nothwendig die ursprüngliche Entwidlung der menschlichen Natur sei. In Betreff einer genaueren ethnographischen Schilderung des Volkes der Ainu, verweisen wir auf den Artikel Kurilen und beschränken uns hier auf eine Beschreibung seines Zustandes auf der Insel Jesso, so weit uns derselbe bis jetzt durch europäische und japanische Berichte bekannt geworden ist.

Der japanische Geograph Kinsie¹⁹⁾ erzählt die Uebersichte der Ainu auf Jesso nicht zu kennen, obgleich in den Holzzeiten in der japanischen Historie und in chinesischen Werken von ihnen oft die Rede sei. Doch theilt er folgende Sage der Ainu über ihren Ursprung mit. Ein Weib und eine alte Frau kamen an den Strand, um Nahrungsmittel zu suchen, jedoch ohne Erfolg. Ermüdet legten sie sich auf den Strand und schliefen ein. Da beehrte sie ein Traumgesicht, daß, um Nahrung zu finden, sie das Meer mit einem Netze, das sie im Traume sahen, umrühren müßten, daß alsdann ein weißer Schaum entstehen und dieser das Gesichte liefern würde. Erwacht, rührten sie das Meer mit einem Ruder um, das neben ihnen lag, und sahen alsdann unter dem Schaume eine große Menge kleiner Fische, Aisen

19) Vgl. Klaproth's Vocabularium der Ainosprache in San Kofu Ten Kan To Seta p. 232—252.

18) San Kofu Ten Kan To Seta etc. p. 201—204.

genannt, welche noch sehr sehr häufig an den Küsten von Jesso sind. Die Wohnung dieser alten Leute befand sich zu Jesso im Districte des Fürsten von Matsmai. Der Greis wurde nach seinem Tode Hebis oder Hbis (welches der Name des Gottes der Fischer bei den Ainu ist) und seine Frau Umba oder die alte Göttin genannt. Über ihren Gräbern wurden zwei Tempel gebaut. Ihre Nachkommen vermehrten sich sehr, bis zu der Zeit, als Takodo Robu für nach Jesso kam (im J. 1443) und einen großen Theil der Insel eroberte.

Die älteste Erwähnung der Ainu unter dem Namen der *Domia* (*Miomia* dem chinesischen Schreiber), geschieht in dem chinesischen Werke *Sa gai kio* (*Chan hat king*), welches aus den Zeiten der *Handynastie* (regierte von 163 vor bis 221 n. Chr.) datirt, das Volk jenseit des *Esmeeres* setzt, und ihnen einen ganz behaarten Körper zuschreibt. Aus *Rinsiffes* Berichte geht hervor, daß die Ainu in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung noch den nördlichsten Theil von Nippon, nämlich die heutigen Fürstenthümer *Dema*, *Esu* oder *Muts*, *Jetsiffen*, *Jetsingo* und *Jetsiu* als unabhängige bewohnten und noch im Jahre 658 n. Chr. dicht an die Japaner grenzten, andere ihres Stammes aber bereits unter dem Namen *Tsika Yeso* (d. i. nahe Ainu) unter den Japanern selbst lebten. Im J. 762 n. Chr. wurde die Grenze zwischen dem japanischen Reiche und den unabhängigen Ainu durch den japanischen General *Fusimawara-no Yemi-no Ason* *Asa Kase* regulirt, welcher zum Andenken an diese Begebenheit vor dem Thore der damals festen, jetzt aber zerstörten Stadt *Tasafaki* in der Provinz *Muts* eine Steinschrift errichten ließ²⁰⁾, aus welcher hervorging, daß die Grenze zwischen den Japanern und Ainu, damals 120 alte *li* (= 13 geogr. Meilen) von *Tasafaki* entfernt war, und zwar lief sie durch den jetzigen District *Momo-no su* in der Mitte der Provinz *Muts*. Doch dauerte dieser hergehellte Friede nicht lange, denn um das J. 796 n. Chr., unter der Regierung des *Dairi Kwon* *mu* wurden die Ainu auf Nippon mit Krieg überzogen und besiegt. Ihre gänzliche Unterwerfung und endliche Amalgamirung mit den Japanern erfolgte jedoch erst viel später; denn noch im J. 1087 unserer Zeitrechnung mußte der General *Fori kara ten* so neun Jahre lang die *Asouma Jebi* (d. i. östliche Barbaren oder Ainu) in der Provinz *Muts* belagern²¹⁾ und erst im Jahre 1443 konnten die Japaner nach Jesso übergehen, um sich auch hier niederszulassen. *Klaproth* in seinem Berichte über v. Siebold's Abhandlungen über den Ursprung der Japaner²²⁾, bezweifelt zwar²³⁾ die Identität der *Asouma Jebi* und der Ainu, indessen behältig *Rinsiffe* dieselbe ausdrücklich in *San Kokk Tuon Ran To Sets* cet. p. 211—219. Es folgt hieraus, daß die Ainu die Aborigines von Nippon waren, und es geht auch hieraus die Möglichkeit hervor, daß dies Volk ebenso gut von Süden

her seine jetzige Verbreitungssphäre einnehmen konnte, wie von Norden, d. i. dem Cap *Opasita* her, wie dies *La Pérouse* hypothetisirt²⁴⁾, da ihnen in beiden Fällen die Insel Jesso eine Vermittlungsstation darbot.

Der Zustand der Ainu auf Jesso scheint besser, das Volk hübscher, starker und unternehmender zu sein, als auf *Kamschatka* und den furiatischen Inseln. Ein Theil desselben lebte früher im Districte des Fürsten von *Matsmai* unter dem Namen der *Jofo Jesso* (d. i. verbündete Ainu, s. oben), jetzt aber haben sie diesen District verlassen und bewohnen in Unabhängigkeit, obgleich unter Aufsicht, die fünf übrigen Districte der Insel, welche ihrer respectiven Lage wegen, der östliche (*Menasu* kur in der Sprache der Ainu), nördliche, nördliche, westliche (*Siyum* kur in der *Ainu*sprache) und mittlere (in welchem sich die obgedachte centrale Ebene befindet) heißen, und wohin die Japaner des Handels wegen kommen. Die Insulaner des östlichen Districts werden von den Japanern *D mi katta Peto* (d. i. *Vu* wie lang *Hiai* der chinesischen Schreiber), d. i. Barbaren der kaiserlichen Partei, genannt, weil sie unter der Herrschaft des Fürsten von *Matsmai* stehen, dem sie mit genauer Kenntniß des japanischen Ceremoniels zu Neujahr gratuliren. Diejenigen, welche an den Grenzen des Districts des Fürsten von *Matsmai* wohnen, heißen bei den Japanern *collective* genommen *Kusi Jesso* oder *Germajinu* (*barbares de la bouche du pays*), die von dieser Grenze entfernt aber *Asu Jesso*, d. i. Ainu des Binnenlandes, während die Bewohner des nördlichsten Districts (*Momasu* kur) *Yama sumi Yeso*, d. i. *Bergainu*, genannt werden. Mit dem Namen *Hifasi Jesso* endlich werden nach v. Siebold (*Nippon Archief*, Heft 1) die vier südlichsten noch zu dem japanischen Reiche gehörigen furiatischen Inseln delegt.

Die Hütten der Ainu sind sehr einfach; sie bestehen gewöhnlich nur aus einem Gemache, dessen Dach auf Pfählen ruht und wie die Wände mit Rohr ausgefächelt ist. In der Mitte dieses Gemaches, dessen Fußboden mit Rohrmatten und Thierhäuten bedekt ist, befindet sich die Feuerstelle und an jeder Ecke der Decke ist eine kleine Öffnung zum Abzuge des Rauchs angebracht. Die Hütten in der *Romangossai*, welche v. Krusenstern sah, waren mit allen japanischen Geräthschaften versehen und verriethen einen gewissen Wohlstand. Die ganze Familie wohnt und schläft in der größten Eintracht beisammen, da es keinen Unterschied zwischen Herren und Dienern gibt. In jedem Hause bemerke v. Krusenstern einen jungen Bären, der darin aufgezogen wurde und seine Stelle in einem Winkel hatte; sein Hausbesitzer war zu dessen Verkauft zu bewegen, obgleich er doch der unruhigen Bewohner des Hauses zu sein schien. Der Bericht *Rinsiffes*, daß die Bären diese Bären eine gewisse Zeit lang säugten, scheint jedoch eine Übertreibung zu sein. Neben einigen Hütten sieht man Käfige, worin Eulen (*Strix* *hannem*) oder junge Adler aufgezogen werden, um den reifen Bären zu den Fellen zu bringen. Nach *Rinsiffe*

20) Vgl. das Nähere über diese Steinschrift weiter unten in dem Art. *Iul gowa-no moro*. 21) *Klaproth* in *Berg. d. Japans* Kanalen der Ost-, Süd- und Ostsee. II, S. 361. 22) *Arch. V. 321—353*. 23) *Arch. V. 351*.

24) *La Pérouse, Voyage*. Tom. III, p. 116, 115.

zählt man im Ganzen etwa 116 Dörfer in den fünf oben genannten Districten, nämlich 51 in dem östlichen, 7 im nordöstlichen, 4 im nördlichen, 41 im westlichen und 13 in dem mittlern District; 107 dieser Dörfer liegen am Meeresgestade; die Zahl derselben im nordöstlichen District, sagt Kinsisse hinzu, sei nicht genau anzugeben; zwei derselben, Sukoro oder Skuro und Takafuri, welche von Bergainu bewohnt werden, bezeichnen er als sehr groß.

Die Nahrung der Ainu besteht in Reis, der nur in Wasser erweicht und nicht gekocht wird, vorzüglich aber in getrockneten Fischen (Mishu oder Kabu, s. oben) mit Zuckersekung gekocht und mit ein wenig Öl vermischt, das aus Fischleber gewonnen wird. Aber auch Bären-, Hunde- und das Fleisch anderer Thiere, die sie auf der Jagd erlegen, sowie die Dordie und das Seesohr, werden gegessen. Der japanische Reiswein (Sake), der ihnen nur in bestimmten Quantitäten zur Verhinderung der Trunkenheit von den Japanern verkauft werden soll, sowie Rauchtobak, sind sehr beliebt. An der Komangosibai war Schnurwasser das allgemeine Getränk. Die Kleidung besteht aus Fellen von Bünden, Seehunden und Bären; aus Kleidern, welche von einem groben, aus Baumrinde und Pflanzensaft von den Weibern gewebten Zeug gefertigt werden, sowie aus Kleidern, wozu sie die Stoffe von Japanern, Chinesen und Wandischu eintauschen, wozu es kommt, daß in einer und derselben Familie oft jedes einzelne Glied derselben verschieden gekleidet ist. Auch alte Kleidungsstücke scheinen eingetauscht zu werden. Das Haupthaar hängt bei den Männern wild herum, Kopf- und Fußbekleidung fehlt bei beiden Geschlechtern, nur bei Schneewetter sieht man sie zum Theil in japanischen Mützen. Die Reichen tragen goldene Ohrringe; Ärmere begnügen sich mit kupfernen oder zinnernen. Die Frauen befestigen das Haar auf dem Kopf und bilden einen Knoten daraus. In den Ohren tragen sie zwei bis drei kettenartig zusammengesetzte Ringe, die Lippen färben sie blau oder grün, den oberen Theil der Hände und Füße tätowiren sie, und ihr Halschmuck besteht aus einer Schnur von blauen Glaskorallen und japanischen Silber- und Kupfermünzen, woran eine runde und facettirte Silberplatte (Sitoki) hängt. Diejenigen Ainu, die in der Nähe der Japanesen wohnen, erhalten von diesen eine Kleidung aus Hanf, welches grob umgebleichtem Segeltuch gleicht, und nach japanischer Sitte geschnitten ist. Die Ältesten bekommen baumwollene und seidene Zeuge, und bei Auszeichnungen gibt ihnen die Regierung ein kostbares, mit Silber oder Gold geschnittenes Kleid, oder einen Säbel in silberner Scheide.

Die Hauptbeschäftigung besteht in Jagd und Fischfang. Sobald die Ainu ein Thier erblicken, verfolgen sie es über Berge und Felsen, und selten entschlüpft es ihnen, da sie außerordentlich schnellfüßig und sehr geschickte Bogenschützen sind. Die Waffen bestehen aus Bogen und vergifteten Pfeilen²⁵⁾, kurzen Säbeln, welche sie von

den Japanern eintauschen; dem Yeri kanne, d. i. einer auf einen Stod gesteckten Kugel mit runden Knoten; dem Numasa, d. i. einem gekrümmten, mit Kupfer garnirten Dolche und kleinen Messern, welche in Scheiden stecken. Die Pirguen bestehen aus ausgehöhlten Tannensstämmen mit einem aufgesetzten Rande, der ihre obere Seite verdeckt und indem er vor- und rückwärts fortläuft, die beiden Enden aufstößt. Die Röhre werden aus Lindenrinde gefertigt und mit Eichenrinde gefärbt. In der Befertigung der genannten Artikel besteht aber auch ihre ganze Kunstfertigkeit. Eine Schrift haben sie nicht und ihr Recht beruht auf dem Herkommen.

Polygamie ist bei den Ainu erlaubt; der Mann nimmt so viel Frauen, als er ernähren kann, und im Falle er reich genug ist, hat er in jedem Orte, wozu seine Geschäfte ihn führen, eine solche. Jede Frau hat eine besondere Wohnung. Geschwister und andere Verwandte heirathen unter einander, um die Verbindungen mit andern Familien zu verhindern. Dem Ehebrecher werden die Haare ausgerissen. Musik ist dem Ainu unbekannt; bei Festen singen sie zwar, allein der Gesang gleicht eher dem Brüllen des Löwen, als einer harmonischen Gabe, sagt Kinsisse. Auch singen sie stets einen und denselben Gesang. Im nördlichen Theile der Insel allein haben sie ein Saiteninstrument, das sie aus der Tatarei erhalten haben. Der Tanz besteht aus bloßen Drehungen des Körpers, wozu die Frauen singen und den Tanz mit den Händen schlagen. Feiertäglich Tänze werden durch 26 Personen, nämlich durch 21 Männer und 5 Frauen, ausgeführt. Der japanische Autor hat die Namen der 26 Personen, welche er tanzen sah, aufgeschrieben; die Männer hießen: Futuro, Faruma, Iwo, Farigaye, Moyo, Ksain, Kojua, Otsu-jiri, Biro, Sitets, Kotto, Kasje, Kuremama, Utsiro, Biamo, Dobutara, Tsusi-saye, Mosero, Atsiko, Dowan und Kamsio, die Frauen: Omu, Omas, Otsaki, Biko und Kari. Das Grinsen der Männer geschieht, indem sie beide Hände mit ausgebreiteten Fingern in das Gesicht führen, sie langsam an den Bart herabfallen lassen, zu gleicher Zeit den Kopf biegen, und demjenigen, dem der Gruß gilt, scharf in die Augen sehen; vor ehrwürdigen Personen wird dieser Gruß zwei bis drei Mal wiederholt.

Die Religion der Ainu scheint ein Sternendienst zu sein, und zwar sollen sie Sonne und Mond, oder vielmehr die heißen Geister anbeten, die in denselben wohnen; welcher dieser Geister den Namen Kamoi führt, zu dessen Ehren sie nach Kinsisse auf den Bergen und an den Meeresküsten Feuer anzünden, ist unbekannt. Auch ersieht man von Kinsisse nichts Näheres über die von ihm genannten Gottheiten Yebis oder Yis und Ombo, von denen oben die Rede war. Priester und Tempel haben die Ainu nicht, auch Idole scheinen zu fehlen. Die Todten begraben sie in einem großen Kasten, und stellen die Ess- und Trinkgeschirre, sowie andere Utensilien

²⁵⁾ Das Gift wird aus den Samenformern der Pflanze Busi (einer Art Gieschüden) und Capsicum annuum und aus einer Z. Giepsi. d. B. u. S. zweite Section. XV.

Spinne mit langen Beinen (wahrscheinlich Phalangium armoides, nach Klaproth) bereitet. Man vermischt diese Insekten, köpft sie klein und erwidert die Widmung über dem Feuer.

des Verstorbenen neben dessen Leichnam. Wenn sie den Verstorbenen ehren wollen, errichten sie auf seinem Grabe einen fünf Fuß hohen Pfahl, und hängen seinen Särge daran. Die Körper der an den Wätern und Blättern Verstorbenen werden der freien Luft ausgesetzt; getrauert wird um Niemanden. Eine Ständeverseidenheit gibt es nicht, in jedem Dorfe ist der geachtete Greis das Haupt der Gemeinde, deren Angelegenheiten er besorgt, und zu welchem Amte er von den Japanesen ernannt wird. Übrigens bekümmern sich die Japaner nicht um die innern Angelegenheiten der Äinu, und begnügen sich damit sie zu beobachten, weshalb sich in jedem Dorfe ein japanischer Beamte befindet, der dafür sorgt, daß die Äinu nicht in Verkehr mit andern Nationen treten und der auch den Handelsverkehr beaufsichtigt. Die Bedürfnisse, welche die Äinu sich nicht selbst anfertigen können, werden ihnen theils von den Japanern zugeführt, theils holen sie sich dieselben selbst von der Insel Karafu, den kurlischen Inseln Kamafiri (Kunashir der europäischen Karten), Neborofu (Iturup der Europäer) und Kitatsub (deren europäischer Name unbekannt ist) von den Rakko-jima (d. i. Inseln der Seetönnern, nach Klaproth die nördlichen Kurilen).

Der Handelsverkehr auf der Insel selbst besteht darin, daß die Japaner in jedem Äinudorfe ein temporäres Haus errichten, worin sie ihre Waaren deponiren, welches den Namen Un sio va führt und wozu die Insulaner kommen, um die Producte ihres Landes gegen japanische auszutauschen. Für diese Erlaubniß zahlen die Äinu dem Fürsten von Matsumae jährlich ein gewisses Geschenk. Auf Karafu vertauschen die Äinu von Jesso ihre Landesproducte gegen blaue Glasorallen (japanisch Musinon), Adlersfügel, Tabakspfeifen, seidene Zeuche mit gestickten Drachen, Satins, baumwollene Zeuche und buntes Linnen. Die Glasorallen kommen von der Küste von Karafu, ebenso die Adlersfügel, welche sich indessen auch auf der Küste von Jesso finden; die Tabakspfeifen aber sind von tatarischer Arbeit, weil darauf Mandschuinscriptionen sind. Die Zeuche sind chinesisch und werden von den Mandchu von Peking nach Karafu gebracht. Auch erhält man dieselben Waaren öfter zu Matsumae durch die Äinu und Glasorallen gehören zu den Geschenken, welche der Fürst von Matsumae jährlich dem Seogen zu Jeddo übersenden muß. Doch kann der Handel nach Karafu wegen der Gefährlichkeit der Strömungen zwischen dieser Insel und Jesso nur gering sein²⁷⁾. Nach den südlichen Kurilen bringen die Äinu Reis, Salz, Tabak, japanischen Wein (sake), sowie verschiedene Arten von japanischer Leinwand und tauschen dafür Hierbaute und Zeuche ein. Dieser Tauschhandel, wenigstens der auf der Insel Kitatsub, wird ganz so beschritten, wie der, welcher nach Pomponius Mela bei den antiken Sciren (den Chinesen) statt hatte. Die Äinu deponiren nämlich ihre Waaren in gewisser Entfernung vom Gestade und kehren dann zu demselben zurück. Während dieser Zeit nähern sich die Bewohner jener Inseln, betrachten Alles, stellen

ihre Waaren daneben und entfernen sich. Finden nun die wieder hinzutretenden Äinu, daß man ihnen nicht genug zum Tausch angeboten habe, so nehmen sie eine angemessene Quantität von ihren Waaren zurück und fahren auf diese Art bis zu dem endlichen Abschlusse des Handels fort²⁸⁾. Die Reise nach den Rakko-jima scheint nur von den Bewohnern der auf der Küste von Jesso gelegenen Dörfer Kusuri und Aketsi (Aktsi bei Golownin) unternommen zu werden; es werden dort Seetönnereile eingetaucht, die später ihren Abgang in Matsumae finden. Zu dieser Reise sollen stets die stärksten Leute gewählt werden, weil man die Bewohner der Rakko-jima sehr fürchtet²⁹⁾.

Die Japaner auf Jesso bewohnen jetzt nur den District des Fürsten von Matsumae; früher hielten sie sich in größerer Zahl als jetzt, als Begleiter und Pioniere bei den Äinu auf, seit der Revolte des Äinuhäuptlings Seowam sio in aber nicht mehr. Übrigens datirt sich die Colonisation des Districts erst seit dem J. 1594 her, in welchem sich auch der Fürst Yosi sio, ein Nachkomme des Eroberers Robu sio, von dem oben die Rede war, hier niederließ³⁰⁾. Die Bevölkerung des Districts ist sehr zahlreich; außer der Hauptstadt Matsumae, welcher Golownin 50,000 Einwohner gibt, werden noch einige wichtige Emporien, wie Jesari und Kakebata (Schalobate oder Schalobate bei Golownin) genannt, und die ganze Küste ist mit zahl- und wohlreichen Dörfern bedeckt. Die hiesigen Japaner sind übrigens ganz ihren Vorfahren auf den eigentlichen japanischen Inseln gleich. Der Hauptvorteil, den das japanische Reich von dieser Niederlassung zieht, besteht in einer sehr ergiebigen Ernte von Fischen, Holz, Zuckersirup, in einigen Häuten und Pelzwerk, sowie in Raubvögeln zur Jagd. Die Insel wird in der Staatspraxis der Japaner als eine Provinz des großen, die nördliche Spitze von Nippon einnehmenden Fürstenthums Muts betrachtet. (Vergl. Klaproth's Beschreibung von Japan im Asiatic Journal New series. Vol. VI.) (Klaehn).

Jessona (Jessoonia). f. Jesso.

JESSORE. ein District Vorderindiens im südlichen Theile der Provinz Bengalen, zwischen 22° und 24° nördl. Br., wird nördlich von dem sogenannten großen Ganges (dem Hauptstrome des Ganges), südlich von der See, westlich von Jubbda und Hoogly, und östlich von Dacca und Badragunge begrenzt. Der südliche Theil besteht aus den sogenannten Sundrlands, einer Menge kleiner Inseln, die von den unzähligen Armen des Ganges gebildet werden, einem moorigen und satzigen Boden haben, mit Wäldern bedeckt sind und von zahlreichen Tigern, Alligatoren und wilden Schweinen bevölkert werden. Manche Theile dieses Marchlandes liegen so niedrig, daß sie durch Dämme gegen Ueberschwemmungen geschützt werden müssen. Nichtsdestoweniger ist der größere Theil des Landes außerst fruchtbar, und würde bei gleichmäßiger Bevölkerung und Cultur einen unerwünschten Reichtum von Reis erzeugen, wozu Klima und Boden sich

26) San Kolf Tu Ron To Sets etc. p. 190. 191.

27) Ibid. p. 194. 195. 28) Ibid. p. 195. 197. 29) Ibid. p. 223.

vortreflich eignen; allein jetzt noch liegt trotz der Nähe Calcutta's ein ansehnlicher Theil des Südens ohne alle Cultur, nur bedeckt mit persischem Grafe und allein von Salzmadern und Flußgräben besucht, welche letztere noch immer, wenigstens nicht mehr so zehrfach, wie früher, die vielen Arme des Ganges unsicher machen. In den neuesten Zeiten hat die Cultur der brache gelegenen Ländereien große Fortschritte gemacht, und man erbaut Indigo, dessen Cultur fortwährend steigt, Tabak, Banjar, Maulbeerbäume, Betelnüsse, langen Pfeffer. Haupterzeugniß ist Salz, das in ungeheurer Menge producirt wird, und als Monopol der Regierung einen Hauptzweig des Einkommens bildet. Brücken gibt es wenige, und die Landstraßen sind schlecht; die beste ist diejenige, welche von Calcutta nach Dacca führt und auf Kosten der Regierung unterhalten wird. Im J. 1814 betrug die vom Gouvernement eroberte Grundsteuer 1,197,561 Rupien, und nach einer vom General-Gouverneur Marquis Wellesley veranfaßten statistischen Aufnahme wurde die Bevölkerung zu 1,200,000 Seelen veranschlagt, wovon $\frac{2}{3}$ Muhammedaner und $\frac{1}{3}$ Hindus sind. Die vorzüglichsten Städte sind: Moorley (Murali), Hauptstadt des ganzen Districts, liegt 12 deutsche Meilen nordöstlich von Calcutta, unter 23° 7' nördl. Br. und 89° 7' östl. L., an der Straße nach Dacca, führt auch den Namen Jessore und ist der Sitz eines Richters und Steuerbeamten. Guina (Khalana) liegt unter 22° 50' nördl. Br. und 89° 32' östl. L., 14 deutsche Meilen nordöstlich von Calcutta. Mulabang (Malabanga) 10 deutsche M. nordöstlich von Calcutta, unter 23° 25' nördlicher Br. und 89° 34' östl. L. Rahmupoor, 15 deutsche M. nordöstlich von Calcutta, unter 23° 24' nördl. Br. und 89° 34' östl. L. Boosnah, 25 deutsche Meilen südlich von Dacca, unter 23° 31' nördl. Br. und 89° 39' östl. L. Zu bemerken ist noch die Zemindary Rahmudschai (Rahmudschai), die von einer Menge Armen des Ganges durchschnitten wird, sehr vielen Reis erzeugt und an einigen Stellen mit Maulbeerbäumen bepflanzt ist. Sie war früher Eigentum der Brahminenfamilie Deo. (J. C. Schmidt.) Jessow (Gogr.), J. Jesschow.

JESSULMER, auch JESSELMER und JAY-SULMER genannt, einer der fünf Rajputenstaaten in der Provinz Amjer, liegt im nördlichen Theile Vorderindiens zwischen 25° und 28° nördl. Br. und 69° bis 72° östl. Länge von Greenwich, zwischen Warwar, Kutch und Sind, dehnt sich in ungleicher Breite von N. B. gegen S. O. aus, und umfaßt ungefähr 2000 geograph. Meilen. Das ganze Land hat seinen Namen von der gleichnamigen Hauptstadt erhalten, und war bis in die neuesten Zeiten sehr wenig bekannt, bis uns der englische Dersat J. Tod bessere Notizen mittheilte, die freilich nur durch, wenigstens sorgfältigen, Erkundigungen eingezogen waren, und nicht auf Augenzeugen beruhen, bis uns endlich der neueste englische Resident in diesen Gegenden, der von dem britisch-indischen General-Gouvernement abgesandte Lieutenant Alexander Burnes, als Augenzeuge höchst wertvolle und die Wissenschaft ungemein bereichernde Nachrichten mittheilte, in seinen „Papers de-

scriptive of the countries on the northwest frontiers of India etc.“ die wir nebst J. Todd's Annals and Antiquities of Rajasthan or the central and western Rajpoot States of India (London 1820) bei der folgenden geographischen Skizze als vorzüglichste Beweiser benutzen werden. Den Namen des Landes leitet man von Jessoh, Jessoh oder Jessul und Mer, d. h. Berg des Jessul, her, von dem im J. 1156 die Hauptstadt Jessulmer erbaut worden sein soll, nachdem die alte Hauptstadt Lodorra zerstört worden war, und nach der neuen das ganze Land benannt wurde. Zur Erbauung dieser neuen Residenz soll ihn ein Brahmane im Dienste Krishna's und Ardshuna's vermocht haben, der ihn auf vortreffliche Wasserquellen und die für Anlage fester Burgen vorzüglich geeignete Localität aufmerksam machte, und ihm zugleich eine große künstliche Bläthe dieses Dries weislegte. Ungewiß ist es, ob Jessul wirklich vom Rajputenstamme war, seine Donastie zählte sich wenigstens später dazu.

Der Anblick des ganzen Landes ist äußerst traurig, der Boden ist nackt und von Felsenriffen zerföhren, an wenigen Stellen bebaut, und man kann ganze Tagereisen machen, ohne einige bebaute Grundstücke anzutreffen. Große Strecken sind mit Sandbergen bedeckt, die sich je nach den herrschenden Winden verändern; manche dieser Sandbägel sind mit Gras und Gesträuch bewachsen, das aber bald wieder weht und von dem aufgewehten fliegenden Sande wieder begraben wird. Alexander Burnes fand eine Strecke von 40 engl. Meilen Länge, die ganz von solchen Hügelchen bedeckt war, und nur wenige davon befreite Zwischendämme zeigte. Wo der Boden arbar ist, und vorzüglich da, wo sich eine Mischung von Thon und Sand findet, erhält man einen guten Ertrag, und dieser Boden würde noch ergiebiger sein, wenn es nicht an dem nöthigsten Erfodernisse der Fruchtbarkeit, an hinreichender Feuchtigkeit, mangelte. Höchstens $\frac{1}{2}$ des ganzen Acreals sind anbauungsfähig, das übrige ist trauriges Wüstenland. Der herrliche Theil des Ganzen ist der Norden, der bessere Theil der Süden, der etwas Verwässerung hat, sowie der District, in welchem die Hauptstadt liegt, eine wahre Oase in der Wüste. Ein fließender Strom schießt gänzlich, und nur in der Mitte des Landes sieht sich ein großer Salzsee, nordöstlich von der Residenz, der sich von Kanoad bis Mohanpur gegen sieben Stunden weit ausbreitet, und der Kanoad Sirt genannt wird. Dieser See behält das ganze Jahr über sein Wasser, und fließt während des Regennamens sogar über, wo er dann einen kleinen Abfluß nach Südosten entsendet, der sich 30 englische Meilen weit bis zur Grenze von Joudpur erstreckt, aber schon bei Pokurn wieder im Sande verliert. Außer diesem großen See gibt es mehrere kleine Salzseen, die aber nur einige Monate während der Regenzeit ausbauen, und dann wieder vertrocknen. Das Klima ist keineswegs angenehm; die Hitze im Sommer ist sehr groß, im Winter aber die Kälte bedeutend, und während des Sommers schlägt die Temperatur oft von einem Extreme zum andern über. Auffallend zeigt sich der Unterschied der Temperatur beim Eintritt auf der Ebene in die Sandbägel.

Während des Winters, wo Alexander Burnes hier anwesend war, gefror es jeden Tag, der große Salzsee war jedem Regen mit dünnem Eise bedeckt, die Brunnen dampften und das aus der Tiefe aufgeogene Wasser war stets wärmer als die Oberfläche der Erde. Die Einwohner haben den Glauben, der Regen erwärme den Boden und mache das Wasser der tiefen Brunnen warm, weil sie nach gefallenem Regen die Schlangen aus ihren Höhlen kriechen sehen und meinen, es würde ihnen darin zu warm. Der Regen fällt jährlich in geringer Quantität und kann sich bei dem Sandboden nicht lange halten, und nur in größeren Tiefen etwas ansammeln. Man muß sehr tief graben, um auf Wasser zu stoßen; die geringste Tiefe ist 160 Fuß, welche in der Residenz selbst bis auf 480 Fuß steigen soll. Wegen der großen Schwierigkeit, aus diesen tiefen Brunnen Wasser auszugießen, legen die Einwohner da, wo schwerer Thonboden zu finden ist, Wassergruben an. In einem so armen, sterilen Lande können natürlich auch die Producte nur gering sein. Das Viehwirth threibt keine Kamele, Schafe, welche hier kleiner und den europäischen ähnlicher sind, und ausgezeichnet seine weiße Wolle liefern, wovon man eine Wollgewebe zum Preise von 3 bis 40 Rupien das Stück fertigt, welche Gewebe sich durch einen Carmosinfarbstreifen auszeichnen, und unter dem Namen Koo e (Lau) in den Handel kommen, aber meistens im Inlande bleiben. Das Kindeib ist klein, liefert aber in manchen Distrikten, wo gute Grasarten wachsen, eine vorzügliche Butter. Die Büffel streifen frei umher, und von Wild gibt es wilde Schweine, Antilopen, Hasen und namentlich viele Terboas, d. i. Ertratten oder kleine Springhasen, die den ganzen Boden durchstreifen und den Gang der Raubthiere sehr beschwerlich machen; an Raubthieren sind vorhanden: Hyänen, Schakale, Wölfe, Füchse und wilde Katzen; Löwen und Tiger aber nicht. An Geflügel gibt es wilde Enten, Rebhühner, Geier, Falken und Raben; außerdem viele kleine Reptilien, als Skorpione, Aasken etc. Das Mineralreich liefert verschiedene Sorten vortheilhaften harten Kalksteins, worunter namentlich ein dunkelgelber, „Baibu“ genannt, eine vorzügliche Polirur annimmt, und wie Marmor verarbeitet wird. Ein chocolatenfarbiger Stein mit hellen Streifen wird zur Verfertigung von Küchengeschirre benutzt. Metalle sollen dem Boden ganz fehlen; eins der Hauptproducte ist Salz, das als Regal dem Rajah jährlich 1200 Rupien einbringt. Der Handel ist natürlich in einem so armen Lande nur unbedeutend, und wird durch die fortwährenden Kämpfe und Räubereien, die jede Handelsstraße unsicher machen, noch mehr verringert. Er besteht vorzüglich im Transito, und nach Burnes sollen allein 20 bis 25,000 Raubd Opium hier durch nach Sind passiren, und von dort weiter über Guraehi, Bunder nach Damaun gehen. Dieser Transithandel macht wegen der zu entrichtenden Zölle die Hauptquelle des Einkommens für den Rajah aus, der deshalb auch jetzt alles anwendet, um eine größere Sicherheit der Straßen herzustellen, und die fortwährenden Fehden der kleinen Häuptlinge mit einander zu unterdrücken. Die Bevölkerung ist für das große Areal ungemein gering,

und beträgt nach Burnes' Schätzung ungefähr 300,000, während Tod sogar nur 100,000 annimmt, die aus verschiedenen Volksstämmen zusammengesetzt sind.

1) Die Bhattis, die herrschende Tribus, welche den größten Theil der Bewohner ausmacht. Sie sind ein äußerst rachschüdiges, rohes und dummstolzes Volk, liegen unter einander in ewigen Fehden, bei denen der Sieger alles zerstört und die Kinder der Unterworfenen mit fortzieht. Ihre Sprache ist zwar ein Marwaridialekt, aber mit vielen persischen Wörtern untermischt; selten trifft man einen, der lesen und schreiben kann, und nur die Söhne der Brahmanen und Banianen werden in die Schulen geschickt, wodurch diese auch ein großes Übergewicht in der Verwaltung erlangen. Die Bhattis sollen weder so tapfer noch so geachtet sein, wie die übrigen Rajputenstämme, aber von schönerer Physiognomie, die der persischen gleicht; ihre Bekleidung ist mehr untereig als schlanke, und nicht so athletisch, wie die der Rajputen von Khatore. Ihre Kleidung besteht aus einem bis an die Knie reichenden Überwurfe von weißem Baumwollengewebe, weiten Beinckleidern, einem hohen, meist schwarzen Turban, einem Gürtel mit einem Dolche, einem Schilde und einem umhängten Schwerte. Des gemeinen Volks Bekleidung ist meistens von Wolle. Die Frauen tragen sehr weite Gewänder von sehr feinem, glänzend rothem, wollenem Zeuche, und viele Hirsathen von Eisenbindern, die meistens aus Kutfch eingeführt werden. Silberne massive Ringe werden von allen Volksclassen getragen, und selbst der Arme sucht sich dergleichen durch die größten Entbehrungen zu verschaffen. Der Genuß des Opiums ist eine allgemeine Leidenschaft.

2) Die Palliwals: Brahmanen, der zahlreichste Volksstamm nach dem vorigen, welche meist wohlhabende und geschäftskundige Kaufleute, Besitzer großer Heerden und eigentlichen Capitalisten sind. Merkwürdiger Weise sollen sie den Pferdezaum als eine Gottheit verehren. Von der besondern Klasse der Pokurnas: Brahmanen sollen sich gegen 2000 Familien im Lande befinden, die größtentheils Ackerbauer und Hirten sind.

3) Die Banianen bilden hier wie in Soubpur den Beamtenstand; Alexander Burnes entwirft von ihnen eine böse Schilderung. Sie sind räuberisch, grausam, rachschüdig, geizig mit ihrem Eigenthum, aber verschämterlich mit den öffentlichen Geldern, intolerant, hochmüthig und nehmen gern den Titel Singh, d. i. Löwe, an.

4) Die Gharuns, das grade Gegentheil der vorigen, allgemein hochgeachtet und von großem Einflusse. Durch keine ihrer Dörfer darf ein Reiter auf einem Pferde fahren bleiben, sondern muß absteigen und zu Fuß durchgehen. Bei den so gewöhnlichen Raubüberfällen bleiben ihre Besigungen immer verschont, und wird ihnen je einmal etwas entwendet, so soll es immer wieder ersetzt werden.

Außer diesen Stämmen finden sich noch einzelne Rajputen von andern Stämmen, als dem der Bhattis, einige niedere Hindufasten und selbst einzelne Biddis. Die wenigen hier lebenden Muhammedaner gehören zu den Hirtensstämmen, nennen sich Tunajia Singaria etc. und

durchwandern mit ihren Herden diese Gegenden nach allen Richtungen. Über die Wohnungen ist zu bemerken, daß die Reichen schöne, kleinere Häuser haben, die aus dem vorbandenen, guten Material, dem oben beschriebenen vorzüglichsten Kalksteine aufgeführt werden, wozu freilich der Mangel an allem Bauholze die Hauptsache ist. Diese Häuser haben platte, terrassenförmige Dächer, und sind so gestellt, daß ihre starken, langen Mauern nach der Außenseite der Dächerflächen laufen, und dadurch natürliche Befestigungen und Überbedeckungen gegen die räuberischen so gewöhnlichen Überfälle bilden. Die Verzierungen an den Häusern sind elegant und gitterartig gearbeitet, und namentlich bei einem Gebäude, was Burnes in Jessulmer aufzuführen sah, nahmen sich diese Arbeiten wie seine Holzschneiderei aus; zudem war dieses Gebäude im Innern reichlich mit Vergoldungen ausgestattet. Derselbe Reisende sah 60 bis 80 Fuß lange Quadesteine, die aus diesem vorzüglichen Bausteine geschnitten, und ohne alle Sprünge waren, und gleich Holzbalken zu den Bauten der Vornehmen verwendet wurden. Die Wohnungen der Armen sind runde, kegelförmige Grashütten.

Die Regierungsform ist wie im ganzen Oriente despotisch; der Rajah führt seit mehreren Jahrhunderten den Titel Ramul, und trage als Nationalfarbe. Unter ihm leben eine Menge kleiner Häuptlinge, die zwar dem Rajah dem Namen nach als ihr Oberhaupt anerkennen, aber sich fortwährend unter einander bekämpfen und des Ramul Autorität wenig respectiren. Der im J. 1830 regierende Ramul hieß Gaj Sing, war beliebt wegen seiner milden Regierung, die er bereits seit ein Jahren führte, und wozu er durch die Ränke seines Ministers, eines Banianen, gelangt war, der durch Vergiftung einen älteren Prinzen vom Throne verdrängt, und ihm die Nachfolge verschafft hatte, wozu er freilich alle Macht in des Ministers Händen war. Der Ramul gehört zur Bhatti-Tribus, hat aber bei Weitem nicht das Ansehen der Häuptlinge der übrigen Rajaputenstämme; sein Vorgänger, Mukraojil, schloß im J. 1818 ein Bündniß mit den Briten, unter denselben, dem Rajah von Bikanere zugesandenen Bedingungen. Alexander Burnes hatte bei seinem Besuche zu Jessulmer eine feierliche Audienz beim Ramul, in Gegenwart seines aus 300 Personen bestehenden Hofstaates, die alle in reine, weiße Gewänder gekleidet waren, und je nach ihrem Range näher oder entfernter vom Ramul standen. Er selbst war einfach gekleidet, trug aber goldene Armbänder und einen mit Rubinen und Diamanten besetzten Turban, war sehr freundlich und gesprächig mit diesem Reisenden, und erkundigte sich vielfach nach englischen Sitten und Gebräuchen. Vor ihm stand sein prächtig mit Juwelen ausgestatteter und mit Diamanten besetzter Schild. Alle seine Ausprüche erhielten den lauten Beifall und die Bewunderung des umstehenden Hofstaates. Burnes wurde reichlich beschenkt entlassen, und von dem Ramul selbst mit Samdeli und Rosenwasser, die in silbernen Gefäßen verpackt wurden, beschenkt.

Die Einkünfte sind gering und betragen nur zwei Lak Rupien (ungefähr 136,000 Rthlr. preuß. Cour.),

wovon der Transitzoll die Hälfte einbringt. Die Grundsteuer beträgt nicht mehr als $\frac{1}{10}$ des gesammten Grund- und Bodenetrags, wozu der im Nordosten gelegene und aus 84 Dorfschaft bestehende District Bampur das Meiste beiträgt soll. Zu den regelmäßigen Einkünften gehören außerdem noch die Salzsteuern und Monopole, zu den unregelmäßigen die leider so oft vorkommenden willkürlichen Erpressungen. Die Haupt- und Residenzstadt des Staates ist:

Jessulmer, an der Nordseite einer isolirten Berg-
höhe, die sich 200 bis 250 Fuß über die Ebene er-
hebt; sie ist ziemlich in der Mitte des Landes gelegen,
für eine Handelsstadt schön gebaut, hat ziemlich weite und
regelmäßige Straßen mit schönen massiven Häusern be-
setzt, die aus dem mehrfach genannten guten Kalksteine erbaut
sind, und mit einem, jedoch nicht starken, Walze um-
geben. Bemerkenswerth ist die auf einer Anhöhe im
Südwesten der Stadt erbaute Burg, der Wohnsitz des
Rajahs; sie bildet ein Dreieck, von dem zwei Seiten 300
Schritte lang sind, mit festen Thürmen und Verschän-
kungen umgeben, die an manchen Stellen bis zu 100 Fuß
Höhe vierfach über einander erbaut sind. Dem Reisen-
den Burnes erzählte man, daß 175 solcher Thürme vor-
handen sind, von denen einige gegen 40 Fuß Höhe ha-
ben. Nur ein Eingang führt von der Nordseite in diese
der ganzen Stadt ein imposantes Ansehen gebende Burg.
Im Südosten der Stadt ist ein großer Kunststich ange-
bracht. Burnes berechnet ihre Einwohnerzahl im J. 1830
auf 20,000, bei denen man allein im ganzen Lande einige
Bewohner der Stadt wahrnimmt. Bampur, Stadt mit 500
Häusern und 2000 Einw. Außerdem rechnet man gegen
300 weitläufig zerstreute Dorfschaften, von denen aber keine
über 1500 Einw. zählen soll. (J. C. Schmidt.)

JESTER *). 1) Friedrich Ernst, war zu Königs-
berg in Preußen am 9. Dec. 1743 geboren, wo sein Va-
ter Commerzienrathsecretair bei dem dortigen Handels-
collegium war. Die Mutter verlor er wenige Tage nach
seiner Geburt, den Vater schon im dritten Jahre. Des
Vaters Schwester, später verheirathet mit dem Com-
missionssecretair und Notar Bielefeldt, erzog den früh ver-
waisten Knaben. Nachdem er einen guten Privatunter-
richt genossen hatte, besuchte er im 12. Jahre die höhern
Classen der ausgezeichneten altstädtischen Parochialschule,
und bezog schon im 15. Jahre die Universität seiner Va-
terstadt. Er widmete sich der Rechtswissenschaft mit
Eifer, vernachlässigte aber auch die allgemeinen Bildungs-
wissenschaften nicht und benutzte insbesondere Kant's Vor-
träge, auch mathematische und Teste's naturwissen-
schaftliche Vorlesungen. Eine besondere Vorliebe zeigte
er aber schon frühzeitig für die schöne Literatur, in wel-
cher die Schriften Gellert's, Hagedorn's, Rabener's,
Kantler's, Ue's, Gleim's, Klopstock's und Lessing's da-
mals Epoche machten. Auch wurde er Stifter und Mit-
glied eines Liebhabertheaters, an welchem mehrere ausge-
zeichnete Personen Theil nahmen. Unterstützt von seiner

*) Nach den Beiträgen zur Kunde Preussens. 5. Bds. 6. Heft,
so weit hier die Urtheile seines äußern Lebens mitgetheilt sind.

Tante Bielefeld machte er nach Beendigung seiner Studien eine zweijährige Reise durch Teutschland, die Schweiz und Frankreich, wobei er mit Eßling in genaue Berührung kam, welcher ihn aufmunterte, seiner Neigung zur Dichtkunst nicht zu entsagen, und ihn durch seine Bemerkungen und Verbesserungen bei einigen Lustspielen, welche Jester schrieb, unterstützte. Bei der Rückkehr nach Königsberg stiftete er eine Freimaurerloge, welche noch jetzt besteht. Ein Verwandter von Jester und dessen Vathe, der Minister v. Robbe, war Gesandter in Wien, und als derselbe Königsberg bei Gelegenheit einer Urlaubsreise besuchte, stellte er Jester als Secretair bei seiner Gesandtschaft an. Hier beschäftigte sich dieser mit der Dichtkunst, zugleich aber auch mit der Jagd, er hielt sich drei Jahre lang größtentheils bei einem Forstbeamten in der Nähe von Wien auf, um die Jagd ordentlich zu erlernen, von wo aus er wöchentlich zweimal zur Aufsehtung der Depeschen auf das gesandtschaftliche Bureau nach Wien ging. Bei der Reise Joseph's II. nach Italien fand er Gelegenheit dies Land zu sehen und wurde Friedrich II. persönlich bekannt, als er die Nachricht von Joseph's Genesigkeit zu einer Zusammenkunft in Neustadt überbrachte. Robbe lebte von seinem Gesandtschaftsposten in Wien 1772 nach Preußen zurück. Jester erhielt nun die Stelle eines zweiten Bibliothekars bei der königlichen Bibliothek, und war zugleich Secretair bei dem Präsidenten von Dombardt. Seine Rufstunden verwandte er in dieser Zeit vorzüglich zur Dichtung von Opernarten, wovon mehr componirt worden sind. Zwei Jahre darauf wurde er Präsidialrath und 1780 ernannte ihn der Minister von Schulenburg zum Forstdepartementrath. Im J. 1788 wurde er Oberforstath und 1805 Oberforstmeister des eigentlichen Königreichs Preußen. Im J. 1820 wurde er mit Pension in Ruhestand versetzt und starb am 14. Apr. 1822, nachdem er noch kurz vorher das 50jährige Jubiläum der von ihm gestifteten Freimaurerloge gefeiert hatte.

Schon aus diesem kurzen Abrisse seines äußern Lebens wird sich ergeben, daß Jester wol nicht gut ein wirklich praktischer Forstwirth sein konnte, was er auch um so weniger wurde, als seine Neigungen ihn selbst im höhern Alter mehr zum Theater, zur Dichtkunst und zur Literatur hinwandten, als zum Walde. Selbst die Liebe zur Jagd verlor sich später bei ihm. Sein Ruf als Forstmann erdönte mehr im Auslande, als in der Provinz, wo er eigentlich wirkte, obgleich hier sehr gern die liebenswürdige Persönlichkeit Jester's, seine ausgezeichnete allgemeine Bildung und seine vorzüglichen geselligen Eigenschaften anerkannt wurden. Aber auch seine forstlichen und Jagdschriften verdienen wol nicht überall den Ruf, den sie theilweise gefunden haben, und waren auch nicht immer ganz sein geistiges Eigenthum. Seine Forsttechnologie ist größtentheils aus Duhamel und Willer abgeschrieben, so weit sie ihm und nicht dem Staatsrath Hoffmann und Regierungsrath Wukle angehört, und demnach ein sehr lächerliches Buch. Das beste, was er geschrieben hat, ist wol seine Schrift über die kleine Jagd (Neue Aufl. Königsberg 1817. 4 Bde.), wobei er aber auch wol nur die

ihm von andern gelieferten Materialien verarbeitet hat, wie seinen nähern Umgebungen nicht unbekannt war. Seine schunwissenschaftlichen Schriften haben ihm wenigstens keinen großen Namen erworben. Als Mensch wird er dagegen geehrt in dem Andenken derer leben, welche ihn näher kannten.

(W. Pfel.)

2) Wilhelm Bernhard (wahrscheinlich ein Brudersohn von Siegmund Christoph Jester), wurde den 14. Jan. 1736 zu Königsberg geboren, studirte daselbst, und ging 1757 als Secretair des Kanzlers von Lettau nach Ragnsburg, wo er auch während des Krieges blieb. Nach abgeschlossnem Frieden kam er nach Königsberg zurück, wurde 1763 Hofgerichtsadvocat, promovirte 1764 als Doctor und war seitdem auch als Privatdocent in Königsberg thätig. Im J. 1765 wurde er Criminalrath, legte hierauf die Advocatur nieder, und erhielt 1773 eine Stelle als ordentlicher Professor der Rechte bei der Universität, worauf er im J. 1779 zum Professor Primarius, Kanzler und Director der Universität erhoben wurde. In dieser Function starb er zu Königsberg am 8. Febr. 1785. Als Schriftsteller hat er bios folgende juristische Abhandlungen geschrieben: 1) Oratio de officio salutacionis Consulis Romani (Regiom. 1752. 4.); 2) Diss. in aug. de transactionis validae consecrariis (Ibid. 1764. 4.); 3) Diss. de deposito pecuniae numeratae, qua talis (Ibid. 1771. 4.); 4) Diss. de origine legis Falcidae, et computatione quartae legitimae annui detrachenda (Ibid. 1773. 4.); 5) Meletemata de eo, quod publice per magistratus fieri debet, singulis non facile concedendo, ut et de duellis in specie (Ibid. 1773. 4.); 6) Diss. de acquirendo thesauri dominio (Ibid. 1774. 4.).

(Emil Ferdinand Vogel.)

JESTETTEN, Städtchen und großes Pfarrdorf im großherzogl. badischen Oberbrettenkreise, und in der ehemaligen Landgrafschaft Alzeug. Ersteres begreift nebst dem Amtsorte gleiches Namens die Pfarrdörfer Altemburg, Walterweil, Bühl, Erzingen, Griesen, Hohenengen und Kersletten, die Dörfer Bergsödingen, Berwangen, Detighofen, Geislingen, Günsingen, Herdern, Reichberg, Ober- und Niederriedern, Ettetten und Weisweil mit den abhängenden Weilern und Höfen eine Bevölkerung von 1241 Familien und 7234 Einw., wovon 7207 Katholiken, 16 Evangelische, 11 Mennoniten, 3495 maimlichen und 3739 weiblichen Geschlechts sind. Der Amtsort Jestetten hat nebst den zu ihm gehörigen Höfen 775 Einw.

*) Bei Weislich, aus dessen Biograph. Nachr. von den jetzt lebenden Rechtsgelehrten. 3. Th. S. 166 u. 4. Th. S. 142 der fortgesetzten Nachträge, die hier über W. B. Jester gegebene Nachrichten entlehnt sind, wird letzterer als ein Sohn von Siegm. Christoph Jester bezeichnet, welcher vor ihm ebenfalls Kanzler und Universitätsdirector zu Königsberg gewesen, und wahrscheinlich 1777 gestorben sei (A. Th. S. 576 und 3. Th. S. 141 der Nachträge). Wenn man es richtig vert. angesehen werden, hat S. Christoph Jester den 9. Jan. 1715, Al. B. Jester aber den 14. Jan. 1736 zu Königsberg geboren wurde, so kann der letztere wol kaum ein Sohn des Ersteren sein; weshalb ich ihn eben als Brudersohn bezeichnet habe, was wenigstens mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat.

in 148 Familien, alle katbol. Confession, 1252 Morgen Ackerfeld, 469 M. Wiesen, 125 M. Weinberge, 1099 M. Privatwald, 264 M. Gemeinewald, 175 M. Almenden und 242 M. ungebauten Land, einen bedeutenden Obstwuchs und einen in seiner Umgebung sehr geschätzten Wein. Schon im J. 870 gab König Ludwig der Deutsche sein Eigenthum in mehreren Klettgau'schen Orten, welches vorher der Dynastie Bobillor besaß, namentlich auch in Jestetten dem Kloster Rheinau, welches im J. 870 auch den Zehnten von Jestetten durch Tausch vom Grafen Gohbert an sich brachte. In einer andern von Kaiser Heinrich III. im J. 1039 aufgestellten Urkunde erscheint der Ort unter dem Namen Heideslat. Diese Benennungen, sowie die Ruinen eines sehr festen Thurmes, welche man jetzt noch den Heidenthurm nennt, lassen vermuten, daß hier ein römisches Castell war, welches den Ursprung des Schloßes und des Dries veranlaßt. In dem hiesigen Schloße wohnten einst die Brüder und Wäwen der im Klettgau als Landgrafen 280 Jahre lang regierenden Grafen von Sulz. Ein Theil dieses Schloßes wurde 1774 an die Klosterfrauen vom Berge Zion verkauft, die hier ein kleines Frauenkloster unter dem Namen Berg Zador errichteten, welches aber später aus Mangel an Mitteln wieder eingegangen ist. Ein anderer Theil dieses Schloßes ist verfallen; aber der dritte Theil, das ehemalige Hauptgebäude, ist dem hiesigen Amtmann zur Wohnung angewiesen. (*Th. Afr. Leger.*)

Das Pfarrdorf Jestetten, in dem jetzt zum Großherzogthum Baden gehörigen, früher der Hoheit des Grafen von Sulz, nachher dem Fürsten von Schwarzenberg unterworfenen Theile des Klettgaues (Klettgaues), liegt an der großen Straße von Zürich über Eglisau nach Schaffhausen, nahe dem Kloster Rheinau. Die Besitzer der Gerichte, sowie der beiden Burgen, von denen sich ein adeliches Geschlecht, die Weier von Jestetten, nannte, wechselten verschiedentlich. Im J. 1444 kaufte der damalige Abt von Rheinau einen Dritttheil jener Rechte; zwei andere Dritttheile waren in den Händen von Bürgern von Schaffhausen. Nach verschiedenen Handänderungen kamen diese zwei Dritttheile in die Hände der Grafen von Sulz, von denen sie dann im J. 1631 mit dem Mannschaftsrechte, Steuern u. auch an den Abt von Rheinau verkauft wurden. Nur die beiden kleinen Schloßertheile besaß sich der Graf vor. Daher stand Jestetten nebst dem benachbarten Dorfe Altenburg mit dem Kloster Rheinau unter dem Schutze der eigentlichen Orte, denen das Thurgau gehörte, und war niemals den Reichsbeschwerden, Anlagen u. unterworfen, obgleich die Landeshoheit dem Grafen von Sulz, als Landgrafen des Klettgaues, der zugleich Bürger zu Zürich war, nicht den Eidgenossen zustand. Im J. 1628 wurden zwar von Jestetten durch die Kaiserlichen, und 1634 durch die Schweden Kriegskontributionen gefordert, aber durch eidgenössische Befehle das Dorf dagegen geschützt. Jestetten und Altenburg standen daher in einem ähnlichen Verhältnisse, wie früher einige benachbarte zürcher Dörfer, Rast, Weil, Hüntwangen und Wallerdingen, über welche aber Zürich im J. 1651 von dem Grafen von Sulz auch

die Landeshoheit erkaufte, nachdem es schon lange die Gerichte und das Mannschaftsrecht daseibst befreiten hatte. Das eine Schloß zu Jestetten ist durch eine im J. 1487 entstandene Collision der höhern und niedern Gerichte, dergleichen die damalige Rechtsverfassung an vielen Orten erregt hat, bekannt geworden, woran auch die Eidgenossen Theil nahmen. Als Erzbischof Siegmund von Österreich, aus Abneigung gegen den Kaiser Friedrich III. und den Erzbischof Maximilian, Tyrol und seine übrigen Lande an den Herzog Albrecht den Weisen von Baiern zu bringen suchte, der Anschlag aber durch den Kaiser mit Unterstützung der Landstände vereitelt wurde, mußten Siegmund's Käte, auf welche der Kaiser die Acht warf, sich flüchten. Einer derselben, der Dberhofmeister Ulrich von Geggung, floh im Sommer 1487 von München auf das Schloß Jestetten zu seinem Schwager, Georg Jünteler, Bürger von Schaffhausen. Hieraus entstand der sogenannte Gegginger Handel, welcher bei Müller (Gesch. der Eidg. Buch V. Cap. 3) nicht ganz richtig dargestellt ist. Jünteler besaß gemeinschaftlich mit seinem Bruder Wilhelm (welcher seit 1473 Bürger zu Luzern war) und dem Abte von Rheinau die niedern Gerichte zu Jestetten. Die hohen Gerichte besaßen die Grafen von Sulz. Sobald nun Geggung's Aufenthalt bekannt wurde, sandte der österreichische Bischof zu Vornburg Abgeordnete, die ihn gefangen nehmen und vor das Gericht des Landgrafen stellen sollten. Jünteler verweigerte die Auslieferung mit der Erklärung, daß er zuerst gemeinschaftlich mit den beiden andern Gerichtsherren ein unparteiisches Gericht befehlen wolle, welches entscheide, ob der Beklagte den hohen Gerichten angehöre. Dieses wollten die Kläger nicht erwarten. Das Schloß wurde von österreichischen Angehörigen vom Schwarzwalde u. und von Klettgaunern umlagert, damit der Angeklagte nicht entrinne. Durch Vermittelung des Abts von Rheinau, Abgeordneten von Schaffhausen, und des Landammanns im Thurgau, wurde ein Vergleich geschlossen, nach welchem Jünteler schweben mußte, den Geggung in Verwahrung zu behalten, und auf einen bestimmten Tag das Gericht zu Entscheidung der Frage zu setzen, ob Geggung den hohen Gerichten auszuliefern sei. Der Vertrag war angenommen, als der Graf Alwig von Sulz ankam, und denselben als Eingriff in seine Rechte verwarf; das Schloß blieb daher umlagert. Nun erschienen Befehle von Zürich, wo Graf Alwig, und von Luzern, wo Wilhelm Jünteler Bürger war. Diese thaten, um den Abzug der versammelten Scharen zu bewirken, den Ausspruch: Geggung soll nach Schaffhausen geführt und dort verwahrt werden; die Parteien aber sollen auf einen bestimmten Tag vor den Eidgenossen erscheinen. Wird dann kein Vergleich bewirkt, so liefert die Schaffhauser den Geggung wieder nach Jestetten. Geggung wurde also unter starker Bedrohung nach Schaffhausen geführt, und die zusammengekauften Scharen gingen einander. Da der Graf von Sulz und die Jünteler die Vermittelung der Eidgenossen annahmen, so sprachen diese zu Ende Septembers, daß sowohl der Graf, als wer sonst gegen Geggung klagt, das Recht gegen denselben vor dem niedern Gerichte, wo er angegriffen worden,

juerst suchen müsse, indem durch Zeugen erwiesen sei, daß dieses Recht den Gerichtsherrn zustähe. Nach diesem Vergleich, den die Parteien annahmen, sollte nun Geggung wieder nach Jesetten geliefert werden; allein unterdessen hatte der Kaiser die Auslieferung Geggung's als Majestätsverbrechen von Schaffhausen gefordert. Die Stadt kam dadurch in Verlegenheit; denn man mußte besorgen, durch Gehorsam gegen den Kaiser die Eidgenossen zu beleidigen. Zum Glücke lag aber diesen an dem Geggung wenig, und da der Graf von Sulz nun selbst in die Forderung des Kaisers willigte, so suchte der Rath zu Schaffhausen auch die Jünteler zur Einwilligung zu bewegen. Georg Jünteler war bald bereit dazu; Wilhelm hingegen weigerte sich anfänglich, und briefte sich dann auf seine Dörner zu Luzern. Er erhielt aber von den Eidgenossen die Erlaubniß dazu, die zugleich erklärten, da der Handel des Geggung sie eigentlich nicht berühre, sei also auch nicht schuldig gewesen, sich auf eigene Kosten desselben anzunehmen, so mußten ihnen vor Allem die Unkosten aus Geggung's Gute bezahlt werden. Ebenso mußten auch den Jüntelern und der Stadt Schaffhausen die übrigen ersetzt, und den Erstern eine kaiserliche Urkunde ausgestellt werden, daß ihre Einwilligung zur Auslieferung Geggung's an den Kaiser den Rechten, die sie zu Jesetten haben, keinerlei Eintrag thun solle. So wurde dann Geggung mit Einwilligung der Eidgenossen, des Grafen von Sulz und der Gerichtsherrn zu Jesetten an den kaiserlichen Bevollmächtigten, Doctor Bogt, ausgeliefert *).

(Escher.)

Jesua, s. Josua.

JESUA oder JESCHUA, Stadt im Stamme Juda (Reh. 11, 26).

(F. G. Crome.)

JESUATEN des heiligen Hieronymus. Der Stifter dieser Kleriker war Johann Colombino, aus einem der edelsten und angesehensten Geschlechter der Stadt Siena. Er war sehr reich und vermählte sich mit dem Fräulein Blasia Bandinelli, deren Haus für noch vornehmer erachtet wurde, weil aus ihm viele Cardinale und der Papst Alexander III. hervorgegangen waren. Ihre Familie führte auch vom Besitze Cerreto's den Namen Cerretani. Das Ansehen seines Hauses verhalf ihm dazu, daß er von einem Amte der Republik in immer höhere Stiege, bis er endlich Consolatorie wurde. Sein irdisches Glück machte ihn aber nicht besser, vielmehr wuchs sein Ungelük und seine Härte, wie seine Habgucht zunahm, je mehr sich seine Güter mehrten. Er bedrückte seine Untergebenen, und war nur darauf bedacht, wie er seinen Reichtum vergrößerte, sodaß er auch ungerechte Wege nicht scheute. Vergebens bemühte sich seine sanfte Gemahlin, seine Hitze zu mildern. Einst war er darüber in Rath gerathen, daß der Koch das Essen nicht zur gefesteten Zeit fertig hatte. Seine Frau gab ihm, um ihn zu zerstreuen, ein Heiligenbuch in die Hand, was er entrüßet zur Erde warf. Als sie sich schweigend hinwegbegeben hatte, hob er das Buch wieder auf, und las das Leben der heiligen

Maria von Aegypten. Das bewegte ihn so, daß er von diesem Augenblicke an ein ganz anderer Mensch wurde, wie völlig umgewandelt. Sein früherer Geiz artete in ebenso übertriebene Mäßigkeit aus, er fing an zur Bäßung seiner Sünden täglich zu fasten, und seinen Leib durch allerlei Entbehren und geistliche Abtötungen zu kastren, wobei er ohne Unterlaß die Kirchen besuchte. Bald darauf schlug er seiner noch jungen Gemahlin vor, ein Entsagungselben mit ihm, wie Bruder und Schwester, zu führen, worin sie willigte. Von jetzt an waren ihm seine reichen Eide zuwider, das Schicksale war ihm das Liebste. Sein Haus wurde zu einem Hospitale für Kranke gemacht, die er selbst pflegte, so sorgfältig, als möglich. Zu diesen Werken der Liebe hatte er einen seiner alten Freunde, Franz von Rino Vincenti, genommen, der ganz wie er die Weltlust zu verachten geneigt war. Colombino unterlag Anfangs diesem frommen Eifer und wurde krank. Die zärtlichste Pflege seiner Gemahlin und seines Freundes war ihm so wenig nach seinem Besten, Alles übertreibenden Sinne, daß er sich einst bei ihrer Abwesenheit in das schlechteste Hospital der Stadt schleppete, um sich daselbst wie der Niedrigsten Einer warten zu lassen. Nach mehrbätigem Suchen fanden ihn seine beiden Beihilfen im frommen Werke voller Ersäunen; nicht eher war er zu bewegen, wieder in sein Haus zurückzukehren, als bis sie ihm versprochen hatten, weniger Sorgfalt auf ihn zu wenden und ihm nur grobe Speise zu reichen. Er überließ die Krankheit, und setzte um so eifriger seine Werke der Liebe fort. Einst sand er nach Änderung einer Messe vor der Kirchthüre einen Unglücklichen, der mit Auslaß und Wunden bedeckt war. So gleich lud er ihn vor den Augen alles Volkes auf seine Schulter, und trug ihn in sein Haus. Seine Gemahlin aber schauerte vor dem Anblicke zusammen, und der üble Geruch des Armen war ihr so sehr zuwider, daß sie ihren Gemahl, den Kranken ausser dem Hause pflegen zu lassen. Allein sie erlangte nicht; im Gegentheil widmete er sich nicht blos aller Pflege des Mannes, sondern ging in seiner Überpannung sogar so weit, daß er von dem Wasser trank, womit er die Wunden des Kranken ausgewaschen hatte. Als er nun darauf wieder zur Kirche ging, da er seine Gemahlin, den Kranken zu besuchen, damit ihm nichts mangelte; sie erklärte aber, daß sie das aus Widerwillen gegen diesen Unglücklichen nicht im Stande sei. In ihrer Einsamkeit ergriff sie die Scham über ihre Schwachheit, und sie entschloß sich zum Besuche des Kranken. Schon vor der Thüre des Armen empfand sie anstatt des verabschiedeten Besuchs einen so lieblichen Geruch, daß sie vor Ersäunen und Ehrfurcht nicht hineingehen sich getraute. So trafen sie die beiden zurückgekehrten Mütter, die etliche ihnen für den Armen gebene Lederbissen ihm überbringen wollten. Sie rochen selbst den angenehmen Geruch, gingen verwundert hinein, und erschrafen, als sie das Zimmer leer fanden. Nicht lange darauf wurde es dem Johannes im Traume durch eine Erscheinung kund gethan, daß Jesus Christus selbst es gewesen, der die Gestalt eines Ausfägigen angenommen habe, der von ihm gepflegt worden sei. Solches

*) Vgl. den Aufsatz: Der Geggunghandel, im Schweizer. Geschichtsforscher. 1826. 6. Bd. 1. Heft.

Ereigniß mußte freilich ihren Eifer verdoppeln. Johannes sendete sogleich seine 13jährige Tochter und Franz seine fünfjährige in das Benedictinerkloster des heil. Abundius; auch vermittelte sie alle Güter, die ihnen noch übrig waren. Johann theilte sein Vermögen in drei Theile, gab einen dem großen Hospitale der Stadt, den andern dem Kloster zu St. Bonde, und den dritten dem Hospitale u. s. f. vom Kreuze, wobei er jedoch die Bedingung machte, an seine Gemahlin eine gewisse Summe zu zahlen, so lange sie lebte. Franz verließ alle seine Habe dem Kloster zu Bonde mit dem Vorbehalte, daß sechs arme Mädchen, die ins Kloster wollten, ohne Brautsehe ausgenommen würden; dabei weihte er seine Tochter dem heiligen Stande, that für sich selbst das Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams, und verlangte für sich selbst vom Kloster nichts, als ein Stückchen Brod bei der Armenspende. Von jetzt an klebten sich dreie Männer in die größten Lumpen, gingen barfuß und barhaupt auch in der schlechtesten Witterung und bettelten sich ihr Brod vor den Thüren. Dazu waren ihnen Haarhemden und Geißeln noch nicht genug; sie waren erksinnig an allerlei Abtödtung des Leibes. Da sie in die Verachtung der Welt ihre größte Ehre und die herrlichste Nachfolge Christi setzten, so verachteten sie in den zwei Monaten, wo sie in ihren hohen Ämtern sonst im Palaste die höchste Ehre genossen hatten, jetzt in demselben Palaste die allergeringsten Dienste, als Auskehren der Säle, Telleraufwaschen, Holztragen u. dergl. Einige verachteten sie, Andere aber wurden davon gerührt und bekehrten sich auf verschiedene Weise. Ein geküßtes es Einigen, sich zu ihnen zu halten. Erst nach zwei Jahren von ihrem Gelübde an nahmen sie Gefährten, 1365. Mit diesen zogen sie oft durch die Straßen, sangen Lieder, riefen häufig den Namen Jesus, und ermahnten die Sünder zur Buße. Wer unter sie aufgenommen werden wollte, mußte sich vorzüglich stark in Verachtung der Weltbetriebe zeigen. Sie pflegten ihre Novizen mit einer Krone von Dornzweigen auf dem Haupte auf einem Esel rittlings reitend durch die Stadt zu führen, wobei sie selbst solche Kronen und Dornzweige in den Händen trugen, ohne Unterlaß rufend: „Sei wie Jesus Christus! Gelobt sei Jesus Christus!“ Der sie entkleideten ihre Novizen bis auf den Gürtel, banden ihnen die Hände auf den Rücken, schmäheten sie und ermahnten das neugierige Volk, Gott für diese Sünder zu bitten. Gewöhnlich führten sie aber ihre Neulinge auf den Markt vor das Marienbild, zogen ihnen ihre Kleider aus und gaben ihnen Lumpen dafür. Alle trugen dabei Kronen von Dornen und solche Zweige in den Händen, was bei allen wichtigen Gebräuchen als besondere Eigenheit beachtet wurde. Im J. 1367 hatte dieser eifrige Sonderling jener mönchstrommen Zeit mehr als 70 Schüler, unter welchen auch Vornehme waren. Jetzt durchzog er schon mit den Seinen Fleden und Dörfern, um auf seine Weise Buße zu predigen. Als er einst durch ein Dorf zog, was ihm früher gehört hatte, dessen Einwohner über seine Härte zu seufzen Ursache gehabt hatten, entkleidete er sich bis auf den Gürtel, ließ sich mit Strichen binden und

von seinen Begleitern durch das Dorf schleppen und den Leuten zurufen: Sehet, dieser ist, der euch Hungers sterben lassen wollte, und sein Mittel hatte ic. Das waren aber eben die rechten Mittel, seine Schülerzahl und sein Ansehen in auffallender Demuth zu vermehren. Wirklich fastete er auch noch in demselben Jahre, 1367, als Urban V. von Avignon nach Rom zurückkehrte, den Entschluß, seine Gesellschaft vom Papste bestätigen zu lassen, dem er darum mit der Hebräer der Seinen entgegen ging. Kaum setzte Urban einen Fuß ans Ufer, so riefen die Dornzweigströten einmüthig: Lodato sia Giesua Christo et viva il sanctissimo Padre! Der Papst bewunderte die Einsatz der in Lumpen Geleiteten, nahm sie geneigt auf und besprach sich mit ihrem Anführer über ihre Einrichtungen, wollte aber, daß sie andere Kleider trügen, eine Kopfbedeckung und Sandalen haben sollten. Die Verleumdungen Ertücher in Viterbo, wozu sie den Papst begleiteten, als gingen die übeln Sitten der Fraticellen unter ihnen im Schwange, wurden durch nähere Untersuchung bald entkräftet, und sie erhielten noch in demselben Jahre vom Papste die Bestätigung der Eristung und ihr Ordenskleid, bestehend in einem weissen Rode mit lebtem Gürtel, weißer gewisser Mütze, die sie auf der Schulter tragen, wenn sie unbedeckt sein wollten, und in Holzschuhen, wozu der Bruder des Papstes, Cardinal Angieus Grimoard, noch einen losfarbenen Mantel fügte. Sie beobachteten allerdings das Befehltniß des heil. Augustinus, und legen nach ihm die drei wesentlichen Gelübde ab, allein ihre Regel soll nicht die Regel Augustin's sein, sondern eine eigene, die nicht der Papst, vielmehr Einer ihrer Religiosen gegeben habe, und die vom apostolischen Stuhle bestätigt worden sei, was einer ihrer Ordensgenerale, Morigia, ausdrücklich versichert. Johann v. Rossignan, welcher im J. 1431 Bischof von Ferrara wurde, 1436 starb und unter die Seligen gehört, war der Verfasser dieser Regel. Diese Bezeugung ist allerdings dem Orden selbst von großer Wichtigkeit, weniger aber für die Geschichte, da sie in der Folge wirklich der Regel des heil. Augustinus gefolgt sind, was Petrot selbst zugibt. Da sie in den ersten Zeiten eine große Ehrfurcht gegen den heil. Hieronymus an den Tag legten, wählten sie diesen zu ihrem Schutzpatrone, dem die meisten Kirchen geweiht wurden. Daher der Zusatz zum Namen des Ordens, der jedoch erst später hinzugefügt wurde auf Verordnung des Papstes Alexander VI., 1492, von wo an sie stets Jesuiten des heil. Hieronymus genannt wurden. Apostolische Kleriker nannte man sie ihres apostolischen Lebens wegen. Der Stifter dieses Ordens überlebte die päpstliche Bestätigung nicht lange, wurde schon auf der Heimreise krank, und starb am Ende des Julius desselben Jahres, 1367. Die Brüder brachten seinen Leichnam nach seiner Vererbung, nur ehrenvoller, als er es befohl, nach der Abtei zu St. Bonde, wo er, auf dem ganzen Wege unter großem Zulaufe des Volkes, mit Glanz begraben wurde. Die vielen Wunder, die auf seinem Grabe geschahen, vermochten Gregor XIII., ihn in das päpstliche Martyrologium zu setzen; ja Sixtus V. bewilligte Allen völligen Ablass, die an sei-

nem Rette zu Siena seine Ordenskirche besuchen würden. Er selbst hatte vor seinem Ende seinen Freund Franc. de Mino Vincenzi zu seinem Nachfolger verordnet. Dieser konnte aber sein Amt nicht antreten, denn schon am siebennten Tage nach dem Tode des Stifters erkrankte er und folgte seinem Freunde nach am 15. August, neben dem er beerdigt wurde. Hieron. Dastiano leitete den Orden 30 Jahre und verbreitete ihn sehr; seit 1398 folgte Spinello von Siena, unter welchem 1426 das erste Generalcapitel zu Bologna gehalten, und die Regel des Johannes von Zosignan angenommen wurde. Im J. 1432 folgte Anton von Benedig, der 25 Jahre General war, unter welchem 1442 das zweite Generalcapitel stattfand, das seitdem aller vier Jahre wiederholt wurde. Im J. 1458 wurde Nicol. von Montepulciano gewählt und beschloß, daß von nun an in jedem Capitel ein neuer General gewählt werden solle, was so geblieben ist. Mehrere Päpste gaben dem Orden ansehnliche Privilegien; das beste aber bewilligte ihm Pius V., der ihn unter die Bettelorden setzte, und ihm alle Vorrechte derselben zugehänd. Länger als 200 Jahren blieben die Mitglieder dieses Ordens nur Laienbrüder, welche bloß verbunden waren, täglich 165 Paternoster und ebenso viele Ave Maria zu beten. Deshalb fanden sie sich täglich dreimal im Hause ein, zusammen fünf bis sechs Stunden des Tages, geistlichen sich Morgens und Abends, sagten, auch wol das Amt der heil. Jungfrau, wozu sie jedoch nicht verpflichtet waren; dann brachten sie die übrige Zeit in Hospitälern zu, den Kranken Handreichung zu thun. Im J. 1606 wurde ihnen durch ein Breve Paul's V. verwilligt, die Priesterweihe sich erteilen zu lassen. Urban VIII. sand nun die gewirkte Mütze nicht mehr anständig, und verordnete ihnen dafür eine kleine Kapuze von der Farbe des Mantels (1624). Er billigte auch 1640 ihre neuen Satzungen, die von der alten Strenge durchaus nichts nachließen, im Gegentheile wurden sie noch verpflichtet, sich zweimal des Tages zu geißeln, so lange sie ein Missethäter, ein de profundis und ein Paternoster nebst einigen andern Gebeten her sagten. Von Himmelfahrt bis Pfingsten, im Advent und noch zu andern Zeiten saßten sie, sowie alle Freitage und an den heiligen Abenden u. Ubriges trieben sie in den meisten Klöstern die Apothekerkunst und verteilten ihre Arzneien unter die Armen umsonst. In andern ihrer Klöster zogen sie gebrannte Wasser ab, die sie gut zubereiteten und verkauften, weshalb sie auch vom Pöbel den Namen *Aqua vivipatres* erhielten (gli. *Padri dell' acqua vita*). Der Reichthum, den vor allen die Klöster in der Republik Benedig sich erworben hatten, gereichten ihnen und dem ganzen Orden zum Untergange. Die Republik brauchte Geld zur Fortsetzung des Krieges gegen die Türken, die damals Candia belagerten. Sie hielt daher beim Papste Clemens IX. um Unterstützung des Ordens an, damit sich der Staat der Reichthümer dieser geistlichen Gesellschaft bequämligen könne. Der Papst hob willig diesen Orden im J. 1668 auf und zugleich den Orden von St. Georg in Agha und die Einsiedler des heil. Hieronymus von Hesall. Den Priestern der Jesuiten wurden vom Papste jährlich 40 römische Meilen verwilligt und den

Laienbrüdern die Hälfte. Der General derselben, Vater Urban von Adriano, wurde in Rom Märter zu St. Giovanni de Malva, einer ihrer Kirchen. — Heliodot rühmt ausdrücklich von diesem Orden, daß er viele heilige und selbst wissenschaftlich berühmte Männer hervorgebracht habe, z. B. außer den genannten den sel. Anton von Siena, Bischof zu Foligno, den der Papst Pius II. zu vielen Unterhandlungen brauchte; Hieronymus von Benedig und Jannetto von Verona standen in so großer Achtung, daß der Doge Nic. Martelli nur von ihnen getränt sein wollte, was ein Herkogemalde im Speisssaale des Convents zu St. Bartholomäo zu Verona zeigt 1473. Paul Moravia, schon genannter Ordensgeneral, war ihr eifrigster Schriftsteller, welcher das Leben von 60 Religiosen beschrieb, welche als Heilige starben. Eine Geschichte der Mönchsorden und die Geschichte von Mailand find unter noch 60 verschiedenen Schriften seine berühmtesten. Er starb im J. 1604, und ist begraben in der Ordenskirche zu St. Hieronymus in Mailand. Das Ordenswappen war der Name Jesus mit goldenen Strahlen im blauen Rinde, darunter eine weiße Taube, eine Anspielung auf ihren Stifter Colombino. Außerhalb Italiens, wo sie sehr blüheten, hatten sie sich nicht verbreitet, ausgenommen in Toulouse, wohin im J. 1425 fünf Brüder gekommen waren, die die Erlaubnis erhielten, sich dort in kleinen und niedrigen Zellen niederzulassen. Die Satzungen dieses Ordens sind im J. 1641 zu Ferrara gedruckt worden. Alle diese Nachrichten gibt Heliodot im 3. Bde. S. 484—498, worauf er sogleich fortfährt von den Jesuiten nach der heil. Hieronymus folgendes den Hauptfachen nach zu erzählen: Der heilige Colombino wollte auch Frauen bekehren, und wendete sich an eine fromme Anverwandte, Tochter Thomas Colombin's, Ritter vom Orden der heil. Jungfrau, die man die lustigen Brüder nannte, weil sie sich verheirateten und berrlich lebten. Sie hieß Katharina Colombino von Siena. So fromm sie war, wollte ihr die überaus große Armuth doch nicht anstehen. Gott rührte aber ihr Herz durch das Gebet des eifrigen Mannes. Sie verkaufte ihre Güter und stiftete sich nach der Ordensvorschrift, wozu er noch einen weißen Weibel that. Seine übrigen bekehrten Mädchen nahmen dasselbe Kleid und lebten im Hause der Katharina, ihrer Superiorin, wahrscheinlich kurz vor der Bestätigung seines Ordens, 1367, nicht schon 1357, wie Etliche schreiben. Kurz nach dem Tode des Stifters konnte Katharina schon ihr erstes Kloster zu Balpatria bauen. Der Eifer dieser Nonnen war außerordentlich. Gebet und Lesen heiliger Bücher nahm ihr ganzes Leben ein; auch wenn sie arbeiteten, las eine vor, oder sie sangen fromme Lieder oder besprachen sich über göttliche Dinge in aller Eintracht und völliger Gemeinschaft aller Dinge, ohne daß irgend etwas verschlossen wurde. Sie näherten sich von ihrer Arbeit und reichte dies nicht, thaten sie mit verklärtem Gesichte um Almosen. Die Reichen waren aus angesehenen Familien aus der Gegend von Siena und ihre Strenge war sehr groß, denn in Allem leuchtete ihnen Katharina mit sehr großem Beispiele voran. Ihre Enthaltensart war so groß, daß sie alle Versuchungen des Teufels überwand

durch Gebet und Geißel. Sie wagte es sogar, den Erbfeind der Menschen zum Kampfe herauszufordern. Zweihundzwanzig Jahre hatte sie stets siegreich mufterhaft regiert, als ihr die Märtyrerin Katharina erschien, ihren Tod zu verkünden. Sie nahm das heil. Sacrament und hielt eine herrliche Ermahnung an die Schweftern, und verschied 1387. Nicht bloß ein barenes Hemde, sondern auch einen eisernen Gürtel sand man um ihren Leib, der tief ins Fleisch eingedrungen war. Simona Caltroni folgte ihr, unter welcher sich ihre Klöster sehr vermehrten. Da in der Bulle Clemens' IX. vom J. 1668 ihrer nicht gedacht worden war, sind sie auch mit Recht nicht aufgehoben worden. Es haben sich daher einige Klöster ihres Ordens noch lange in Italien erhalten.

Im Laufe des 16. Jahrh. fing der Dominikaner Pater Paulino Bernardino von Lucca eine Verbesserung seiner Mitbrüder im Königreiche Neapel an, die heil. Katharina von Siena sich zum Vorbilde nehmend. Er nannte sie Congregation von Abruzzo von der heil. Katharina zu Siena. Man rühmt von ihr, daß sie außer ihrem Stifter noch viele ausgezeichnete Mönche aufzuweisen habe. Der heil. Katharina von Siena ehrende Urheber dieser Mönchsverbesserung starb 1585 und sah seine Einrichtungen glücklich vorwärts gehend. Sein Gehilfe und Nachfolger, Pater Nicol. Masio von Perugia, bestrebte sich mit Erfolg, die Congregation zu erweitern, die um ihres Namens willen ihr ein Wäldchen verdienet. Nicol. Masio starb als Generalvicar der Dominikaner im J. 1611 im Ruhe der Heiligkeit. (O. H. Nink.)

Jesu-Christ-Warzel, f. Petrus (aquilina).

JESUITEN, auch Lovoliten, Ignazisten oder Gesellschaft Jesu heißen die Mitglieder eines im 16. Jahrh. gestifteten geistlichen Ordens, der thätiger als irgend ein anderer für die Aufrechterhaltung der römischen Kirchenformen gekämpft und durch seine ganz eigenthümliche, mit einer ganz ungemeinen Klugheit und Menschenkenntniß entworfene Verfassung über 200 Jahre lang auf die kirchlichen und politischen Angelegenheiten der christlichen Reiche und Staaten den entscheidendsten Einfluß ausgeübt hat. Der Stifter dieses Ordens war ein Spanier von Adel, Ignaz von Loyola¹⁾, der jüngste von neun Söhnen eines alten, aber unermittelten Familie, der seine Jugendjahre als Page an dem Hofe Ferdinand des Katholischen verlebte, dann Kriegsdienste nahm und im J. 1521 sich durch die Handhafte Verwundung der von den Franzosen belagerten Stadt Pamplona auszeichnete, bis sein linker Fuß durch eine Kanonenkugel verwundet, der rechte sogar geschmettert wurde. Während der dadurch entstandenen gefährlichen Krankheit, beern Heilung Ignaz auf seinem väterlichen Schlosse Loyola abwartete, erbieth er seine Einbildungskraft durch das Lesen von Heiligenlegenden, und da er durch die Verwundung zum fernern Kriegsdienste untüchtig geworden, seine frühere ungemessene Eitelkeit durch die Verunsaltung sei-

nes Körpers, weil er ein verkürztes Bein erhielt und hinkend blieb, schmerzlich verletzt wurde, so beschloß er, angeblich durch Erscheinungen und Wunder dazu angemuntert, sich durch Heidenbelehrung, Vertheidigung des römischen Kirchenglaubens und durch fromme Thaten bekümmern zu lassen und Verdienste um die Kirche zu erwerben. Im Sinne seines Zeitalters und Standes gelobte er sich zum beständigen Ritter des Mutter Jesu entsagte allen weltlichen Genüssen und beschäftigte sich nur mit Entwürfen, sein Glück auf das Irdische zu erfüllen. Vor Allem machte er Anstalt zu einer Wallfahrt nach Jerusalem, um daselbst Buße für seine Sünden zu thun, dann aber auch die Heiden zu bekehren. Er entwich heimlich von den Seinigen, die ihn seiner übertriebenen Eufübungen wegen für aberwitzig hielten, hüllte sich in grobe Mönchskleider und trat, nachdem er im Kloster zu Montserrat sich feierlich zum Ritter der Jungfrau Maria hatte weihen lassen, seine Pilgerfahrt nach Jerusalem an. Da die in Barcellona ausgebrochene Pest ihn nöthigte, nach Manresa zu gehen, so erregte er dort durch seine Eufübungen und Selbstpeinigungen Aufmerksamkeit; er trieb es mit seinen Selbstpeinigungen so arg, daß er in eine gefährliche Krankheit versiel. Während derselben anderte er seinen anfänglichen Plan und beschloß, nicht durch das Beispiel eigener Anbacht und Entsagung, sondern durch Lehren und Predigen Menschen zu bekehren. Er kleidete sich zu dem Zwecke wiederum anständig, näherte sich den Menschen und sang an öffentlich zu predigen. Nachdem er endlich am 4. Sept. 1523 in Jerusalem angelangt war, machte er die Erfahrung, daß es ihm zur Bekehrung der Völker sowohl an Sprach- als an Religionskenntnissen fehle. Er begab sich daher auf die Rückreise, nahm, schon 33 Jahre alt, in der Anabensschule zu Barcellona Unterricht im Lateinischen. Ruhierte dann die Philosophie zu Alcalá und ging endlich im J. 1527 nach Paris, um seine wissenschaftliche Laufbahn zu vollenden. In Spanien sowohl als in Frankreich predigte Ignaz während seiner Studien und suchte sich Anhänger zu erwerben; denn längst schon hatte er den Voratz, einen neuen Orden zur Vertheidigung der römischen Kirche zu stiften, gefaßt, wozu er besonders durch die in Deutschland von Luther begonnene Reformation bewogen worden war. Sein erster Versuch damit in Spanien war ihm nicht geglückt. Auch in Frankreich kam er nicht sogleich zum Zwecke. Seine ersten Anhänger verloren sich bald, weil er sein System noch nicht anziehend genug zu machen gewußt hatte, und die Einbrüche der Schwärmerie, wozu er sie einflammt, verloschen bald wieder. Dabei erhielt er aber Gelgenheit, zu bemerken, daß er mit klugen, wissenschaftlich gebildeten Personen seinen Zweck besser als mit unwissenden und undersonnenen Schwärmern erreichen würde; daher wandte er sich nun an erstere. Viele Mäße kostete es ihm, bis er seinen ersten Jünger, den Savoyarden Peter Faber für seine Sache gewann. Dieser, ein so gelehrter als kluger junger Mann, ließ sich nur schwer von Ignaz zum Eintritt in die geistliche Ritterschaft überreden; doch nachdem seine Einbildungskraft einmal erbiht war, überließ er sich un-

1) Petr. Ribadeneyra, Vita Ignatii Loyolae (Antwerpina 1587). Bgl. damit Ignaz v. Loyola's wunderbares Leben u. Abenteuer. 2 Bde. (L. 1805).

bedingt der Leistung des Ordensstifters. Der zweite Professor, den er machte, war Franz Xaver, ein Spanier von Adel, der Anfangs Ignazens Schwärmerien verpöthete, doch, da dieser sich in seine Launen zu schicken wußte, und seinem Vorzeig schmeichelte, ihm auch sogar Geldunterstützungen zukommen ließ, Xaver aber eine verschwendische Lebensweise führte, so wurde auch er gewonnen und nächst Xaver der treueste und wärmste Genosse Ignazens. Das Ansehen dieser beiden ersten Jünger des Ignaz bewog bald mehr durch Fähigkeiten und Kenntnisse ausgezeichnete Studierende, sich ihnen anzuschließen. Es waren Jacob Kainez, Alphons Calmeron, Nicolao Bobadilla und Simon Rodriguez. Um ihren Rücktritt zu verhindern, nahm Ignaz ihnen ein feierliches Gelübde ab. Das geschah am 15. Aug. 1534 im Nonnenkloster bei Montmartre, nachdem Kainez, der bereits Priester war, in einer unterirdischen Kapelle Messe gelesen und seinen Genossen das Abendmahl ausgetheilt hatte. Die Verbündeten gelobten, nach genügenden Studien eine Reise nach Jerusalem zur Befreiung der Ungläubigen zu unternehmen und dem Besitze aller weltlichen Güter zu entsagen und nur so viel, als ihnen zur Reise unentbehrlich sein würde, zu behalten. Sollte ihnen die Reise unmöglich werden, so gelobten sie, nach Rom zu ziehen und ihre Dienste dem Papst zu allen Geschäften anzubieten, die er ihnen aufzutragen für gut finden würde. Noch verordnete der Stifter, daß dieses feierliche Gelübde jährlich um denselben Tage wiederholt werden sollte. Dies war der erste unbedeutende Anfang einer Gesellschaft, die zwei Jahrhunderte hindurch einen so unbegrenzten Einfluß auf das Schicksal so vieler Völker und Länder ausgeübt und sich durch alle Theile der Erde verbreitet hat.

Ignaz, in dessen Kopfe stets Schwärmerie mit Klugheit um die Herrschaft stritten, verlor aus Freude über das Gelingen seines Planes die Fassung so sehr, daß er sich wiederum der Contemplation und den Busübungen mit einer solchen Anstrengung überließ, daß er abermals in eine gefährliche Krankheit versiel, und die Ärzte ihm zu einer Zustandsänderung riefen. Dazu verstand er sich aber nur, als seine Gefellschafter Xaver, Kainez und Calmeron, um Familienangelegenheiten zu ordnen, in ihr Vaterland reisen wollten. Da er fürchtete, sie möchten ihm abtrünnig werden, so übernahm er es, statt ihrer die Reise zu machen und ihre Geschäfte zu ordnen; zuvor aber verabredete er noch mit seinen Genossen, daß sie zu Anfang des Jahres 1537 nach Venedig reisen und ihrem Gelübde zufolge sich ins gelobte Land zur Heidenbefreiung begeben wollten. Der Ruf seiner Heiligkeit war ihm nach Spanien vorausgeleitet. Schon wurde er von dem Volke als Wunderthäter verehrt¹⁾ und auch ein Theil der Geistlichkeit dieweil ihm große Achtung, während ein anderer Theil ihn in den Verdacht der Keterei zu bringen strebte. In Venedig, wohin Ignaz von Spanien aus sich begab, nahm er zwei Brüder vornehmen Standes aus Navarra, Stephan und Jacob Eguia, und

einen Gottesgelehrten aus Malaga, Jacob Hofez, in seine Gesellschaft auf. Durch sein öffentliches Predigen vertheidete sich Ignaz die Priesterschaft in Venedig, die ihn für einen Ketzer ausgab und ihm vielen Bedruss verursachte. Der Angefeindete wußte aber durch sein kluges Benehmen sich den Schutz des Erzbischofs von Venedig, Johann Peter Caraffa, zu erwerben, der ihm von dem päpstlichen Nuntius, Hieronymus Beraldi, ein Zeugnis seiner Rechtgläubigkeit und eine vortheilhafte Entscheidung wegen der wider ihn erhobenen Anklagen erwirkte. Die Gunst des Erzbischofs verwandelte sich aber bald in Mißwillen gegen Ignaz, als dieser es verschämte, in den von jenem gestifteten Theatinerorden zu treten. Ignaz wies, da er selbst Ordensstifter werden wollte, den Antrag Caraffa's zurück, der deshalb, als er später unter dem Namen Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, den Jesuiten die Weigerung entgelten ließ. Während dessen hatten die in Paris zurückgebliebenen Gesellschafter drei neue Mitglieder, Claude le Jay, Joh. Gouze und Acquier Brouet, aufgenommen und sich dann auf den Weg nach Venedig begeben, wo sie im Januar 1537 eintrafen. Unter Predigen und Krankenpflegen erwarteten sie das Frühjahr, dann sandte Ignaz seine sämmtlichen Gesellschafter zum Papst, um dessen Segen und auch Reisegeld zu erbiten; er selbst blieb in Venedig zurück. In Rom fanden sie zwei wichtige Widersacher in Caraffa, der damals eben Cardinal geworden war, und in dem Doctor Peter Driez; doch Xaver und Xaver wußten Driez so für sich zu gewinnen, daß er ihnen einen Zutritt bei Paul III. bewirkte, der ihnen nebst seinem Segen auch 60 Dukaten Reisegeld und die Erlaubnis erteilte, daß diejenigen, die noch nicht Priester waren, sich, wo und von wem sie wollten, ordiniren lassen könnten. Sie gingen nun nach Venedig zurück, legten in die Hände des päpstlichen Nuntius die Gelübde der Armuth und Keuschheit ab und ließen sich vom Bischof zu Trba ordiniren. Nachdem sie nun durch Predigen und eine sehr strenge Lebensweise großen Beifall erworben hatten, änderte Ignaz mit Bewilligung seiner Gesellschafter seinen Plan, nach Jerusalem zu gehen, weil Venedig damals mit der Pforte im Kriege begriffen war, und beschloß in einer Versammlung zu Vicenza dem Papste seine Dienste zur Aufrechterhaltung des Ansehens des päpstlichen Stuhles anzubieten. Ignaz, Xaver und Kainez begaben sich deshalb nach Rom, die übrigen aber nach den vornehmsten Universitäten Italiens, um daiselbst neue Gesellschafter zu werden. So gingen Xaver und Bobadilla nach Bologna, Calmeron und Brouet nach Siena, le Jay und Rodriguez nach Ferrara, Gouze und Hofez nach Padua. Ehe die Gesellschaft sich trennte, nahm sie noch folgende Regeln an: 1. Sollten die Glieder sich nur in Hospitälern aufhalten und von Almosen leben. 2. Die Beisammengewohnenden sollten der Reiche nach den übrigen beschien. 3. überall, wo sie hinkämen, sollten sie auf öffentlichen Plätzen und Straßen predigen. 4. Kinder sollten sie im Katechismus unterrichten. Endlich 5. für alle diese Arbeiten kein Geld annehmen. In Rom nahm Ignaz den Doctor Driez und durch diesen den Papst Paul III. so für

2) Cf. Vita St. Ign. Loyolae, Soc. Jesu Fundatoris (Ingalat. 1622), p. 56.

sich ein, daß Lehrtexer das Anerbieten der Gesellschaft annahm, und auf so lange, bis eine Gelegenheit, sich ihrer zu bedienen, sich darbieten würde, räumte er dem Vater und Eines in dem Collegio della Sapienza zwei theologische Lehrstühle ein, dem Ignaz aber erlaubte er, überall, wo er wollte, Buße zu predigen³⁾. Nachdem Ignaz festen Fuß in Rom gewonnen hatte, dachte er an die Entwerfung eines förmlichen Ordenssystems. Er lud zu dem Zweck alle seine Genossen, die sich unter der Zeit in den ihnen angewiesenen Orten auch viele wichtige Freunde erworben hatten, nach Rom, um mit ihnen über die Einrichtung des Ganzen zu beraten. Der Gouverneur von Rom, Cardinal Vincenz Caraffa, ertheilte ihnen in Abwesenheit des Papstes die Erlaubniß zu predigen. Weil aber zu der Zeit ein Augustiner durch seine Predigten sich einen großen Beifall erwarb, der den Jüngern Ignazens Abbruch that, so gaben sie diesen auf den Rath ihres Meisters für einen Ketzer aus. Das Volk nahm aber die Partei des Augustiners und es entstand deshalb gegen die Jesuiten eine allgemeine Gährung. Ignaz selbst wurde deshalb in eine gefährliche Untersuchung verwickelt, vertheidigte sich aber so gewandt, daß er ehrenvoll losgesprochen wurde und sogar am 18. Nov. 1538 durch ein schriftliches Urtheil öffentliche Genugthuung erhielt. Nachdem dieser Sieg errungen worden,äumte Ignaz nicht länger, seiner Gesellschaft eine feste Form zu geben und ihr die päpstliche Bestätigung zu verschaffen. Als nach einer mehrwöchentlichen Berathschlagung am 15. April 1539 außer dem Gelübde der Armut und Keuschheit auch das eines blinden und beständigen Gehorsams gegen das Ordenshaupt feierlich abgelegt worden war, wurde auch am 4. Mai das vierte Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen den päpstlichen Stuhl angenommen. Die übrigen Berathschlagungen betrafen die innere Einrichtung des Ordens, die lebenslängliche Herrschaft des Generals, die Verwaltung des Vermögens der Gesellschaft und ähnliche Gegenstände; zuletzt wurde wegen des Namens beraten. Ignaz verworf den Antrag, den Orden nach seinem Namen zu nennen, erklärte dagegen, daß während seines Aufenthalts in der Höhle bei Marfaja ihm Jesus den ganzen Plan des Ordens entdeckt habe, daher er seiner Gesellschaft auch keinen andern Namen geben könne, als den des wahren Stifters, und so wurde denn der Orden die Gesellschaft Jesu genannt⁴⁾. Mittlerweile hatten die Jesuiten durch Predigen, Katechisiren und Proselytenmachen in Rom viele Anhänger und auch mehrte Jünger erhalten, die ihnen ein beträchtliches Vermögen zubrachten. Sie benutzten dieses, um bei einer entstandenen Hungersnoth die Armen zu unterstützen, und als sie auch auf diese Weise ein großes Ansehen gewonnen hatten, da ließ Ignaz durch den Cardinal Contarini dem Papste den Entwurf zur Stiftung des Ordens überreichen und um die Bestätigung bitten. In diesem Entwurfe, der bereits alle Grundzüge der Ordensverfassung enthält, erklärt der Stifter den Zweck des Ordens, unter der Kreuz-

sabne Gottes zu streiten und allein Gott und seinem Statthalter auf Erden, dem römischen Papste, zu dienen, ferner, die Seelen in christlicher Lehre und Wandel zu vervollkommen, durch öffentlichen Predigen, geistliche Übungen, Unterricht der Jugend und im Christenthume Unwissenden, durch Anhörung der Beichte und durch geistlichen Trost den Glauben fortzupflanzen. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung soll der von der Gesellschaft gewählte Vorgesetzte das Recht haben, zu entscheiden, wozu ein jedes Mitglied gebraucht werden könne, und nach seiner Entscheidung die Aemter zu vertheilen. Mit Bewilligung der Mitglieder kann der Vorgesetzte Verfassungen zu Errichtung ebengenannter Zwecke entwerfen, er benutz den Rath der in seinem Bedenke anwendenden, oder in wichtigen Fällen zusammentrübenden Mitglieder, doch steht ihm die Befehlshabermacht ganz allein zu. Obgleich schon nach der Glaubenslehre alle Christgläubige dem Papste als dem Statthalter Christi unterworfen sein sollen, so verpflichtet sich doch die Gesellschaft noch durch ein besonderes Gelübde dazu, und zwar in der Art, daß, was auch immer der gegenwärtige Papst oder dessen Nachfolger zur Fortpflanzung des Glaubens befehlen und zu welchen Missionen er sie wird brauchen wollen, sie stets ohne allen Rückhalt und alle Entschuldigung bereit sein werden. Um aber alles Verwerben um dergleichen Missionsgeschäfte oder auch die Weigerung, sich denselben zu unterziehen, zu vermeiden, so soll kein einzelnes Mitglied deshalb mit dem Papste weder unmittelbar noch mittelbar unterhandeln, sondern die Sorge dafür allein dem Vorsteher der Gesellschaft überlassen bleiben. Das Gelübde der Armut wird zwar von allen Mitgliedern aufs Strengste gehalten, doch ist ihnen gestattet, Collegien zu besitzen und zum Unterhalte der Stübrenden Schenkungen an Gütern, Zinsen oder andern Einkünften anzunehmen. Dieser Entwurf, ein Werk großen Scharfsinns, worin die Grundlagen der nachmaligen Ordensgröße enthalten waren, erhielt den Beifall des Papstes Paul III. in der Art, daß er ihn für ein Gotteswerk erklärte und vorher sagte, die Gesellschaft würde der Kirche von dem allergrößten Nutzen sein. Dennoch ertheilte er die Bestätigung des Ordens nicht sogleich; denn die geistlichen Orden waren zu der Zeit in Verrath gerathen und hatten viele Gegner gefunden. Der Papst übergab daher den Entwurf drei Cardinälen zur Untersuchung und einer von ihnen, Bartholomäus Guicicini, erklärte sich so entschieden gegen die Stiftung eines neuen Ordens, daß auch die andern ihn beistimmten und die Sache unentschieden blieb. Unterdessen starben Ignaz und seine Jünger, auf alle mögliche Weise die Nützlichkeit ihrer Gesellschaft darguthun. Der Papst war auch so sehr davon überzeugt, daß er sich ihrer in verschiedenen Städten Italiens zur Sittenverbesserung der Laien und Priester bediente. Endlich forberte auch der König von Portugal von Ignaz, ihm sechs seiner Jünger zur Bekehrung der Heiden in Indien zu senden. Ignaz, der von seines Gesellschaft, die eben erst im Aufblühen war, nicht so viele auf einmal entbehren wollte, sandte nur zwei, den Simon Rodriguez und Franz Xavier. Das Regieren des portugiesischen Hofes hatte den Ausschlag gegeben; denn nun-

3) Cf. *Imago primi saeculi Societatis Jesu*. (Antwerp. 1640. fol.) p. 68.

4) Cf. *Imago primi saeculi*, p. 64 et 82.

klagte, der wurde durch die Inquisition zum Schweigen gebracht. Die günstige Aufnahme des Ordens in so vielen Ländern hatte den Ordensgeneral in die Nothwendigkeit versetzt, ohne Auswahl so viele Mitglieder als möglich in den Orden aufzunehmen. Da sich aber unter dieser Menge viele gefunden hatten, denen die nöthigen Eigenschaften mangelten, so beschloß Ignaz, fortan behutsamer in der Wahl seiner Ordensglieder zu verfahren und nur Personen von entschiedensten Fähigkeiten und Tugenden darin aufzunehmen. Der Papst fuhr fort, den Orden zu begünstigen; er bestätigte ihn am 3. Jun. 1545 aufs Neue und theilte den Gliedern desselben das Bortrecht, in allen Kirchen und an allen Orten nach Gutdünken zu predigen, Beichte zu hören, auch von allen Sünden, auch in den dem päpstlichen Stuhle vorbehaltenen Fällen, nur die in der Nachtmahlstulle enthaltenen ausgenommen, zu absolviren, ferner, Seelbse in andere gute Werke zu verwandeln, das Abendmahl und andre Sacramente auch ohne Erlaubnis der Diöcesanbischöfe und Pfarrer auszutheilen; wer sie in Ausübung dieser Freiheiten hindern würde, der sollte als ein Widersacher und Empörer durch Kirchenstrafe ohne Gestattung einer Appellation dazu gezwungen werden¹⁾. Für so viele Begünstigungen erwartete aber der Papst auch, daß sich der Orden dankbar zeigen sollte, wozu sich eben zu der Zeit eine Gelegenheit darbot, die von dem Ordensgeneral auch benutzt wurde, um dadurch zugleich einen Beweis seiner Unentbehrlichkeit zur Vertheidigung des römischen Stuhles zu geben. Nach langem vergeblichen Andrängen der vornehmsten europäischen Fürsten hatte Papp III. endlich auf den 31. Dec. 1545 eine Kirchenversammlung nach Trient zusammenberufen, auf welcher die Kirchenpalteung beigelegt und eine Reformation der Geistlichkeit und Abstellung kirchlicher Mißbräuche beraten werden sollte. Der Papst befand sich in der größten Verlegenheit, denn das Ansehen des römischen Hofes war für immer verloren, wenn dem Verlangen einer Reformation der Geistlichkeit an Haupt und Gliedern, einer Herstellung der bischöflichen Rechte und Verbesserung der Kirchenzucht nachgegeben werden sollte. Um den bedenklichen Unterhandlungen darüber vorzubeugen und die Aufmerksamkeit der versammelten Väter von der Hauptsache abulenken, forberte er von Ignaz zwei seiner gewandtesten Mitglieder, um sie zu dem Zwecke nach Trient senden zu können. Ignaz überließ dem Papste Kainez und Salmeron, die im Verein mit le Jay sich so geschickt ihres Auftrages zu entledigen wußten, daß keiner von den Hauptgegenständen zur Entscheidung gebracht, dagegen, nachdem eine lange Zeit mit Nebenbdingen versperrt worden, eine Trennung und endlich gar die völlige Aufhebung des Conciliums bewirkt wurde. Die spanischen und französischen Prölaten zeigten darüber, besonders aber auch über die von Kainez mit großer Heftigkeit geführte Vertheidigung der päpstlichen Gewalt über die Bischöfe eine große Erbitterung²⁾.

Doch wußten die päpstlichen Legaten sie unter einander zu entzweien und so beschwichtigen. Nicht weniger stänig waren die Jesuiten in Vertheidigung des römischen Stuhles, als nach Verlauf von 10 Jahren Pius IV. dem allgemeinen Verlangen nachgeben und die Kirchenversammlung abermals zusammenberufen mußte. Als durch ihr Betreiben im Verlauf mehrer Jahre abermals in der Hauptsache nichts gehen war, begab sich Kaiser Ferdinand I. 1563 nach Innsbruck, um in der Nähe des Conciliums seine Gesandten und Prölaten nachdrücklicher unterstützen zu können. Seiner Absicht arbeiteten aber die Jesuiten Canisius, der bei ihm in großem Ansehen stand, und Retakis entgegen und brachten es im Verein mit Kainez dahin, daß auch nicht eine von Ferdinand's Forderungen durchgesetzt wurde. Noch zuvor aber hatten einige Mitglieder dieses Ordens in Teuschland Macht und Ansehen zu gewinnen, wobei ihnen der Eifer, mit dem sie sich des Volkunterrichts annahmen, und die Bereitwilligkeit, womit sie den Fürsten als Gewissensräthe und Unterhändler dienten, ihnen überall die Bahn öffnete. Als der Cardinal Farnese Kaiser Karl V. zum Bruch mit den Protestanten reizen wollte, bediente er sich dazu des Jesuiten le Jay. Dieser machte sich so beliebt, daß König Ferdinand mit Beistimmung des Papstes ihm das Bisthum Triest theilten wollte. Ignaz verbot aber die Annahme desselben und gab ein eignes Geheß, durch welches allen Mitgliedern der Gesellschaft Jesu die Annahme kirchlicher Würden als eine Todsiünde unterlagt wurde. Dieses Geheß ist späterhin, obgleich nie aufgehoben, doch oft genug, wenn es der Vortheil des Ordens erschiene, übertreten worden. Als 1548 Kaiser Karl V. das berückte Interim den teuschlichen Ständen aufdrang, hielt der Jesuit Bobadilla den Herzog Wilhelm von Baiern nicht nur ab, es anzunehmen, sondern bediente sich auch solcher Schmädmorte gegen den Kaiser, daß derselbe ihn aus seinen Staaten verbannte, worauf er nach Rom ging und daselbst als ein mutiger Glaubensvertheidiger mit großen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. In Geln zeigten sich Haber und Canisius als heftige Widersacher des Erzbischofs Hermann von Geln, als dieser die Reformation in seinem Erzbistum einführen wollte. Er hatte dem Wapstrot der Stadt Geln verboten, die Jesuiten aufzunehmen; sie bewirkten dagegen im Bunde mit der Geistlichkeit von Lüttich die Excommunication des Erzbischofes und gründeten dann ihr Collegium in Geln. In Baiern und Osterreich fanden die Jesuiten bei Herzog Wilhelm und König Ferdinand eine ganz besonders gute Aufnahme, da beide Fürsten die Lutherische Lehre, die in ihren Ländern große Verbreitung gefunden hatte, zu unterdrücken wünschten. Herzog Wilhelm erbaute ihnen in Ingolstadt ein Collegium, sein Sohn Albrecht auch eines in München; aller Klagen der Landstände ungeachtet bereicherte er sie so sehr, daß sie bald in allen Städten Collegien, Professuren, Seminare oder Residenzen hatten. Auf ihr Betreiben wurde der von dem Papste den Vätern bewilligte Genug des Reiches beim Abendmahl wieder abgeschafft, die Ausrottung der Ketzer ihnen übertragen und ihnen

1) Corpus Institutum Societatis Jesu, 2. Vol. (Antwerp. 1702. 4.) Vol. I, p. 12. 2) Paolo Sarpi, Histoire du Concile de Trente. (Venet. 1651.) Tom. II, p. 501 sq.

sogar die Prüfung aller einzuführenden Gesetziichen anvertraut¹⁰⁾. König Ferdinand berief die Jesuiten nach Wien, um die evangelische Lehre auszurotten. Peter Canisius verfaßte ein Religionslehrbuch, welches Ferdinand durch das Erict vom 14. Aug. 1554 seinen Unterthanen zum Gebrauche ausdram. Canisius¹¹⁾ benutzte die Günst des Königes, um in Prag ein Collegium zu gründen und sowohl die prager als die wiener Universität in die Hände seines Ordens zu bringen. Bald darauf ertheilten die Jesuiten auch in Augsburg, Trier, Mainz und Aachenburg Collegien und den Jngendunterricht.

Bei dieser so ungemeinen raschen Verbreitung des Ordens überzeugte sich Ignaz von der Nothwendigkeit der Erweiterung und Vervollständigung der innern Verfassung desselben, um ihm Dauer und von der Unentbehrlichkeit noch größerer Vorräthe, um ihn gegen die Anfechtungen der übrigen Orden zu sichern. Der Orden bestand Anfangs nur aus zwei Classen von Gliedern, aus Schülern und Professoren; der große Zulauf, den derselbe von Personen aus allen Ständen erhielt, bewog ihn zur Stiftung einer dritten Classe, der Coadjutoren, die in geistliche und weltliche getheilt waren und wovon letztere nicht nöthig hatten, ihrem Stande zu entsagen. Die Bestätigung darüber ertheilte ihm Paul III. am 5. Jun. 1546. Doch seine völlige Befestigung und die stärkste Grundfest seiner Macht erhielt der Orden durch die Bulle vom 18. Oct. 1548, wodurch demselben Vorräthe ertheilt wurden, wie sie nie ein anderer Orden besaß. Dem Ordensgeneral wurde darin eine unbeschränkte Gewalt über alle Mitglieder ausgedehnt, der Orden von aller weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit und Aufsicht, von allen geistlichen und weltlichen Abgaben entbunden, war von der Excommunication oder dem Interdicte, wenn solche über ein Land oder über eine Stadt verhängt worden, ausgenommen; selbst diejenigen, die in den Geschäften des Ordens arbeiteten, blieben von der Excommunication und dem Interdicte ausgeschlossen. Kein Mitglied war einem nicht zum Orden gehörigen geistlichen Obren Gehorsam schuldig; dagegen stand den Ordensgliedern frei, wenn und wo sie wollten, die Kirchensacramente zu reichen, ohne päpstliche Befehlsgung Stiftungen und Ehenlungen anzunehmen, Häuser, Kirchen und Collegien zu bauen, Ablass zu ertheilen; dann war der General oder sein Bevollmächtigter berechtigt, Leben ohne Ausnahme in den Orden aufzunehmen, zum Priester weihen zu lassen und in allen Diensten der Gesellschaft zu gebrauchen, alle geistliche und weltliche Mächte waren mit der Strafe des größten Bannes bedroht, im Fall sie den Orden am Genuße dieser Vorräthe hindern wollten¹²⁾. Diese Bulle kam dem Orden bald sehr wohl zu statten, denn in Spanien, wo er einen großen Widerstand fand, konnte er sich nur allein durch sie behaupten. Dort war der gelehrte Dominikaner Melchior Cano der Jesuiten entschiedener Gegner, der auch bewirkte, daß ihnen in Salamanca der

Jugendunterricht entzogen wurde. Auch der Erzbischof Silveo von Toledo war ihnen entgegen und verweigerte ihnen die Aufnahme in Alcalá; in Saragossa wurden sie sogar von dem Erzbischof in den Bann gethan und von dem Volke verjagt, doch aus die päpstliche Bulle fusend verschafften sie sich den Schutz des Hofes und dadurch überall Aufnahme. In Portugal übernahm Rodrigues die Erziehung des Thronfolgers, andere Jesuiten wurden Reichthümer des Königs und der Königin, und ersterer besaß eine solche Gewalt über den König, daß derselbe sich von ihm die größten Beleidigungen ungerührt anthon ließ und stets ein blindes Werkzeug seines Willens war.

Gleichzeitig mit dem Wächstume des Ordens in Europa fing er auch in den übrigen Welttheilen an Eingang zu finden. Franz Xaver, der thätigste Apostel seines Ordens, durchzog einen großen Theil von Asien und suchte durch mitunter höchst abentheuerliche Mittel die Heiden zu bekehren. In Ceylon entlodte er dem König von Kandi das Versprechen, mit allen seinen Unterthanen das Christenthum anzunehmen, und als der König Widersälichkeit bei seinen Unterthanen fand, da schrieb Xaver an den König von Portugal um Truppen und an Ignaz um neue Mitarbeiter. Seine Absicht gelang aber nicht. Überhaupt geschah die Bekehrung der Heiden mehr dem Namen als der That nach, wenigleich die Zahl der Bekehrten mit vielem Tausenden angegeben wurde. Doch kamen mit jedem Jahre neue Bekehrer aus Europa, die sich in den Hauptstädten des westlichen Asiens festlegten, Häuser und Collegien erbauten und an den Höfen einen großen Einfluß zu gewinnen wußten. Münster bewogen sie auch die portugiesischen Statthalter, mit Feuer und Schwert das Christenthum zu verkünden, und Anton Criminal kam bei einem solchen Versuche in einer Schlacht bei dem Cap Comorin um Leben, öfter aber suchten sie durch List, durch angebliche Wunderwerke, durch scheinbares Anknüpfen an die Religion und Sitten der Aflaten sie zur Taufe zu bewegen. Am berühmtesten machte sich Xaver durch seine Bekehrungsversuche in Japan, die doch am Ende mißglückten. Als er eben von Malacca nach China abreisen wollte, starb er am 2. Dec. 1552. In Brasilien langten 1549 sechs Jesuiten an, die daselbst sogleich Collegien errichteten und zu bekehren angingen.

In Frankreich gelang es den Jesuiten nicht so leicht, als in andern Ländern, Eingang zu finden, weil der Hof und die Sorbonne gegen sie waren: Richelieu und Salmeron hatten zwar den Bischof Du Prat von Clermont so für sich gewonnen, daß er ihnen in Paris ein eignes Haus einräumte, allein sie fanden daselbst keinen Beifall. Ignaz brachte es durch den Cardinal Karl von Lotbaringen zwar dahin, daß König Heinrich II. im Jan. 1550 ihnen in Paris den Bau eines Hauses und eines Collegiums gestattete, doch das Parlament verweigerte die Eingestaltung dieser Erlaubniß, weil sie den Rechten der französischen Kirche im Widerspruche stand und auch den Canonen mehrerer Kirchenversammlungen entgegen war. Als sich die Jesuiten mit dieser Weisung nicht beruhigten, wurde dem Bischofe von Paris und der Sorbonne die Untersuchung aufgetragen, und beide ent-

10) Konrad Mannert, Gesch. Baierns. 2. Bd. S. 63 fg.

11) B. Gore, Gesch. des Hauses Österreich. 2. Bd. S. 196.

12) Corpus Institutorum Soc. Jesu. Vol. I. p. 18.

schieden 1554 gegen die Jesuiten. Diese begaben sich von Paris nach St. Germain des Pres, wo sie ihre geistlichen Berathungen fortsetzten, während der Bischof von Clermont¹³⁾ ihnen ein Collegium in seiner Residenz errichten ließ. Darüber entstand aber ein heftiger Streit mit dem Regent, und der Bischof mußte den Bau unterlassen, errichtete aber seinen Schülern in Millon ein Collegium. Ignaz deßhalb Klugheit genug, fernere Versuche, in Frankreich einzubringen, vorläufig aufzugeben, und sammelte unterdessen aus allen Ländern von den Fürsten, Obrigkeiten und Prälaten Zeugnisse von der reinen Lehre und den guten Sitten seiner Gesellschaft. In den Niederlanden wollte es den Jesuiten Anfangs auch nicht glücken. Zwar machten sie in Eindhoven eine Menge Proselyten, allein bald erbitterten sie die übrige Geistlichkeit durch die ungewöhnliche Art ihres Gottesdienstes, die großen Zulauf hatte, erregten dann aber durch ihre Socialitäten ein allgemeines Aergerniß. Da sich viele vornehme Frauen von den Jesuiten als ihren Beichtvätern geistlich ließen, so waltete die Vermuthung eines verächtlichen Umganges ob und diese unanständigen Andachtsübungen wurden verboten. Ihre Bemühungen, in den Niederlanden Ansehen und Einfluß zu gewinnen, blieben, so lange Kaiser Karl V. regierte, vergebens; denn weder er noch seine Schwester, die Königin Maria von Ungarn, die als Statthalterin die Niederlande regierte, waren ihnen günstig. Nachdem aber Philipp II. 1556 zur Herrschaft gelangt war, erließen sie die Erlaubniß, sich anzusiedeln, doch unter dem Beding, daß sie bei der Erwerbung von Grundstücken die Einwilligung der Städte erbitten sollten. Das Conseil von Flandern widersetzte sich aber dieser Bewilligung, und die Jesuiten zogen sich nach Emden zurück, um einen günstigeren Zeitpunkt zu ihrer förmlichen Einführung abzuwarten. Zuerst gewannen sie die Statthalterin Margaretha von Flandern für sich, dann kam Elniez 1562, damals schon Ordensgeneral, nach Holland, brachte mehr Bischöfe auf seine Seite und durch diese gelang es ihm, sowohl in Emden als in Antwerpen die Erlaubniß zur Gründung eines Collegiums für seinen Orden auszuwirken. Minder schwer wurde es in den übrigen niederländischen Städten, und allem Widerstande der Magisträte ungeachtet hatten sie sich doch in Kurzem in allen Städten von einiger Bedeutung angehebelt. In Italien fand der Orden bei weitem den wenigsten Wider-

stand und verbreitete sich sonach in diesem Lande am schnellsten. Kaum zehn Jahre nach seinem Entstehen gab es kaum noch eine bedeutende italische Stadt, in der die Jesuiten nicht eine Niederlassung gehabt hätten. Am schwierigsten zeigte sich noch der Senat zu Venedig, und als daselbst ein vornehmer Abbeig, Andreas Vipomondi, dem Orden ein Priorat zu Padua vermachte, da wurde den Vopiten lange der Besiß strengt gemacht; endlich erreichten sie aber doch durch Bestechung ihren Zweck. Bemerkenswerth ist es, auf welche abweichende Weise diese Gesellschaft in den verschiedenen Ländern ihren Einfluß begründete; in Italien durch Begründung des Aberglaubens, in Frankreich durch Theilnahme an politischen Intriguen, in Deutschland durch Bekämpfung der Reformation und Verfolgung der Kether. Als Hauptmittel der Jesuiten, sich in katholischen Staaten Aufnahme zu verschaffen, diente ihnen die Gelehrsamkeit. Die katholische Geistlichkeit war zu der Zeit höchst unwissend und konnte es auf keine Weise mit den Protestanten aufnehmen; auch war in den katholischen Ländern der Jugendunterricht über alle Maßen vernachlässigt. Die Jesuiten, unter denen sich viele fähige und kenntnißreiche Mitglieder befanden, waren daher allen Fürsten willkommen, die das Erziehungswesen in ihren Ländern zu heben oder den Protestanten tüchtige Streiter entgegenzustellen wünschten. Allen Fürsten, die Feinde der Kirchenreformation waren, wurden sie daher unentbehrlich. Auf solche Weise war der Orden in Kurzem zu einer ganz ungemeinen Ausbreitung gelangt, als 16 Jahre nach seiner Stiftung durch den Tod des Stifter für ihn ein neuer Zeitpunkt des Glanzes und der Größe begann.

Ignaz von Loyola, der Stifter und erste General des Jesuitenordens, starb am 31. Jul. 1556 mit dem freudigen Rückblick auf das zunehmende Gedeihen seiner Stiftung, die seine kühnsten Hoffnungen übertroffen hatte und bei weitem mehr geworden war, als er beabsichtigt. Ihm dankt der Orden zwar den ihm eignen militärischen Geist und auch die Hauptgrundlagen seiner Größe, doch war sein Hauptzweck bei Stiftung des Ordens stets die Verbreitung und Vertheidigung der katholischen Religion gewesen; der Plan zu einer Welt Herrschaft wurde von seinen talentvollsten Gesellschaftern, besonders aber von Elniez, entworfen und ausgebildet; er selbst beförderte seine Vervielfältigung, ohne ihn zu kennen. Nach dem Tode des Ignaz bot der verschlagene Elniez¹⁴⁾ alle Mittel auf, um zum Oberhaupt des Ordens gewählt zu werden; er ließ sich zu dem Zwecke von den in Rom anwesenden Professoren zum Generalvicar wählen und vermehrte auch die Zahl dieser Classe von Mitgliedern, um desto mehr Stimmen zur Wahl für sich zu haben. Er hatte sehr viele mächtige Widersacher, unter denen besonders Bobadilla und Papst Paul IV., bei welchem er von einigen frühern Jüngern Ignazens wegen zu großer Willkür angeklagt worden war. Er wußte aber diesen zu verböhnen und durch ansehnliche Nachgiebigkeit für sich zu gewin-

13) Von dieser Niederlassung, ihrer ersten in Frankreich, wurden die Jesuiten die Hüter des Collegiums von Clermont genannt, welche Benennung auch auf das Collegium übertragen wurde, das sie in Paris errichteten. Da dieser die Hauptst. in Frankreich wurde und fast der Mittelpunkt ihrer Thätigkeit war, so blieb die Benennung geltend, und sie benutzten sie dazu, um der Vollziehung der Verbannungsbesetze zu entgegen, da sie, wenn sie als Jesuiten verbannt wurden, als Hüter von Clermont im Reiche zurückblieben. Nachdem König Jacob II. im J. 1688 die englische Krone verloren hatte, wählte er zuerst im Collegium zu Clermont zu Paris. Die Jesuiten machten daselbst den Plan, ihm mit Beistand der Jesuiten wieder auf den Thron zu helfen, und stifteten das sogenannte Hochcapitel von Clermont, welches in der Geschichte der Jesuiten eine bedeutsame Rolle spielt. Mehr davon in dem der treffenden Artikel.

2. Urschl. h. W. u. A. Annot. Section. XV.

14) P. Ribadeneira, Vita Jacobi Laynæ etc., ex Hispanice latine reddidit A. Schottius, (Colon, Agripp. 1604. 12.)

nen. Der Papst verlangte, daß die Generalswürde nicht mehr auf Lebenszeit, sondern nur auf drei Jahre dauern sollte. Kainez gab anscheinend nach, doch mit dem geheimen Vorbehalte, solches nur bis zu dem Tode des Papstes, der damals schon 83 Jahre alt war, zu thun. Auch in andern Punkten, die der Papst zur Beschränkung der großen Rechte der Jesuiten verlangte, zeigte er sich nicht schwierig; sobald er aber an der Spitze der Gesellschaft stand, hielt er nichts von Allem, was er eingeräumt hatte, erweiterte und ergänzte aber die Ordensstatuten auf eine solche Weise, daß dadurch der Plan zur Welt Herrschaft der Gesellschaft fest begründet wurde. Nachdem Kainez, einer der verschlagensten und kühnsten seiner Genossenschaft, die Zügel der Regierung ergriffen hatte, zeigte unter seiner Leitung der Orden eine verdoppelte Thätigkeit, um überall Eingang zu finden. In Italien überredeten die Popoliten einen reichen kinderlosen Greis, sie zum Orden einzulassen, und wollten von seinem Vermögen in Venedig ein Collegium errichten; doch die Graubündner widersetzten sich ihrem Vorhaben so heftig, daß sie davon abstehen mußten. Als der Herzog von Savoyen eine Versammlung seiner protestantischen Unterthanen veranstaltete, da bot ihm der General Kainez seine Dienste dazu an und sandte den Jesuiten Anton Possivini, der die Verfolgung der Waldenser leitete und dabei mit einer grenzenlosen Grausamkeit verfuhr. Dennoch mußte nach langen blutigen Kämpfen den Waldensern die freie Religionsübung zugesprochen werden. Beinahe gleichzeitig mit dem Wiedereintritt der Jesuiten aus Montepulciano wegen Verführung der Frauen vertrieben; auch an andern Orten Italiens kamen sie übler Sitten wegen in Verruf, doch wurde von mehreren Schriftstellern des Ordens dem Verdachte ihrer Unfruchtbarkeit so lebhaft widersprochen und der General Kainez war so thätig, die übeln Gerüchte von den Mitgliedern seiner Gesellschaft zu unterdrücken, daß der Ruf des Ordens nicht auf die Dauer vernichtet wurde. Für die augenblickliche Einbuße in Italien wurde der Orden durch das endliche Gelingen seines Planes, Aufnahme in Frankreich zu finden, entschädigt. Von Katharina von Medicis und dem Cardinal von Lothringen beschützt, gelang es ihnen auf der Synode zu Poissy, wohin sich Kainez selbst begeben hatte, am 13. Sept. 1561 die Bewilligung zur Ansiedelung in Frankreich zu erhalten. Zwar waren dieser Bewilligung große Einschränkungen beigelegt, doch sahen hatten sie sich selbstgesetzt, als sie keine der Bedingungen, denen sie sich unterworfen hatten, hielten, sich keine Beschränkung mehr gefallen ließen und in den heftigen Streitigkeiten, die sie deshalb mit der pariser Universität und den französischen Bischöfen führten, blieb der Sieg stets auf ihrer Seite, weil sie ihren Widersachern an Eiß überlegen waren und stets gefördert in ihrem Vorhaben zu Werke gingen. Weil gerade damals die Verfolgungen der Hugenotten in Frankreich an der Tagesordnung waren, so suchten sie durch Theilnahme daran sich bei dem Hofe und bei den sanftmüthigen Katholiken in Gunst zu setzen, ihren Widersachern aber dadurch zu schaden, daß sie sie für Ketzer, wenigstens für Begünstigter

der Hugenotten ausgaben; überhaupt aber nahmen sie an den bürgerlichen Unruhen in Frankreich und besonders an der Eigue einen lebhaften Theil, waren in alle derzeitigen Intriguen verwickelt und sehr oft die Anführer oder Leiter von Verschworungen. Der Orden hatte in diesem Lande zahlreiche Widersacher, an deren Spitze die Sorbonne stand, die nie aufgehört hat, die Jesuiten zu bekämpfen; aber in seinem Knechte haben die Jesuiten eine größere Kühnheit und Thätigkeit gezeigt, als eben hier. Können ihnen gleich die Mordeverbrechen und Königsmorde, deren sie angeklagt worden sind, nicht bewiesen werden, so sind dagegen ganz ungewisse Beweise vorhanden, daß sie Aufrucht gepredigt, den Königsmord gebilligt und sich des Hochverrats schuldig gemacht haben. Daher kam es denn endlich dahin, daß, nachdem einer ihrer Jüglinge den König Heinrich IV. am 27. Decemb. 1594 in der Abicht, ihn zu ermorden, verurtheilt hatte, der Rector Guignard zum Strange und zum Feuer verurtheilt, der Orden aber durch einen königlichen Befehl vom 8. Jan. 1595 aus ganz Frankreich verbannt wurde. In Italien hatte der Orden in seiner Ausbreitung zwar weniger Hindernisse zu bekämpfen, doch blieb er auch nicht ohne Anfechtungen. Sein schnelles Wachstum und das rastlose Streben desselben, sich überall des Lehramts auf den Kaminen und in den Schulen zu bemächtigen, erregte die Eifersucht der übrigen italienischen Geistlichkeit und es erschienen von Zeit zu Zeit Klugschriften gegen ihn, die den Papst Pius IV. so sehr wider den Orden einnahmen, daß er schon im Begriff stand, alle Jesuiten aus Rom zu vertreiben. Kainez mußte seine ganze Klugheit aufbieten, um diesen Schlag von dem Orden abzuwenden¹⁵⁾. Das gelang ihm endlich auch mit dem Beistande des Cardinals Sabelli, der ein unwandelbarer Gegner des Ordens war. Kainez überlebte diesen Sieg über die Widersacher seiner Gesellschaft nicht lange; er starb am 19. Jan. 1565 mit dem Rufe des verschlagensten und gewandtesten Mannes seiner Zeit. Ihm verdankt der Orden den größten Theil seines Glanzes und seiner Unbesiegbarkeit, sowie sich denn auch die Zahl der Glieder desselben, die bei des Stiefers Tode tausend betrug, während seiner Regierung mehr als um das Vierfache vermehrt hatte. Sein Nachfolger, Franz von Borgia, Herzog von Gandia, Grand von Spanien und ehemaliger Vizekönig von Catalonien¹⁶⁾, war ein schwacher, sanftmüthiger Mann, dem aber der Orden großentheils seine Ausbreitung in Spanien verdankte und der wol nur deshalb an die Spitze der Gesellschaft gestellt wurde, weil die übrigen Häupter des Ordens desto leichter unter seinem Namen die Geschäfte führen konnten, die durch die Thätigkeit seines Vorhabers in einen Gang gebracht worden waren, daß sie so leicht nicht mehr aufgehoben werden konnten. Seine Regierung wurde besonders für den Orden durch das Schicksal desselben in Brabant und durch

15) Franz Marchini, Hist. Soc. Jesu sive Luminis. (Antwerp. 1680. fol.) P. II. L. XIII. p. 40 u. 41. 16) P. Borgia. Vizek. Vizek. Borgia, ex bispanico latine reddidit ab A. Schotto (Colon. 1526).

die Revolution am portugiesischen Hofe, die gleichfalls von den Jesuiten bemerkt wurde, merkwürdig. In den spanischen Niederlanden war ein Aufstand gegen den König ausgebrochen, weil er die Rechte der Stände verletzte und die Anhänger der Reformation mit blutiger Grausamkeit verfolgt hatte. Die abgefallenen Stände hatten, nachdem der Kampf bereits jede Verbesserung unmöglich gemacht, eine Fidesformel entworfen, um sich der Treue und Standhaftigkeit des Volkes zu versichern. Alle geistlichen und weltlichen Stände nahmen diese Fidesformel bereitwillig an; nur die Jesuiten und Franziskaner nicht. Das Volk in Antwerpen, welches argwöhnte, daß sie in ihrem Collegio Waffen und Pulver für die Spanier aufbewahrt hätten, erregte einen Aufruhr gegen sie und nur mit Mühe konnten sie durch die Flucht sich retten. Auf gleiche Weise wurden sie auch aus Mecheln, Doornik, Brügge, Douvay, Maftricht, Grönningen, Nimwegen, Herzogenbusch, Breda und Utrecht vertrieben, und sie konnten nur da erst aufs Neue festen Fuß in den Niederlanden fassen, als ein Theil davon sich der spanischen Herrschaft wieder unterworfen hatte. In den freigeordneten Provinzen blieben sie auf ewig verbannt. In Portugal verschafften sich die Jesuiten bei Hofe als Beichtväter einen solchen Einfluß, daß sie das Reich unbeschränkt beherrschten. Vor allem riß der Jesuit Ludwig Gonsalva da Camera, dem die Erziehung des jungen Königs Sebastian anvertraut war, eine solche Gewalt an sich, daß er sogar die Königin Großmutter Katharina, die während der Minorität ihres Enkels nach dem Tode des verstorbenen Königs Johann die Vormundschaft führen sollte, ganz von der Regierung verdrängte. Der wiederholten Kränkungen wegen, die sie auf Anstiften der Jesuiten erlitt, begab sich die Königin 1562 der Staatsgeschäfte, die nun dem Namen nach der Cardinal Infant Heinrich übernahm¹⁾, während er nur ein Werkzeug der Tyrannei war, die ihn 1568 ebenfalls von der Regierung entfernten und nun den jungen König unumschränkt beherrschten. Die Königin Großmutter beklagte sich darüber bei dem General Borgia, daß die Jesuiten die Sitten des Königs verderbten und das Reich zerrüteten; allein ihre Beschwerden blieben unbeachtet, weil der Orden Vortheile durch das Benehmen der portugiesischen Hofjesuiten zog. Endlich veranlaßte der Beichtvater des Königs, Mauricio, ihn zu dem unglücklichen Zuge nach Afrika. Durch ihre Einmischung in die Staatsgeschäfte von Portugal und durch die nachtheilige Bemühung, die die Angelegenheiten dieses Reichs durch ihre Einwirkung erhielten, machten sich die Jesuiten nicht nur bei den Portugiesen beliebt, sondern erregten auch bei andern europäischen Höfen den Verdacht ehrsüchtiger Absichten und einer ungezügelter Herrschsucht. Es wurde offenbar, daß die Religion ihnen nur zum Vorwande diene, sich überall der Herrschaft zu bemächtigen und selbst durch die verwerflichsten Mittel alles ihrem Willen zu unterwerfen, und Fürsten und Völker unter ihr Joch zu beugen. Dennoch waren sie kühn genug, ihren zahl-

reichen Widersachern Trost zu bieten, und verschlagen genug, um die gute Meinung wieder für sich zu gewinnen. In Portugal, woselbst sich die politischen Umtriebe der Jesuiten am ersten und gewaltsamsten zeigten; gelang es ihnen nach König Sebastian's Untergange den viefach von ihnen beleidigten Nachfolger desselben, den schwachen Heinrich, so ganz zum Werkzeug ihres Willens zu machen, daß er selbst die Hand dazu bot, um Portugal nach seinem Tode unter Spaniens Herrschaft zu bringen. Wenn gleich Keiner dem Orden eine politische Richtung gegeben und den Einfluß der Mitglieder bei den Höfen zur Verbreitung der Gesellschaft und zu ihrem Gedeihen für unentbehrlich gehalten hatte, so war es seine Absicht bei der Verordnungsabgabung der Ordensanordnungen nie gewesen, daß einzelne Jesuiten sich so offenkundig mit weltlichen Regierungsangelegenheiten beschäftigten, noch weniger, daß sie auf eine so gewaltsamste Weise, wie es in Portugal geschah, verfahren sollten; doch aus den von ihm festgestellten Grundsätzen, daß zur Verherrlichung Gottes durch den Orden, eigentlich aber zur Beförderung des Ruhms desselben Alles erlaubt sei, mußten solche Ausweichungen von selbst erfolgen, sobald ein so schwaches Ordenshaupt, als Franz von Borgia es war, an der Spitze stand, und nachdem dieser Verlust, gegen die Großen des Reichs, gegen das Volk und selbst gegen die Könige, offen in den Kampf zu treten, einmal gelungen war, wurde er so oft wiederholt, als es der Vortheil des Ordens zu erfordern schien und die Häupter desselben vermochten mit seiner Gewalt nicht mehr, der Herrschsucht ihrer Glieder Schranken zu legen, sondern mußten, um Spaltungen in der Gesellschaft zu vermeiden, oft die frevelhaftesten Unternehmungen Einzelner oder Einzelner gutheißen und selbst unterstützen.

Das zeigte sich schon unter der Regierung des vierten Ordensgenerals Claudius Aquaviva, der nach Franz von Borgia's Tode 1581 zum Oberhaupt der Gesellschaft gewählt wurde und bis 1615 regierte. Dieser, ein geborner Herzog von Atri im Neapolitanischen, war ein so scharfsinniger und gelehrter als sittenstrenger und von Natur zur Wildheit geneigter Mann. Gleichwohl mußte er die Gewaltthatigkeiten und Intriguen, die seine Ordensbrüder in Portugal, Frankreich und mehrern andern Ländern verübten, nicht nur gut heißen und in Schutz nehmen, sondern auch durch Verordnungsabgabung und Erweiterung der Verpflegung, die verderbliche Tendenz der Gesellschaft noch fester begründen und ihnen für immer eine den Völkern und Fürsten feindliche Stellung geben. Philipp II. von Spanien, dem sie mit großem Eifer Borgia zur Unterjochung Portugals gekündigt hatten, drang doch 1588 bei dem Papste Sixtus V. auf die Reform des Ordens und im folgenden Jahre klagten selbst einige Jesuiten bei dem Papst über die schrankenlose Willkür ihrer Ordensbrüder in Spanien und Portugal. Der strenge Sixtus starb aber, ehe er etwas hatte verfügen können, sein Nachfolger Gregor XIV. verhängte aus Aquaviva's Gesuch gegen Alle den Bann, die gegen die Ordensstatuten Verworfenen führen würden, und Aquaviva erließ 1593 ein hartes Strafmandat gegen alle Mitglieder, die es

17) *Seabra da Sylva, Recueil etc. Tom. I. p. 76—90.*

wagen würden, bei dem Papste Klage zu führen. Papst Paul V. verließ ihm aber das Recht, dergleichen Klagen ganz nach seiner Willkür zu bestrafen¹⁵⁾. Eine Unterweisung zur Reform seiner Ordensmitglieder, die dieser General 1586 herausgab, wurde von der Inquisition unterdrückt, da die Popoliten sich auf seine Weise in ihren Grundfassen beschränken lassen wollten. Zwar wurde diese Schrift 1591 doch herausgegeben, aber so umgestaltet, daß sie grade das Gegentheil von dem bewirkte, was der Verfasser Anfangs damit beabsichtigt hatte. In Frankreich mußte Aquaviva die Aufwiegelungen, Verschwörungen und Widersetzlichkeiten seiner Ordensbrüder gegen die Regierung theils billigen, theils zu beschönigen suchen, wenn er dem Untergange des Ordens vorbeugen wollte. In diesem Reiche predigten sie den Aufruhr und Königsmord öffentlich, bei allen Verschwörungen und Aufständen waren sie verwickelt, oder zum wenigsten mitwissend; sie boten alle Mittel auf, den Absichten des römischen Stuhls gemäß, dem Könige Heinrich IV. die französische Krone zu entreißen und sie dem Könige von Spanien zuzuwenden, welches zu bewirken die Jesuiten Bellarmin und Xprian von Rom nach Frankreich kamen. Auch nachdem Heinrich IV. sich mit der römischen Kirche ausgesöhnt hatte, führten die Jesuiten fort, Verschwörungen gegen ihn zu stiften, und die Ordensglieder zu Lyon verweigerten die Anerkennung des Königs gradezu. Die allgemeine Erbitterung darüber veranlaßte die Cordonne, den 30 Jahre lang unterbrochenen Proceß gegen die Jesuiten zu erneuern und auf ihre völlige Vertreibung aus Frankreich zu dringen; die Geistlichkeit machte gemeinschaftliche Sache mit der Universität und beide betrieben den Rechtshandel vor dem Parlament mit solchem Nachdrucke, daß alle Vorlesungen der mächtigen Gönner des Ordens zur Niederlage des Processus unwirksam blieben, der nach dem Mordversuche des Jesuitenschülers Johann Chastel gegen den König am 27. Dec. 1594 mit der Verurtheilung der Jesuiten und ihrer gänzlichen Verbannung aus dem Reiche endigte. Obgleich dieses Urtheil Gesehkraft erhielt, so verließen die Jesuiten Frankreich dennoch nicht, sondern legten nur einstweilen die Ordenskleidung ab und blieben unter mancherlei Verwänden und verschiedenen Verkleidungen im Lande zurück, bis ihnen durch die Bemühungen des Papstes und ihres Generals im J. 1603 ihre völlige Herstellung wieder gelang¹⁶⁾.

Während dessen der Orden in den südlichen und westlichen europäischen Reichen immer festeren Fuß faßte, war er auch bemüht, in den östlichen und nördlichen Reichen sich auszubreiten; weil aber in letztern die evangelische Lehre theils Eingang gefunden, theils sogar die herrschende geworden war, so verschmähten die Jesuiten es nicht, auch in weltlicher Kleidung und selbst als protestantische Geistliche zu erscheinen, um unter diesen Verhältnissen sich

Bahn zu brechen und Einfluß zu verschaffen. In Polen, woselbst nebst der Duldung aller christlichen Glaubenslehren die katholische Religion doch die herrschende blieb, hatten sie nicht nöthig, unter andern Namen zu erscheinen. Ihr Provinzial Maglus bewirkte unter dem Schutze des Bischofs von Wilna die Einführung der Jesuiten in Lithauen; fünf Jahre darauf ertheilte aber der König Stephan Bathori dem Orden in allen Provinzen des Königreichs eine Menge Collegien und Häuser und demog auch seinen Bruder Gregoroph, Boiwoden von Siebenbürgen, sie in seinem Lande aufzunehmen. Nach dem Tode Christoph's wurden sie die Erzieher seines Sohnes Sigismund und erlaubten sich solche Gewaltthatigkeiten gegen die Evangelischen, daß die Städte auf ihre gänzliche Verbannung aus dem Fürstenthume drangen, die auch am 16. Dec. 1588 erfolgte. In Polen dagegen breiteten sie sich so schnell aus, daß sie noch vor dem Abtode des 16. Jahrh. 20 Collegien und Städte darin besaßen. Die Klagen, daß sie in diesem Reiche die übrige Geistlichkeit aus ihren Kirchen und von ihren Besitzungen gewaltsam verdrängten, sich in die Königswahlen mischten und Unruhen erregten, waren allgemein, doch fruchtlos, da sie sich einen so großen Anhang unter den Magnaten erworben hatten und mit deren Hilfe hart genug waren, ihren Gegnern die Spigen zu bieten¹⁷⁾. Von Polen aus suchten sie sich einen Eingang nach Schweden zu eröffnen. König Johann hatte durch seine Gemahlin, die eine polnische Prinzessin war, Neigung zur römischen Kirche erhalten und versuchte es, sie durch Eisk in seinem Reiche einzuführen. Zu dem Zwecke berief er einige Jesuiten, die, um das Volk nicht aufzubringen, in weltlicher Kleidung nach Schweden kamen. Einer davon, Lorenz Nicolai, kam als angehöriger Protestant dahin, wurde Professor der Theologie und verfaßte im Auftrage des Königs eine neue Liturgie, die der katholischen Religion die Bahn brechen sollte; doch wurde sie von der Geistlichkeit allgemein verworfen und veranlaßte große Unruhen¹⁸⁾. Der berüchtigte Jesuit Anton Posswin kam mit dem Titel eines kaiserlichen Gesandten nach Schweden in der Absicht, die Einführung der katholischen Religion auch durch gewaltsame Mittel zu bewirken. Obgleich alle diese Versuche, Schweden der römischen Kirche zu gewinnen, fruchtlos blieben und der König selbst 1593 in die Verbannung der Jesuiten aus Schweden willigen mußte, so war doch der Kronerbe Sigismund für die römische Kirche gewonnen worden, der abermals auf Antrieb der Jesuiten die Schweden katholisch zu machen versuchte, darüber aber 1607 die Krone verlor. Die Versuche der Jesuiten, unter Posswin's Leitung Aufstand zur römischen Kirche zu bekämpfen, fielen nicht glücklicher aus; denn der Zar Iwan Basilowitsch, den Posswin bereits gewonnen hatte, wurde durch den englischen Gesandten wieder andern Ein-

15) Institutum Soc. Jesu. Vol. I. Decreta Congregat. V. p. 558 sq. et Lit. Apostolica, p. 112 sq. 19) Über die Pflanzsamkeit der Jesuiten in Frankreich *fr. Jac. Aug. Thom. Hutor. sui temporis.*

20) Jonas Heintzel, hochwichtiger Rathschlag von Hinterpommern der kaiserlichen Anschläge der Jesuiten u. (Frankfurt 1632. 4.) 21) J. Chr. Harenberg's pragmatische Geschichte des Ordens der Jesuiten. 2 Bde. (Halle 1760. 4.) 1. Bd. S. 434 fg.

nes gemacht. Der Plan, den falschen Demetrius auf den russischen Thron zu setzen, der wol hauptsächlich von Jesuiten erbracht worden war²²⁾, scheiterte, weil der Pseudo: Zar zu rücksichtslos bei der Einführung der katholischen Lehre vorschritt. — Das von Rom abgefallene England wieder in den Schoß der Kirche zurückzubringen, war ein Hauptgegenstand der Thätigkeit des Ordens, wozu alle Mittel aufgeboten wurden. Es wurden zu dem Zweck in Rom, Douvay und Rheims besondere Lehranstalten für junge Engländer errichtet und diese zum Haß gegen die Königin Elisabeth erzogen und zum Umsturz ihres Thrones verpflichtet. Außerdem aber schlichen sich mehrere Jesuiten in England ein, um das Volk und den Adel gegen die Königin aufzuwiegen und Verschwörungen zu stiften. Unter diesen wurden besonders Edmund Campian, Wilhelm Parry, Ballard und Heinrich Garnet der Mordversuche gegen die Königin überwiesen und hingerichtet, und Elisabeth, um sich gegen die unausgesetzten Angriffe der Jesuiten zu sichern, verbannte sie durch das Edict vom 15. Nov. 1602 auf ewig aus England²³⁾. Dennoch gaben sie ihr Vorhaben nicht auf, sondern kamen heimlich wieder ins Reich und stifteten unter Jacob I. die bekannte Pulververschwörung 1604, wobei die Jesuiten Garnet und Dabford überwiesen und hingerichtet wurden. Dessenungeachtet mußten die Jesuiten doch bald wieder eine flüchtigenende Duldung zu erlangen, obgleich sie sich beharrlich weigerten, den Unterthanen Eid zu leisten, und der Jesuit und Cardinal Bellarmin durch seine berühmte Schrift: von der Macht des Papstes²⁴⁾ demselben eine willkürliche Gewalt über alle Könige und Völker der Erde zuschrieb. Ein abermaliges Verbannungsurtheil war dennoch nicht vermögend, ihr heimliches Erscheinen in England zu verhindern; doch war die Masse des Volks zu eifrig dem Protestantismus ergeben, als daß die Jesuiten ihren Zweck, die römische Kirche in England wieder herrschend zu machen, hätten erreichen können. — Auch in Italien traten die Jesuiten gegen die weltlichen Regierungen in den Kampf, der besonders gegen den Senat von Venedig sehr heftig wurde und zu ihrem Nachtheil endigte. Der Senat war zu Anfange des 17. Jahrh. mit dem Papste wegen der Gerichtsbarkeit über die Geistlichen in Streit gerathen und die Jesuiten hatten die Partei des Letzteren genommen. In Folge dieses Streites erließ der Senat einige Verordnungen wegen der Gütererwerbungen des Klerus, wodurch auch die Jesuiten verhinndert wurden, sich durch Vermächtnisse und Schenkungen neue Güter im Gebiete der Republik zu erwerben. Der Jesuit Bellarmin erbitterte den Papst Paul V. so sehr gegen Venedig, daß er 1606 die Republik mit dem Interdicte und den Senat mit dem Banne belegte. Letzterer gebot aber der Geistlichkeit die Festhaltung des Gottesdienstes, und da die Jesuiten nicht Folge leisteten, so wurden sie aus der Re-

publik verbannt, und da sie geheime Verbindungen mit den Unterthanen Venedigs unterhielten, so wurden solche unter Androhung schwerer Strafen untersagt. Als endlich der Papst zu einer Ausöhnung mit dem Senate von Venedig gezwungen wurde, da demüthigte er sich vergebens, den Jesuiten die Wiederaufnahme ins venetianische Gebiet zu bewirken, die erst später und unter sehr beschränkenden Bedingungen erfolgte.

Obgleich der Jesuitenorden schon bald nach seiner Stiftung mehrere seiner Einrichtungen erhielt, durch die seine unermessliche Wirksamkeit und die verderbliche Richtung, die er während der ganzen Dauer seines Bestehens genommen, begründet worden ist, so wurde doch erst unter der Regierung Aquaviva's, des vierten Ordensgenerals, in der fünften und sechsten Generalcongregation die Verfassung der Gesellschaft vollständig und so ausgebildet, wie sie von da ab bestanden hat; auch wurden viele Entwürfe und Maßregeln einzelner wichtiger Mitglieder als allgemein geltende Grundzüge aufgenommen. Es wird daher hier der geeignete Ort sein, von den Zwecken der Jesuiten, von ihren Mitteln zur Erreichung derselben und von ihrer Verfassung das Nöthige zu sagen.

Die Bekämpfung der Ungläubigen und Ausrottung der Ketzerien war der ursprüngliche Zweck der Gesellschaft gewesen, der nach und nach immer mehr erweitert wurde, und die Vertreibung des Oberhauptes der römischen Kirche, die Verbreitung des römischen Kirchenglaubens über den ganzen Erdboden, die Aufrechterhaltung der Einheit dieses Glaubens umfaßte. Die ganze Menschheit sollte einer Lebensform anhangen, sie sollte in ihrem Denken und Handeln nur allein der Leitung weniger Häupter folgen, die durch ihre Einsichten und Fähigkeiten zur Vormundtschaft über die Menge berechtigt waren. Diese Häupter sollten die Mitglieder der Gesellschaft Jesu sein, deren ganze Thätigkeit zur Erreichung der angegebenen Zwecke ausschließlich in Anspruch genommen wurde. Die Bemessendheit nach einem solchen Ziele zu streben, stand mit Mitteln im Einklange, wodurch er erreicht werden sollte. Die klügsten, gewandtesten und unterrichteten Männer mußten der Gesellschaft einverleibt, die mächtigsten, demittelstten, einflussreichsten Mitglieder aller Stände gewonnen und an das Interesse des Ordens gekettet werden; daß aber dieses Alles nur aus höchst verwerfliche Weise bewirkt werden konnte, war offenbar. Sollte der Orden die geistige Herrschaft der Welt erlangen, so mußte jede Macht der Erde ihm dienlich, jedes bedeutende Talent von ihm abhängig sein. Er trat daher feindlich jeder geistigen Thätigkeit entgegen, die nicht entschieden zu seinem Vortheile wirkte. Zur Erreichung der oben angeordneten Zwecke, die freilich noch nicht in dem Plane des Ordensstifters lagen, war eine ganz besondere Einrichtung und Verfassung des Ordens notwendig, die erst im Verlaufe der Zeit, als der Orden über seine Zwecke im Reinen war, vollständig ausgebildet werden konnte. Der Stifter hatte der Gesellschaft eine streng militärische Einrichtung gegeben, da ihm als ehemaligem Kriegsmanne die kriegerische Organisation die vollkommenste dünkte, und da er den Kampf (wol den geistigen) für das Haupt-

22) J. A. Thaum, Hist. au temp. T. VI. Lib. CXXXV. p. 320. 23) David Hunt, Geschichte von England. 4. B. S. 169. 24) Rob. Bellarmini Tractatus de potestate summi Pontificis in temporalibus, adversus Barclainum, (Romae 1610. 4.)

ziel nahm. Seine Nachfolger behielten zwar die Grundzüge seiner Einrichtung bei, milderten sie aber, um ihren Mitgliedern einen größeren Wirkungskreis zu verschaffen. Dennoch blieb eine strenge Subordination eine unverrückliche Pflicht aller Glieder des Ordens und die Beförderung des Fortschritts desselben war der höchste Lebenszweck jedes Einzelnen. Die Einrichtung des Ordens war, seit Aquaviva die letzte Hand daran gelegt, nachstehende. An der Spitze der Gesellschaft stand der Ordensgeneral, dessen fester Wohnsitz Rom war und der sein Amt lebenslanglich bekleidete. Er besaß unumschränkte Macht über jedes einzelne Glied der Gesellschaft und konnte über dessen Thätigkeit ganz nach eigener Willkür verfügen. In Angelegenheiten, die den Orden im Allgemeinen betrafen, berathschlagte er mit fünf Räten, von denen jeder unter dem Titel Adjutant, General oder Assistent eine der fünf Hauptnationen, der Italiier, Russen, Franzosen, Spanier und Portugiesen, vertraten. Hauptangelegenheiten, die das Bestehen des ganzen Ordens und Aufhebung, Veränderung oder Entwerfung von Grundgesetzen betrafen, wurden an Generat congregationen, zu welchen die wichtigsten Mitglieder der Gesellschaft berufen wurden, entschieden. Dem General zur Seite und ihm zur Aufsicht, daher auch seiner Gewalt nicht unterworfen, war der Admonitor. Alle Länder der Erde, soweit sich der Einfluß des Ordens erstreckte, waren in 32 Provinzen, später in 35 und 2 Halbprovinzen, doch von sehr ungleichem Umfange, eingetheilt; jeder Provinz war ein Provincial vorgesetzt, der wieder der Obere der Superioren in den Professhäusern und der Rectoren in den Collegien war. Unter diesen standen die einzelnen Gesellschaften, die an einem Aufenthaltsort in bestimmten Häusern, die je nach ihrer Einrichtung Professhäuser, Collegien, Probationshäuser, Residenzen, Missionen oder Novizenhäuser genannt wurden; ihnen untergeordnet waren die Präfecten, Novizenmeister, Socien, Manductoren und andere Ordensbeamte, die sämmtlich schon zu dem höchsten Grade des Ordens gehörten. Der Orden theilte seine Glieder auf eine doppelte Weise in zwei und vier Classen ein, einmal in die Glieder von der kleinen und von der großen Obervrang, dann in Novizen, Scholastiker, Coadjutoren und Professoren. Zu der kleinen Obervrang gehörten alle Mitglieder im weitern Sinne, die nur dem Orden durch das Gelübde des Gehorsams verbunden waren; zur großen Obervrang nur die Professoren, die vier Gelübde abgelegt hatten. In die Class der Novizen wurden Personen aller Stände aufgenommen und zwar auch solche, die ihren Standpunkt und ihr Lebensweise in der bürgerlichen Welt beibehielten, selbst im Ehestande leben durften und nur dem Orden zum Gehorsam und zur Anhänglichkeit verpflichtet waren; sie durften ihre Kleidung nicht verändern, auch überhaupt nicht bekannt machen, daß sie mit dem Orden verbunden waren. Diejenigen Novizen aber, die sich ausschließlich dem Orden widmen wollten und zu höhern Graden befördert werden sollten, lebten in den Seminarien oder Novizenhäusern und hatten eine Prüfung von zwei Jahren zu bestehen, die nur in seltenen Fällen abgekürzt wurde.

Bei der Aufnahme der Novizen wurde stets auf große geistige Fähigkeiten, auf Kenntnisse, dann aber auch auf vornehme Herkunft und Reichthum gesehen; letztere beiden Eigenschaften waren besonders bei den weltlichen Novizen erforderlich. Die Novizen wurden noch in Scholastiker und in Coadjutoren eingetheilt; erstere widmeten sich dem Kirchendienst und den Wissenschaften, die andern blieb ökonomischen und andern weltlichen Geschäften des Ordens. Die approbirten Scholastiker machten die zweite Classe aus und bestanden aus den Mitgliedern, die nach vollendetem Noviziat in den Collegien ihre Studien vollendeten, aber auch schon Unterricht erteilen und minder bedeutende priesterliche Verrichtungen vollzogen. Die dritte Classe bestand aus den formirten Coadjutoren und waren gleichfalls in weltliche und geistliche getheilt; die geistlichen waren stets Priester und mußten sich durch Kenntnisse, Gewandtheit im Umgang, besonders aber durch Ehrsamkeit, Eiß und Menschenkenntnis auszeichnen; auch einzelne große Talente, die dem Orden Ehre machen und Vortheil bringen konnten, befähigten zur Aufnahme unter die geistlichen Coadjutoren. Weltliche Coadjutoren mußten sich durch eine besondere Anhänglichkeit an den Orden, durch Sanftmuth, Treue und Gehorsam ausgezeichnet haben, bevor sie zur Aufnahme gelangten; sie lebten dann mit den Geistlichen in den Collegien und Professhäusern und mußten auch gleich dem geistlichen Coadjutoren das Gelübde der Armut ablegen und ihre Güter dem Orden überlassen. Die vierte und höchste Classe des Ordens waren die Professoren, die in alle Geheimnisse des Ordens eingeweiht waren, sich und Stimme bei den General- und Provinzialversammlungen hatten, stets Priester sein mußten und aus welchen allein die höchsten Beamten des Ordens gewählt wurden. Auch in dieser Classe gab es zwei Abtheilungen, nämlich Professoren von drei und vier Gelübden; erstere legten das vierte Gelübde, durch welches dem Papst unverbrüchlicher Gehorsam gelobt wurde, nicht ab, standen den Professoren von vier Graden im Range zwar nach, mußten aber, sowie diese, ganz ausgezeichnete Fähigkeiten besitzen. Dieser Trennung der Professoren liegt eine geheime Pflicht zu Grunde, die aber aus den Constitutionsbüchern des Ordens nicht ersichtlich ist. Die Professoren mußten lange und schwere Prüfungen bestanden und sich sowohl über ihre gelehrten Kenntnisse als über ihre Menschenkenntnis und die Fähigkeit, sich selbst zu beherrschen, ausgewiesen haben, bevor sie in den höchsten Grad aufgenommen wurden; auch mußten sie vor der Aufnahme das 33. Lebensjahr (das Lebensalter Christi) erreicht haben. Die Professoren lebten bequeme und von allem körperlichen Zwange frei, waren des Jugendunterrichts überbuden und hatten es nur mit der Seelsorge und den geheimen wichtigen Geschäften des Ordens zu thun; aus ihnen wurden die fürstlichen Beichtväter und Gewissensräthe, die Missionaire, die Kehrverfolger ernannt, sie konnten nicht ohne ein förmliches Urtheil des Generals entlassen werden. Die Gelübde der untersten Grade wurden einfache genannt, und obgleich sie nach empfangenem Abendmahl am Altar in Gegenwart der versammelten Gemeinde abgelegt wur-

den, so galt doch der geheime Vorbehalt der Gesellschaft, sie aufzuheben. Wie überall, war es auch hierbei darauf abgesehen, daß der Orden durch seine Verpflichtung gebunden war, sondern überall freie Willkür behielt. Die Beförderungen in einen höhern Grad wurden geheim gehalten und nur von den Hochwürdigsten wußte man mit Gewißheit, daß sie Professoren waren. Die Gelübde der Professoren hießen feierliche Gelübde. Nach abgelegtem Gelübde der Armuth behielt der Scholastiker oder Coadjutor doch noch immer den Besitz und den Genuß seines Vermögens; er durfte es aber nicht anders als nach dem Willen der Obern und zum Vortheile der Gesellschaft verwenden, welches denn freilich eine Abtretung des Vermögens nur mit einer scheinbar mildern Form war. Die Coadjutoren verloren das Recht der Erbfolge und der Orden konnte nicht in ihre Rechte eintreten; doch war durch andere Vorbehalte dafür gesorgt, daß dem Orden die Erbschaft nicht entging. In Hinsicht der kirchlichen Observanzen nahmen die Jesuiten eine größere Freiheit in Anspruch, als die sammtliche katholische Geistlichkeit. Sie konnten durch ihre Obern von Beobachtung der Fassen, dem Halten der kanonischen Stunden, vom Tragen der Ordenskleidung entbunden werden, ja sie durften sogar, wenn es zum Vortheil des Ordens gereichte, im Aeußern die Ceremonien eines heidnischen oder heidnischen Gottesdienstes ausüben, mit einem Worte alles andern Katholiken Verbotene thun, wenn es ihre Zwecke förderte. Auch wurde der Jesuit in den Augen seiner Obern durch kein Exster oder Verbrechen straffällig, wenn der Orden nicht dadurch benachtheiligt wurde. Dagegen war Alles, was ein Mitglied der Gesellschaft mit oder ohne Vorbehalt zum Nachtheile des Ordens beging, ein todeswerthes Verbrechen. Der Jesuit begab sich bei seinem Eintritt in den Orden alles freien Willens; er wurde blindes Werkzeug seiner Obern, und jeder Versuch, selbständig zu handeln, ja jede selbständig geäußerte Meinung wurde, sobald sie mit den Grundfäden des Ordens nicht übereinstimmte, unerbittlich gestraft. Kein Jesuit durfte in einem andern geistlichen Orden eintreten, aufgenommen in den der Katholiker; auch durfte er außer seinen Ordensgenossen keinem andern Geistlichen deuten, als einem Katholiken, damit die Geheimnisse des Ordens nie zur Kenntniß Anderer gelangen. Durch den blinden Gehorsam, wozu jeder Jesuit sich bei seinem Eintritt in den Orden verband, war er der Willkür des Generals völlig überlassen, der allein seine Laufbahn bestimmte und ihn aus dem Orden stoßen, verbannen, lebenslänglich im Noviziat lassen oder auch schnell zu den höchsten Würden befördern, ihm aber auch dieselbe wieder ohne alle Ursache nehmen konnte. Zwar hatte der Jesuit die Freiheit, den Austritt aus dem Orden zu begehren, der General konnte ihm aber den Abschied verweigern oder den schon erteilten zu jeder Zeit widerrufen. Damit der General die Fähigkeiten, Eigenschaften und Gesinnungen aller Glieder seiner Gesellschaft genau kennen lernen konnte, um den Orden mit desto größerer Sicherheit zu beherrschen, so wurde jedes Mitglied vom geringsten bis zum höchsten durch seine eignen Genossen beobachtet und jeder entbedachte Fehl-

tritt den Vorgesetzten gemeldet. Diese Späherei war in der Verfassung ausdrücklich festgesetzt und jeder mußte sie sich gefallen lassen. Dann mußte jeder Jesuit der niedern Grade alle halbe Jahre einem Coadjutor oder Professor, alle Jahre einmal dem General oder dessen Abgeordneten ein allgemeines Befehntniß seiner geheimsten Gedanken und Gesinnungen schriftlich ablegen, außerdem aber auch alle acht Tage berichten, und diese Berichte wurden gleichfalls, insofern ihr Inhalt wichtig, dem General mitgetheilt. Außerdem wurde der General durch einen regelmäßigen Briefwechsel von allem, was sowohl den Orden im Ganzen als die einzelnen Mitglieder betraf, in Kenntniß gesetzt. Die Vorsteher der Professhäuser und die Rectoren der Collegien mußten wöchentlich einmal an den Provinzial berichten, die Provinziale an den General alle Monate einmal, alle übrigen Jesuiten konnten an den General schreiben, so oft sie wollten, und ihre Briefe durften von ihren Vorgesetzten nicht geöffnet werden²⁵⁾.

Eines von den Mitteln, deren die Jesuiten sich bedienten, ihren Einfluß zu beschränken und das Wachsthum ihres Ordens zu befördern, war der Jugendunterricht, dessen sie sich überall, wo sie Eingang fanden, bemächtigten. Eben als der Orden gestiftet wurde, war das Bedürfnis eines bessern Schulunterrichts überall anerkannt worden; doch war die Mehrzahl der katholischen Geistlichkeit, damals beinahe der einzige Stand, der sich dem Unterrichte unterzog, zu unwissend und zu bequem, um seinen Pflichten zu genügen. Deshalb waren die Jesuiten, die sich als kenntnißreiche Jugendlehrer zeigten, überall willkommen. Allerdings leisteten sie im Vergleich mit den übrigen Mönchen ungemein viel, denn es gab unter ihnen manche tüchtige Gelehrte und sie verkündeten die Kunst, mit ihrer Gelehrsamkeit zu glänzen, dennoch haben sie der Menschheit durch ihr Erziehungswesen keinen Dienst geleistet; denn da die Erziehung und der Unterricht der Jugend ihnen nicht Zweck, sondern nur Mittel zur Erreichung ihrer selbstthätigen Absichten war, so mußten die anfänglichen Vortheile, die ihre Schulanstalten darboten, bald dem Nachtheile weichen, der durch die einseitige Richtung ihrer Lehrart und die Hefen, die sie dem selbständigen Denken anlegten, verursacht ward²⁶⁾. Doch gewannen sie durch ihre Erziehungsweise einen so ungeheuren Beifall, daß sie an den meisten Gelehrtenschulen die übrigen Mönchsorden von den Lehrämtern ganz verdrängten. Die strenge Regelung ihrer Schulen, die großen Fortschritte ihrer Schüler in gelehrten Kenntnissen rechtfertigten die Befähigung der Jesuiten zum Jugendunterrichte, doch mißbrauchten sie ihren Beruf einmal durch Verunstaltung der Wissenschaften, da nur das in ihre Lehrbücher aufgenommen wurde, was mit ihren Ansichten oder Zwecken übereinstimmte, dann aber benutzten sie die Schulen da-

²⁵⁾ J. Pel. Philipp Wolf, Allgemeine Geschichte der Jesuiten, 4 Bde. 2. Ausg. (Leipz. 1803). 1. Bd. S. 145 ff. Cf. Corpus Institutorum Societ. Jesu. 2. Vol. (Antwerp. 1703).

²⁶⁾ J. Mannet, Geschichte von Boltra. 2. Bd. S. 39 ff. Das darin ausgesprochene Urtheil ist als das eines Gegners der Protestanten bedeutsam.

zu, um daraus neue Mitglieder für ihren Orden zu wählen. Jeder Jüngling von auszeichneten Fähigkeiten wurde zum Eintritt in den Orden verlockt, selbst gegen den Willen der Ältern und deshalb hatten sie sich von dem Papste das Privilegium erworben, Jünglinge von 14 Jahren in den Orden aufzunehmen.

Der Jesuitenorden war, nachdem während Aquaviva's Regierung noch im 16. Jahrh. seine Verbesserung völlig ausgebildet worden und er die ersten und gefährlichsten Kämpfe mit seinen Gegnern siegreich bestritten hatte, tief in die Begebenheiten aller europäischen Staaten, die der römischen Kirche zugethan waren, verwickelt und auch in den andern Welttheilen zeigte er eine ungemeine Wirksamkeit. Da aber die Handlungsweise des Ordens, obwohl der Hauptsache nach immer auf einen Zweck gerichtet, doch in den verschiedenen Staaten den Umständen angemessen sich verschiedenartig gestaltete und auch abweichende Erfolge dadurch bewirkt wurden, so wird es die Übersicht erleichtern, wenn die Hauptbegebenheiten und Schicksale des Ordens während des 17. Jahrh., als des Zeitraums seines höchsten Glanzes, nach den Hauptscenenplätze seiner Wirksamkeit geschieden von einander dargestellt werden.

Die Jesuiten in Asien und Amerika hatten ein weites Feld vor sich, den Ruhm, die Macht und auch die Besitzungen und Reichthümer des Ordens zu vermehren und sie boten ihre ganze Thätigkeit auf, um auf diesem Wege den Glanz und Einfluß ihrer Gesellschaft zu befördern. In Japan, wo ihnen schon Franz Xaver den Eingang geöffnet hatte, setzten die von ihm zurückgelassenen Jesuiten ihre Betehrungsversuche fort, die nicht ohne glücklichen Erfolg blieben. Da sie der Habsucht der verschiedenen Unterthänen durch den portugiesischen Handel zu schmeicheln, auch durch Rathschläge und Theilnahme an den Empörungen derselben gegen den Kaiser sich Freunde und Anhänger zu verschaffen wußten, so kam denn wirklich auf ihren Betrieb schon im J. 1585 eine Gesellschaft dreier von ihnen bekehrten Könige nach Rom²⁷⁾. Ihr Einmischen in die politischen Angelegenheiten des Landes dünkten aber dem Kaiser so gefährlich, daß er die Jesuiten und mit ihnen alle Christen aus seinen Staaten verbannte. Sie begaben sich nun unter den Schutz der empörten Könige, bis ein Regentenwechsel ihnen wiederum gestattete, öffentlich aufzutreten. Andere Mönchsorden, besonders die Franziskaner, die an dem Betehrungswerte Theil nehmen wollten, wurden von ihnen angefeindet und verfolgt und der Franziskaner Ludwig Sotelo, den der Papst Paul V. zum Bischofe von Japan ernannt hatte, wurde sogar von ihnen eingekerkert und endlich umgebracht. Bei dem häufigen Regentenwechsel wurde das Christenthum in Japan bald begünstigt, bald verfolgt, bis 1611 die Holländer Eingang in Japan fanden. Die Jesuiten wollten durch ihr Ansehen die Holländer von dem Handel mit Japan ausschließen, diese stellten dagegen ihre Widersacher als gefährliche Menschen, die den Umsturz der Regierung beabsichtigten, dar und bewirkten

dadurch 1640 eine allgemeine Christenverfolgung, bei welcher viele Tausende Neubefehrer umgebracht wurden. Dennoch wurde das Christenthum nicht ausgerottet und bald wurden, nachdem die Verfolgungen aufgehört hatten, wieder über 400,000 Christen in Japan gezählt. Bald aber machten sich die Jesuiten neuer Verfolgungen gegen den Thron verdächtig, und als sie darauf sich auch der reichen Erbgüter eines vornehmen Japaners bemächtigen wollten, da gebot der Kaiser abermals eine allgemeine Verfolgung und Ausrottung der Christen. Diese leisteten aber bewaffneten Widerstand und schlugen sogar ein kaiserliches Heer; in einer zweiten Schlacht, die zwei Tage lang währte, erlitten die Christen aber eine völlige Niederlage, und von da ab wurde die Verfolgung so unausgesetzt betrieben, daß im J. 1649 jede Spur des Christenthums in Japan verlist war. Auch wurde durch ein Gesetz allen Christen auf ewig der Eintritt in Japan untersagt.

In China gelang es nach vielen vergeblichen Versuchen zuerst im J. 1581 dem Jesuiten Matthäus Ricci Eingang zu erhalten. Durch seine geographischen und mathematischen Kenntnisse und durch die Annahme chinesischer Sitten und Lebensweise verschaffte er sich 1601 Zutritt zum Kaiser Chin Tsong, der ihm den Ankauf von Grundstücken in Peking erlaubte und ihm auch das Christenthum zu lehren gestattete. Den Anschuldigungen der Bonzen und Verdächtigungen der Christen von Macao wußte er klug zu begegnen und die seiner Mission drohende Gefahr bis an seinen Tod 1610 abzumehren; von da ab genoßten die Jesuiten noch bis zum J. 1615 den Schutz des Kaisers, dann aber erfolgte eine allgemeine Christenverfolgung, die erst im folgenden Jahre mit dem Tode des Kaisers endigte. Als bald darauf China von den Tataren angegriffen wurde, ward den Jesuiten wieder der freie Eintritt gestattet, weil sie sich verbindlich machten, die portugiesische Hilfe gegen die Tataren zu stellen, die jedoch bald darauf ohne diese Hilfe von den Chinesen geschlagen wurden. Das Ansehen der Jesuiten am Hofe zu Peking nahm nun fortwährend zu und wurde so groß, daß der Kaiser im J. 1655 den teutschen Jesuiten Adam Schall zur Würde eines Mandarins erster Classe und zum Präsidenten des Tribunals der Mathematik erhob²⁸⁾. Alle Glieder der Mission machten sich als Astronomen, Verrfertiger mathematischer Instrumente und als Botaniker und Chemiker den Chinesen unentbehrlich und bekehrten eine große Menge Landeseinwohner ohne alle Mühe, da sie ihnen auch die fortwährende Ausübung der heidnischen Religionen gebrauchte gestatteten und um leichtern Zugang zu finden, solche wol selbst mitmachten. Dabei erwarben sie große Reichthümer durch Geschenke und Vermächtnisse der Neubefehrer; auch trieben sie einen sehr einträglichen Handel und trafen Maßregeln, um den Alleinhandel von China und demnachst von ganz Ostindien an sich zu bringen. In diesem Entwurfe wurde sie 1655 durch eine Gefandtschaft der Holländer ge-

²⁷⁾ Relatio de ortu et progressu fidei orthodoxae in regno Chinesi etc. (Ratisbonae).

²⁸⁾ Franc. Colin. India sacra. (Madriz 1666. 4.)

hört, die einen freien Handel ihres Völker nach China begehrte. Zwar gelang es ihnen, die Absicht der Holländer zu hintertreiben, allein sie durften doch nicht mehr so kühne Schritte zur Behauptung des Alleinhandels wagen. Gefährlicher wurde aber dem Orden eine Streitigkeit mit den Dominikanern und Kapuzinern wegen der Heidenbekehrung in China. Der Dominikaner Johann von Morales und der Kapuziner Anton von St. Maria kamen 1633 nach China und entdeckten, daß die Jesuiten den Neubekehrten nicht nur die Anbetung des Confucius erlaubten, sondern wol selbst mitunter Theil an heidnischen Gebräuchen nahmen. Die beiden Mönche verklagten deshalb die Jesuiten bei dem Papst Innocenz X., der eine harte Strafbulle gegen sie erließ; doch diese sandten den Vater Martini nach Rom, der bei dem neuen Papst Alexander VII. ihnen ein günstiges Urtheil auswirkte. Nun währte der Streit zwischen den Jesuiten und den Bettelmönchen fort, der in der ganzen katholischen Christenheit großes Aufsehen erregte. Die Päpste Clemens X. und Innocenz XI. verdamnten die Jesuiten abermals, die sich aber dadurch nicht irre machen ließen, sondern, auf den Beistand des spanischen und französischen Hofes gestützt, dem römischen Stuhle Trost boten. Clemens XI. wollte endlich sein Ansehen aufrecht erhalten und sandte den Cardinal von Tournon nach China mit ausgebreiteten Vollmachten. Als dieser aber das Verfahren der Jesuiten nicht billigen wollte, da warfen sie ihn in Macao ins Gefängnis und vergifteten ihn endlich²⁹⁾. Auch ein späterer Gesandter des Papstes, *Marquis de Beccaria*, konnte nicht durchbringen. Als endlich im 18. Jahrh. dennoch die Heidenbekehrungen in China verboten und die Neubekehrten verfolgt wurden, da wußten sich die Jesuiten noch als Mathematiker und Kalendermacher den ungehörten Aufenthalt und den Besitz ihrer großen Güter auszuwirken und genossen Schutz und Duldung bis nach der Aufhebung des Ordens.

In Indien verfahren die Jesuiten auf eine ähnliche Weise wie in China. Ihr erstes Collegium gründeten sie noch zu Xaver's Zeit in Goa, welches das reichste und prächtigste in ganz Asien wurde; weil sie hier aber den Schutz der Portugiesen genossen, so bekehrten sie auf eine gewaltsame Weise, errichteten ein Inquisitionsgesicht und verbrannten eine Menge reicher Indier, deren Güter sie zum Vortheile des Ordens einzogen. Da sie aber in den Häusern, wo die Macht der Europäer noch nicht so begründet war, nicht auf gleiche Weise verfahren konnten, so suchten sie auf friedliche Weise die Indier zur Taufe zu überreden und gestatteten den Neubekehrten die Beibehaltung ihrer Sitten und Religionsgebräuche in der Art, daß sie besondere Kirchen für die Braminen und andere für die Parias errichteten. Die Kapuziner, die die Beibehaltung der heidnischen Gebräuche nicht dulden wollten, verdrängten sie und entrißten ihnen in Madura eine Kirche mit Gewalt. Der Streit mit den Kapuzinern war der-

selbe wie in China und blieb auch wie jener unentschieden; doch blieben die Jesuiten bei ihrem Verfahren und trieben in Indien einen so ausgebreiteten Handel, daß sie darin alle europäische Staaten, die Holländer ausgenommen, übertrafen. Sie thaten dieses theils öffentlich unter dem Vorwande des notwendigen Unterhalts ihrer Missionen, theils unter dem Namen anderer Kaufleute, die heimlich ihre Angehörigen waren. Neben dem Warenhandel trieben sie auch noch Geldwucher und ließen unter andern in China Geld zu 25 Pr. aus.

Auch in America verbreitete sich der Orden mit einem ungemein glücklichen Erfolge. Schon im 16. Jahrh. hielten die Jesuiten Missionen in Brasilien, Peru und Maragnon, und ihren Berichten zufolge haben sie eine große Menge Indier bekehrt; doch der Erfolg hat bewiesen, daß es mit ihren Bekehrungen nicht eben viel auf sich hatte. Von größerer Bedeutung war aber ihre Wirksamkeit in Paraguay; sie wurden in dieses Land von den Dominikanern berufen, um mit ihnen gemeinschaftlich die wilden Völker zu bekehren. Kaum hatten sie sich aber festgesetzt, als sie, von dem Reichthum des Landes gereizt, den Voratz faßten, es zu einem ausschließlichen Eigenthume des Ordens zu machen, und so gleich auch zur Ausführung schritten. Durch nachtheilige Berichte, die sie 1609 an den Hof zu Madrid über die Statthalter abstellten, bewirkten sie die Zurückberufung derselben, dann bewogen sie König Philipp III., das Land ihnen gegen einen jährlichen jährlichen Tribut völlig unabhängig von allen Statthaltern zu überlassen. Sobald sie sich in dem Besitze des Landes sahen, schafften sie zuvörderst die von den königlichen Statthaltern eingeführte grausame Behandlung der Indier ab, benahmen sich gegen die Landesbewohner mit Sanftmuth und Milde, unterrichteten sie in vielen nützlichen Handwerken und Künsten, gewöhnten sie zur Ordnung und Häuslichkeit, sorgten für ihre nothwendigen Bedürfnisse, unterhielten sie durch prächtige kirchliche und auch andere Feste, und hatten, da sie sich das Vertrauen und die Liebe der einfachen Naturmenschen erworben hatten, wenig Mühe, sie zum Christenthume zu bekehren. Sie gründeten nun ein förmliches Reich, dessen Regenten und Gesetzgeber sie waren; sie führten eine regelmäßige Verwaltung ein, errichteten Fabriken und Werkstätten aller Art, beförderten den Ackerbau und die Viehzucht zu einer großen Blüthe, trieben einen lebhaften Handel und stellten selbst eine ansehnliche Hofmacht auf, um das Land gegen auswärtige Angriffe zu schützen. Daß sie dieses Land blühend gemacht und den Zuflaß der Einwohner im Vergleich mit dem unter der spanischen Regierung ganz ungemein verbessert haben, bestritten selbst ihre argsten Feinde nicht. Jeder hatte so viel zu seinem Lebensunterhalte, als er bedurfte, Jeder war gegen Mißthät und Unrecht gesichert. Daß aber auch Jeder selbst in seinen unbedeutendsten häuslichen Verrichtungen von den Vorschriften und dem Willen der geistlichen Väter abhing und sogar nach der Regel essen, schlafen und arbeiten oder ruhen mußte, das war denn doch mit menschlicher Würde und Bestimmung unvereinbar und ist eine Schattenseite der glänzenden Regierung

29) C. de Tournon, *Anecdotes sur l'état de la Religion dans la Chine* (Paris 1733—1742). 7 Vol. Fr. Norbert, *Mémoires historiques etc.* II Vol. (Lausanne 1749. 4.)

X. Guehl, I. B. u. S. zweite Section. XV.

der Jesuiten in Paraguay. Um nicht Aufmerksamkeit und Reich auf diesen reichen Besitz zu errögen und auch den Einwohnern die Kenntniß anderer milderer Regierungsformen zu entziehen, erschwerten sie allen Fremden den Eintritt in das Land. Die Handelsgeschäfte betrieben sie aber selbst und besaßen zu dem Zweck eigne Factoreien in Santafe, Buenos Ayres und Tucuman, wobin sie ihre Waaren verführten; sie sollen an dem Handel jährlich 10 Millionen Thaler gewonnen haben. Mit welchem Eifer sie jede Einmischung in die geistliche und weltliche Verwaltung des Landes ablehnten, davon gaben sie in dem berühmtesten Streite mit dem Bischof Gardenas ein Beispiel. Dieser war 1641 zum Bischof von Paraguay ernannt. Als er drei Jahre, nachdem er das Bisthum in Besitz genommen hatte, eine Kirchenvisitation halten wollte, widersetzten sie sich, verjagten mit dem Bisthame des Gouverneurs von Assumption den Bischof, und als ihn der Statthalter von La Plata wieder einsetzen wollte, da weigerten sie das Volk gegen ihn auf. Als dennoch Gardenas wieder eingesetzt wurde, verjagten sie ihn zum zweiten Male und mißhandelten ihn auf das Schrecklichste; 1649 wurden sie endlich deshalb aus Assumption verbannt. Nun bemächtigten sie 4000 Indianer, eroberten die Stadt, setzten eigenmächtig einen Gouverneur darin und vertrieben den Bischof abermals. Der begab sich nun nach Europa und wurde von dem spanischen Hofe und vom dem Papst in seiner Würde wiederhergestellt, doch starb er, ehe er wieder zu seinem Bisthume gelangte, und das Benehmen der Jesuiten blieb ungeändert³⁰⁾. In Mexico und den übrigen spanischen Besizungen in Amerika waren die Jesuiten ebenfalls angeheftet und reich begütert. In dem eben genannten Lande besaßen sie allein Zuderassinerien von mehreren Millionen Thalern an Werth. Auch hier geriethen sie, ihrer Eingriffe in die bischöflichen Rechte wegen, mit der übrigen Geistlichkeit in viele ärgerliche Streitigkeiten.

Die Wirksamkeit des Ordens in Deutschland während des 17. Jahrhunderts. In Deutschland hatten die Jesuiten zuerst im J. 1551 Eingang gefunden, als Ferdinand I. sie auf den Rath seines Beichtvaters, des Bischofs von Salzburg, nach Wien brief, da es in Oesterreich, weil der größte Theil der Einwohner protestantisch geworden war, an katholischen Geistlichen und Schullehrern fehle. Die Jesuiten Canisius und Guadagnus freuten sich bei dem Könige in große Gunst, der auf ihren Vorschlag in allen größeren Städten Jesuitenconvicte errichtete, um die adelige Jugend darin erziehen zu lassen. Die Jesuiten unter der Leitung des Canisius arbeiteten nun auf das Eifrigste an der Ausrottung der Reformation in Oesterreich; doch wie sehr sie auch dabei von Ferdinand begünstigt wurden, so nöthigte er sie doch, eine gewisse Mäßigung zu beobachten, weil er keine protestantischen Unterthanen nicht zur Empörung reizen wollte³¹⁾. Dennoch aber erwarb der Orden beträchtliche Güter in den

österreichischen Erbländern. Noch weniger konnten die Jesuiten unter Ferdinand's Nachfolger Maximilian II. ausgerichtet, der, selbst der protestantischen Lehre nicht abgeneigt, die Jesuiten vom Hofe entfernte und ihnen auch den theologischen Lehrstuhl auf der Universität zu Wien und ein Seminarium nahm. Zu desto größerem Ansehen gelangten sie unter seinem Nachfolger Rudolf II., der, in Spanien erzogen, ein entschiedener Gegner der Protestanten war und daher auch zur Bekämpfung der Reformation durch die Jesuiten bereitwillig die Hand bot. Mit Genehmigung der katholischen Reichsfürsten wurde den Jesuiten überall in Deutschland die Niederlassung gestattet, und der Papst übernahm es, so lange für ihren Unterhalt zu sorgen, bis sie durch die Restitution der geistlichen Güter, in deren Besitz damals die Protestanten waren, hinreichend ausgestattet werden könnten. Während Rudolfs Regierung wurden in den Jahren 1588, 1592, 1594, 1595 und 1610 in den österreichischen Erbländern von den Jesuiten große Verfolgungen der Protestanten angestellt und viele auf die gewaltsamste Weise zum Uebertritt zur römischen Kirche oder zur Auswanderung gezwungen. Der Cardinal Clesius, selbst ein Jesuit und erster kaiserlicher Minister, beförderte mit großem Eifer die Aufnahme seines Ordens in den österreichischen Ländern, der darin im J. 1610 schon 450 Mitglieder zählte. Dem Eifer der Jesuiten, die protestantische Erbe in den österreichischen Erbländern auszurotten, mußte Kaiser Matthias (von 1612—1619) wider seinen Willen Einhalt thun; denn er hatte sich nur mit Hülfe der meist protestantischen Stände von Oesterreich gegen seinen Bruder Rudolf behaupten und ihm die Kronen von Ungarn und Böhmen entreißen können, für ihren Bestand ihnen aber, sowie den Ungarn, freie Religionsübung zusichern müssen. Dasselbe that Kaiser Rudolf in Böhmen und Schlesien durch den Majestätsbrief gethan und so fanden die Jesuiten denn noch immer bedeutende Hindernisse in ihrem Bemühen, die evangelische Lehre im Oesterreichischen auszurotten: Volkommen freie Hand erhielten sie aber, als 1619 Ferdinand II. zur Regierung kam. Dieser war auf dem Jesuitencollegio zu Ingolstadt erzogen worden und seine Lehre hatten ihm eine solche Ehrfurcht vor dem Orden eingeprägt, daß er sich unbedingt von den Jesuiten leiten ließ und stets in ihrer Gesellschaft lebte. Er thatte bei einer Wallfahrt nach Loreto die völlige Ausrottung der evangelischen Lehre in seinen Erbländern Steiermark, Kärnten und Krain gelobt und auf eine unumkehrliche Weise sein Gelübde erfüllt. Nachdem er vom Kaiser Matthias zum Thronfolger ernannt worden war, beauftragte er die Beeinträchtigung der Protestanten durch die Jesuiten und gab dadurch Veranlassung zur Empörung der böhmischen Stände und somit auch zum 30jährigen Kriege. Denn die Jesuiten waren die Anführer der Gewaltthaten des Erzbischofs von Prag und des Abts von Braunau, wodurch die Empörung zum Ausbruch kam; deshalb vertrieben die böhmischen Stände 1618 alle Jesuiten aus dem Königreiche. Fast gleichzeitig wurden sie auch aus Schlesien, Mähren und Ungarn vertrieben. Dieser anscheinende Bruch geschickte dem Orden zum großen Gewinne; denn nachdem

30) Cf. Histoire de la persécution de deux saints etc. (Lond. 1691). 31) Gortz, Gesch. des Hauses Oesterreich. 2. Bd. S. 196.

Kaiser Ferdinand durch den Sieg am weißen Berge Böhmen wieder unterworfen hatte, räumte er den Jesuiten nicht nur wieder die ihnen entzogenen Güter ein, sondern entschädigte sie auch für die erlittenen Verluste und Drangsale durch die Besigungen hingerichteter oder vertriebener Protestanten und schenkte ihnen von seinen eignen Kammergütern so viel, daß sie beinahe den dritten Theil aller Einkünfte von Böhmen an sich brachten. Um sich dieser Geschenke werth zu zeigen, verfolgten sie die Protestanten mit einem Eifer und mit einer Grausamkeit ohne Gleichen. Von den kaiserlichen Truppen und Beamten unterstützt, gelang es ihnen auch in Kurzem den evangelischen Glauben im ganzen Königreich auszuvertreiben. In Wäähren und Schlefien verfahren sie auf dieselbe Weise; doch konnten sie in letztem Lande ihren Zweck nicht so vollständig erreichen, da mehrere große Lehnsherrschaften sich der völligen Ausrottung des Protestantismus, dem sie selbst angethan waren, widersetzen. Die Gunst, die Kaiser Ferdinand II. gegen die Jesuiten bewies, wurde von vielen auf eine ungemessene Weise zur Bereicherung und Ausbreitung des Ordens benutzt; dem Erzbischof von Prag entrißten sie allen Privilegien zuwider die Gerichtsbarkeit über die Universität und achteten selbst den Widerspruch des Papstes nicht; sie brachten alle Schullehrer des ganzen Königreichs unter ihre Aufsicht und beinträchtigten somit Mönche als die Heiligkeit in allen ihren Rechten; sie veranlaßten 1629 den Kaiser zu dem bekannten Restitutionsedict, und wenn in Folge desselben Klöster und geistliche Güter verpfändet werden mußten, so ließen sie sich solche von dem Kaiser schenken, ohne auf die Beschwerden der Mönche oder Nonnen, denen sie früher angehört hatten, zu achten. Der Jesuit Kamormann wußte als kaiserlicher Beichtvater denselben stets zur Einwilligung zu bewegen, selbst wenn die Ungerechtigkeit offen zu Tage lag¹⁾. Selbst viele Klöster, in denen noch Mönche und Nonnen befindlich waren, wurden ihnen zugestrichen und die rechtmäßigen Besitzer ohne Umstände daraus vertrieben. So hatten sie in vielen Gegenden Deutschlands wieder festen Fuß gefaßt und große Güter erworben, als die Siege des Schwedenkönigs Gustav Adolf ihren weitem Fortschritten Grenzen setzten. Aus mehreren Ländern wurden sie wiederum vertrieben, in andern wurde wenigstens ihr weiteres Umsichgreifen gehemmt; doch überall, wo die Landesherren katholisch waren, genossen sie Schutz und wurden sehr, sobald die katholische Partei das Übergewicht erhielt, wiederhergestellt. Konnten sie gleich während des Dreißigjährigen Krieges in keinem protestantischen Lande für die Dauer Niederlassungen gewinnen, so wurzelten sie desto fester in den katholischen, da die Feldherren des Kaisers und der Ligue angewiesen waren, sie überall zu schonen und zu schützen, und da sie sich auch öfter der militärischen Dienste ihrer Glaubensgenossen bedienten, um sich in den Besitz von Klöstern und Grundstücken anderer Mönchsorden zu setzen. Bei den westfälischen Friedensunterhandlungen machten mehrere Reichsfürsten den Antrag, die Jesuiten gänzlich und für

immer aus Deutschland zu verbannen; doch befaßen sie an dem Kaiser, dem Kurfürsten von Baiern und den geistlichen Fürsten so mächtige Beschützer, als daß dieser Antrag berücksichtigt worden wäre. Die durch den westfälischen Frieden den Evangelischen eingeräumten Rechte erbitterten die katholischen Reichsfürsten zu sehr, als daß sie nicht den Jesuiten, welche Hoffnung machten, die Protestanten doch noch auf friedlichem Wege wieder der römischen Kirche zuzuwenden, in Allem hätten förderlich sein sollen. Deshalb stiegen in allen Residenzküchen geistlicher Fürsten prachtvolle Jesuitenkollegien empor, und wurden mit reichlichen Einkünften ausgestattet; deshalb wurden ihnen in dem Gebiete der geistlichen Kurfürsten und auch in den fränkischen und süddeutschen Bistümern überall die Lehranstalten anvertraut, und ihnen so viel eingeräumt, daß sie bald ihren Beschögern selbst fürchtbar wurden, doch, wenn sie sich auch lästig machten, ihren Einflüssen und ihrer Macht wegen nicht mehr verwiesen oder eingeschränkt werden konnten. Ubrigens ließen sie es an Eifer zur Bekehrung der Protestanten nicht fehlen, sondern schickten sich in die Staaten und an die Höfe der protestantischen Fürsten unter mancherlei Verkleidungen und Vorwänden ein und bewegten mehrere evangelische Reichsfürsten zum Uebertritte zur römischen Kirche, so daß vom westfälischen Frieden bis etwa 100 Jahre darnach 45 teutsche Reichsfürsten wieder katholisch geworden waren. In den Staaten der übergetretenen oder bekehrten ließen sie die Einwohner mit List oder Gewalt, ohne sich an die Bestimmungen des westfälischen Friedens zu halten und das Corpus Evangelicorum war oft zu sehr ernsthaften Maßregeln genöthigt, um ihrer gewalthätigen Bekehrungsweise Schranken zu setzen. (Haueneck.)

Nach Ungarn brachte die Jesuiten der Jesuit von Gran, Nicolaus Dlab, im J. 1561. Er glaubte der damals in diesem Lande immer tiefer sinkenden katholischen Kirche nicht wirksamer zu Hilfe eilen zu können, als wenn er die Männer herbeirief, die es sich zu einem besondern Gelübde machten, in jedes Land, wohin sie der Paps zum Dienste dieser Kirche senden würden, unverweigerlich und ohne Lohn zu gehen, und den ertheilten Auftrag aus allen Kräften zu vollziehen. Er erreichte auch seine Absicht in hohem Grade; denn es gelang bald wieder zu ihrem alten Flor gelangte. Doch Anfangs traten ihnen manche Hindernisse in den Weg. Noch im J. 1559 berief Dlab den Provincial der Jesuiten in Österreich, wo sie bereits eingebürgert waren, Peter Victoria, zu sich, und indem er ihm den erwünschten Antrag, sich in einem neuen Lande anzusiedeln, machte, überließ er ihm zugleich die freie Wahl, ob er in Lornau oder Nurem ein Collegium für seinen Orden errichten wollte. Im ersten Falle sollte die Gesellschaft Jesu die Abtei Eszlas, im abauväter Comitate und die Propstei Wien oder Bism im graner erhalten; im zweiten aber die thurcozer Propstei in der Gespannschaft gleiches Namens und dem dortigen Marktflecken Zecovavalla, welche noch König Bela IV. im J. 1252 für den Orden der Prämonstratenser stiftete, nach der Schlacht bei Mohács

aber demselben wieder entzissen wurde, und später (1544) in den Besitz des Königs kam, der sie, sowie seine Nachfolger nicht mehr dem Orden zurückgab, sondern einzelnen verdienten Individuen aus dem höhern Klerus überließ. Victoria wählte das näher, bequemer gelegene Tyrnau. Am 1. Jan. 1561 erfolgte die königliche Verleihung der Abtei Szécsák und der Propstei Bény an den Orden, zur Errichtung und Erhaltung eines Collegiums in Tyrnau. Jene, eine Meile südöstlich von Kaschau am Hernadflusse in einer anmuthigen Gegend gelegen, gehörte einst mit mehreren umliegenden Dörfern den Benedictinern, kam aber nach dem Tode bei Rohács (1526, 29. Aug.) in weltliche Hände, welchen sie Kaiser Ferdinand I. zu entzissen befohl (1559, 28. Mai). Bény, eigentlich Kis-Bény, in der Nähe von Nagybény und des Grausflusses, nördlich von Partány, war einst ein Eigenthum des Prämonstratenserordens, gerieth jedoch mit Gran im J. 1543 in die Gewalt der Türken, und nach ihrer Vertreibung in den Besitz des Königs. Über beide Pfürden konnte er jetzt demnach noch Beilehen schalten, und es nahm Niemand einen Anstoß daran, daß er sie nicht den alten Besitzern zurückstellte, sondern den Jesuiten verlieh. Am 1. Mai des gedachten Jahres kam Victoria mit zwei Ordensbrüdern in Tyrnau an, denen noch in demselben Jahre drei andere folgten. Sie begannen bald den Unterricht der Jugend; am 1. Sept. wurde bereits der Grund zu ihrem Collegium gelegt, und im folgenden Jahre bewilligte ihnen Kaiser Ferdinand I. auch die einstige Prämonstratenserpropstei Nöste im abauvarer Comitatus, und aus den jährlichen Einkünften der im wesprimer Comitatus gelegenen und einst den Benedictinern gehörigen Abtei Szalavár, und der schon gedachten Propstei Thurocz, eine beträchtliche Summe, von jener nämlich 372, von dieser 400 Gulden. Doch im J. 1566 ward Tyrnau von einer großen Feuersbrunst heimgesucht, in welcher auch das Collegium der Jesuiten ein Raub der Flammen wurde, und da sie weder der König, noch Elad unterstützen konnte, mußten sie Tyrnau verlassen. Ihr Gebäude brachte Nicolaus Telezdy an sich, und es diente hernach zum Seminar.

Am 4. Febr. 1586 starb Stephan Rodski, Bischof von Erlau, Statthalter des Reichs und Propst von Thurocz, und in demselben Jahre wurde auch sein Nachfolger in der Statthalterwürde, der Erzbischof von Kolothsa, Georg Draasovics, zum Cardinal ernannt. An dem Tage, als ihm Kaiser Rudolf II. das Barret aufsetzte und ihn hernach zur Tafel zog, erbat sich jener von diesem die Gnade, die durch Rodski's Tod erledigte Propstei Thurocz den aus Tyrnau vertriebenen Jesuiten zu ertheilen, und sie wieder in das Land zurückzubringen. Der Kaiser bewilligte sogleich die Bitte; am 19. Mai desselben Jahres ward das Diplom ausgesfertigt, und so kehrten die Jesuiten nach einer Abwesenheit von 20 Jahren wieder in das Land zurück.

Neunzehn Jahre lebten und wirkten sie jetzt, erst in Thurocz zwölf Jahre, dann seit 1598 in Selpa, einem zur Propstei gehörigen, im neitraer Comitatus an dem Raagflusse liegenden Marktflecken. Da wurden sie im J.

1605 durch Bocskai's Truppen vertrieben, und mußten von Neuem auf zehn Jahre das Land verlassen. Es schien sogar, als ob sie dasselbe nie mehr wieder betreten würden. Denn auf dem Reichstage des Jahres 1608 wurde beschlossen (Art. VIII. ante coronat.); ut ipsi nulla in Regno Hungariae bona stabilia et possessionaria habere et possidere valeant. Und wie sollten sie ohne Besitz und Eigenthum daselbst bestehen? Doch dem ward leicht abgeholfen, und wurde auch bald abgeholfen. Die Stände des Reichs verlangten schon im folgenden Jahre (Art. I.) die Wiederherstellung der Propstei Thurocz. Da übergab sie Kaiser Matthias II. am 26. Mai 1613, mit Bewilligung des Papstes Paul V., unter der Bedingung dem Cardinal und Erzbischof von Gran, Grafen Franz Jörgecs, daß er sämtliche Einkünfte derselben den Jesuiten überlassen wolle³³⁾. Dieser verstand sich willig dazu³⁴⁾; und so kamen dieselben auf sein Betreiben im October des Jahres 1615 wieder nach Tyrnau, und wurden daselbst mit großem Jubel empfangen. Als er ein Paar Tage darauf starb (15. Oct.), verwalteten die Jesuiten auf dieselbe Art erst königliche Beamte, dann aber Peter Pázmán, der am 28. September des folgenden Jahres zum Erzbischof von Gran ernannt wurde. Jedoch schon am 24. Mai des Jahres 1621 befand es Kaiser Ferdinand II. für gut, dieses Vorwande gar weiter sich nicht mehr zu bedienen. Er trug Pázmán auf, die Propstei den Jesuiten zur eigenthümlichen Verwaltung zu übergeben³⁵⁾. Die beständigen Unruhen gestatteten wol die Vollziehung dieses Auftrags erst im J. 1625. Doch von da an, und als vollends Kaiser Ferdinand III. sie am 1. Mai 1637 aufs Neue im eigenthümlichen Besitze der Propstei bestätigte³⁶⁾, verblieben sie in demselben ungestört, bis zu ihrer gänzlichen Aufhebung im J. 1773.

Am 12. Mai 1635 stellte Pázmán, der schon im J. 1624 das abdege Comitat in Tyrnau gestiftet hatte³⁷⁾, seine Urkunde aus, über die Errichtung einer Universität daselbst, zu deren Erhaltung er ein Capital von 100,000 Gulden anwies³⁸⁾. Am 18. Oct. erfolgte die königliche Bestätigung, und am 13. Nov. geschah die feierliche Einweihung derselben, in Gegenwart vieler hoher und niedriger Personen des eben zu Preßburg versammelten Reichstags. Mehrere Institute wurden den Jesuiten eingeräumt und hatten Jesuiten immer fort zu Lehrern. Von nun an erhielten sie von allen Seiten der Begünstigungen über Begünstigungen. Sie erhielten fast in allen Ständen des Landes Collegien, Residenzen oder Missionshäuser³⁹⁾.

33) Die Urkunde bei Bet II. S. 355. 34) Seine Verwilligung bei Bet II. S. 357. 35) Sein Diplom bei Bet II. S. 358. 36) Bet II. S. 30. 37) Bet II. S. 40. 38) Im J. 1767 hatte der Orden in Ungarn und Siebenbürgen 13 Collegien, 20 Residenzen und 11 Missionshäuser. Die ersten bestanden an folgenden Orten: Agaram, Gran, Komfärden, Gümb, Kolothsa, Glasfenburg, Eusthas, Neufest, Emdenburg, Ofen, Pestoz, Preßburg, Raab, Etsch, Temschin, Tyrnau, Ungvár, Warasdin. Darunter war Tyrnau am höchsten beschützt, wo sich das gesamte Personal auf 157 Individuen belief, nämlich 66 Patres, 69 Scholastiker und 22 Coadjutores. In nachfolgenden 20 Orten bestanden die Missionen: Eperies, Gran, Großwaradin, Güns, Hermannstadt, Karlsburg in Siebenbürgen, Kamer, Nagybánya,

sie bekamen den gesammten Unterricht der katholischen Jugend in ihre Hände; sie wurden die vielvermögenden Reichthümer und Rathgeber jedes Königs und aller Großen des Reichs. Und volle 148 Jahre blieb ihnen dieser ausgebreitete Wirkungskreis. Doch am 1. Oct. 1773 er folgte auch für Ungarn ihre gänzliche Aufhebung, nach einem Bescheide daselbst, mit ihrem ersten Eintritte angefangen, von 212 Jahren.

(Gamauf.)

Bayern hat aber das Verdienst um den Jesuitenorden, dessen Mitglieder zuerst und zwar aus der nämlichen Ursache, wie Ferdinand I. von Oesterreich, nach Teutschland berufen zu haben. Das geschah bereits 1543, wo zuerst zwei, und 1549, wo drei Jesuiten erschienen⁴⁰⁾, die sogleich die Leitung aller, insbesondere aber der theologischen, Studien übernahmen. Herzog Wilhelm IV. stattete sie sogleich auf das Reichthümlichste aus, ließ ihnen ein Collegium in Ingolsladt bauen und folgte blindlings ihrem Rathe, durch den es ihm und seinen Nachfolgern auch gelang, ganz Bayern wieder der römischen Kirche zuzuwenden. Sein Nachfolger, Herzog Albrecht V., wurde von den Jesuiten bestimmt, der Schonung zu entsagen, die er Anfangs gegen die Protestanten brodatet. Auf seine Bitte sandte der Ordensgeneral Ignaz 1557 18 Jesuiten, denen bald mehr folgten, denen schon gleich Anfangs sechs reich ausgestattete Collegien, in der Folge aber noch mehr, eingeräumt wurden und die dafür so eifrig in Ausrottung der evangelischen Lehre waren, daß bei Albrechts Tode 1579 kaum noch eine Spur des Protestantismus in Bayern vorhanden war. Daraus erzeugete sich den Kohn unter Wilhelm V., der zu ihrer Bereicherung die Schätze seines Landes verschwendete und ihnen eine Menge neuer Collegien baute, von welchen das in München allein mehrere Millionen Thaler kostete. Sie hatten ihn so für sich eingenommen, daß er in ihren Häusern sich demake bekändig aufhielt und nichts ohne ihren Rath und Willen unternahm. Er ließ seinen Nachfolger, den talentvollen Maximilian I., von ihnen erziehen, der, ob er sich gleich in Hinsicht der Landesverwaltung selbständig zu erhalten wußte, doch im Ubrigen ein treuer Anhänger des Jesuitenordens blieb, ihre Rathschläge in Hinsicht des Krieges gegen die Protestanten befolgte und eine Hauptursache der langen Dauer des blutigen Kampfes war, dessen Beendigung durch den westfälischen Frieden die Jesuiten zu verhindern trachteten. Der Einfluß und die Macht der Jesuiten in Bayern währte unerschüttert bis zur Aufhebung des Ordens fort.

Eben in der Reichshof, Potal, Preburg bei Sanct Martin, Rosenau, Schennis, Seien, Stuhreinsburg, Stahmar, Thureu, uobrecht in Stühnbürgen, Minischacht bei Schennis und Ape. Wissenleibner endlich gab es an folgenden elf Orten: Böding, Gist, Reilebäma, Derrgrund, Kropitschalt, Reileich, Kronhede in Schönbürgen, Piereuorden, Sanct-Nicola in der Epten, Zermischow und Wörschitz in Böhmen. Die Besammpersonale in Ungarn und Siebenbürgen bestand in dem gedachten Jahre aus 990 Jesuiten, nämlich 526 Priester, 246 Magister der Theologia und 218 Coadjutoren. Cf. Catalogus Personarum et Officiorum Provinciae Austriacae Societatis Jesu pro Anno 1767, obde Wandorf, 17 Blätter in Kleinfolio.

40) Mannert, Gesch. von Bayern. II. G. 38.

Schicksale des Ordens in Frankreich. Nachdem durch den Befehl Heinrichs IV. und die Beschluß fast aller Parlamente die Verbannung der Jesuiten 1595 bestimmt erklärt worden war, stühteten sie nach Bordeaux und Toulouse, woselbst sie von der ligistischen Partei geschützt wurden. Von nun an waren sie unablässig bemüht, die Zurückdrückung ihrer Verbannung zu bewirken, worin sie von dem päpstlichen Hofe eifrig unterstützt wurden. Vater Lorenz Magius, ein Jesuit, ging als päpstlicher Gesandter nach Paris, gewann die Günstlinge des Königs, dann auch die Königin Maria von Medicis, und alle diese Verbündeten bestürmten den König so lange, bis er gegen den Rath seines treuen Cilly 1603 in ihre Zurückberufung willigte; doch that er es nur aus Furcht, daß sie ihm als Feinde außerhalb des Reiches gefährlich werden könnten. Ubrigens wurde ihnen die Rückkehr nur in die Collegien von Toulouse, Auch, Agen, Rhodes, Bordeaux, Perigueux, Rimoges, Tournon, le Puy, Aubernay, Brizers, Epou, Dijon und die Städte unter folgenden Beschränkungen zugesandt. 1) Sie sollten ohne königliche Bewilligung keine neuen Collegien in Frankreich errichten können; 2) alle Jesuiten, die sich in Frankreich aufhalten wollten, müssen geborene Franzosen sein, Ausländer sollen binnen drei Wochen in ihr Vaterland zurückkehren; 3) am königlichen Hofe soll sich stets ein Jesuit, der ein geborener Franzose sein muß, aufhalten, der für das Betragen seiner Ordensbrüder Bürgschaft leisten muß; 4) alle Mitglieder, die gegenwärtig zurückkehren, oder künftig in die Gesellschaft aufgenommen werden, müssen durch einen feierlichen Eid sich verpflichten, nichts wider den königlichen Dienst oder die öffentliche Ruhe des Reichs zu unternehmen; jeder, der sich weigert, diesen Eid zu leisten, soll sogleich das Königreich verlassen; 5) kein Ordensglied darf ohne königliche Erlaubnis unbewegliche Güter weder durch Ankauf noch durch Schenkungen, noch auf irgend eine andere Weise an sich bringen, auch keine Erbschaften annehmen; 6) sollen die Ordensglieder, wie alle übrigen Geistlichen und Mönche, den Geizen und Drangsalen des Königreichs unterworfen sein; 7) die Gerechtsame der Bischöfe, Stifter, Orden und Universitäten dürfen von ihnen nicht angetastet werden; 8) soll es ihnen nirgends erlaubt sein, ohne Bewilligung des Bischofs irgend eine priesterliche Verrichtung zu vollziehen. Dieser Beschränkungen ungeachtet wollte das Parlament zu Paris dennoch nicht die Wiederberufung registriren und entschloß sich nur auf wiederholte ermittelte Vorstellungen des Königs dazu. Der Ordensgeneral Aquaviva war über die seiner Gesellschaft in Frankreich gemachten Bedingungen höchst beunruhigt, weil sie den wichtigsten von dem Papsten erhaltenen Privilegien widersprachen und leicht aus von andern Monarchen nachgeahmt werden konnten, wodurch dann die Verfassung des Ordens völlig zertrümmet worden wäre; doch seine Ordensbrüder versicherten ihn, daß die Einschränkungen von keiner Bedeutung wären, da sie leicht Mittel finden würden, sich ihrer zu entziehen. Und in der That waren sie kaum wieder eingewandert, als sie eine Bedingung nach der andern verlegten. Noch in dem nämlichen Jahre

errichteten sie Collegien in Amiens und Poitiers, im folgenden zu Vienne, zu Rouen, Caen, Rheims und zu Beagn; auch entzogen sie den Geistlichen viele einträgliche Pfründen und vereinigten sie mit ihren Collegien. Alle Beschwerden darüber blieben unbeachtet; denn der königliche Beichtvater Goton hatte sich des Vertrauens des Königs so bemächtigt, daß ihm derselbe seine Bitte abschlug und selbst Götze nur mit Mühe seinem Sturze entging. Auch erlangte Goton es, daß die Schandfäule, die wegen Gaset's Mordversuches errichtet worden war, worauf die Jesuiten als Anstifter dieses Verbrechens bezeichnet waren, niedrigergerissen wurde. Bald stieβen die Jesuiten auch die Universität zu Paris in ihre Gewalt zu bekommen. Da aber diese alte und hochberühmte Anstalt höchst efferstüchtig aus ihre Rechte war und durch viele Privilegien geschützt wurde, so durften die Jesuiten nur hoffen, nach und nach ihren Zweck zu erreichen. Sie erhielten 1606 die königliche Erlaubnis, ihr Clermont'sches Collegium in Paris wiederum zu deicken; doch sollten sie keinen öffentlichen Unterricht erteilen. Sie errichteten nun darin eine Pensjonsanstalt für die Kinder des vornehmen Adels und ließen diese zum Schein von fremden Lehrern unterrichten. Nachdem sie dadurch sich die Gunst vieler Großen erworben hatten, suchten sie bei dem Könige um die Erlaubnis an, Vorlesungen über die theologischen Wissenschaften in ihrem Clermont'schen Collegio zu halten. Diese wurde ihnen 1609 erteilt; doch die Universität setzte sich aus allen Kräften dagegen, und ehe der König durch einen Mißgeschick zu ihren Gunsten entscheiden konnte, wurde er am 14. Mai 1610 von Franz Ravaillac ermordet. In wie weit die Jesuiten Anstifter oder Mitwisser dieses Mordes waren, ist mit völliger Gewissheit nie ausgemittelt worden. Ein klarer Beweis hat ebenso wenig gegen sie geführt werden können, als es ihnen hat gelingen wollen, den allerdings höchst dringenden Verbach zu sich abzuwälzen. Die nähere Gründe für und wider den Tod des Königs dem Orden vortheilhaft war, zeigte sich sogleich; denn ihr mächtigster Gegner, Götze, verlor allen Einfluß⁴²⁾, den nun der Vater Götze ungetheilt genoss. Dieser bewirkte schon am 20. Aug. 1610 einen Majestätsbrief, wodurch die Jesuiten berechtigt wurden, nicht nur in den theologischen, sondern auch in allen übrigen Wissenschaften und Künsten Unterricht zu erteilen. Die Universität protestirte dagegen, und es wurde vor dem Parlament ein langwieriger Rechtsstreit deshalb geführt, in welchem die Jesuiten, nachdem sie sich zur Anerkennung der alten Lehren der Universität, der Wache des Königs über sie und der Gerechtsame der französischen Kirche verbindlich gemacht hatten, obliegen, und am 22. Febr. 1612 ein ihnen vollkommen günstiges Urtheil erlangten. Wie gewöhnlich, hielten sie auch jetzt keine von ihren Verpflichtungen. Als 1610 der Orden in den Verdacht kam, Heinrich's IV. Ermordung bewirkt zu haben, verbot der General Aquaviva allen seinen Ordensbrüdern in Zukunft nie mehr zu behaupten, daß es erlaubt sei,

Könige zu tödten. Gleich darauf aber lehnten die Jesuiten Becan und Suarez öffentlich, daß der Königsmord erlaubt sei. Das Parlament gebo die Unterdrückung dieser beiden Schriften, doch die Jesuiten leisteten keinen Schwamm und brachten es bei der Königin dahin, daß sie der Sorbonne es unterlagte, diese Bücher zu verbieten. Die gefährlichen Lehren des Ordens bezogen die Abgeordneten des Bürgerlandes bei der Generalversammlung der Stände 1614 ein Reichsgrundgesetz in Vorschlag zu bringen, wodurch festgestellt wurde, daß der König von Frankreich als unumschränkter Monarch seine Gewalt von Gott habe und weder eine geistliche noch weltliche Macht berechtigt sei, ihn seiner Gewalt zu berauben oder seine Unterthanen von der ihm schuldigen Treue zu entbinden, oder zur Widersehllichkeit anzureizen. Jeder Franzose, der sich weigerte, dieses Gesetz anzuerkennen, sollte als Hochverrätter bestraft werden. Wemol gegen dieses Gesetz sich nichts Vernünftiges einwenden ließ, so wußten die Jesuiten doch die Geistlichkeit, einen Theil des Adels und selbst die Königin Mutter zu überreden, die Annahme zu verweigern, um keine geistliche Beschränkung ihrer sträflichen Lehren dulden zu dürfen. Einen ähnlichen Vorschlag der pariser Universität bei der Ständeverammlung hintertrieben sie gleichfalls, und ungeachtet zahlreicher Widersacher erlangten die Jesuiten doch 1618 das unbeschränkte Recht in allen Wissenschaften öffentlich Unterricht zu erteilen. Während der ersten Regierungsjahre Ludwig's XIII. stieg der Einfluß der Jesuiten in Frankreich ganz ungemein. Die Königin Regentin, Gencini, Luines und alle, die den schwachen königlichen Knaben beherrschten, ließen sich von ihnen blindlings leiten, und da dem Könige der alte Beichtvater Goton zu erschlaff war, so wurde sein Amt dem einschmeichelnden Jesuiten Amour gegeben, der die Zugschreide des jungen Königs begünstigte, aber dafür auch alles bei ihm durchzusetzen vermochte. Er bewog den König 1620, mit Ruffengewalt der Provinz Beagn die Gerechtsame zu entreißen und die reformirte Religion darin völlig auszuwurzeln. Auch spätere Verfügungen der Reformirten in Frankreich waren Amour's und seiner Genossen Werk. Als aber darauf der Cardinal Richelieu an das Ruder der Regierung kam, nahm der Einfluß der Jesuiten ein Ende. Dieser scharfsinnige und gewaltige Staatsmann war nicht gesonnen, eine andere Macht im Staate neben der seinen zu dulden, und wies alle Versuche der Jesuiten, ihn zu beherrschen, auf das Entschiedenste zurück; auch widerstrebte er sich allen ihren Eingriffen in die Gerechtsame der übrigen Geistlichkeit und der Universität. Die französischen Jesuiten wagten es nicht, den mächtigen Minister feindlich anzugreifen; das thaten aber auswärtige und unter andern Jacob Keller in München und Anton Santarell zu Rom⁴³⁾. Diese bewiesen in ihren Schriften, daß der König von Frankreich, weil er Verträge mit den Kettern schloße, als ein Ercom-

42) Jnr. Kelleri Tyrannicidium. (Monachii 1612. 4.) Ant. Santarellus, De Haereti, Schismate, Apostasia, Sollicitatione in sacramento Pœnitentiae et de Peccatis summi Pontificis. (Romae 1625. 4.)

41) f. Heinrich, Gesch. von Frankreich. 2. Bd. S. 344.

municirter angesehen sei, der von den katholischen Fürsten bedrängt, von dem Papste aber mit geistlichen Strafen geächtet werden müsse. Ein gleiches Verdammungsurtheil sprachen sie gegen Richelieu aus und behaupteten, daß die Franzosen berechtigt wären, sich gegen ihre Regierung zu empören. Richelieu wollte deshalb die Jesuiten aus Frankreich verbannen und nur mit großer Mühe wandten sie diesen Schloß ab; sie mußten aber eine unumwundene Erklärung geben, daß sie die in dem Buche Santarri's enthaltenen Lehren mißbilligten und verabscheuten, die unabhängige Gewalt des Königs anerkannten und Alles für recht halten wollten, was die Sorbonne in Betreff dieser Lehre bekannt machen würde. Auch erließ der Erzbischof von Paris am 13. Aug. 1626 ein Verbot, daß kein Mitglied seines Ordens weder in Druck- oder in Handschrift noch im Schulunterricht den Gegenstand von der Oberherrschafft des Papstes über Könige und Fürsten mehr berühren sollte. In Widerspruch damit lehrte der Jesuit Herreau 1641 zu Paris, daß es erlaubt sei, einen König, der seine Gewalt mißbrauche, zu tödten; das nämliche lehrte 1652 Hermann Busenbaum in seiner *Medulla theologiae moralis* und ein Gleiches Escobar in seiner 1655 gedruckten *Moraltheologie*. Schon vor dieser Zeit hatten ärgerliche Streitigkeiten zwischen den Dominikanern und den Jesuiten die Aufmerksamkeit der ganzen katholischen Christenheit in einem vorzüglichen Grade erregt. Der spanische Jesuit Molina hatte durch seine von den Grundfätzen des Thomas von Aquino abweichenden Lehren, die auch von den meisten seiner Ordensbrüder angenommen wurden, den Vorwurf der Keterei zugezogen und war von dem Großinquisitor deshalb zur Berantwortung geordert worden. Die Jesuiten verteidigten ihren Genossen, und die Streitigkeiten wurden so heftig, daß Papst Clemens VIII., nachdem er mehrmals beiden Parteien Stillschweigen geboten, den Proceß vor seinen Richtstuhl zog, wo denn nach sehr weitläufigen Untersuchungen es sich fand, daß die Anhänger Molina's sich mehrer Irthümer gegen die orthodoxen Kirchenlehren schuldig gemacht hatten. Ehe aber diese Erklärung noch bekannt gemacht wurde, starb Clemens am 3. März 1605, nachdem er durch Drohungen und wirkliche Angriffe der Jesuiten auf sein Ansehen lange in Furcht gesetzt worden war. Als darauf Paul V. den päpstlichen Stuhl bestieg, bewirkten die Jesuiten es, als derselbe sich ihrer Dienste in seinem Streite mit Venedig bedienen mußte, daß er wenigstens, da sie keine günstige Entscheidung für sich erlangen konnten, beiden Theilen Stillschweigen gebot. Später trat der niederländische Theolog Cornelius Jansen gegen die Lehren Molina's auf und machte mehrer Irthümer darin erweislich. Dieser hatte aber durch seine Angriffe auf französische Politik den Cardinal Richelieu erregt, der aus dem Grunde auch die theologischen Lehren Jansen's in Frankreich verboten ließ und die Gegner derselben begünstigte. Um sich in Frankreich wieder Einfluß zu verschaffen, verdamnte Papst Urban VIII. 1643 durch eine feierliche Bulle Jansen's Lehre und die Jesuiten ergriffen gern die Gelegenheit, mit dem Befehl des Hofes die Jansenisten zu verfolgen. Von nun an

wurde der Streit zwischen den Molinisten und Jansenisten bis ins 18. Jahrh. fortgeführt, und obgleich die Sorbonne und die Universität zu Löwen die nachdrücklichsten Vorstellungen gegen die päpstliche Bulle machten, und es sogar erwiesen wurde, daß die Verfasser der Bulle das Wort des Jansenius nicht einmal gelesen, um so weniger also seine Lehren verstanden hätten, die auf das Volkswohlthe mit den orthodoxen Kirchenlehren übereinstimmten, so verdamnte doch Alexander VII. 1656 auf Antrieb der Jesuiten aufs Neue fünf Sätze Jansen's als tegerisch, und Ludwig XIV. gebot die Annahme dieser Bulle der gesammten französischen Geistlichkeit. Die Jesuiten erhielten zum freier Hand, ihre Gegner zu verfolgen, und eine Menge Bischöfe, Pfarrer und Mönche mußten Frankreich verlassen, weil sie sich weigerten, einen Eid zu leisten, der 1664 von ihnen verlangt wurde, daß sie unbedingt die fünf Sätze des Jansenius verdammen. Dieser berühmte Streit gab den Jesuiten Gelegenheit, sich aufs Neue mit dem Hofe inniger zu befreundeten, indem sie sich als eifrige Vorkämpfer der königlichen Befehle darzustellen wußten. Bald hatte der Vater la Grosse als Beichtvater des Königs dessen Herz ganz in seinen Händen; er benutzte seinen Einfluß, den König zur Verfolgung der Hugonoten zu bewegen, und die grausamen Dragonaden sind allein sein Werk. So ist auch auf seinen Betried am 18. Oct. 1685 die Aufhebung des Edicts von Nantes erfolgt. Durch die gewaltsamen Bekehrungen der Hugonoten haben sich die Jesuiten in der Geschichte Frankreichs ein dritiges Andenken gesichert. Zwar nahmen auch die Kapuziner und einzelne andere Geistliche Theil an dieser Bekehrung, doch thaten sie es den Jesuiten an Eifer und Grausamkeit bei weitem nicht gleich.

Wirksamkeit des Ordens in Portugal während des 17. Jahrh.⁴³⁾ Nachdem die Jesuiten zur Unterwerfung Portugals unter Spaniens Hoheit mitgewirkt hatten, strebten sie den Lohn dafür einzunehmen, und Philipp II., der sich ihrer Dienste gegen auswärtige Mächte öfter bediente, zeigte sich dafür auch dankbar; besonders aber ließ er ihnen in Portugal freie Hand, sich so viel von dem Eigenthume der geistlichen und weltlichen Großen zu bemächtigen, als sie nur immer wollten. Sie entrißten unter andern auch dem Großen Almiranten einen Garten, und als 1615 der deshalb geführte Rechtsstreit gegen sie entschieden wurde, da brachten sie ganz gegen die Reichsgesetze den Proceß vor den römischen Stuhl und machten zugleich die berühmte Nachtmalsbulle, die bis dahin in Portugal verboten gewesen war, bekannt. Als ihnen auch dieses gelungen war, zeigte sich ihr Streben, die Alleinherrschafft in Portugal zu erhalten, immer deutlicher. Ein wichtiger Schritt zu diesem Ziele war es, daß sie es bei Philipp IV. dahin brachten, daß einer ihres Ordens, Mascareñas, zum Großinquisitor über alle portugiesischen Lande ernannt wurde. Dieser führte 1624 eine strenge Büchercensur ein und verfuhr gegen die Großen mit solcher Strenge, daß ganz Portugal vor ihm

⁴³⁾ Cf. de Seabra da Silva, *Recueil chronologique* etc. Tom. I.

zitierte. Noch bestand in Portugal ein Gesetz, welches den Geistlichen die Erwerbung neuer Grundstücke verbot. Dieses Gesetz erklärten sie im Einverständnisse mit dem päpstlichen Nuntius Castracani für gotteslästerlich, und um die königliche Gewalt völlig zu vernichten, behaupteten sie auf den Kanzeln und im Beichtstuhle, daß der König von Spanien ein Usurpator sei und sein Recht an Portugal habe. Auch bewogen sie den Nuntius, die königlichen Richter, die in Streitfällen zu ihrem Nachtheile entschieden, mit dem Banne zu belegen. Philipp IV. konnte bei all seiner Inbolenz dazu doch nicht schweigen. Er drang bei dem Papste auf Genugthuung, erlangte aber nichts weiter, als eine höchst zweideutige Erklärung, daß der Nuntius durch seine Eide kein gültiges Recht der Monarchie habe verlesen wollen; dagegen fuhren die Jesuiten fort, das Volk aufzuwiegen, und wenn der König eine neue Auflage ausrief, behaupteten sie, daß er kein Recht dazu habe, solches ohne Bewilligung des Papstes zu thun. Ganz gegen ihre Absicht beförderten die Jesuiten dadurch die Thronrevolution, durch die im J. 1640 das Haus Braganza zur Herrschaft über Portugal gelangte. Wie unwillkommen ihnen dieses Ereigniß auch war, so wußten sie es doch zum Besten ihres Ordens zu benutzen; sie schlossen sich dem neuen Könige Johann IV. an und machten sich so beliebt bei ihm, daß er einen der übrigen, Anton Vieira, zu seinem Beichtvater und endlich zu seinem Minister machte, auch ihnen die Erziehung seines Thronerben, Alphonso, anvertraute. Der Prinz, zur slavischen Abhängigkeit gegen den Orden erzogen, starb aber noch vor seinem Vater. Nach dem Tode Johann's IV. bemächtigte sich der Beichtvater der verwaisten Königin Louisa, Johann Ruyter, so sehr des Willens derselben, daß er eigentlich die ganze Regierung in seinen Händen hatte und das Reich völlig unter der Gewalt der Jesuiten stand. Doch gelang es ihnen nicht, einen gleichen Einfluß über den jungen König Alonsos zu behaupten, der 1662 ungeachtet des Widerspruches seiner Mutter die Regierung selbst übernahm. Aus Rache dafür, daß Alonsos sich von ihnen nicht beherrschen ließ, stellten sie ihn dem Volke als einen wahnsinnigen Tyrannen dar, machten auch die Reichsstände von ihm abwendig und rüffelten mit der Gemahlin des Königs und mit dem Bruder desselben, Don Pedro, eine Verschwörung gegen den König, in Folge deren er als der Regierung unfähig abgesetzt und dem Don Pedro die Reichsregentenschaft anvertraut wurde. Dieser überließ sich nun ganz der Leitung der Jesuiten, erhab einen der übrigen, Emanuel Fernandez, zu seinem ersten Minister, der mit seinen beiden Genossen, Dreville und da Cunha, Portugal unumschränkt regierte. Um die Inquisition für immer in ihre Hände zu bekommen, verdrängten sie den Don Pedro mit dem römischen Hofe und mit der portugiesischen Geistlichkeit in weiläufige Streitigkeiten. Auch diesmal mißlang ihre Absicht durch ihre eigene Schuld; denn um die weltliche Macht zu untergraben, hatten sie die portugiesische Geistlichkeit und besonders die Inquisition zu ganz ungemeinen Vorrechten verholten und diese wurden nun selbst zur Vereitelung ihres Planes angewandt. Dagegen trauten sie

sich neue Vorrechte für ihre indischen Missionen zu erwerben und den größten Theil der weltlichen Gerichtsbarkeit in den amerikanischen Besitzungen Portugals an sich zu reißten.

Unternehmungen und Schicksale der Jesuiten in den östlichen und nördlichen europäischen Reichen während des 17. Jahrh. Wenigleich die Jesuiten überall Einfluß zu gewinnen und das Ruder der geistlichen und weltlichen Macht in ihre Hände zu bringen strebten, so wollte ihnen dieses doch im Osten und Norden von Europa nicht so gelingen, als in den südlichen Reichen, wo sie beinahe während der Dauer eines Jahrhunderts, in manchen Ländern noch eine weit längere Zeit, entschieden die Obermacht behaupteten. Nicht nur stand ihrem Streben, sich der unbeschränkten Gewalt über die Gemüther zu bemächtigen, der Protestantismus, sondern auch der ernste, kraftvolle Charakter der Nordländer entgegen, die ihre Selbstständigkeit im Denken und Handeln nicht so leicht aufgaben, als die sinnlichen Bewohner des Südens. Zwar blieben ihre Bemühungen, sich Anhänger, Ansehen und Einfluß zu verschaffen, auch nicht ohne manchen glänzenden Erfolg; doch war dieser mit wenigen Ausnahmen ohne Vergleich geringer, als in Spanien, Portugal und Frankreich, und das, was sie bewirkten, griff nicht so unmittelbar in das Leben der Staaten ein. Am wenigsten aber war der Einfluß, den sie erlangen, von langer Dauer.

Ein Hauptgegenstand der Thätigkeit des Ordens war es, England wieder der römischen Kirche zu unterwerfen, und mehrere schlagelagene Versuche schiedten die Jesuiten nicht davon ab, bis sie endlich, als sie bereits das Ziel erreicht zu haben glaubten, für immer ihre Absicht aufgeben mußten, nachdem das Haus Stuart ihre Thronen gestürzt worden war. Unter Jacob I. konnten die Jesuiten freilich nicht mehr erlangen, als eine sehr unsichere Duldung ihrer Glaubensgenossen. Von Karl I. erlangten sie durch dessen katholische Gemahlin schon einen kräftigen Schutz, der aber mit dessen Hinrichtung ein Ende nahm.* Unter seinem Sohne Karl II. der den Beistand des französischen Hofes bedurfte, erlangten sie einen zwar heimlichen, doch nicht unbedeutenden Einfluß. Der König wurde selbst durch Jesuiten zum heimlichen Übertritte zur römischen Kirche bewogen; doch konnte er ihnen weniger zur Ausbreitung der katholischen Religion in England nützlich sein, als sein Bruder und Nachfolger, Herzog Jacob von York, der sich öffentlich zur katholischen Religion bekannte, und auch, als er zur Regierung kam, den Jesuiten nicht nur freien Eintritt ins Reich gestattete, sondern sogar einen der übrigen, seinen Beichtvater Peterfen, an die Spitze des Staatsraths stellte. Jacob II. verfuhr aber auf den Rath der Jesuiten und im Vertrauen auf den ihm von ihnen zugesicherten Beistand der katholischen Mächte zu rasch und zu gewaltsam bei Einführung der katholischen Religion und verlor darüber 1688 die Krone. Von da ab wollte es den Jesuiten nie wieder gelingen, festen Fuß in England zu fassen. In

44) Jac. Rome. History of England. T. II.

den übrigen protestantischen Staaten waren die Bemühungen des Ordens der römischen Kirche wieder die Herrschaft darin zu verschaffen, von noch geringerem Erfolge, und die Belohnung einzelner Fürsten oder anderer hochgestellter Personen war Alles, was ihm zu bewirken gelang. Als ein großes Verdienst um die römische Kirche rechnete der Orden es sich an, als es dem Anton Macebo gelang, die Königin Christina von Schweden der römischen Kirche zu gewinnen; doch war diese Eroberung, die dem Orden große Mühe und beträchtlichen Geldeaufwand verursachte, mehr glänzend als wirklich vorthellhaft, da die Königin noch vor ihrem Übertritt 1654, die Krone niederlegte und daher für die Aufnahme der Jesuiten und die Einführung des katholischen Glaubens in Schweden nicht mehr wirken konnte. Die Ordensgenerale Franz Piccolomini, bis zum J. 1651, und Goswin Nidel betrieben die Sache mit großem Eifer und sandten mehrere der Gewandtesten aus ihrer Gesellschaft verkleidet nach Schweden, um die Königin zu bekehren; doch hatte dieser Übertritt die gehoffte Wirkung nicht, noch andere Fürsten zum Übertritt zu veranlassen, denn die öffentlichen Religionspötkereien der Königin vereitelten diese Absicht und ihr Verluh, nach dem Tode ihres Nachfolgers, Karl Gustav, die Krone wieder an sich zu bringen, mißlang auch“).

In Teutschland hatte der Orden in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. zwar große Vortheile errungen, in der zweiten Hälfte war er aber weniger glücklich, und das größte Hinderniß, seinen Einfluß und seine Macht zu vergrößern, war ihm das Corpus Evangelicorum, welches mit eifersüchtiger Vortheil alle Schritte der Jesuiten, der römischen Kirche neuen Boden in Teutschland zu gewinnen, bewachte und vereitelte. Zwar blieb das Ansehen der Jesuiten bei mehreren katholischen Höfen noch immer groß genug, doch zwang das Verhältniß der teutschen katholischen Fürsten zu den protestantischen Reichsfürsten, den Einfluß der Jesuiten auf die politischen Angelegenheiten zu beschränken. Auch sahen die Fürsten allmählig ein, daß die Leitung ihrer geistlichen Rathgeber aus diesem Orden sie in die verberlichsten Streitigkeiten verwickelte. Schon Kaiser Ferdinand III. entzog sich dem jesuitischen Einfluß. Obgleich von ihnen erzogen, so zeigte er doch gegen sie nicht solche blinde Nachgiebigkeit, wie sein Vater. Er nahm ihnen sogar die Direction der Karlsuniversität und beschränkte sie darauf, bloß philosophische und theologische Vorlesungen zu halten“); auch ließ er sich nie zu der grausamen Verfolgung der Protestanten verleiten, durch die sein Vorfahrer den 30-jährigen Krieg entzündet hatte. Unter Kaiser Leopold I., der auch von den Jesuiten erzogen worden und sogar schon eine Novize des Ordens geworden war, erlangten die Mitglieder dieser Gesellschaft wieder einen größeren Einfluß, den sie zu Erpreßung reicher Besenkungen und zu einer bestigen Verfolgung der Protestanten in Ungarn und Schlefien benutzten. Auf die Politik konnten sie doch wenig einwirken, da Leopold gegen die protestantischen Höfe,

deren Beistand er in seinen Kriegen gegen Frankreich und die Türken bedurfte, schonen mußte. Auch besaß er bei aller Vorliebe für seine ehemaligen Lehrer Einsicht genug, ihnen die Erziehung seines Thronfolgers nicht anzuvertrauen. Die schmachthüßigen Ungerechtigkeiten und Vortheiligkeiten, die er sich gegen die Protestanten erlaubte, sind indessen ganz allein ihr Werk“). In Baiern blieb der Einfluß der Jesuiten das ganze Jahrhundert hindurch und auch in dem folgenden bis zur Aufhebung des Ordens unvermindert, und nie machte einer der Regenten dieses Staats auch nur einen Versuch, sich ihrer Leitung zu entziehen. Ein neues Gebiet erwarb der Orden in Teutschland, als 1614 der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm zur katholischen Religion übertrat und in seinen jüßbergischen Landen sich bemähte, die katholische Lehre einzuführen. Da sein Sohn Philipp Wilhelm 1685 auch die Kurpalz erbt, so wurde auch dieses Land ein Schauplatz des jesuitischen Bekehrungseifers, der indessen durch die protestantischen Fürsten ziemlich beschränkt wurde. Bei den geistlichen Kurfürsten und Bischöfen erhielten sich die Jesuiten zwar noch fortwährend in Ansehen; indessen wurden sie größtentheils ihrer Macht wegen mehr gestraft und gebildet, als aus Anhänglichkeit begünstigt, und von dem Beispiele der protestantischen Fürsten angereizt, suchten mehr die großen Vorrechte des Ordens zu beschränken. Waren auch einige Fürsten schwach genug, sich ihrem Einflusse hinzugeben, so standen die durch den westfälischen Friedensschluß festgestellten Verhältnisse des teutschen Reichs der größern Ausbreitung des Ordens im Wege. In Polen war die Reichsverfassung den Jesuiten hinderlich, sich einen entscheidenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu verschaffen. Der königlichen Gewalt konnten sie sich nicht dazu bedienen, da diese durch den Adel zu sehr beschränkt war, dieser aber auf seine Freiheiten zu eifersüchtig, um die Einwirkung der Jesuiten auf die Regierungsangelegenheiten zu gestatten; auch waren mehrere mächtige Adelsfamilien der protestantischen Lehre zugethan, und so mußten denn die geistlichen Väter sich darauf beschränken, von Zeit zu Zeit eine reiche Schenkung zu erhalten, oder einzelne Familien zu bekehren. Bei einem Übersichte auf die Begebenheiten und Schicksale des Ordens während des 17. Jahrh. ergibt es sich, daß der Orden großer Verluste und Widerwärtigkeiten ungeschickt, bei weitem mehr gewonnen als verloren hat, und am Ende dieses Zeitraums stärker, mächtiger und ausgebreiteter stand, als zu Anfang desselben. Die Mitglieder dieser Gesellschaft wurden 1595 aus Frankreich, 1602 aus England, 1606 aus Venedig, 1607 aus Polen, 1619 aus Böhmen, Schlefien, Mähren und Ungarn und 1627 sogar aus der Türkei vertrieben, und zu Ende des Jahrhunderts waren sie überall wieder hergestellt und ihr Einfluß hatte sich vergrößert. Noch vor dem Schluß dieser Periode besaß der Orden 24 Provinzialen, 180 Collegien, 90 Seminarier, 160 Residenzen, 48 Probationshäuser, 160 Missionen, und in diesen Niederlassungen lebten an 21,000 Mitglieder, unter denen gegen 8000 Priester der höhern Grade.

45) Müß, Geschichte von Schweden. 5. Bd. S. 378 fg. 46) M. Götz. 3. Bd. S. 128.

x. Capitel. 1. B. u. K. Zweite Section. XV.

47) Götz. a. a. D. S. 365.

Begebenheiten und Schicksale des Ordens im 18. Jahrh. Am Schluß des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. hatte der Jesuitenorden den Gipfel seiner Macht erreicht; von da ab begann sein Stürze und sein Ansehen abzunehmen und er nahte seinem Verfall; nicht etwa durch innere Ursachen, durch Abnahme seiner Thätigkeit oder innere Zerrüttung, denn die Grundsätze der Gesellschaft waren stets dieselben geblieben und wurden von allen Mitgliedern auf das Strengste fortwährend befolgt; allein der Zeitgeist hatte sich verändert, die Kenntnisse und Einsichten der Menschen sich vermehrt, ihre Begriffe von menschlichen Pflichten und Rechten sich aufgeklärt, und damit konnten die Anmaßungen der Jesuiten, die Menschen unumfänglich zu beherrschen und die Fürsten am Leiste des Glaubens- und Gewissenszwangs zu fügen, nicht bestehen. Seine Ansprüche zu beschränken, sich den Forderungen der Zeit zu fügen, lag nicht in dem Geiste des Ordens, war auch wol mit seinem Bestehen unvereinbar, daher mußte er sich denn, um das Ertrugene zu erhalten, mit aller Kraft allen neuen Grundsätzen der Religion, der Moral, der Politik entgegenzusetzen, verlor aber in diesem Kampfe täglich mehr Boden und ein Staat nach dem andern machte sich von seinen Fesseln frei.

Portugal⁴³⁾, welches unter allen europäischen Staaten den Druck der Jesuitenmacht am härtesten empfunden, machte sich auch zuerst von ihnen frei; doch noch ein halbes Jahrhundert mußte es in den Fesseln des Ordens schwachen, bevor es ihn gelang. Don Pedro II. räumte den Jesuiten einen ungemeinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte ein, weil sie ihm zur Entthronung seines Bruders beihilflich gewesen waren, und seine Regierung gibt einen Beweis, daß seinen Rathgebern das Wohl des Reichs am Herzen lag. Sein Nachfolger Johann V., der schon 1706 den Thron bestieg, war ein entschlossener, selbstthätiger Fürst, der die Jesuiten von seiner Person verbannte, die Wissenschaften begünstigte und ihre Bemühungen, alle höhere Unterrichtsanstalten in ihre Hände zu bekommen, zu nichte machte. Lange hatten sie vergebens darnach gestrebt, die Lehrstühle des bürgerlichen und kanonischen Rechts an den Universitäten zu Coëra- und Coimbra an sich zu bringen und zu dem Zwecke sogar schon Lehrer dazu auf der Universität zu Ingolstadt vorbereiten lassen. Die Universitäten beriefen sich aber auf ihre Rechte und der König entschied zu ihren Gunsten und verbot den Jesuiten alle Eingriffe in die Rechte der Hochschulen. Das war aber nicht die einzige Niederlage, die sie erlitten. Der König hatte eine Akademie der Wissenschaften gestiftet und bei der Gelegenheit nicht nur die vaterländischen Gelehrten zur Thätigkeit aufgemuntert, sondern auch die Einführung einer Menge bis dahin verbotener Schriften gestattet, dann stiftete er eine Menge neuer Schulen, die er der Aufsicht der Jesuiten nicht anvertraute. Einen größern Nachtheil, als durch alles dieses,

erlitt jedoch der Orden durch die Verfügungen, die der König in Hinsicht seiner amerikanischen Besizungen traf. Von allen Colonien europäischer Staaten in andern Welttheilen waren die portugiesischen am reichlichsten mit Jesuiten versehen; nur allein in den brasilianischen Provinzen hatten sie 7 Collegien, 29 Missionen, 6 Seminarien, 20 Residenzen; in der Bicerprovinz Maragnon zählten sie 2 Collegien, 17 Missionen und 31 Residenzen. Dabei hatten sie sich unter Pedro's II. Regierung solche Vorrechte zu verschaffen gewußt, daß die weltliche Regierung dena- bangig war. Wie in Paraguay, so führten sie auch in Brasilien und Maragnon einen lebhaften Handel und machten die neubefreiten Indianer zu ihren Leibeigenen, für deren Unterhalt sie zwar hinreichend sorgten, ihnen aber keinen Besiz eines Grundeigenthums oder den Erwerb eignen Vermögens gestatteten. In den portugiesischen Gesetzen war nun zwar die Sklaverei der Indianer auf das Bestimmteste verboten und auch durch mehr päpstliche Bullen untersagt; doch lehrten sich die Jesuiten nicht daran, da ihr Ansehen am portugiesischen und römischen Hofe hinreichte, alle gegen sie gerichtete Verfügungen zu hintertreiben. König Johann trat aber mit dem Papste Benedict XIV. in Unterhandlungen, und da er denselben seinen Besizstand gegen den Ungehorsam der Jesuiten zugesichert hatte, so erließ der Papst am 25. Febr. 1741 eine Bulle, worin er, zwar ohne die Jesuiten ausdrücklich zu nennen, allen Christlichen ohne Ausnahme den Kaufhandel verbot. Durch eine zweite Bulle vom 20. Decbr. desselben Jahres verbot er aber den Jesuiten ausdrücklich unter Androhung der schwersten Strafen, die Indianer zu Sklaven zu machen, oder auf irgend eine Weise ihrer bürgerlichen Freiheit zu berauben. König Johann ließ sogleich beide Bullen in Amerika bekannt machen, doch die strenge Vollziehung derselben verhinderte seine eingetretene Krankheit und eine fortwährende Leibeschwäche; doch war die Sache einmal in Anregung gekommen und hatte die Aufmerksamkeit der Höfe auf das Treiben der Jesuiten in Amerika erregt. Ein weit härterer Schlag war es aber, daß der Portugiesische Gomez Pereira seinem Hofe den Plan vorlegte, die portugiesische Colonie St. Sacramento gegen Reductionen⁴⁴⁾ der Provinz Paraguay zu vertauschen und dieser Plan bei dem Könige Beifall fand. Auch der spanische Hof nahm den Vorschlag an und der Vertrag darüber wurde im J. 1750 geschlossen. Die Jesuiten boten alle ihre Künste auf, um den Tausch zu hintertreiben und stellten ihn beiden Höfen als doch höchst nachtheilig dar. Unterdeß waren König Johann gestorben und sein Nachfolger Joseph I. ließ sich wirklich überreden, bei dem spanischen Hofe um Aufhebung des Vertrags anzusuchen; doch drang er damit nicht durch. Als die Jesuiten ihre Absicht, beide Höfe zu entzweien und den Vertrag rückgängig zu machen, entdeckt sahen, da bewaffneten sie die Indianer und trieben die portugiesischen und spanischen

43) J. Spleen, Recueil etc. Tom. III. Et. G. von Marr, ersch. der Jesuiten in Portugal unter der Staatsverwaltung des Marquis von Pombal. 2 Bde. (Wienberg 1787 u. 1788.)

44) Paraguay war in 36 Reductionen oder Kirchspiele eingetheilt, wovon diese 10,000 Familien in sich begriff. P. P. Wolf 2. Bd. S. 84.

Truppen, welche die abgetretenen Gebiete in Besitz nehmen sollten, mit Gewalt zurück. Zwar erlitten die Aufständigen einige Niederlagen, doch je tiefer die königlichen Truppen in das den Jesuiten unterworfenen Land drangen, desto mehr Widerstand fanden sie und mehrere Jahre lang kämpften sie vergebens, ehe es ihnen gelang, die Aufständigen zu unterwerfen. Während dies geschah, war dem Orden in Portugal selbst ein neuer und mächtiger Widerstand entstanden. Der König Joseph I. war ein schwacher und leutsamer Fürst, der sich unbedenklich der Leitung der Jesuiten überlassen haben würde, wenn ihm nicht der talentvolle und aufgestiegene Carvalho e Mello, nachmaliger Marquis von Pombal, als Minister zur Seite gestanden hätte. Dieser Mann, der das volle Vertrauen des Königs besaß, hatte sich die Erhebung Portugals aus dem Zustande der Schwäche, worin es durch den Einfluß der Geistlichkeit gerathen war, zum Ziel gesetzt, und daher mußte er vor allem den Einfluß der Jesuiten beschränken. Sobald er das Auser in Händen hatte, unternahm er große und durchgreifende Veränderungen, stellte zahlreiche Mißbräuche ab, beschränkte die ungemessenen Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, richtete dagegen die Klassen des Volks und suchte es durch Verbesserung der Unterrichtsanstalten auch geistig zu erheben. Deshalb waren ihm schon die Jesuiten abgeneigt; seine offenbaren Feinde wurden sie aber, als er den Handel nach Maragnon, den die Jesuiten im ausschließlichen Besitze hatten, freigab. Sie versuchten mehrmals, doch stets vergebens, seinen Sturz, und bemähe wäre es ihnen gelungen, als am 1. Nov. 1755 das schreckliche Erdbeben einen großen Theil von Lissabon zerstörte. Die Jesuiten benutzten dieses Unglück, um es als eine Strafe Gottes wegen der Sünden des Ministers darzustellen, und nicht nur das Volk, sondern selbst der König war geneigt, ihnen zu glauben. Pombal's frächtige Maßregeln, um den Unglücklichen Beistand zu leisten und das allgemeine Unglück zu mildern, machte aber den König andern Sinnes. Als darauf die Jesuiten dennoch fortzuharren, den Minister zu verleumdern und bei Hofe Intriguen gegen ihn zu spielen, da wurden plötzlich am 20. Sept. alle bei Hofe befindlichen Jesuiten in ihre Professhäuser verwiesen und ihnen die Reichvaterskellen der königlichen Familien genommen; zugleich ließ Pombal das Verfahren der Jesuiten in Paraguan und Maragnon durch eine öffentliche Druckschrift bekannt machen. Dabei blieb er aber nicht stehen, sondern beschwerte sich im Namen des Königs bei dem päpstlichen Hofe über die Einmischung der Jesuiten in politische Handel, über ihre unerlaubten Handlungsgeschäfte und über ihre Widersetzlichkeit gegen die päpstlichen und königlichen Befehle, wegen Verletzung des Tauschvertrages über einen Theil von Paraguan und drang auf eine vollständige Reformen des Ordens. Der Papst sandte zu dem Zwecke den Cardinal Saldanha nach Portugal und ertheilte ihm durch das Breve vom 1. Apr. 1758 die unbeschränkte Vollmacht dazu, die sich auch über die Jesuiten der inländischen Missionen erstreckte. Um den Orden zu schonen, sollte die Angelegenheit heimlich betrieben werden; doch Pombal drang

auf größtmögliche Öffentlichkeit, und so wurden denn viele Unregelmäßigkeiten der Gesellschaft und auch die großen von ihr getriebenen Handels- und Krämergeschäfte zu Tage gefördert, die, nebst andern Ungehörlichkeiten der Cardinal sogleich der Strafe des größten Kirchenbannes verbot. Gleich darauf, am 17. Jun. 1758, unterlag ihnen der Cardinal-Patriarch von Lissabon das Weichthören und Predigen. Während dessen war aber Papst Benedict XIV. gestorben und an seinen Nachfolger Clemens XIII., der ein ganz besonderer Gönner des Jesuitenordens war, wandte sich der General Lorenz Ricci mit einer in den heftigsten Ausdrücken abgefaßten Bittschrift, worin er, indem er um die Zurücknahme der Verfügungen gegen die portugiesischen Jesuiten bat, zugleich die Gegner derselben der Ungerechtigkeit und Verleumdung bezüchtigte und die Entscheidung des Streites dem römischen Stuhle unterworfen wissen wollte. Durch den Bericht des den Jesuiten ungünstigen Cardinals Passionei wurde die Congregation der Cardinale vermocht, die Abweisung des Gesuches vom Papste zu bewirken; auf Veranlassung Pombal's erschien aber eine Widerlegung der Bittschrift, die so scharf und gründlich abgefaßt war, daß der Orden vieles von der guten Meinung verlor, die er bis dahin noch immer von sich zu erregen gewußt hatte. Auch außerhalb Portugal fand der Orden scharfe Beobachter, und der Verdacht, daß er unter dem Vorwande der Aufrechterhaltung der katholischen Kirche sehr weltliche Zwecke verfolge und durch höchst tadelswerthe Mittel zu erreichen strebe, wurde immer dringender und allgemeiner. Eben aber, als die Meinung, daß der Jesuitenorden ein mit der Wohlfahrt der Staaten und Völker unvereinbares Institut sei, in allen europäischen Ländern Eingang zu finden begann, erfolgte ein Ereigniß in Portugal, welches dem Ansehen und dem Rufe des Ordens eine tödtliche Wunde versetzte. Der König wurde am 4. Sept. 1758 merkwürdigermaßen angefallen und entging dem Tode nur durch glückliche Zufälle und Entschlossenheit. Die mit Gewandtheit unter Pombal's Leitung geführte Untersuchung dieses Streits ergab eine Verschwörung mehrerer Reichsgrößen gegen den König, in die auch Jesuiten verwickelt waren, denen es um so weniger geingen wollte, die gegen sie sprechenden Beweise zu entkräften, als von vielen Mitgliedern ihres Ordens die Glaubwürdigkeit des Königsmordes öffentlich behauptet worden war. Die Jesuiten Moreira, da Costa, Alm. d'Alveira, Perdigao, Malagrida, Soares, Penitencia, Matos, Alexander, Stephan Lopez und Jos. d'Alveira, sämmtlich in den höchsten Ämtern des Ordens stehend und meistens ehemalige Reichsträger der königlichen Familie, wurden als Mitschuldige der Verschwörung angegeben und verurtheilt. Die Mitglieder des Ordens in allen Ländern beschwerten sich in den bestigsten Ausdrücken über die Maßregeln des portugiesischen Hofes und brachten es am spanischen Hofe dahin, daß alle gegen sie gedruckten Schriften der portugiesischen Regierung öffentlich verbrannt wurden; auch bewogen sie den Papst und die Inquisition, sich ihrer gesangenen Ordensbrüder anzunehmen. Dagegen ließ Pombal durch das Decret vom 19. Jan. alle bewegliche und unbewegliche Güter des

Ordens im ganzen Umfange des Reichs einziehen und alle Verbindungen der Unterthanen des Königs mit den Jesuiten aufheben. Die Schulen wurden ihnen abgenommen, der Reichthum entzogen und das Predigen untersagt. Die hohe Geistlichkeit, die viele Beinträchtigungen von den Jesuiten hatte erdulden müssen, billigte diese Maßregeln der Regierung und bot zu ihrer Vollziehung die Hand; nicht so der niedere Klerus, der das Volk für seine bekränzten Standesgenossen und gegen die Regierung einzumischen suchte. Da auch der Papst sich der angesprochenen Ordensbrüder auf das Thätigste annahm und nicht nur die Genehmigung zur Bestrafung der des Hochverrats angeschuldigten Jesuiten verweigerte, sondern auch auf Zurücknahme aller gegen sie getroffenen Verfügungen drang, so überzeugte sich Pombal, daß er nur durch einen kühnen, raschen Schlag Sieger in diesem gefährlichen Kampfe bleiben könne und ließ, nachdem ein völliger Bruch der portugiesischen Regierung mit dem römischen Stuhle erfolgt war, durch das Decret vom 3. Septbr. 1759 alle Jesuiten im ganzen Umfange des portugiesischen Reichs dies- und jenseit des Meeres auf ewig verbannen, zugleich aber auch alle Mitglieder dieses Ordens, die sich nicht eben wegen grober Vergehungen in Untersuchung befanden, einschiffen und auf sichern Schiffen nach Italien bringen. Von den wegen Hochverrats angeklagten Ordensgliedern blieben 124 in den Ketten zurück. Malagrida wurde 1761 als ein Kezer von der Inquisition verurtheilt, 37 starben nach mehrjähriger Gefangenschaft im Kerker, 36 wurden im J. 1767 nach Italien geführt, und 45, worunter 13 Jesuiten, nach dem Tode des Königs 1777 entlassen.

In Spanien war während der ersten Hälfte des 18. Jahrh. die Macht der Jesuiten nicht geringer als in Portugal. Die Könige, die in diesem Zeitraum auf dem Throne saßen, waren beschränkte, geisteschwache Fürsten, die sich der Leitung ihrer jesuitischen Reichsräthe willenlos überließen, und die Minister durften es nicht wagen, ihnen wider zu sein, wenn sie nicht die königliche Ungnade und die Verfolgung der hochbegünstigten Ordensbrüder auf sich ziehen wollten. So gelangte denn der Orden in Spanien zu unermeßlichen Reichthümern und zu einer Macht, vor der sich Alles beugen mußte. Im spanischen Amerika hatten die Jesuiten schon in früheren Zeiten sich in den Besitz von Paraguay gesetzt, und dann in den übrigen Provinzen sich der einträchtigen Handelsmonopole bemächtigt, und die königlichen Statthalter von sich abhängig gemacht; endlich griffen sie auch die Gelehrsamkeit, Güter und Einkünfte der bischöflichen Kirche an und eigneten sich davon so viel zu, als ihnen beliebte. Wollte sich ein Bischof ihren Eingriffen widersetzen, so mußte er schwere Anfechtungen erdulden, gegen die ihn weder der Papst noch der König von Spanien zu schützen vermochte, da die königlichen Statthalter stets Werkzeuge der Jesuiten waren, die überdies noch das Volk und das Militär häufig gegen die bischöfliche Geistlichkeit aufwiegelten. Einen Beweis ihrer räuberischen Kühnheit und des unersöhnlichen Hasses gegen die Jesuiten durch die Verfolgung des Bischofs Palafox von Mexico, eines

Mannes, der seiner reinen Tugend wegen der Seligsprechung werth befunden wurde. Als dieser seine Domherren ihrer Einkünfte von den Jesuiten nicht berauben lassen wollte, verachteten sie ihn mit dem Beistande des Bisthums von seinem Bischofsstuhle, thaten ihn in den Bann und stellten ihm in der Art nach, daß er, um sein Leben zu retten, lange Zeit in menschenleeren Wüsten umherirren mußte. Jeder, der es wagte, sich des Verfolgten anzunehmen, wurde mit schweren Geld- oder Leibesstrafen belegt, oder starb auf dem Blutgerüste. Weder die bestimmten Befehle des Papstes noch des Hofes von Madrid konnten den Verfolgungen des unglücklichen Prälaten ein Ziel setzen, und als seine unersöhnlichen Gegner seine Wiederherstellung endlich doch nicht mehr verbinden konnten, da verbitterten sie ihm das Leben durch Schmähschriften und Verleumdungen und deunruhigten ihn auf jede Weise. Dieser ärgerliche Streit, der die Aufmerksamkeit der ganzen christlichen Welt auf sich gezogen hatte, war noch nicht beendet, als 1750 der Tauschvertrag wegen der Colonie St. Sagramento mit Portugal geschlossen wurde. Die Jesuiten boten ihr ganzes Ansehen an, um den Abschluß dieses Vertrages zu hintertreiben, doch die Königin Barbara, Tochter Johann's V. von Portugal, unterstützte den Minister, Herzog von Alba, der diesen Tausch betrieb, als das Nachdrücklichste, und der Tausch ging vor sich. Nun bewaffneten die Jesuiten aber die Einwohner der Provinz Paraguay und widerstehen sich der Abtretung der sieben Districte gewalttham, wußten sich aber doch bei dem Könige Ferdinand VI. nach dem Tode der Königin Barbara so im Ansehen zu erhalten, daß er ihre offenbare Empörung nicht rügte, sondern es litt, daß sie seinen Statthaltern den Gehorsam verweigerten. Nach dem Tode des Königs 1759 triumphierten sie völlig über ihre Gegner; denn die Königin Elisabeth, die die Regentschaft führte, überließ sich ganz ihrer Leitung und ließ sogar allen Unterthanen die schwerer Strafe verbieten, irgend etwas Nachtheiliges von den Jesuiten zu schreiben oder zu lesen; dagegen waren alle Schmähungen gegen den König von Portugal, der damals gerade alle Ordensglieder aus seinen Staaten verbannte, erlaubt. Dieses Ubergewicht nahm ein Ende, als 1760 König Karl III. die Regierung antrat. Er wählte einen Dominikaner zu seinem Reichsrath und zeigte gleich durch seine ersten Verfügungen, daß er die Annahmen der Jesuiten nicht buiden wollte. Das Urtheil der Inquisition gegen den Bischof Palafox ließ er widerrufen, dagegen die von den Jesuiten unterdrückten Klagebriefe dieses Prälaten drucken und betrieb dessen Seligsprechung bei dem römischen Hofe. Die Klagen der Domcapitel zu Mexico und Puebla über die ihnen entzogenen Rechten entschied er gegen die Jesuiten und hob alle ihre Privilegien wegen der Schatzfreibeiheit auf. Es ergab sich dabei, daß der Orden allein in der Provinz Mexico binnen 21 Jahren 49 beträchtliche Landgüter an sich gebracht hatte. Hunderte erschienen jährlich Beschwerden aus dem spanischen Amerika über den unersaubten Handel der Jesuiten und über die von ihnen erregten Unruhen, die aber die spanische Regierung nicht, wie die portugiesische, öffentlich bekannt machte, sondern

forgfältig verschwiegen, dagegen aber alle Schritte der Jesuiten auf das Genaueste beobachtet, und unvermerkt den Schlag vorbereitete, der den Orden treffen sollte. Der Minister Graf von Aranda war die Seele der gegen die Jesuiten gerichteten Politik. Diesen konnte es nicht verborgen bleiben, daß etwas gegen sie im Werke sei, und um die Regierung zu schrecken, erregten sie am 23. März 1766 einen Volksaufland, der so gefährlich wurde, daß der Hof nach Aranjuez flüchtete und, um den Aufruhr zu beschwichtigen, sogar zwei dem Volke verhaßte Minister entlassen mußte. Bei der Untersuchung der Empörung wurden die Jesuiten Isidor Lopez, Michael Benavente und Ignaz Gonfolez als Theilnehmer des Aufbruchs schuldig befunden. Noch während dieser Untersuchung erschienen mehrere heftige Christen gegen die Regierung und als Verfasser derselben wurden Jesuiten bezichtigt. Im Staatsrathe fand der Antrag, diese unruhigen Geistlichen für immer aus dem Reiche zu verbannen, großen Beifall, doch hintertrieb seine Ausführung die vermittelte Königin, die den Entschluß des Königs schwanken machte; doch eine bald nach ihrem Tode entsetzte Verschwörung gegen den König, die, von den Jesuiten gestiftet, zum Zweck hatte, ihn unter dem Vorwande, daß er unehelich geboren, vom Throne zu stürzen, gab den Ausschlag, und die vier Minister Campomanes, Aranda, D'Alvares und d'Assun bestimmten den König, alle Mitglieder der Gesellschaft Jesu durch das Decret vom 28. Febr. 1767 aus dem ganzen Umfange seines Reiches zu verbannen. Ein dieses Decret entlassend wurde, hatte der König das Gutachten der Universitäten und mehrerer Bischöfe darüber vernommen, die sämmtlich für die Verbannung stimmten. Dieser Beschluß wurde bis zur Vollziehung sehr geheim gehalten; dennoch erhielten die Jesuiten einige, wiewol höchst unbestimmte Winke, daß etwas Verderbliches gegen sie im Werke sei. Sie unterließen nicht, sogleich nähere Nachfragen deßhalb bei Hofe zu thun, erhielten aber die Versicherung, daß ihrem Orden nichts Widriges begegnen solle. Unterdessen traf Aranda mit der größten Vorsicht Anstalten zur Vollziehung des Decrets. In alle Präsidenten der Gerichtshöfe und an alle Befehlshaber der Regimenter wurden versiegelte Befehle gesandt mit der ausdrücklichen Befehl, bei schwerster Strafe den Eingang derselben geheim zu halten, sie in der Nacht vom 2. auf den 3. April genau um 12 Uhr zu öffnen und den Inhalt zu vollziehen. Dieser gebot die augenblickliche Verhaftung und Transportation aller Jesuiten nach gewissen Hafenplätzen; ihre Bäsche, Kleidung, Geld, Tabak und Chokolade sollte ihnen gelassen, Papiere, Bücher und andere Schriften aber genommen werden; sie sollten sich nur in Gegenwart der Gerichtsbedienten ankleiden dürfen und dann sogleich fortgeführt werden. Diese Befehle wurden in ganz Spanien zu der gleichen Stunde auf das Pünktlichste vollzogen und im ganzen Umfange des Königreichs in demselben Augenblicke 5000 Jesuiten, meistens im Schlafe, überfallen, verhaftet und fortgeführt. Sobald die Verhaftung geschehen war, wurde in allen Städten des Reiches durch königliche Herolde eine sogenannte pragmatische Sanction öffentlich abgelesen,

nachdem die Jesuiten für ewig aus dem Reiche verbannt und ihre Güter für den Staat heimgesallen erklärt wurden, und zwar, wie die Worte der Belohnung lauteten, weil der König den Frieden und die Gerechtigkeit unter seinen Völkern handhaben muß und noch aus andern dringenden, gerechten und nothwendigen Ursachen, die er in seinem königlichen Gemüthe unentdeckt zurückhält. In den ost- und westindischen Besitzungen Spaniens waren gleiche Maßregeln, nur der Entfernung wegen in einer spätern Frist, verfügt; jedem Mitgliede der Gesellschaft war lebenslänglich, wenn er Priester war, die Summe von 100 Piastrern jährlich, wenn er Laie, 90 zum Lebensunterhalte ausgesetzt. Die Jesuiten wurden sämmtlich sogleich eingesperrt und nach dem Kirchenstaate übergeführt. Der Erbsengeneral Lorenz Ricci bekräftigte den Papst Clemens XIII. sogleich um Beistand, als er diesen schweren Unfall seines Ordens vernahm, und der Papst erließ sofort ein dringendes Ermahnungsschreiben an den König, welches aber seinen Zweck gänzlich verfehlte. Als Clemens sich darauf mit den Cardinälen beriet, was in dieser Sache weiter zu thun sei, und dabei auch den Erbsengeneral zu Rathe zog, so gab dieser zur Verminderung Aller die Erklärung, daß es sich für den Papst nicht schide, die Vertriebenen in den Kirchenstaat aufzunehmen. Diese Erklärung wurde dem spanischen Hofe gemacht. Als nun die Verbannten in Civita Vecchia anlangten, mußten sie sogleich wieder ins offene Meer segeln; auch an der Küste von Genua wurde ihnen nicht erlaubt, das Land zu steigen und mehrere Monate hindurch waren sie den Stürmen und dem Mangel preisgegeben, bis es ihnen gelang, in Genua Aufnahme zu finden. Am Ende sah doch der Papst ein, daß es unter den obwaltenden Umständen am besten sei, wenn die großen Summen, die Spanien zum Unterhalte der Vertriebenen zahlte, in seinen Staaten verehrt würden, und deshalb gestattete er den Verbannten den Aufenthalt in Rom²⁰⁾.

In Neapel und Sicilien traf den Orden ein gleiches Schicksal, wie in Spanien, und zwar, ohne daß besondere Anklagen gegen die Gesellschaft erhoben worden wären; daher die Verbannung der Jesuiten wol hauptsächlich dem Einflusse des spanischen Hofes zuzuschreiben ist, dessen König Karl III. der Vater Ferdinand's IV. von Neapel war. Die einige mit dem neapolitanischen Hofe bekannt gewordene Streitigkeit war ein Rechtsstreit wegen einer Erbschaft, der 1762 erhoben und 1767 zum Nachtheile der Jesuiten entschieden wurde. Zu gleicher Zeit erließ die Regierung ein Decret gegen sie, daß künftig keines ihrer Collegien mehr besetzt sein sollte, erbliche Güter an sich zu bringen. Daraus wurden in der Nacht vom 20. auf den 21. Nov. 1767 plötzlich alle Jesuiten in ihren Häusern und Collegien überfallen, verhaftet, auf Wagen gepackt und in die Seehäfen geführt, um von da nach den Küsten des Kirchenstaates gebracht zu werden. Erst als sie an die Grenzen des Königreichs gekommen waren, wurde ihnen ihr Verbannungsurtheil bekannt gemacht, und ihnen lebenslänglich zu ihrem Unterhalte monatlich sechs Ducati (12 Gulden) zugesichert. Am 30. desselben

Monats widerfuhr den Jesuiten in Sicilien ein gleiches Schicksal. Der Papst erließ sogleich heftige Protestationen gegen die Regierung von Neapel und erklärte deren Verjahren für eine Verletzung des Bistumsrechts; doch wurde dadurch nicht das Mindeste zu Gunsten der Jesuiten bewirkt, deren Mitglieder in Maila der Großmeister Emanuel Pinto gleich darauf vertrieb.

Noch war der Schrecken über die kurz nach einander folgenden Unfälle des Ordens nicht vermindert, als zu Anfang des Jahres 1768 der Herzog von Parma, dem Beispiele der Höfe von Madrid und Neapel folgend, auch die Jesuiten aus seinen Staaten verbannte und ihre Güter einzog. Der Papst, schon erbittert über die großen Höfe, wollte an einem kleinen Fürsten, den er für einen Lehenssträger des römischen Stuhles hielt, Rache nehmen und erließ am 30. Jan. 1768 ein Monitorium wider den Herzog von Parma, welches einer Bannbulle gleich kam und worin nicht nur alle Decrete und Edicte des Herzogs in Betreff der Jesuiten für ungültig erklärt, sondern auch alle, die sich zu Absaffung, Kumbachtung oder Aufrechthaltung derselben gebrauchen lassen, mit der Excommunication belegt wurden. Diese Maßregel hatte durchaus den erwünschten Erfolg nicht; denn alle katholischen Höfe sahen sich in dem Herzoge von Parma beleidigt, verboten die Bekanntmachung der Strafbulle gegen Parma in ihren Landen und erließen höchst vernünftige Erklärungen gegen den Papst¹⁾.

In Frankreich war, seit Ludwig XIV. den Jesuiten la Grosse zu seinem Beichtvater gewählt, das Ansehen des Ordens stets im Zunehmen geblieben, da dieser listige Priester seine Ordensgenossen dem Könige als unentbehrlich zur Aufrechterhaltung der römisch-katholischen Religion in Frankreich dargestellt hatte. Nach seinem Tode 1709 folgte ihm le Tellier, der nicht weniger eifrig als sein Vorgänger für den Vortheil seines Ordens besorgt war. Um sich dem Könige unentbehrlich zu machen und um den Einfluß des tugendhaften Cardinal: Erzbischofs von Paris, Ludwig Anton von Noailles, zu vernichten, erneuerte er den lange schon beigelegten Streit gegen die Janßenisten, und da in der Bischofsliste kein Gegenstand des Streites vorhanden war, so erlamm er einen. Der Geistliche Duessnel hatte das R. T. überseht und mit Anmerkungen herausgegeben, und seine Anmerkungen waren von dem Papste Innocenz XII. nicht nur für rechtheländig erklärt, sondern sogar den französischen Bischöfen zur Einführung in ihren Diocesen empfohlen worden. Seit 20 Jahren war dieses Buch in Frankreich im Gebrauch und auch der Cardinal Noailles hatte es in seinem Sprengel eingeführt. Die Jesuiten fanden aber, um den Cardinal, der ein Beschauer Duessnel's war, zu hängen, Keckereien darin und verbreiteten durch ganz Frankreich das Gerücht, daß Noailles ein Janßenistischer Keger sei. Tellier wiegelte nun die Bischöfe gegen den Cardinal auf und wollte sie verleiten, eine Anklageschrift gegen ihn zu unterzeichnen; diese Hinterlist wurde aber entdeckt und nur mit Mühe rettete die Frau von Maintenon den Beichtvater

von der königlichen Ungnade. Nun bewirkte er, daß Papst Clemens XI. 101 Edicte des Duessnel'schen Testaments durch die berühmte Bulle Unigenitus vom 8. Sept. 1713 als legerlich verdammt, wobei sich der selbstsame Widerspruch ereignete, daß, da die angeblich legerlichen Punkte alle von le Tellier aufseht, von der Congregation, die das Verdammungsurtheil fällt, aber nicht gelesen worden waren, mehre bestimmte Grundhehen der katholischen Kirche für legerlich erklärt worden waren und dadurch die ungerneimste Verwirrung in den Kirchenlehren entstand. Ganz den Freitheiden der gallicischen Kirche zuwider, drang der König auf die Annahme der päpstlichen Bulle. Als aber weder die Mehrzahl der Bischöfe noch die Sorbonne, noch die Parlamente sich dazu verstehen wollten, da wurden auf Tellier's Geheiß, dem der König unbeschränkte Freiheit darin ließ, eine große Menge vornehmer Geistlicher und Magistratspersonen abgesetzt, in die Bastille eingekerkert oder des Landes verwiesen. Ganz Frankreich zitterte vor den Jesuiten, denn Jeder, der ihnen zuwider war, wurde sogleich als ein Janßenist angegeben und verfolgt. Kein Wunder aber, daß der altermüde König sich ganz und gar von den Jesuiten leiten ließ, denn schon im J. 1712 war er selbst in den Orden getreten und hatte die drei ersten Ordensgelübde beschworen; das vierte legte er noch auf seinem Leibeckte ab. Mit dem Tode Ludwigs XIV. am 1. Sept. 1715 nahmen die Verfolgungen gegen die Vertheidiger der Rechthelamkeit der französischen Kirche ein Ende und der nachfolgende le Tellier mußte den Hof verlassen. Das Ansehen der Jesuiten sank nun plötzlich, und um sich für diesen Verlust zu rächen, wiegelten sie das Volk und das Herr gegen den Herzog Regenten auf und stifteten bei dem letztem eine ihnen ergebene Bruderschaft unter dem Namen vom geheiligten Herzen Mariä, die ihnen durch besondere Gelübde verpflichtet war. Dem Hofe blieben diese Umtriebe nicht verborgen und daher begünstigte er die Bischöfe, die in ihren Diocesen den Jesuiten den Beichtstuhl entzogen, oder doch wenigstens beschränkten. Da der Herzog Philipp von Orleans, der Regent von Frankreich, gleichgültig gegen alle Kirchenlehren war und sich um theologische Streitigkeiten nicht kümmerte, so hätten die Gegner der Bulle Unigenitus und der Jesuiten, die sie vertheidigten, gewonnen Spiel gehabt, wenn sie unter sich selbst nicht uneins geworden wären. Diesen Zwiespalt wußten die Jesuiten wohl zu benutzen, um die Absicht des Papstes zu fördern und sich bei diesem dafür neue Ansprüche auf seinen Beistand zu erwerben. Dabei kam es ihnen zu statten, daß der Erzbischof und Liebhaber des Herzog Regenten, Abbé Dubois, ein höchst verworfener Mensch, den Ehrgeiz hatte, Cardinal werden zu wollen. Er stand an der Spitze der Staatsgeschäfte und war daher für die Jesuiten ein höchst bedeutsamer Mann. Diese bewirkten es, daß der Papst den laßerhaftesten Abt zum Cardinal ernannte, wogegen dieser die Annahme der Bulle Unigenitus 1720 für Frankreich durchsetzte. Die Verfolgungen der Janßenisten begannen nun wieder; doch litt der Regent keine auffallenden Grausamkeiten. Da der Hof und die Großen keinen Theil an den theologischen Strei-

51) P. v. Wolf a. a. D. 3. Bd. S. 234 fg.

tigkeiten nahmen, es aber schon Mode wurde, sie lächerlich zu finden, so erhielten sie fortan nicht mehr die Bedeutung, als früher. Nachdem Ludwig XV. die Regierung selbst übernommen, erhielten die Jesuiten nach und nach wieder Einfluß bei Hofe, und aus ihrer Gesellschaft wurden schon wiederum die Bräutigame des Königs und der königlichen Familie gewählt. Sobald sie wieder festen Fuß bei Hofe gewonnen, fingen sie nicht nur die Verfolgungen gegen die Jesuiten wieder an, sondern erlaubten sich auch die kühnsten Eingriffe in die Staatsangelegenheiten und die freiesten Angriffe auf die Regierung, wenn die Maßregeln derselben ihren Beifall nicht hatten. Das Verfahren der Gesellschaft blieb immer das selbe; allein die Hofsuiten besaßen nicht die Feinheit, wie diejenigen, die einst dem frommenden Ludwig XIV. befohlen hatten. Letztere schmeichelten den königlichen Beifälligen und den Ministern, diese verdammten die königlichen Ausschweifungen und wollten die Geliebte des Königs, Madame de Pompadour, und so auch den Minister Herzog von Choiseul vom Hofe entfernen; dazu reichte aber ihre Macht nicht mehr hin, und beide wurden nimmermehr die erklärten Widersacher der Jesuiten, die keine Gelegenheit vorbehielten, den König wider sie einzunehmen. Diese fand sich denn auch schon, als der König am 5. Jan. 1757 von Robert Franz Damiens meuchelmörderlich angefallen und verwundet wurde. Obgleich den Jesuiten keine Theilnahme an diesem Frevel bewiesen werden konnte, so wurden sie doch wenigstens der Anstiftung verdächtig gemacht, und die Furcht des Königs wurde auferdings erregt. Immer dringender schien aber die Beschränkung oder Unterdrückung des Ordens nothwendig, als der Dauphin sich ganz ihrer Leitung hingab, und die Pompadour und Choiseul boten nun Alles auf, um die gefährlichen Geistlichen zu stürzen. Zu den Werkzeugen ihrer Absichten wählten sie vorzüglich die Parlements, die stets erklärte Gegner der Jesuiten gewesen waren. Choiseul räumte diesen daher in allen Angelegenheiten, die den Jesuitenorden betrafen, eine größere Macht, als vorher, ein. Da vor allen aber der König wider sie eingenommen werden mußte, so wurde er überredet, daß die Jesuiten aus neue Vordrängsäge gegen ihn fännen, daß sie von jeder in allen Ländern Unruhen erregt, noch unlängst in Frankreich die Geistlichkeit gegen das Parlament aufgeregt, dem Dauphin die Lebensweise des Königs als höchst tadelmüthig vorgestellt hätten. Ludwig XV. wurde von allen diesen Untrüben überzeugt, und so ließ er denn seinem Minister und seiner Geliebten freien Willen in ihren Maßregeln gegen die Jesuiten. Choiseul munterte nun die Gelehrten auf, gegen die Jesuiten zu schreiben, dann ließ er die Letzteren von Toranennorde zusammenstellen und legte das Werk dem Könige vor; endlich ließ er durch den Intendanten Boucher und durch den Advocaten Pinot Flugschriften ausstreuen, um das Publicum auf den Schlag vorzubereiten, den er gegen seine Feinde zu führen gedachte. Recht erwünscht gab ihm ein Jesuit selbst den Anlaß dazu, den Orden anzugreifen. Der Procurator eines Professors zu Marquette, Vater la Balette, hatte viele Jahre hindurch einen aus-

gebreiteten Handel nach den französischen Häfen geführt und mit den angesehensten Handelshäusern in Verbindung gestanden. Im J. 1755 stellte er auf das Haus der Gebrüder Rioncy zu Marseille für 14 Millionen Livres Wechsel aus und befrachtete zu deren Bezahlung zwei Schiffe mit Waaren von mehr als zwei Millionen an Werth; die Wechsel wurden acceptirt, doch da die Schiffe mit der Fracht ausblieben und der Orden sich zur Bezahlung der Wechsel nicht verstehen wollte, so mußte das Haus Rioncy seine Geschäfte einstellen. Es klagte deshalb bei dem Consulat zu Marseille und la Balette wurde 1759 zu Bezahlung der Wechsel von anderthalb Millionen verurtheilt; doch machte er Einwendungen gegen dieses Urtheil und zahlte nicht. Nun meldeten sich noch andere Gläubiger des Professors zu Marquette und verlangten von dem Provinzial zu Paris Bezahlung oder Bürgschaft, und als er sich dazu nicht verstand, so klagten die Creditoren bei dem Consulat zu Paris und forberten, daß alle in Frankreich befindlichen Häuser des Jesuitenordens für die Schulden des la Balette bürgen sollten. Das Consulat sprach zu Gunsten der Gläubiger, die Jesuiten entschuldigten sich aber damit, daß ohne ausdrückliche Festsetzung darüber der Orden sich für die Schulden eines seiner Mitglieder nicht verbürgen könne und appellirten an das pariser Parlament. Dadurch beschleunigten sie ihren Untergang; denn von Choiseul begünstigt, forberte das Parlament 1761 von den Jesuiten die Einlieferung eines echten Exemplars ihrer Ordensverfassung binnen drei Tagen. Die Jesuiten gehorchten und nun entschied das Parlament, daß der Orden die von la Balette gemachten Schulden sammt den Zinsen bezahlen sollte. Dieser Unfall war aber bei weitem der größte nicht; denn obgleich die Jesuiten durch den Dauphin, den Erzbischof von Paris und andere Gönner es dahin brachten, daß der König dem Parlament den Befehl zur schleunigen Zurückgabe der Ordensverfassung gab, so erhielt das Parlament doch das Exemplar so lange zurück, bis es sich ein zweites verschafft und mit dem ersten verglichen hatte. Nun wurde die Ordensverfassung streng von Abgeordneten des Königs und des Parlaments untersucht. Der König ging mit großer Vorsicht zu Werke; er gab den Jesuiten den Befehl, binnen sechs Monaten ihre Rechtsgründe zu ihrer Festsetzung in Frankreich nachzuweisen; dem Parlament gebot er aber, binnen Jahresfrist nichts über die Verfassung und die Besitzungen der Jesuiten zu entscheiden. Das Parlament registrierte den königlichen Befehl, erließ aber zwei Verordnungen, wodurch der Orden für schädlich erklärt und allen Unterthanen des Königs der Eintritt in denselben untersagt, endlich das Verbrennen der jesuitischen Schriften, deren Inhalt den Grundgesetzen der Moral entgegen, durch Henkerhand verfügt wurde. Diese Beschlüsse konnten aber erst nach Ablauf der von dem Könige gesetzten Frist vollzogen werden. Während der Zeit ließen die Jesuiten nichts unversucht, ihren Fall abzuwenden; sie ließen durch den Dauphin dem Könige im October 1761 eine Schrift überreichen, worin der Minister Choiseul der Bekehrung und Bernäherung angeklagt war; doch der Angeklagte überzeugte den König von sei-

ner Unschuld und Ludwig entdeckte dem Herzoge, daß der Jesuit Kraville der Verfasser sei, wodurch der Minister in seinem Vorhabe, den Orden in Frankreich zu vertilgen, noch bestärkt wurde. Der König schwannte in seinen Beschlüssen hin und her. Die Parlamente, Choiseul, die Pompadour stellten ihm die Gefahr, die ihm und dem Staate von den Jesuiten drohe, so dringend und oft vor, daß er gern in die Verbannung derselben gewilligt hätte, allein viele Große, der Dauphin und viele von der hohen Geistlichkeit bestimmten ihn unaussprechlich mit Fürbitten für den Orden. Endlich beschloß er einen Mittelweg einzuschlagen. Er ließ dem Ordensgeneral Ricci den Antrag machen, daß ein geborener Franzose als Generalvicar für Frankreich ernannt würde, von welchem alle französische Jesuiten abhängen sollten; unter diesem Bedinge sollte der Orden in Frankreich fortbauen. Durch diesen Vorschlag am 16. Jan. 1762 hoffte Ludwig den Orden in Frankreich unschädlich zu machen und sein Reich dem gefährlichen Einflusse Roms zu entziehen, zugleich aber auch die Angriffe der Parlamente auf die Jesuiten niederzuschlagen. Der General aber ebenso als der Paps, wiesen des Königs Ansinnen zurück; der Erster unter dem Vorwande, daß eine Veränderung der Ordensverfassung nicht in seiner Gewalt stehe, der Andere in dem Verthe vom 28. Jan. 1762 unter dem Vorwande, daß jede Beschränkung des Jesuitenordens gegen die Kirchengesetze laufe und der Kirche zum Verderben gereiche. Der König, darüber erbittert, daß seine so gut gemeinte Absicht verworfen worden, überließ nunmehr die Angelegenheit dem pariser Parlamente. Mit diesem stimmten die meisten Parlamente in den Provinzen überein und statteten Berichte ab, durch welche die Verwerflichkeit des Ordens unwiderleglich dargehan wurde. Die Angegriffenen rächten sich durch Schmähschriften und stellten sogar dem Generalprocurator des Parlaments zu Rennes, Chalotais, der am überzeugendsten gegen sie geschrieben hatte, nach dem Leben. Als die von dem Könige festgesetzte Frist, während der die Parlamente nichts gegen die Jesuiten verfügen sollten, am 6. Aug. 1762 verstrichen war, ließ das Parlament die bereits früher gefaßten Beschlüsse, nach welchen den Jesuiten in ganz Frankreich untersagt wurde, Novizen anzunehmen, öffentlichen Unterricht zu erteilen, Congregationen zu halten &c., vollziehen. Diesen Verfügungen folgten bald mehrere in Betreff der Verwaltung der Ordenshäuser und Befetzung der Bebrämten. Die Jesuiten boten Alles auf, um die Vollziehung dieser Beschlüsse zu hindern, und baten den Paps um Beistand. Clemens XIII. betraf ein geheimes Consistorium, in welchem beschlossen wurde, die Parlamente in den Bann zu thun; doch verhinderten einige Cardinale die feierliche Bekanntmachung der Bannbulle. Auf die Hilfe des Paps und auf die fast allgemeine Empörung der durch sie ausgehigten französischen Geistlichkeit rechnend, widersetzten sich die Jesuiten den Beschlüssen des Parlaments gradezu. Sie überschwmmen das Reich mit aufrührerischen Schriften und mit Pasquillen gegen die Obrigkeiten, und je mehr derselben durch den Hensler verbrannt wurden, desto mehr erschienen. Das Parlament gebot endlich am 22. Febr.

1764, daß alle Jesuiten, die Gnadengehalte genießen oder öffentliche Aemter in der Kirche und im Staate bekleiden wollten, einen Eid leisten sollten, daß sie mit ihrem General ferner nicht in Verbindung stehen und keine andern Grundsätze behaupten wollten, als solche, die mit der Sicherheit des Königs und des Staates vereinbar wären. Da sich aber unter 4000 nur fünf dazu verstanden, so erfolgte am 9. März ein neuer Befehl, nach welchem alle Ordensglieder binnen vier Wochen das Reich verlassen sollten. Noch hofften die Jesuiten durch einen Wachtspruch des Königs gerettet zu werden, und ihre Gönner sparten keine Mühe, diesen Fürsten günstig für sie zu stimmen; allein sie täuschten sich, denn im November 1764 erschien ein königliches Edict, durch welches der Jesuitenorden in Frankreich völlig und für immer aufgehoben, doch den Mitgliedern desselben erlaubt wurde, im Königreiche zu bleiben, wenn sie durch Losagung von ihrem Gelübden, durch Abiegung der Ordensstracht und Befolgung der Gesetze des Reichs sich als treue Unterthanen verhalten würden. So endigte der Jesuitenorden in Frankreich nach langem, glänzendem Bestehen und nach heftigem Kampfe, doch aber auf eine mildere Weise, wie in Portugal, Spanien und Neapel. Kaum erfuhr der General, was in Frankreich geschehen, als er heimlich an die Superioren in Frankreich schrieb und sie ermahnte, zwar das Ordenskleid abzulegen, aber innerlich dem Orden treu und unter einander verringt zu bleiben, bis der Zeitpunkt erscheinen würde, wo sie auch wieder äußerlich verbunden erscheinen könnten. Paps Clemens erließ eine Bulle, wodurch er die Aufhebung des Ordens für unrechtmäßig erklärte, den Orden aufs Höchste belobte, ja sogar mit neuen Privilegien begabte und der französischen Regierung mit dem Banne drohte; doch wurde diese Bulle in beinahe allen katholischen Staaten verboten und eine im folgenden Jahre erlassene, noch bestigere, Bulle gleichfalls.

Ist es ausgemacht, daß der Jesuitenorden, als mit der vorgeschrittenen Aufklärung und den durch vermehrte Einsichten besser geregelten Rechten der Staaten im Widerspruche stehend, seinem Verfall unausbleiblich entgegengehen mußte, so ist es doch ebenso gewiß, daß er selbst durch zu frühe, unüberlegte Angriffe auf seine Gönner, durch hartnäckigen Widerstand auch in solchen Saden, wo er ohne merkwürdigen Nachtheil hätte nachgeben können, endlich durch den unbefonnenen Eifer seines wichtigsten Vertheidigers, des Papses Clemens XIII., seinen Untergang beschleunigt hat. Clemens opferte sich für den Orden auf, aber indem er die Könige mit Bann und Excommunication schrecken wollte, vergaß er, daß diese kirchlichen Waffen seit dem 15. Jahrh. unwirksam geworden waren. Als er wegen der Vertreibung der Jesuiten den Bannfluch gegen den Herzog von Parma schickte, da nahmen sich die Bourbon'schen Höfe des Herzogs als ihres Verwandten an und traten im Verthe mit Österreich mit der Forderung auf, daß er sein Verwe gegen Parma zurücknehmen sollte, weil es die Würde weltlicher Fürsten herabsetze und Grundsätze verdamme, die sie längst angenommen hätten. Als der Paps mit der Antwort

Papst Clemens in der Überzeugung, daß er aus Rache von den Jesuiten vergiftet worden sei. Ob dieses geglaubt oder nicht, darüber sind die Stimmen getheilt.

Durch das Breve Clemens' XIV. war der Jesuitenorden zwar gesetzlich aufgehoben, aber noch keineswegs völlig zerstört, denn die einzelnen Glieder, oder auch einzelne Abtheilungen und Landmannschaften der Gesellschaft benutzten die sich ihnen darbietenden günstigen Gelegenheiten, um die Form und das Wesen des Ordens unter sich fortbestehen zu lassen, da sie die Hoffnung zur Wiederherstellung des Ordens nicht aufgegeben hatten. Die ungleiche Aufnahme und Vollziehung der Aufhebungsbulle in den verschiedenen europäischen Staaten war ihnen dazu förderlich. In Deutschland waren die Jesuiten bei weitem so verhasst nicht, als in den südeuropäischen Staaten, denn die Wirksamkeit der deutschen Jesuiten war, wenigstens nicht weniger umfassend, doch nicht so grausamvoll und gewaltsam; als in jenen Staaten, die sich zu ihrer Vertreibung noch vor Aufhebung des Ordens veranlaßt fanden. Das lag in der Natur der Umstände; denn einmal mußten sie vorsichtig zu Werke gehen, da der protestantische Theil von Deutschland alle ihre Schritte mit eifersüchtiger Wachsamkeit beobachtete, dann aber war es ihnen bei der Vielheit der teutschen Regierungen unmöglich, entscheidend auf die politischen Angelegenheiten einzuwirken, besonders auch da die protestantischen Reichskreise ihnen stets entgegenstehen. Dagegen suchten sie mit dem glänzendsten Erfolge ihren Einfluß auf das Volk zu begründen; auch hatten sie einen mächtigen Rückhalt an den geistlichen Fürsten, die meistens von Jesuiten erzogen, oft sogar heimliche Mitglieder der Gesellschaft, stets den Vortheil des Ordens beförderten. Diesen günstigen Umständen ungeachtet gerieth das Ansehen des Ordens in Deutschland doch schon mehr Jahre vor seiner Aufhebung und durch die eigne Schuld seiner Mitglieder in Verfall. In Österreich war nach Beendigung des siebenjährigen Krieges die Nothwendigkeit zur Verbesserung der Lehranstalten fühlbar geworden, und die Kaiserin Maria Theresia hatte dem Erzbischof Migazzi von Wien aufgetragen, die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Dieser, der kein Feind des Ordens war, wollte zu dem Zweck zwei gelehrte Jesuiten aus Italien berufen, wo denn doch immer die Universität Wien und die übrigen höhern Lehranstalten in den Händen der Jesuiten geblieben waren; da sich aber der Provinzial Rector den Anordnungen des Erzbischofs unklug widersetzte, so ließ die Kaiserin zwei theologische Lehrstühle durch einen Dominikaner und einen Augustiner besetzen; auch wurde den Jesuiten die Büchersensur entzogen und ein strenges Verbot gegen mehr jesuitische Schriften erlassen. Der Erzbischof aber nahm ihnen die Aussicht über die Bildung der jungen Geistlichkeit und errichtete ein Priesterseminarium, worüber er Weltgeistliche zu Aufsehern setzte. Ferner verordnete er, daß die Jesuiten ohne seine Bewilligung in Zukunft weder Bräute hören, noch die Gezeiten der Nonnen leiten sollten. Sobald der vornehme österreichische Adel die Ungunst der Jesuiten bei Hofe bemerkte, entzog er seine Schöne dem Unterrichte dieser Geistlichen, die sich nun vergebens be-

mühten, den Erzbischof bei der Kaiserin in Ungnade zu bringen; dafür aber die Reichspräsidenten bei Hofe verloren. In Baiern⁴⁵⁾ benahmen sich die Jesuiten um nichts vorsichtiger. Ungeachtet Kurfürst Maximilian III. ihnen viele Wohlthaten erwiesen hatte, so verstoßen sie ihn doch öffentlich in einer dramatischen Poesie, als er die Akademie der Wissenschaften gestiftet hatte, und brachten ihn auch bei dem Volke in den Verdacht der Kezerei. Auch gefährliche Verbote konnten nicht verhindern, die Akademie und deren einzelne Mitglieder durch die boshaftesten Schmähschriften anzugreifen, als der Kurfürst durch sie 1770 einen neuen Schulplan entwerfen ließ. Der Kurfürst von Mainz unternahm 1772 ebenfalls eine durchgreifende Verbesserung des Schulwesens, ohne die Gesellschaft Jesu dabei zu berücksichtigen. Dasselbe that auch der Bischof von Passau. Der Kurfürst von Trier aber war durch seinen Weihbischof Bentheim (Ferdinandus) entschieden gegen die Jesuiten gestimmt. Dessenungeachtet fand in Deutschland die Aufhebung der Jesuiten bei weitem den lauten und einmüthigen Beifall nicht, der davon erwartet worden war; denn Papst Clemens hatte einmal gegen die Form verstoßen, da er die Bulle den teutschen Bischöfen durch die Kurien hatte mittheilen lassen, wodurch das *Placitum regium* des Reichsoberhauptes verletzt worden war; dann aber blieb die Frage im Zweifel, wem die Güter des aufgehobenen Jesuitenordens anfallen sollten? Der Reichsoberstath entschied zwar, daß die Güter der Kirche heimzufallen müßten, allein jeder Landesherr verfuhr damit nach eigenem Gutdünken. Uebrigens war das Schicksal der aufgehobenen Mitglieder des Ordens in Deutschland um vieles milder, als in andern Ländern, nicht nur hatten sie Zeit gehabt, alle dem Orden gehörige Barschaften und Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen, sondern sie wurden auch mit Pfarrfründen und einträglichen Pfründern versorgt, überall unter dem Namen Erjesuiten gebildet und häufig sogar begünstigt. Der Erzbischof Migazzi von Wien, der doch so viele Kränkungen von den Jesuiten erlitten hatte, wurde ihr erklärter Verteidiger, als der Orden aufgehoben wurde; er protestirte dagegen und erklärte, daß er ohne die Geistlichen weder die Kirche noch die Schulen in seinem Sprengel hinreichend versorgen könne. Großes Aufsehen erregte es, daß König Friedrich II. von Preußen die Aufhebungsbulle nicht anerkannte und die Jesuiten in Schlesien fortbestehen ließ, was aber keineswegs aus Günst für den Orden, sondern deshalb geschah, weil er durch den dreißährigen Frieden sich verpflichtet hatte, in der Religion Alles so zu lassen, wie er es gefunden, dann aber, weil er für den Augenblick die Jesuiten bei den Lehranstalten durch keine andern Gelehrten zu ersetzen wußte. Bald änderte er doch seinen Entschluß. Im J. 1776 mußten die Jesuiten den Namen und die Kleidung ihres Ordens ablegen, in eine andere geistliche geschlossene Gesellschaft zusammenzutreten, sich Priester des königlichen Schulinstituts nennen und den Unterricht nach einem von dem Könige vorgeschriebenen

55) f. Ant. v. Bucher u. Kießling, Die Jesuiten in Baden vor und nach ihrer Aufhebung. 2 Bde. (München 1819.)

Pläne erstellten; auch ihre Güter kamen unter die Verwaltung der königlichen Obergerichte; endlich wurde 1781 auch dieses Institut aufgehoben und die Glieder erhielten einzeln Anstellungen bei den Schulen. Um die Schulden der Gesellschaft zu zahlen, wurde die ihr ehemals gehörige Herrschaft Bartenberg für 300,000 Rthl. verkauft.

In Venedig und Toscana gingen die Regierungen bei der Aufhebung des Ordens mit großer Schonung der Mitglieder zu Werke und vermieden sowohl alle Kränkung der Einzelnen als auch die Heraushebung des Ordens aus das Verfalltste, und da in diesen Staaten die Jesuiten keine Widerseßlichkeit bei der Aufhebung zeigten, so wurde für ihren Unterhalt freigelegt. In Polen dagegen fiel ihr Loos am härtesten aus; denn obgleich lange geduldet wurde, die päpstliche Bulle zu vollziehen, und obgleich sie von allen Seiten viele Beleidigungen erhielten, so rißen doch die Magnaten, als es zur wirklichen Aufhebung kam, die Ordensgüter an sich, ohne daß für den Unterhalt der Ordensbrüder gesorgt wurde, die daher lange Zeit hindurch wirklich Noth litten. Später machten sie den Antrag, unentgeltlich die Erziehung der Jugend zu übernehmen und im J. 1790 strebten sie, die Wiedererrichtung des Ordens in Polen zu bewirken, beides aber ohne Erfolg.

In Rußland gestaltete sich das Schicksal der Jesuiten nach der Aufhebung des Ordens am glücklichsten. Zu Folge eines Befehles Peter's des Großen sollte im russischen Reiche kein Jesuit geduldet werden; als aber durch die erste Theilung von Polen 1772 mehrte Provinzen dieses Reiches an Rußland kamen, da erklärte Katharina II. das Geheiß Peter's des Großen für aufgehoben und die Jesuiten in den ihr zugefallenen polnischen Provinzen für geduldet. Diese leisteten den von ihnen verlangten Treueid unweigerlich und der Rektor Czerniewicz von Polocz erwarb sich bei der Gelegenheit die Freundschaft des ersten Ministers Czerniewow. Als darauf die Aufhebungsbulle erschien, verbot die Kaiserin die Bekanntmachung derselben und versicherte die Jesuiten ihres Schutzes. Czerniewicz, der unterdessen Provinzial geworden war, bat mit ansehnlicher Demuth die Kaiserin, ihm zu erlauben, mit seinen Ordensbrüdern dem päpstlichen Befehle gehorchen zu sein. Von Czerniewow beraten, gab dieses die Kaiserin nicht zu und widersetzte sich beharrlich, die päpstliche Bulle anzuerkennen. Um seine Absicht durchzusetzen, hatte der päpstliche Hof dem Titularbischof von Mallo, Sieszaryniewicz, eine unbeschränkte Vollmacht zur Reformirung aller im russischen Polen befindlichen Mißstände gegeben, und da dieser Prälat kein Freund der Jesuiten war, so hatte er die geheime Befugnis erhalten, ihre Aufhebung im russischen Gebiet zu bewirken. Die Kaiserin ernannte ihn aber zum Bischof von Weißrußland und verlangte von ihm, daß er die Jesuiten nicht nur anerkennen, sondern ihnen auch die Befugnis ertheilen sollte, ein Noviziat zu errichten. So ungern er solches auch that, so wollte er doch nicht die Ungnade der Kaiserin wagen und willigte ein. Der Papst sträubte sich zwar sehr dagegen, mußte endlich aber doch geze-

hen lassen, daß der Bischof zum Erzbischof von Mohilow erhoben, der Jesuit Denislowski zu seinem Coadjutor ernannt und zugleich ein Noviziat errichtet wurde. Abzusehen, daß Letztere zu verhindern, war der päpstliche Hof unablässig bemüht; allein die Jesuiten wußten sich den Schutz des Fürsten Potemkin zu verschaffen und dieser bewirkte ihnen am 25. Jul. 1782 die kaiserliche Erlaubniß, einen Generalvicar zu ernennen, welcher ihr höchstes Ordenshaupt sein sollte, bis es von Rom aus erlaubt sein würde, einen General zu wählen. Die Wahl fiel auf den Provinzial Czerniewicz. Seitdem bestand der Orden in seiner ganzen Einrichtung wieder und der Generalvicar war im völligen Besitze aller Gewalt eines ehemaligen Ordensgenerals, denn keinen geheimen Befehlen gehörten auch die in andern Ländern befindlichen Mitglieder. Die Hoffnung aber, daß sich der Orden schnell durch ganz Rußland verbreiten würde, erfüllte sich nicht, sondern die Gesellschaft blieb größtentheils auf Weißrußland beschränkt und konnte schon aus dem Grunde sich nicht schnell vermehren, weil es ihr an den nöthigen Unterhaltsmitteln gebrach, da sich keine Gelegenheiten fanden, große Güter zu erwerben. Auch blieb ihnen der Zutritt in den beiden Hauptstadt des Reiches unterst. Erst unter Paul I. wurde den Jesuiten erlaubt, sich auch in Moskau und Petersburg niederzulassen, doch war dieser Gewinn so groß nicht, da die Landesreligion ihnen stets ein bedeutendes Hinderniß blieb, Einfluß auf das Volk und auf die Großen zu gewinnen.

Daß der Orden nach seiner Aufhebung im Geheimen noch immer fortlebte, davon zeigten sich in mehreren europäischen Ländern deutliche Spuren, von denen aber der Zusammenhang um so weniger historisch nachgewiesen werden kann, als eine wol zu weit getriebene Beforschniß vor dem Einflusse der Jesuiten oft auch da die Wirksamkeit des Ordens zu entdecken glaubte, wo sie in der That nicht bestand. Nämlich gewiß ist es aber, daß sich die Jesuiten einen Einfluß auf den Freimaurerorden und auf andere geheime Gesellschaften zu erwerben wußten, um vermittle derselben wieder Einfluß bei den Fürsten und Großen zu gewinnen. In Frankreich versuchten sie dieses mit der Stiftung höherer Grade und dem Clermont'schen System dabeist und auch in Teutschland mit der Einführung des Tempelherrensystems, welches mit dem erstern zusammenhing. Ebenso wirkten sie durch die Rosenkreuzer, und wie vermutet wird, mußten auch die Illuminaten zu ihren Zwecken dienen. Indessen führten die Verluste höchstens zu einzelnen Beförhungen hochgestellter Personen; denn in dem protestantischen Teutschland war die Furcht vor der Wiederherstellung des Ordens rege geworden, und die Schriftsteller schrieben jede verdächtige Handlung den verkappten Jesuiten zu, wodurch denen Fürsten und Völkern mit Mißtrauen erfüllt wurden und die Jesuiten in ihren Abzügen überall auf unwiderwindliche Schwierigkeiten stießen. Auch ihre Verluste, in Italien unter andern Namen wieder als eine geschoffene Gesellschaft aufzutreten, mißlangen, wahrscheinlich durch innern Zwiespalt und durch Mangel an hinreichenden Geldmitteln. Indessen hörten die Mitglieder nicht auf,

für die Wiederherstellung des Ordens thätig zu sein, und ihre Beharrlichkeit errang endlich doch den Sieg.

Die Wiederherstellung des Ordens erfolgte eigentlich schon 1801, in welchem Jahre Paps Pius VII. die Gesellschaft Jesu in Bezugslaud anerkannte und den Generalvicar Daniel Gruber befhätigte. Durch diese Anerkennung war die frühere Aufhebung für ungültig erklärt und die Mitglieder des Ordens hatten das Recht erhalten, auch in andern Ländern unter ihrem wahren Namen aufzutreten. Das war aber noch mehr der Fall, als der Paps zwar nur im Geheimen, doch so, daß es in allen katholischen Ländern bekannt wurde, 1804 den Orden in Sicilien herstellte. Nachdem aber durch den Sturz Napoleons der päpstliche Stuhl seine Rechte und Freiheiten wieder erhalten hatte, rief er am 14. Aug. 1814 durch die Bulle Sollicitudo omnium den Orden aus Neue ins Leben und stellte ihn in seiner ganzen früheren Befassung und mit allen seinen Rechten sictlich wieder her. Er ertheilte auch den Mitgliedern, von denen sich mehre sogleich in Rom einfanden, und den Niederländer Rottebahrn zu ihrem Generale wählten, das römische Collegium als Eigenthum, und mit seiner Genehmigung errichteten die Jesuiten ein Noviziat, in welches sogleich einer Menge vornehmer Jünglinge eintraten. Eine von den Jesuiten und ihren Freunden längst aufgestellte Behauptung, daß durch die Aufhebung des Jesuitenordens der Kirche und den Throne ihre sicherste Schwelr gegen Unglauben und Bgelslosigkeit genommen worden sei, fing bei mehren katholischen Höfen an, Eingang zu finden; daher erfolgte nicht nur kein Widerspruch gegen die Herstellung der Jesuiten, sondern im Gegentheil eilten mehre Regierungen, die Jesuiten in ihren Staaten wieder einzuführen und sie mit reichen Gütern auszustatten. Von den italienischen Staaten nahm Modena 1815 zuerst sie auf und verlieh ihnen ein reichsausgestattetes Collegium. Carbinen und Neapel stellten gleichfalls die in ihren Gebieten einst befindlichen Jesuitencollegien her, vertrauten ihnen wieder die Lehranstalten an und versahen sie mit beträchtlichen Einkünften. Von Florenz und dem österreichischen Italien blieben sie dagegen ausgeschlossen. In Spanien stellte Ferdinand VII. durch das Edict vom 29. Mai 1818 den Orden mit seinen sämtlichen Vorrechten her und setzte ihn in den Besitz aller demselben ehemals geböhrigen Güter. Zu gleicher Zeit wurde ihnen auch in dem Schweizercanton Freiburg ein Collegium wieder eingeräumt, welches eigentlich die Bestimmung hatte, eine Pflanzschule des Ordens für Deutschland und Frankreich zu sein. In Deutschland wollte es ihnen nicht gelingen, wieder Eingang zu finden; desto glücklicher waren sie aber in Frankreich. Da in diesem Reiche die Kirchen und Schulanstalten wirklich in einem tiefen Verfall waren, so fand ihr Anerbieten, dieselben wieder emporzubringen, bei der Regierung gleich nach der Restauration eine bereitwillige Aufnahme. Um indessen das Verbannungsgefest vom J. 1764, welches noch nicht aufgehoben war, zu umgehen, zugleich aber auch das gegen sie bei der Mehrzahl des Volkes herrschende Vorurtheil zu vermeiden, erschienen sie Anfangs nicht als wirkliche

Jesuiten, sondern unter dem Namen Pères de la fol oder freies ignorantins, und erhielten als solche beträchtliche Güter und Häuser eingeräumt. Ihr Wiedererscheinen verursachte große Bewegungen in der Deputirtenkammer und bei einem großen Theile des Volks, und sie waren unaufhörlichen Angriffen ausgesetzt. Dennoch erhielten sie sich nicht nur durch den Schutz der Regierung und der höhern Geistlichkeit, sondern durften es sogar wagen, öffentlich unter ihrem wahren Namen und in ihrer Ordenskleidung aufzutreten. Eine ganz besondere Begünstigung genossen sie aber von Karl X., der 1825 den Thron bestieg, unter welchem ihr Einfluß bei Hofe ungemein groß war. Dieses Glück nahm aber bei der Revolution 1830 ein Ende, nach welcher sie völlig und für immer aus Frankreich verbannt wurden und ihre Zuflucht größtentheils nach Freiburg in der Schweiz nahmen. Während dem Orden in Frankreich sich so glückliche Aussichten eröffneten, erlitt er in andern Ländern wieder beträchtliche Verluste. In Spanien wurden bei der im J. 1820 ausgebrochenen Revolution die Jesuiten verbannt und ihre Güter eingezogen. Zwar wurden sie, nachdem Ferdinand VII. 1823 die Cortes unterdrückt hatte, wieder zurückberufen, doch konnten sie bei der Armuth des Staates nicht völlig für ihre Verluste entschädigt werden. In Rußland hatten die Jesuiten durch ihre Belehrungsversuche junger Personen aus vornehmen Häusern sich im J. 1817 die Verbannung aus den beiden Kaiserthümern zugezogen. Da sie dieser Warnung ungeachtet aber noch nicht unterließen, viele russische Unterthanen zum Uebtritt von der griechischen Kirche zur katholischen zu bewegen, und da sie auch in mehren Fällen unter mancherlei Vorwänden den Befehlen und Verordnungen der Landesregierung ungehorsam waren, so wurden ihre sämtlichen Güter in Rußland und Polen eingezogen, ihre Collegien, worunter das zu Polocz, für eine Hauptsätte der jesuitischen Wirksamkeit galt, aufgehoben und sie selbst aus dem russischen und polnischen Gebiet verbannt. Die Vertriebenen suchten nun eine Zuflucht im österreichischen, doch wurde sie ihnen nur zünze Jahre hindurch bewilligt und schon 1825 mußten die aus Rußland eingewanderten Jesuiten die Grenzen des Kaiserthums verlassen. Ubrigens genossen die Jesuiten im österreichischen wenigstens hülfswendeige Duldung; in Galizien besaßen sie aber fünf Collegien. Da in dem österreichischen seit der Aufhebung des Jesuitenordens mehre andere geistliche Orden, als die Redemptoristen, Piaristen, Theatiner u. s. w., die Jesuiten im Reichthum und bei den Befanntschaften ersetzen, so ist die Hoffnung der Jesuiten, in diesem Staate völlig hergestellt zu werden, nicht erfüllt worden. Auch in den andern Ländern ist die öffentliche Meinung zu sehr wider sie; als daß ein erneuerter Flor des Ordens zu erwarten stände.

Die Wiederherstellung des Jesuitenordens hat den Streit über die Schädlichkeit oder Nützlichkeit dieser Gesellschaft aus Neue angeregt und einen sehr lebhaften Schriftwechsel bewirkt, durch welchen aber nichts Neues von Bedeutung zu Tage gefördert worden ist. Alle Gegner der Jesuiten und alle Freunde einer reinen Sitten-

lehre waren längst darüber einverstanden, daß der jesuitische Probabilismus das verabscheuenswürdigste System war, welches je die kälteste Selbstsucht erdacht hat und wodurch die höchste Rücksichtslosigkeit und der himmelschreiendste Frevel entschuldigt oder gar gebilligt werden können. Wo möglich noch abschreckender und verwerflicher war die von den Jesuiten gleichfalls gelehrte Reservatio mentalis, wodurch die schamloseste Lüge und Heuchelei als etwas höchst Unschuldiges erscheint. Der bekante jesuitische Grundsatz, daß zur Erreichung guter Zwecke auch schlechte Mittel angewandt werden können, öffnet jedem Verbrecher Thor und Thür, und nicht geeignet mag werden, daß diesem Grundsatz gemäß Aufruhr, Königsmord, Meineid und alle Arten von Laster und Frevel von den Jesuiten wirklich verteidigt und gerechtfertigt worden sind. Daß demnach die Religion, die Tugend, die Sittlichkeit, durch die Herrlichkeit der Jesuiten nichts gewonnen hat, kann nur von denen bestritten werden, die selbst Anhänger der jesuitischen Grundsätze sind. Daß Völkern und Augenlehrern, die dergleichen Grundsätze huldigen und verbreiten, der Menschheit nicht nur keinen Gewinn bringen, sondern vielmehr Unheil und Verderben bewirken, ist augenscheinlich. Daß die Wissenschaft durch die Wiederherstellung des Ordens nichts gewonnen hat, liegt wol zu klar zu Tage, um noch einer besondern Erörterung zu bedürfen, da kein Ordensmitglied seit den nummehr verstorbenen 20 Jahren auch nur einen nennenswerthen Beitrag zur Vermehrung menschlicher Erkenntniß geliefert hat. Ebenso wenig gewinnt der Jugendunterricht durch die Jesuiten; denn während überall Fortschritt gemacht worden sind, haben sich die Jesuiten weder in ihren Ansichten, noch in ihren Lehrmethoden von der Stelle bewegt und genügen daher auch den mächtigsten Forderungen nicht. Was den Zweck des Ordens betrifft, so ist dieser allerdings noch immer der nämliche, den Aquaviva und seine Genossen und Nachfolger hatten, nämlich eine Aristokratie des Talents durch Exeantismus zu gründen; aus die Mittel sind dieselben: nämlich durch Erringung des Monopols des Schulwesens, der Gewissensleitung, der Wissenschaften und des Handels, wodurch denn das letzte Ziel, die Begründung einer unabhängigen Jesuitenmonarchie durch alle Staaten des Erdkreises, erlangt werden soll⁵⁴⁾. Doch daß bei dem gegenwärtigen Standpunkte menschlicher Erkenntniß und menschlicher Verhältnisse dieses Ziel ewig unerreich bleibt und daß der Jesuitenorden daher in unsern Zeiten auch keineswegs so gefährlich ist, als er wol gehalten worden ist, das scheint ausgemacht⁵⁵⁾.

(Rauschnick.)

54) S. v. Weckind, Der katholische Orden u. (Leipz. 1819). S. 101—102. 55) Die beste Zusammenstellung geschichtlicher Thatfachen, den Jesuitenorden betreffend, wie wir misunter zu letztenschriftlich abgefaßt, ist P. P. Boill's allgemeine Geschichte der Jesuiten, d. 2. Aufl. (Leipz. 1809), worin zugleich im 4. The. von S. 319—420 eine sehr vollständige Literatur vorhanden. Unter vielen Oberflächlichen und Worthleien, was in neueren Zeiten über die Jesuiten zu Tage gefördert worden, scheiden sich vornehmlich aus: Die Gesellschaft Jesu als unverschämteste Erscheinung (Braunschw. 1815). E. Tim. Epistler, über die Geschichte u. Verfassung der Jesuiten (Leipz.

JESUITENMEDAILLEN. Die Jesuiten haben sich viel zu berüchtigt und berichtigt gemacht, als daß es uns Bänder nehmen dürfte, sowohl im bösen als im guten Sinne auf sie Bezug habende Münzen und Medaillen zu finden. Zu den ersten könnte man vielleicht die jungen Thaler des Herzogs Christian von Braunschweig rechnen, welche auf dem Avers in vier Zeilen die Worte enthalten: GOTTES FREUND DER PFAFFEN FEIND, und auf welchen der Revers einen aus den Wolken hervorragenden Arm zeigt, welcher in der Hand ein bloßes Schwert mit einer Jesuitenähre auf der Spitze emporhält¹⁾. Zu den zweiten gehören eine Medaille, welche geprägt wurde, als Papst Leo XIII. im J. 1582 zu Rom das große Jesuitencollegium stiftete. Sie enthält auf der Aversseite diese Worte: Gregorius XIII. Pont. Max. Collegium Societatis Jesu. Omnium Nationum Seminarium. (maxime pestiferum.) Pro. Sum. In. Christianam Religionem. Et. Ordinem. Illam. Pietate. A. Fundamentis. Extraxit. Et. Donavit. An. Sal. CIOXLXXXVI. Pont. Sui. X. Romae. Auf der Rückseite sieht der Papst im vollen Ornat auf einem erhöhten Sesselsitze, 12 Jesuiten segnend, welche vor ihm stehen, und über denen eine Tafel hängt, welche die Worte enthält: Ite, Operamini In Vinca Domini. Umschrift: Semina. In. Benedictionibus. De. Benedictionibus. Et. Metet. 2) Ihr folgt eine Medaille, welche auf das erste Jubeljahr des Bestehens der Jesuiten 1639 geschlagen wurde. Der Avers zeigt das rechts gefaltete Brustbild des Papstes, Urban VIII. Er ist hauptsächlich mit spiegelrunden Worten und mit dem Pluvial bekleidet dargestellt. Umschrift: Urbanus VIII. Pon. Max. An. XVII. Im Abschnitte: Casp. Molo. Die Rückseite enthält zwischen zwei oben und unten angebrachten Fischgelengstücken die Worte: Munificencia Ant. Barberini S. R. E. Card. Cam. Soc. Jesu. Ann. C. Pio Celebrato. S. CIOCXCCXXXIX. V. Cal. Oct. 7. Einen großen Werth setzen die Jesuiten damals darauf, daß in dem Namen Lepola nach folgendem Creteschen:

Adspiciat an centum Loyola amplexibus annos

dieses Fest gewissermaßen vorherverkündigt war. In der neuern Zeit erschien eine Jesuitenmedaille häufig in Polen und den angrenzenden Ländern. Sie ist von ovaler Gestalt, mit einem Hirschen versehen und von vergoldeter Bronze. Auf dem Avers sieht man den Ignatius, in

sig 1817). S. Eichler, Die Jesuiten im Verhältnisse zu Staat u. Kirche (Leipz. 1819). Catechismo del Genetli storico-topologico-morale, esposto ed illustrato a profitto della gioventu (Leipz. 1820). K. v. Lang, Gesch. der Jesuiten in Baiern (Münch. 1819).

3) Er soll diese Thaler, von welchen man auch noch andere mit der Aufschrift: „Derlei ist gleich Arm und Bein, so will ich doch der Pfaffen Feind sein,“ haben will, aus der schwarzen Erde des heil. Vitorius haben prägen lassen, ein Crimen laesae majestatis, was die Katholiken „dem toten Christen,“ wie sie ihn nannten, immer vergeben kennen. Wabai, Wollst. d. Theat. Cabinet. Nr. 1123. Köhler's Wappensammlung. 3. Ab. S. 376. S. 441. 4) Richter a. a. D. 10. Th. S. 561. 5) Richter a. a. D. 7. Th. S. 185. Wabai Nr. 3156.

der Hand ein aufgeschlagenes Buch mit den Worten: In Maj. Dei. Glor. Vor ihm eine strahlende Sonne, in deren Mitte das Jesusmonogramm: I. H. S. Umschrift: S. Ign. de Loyola. Soc. Jesu. Der Kreuz zeigt die gekrümmte Mutter Gottes im Sternengewande, mit dem Christkinde auf dem Arme. Umschrift: S. Maria Czechochoviensis. Dies bezieht sich auf das wunderthätige Marienbild im Paulinerkloster zu Czestochow in der Republik Krakau *).

Jesuitenmilch, Nuss, f. Trapa (natans).

Jesuitenpulver (Pulvis Jesuitarum), f. China-rinde.

Jesuitentheo. f. Chenopodium (ambrosioides).
JESUITINNEN. Das der Stifter der Jesuiten keinesweges den Plan hatte, seiner Gesellschaft auch Nonnen zu geben, geht deutlich aus der Geschichte der Entstehung dieses Ordens hervor, welcher in manchen ausführlichen Werken über die Jesuiten nicht einmal genannt, in andern ziemlich unter einander geworfen kurz verhandelt wird. Als Ignaz v. Loyola an immer größerer Bevorzugung seines Ordens in Rom mit Glüd arbeitete, fand sich eine seiner alten Freundinnen, der er vielfachen Dank für allerlei Unterstüttungen schuldig war, in Rom ein, mit dem besten Willen, dem neuen Ordensstifter auch in diesem Werte beistehend zu sein, und einen Weg mit ihm zu wandeln. Die Dame war aus Barcelona, wo sich Ignaz früher unter ganz andern, geringern Umständen von Zeit zu Zeit aufgehalten hatte; ihr Name war Isabella Rojel, auch Rosella genannt. Vor Kurzem Witwe geworden, ergriff sie der heilige Eifer und sie schiffte nach Rom mit dem festen Entschlusse, unter dem Gehorsam ihres alten Freundes ihr Leben und Vermögen Gott und der Kirche zu weihen. Zuvörderst miedte sich Rosella um gleichgestimmte Herzen, und nachdem sie zwei Römerinnen zu gleichem Entschlusse gebracht hatte, wendete sie sich mit ihrem Gesuche an Loyola, fand aber zu ihrem Erstaunen ihn von dem Vorsatze nicht entzückt, vielmehr machte er ihr solche Einwendungen, die als Weigerungen angesehen werden konnten. Diese unvorhofften Hindernisse machten die drei verbundenen Frauen nur noch bestärkter, und durch Fürsprache einiger bedeutenden Männer erhielten sie wirklich vom Papste Paul III. die Erlaubnis zu einer solchen Verbindung. Jetzt hielt es Loyola für rathamer, sei es aus Gehorsam gegen die Verordnung des Papstes, oder aus Rücksicht für die früher ihm von der Frau Rojel erwiesenen Wohlthaten, sich dem kleinen Vereine nicht weiter zu widersetzen, und unterzog sich der Leitung desselben. Das geruehte ihn jedoch früh genug. Maffei berichtet, diese drei Frauen plagten ihn in wenigen Tagen mit unruhigen Fragen, wunderlichen Einfällen, Klagen und Mißbilligungen so sehr, daß diese Wenigen ihm mehr Noth machten, als sein ganzer Orden. Heliot, der dies Alles bezeugt, setzt noch hinzu: Er wurde mit ihnen niemals fertig. Darüber verlor er die Geduld, stellte dem Papste den Nachtheil vor, der

für den ganzen Orden daraus hervorgehen würde, und der unübersehbar sich vergrößern müßte, wenn dieser Frauenorden zähleweise würde und sich auch über andere Städte verbreitete. Darin irrte er zwar, denn diese Frauen regierten sich leichter als drei, die gleiche Rechte haben wollen; allein der Papst ging in seine Vorstellungen ein, und befreite ihn und den Orden von der Aufsicht über diese Nonnen (1547 nach Heliot; Andere sehen 1546). Das Leben dieser ersten Nonnengemeinde dauerte demnach nur sehr kurze Zeit. Die Frauen mögen sich jedoch nicht foglich völlig bemüht haben, denn in einer spätern päpstlichen Bulle vom J. 1549 wird wiederholt eingeschärft, daß der Orden der Jesuiten auch alsdann nicht verbunden sein solle, die Führung von Nonnen zu übernehmen, wenn es diesen gleich vom Papste vergönnt worden sei, sich ihren Gewissen nach zu wählen; er müßte denn die Jesuiten ausdrücklich dazu ernannt haben (Schrodt, Kirchengesch. 3. Bd. S. 536).

Deßhalb vernachlässigten aber die Jesuiten die Frauenwelt nicht im Geringsten, und es fanden sich später abermals allerlei weibliche Seelen, die Jesuitinnen sein und heißen wollten. Dergleichen erlebte man in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. an verschiedenen Orten in Italien, wo sich mancherlei Frauen ganz auf eigene Hand zu einer Art klösterlicher Vereinigung zusammenfanden und sich den Namen Jesuitinnen beilegte hatten, ohne jemals vom Papste beauftragt worden zu sein, ja ohne je um Erlaubnis zu einer solchen Verbindung angehalten zu haben. Der Eifer der freien Gesellschaft war lebhaft genug. Man hatte viele einem geistlichen Orden ähnliche Gebäude aufgerichtet, oder an sich gekauft, sich Vorsteherinnen aller Art nach dem Vorbilde der Jesuiten erwählt, natürlich auch eine Generalin, die Propstin hieß, und eine gewisse Kleidertracht festgesetzt. Die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams wurden, wie in dem besten Orden, in die Hände der Generalin abgelegt; nur von einer Verschließung hinter die Klostermauern waren sie keine Fremdbinnen; sie gingen, wohin sie wollten, stets in der Absicht zu bessern und zu belehren. Darin erwieslen sie sich oft so aufwendend, und unternahmen so viel Gutes, daß es den Mönchen und der Geistlichkeit überhaupt oft verdrießlich fiel. Die freie Nonnengesellschaft vermehrte sich jedoch so, daß sich bereits in Deutschland dergleichen eingerichtet hatten, die nicht minder unternehmend waren, als ihre Schwestern in Italien. Urban VIII. ließ sie daher durch Legaten und Bischöfe aller Orden ermahnen, von ihrem nicht geregelten Unternehmen freiwillig abzuhellen, was nicht das Geringste wirkte. Der Papst ließ sich also genöthigt, ihren auf eigene Hand, ohne apostolischen Erlaubnis gegründeten Orden durch ein Breve vom 21. Mai 1631 feierlich aufzuheben. Bei Strafe des Bannes wurde ihnen befohlen, ihre Häuser zu verlassen, von einander abgefordert zu wohnen, ihre bisherigen Ämter und Kleidung für immer abzulegen. Dazu wurden ihre Gelübde für vollkommen nicht erklärt, und ihnen Freiheit gelassen, in die Welt zurückzutreten, oder sich andern vom Papste gebilligten Orden anzuschließen. So waren denn

*) Schmieders Handverzeichniss der gesammten Münz-kunde. Nachtrag. S. 85.

diese anmaßlichen Jesuitinnen, ebenso wie die ersten rechtlichen, d. h. vom Papste bestätigten, bald genug unterdrückt und für nachtheilig befunden worden.

Es gibt noch eine dritte Art Jesuitinnen, die manche Schriftsteller übersehen, oder unter die Benedictinerinnen gerechnet haben mögen. Wenn also behauptet wird, daß sich doch noch spätere Überbleibsel von diesen Jesuitinnen, besonders in den Niederlanden, wo sie Paters Kloppen genannt wurden, ferner in Geln, Wien, Prag und Breslau erhalten hätten, so kann dies nicht gradehin für eine Unachtsamkeit der Regierung folgender Päpste ausgegeben werden, denn die spätern Jesuitinnen stehen in ganz andern Verhältnissen, und sind nicht als Überbleibsel der anmaßlichen, 1631 aufgehobenen, zu betrachten.

Die Stifterin dieses dritten Ordens der Jesuitinnen war Johanna v. Lesnon, geboren im J. 1556 zu Bordeaux. Ihr Vater, Richard v. Lesnon, und ihrer Mutter Bruder, Michael v. Montagne, waren streng katholisch, während ihre Mutter zur reformirten Partei übergetreten war. Deslo eifrigst sorgten die beiden genannten Männer, daß die Tochter in ihrem Glauben verharrete, wozu auch ihr Bruder, der sich den Jesuiten anschloß, wacker half. Sehr jung erwachte daher in ihr Neigung zum Klosterleben. Aus Gehorsam gegen ihren Vater vermählte sie sich im 17. Jahre mit einem sehr reichen Manne, dem Sohne des Statthalters von Bordeaux, Gaston de Montferrant, wurde eine sehr belobte Hausfrau und Mutter von vier Söhnen und drei Töchtern. Im J. 1597 starb ihr Gemahl und die erste zum Kloster erwachte um so lebendiger, da schon zwei der Töchter Nonnen geworden und drei ihrer Söhne gestorben waren. Sie ging im J. 1603 zu den Feuillantinnen zu Toulouse wider den Wunsch ihres Sohnes und zum Schmerz ihrer Tochter. Die strenge Lebensart dieser Klosterfrauen ertrug ihr Körper nicht. Nach einem halben Jahre war sie so krank, daß sie wieder nach Bordeaux zurückgebracht werden mußte, ehe sie Profeß gethan hatte. Unter allen Annehmlichkeiten des Weltlebens im Schooße der Bräutigam konnte sie dennoch ihren alten Plan nicht vergessen. Die Vermählung ihrer Tochter mit dem Baron d'Arpallont war ihr vorzüglich darum erwünscht, daß sie ein Hinderniß weniger zur Ausführung ihres Planes habe. Indem sie ihre Tochter in Perigord häuslich einrichten ließ, überredete sie ein Fräulein de Briancien, die reformirte Religion abzuschreiben und der Welt zu entsagen, wodurch sie diese zu einer ihrer ersten geistlichen Töchter machte. Heimgekehrt bezog sie ein einsam gelegenes Gut ihres Onkels, dem Gedanken an einen neu zu errichtenden Orden nachzuhängen, wobei vorzüglich auf besonders dafür veranfalteten Keilen Jesuiten befragt wurden. Manche hatten ihr abgerathen, was nichts fruchtete, so flug jene Männer sie auch geistlich zu beschäftigen wußten. Endlich reifte in den Jesuiten de Borde und Raimond der Plan, zur Unterdrückung der wirksamen Mädchenschulen der Reformirten in Bordeaux einen neuen Orden von Klosterfrauen zu errichten, der unter Anderm nach ihrer Einrichtung eine katholische Mädchenschule eröffnete. Sogleich wurde Jo-

hanna dafür angeregt, und in kurzer Zeit hatten sich neun geistliche Töchter gefunden, die unter der Eiferigen zu stehen wünschten. Die Einrichtungen wurden von den genannten Männern natürlich völlig nach den Regeln der Jesuiten gemacht, so weit es möglich schien. Man wollte das Unternehmen dem Cardinal de Sourdis, damaligen Erzbischof zu Bordeaux, mit, welcher Anfangs sehr zufrieden damit war, nachher ihr aber einreden wollte, lieber die Ursulinerinnen, die gleichen Beruf hätten, zu verbessern und sich an ihre Spitze zu stellen, als einen neuen Orden zu errichten. Der neue Orden lag ihr aber so sehr am Herzen, daß sie sich davon nicht abbringen ließ, worauf ihr der Bischof am 25. März 1606 wirklich die Zustimmung gab, sich deshalb an den Papst zu wenden. An Empfehlungen der Stifterin an den Papst Paul V. mangelte es nicht, und am 7. April 1607 bestätigte er den neuen Orden unserer lieben Frau zur Erziehung junger Mädchen; die Satzungen wurden gleichfalls genehmigt und die übrige Einrichtung dem Erzbischof de Sourdis übertragen.

Und so bewilligte ihnen denn der Erzbischof den Anfang der neuen Stiftung, sobald das Kloster in Bordeaux völlig dazu eingerichtet sei, die Kleidung und den Weibel der Benedictinerinnen und den Namen der Klosterfrauen von der Stiftung der heiligen Jungfrau Maria. Gewöhnlich aber nannte man sie Jesuitinnen, weil von Jesuiten angeregt und entworfen, die Einrichtungen dieses Ordens sehr viel Ähnliches mit denen der Bräutigam hatten. Am 1. Mai 1608 wurde das Kloster eingeweiht, und die Nonnen empfingen ihre Kleidung. Die Meinung der Leute über die Stifterin des neuen Ordens war sehr verschieden; ihr Sohn selbst war sehr unzufrieden. Das hinderte die standhafte Frau nicht im Geringsten, schweisig an ihrem Plane fortzuarbeiten. Im Januar 1610 legten sie das Gelübde ab. Die ganze Zahl derselben war zehn; die zu Unterrichtenden, Kostgängerinnen und Novizen nahmen zu, und der Jesuit de Borde wurde von der Stifterin von Neuem beauftragt, die Gesetze und Statuten des Ordens zu vervollständigen und zu bessern, was durch anderweitige Belehrungsgeschäfte des Mannes (den Reformirten Abbruch zu thun) aufgeschoben wurde. Unterdessen hatte schon manche Stadt die Mutter de Montferrant um Errichtung neuer Häuser gebeten, was ihr so angenehm war, als die Menge Novizen, die sie selbst erhielt. Ihre beiden Töchter, die vor 20 Jahren bereits in den Orden der Annunciada getreten waren, traten nach erhaltener Erlaubniß des Papstes gleichfalls zu ihr. Der Orden nahm so zu, daß sie ihm auf 29 Häuser ihrer Stiftung herangewachsen sah. Sie starb am 2. Febr. 1640 zu Bordeaux. Von diesem Jahre an wurde immer am 1. Mai ein öffentliches Klosterfest der Errichtung des Ordens wegen gefeiert. Heylout spricht auch von vielen Wundern, die auf ihrem Grabe geschehen sind.

Der Orden blieb in Ansehen und verbreitete sich noch nach ihrem Tode ungemein, so daß fast keine Provinz in Frankreich ist, die nicht Klöster dieser Stiftung aufzuweisen hätte. Selbst in Spanien fand er Eingang, z. B.

in Zubela, Barcelona und Tarragona. Der Orden ist in seinen Einrichtungen so jesuitisch, daß die Stifterin, der es ein vollkommenes Einseitig aller Häuser zu thun war, sogar auf eine Ordensgeneralin drang. Es war auch ein Jesuit, der die Geschichte dieses Ordens verfasste: *Jean Boussoie, Histoire de l'Ordre des Religieuses filles de Notre Dame (1697 und 1700)*. Ist der Stifterin die völlige Gleichförmigkeit aller Klöster ihrer Stiftung auch unbedeutend vorgekommen, so werden doch die Abweichungen als unbedeutend angesehen. Ihre Kleidung ist schwarz, von geringer Art, aber nett; der Mantel, den die Gehilfinnen nicht haben, ist weit und gleichfalls schwarz, der Weibel weiß, von Leinwand oder Baumwolle. Der goldene Name „Maria“ (ihrer Beschützerin) im blauen Felde dient ihnen zum Wappen.

Dieser dritte Orden, dem Befahrung und Erhaltung des Glaubens Hauptzweck ist, muß dennoch als der rechte Hauptorden der Jesuitinnen in jeder Hinsicht angesehen werden, obgleich sein beschützter Name nicht darauf hinweist; die Volksbenennung hingegen traf das Rechte.

(G. W. Fink.)

JESUS, mit dem Bührenamen Christus, ist der Stifter unserer christlichen Religion. Die Quellen, aus welchen wir die Geschichte seines Lebens schöpfen können, sind nur vier kleine Schriften von vier seiner Verehrer abgefaßt. Es sind die in dem zweiten Haupttheile unserer heiligen Schriften uns auferwandten Evangelien des Matthäus, Markus, Lucas und Johannes. Dem aus andern Schriftstellern, die seiner erwähnen, Josephus, Eusebius, Tacitus, läßt sich kaum mehr als seine Existenz entnehmen.

Die Darstellung des Lebens Jesu ist den größten Schwierigkeiten unterworfen; und dies nicht allein, weil jene Evangelien nur in einer Sammlung von Bruchstücken bestehen. Es findet sich vielmehr in den Evangelien so manches als Thatsache aufgestellt, was der Geschichtsforscher mit bloß historischem Sinne unter die ausgemachten Thatsachen auszunehmen Bedenken trägt; weil es sich nicht mit dem geringen läßt, was sich sonst in allen Naturbegebenheiten, und insbesondere in jedem Menschenleben, der Erfahrung als allgemeines Gesetz aufzuerkennen hat; und weil man sich schon vielfach aus guten Gründen berechtigt fand, dergleichen bei allen Geschichtsbildern auf Rechnung unvollkommener Beobachtung und Überlieferung, und von irgend einem Zwede geleiteter Darstellung zu setzen, daher es aus der Reihe wahrer Thatsachen fallen zu lassen. Diesem bloß historischen Sinne steht aber gegenüber der fromme Sinn, die Verehrung Jesu, welche grade in jenem Bedenklichen etwas Auszeichnetes und Großes sieht, und durch die Verminderung des Großen sich verletzt fühlt. Eine allgemein ansprechende Darstellung des Lebens Jesu dürfte daher fast zu dem Unmöglichen gehören. Jeder, der sie mit Achtung sowohl gegen jenen historischen, als gegen diesen frommen Sinn unternimmt, wird sich sehr oft in der peinlichsten Verlegenheit befinden, wie er Allen genügen solle, und er selbst wird oft, wenn er den einen Sinn neben dem andern in seinem Innern begt, mit sich in Zwiespalt tre-

ten. Wir nähern uns dem Punkte einer allgemeinen Lebensbeschreibung Jesu nur, je mehr sich der historische Sinn der Einsicht nähert, daß, da in Jesu und ein Inneres vor Augen liegt, was unter allen geistigen Erscheinungen, welche uns die Geschichte vorführt, ganz einzig dasteht, ebenso auch bei ihm sehr wohl das Äußere in einiger Weise über die Analogie aller übrigen Menschenercheinungen hervortragen könne; und je mehr der fromme Sinn über die wahre innere Größe Jesu so erleuchtet ist, und sich durch dieselbe so vollkommen befriedigt fühlt, daß er wenigstens manches Äußerliche als Auswärtiges erkennen und ohne Schmerz entbehren lernt. Dahin ist es allenfalls in einigen Gemüthern, bei weitem aber noch nicht allgemein gekommen; und daher kann auch der, welcher, zu dem angezeigten Punkte vorausweisend, das Leben Jesu zu schreiben unternimmt, eine gerechte Würdigung seines Unternehmens nur von wenigen jetzt Lebenden, und von der Nachwelt erwarten.

Von den gelieferten Lebensbeschreibungen Jesu führen wir aus neuerer Zeit nur an: Joh. Jac. Hess, Lebensgeschichte Jesu. 8. Aufl. 2 Bde. (Zürich 1816); sehr weit verbreitet und geschätzt — Jesus, wie er lebte und lehrte, nach den Berichten der Evangelisten. Nebst Resultaten über Jesus. Eine Beilage zu Niemeyer's Charakteristik der Bibel (Halle 1799). Der Verf. war Dr. J. M. Bernheben. Er schrieb besonders für die gegen das Wunderbare Eingenommenen; in jener Zeit war indessen etwas völlig Reines hierüber fast noch nicht möglich. — Natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth. 2. Aufl. 2 Bde. (Breslau [Kopenh.] 1806); ein verunglückter Roman. — Versuch einer pragmatisch erzählten Geschichte Jesu v. von M. Ernst Aug. Dwig (Jerdß 1812). Enthält zwar manche neue Ideen; dürfte aber keiner Partei genügen. — Das Leben Jesu von Nazareth. Ein religiöses Handbuch für den Geist und das Herz der Freunde Jesu unter den Gebildeten, von Joh. Chr. Greiling (Halle 1813). Enthält viele erhebende Partien. — Die Geschichte Jesu für denken und gemüthvolle Leser, von Dr. J. A. Jacobi (Göttingen und Leipzig 1816). Schwebt zu unbestimmt zwischen entgegengegesetzten Ansichten. — Das Leben Jesu, als Grundlage einer reinen Geschichte des Christenthums. Dargestellt durch eine allgemein verständliche Geschichtsbildung über alle Abschnitte der Evangelien, und eine vorgetragene, durch Zwischenfälle erläuterte Uebersetzung des nach der Zeitfolge und syntaktisch geordneten Textes derselben. Von Dr. G. C. S. Paulus. 2 Bde. (Heidelberg 1828). Sehr gehalten, und von freien Forschern, wenigstens nicht in allen Stücken, mit unbeschränktem Beifalle aufgenommen. — Das Leben Jesu. Von Dr. A. Hase. Ein Lehrbuch zunächst für akademische Vorlesungen. (Leipzig 1829. 2. Aufl. 1835). Mit frei forschendem Geiste geschrieben. — Meist der Verf. dieses Artikels hier auch seine historische Bearbeitung der letzten Tage des Lebens Jesu: Jesus auf dem Gipfel seines irdischen Lebens, von G. A. Martens (Halberstadt 1811), anführt, so thut er es nur, um das Beliebigste abzulügen, wie sehr er jetzt fühlt, daß die Darstellungswelt, welche er wählte, zwar

damals nach erwogenen Gründen gewählt wurde, aber doch eine verfehlte ist. Er wollte den meist verbreiteten Geschmack für seinen großen Gegenstand gewinnen. Aber er fügte sich ihm zu sehr, statt des Versuches, ihn zu heben.

(C. A. Martens.)

Am meisten Aufsehen machte aber das Leben Jesu kritisch bearbeitet vom Dav. Friedr. Strauß, D. der Philosophie und Repetenten am evangelisch-theologischen Seminar zu Tübingen (Tüb. 1835—36, 2 Bde. 2. verb. Aufl. 1837), wovon jetzt (1838) die dritte, in vielen Stücken modifizierte, Auflage vorliegt. Es wird allgemein anerkannt als das Werk eines bedeutenden Talentes, eines ausgezeichnet gebildeten Verstandes, dem Gelehrsamkeit, großer Scharfsinn und glänzende Darstellungsgabe zu Gebote stehen; aber dabei hat das Buch vielen wehe gethan und kam den meisten unbegreiflich. Es ist, wie sich ein besonnener Beurtheiler ausdrückt^{*)}, die nothwendige Schmerzgeburt unserer Zeit, in welcher die Kritik ihre Aufgabe bis zum Extrem verfolgt. Eine Aussohnung zwischen ihr und dem Glauben gerührt Strauß nicht, sondern die Speculation triumphirt auf den Trümmern der heiligen Geschichte; der historische Christus wird so gut als vernichtet und die Idee an die Stelle historischer Wahrheit gesetzt. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß zahlreiche und heftige Angriffe auf seine Arbeit geschahen. Um sie gegen diese zu verteidigen, hier und da wol auch um eine mehr einleitende und vermittelnde Ansicht mitzutheilen, wie solche in der dritten Auflage offenbar vorliegt, machte er kritische Beurtheilungen seiner Gegner bekannt unter dem Titel: Streitschriften zur Vertbeidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie 1—3 Hef (Tüb. 1837).

In Folge jener Bewegung, welche das Straußsche Werk herbeiführte, erschien: Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt von August Nander (Hamb. 1837 und eine zweite unveränderte Auflage in demselben Jahre). Unbestritten enthält es einen Schatz der feinsten und scharfsinnigsten Bemerkungen, Winke und Ausführungen, und der Beirath, sowie die Charakteristik Jesu hat allgemeine Anerkennung gefunden. Dagegen hat man ein Schwanzen, nicht blos der dogmatischen, sondern auch der historisch-kritischen Ansicht daran getadelt. „Das Leben Jesu nach den Evangelien geschichtlich dargestellt für gebildete Leser von Julius Hartmann“ (Schutt. 1837. 1. Bde.), ist durch die Straußsche Kritik recht eigentlich und unmittelbar veranlaßt, ohne jedoch eine directe Polemik dagegen zu üben. Hartmann beabsichtigt die Bedürfnisse des religiösen Bewußtseins der Gläubigen in der Gemeinde auf eine solche Weise zu befriedigen, daß der Kreis der Vorstellungen und Kenntnisse, auch gebildeter Nichttheologen, keineswegs überstiegen würde und die Darstellung zugleich den Ergebnissen der neuern wissenschaftlichen und formellen Bildung ange-

maßen bliebe, unter treuem Festhalten an der evangelischen Offenbarung. Diese seine Aufgabe hat er auch nicht übel gelöst; sein Werk wird für unsere Zeiten gleichsam die Lebensgeschichte Jesu von Neu erstehen. Es ist das eine sehr beachtenswerthe Probe einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Lebens Jesu in der Schrift: Zur Biographie Jesu (Leipz. 1837) S. 24 fg. mitgetheilt. Das Leben Jesu in Predigten behandelt von Karl Zimmermann (Darmst. 1837. 1—2. Abtheilung) hat sich den Zweck der Erbauung gestellt und entspricht demselben. Endlich Gbr. Hermann Weisse, Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet (Leipz. 1838. 2 Bde.) stützt sich hauptsächlich auf die von diesem Gelehrten lebhaft behauptete Originalität und Priorität des Markusevangeliums vor den übrigen und begreift nach eigener Angabe Herstellung des geschichtlichen Christusbildes aus der unklaren Hölle der Uebersetzung und des kirchlich festgestellten Dogma's.

(R.)

Bei den bezeichneten Schwierigkeiten einer Lebensbeschreibung Jesu scheint es das Rätblichste, daß wir uns hier auf einige allgemeine Berührungen einschränken.

Es war zur Zeit der Römerherrschaft über Palästina, als die Hoffnung auf einen Messias, welche sich durch die ganze Geschichte der Israeliten hindurchzieht (s. Messias und Christus) und sich immer bestimmter gestaltete, auf's Höchste stieg. Sie hatte durch den Glanz des David'schen Zeitalters besonders das Gepräge erhalten, daß der Messias ein Nachkomme David's sein müsse, auch hatten ihn die Propheten als Gottes Sohn bezeichnet; und als die Herrschaft über Israel an die nichtdavidischen Makkabäer gekommen war, wurde die Aussicht auf einen David'schen Messias einigermaßen entfernt, und statt dessen von einem zum Messias bestimmten höhern Geiste geredet, der dem prophetischen Seher in den Wolken des Himmels als ein Menschensohn erschienen war; Dan. 7, 13. Unter diesem konnten die makkabäischen Könige als Unterregenten gedacht werden. Da diese indessen den Erwartungen immer weniger entsprachen, und endlich gar an den irdischen Fremdling Herodes die Regierung (der Römerherrschaft untergeordnet) gelangt war, deren harter Druck mit den Messiashoffnungen im schneidendsten Widerspruch stand, so wandte sich die Hoffnung wieder ganz zu einem Davidsohne zurück, und wurde nun so dringend, daß es in den Gemüthern gleichsam bief: jetzt muß er kommen, oder alle Hoffnung ist eitel.

In diesem Zeitpunkte war es, als Jesus von einer Mutter aus der David'schen Familie geboren wurde, nämlich zur Zeit der Regierung des römischen Kaisers Augustus, ungefahr 14 Jahre vor dessen Tode. Seine Mutter, Maria, war die Gattin eines Zimmermanns, mit Namen Joseph. Ihr Wohnort war Nazareth. Allein es mußte sich sagen, daß Jesus auf einer Reise zu Bethleh dem geboren wurde. Ein bedeutendes Ereigniß, da ein Prophet (Micha 5, 1) Bethleh als den Geburtsort des Herrn in Israel bezeichnet hatte. Nach der evangelischen Erzählung verbreitete sich schon damals die Kunde von dem gebornen Messias, gegründet auf Engelverkündigungen und merkwürdige Naturereignisse. Wir lesen

^{*)} Fr. Lücke in dem Göt. gel. Anz. 1838. 82. u. 83. Et. S. 812.

X. Carrel, d. M. u. A. zweite Section, XV.

sogar von einer Engelverheißung an die Maria, da sie noch außer Gemeinschaft mit ihrem Gatten war, daß sie Mutter des Messias werden würde durch die Kraft des Höchsten. Über die weitere Verbreitung und Erhaltung, und über die Folgen dieser Kunde lesen wir weiter nichts, als die Andeutung des bleibenden Eindrucks auf das Herz der Mutter, und die Nachricht von den üssigen und grausamen Missethaten des erschrockenen Herodes, das seinem Throne gefährlich erscheinende Kind aus dem Wege zu räumen; welcher Gefahr daß die durch eine von der Vorsetzung geleitete Flucht der Ältern nach Ägypten, und einen kurzen Aufenthalt daselbst bis zu Herodes' Tode entgingen wurde, worauf dann die Familie sich wieder nach Nazareth begab.

Das Jugendleben Jesu ist uns fast ganz verborgen. Es wird uns im Allgemeinen gesagt, daß er seinen Ältern unterthan gewesen sei, und daß er immer zügnommen habe an Alter und Gnade bei Gott und den Menschen; die Anzeige einer zwar preiswürdigen, aber doch allmählichen Entwicklung. Nur aus seinem 12. Jahre, wo er nach jüdischer Sitte zum ersten Male von seinen Ältern zur Hirschfeier nach Jerusalem mitgenommen wurde, wird uns ein merkwürdiger Zug von ihm erzählt; wie er nämlich, statt sich den wieder abreisenden Ältern anzuschließen, in der Versammlung der jüdischen Gelehrten im Tempel zurückblieb, während die Ältern ihn, in der Voraussetzung, er habe sich zu andern abreisenden Freunden gestellt, nicht vermisst. Da tritt er uns mit einem Sinne für höhere Gegenstände und auf einer geistigen Entwicklungsstufe, welche er durch Einnischung in die Gespräche der Gelehrten kundgab, vor Augen, die bei seinem Alter nur in Verwunderung sehen konnte; sowie denn auch wol auf sein bisheriges Benehmen im ältesten Hause der Umstand einiges Licht werfen möchte, daß seine Ältern ohne die leiseste beorgliche Ahnung, er könne sich irgend anders wohin, als zu den rechtlichen Freunden, gewendet haben, Jerusalem verlassen. Welch eine geringe, diesem Alter so sehr verzeihliche Unbedachtsamkeit hätte dazu gehört, ihn der Gefahr auszuliefern. Wie mußte er sich bisher seinen Ältern gezeigt haben, daß sie auch nicht einmal diese bei ihm beschützten (Luc. 2, 40—52).

Man hat, in Ermangelung der weiteren Bildungsgeichte Jesu, sich vielfach abgemüht, seine Geistesentwicklung durch wichtige, bildende und belehrende Umstände und Verbindungen zu erklären. Sollte uns aber nicht schon der klugegedachte Begriff der Entwicklung dieser Höhe überleben? Es gibt Kenntniß, die man allerdings nur erlernen kann, nämlich als Erfahrungserkenntniß durch eigene Sinne, oder durch Mittheilung von denen, welche sie entweder durch eigene Sinne, oder gleichfalls durch Mittheilung von Andern haben. Es gibt aber ein anderes Erkenntnisgebiet, das sich aus dem Innern des menschlichen Geistes entwickelt, von welcher Art das Wesen unserer höhern übermenschlichen Verhältnisse, das Religiöse ist. Hier kann man nur lernen, was bisher von Andern in diesem Gebiete gedacht, gefunden, und wol phantastisch oder philosophisch gerathet ist. Hinaus wird nun in unserm Innern keine Ansprüche, so haben wir

darnit weiter nichts empfangen, als Kenntniß, daß dieses und jenes gedacht und ausgesprochen sei. In der Erkenntniß des Gebietes selbst haben wir nichts gewonnen; und wenn auch einige mit sich selbstzufriedener Überzeugung nachreden: wer wird das für wahren Gewinn achten? Findet aber, was wir von Andern vernahmen, in uns Ansprache, so lernen wir doch in der That nicht von ihnen, sondern die Welt ist nur Anregung unserer eigenen Geistesentwicklung. So kann auch große Geister das in der Jugend von Aussen gebotene Aufwecken; aber weit entfernt, von Andern nur lernen aufzunehmen, überfliegen sie oft weit ihre Lehrer und Anreger, und haben da eigentlich gelernt von Andern gar nichts. Nur Ansprüche zur Entwicklung haben sie von ihnen bekommen; und was noch mehr ist, solche Entwicklungsanregungen gehen nicht immer allein von leuchtenden Punkten aus; auch beobachtete Berührungen, je größer, desto mehr, können den schlummernden Lichtfunken im bessern Geiste des Beobachteten wecken; das schlummernde, bessere Gefühl wird auch durch den Anblick des Unreinen beleidigt und zum Leben aufgerufen. Tritt uns dies in der Bildungsgeichte aller großen Geister vor Augen: wie können wir bei Jesu, dem Einzigen, uns noch mit der kleinsten Frage beschäftigen, von wem er wol gelernt haben möge? Nur entwickelt hat er sich, und dazu konnten ihn sogar schon die Verkrüppelungen seines Zeitalters anregen, sowie das Abenteuerrische verschrobener Lehrer, und die bereits im 12. Jahre gebotenen wunderlichen Tempeldisputationen, in welche er, durch von Innen eingeebnete Fragen, auch wol Verlegenheit brachte. Daneben sollte es aber auch an weckenden Lichtstrahlen nicht; inessen scheint er den äußerlichen Punkt, woher sie kamen, vollständig mit jenen Worten zu bezeichnen: sie haben Moses und die Propheten (Luc. 16, 29); er mußte es wol von sich selbst wissen, wie wichtig sie zur innern Erleuchtung waren. So viel über die Jugendbildung Jesu.

Mit seinem 30. Jahre trat er nach jüdischer Sitte in das Recht öffentlicher Thätigkeit ein, und das Amt, welches seiner wartete, war kein anderes, als das des Messias. Der Beruf dazu war in seinem Geiste entschieden. Somit trat er nun aber eine Bahn an, die er sich schon vorhergezeichnet fand in den Schriften der Propheten und in den Dornen seines Volkes. Der Ruf des Allerhöchsten war ihm in diesen vorbereitenden Veranlassungen offenbar. Allein er erkannte in diesen Veranlassungen einen viel höhern Sinn, als die Werkzeuge derselben ausgesprochen und die Theilnahme in ihnen gefunden hatte; und in diesem höhern Sinne mußte er sein Amt führen. Die durch lange fromme Sehnsucht zum Empfangen bereiteten Herzen mußten eiler berührt werden, als durch dürstige Stille eines irdischen, doch nur ersten Verlangens. Seiner Zeit war die Hoffnungslosigkeit nichts anderes, als Sehnsucht nach einer irdischen Höhe. Diese Sehnsucht war insofern weit über das Gemeine erhaben, als sie die Vorstellungen enthielt, daß es die Gottestreu sei, zu der der Messias führen, und die nach Verbesserung mit dem in vielfacher Richtung verlassenen

Jehova zu jener Höhe, welche Herrschaft über die ganze Erde begriff, erheben sollte, und daß eben die Gottesfurcht als die schönste Tugend in dem zu erwartenden Glanze gedacht wurde. Aber immer blieb doch die Hoffnung bei der irdischen Höhe stehen, und ihr Gegenstand nur ein Erdenreich. Wenige Worte der Propheten scheinen über diesen Punkt hinauszugehen. Allerdings bezeichnete schon eine bedeutende Bredirelücke der Gebärde eines allgemeinen Volkes Gottes auf Erden. Allen wie klein ist die Erde vor dem Geiste, der in ihr nur einen einzelnen Punkt des unüberschaubaren höhern Gottesreiches sieht; dessen Blick auf die höchsten Höhen der Erde kein Hinanshauen zu denselben ist, sondern nur ein Hinabschauen aus der höhern Ordnung, in welcher er sich einheimisch weiß, vom Himmel; der sich nicht als bloßes Erdengeschoß betrachten kann, sondern sich nur zu der Erde, über welcher sein Geist schwebt, vom Himmel herabläßt, um, was sich in ihr verloren hat, wieder zu sammeln.

So konnte denn auch die Idee des Messias-Reiches, wie sie damals gefaßt wurde, dem überirdischen Geiste Jesu nicht genügen. Kein Erdenreich, vielmehr ein Himmlereich, das Reich Gottes, mußte es sein, wozu er einladet, und das heißt nichts anderes, als zu einem Sinne, der aber das Vergängliche hinaus zum Überirdischen sich erhebt, zu einem Streben allein nach dem, was droben ist. Dazu war denn auch nicht allein die Reinigung von dieser irdischen Sünde nöthig, sondern eine völlige Umwandlung der Bestrebungsrichtungen, eine neue Geburt des Innern, eine Taufe nicht mit Wasser allein, sondern mit einem neuen Geiste. Darum gehörte es zu den ersten Verkündigungen Jesu: *Abut Wasche!* Das Himmlereich ist nahe herbeigekommen. Wandelt euren Sinn, und die Bahn zum Himmlereich wird euch geöffnet (Matth. 4, 17). Darum redet er zu Nikodemus von einer Wiedergeburt durch das Wasser und den Geist (Joh. 3, 5). Es ist wol behauptet, daß die Idee eines solchen geistlichen Reiches erst von Jesu gefaßt sei, nachdem der Versuch, ein irdisches zu stiften, wie es in den allgemeinen Hoffnungen gelegen, sich als vergeblich dargeboten habe. Ob dies aber auch wol nur denkbar ist? Ob es wol auch nur möglich gewesen wäre, daß ein Geist, der sich einmal in einen solchen irdischen Plan verliert hätte, nun noch einen solchen Aufschwung hätte nehmen können? Wie schwer es solchen Geistern wurde, sich dahin zu erheben, auch wenn sie hinauf gezogen wurden durch dessen Hand, sehen wir an den Jüngern Jesu, welche doch im Grunde niemals die Höhe völlig erreichten. In dem nur dem Himmel gehörenden Geiste Jesu konnten sich keine irdischen Entwürfe gestalten; er suchte auch nicht einmal eine eigene irdische Stätte zu seines Hauptes Ruhe. Aber die das Welt bewegende Messiasoffnung war ein Entwicklungsanstoß seines Innern, denn sie hatte auch einen irdischen Sinn, den der irdischen Menschennatur, der der Gottheit angehöret; dieser war auch der Keim; dies der eigentliche Anknüpfungspunkt für ihn. Er mußte sich insofern auch noch genauer, noch in mehreren Punkten anschließen, weil er hier das einzige allgemeine Ansprechende edler Art fand, woran er das noch Edlere

knüpfen konnte, und was im menschlichen Gemüthe haften soll, muß Anknüpfungspunkte finden. Wer diese nicht beachtet, oder gar zerstört, arbeitet umsonst. Jesus mußte Messias sein, oder er war, welche Himmlische Lehren er auch brachte, seinen Zeitgenossen gar nichts. Wo seine feelebenden Worte sie ergriffen, erkannten sie zuerst in ihm den Sohn Gottes, den Messias; und erst diese Anerkennung führte sie zu weiteren Hingabe. So wichtig aber die Volksvorstellung von dem Messiasreiche für das hohe Werk Jesu war, so läßt es sich nicht verkennen, daß sie auch, wie alle übrigen gemeinsamen Zeitideen, manches Beschränkende für ihn hatte. Da mußte manches für die höhere Idee an sich Überflüssige beibehalten werden, und manches sie Entstellende blieb unvermeidlich, was Jesus nun zwar möglichst zu erklären strebte, was aber doch wieder sichtbar schon in den nächsten Verbesserungen seines Werks hervortrat; z. B. die eigenartige Idee der Volksentsündigung, sowie die sichtbare Erscheinung seiner Herrlichkeit auf Erden.

Es scheint hierin der Grund zu liegen, warum Jesus nicht sogleich damit auftrat, daß er sich für den Messias erklärte, daß er vielmehr eine geraume Zeit nur die Verbreitung dieser Kunde zuließ. Er zog es vor, sein Werk mit Erweckung des Sinnes zu beginnen, in welchem er Messias sein wollte, daher er vor allem Sinnesänderung predigte. Als Gottes Gesandter und Vertrauter wollte er ausdrücklich sogleich erkannt sein. Hierin konnte, für sich gedacht, nichts irrtüthliches liegen. Demjenigen, welcher sich nicht scheuen, zu mutmaßen, daß Jesus zuerst die Stiftung eines irdischen Reiches versuchte, und nur nach dem Mißlingen ein höheres ins Auge gefaßt habe, könnte man eher die Frage vorlegen, ob der erste Versuch, wenn hier von einem Versuche die Rede sein könnte, nicht auf eine von der Messiasidee unabhängige Verwirklichung durch den Gesandten der Unmöglichkeit gegangen wäre, endlich aber doch ein gewisser näherer Anschluß an die Messiasidee sich als unvermeidlich gezeigt hätte? Darf man vielleicht annehmen, daß Jesus sich darum weit öfter und früher Menschensohn nach Daniel nannte, weil in einigen Ausdrücken dieses Propheten schon eine gewisse größere Annäherung an das Überirdische lag? Ausdruck der Weisheitendheit konnte jene Benennung schwerlich sein, denn Jesus knüpfte oft grade an diesen Ausdruck die bedeutendsten Ansprüche seiner Freiheit (z. B. Matth. 26, 31).

Wir haben vorhin der jener Zeit eigenthümlichen Idee einer Weltentsündigung gedacht; sie liegt klar genug in den Opfergebräuchen vor Augen; sie ging aber mehr auf Tilgung der Sündenstrafe, als der Sünde selbst. Auch hierin sollte geschehen, wessen es zur Sinnesumwandlung bedürfte. Aber grade diese Umwandlung war die eigentliche Entündigung, die Jesus stiften wollte. Da mußten nun schwere Fesseln gebrochen werden, diejenigen nämlich, in welche der allgemeine irdische Sinn die Gemüther schnidete, und die durch das Moaische Gesetz, wie es sich besonders in jener letzten Zeit seiner Beobachtung gefaßt hatte, gleichsam gewirbt worden. Diese Fesseln mußten gebrochen, die Menschen mußten

von der innern despotischen Herrschaft des Irdischen und dem unter ihnen gewöhnlich geordneten Gesellschaftsleben, unter welchem nichts Edleres gedeihen konnte, erlöst werden. Jesus wollte also Erlöser sein, aber ein wahrhaft gründlicher Erlöser. Es kam hier auf mehr an, als man sich damals unter Entföndung dachte, es kam an auf die Erfüllung mit einem heiligen Geiste, mit dessen Aufnahme die wahre Lebenserhebung begann, mit dessen Verwerfung Alles verworfen war, daher sie Jesus für die Sünde erklärte, durch welche alle Hoffnung zu Grunde gehe (Matth. 12, 31. 32). Dies war die Entföndung in der Idee Jesu, die alles umfassende, *ἀγὰρ ἀναγνώρις*, die ewige Erlösung, die er sand (Hebr. 9, 12).

Jetzt davon, wie Jesus sein Werk ausführte. — Das natürliche, von Gott selbst ihm offenbar angewiesene war, daß er in das Amt und in die Bahn eintrat, welche ihm die Vorführung durch Stiftung der Messias-hoffnung geöffnet hatte. Nur daß er den gegebenen Entwurf ausführte im höhern Sinne des erhabenen Stifter's, nicht im Sinne der Hoffenden, die noch tief standen und erst gehoben werden sollten, zu deren Begriffe er sich nur so weit herabließ, als es nöthig war, um nicht die Anknüpfungspunkte zu verlieren, und als es gelingen konnte, ohne seine höhern Zwecke zu vernichten. So erschien er denn als Christus, d. h. als Messias, als Gesandter Gottes; als David's Sohn; als Menschensohn, wie ihn der Prophet Daniel bezeichnet hatte; als Gottes Sohn, dessen Anfunft in den heiligen Urkunden verheißen war. Als Menschensohn sah man ihn vor Augen; als David'sohn erschien er durch den bekannten Familienzusammenhang. Den gesandten Sohn Gottes konnte er sich mit vollem Rechte nennen, und der Begriff verliert alles Anstößige für uns, wenn wir nur aus demselben Alles entfernen, was oft von ähnlichen irdischen Verhältnissen zu in denselben aufgenommen ist. Der Begriff irdisch bestimmt ist irrig und klein; nach höhern Ideen bestimmt wahr und erhaben.

Ein wesentliches Stüd der Thätigkeit Jesu mußte nun offenbar die Erleuchtung der Menschen über ihre böhern Verhältnisse, über das Himmlische, dem sie angehören sollten und den ewigen Herrn desselben sein. Zwei Bedürfnisse können den Menschen im Förschen leiten: das der Wissbegierde und das des Herzens. Das Gebiet der Wissbegierde ist der Ausdehnung nach unendlich; jeder weitere Förschschritt in demselben macht nur unsere Försichtigkeit fühlbarer, und an vielen, was man hier gewinnt, hat man weiter nichts, als, daß man es weiß. Wessen das Herz bedarf, d. h. was zu einem würdigen und zufriednen Menschenleben gehört, ist der Ausdehnung nach wenig, seinem innern Gerichte nach unendlich. Der Wissbegierde wollte Jesus nicht dienen, nur das Herz wollte er erleuchten. Trat jene ihm mit Fragen entgegen, so waren seine Antworten mehr Abweisung oder Befänstigung des Verlangens, als Befriedigung; mehr Ueberleitung zu dem, was des Herzens ist. Auch ist für uns beschränkte Menschen nur im Herzensgebiete volle Befriedigung möglich; denn das Licht, welches die Wissbegierde

sucht, liegt oft in weiter Ferne; zu dem Lichte für das Herz liegen die Funken in ihm selbst, und brauchen nur gendert zu werden. Gott und das Himmlische werden mit jedem Menschen in der Tiefe seines Bewußtseins geboren. Nur in vielfache irrige Richtungen kann sich leicht der Mensch beim Hinabsteigen in die Tiefe verlieren. Er kann sich da von dem leuchtenden Punkte weit entfernen. Hat er ihn indessen nur nicht verschüttet, so kann oft ein Wort des Weisern seine Strahlen ihm sichtbar machen, und das Licht geht plötzlich auf aus der Dunkelheit. So geschah es, daß oft, wenn Jesus seine Himmliswahrheit nur aussprach, das Volk davon ergriffen wurde, als von einer gewaltigen Predigt (Matth. 7, 29). So war es, als die Schüßarten ausriefen: „Wir haben ihn gehört und erkannt, daß er ist Christus der Weltheiland“ (Job. 4, 42). So wollte es Jesus überall, darum sprach er mit Wehmuth: „So ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr nicht?“ (Job. 8, 46).

So fand er es aber nicht überall; vielmehr faß überall den innern Funken verschüttet, wenn auch nicht erloschen. Die Herzen der Zeitgenossen lagen gefesselt unter irdischem Sinne. Von Innen konnte kein Licht mehr ausstrahlen; was in ihr Leben eingebracht sollte, mußte von Außen auf sie zutreten. Sollten sie von den innern Banden erlöst werden, von Außen mußte die Erlösung kommen. Sollte das Höhere und Edlere zu ihnen gelangen, es mußte ihnen äußerlich erscheinen; erst die äußern Sinne überwältigen, ehe es zum Innern drang. Auch diesen Weg hatte der ewige Erbarmen beschloffen, auf ihm sehen wir seinen erhabenen Gesandten, den Erlöser der in Fesseln liegenden Menschheit.

Von Außen eindringende Ereignisse und Thatfachen im Leben Jesu mußten das Göttliche in seiner Erscheinung zur Anschauung bringen. Wir reiten von den Wundern im Leben Jesu. Lange präge man sie. In einer spätern Zeit wurden sie zum Steine des Anstoßes. Sie verwandelten sich, vom kalten Verstande beleuchtet, in höchstens natürliche Währchen. Man wollte auch wol die Thatfachen nicht ganz ableugnen, aber man setzte an die Stelle des gegebenen Bericht's einen erdichteten Hergang, der sie dem Verstande erträglich machen sollte, sie aber der Göttlichkeit, und somit alles Gehaltes für das Herz beraubte, wenn die neue Gestalt nicht gar tödend ins Herz griff. Es kann wol sein, daß der Hergang der Wunder im Leben Jesu damals nicht so aufgefacht wurde, wie er an sich war, man sagte ihn auf, wie es damals den Herzen genügte. Wüßten wir aber jetzt ihren vollständigen Hergang bis zu dem Innersten, was ihnen zu Grunde lag; wer kam dann, daß sie dann nur dem Alltäglichen anheimfallen würden? Wie, wenn grade dann erst in ihnen das Göttliche im vollen Lichte und vor Augen trat? Wer dürfte hieran zweifeln, wenn er auch nur einigen Antheil an der heiligen Weisheit hat, die durch die einzige Erscheinung Jesu über das Menschengeschlecht kam! Wird also auch an der äußerlichen Befestigung der Wunder in der vorliegenden evangelischen Geschichtserzählung immer noch der Zweifel haften; ohne die Wunder überhaupt wird es keine Geschichte des Evangeliums geben

können, und die fromme Beschidenheit wird es uns auferlegen, nicht unsere willkürlichen Gebilde an die Stelle dessen zu setzen, was uns gegeben ist, oder wozu uns sichere Spuren gezeigt sind. Wer tiefer eingehen will, ziehe wenigstens gleich beim ersten Schritte seinen Fuß von jedem Wege zurück, der ihn von der Göttlichkeit der Wunder und dessen, den sie verkünden sollen, abführt.

Doch nicht allein die Gottes that sollte auf der Bahn Jesu von Augen erscheinen, sondern auch die Menschtheit im Himmelsreiche sollte nicht bloß durch Rede dargestellt, sondern ergreifend, ermunternd und siegend äußerlich zur Anschauung kommen; und dies war das Hauptwerk im Leben Jesu. In ihm sollte der wahre Gottmensch, wie er ganz dem Himmelsreiche angehörte, erscheinen, und so erschein er in dem, der nie eine Sünde gethan hat und in dessen Munde nie ein Betrug gefunden ist. Auch die völlige Sinnlosigkeit Jesu ist ein Gegenstand der Untersuchung geworden. Sie darf die Untersuchung nicht scheuen. Die Sache ist leicht zu entscheiden. Man erhebe sich nur zu der ersten Stule; zu der Anerkennung, daß Jesus einer der edelsten Menschen gewesen sei. Wer könnte hier in der Ueberzeugung zurückbleiben! Dann aber beachte man, wie grade die edelsten Menschen am schmerzlichsten ihre sittlichen Mängel beklagen. Was soll man nun da von Jesus denken, bei welchem wir seine Spur solchen Schmerzes finden, der in seinem Bewußtsein nichts hatte, was den nicht allein aus Fehle, sondern auch auf Wandel sich beziehenden Auswurf hätte kommen können: wer unter euch kann mich eine Sünde zeihen? (Joh. 8, 46). Wahrlich, da kann uns Jesus nur als ein Gottmensch, d. h. als vollendet in dem, worin die Gottheit von menschlichen Wesen erreicht werden kann, als Heiliger vor Augen stehen. Von einem Charakter Jesu zu reden scheint unangemessen, denn Charakter ist allemal ein individuelles Gepräge durch Mischung des Heilen und Dunkeln.

So ging nun Jesus lebend und vorbildend für das Himmelsreich durch eignes Beispiel, und begleitet von Thaten Gottes, unter seinen Zeitgenossen umher. Umherziehend nennt Petrus seinen Lebensgang, und so war es. Nirgend suchte er einen festen Sitz, noch viel weniger ein heimliches Eigenthum. Er war überall, wo er wirken konnte, und nicht allein die Lehrversammlungen seines Volks, nein Berg und Thal, Fluren und Seen waren seines Wirkens Stätte; Geachtete und Verachtete seines Volks der Ader zum Ausstreuen seines Samens. Nur in der einen Schranke hielt er sich, daß er in dem Gebiete Israels blieb. Hier mußte erst der Baum gepflanzt werden, dessen Zweige sich dann über alles Volk auf Erden verbreiten sollten. An die Idee seines Volks mußte er erst das Höhere anknüpfen, um sie in die Welt einzuführen. Das Bild des Höheren erhielt dadurch etwas jüdisch Volkstümliches in sein Gepräge, welches nur durch seine Einfachheit vermindert ward. Verklären sollte es sich aber dereinst zu dem reinen allgemeinen Menschenthümlichen, und so aller Erdenbewohner Eigenthum werden.

Mit dem bisher Beschriebenen war inessen noch nicht

genug zur Erlösung des menschlichen Geistes von den Fesseln des Irdischen geschehen. Es sollte noch eins äußerlich vor Augen treten, nämlich: der grelle Widerstreit zwischen dem Geiste des Himmelsreiches und dem des Erdereichs. Es sollte sichtbar werden die innere Hoheit des Ersten bei der äußerlichen Macht des Letztern. Es sollte gleichsam leibhaftig erscheinen die gänzliche Dahingabe alles Irdischen für das Himmlische, und der endliche Sieg des Himmels bei dem entscheidenden Ansehn des Unterliegenden. Dadurch sollten die Menschen erlöst werden von jedem erniedrigenden Vertrauen zum Irdischen, von jedem Zweifel an dem Ewigen; der schauervolle Abgrund, dem der Erdenfuss zuführen kann, sollte sie mit demselben entzweiten, und der Himmelsfuss sollte einjiger Gegenstand ihrer Bewunderung und Liebe werden. Damit mußte die Laufbahn Jesu sich vollenden.

Daß er bei seinem Wüten nicht allein viel festgetretenen, unempfindlichen Boden fand, sondern auch thätiges Widerstreben derer, die im irdischen Sinne verloren waren, konnte nicht anders sein. Es war besonders die pharisäische Classe seines Volks, die grade auf einem dem seinigen entgegengesetzten Wege fortschritt. Er wollte die Menschen erlösen mit Aufopferung alles Irdischen. Jene Classe wollte sie in Fesseln schmeißen zu eigenem irdischen Vortheile. Die Reibung und der Kampf trat sehr bald hervor. Immer erbitterter wurde der Haß gegen den Himmelsfuss; immer thätiger die Verfolgung, und nur drei Jahre hatte das thätige Leben Jesu gedauert, als er schon am Kreuze blutete, aber freiwillig blutete, da er wenigstens vom Standpunkte der Welt aus betrachtet, viele Wege hatte, sich diesem Opfer zu entziehen, welchem er sich auch entzog, bis die rechte Zeit erfüllt war. Seht Menschen, wollte die Kreuzigung des Erlösers sagen, so tief kann Erdenfuss hinabstufen, erschreckt vor dieser Gestalt! Seht, so kann der Himmelsfuss sich über das Irdische erheben; kennt ihr einen höhern Gegenstand der Bewunderung und des Strebens?

Für diejenigen, welche das Laster an sich zu verabscheuen, die Augen an sich zu lieben sähig sind, war diese Doppelerscheinung, des Ersten in tieferer Verworfenheit, der Letztern in höchster Bewunderungswürdigkeit genug zur Entscheidung, zur Erweckung eigener Kräfte. Aber es sollte noch mehr geschehen, auch zur Erlösung für die, welche durch irdisches Thun und Treiben verwöhnt, nur erst nach in die Augen springenden Folgen zu entscheiden vermögen. Jesus hatte genug gethan; denn er sollte der Menschen höheres Thun darstellen, und dies hatte er den höchsten Gipfel erreicht. Mit Recht rief er zum Schlusse seines Werkes aus: Es ist vollbracht! (Joh. 19, 30). Was noch hinzu kam, war Gottes That. Der Gekreuzigte war ins Grab gelegt; aber schon am dritten Tage trat er wieder unter die Lebenden. Das Ereignis ist so gewis, wie nur irgend eins in der evangelischen Geschichte. Wäre es nicht erzählt, sondern säßen wir nur mit dem Unterliegen des Gottmenschen am Kreuze das allgemeine Dinstehen der nur durch ihn belebten Herzen, und dann doch wieder in so kurzer Zeit ebendieselben Herzen in neuer, viel höherer Lebenskraft, wir müßten hier

zwischen jenes Hinsinkens und dieses neue Leben irgend eine Auferstehungsbegebenheit sehen; möchten wir nun die uns denken, welche in der That geschah, oder was sonst für eine. Der Jesu Geist stand neben der Nothwendigkeit seines Todes zur Erlösung und des damit verbundenen Einsinkens seines Baues auch die Gewissheit einer alles wieder aufrichtenden Gottesthat. In diesem Sinne redete er vorher mit seinen Jüngern von Wiedererweckung und zwar nach drei Tagen, nach einer Zwischenzeit, die für nichts zu achten, durch die nichts verloren sei. Röder bezeichnete er die zu erwartende Begebenheit nicht; und daher waren auch seine letzten herrlichen Reden unter seinen Vertrauten nur Abschiedsworte des Scheidenden auf Wiedersehen in einer bessern Welt; die zuverlässigsten, die jeder Sterbenden zu den Seinigen reden kann. Darum stand nach seinem letzten Lebensaushauche am Kreuze nur das Bild eines Geschiedenen und untergegangener Hoffnung vor ihren Augen. Der Glaube an frühere tröstliche Verkündigung konnte sie jetzt nicht aufrichten. Dieser Glaube war früher ebenso wenig lebendig in ihnen geworden, als ihnen gläubig erschien die Wortverkündigung eines baldigen Aufstehens; und wie weit er auch bei ihnen Eingang gefunden haben konnte, unter dem Kreuze dessen, in welchem sie allein Haltung hatten, war ja alles hingelunken. Darum konnten ihnen denn auch die ersten Nachrichten von seiner Auferstehung nur als Mährlein erscheinen (Luc. 24, 11). Wie aber mußte nun, als sie zur Gewissheit wurden, als ich Erstgeborene in ihnen wieder aufstehen! Zu welchem unerschütterlichen Ruhe mußte sie ein solches Zeichen vom Himmel erheben, mit welcher Entschlossenheit mußten sie nun ihm die Hand reichen zur Fortsetzung der unterbrochenen Bahn!

Doch so sollte es nicht sein. Nicht allein hatte Jesus in seinem Werke mit seinem Kreuzestode den höchsten Gipfel erreicht, und damit dasselbe vollbracht, sondern es war auch noch ein Mangel, das seine Jünger bis dahin nur in dem Geiste ihres Meisters Haltung fanden; sie sollten sie finden lernen in sich selbst; in ihrem eigenen Innern mußte zu größerem Wirken ein höherer selbständiger Geist lebendig werden. Dieser hohe Segen sollte noch von Oben kommen. Jesus verkündigte ihnen, daß er ihnen jenen Geist senden werde vom Vater (Joh. 15, 26). Es war ja des Vaters und sein Geist, wo andersher sollte er kommen, als von dem, der alles Heiligen Ursprung ist, und von dem, der schon bei sichtbarer Gemeinschaft mit den Jüngern, den Lebensstein dazu in sie gepflanzt hatte! Alles, was zu unserer Heiligung geschieht, ist gemeinschaftliches Werk des Vaters und des Sohnes. Diesen großen Gedanken verkümmern wir und nur, wenn wir dem Himmlischen die irdische Form geben. Damit aber diese große Umwandlung eintrete, mußten die Jünger erst ihren bisherigen Haltpunkt verlieren; Jesus mußte von ihnen gehen, und er sagt selbst, wenn ich nicht hingehe kommt der Geist nicht zu euch (Joh. 16, 7). Zum Hinsinken versinken konnte sie nach seinem abermaligen Abschiede nicht wieder, denn schon was geschehen war, hatte sie zu höherer Ansicht und Haltung wie-

ergeboren, und das bezeichnende Wort des Meisters hatte eine ganz andere Klarheit und Stellung bei ihnen bekommen. Schon schwebte ihr Geist in der Höhe. Allein — wol hätte ein Sinken wieder eintreten können, wenn der abermalige Abschied des Meisters die Gestalt des Sinkens gehabt hätte; wie, wenn er vor ihren Augen schwachlich in den Tod gesunken wäre? Da wären ihm dann ihre Gedanken nur wieder in die hübschgedachte Unterwelt gesinkt, wo es nur ein ohnmächtiges Schattenleben gab. Er aber hatte von einem Himmel gerodet, vom Himmelreiche für sich und die Seinigen; und wie sinnlich sie sich den Himmel auch denken mochten, so unermesslich diese sinnliche Vorstellung war, so wenig durfte sie vernichtet werden, wenn nicht die neue Hoffnung einsinken sollte. Darum mußte die Abschiedsscene eine solche sein, die den festen Gedanken zurückließ: nicht in die Unterwelt, nein in den Himmel ist er übergegangen. Kein Augenzeuge beschreibe sie uns, keiner sagt uns mehr, als er ist in den Himmel erhoben. Wüßtest war die Scene so, daß durch sie nur den Augenzeugen jene Thatsache über allen Zweifel klar ward, darum sie denn über dieselbe vor denen schweigen, die die höhere Bedeutung nicht begreifen haben würden. Dieselbe Thatsache hatten die Nichtzeugen in dem Verichte: er ward aufgeboben, aufsteigend und eine Wolk nahm ihn auf vor ihren Augen weg (Apokalypse, 1, 9). Hgl. Himmelfahrt Christi.

So endete die irdische Bahn des Meisters. Sein Leben war das Licht der Welt durch Rede, That und Thatsache. Ist es aber des Lebens Hauptmerkmal nicht, auf der Erde sichtbar wandeln und von ihnen sichtbaren Gaben genießen; ist sein höchster Gehalt wirken, so lebt Jesus immer noch unter uns und wird bei uns sein, wie er sprach, alle Tage bis an der Welt Ende (Matth. 28, 20). Da dauert denn auch seine Geschichte fort, ein nie erlöschendes Licht der Welt; und an die erleuchtenden Thatsachen der ersten Zeit reihen sich immer neue und erleuchtende, und die Göttlichkeit seines Werks beständige Thatsachen an. Hier ist das Licht der Welt! verblühen uns vom Himmel nicht allein seines irdischen Lichtes baren Lebens Wunder, sondern auch erscheinende Gottesthaten für seines Werkes Beförderung zu allen Zeiten; und je tiefer durch jene Lichtstrahlen angeregt auch das innere Menschentum erwacht, desto lauter redend treten hinzu die Zeugnisse des eigenen Herzens.

Wie aber steht es nun mit diesem Erwachen des innern Menschentums? Steig es seit der ersten Anregung von Stufe zu Stufe und ohne Rücksinken immer höher? Wie niederschlagend ist das Bild, welches uns die Geschichte vor Augen stellt! Wie die Sonne oft nur beim Aufgange herrlich leuchtet, bald aber, erst von Wolkenschleiren getrübt, endlich von Wolkennmassen verhüllt wird; so war es auch hier. Die Angemessenheit des Bildes bedarf keiner Erläuterung. Die Geschichte liefert den Beweis, daß Menschengänge auch das Bestste in Missethät verwandeln können. Was Jesus gab, sollte die Menschen mit himmlischer Gewalt heben zum Himmelflug; aber der irdische Sinn erniedrigte es zum Hebel für seine gemeinen, ja lasterhaften Zwecke. Das

Herr wollte Jesus wecken und ihm dienen. Aber, was er sprach, zog die Wüßbegierde in ihr Gebiet und dehnte es in vielfache abenteuerliche Gestalten aus. Inzwischen die Sonne, die Jesus angründete, blieb, wie sie ferner bleiben wird, auch hinter den düstern Wolkten, und sendete der Welt auch Strahlen durch sie. Und, wie düster es war und immer düsterer ward im Laufe von anderthalb Jahrtausenden, so erging endlich wieder das Wort: Es werde Licht! Doch — das Leben des Erlösers begann mit Kampf, und nur kämpfend wird fortgedauert die Erlösung; aber gediehen wird sie, so wahr sie das Wort aus Gott ist. Ist und aber unbegreiflich gerade dieser Gang der Erlösung, so bleibt uns noch übrig, mit Paulus zu sprechen, da ihn ähnliche Betrachtungen in Verwunderung setzten: „D wech eine Tiefe des Reichthums, deides, der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!“ (Märtens.)

JESUS (Geogr.). 1. Diesen Namen führen eine Menge Städte, Flecken und Niederlassungen, sowie ein Fluß im südlichen Amerika, unter denen viele zu unbekannt sind, als daß sie eine besondere Aufzählung verdienen; wir wollen uns also darauf beschränken, in dem folgenden Verzeichnisse die bis jetzt am meisten bekannten, von denen sich einige Notiz geben läßt, aufzuführen. 1) Eine Stadt Mexico's in der Provinz San Luis de Potosi, hat einige Tausend Einwohner, die aus einem Gemische von spanischen Kreolen, Mulatten, Mexikanern und Indianern bestehen. In der Stadt ist ein Augustinerkloster, und in der Umgegend liegen eine Menge Landgüter und Mäerren. 2) Eine Pflanzstadt im Freistaate Paraguay, an dem Flusse Paraná, liegt im Districte der ehemaligen Jesuitenmission unter 27° 2' 36" südl. Br. und 58° 25' 6" westl. Länge, wurde im J. 1685 von den Jesuiten angelegt, und zählte zu Agara's Zeiten gegen 900 Einwohner. 3) Jesus de Gualema, Hauptort des kleinen Districts Itata in der Provinz Maule des Freistaates Chili, wurde angelegt im J. 1743 und liegt unter 36° südl. Br. 4) Jesus Najareno, auch Inisipin genannt, ein indianisches Dorf in der Provinz Santa Fé des Freistaates Argentina, deren Bewohner zu Agara's Zeit noch nicht zum Christenthume bekehrt waren. 5) El Nombre de Jesus, eine Niederlassung in der Provinz Quito des südamerikanischen Freistaates Ecuador, am Flusse Napo gelegen. 6) Drei Niederlassungen Perus, wovon die eine in der Provinz Huamaltles (Huamaltles), die beiden andern in der Provinz Caramaraca gelegen sind. 7) Jesus Maria, eine Niederlassung des Freistaates Mexico im Staate Jalisco, gehört zu dem Districte der ansässigen Villa und Alandia mayor, Aguas Calientes, wovon sie anderthalb deutsche Meilen entfernt ist. 8) Eine von den Jesuiten gegründete Niederlassung im Staate Jalisco der Republik Mexico, in der Alandia mayor von Navarriti gelegen. 9) Eine Niederlassung des Staates Copahuila im Freistaate Mexico, an einem Arme des Flusses St. Domingo, wurde von dem Erzbischofe Don Juan Antonio Bissaron gegründet. 10) Jesus los Coronados, eine Nieder-

lassung der Jesuiten im Freistaate Ecuador, im Districte Mainas gelegen. 11) Eine Niederlassung auf der an Brasilien's Küste gelegenen Insel Joannes oder Marajo, die von den großen Strömen Marañon (Amazonenstrom) und Rio Para umgeben ist. 12) Sans Felipe de Jesus, eine Niederlassung des mericanischen Staates Californien, liegt innerhalb des Golfes von Californien, nahe der Mündung des Flusses Colorado oder der Morte. 13) Jesus de la Marca, eine Niederlassung in der Provinz Tucuman der Republik Argentina. 14) Jesus de la Marca, eine Niederlassung der peruanischen Provinz Caramaraca. 15) Ein Fort im Kaiserthume Brasilien, gewöhnlich Jesus, Maria und Joseph genannt, liegt an der Seeküste, und in der Nähe der Mündung des Flusses San Pedro. 16) Jesus Maria, ein kleiner Fluß der Republik Argentina, der sich in den Uruguay ergießt. 17) El Nombre de Jesus, ein Vorgebirge der Magellanstraße im sogenannten Feuerlande, kommt gewöhnlicher unter dem Namen Cabo del Espiritu Santo (heiligen Geistes Vorgebirge) und bei den Engländern unter dem Namen Charlotte promontory vor, und liegt unter 52° 50' südl. Breite.

II. Eine zu Untercanaba gehörige, im St. Lorenzstrom gelegene Insel, liegt nortwestlich von der Insel Montreal, von der sie durch die Riviere de Prairie, so wie von dem selten Lande durch den Lorenzarm St. Jean getrennt wird, ist 21 engl. Meilen (¼ deutsche Meilen) lang, und an ihrer breitesten Stelle sechs engl. M. breit. Die Insel hat einen hohen, aber sehr fruchtbaren und gut bebauten Boden, der Getreide, Gemüse und Obst im Überflusse und von vorzüglicher Qualität hervorbringt. Die Südostseite der Insel ist mit vortreflichen Weiden und schönen Wiesen ausgestattet. An den beiden Armen des Lorenzstromes, von denen die Insel eingeschlossen wird, liegen viele Mühlen und Schneidemühlen, und rund um die Insel, sowie auch quert durch, läuft ein Fahrweg. Sie gehört dem bischöflichen geistlichen Seminare zu Quebec, dem sie bereits im J. 1699 nebst dem Isles aux vaches vertrieben wurde, und gehört zur Grafschaft Estingdom. Die auf der Insel zerstreut liegenden Economische bilden drei Kirchspiele, als: St. Vincent, St. Rose und Francois.

III. Eine kleine Insel im stillen Ocean, im südlichen Theile des Nord-Malagaver-Archipels, wurde im J. 1567 von dem spanischen Entschaffer Don Alvaro de Mendosa entdeckt, und liegt unter 6° 50' südl. Br. und 162° 35' östl. Länge von Greenwich. Die Bewohner der Insel sollen zur Malaisienfamilie gehören. (J. C. Schmidt.)

JESUS als Sumame, 1) Antonio de J., aus Lissabon gebürtig, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde Mönch, und von 1636 an bis an seinen Tod, der am 15. April 1682 erfolgte, Professor der Physik an der Universität Coimbra. Die Grabchrift, welche man ihm setzte und noch dort findet, rühmt neben seinem geistlichen Eifer vorzüglich seine Wohlthätigkeit, welche so weit gegangen sei, daß er seine ganze Beibildung, welche er als Professor genoss, auf Unterstützung der Armen verwendete. Nach

jetzt werden seine Compositionen auf der königlichen Bibliothek zu Lissabon aufbewahrt.

2) Bernardino di J., auch Senn genannt, wurde im J. 1599 zu Lissabon geboren, trat 1615 in den Franziskanerorden zu Bianna, bekleidete dasselbst zuerst die Stelle eines Chorwirts, hierauf um 1659 die eines Definitor und starb dort am 10. April 1669. Er war ein vorzüglicher Sänger und ausgezeichneter Componist, wurde deshalb auch vom Könige Johann IV. sehr geschätzt. Es befinden sich von ihm noch gegenwärtig mehre Compositionen auf der Bibliothek zu Lissabon, welche ein reichliches Zeugniß seines Talents abgeben.

3) Fr. Gabriel de J., wurde zu Leiria geboren, und im J. 1676 Ordensgeistlicher zu Alcobeca. Er wird nicht allein als fertiger Orgel- und Harfenspieler, sondern auch als gründlicher Contrapunktsist gerühmt; sein bestes Werk sollen fünf Motetten: „Para as quinze Estaciones da Via sacra com as letras da Escritura sacra competentes a cada Estacao“ sein. (Fr. Thon.)

JESUS-CHRISTUS-ORDEN soll im J. 1320 vom Papste Johann XXII. zu Avignon errichtet und vom folgenden Papste bestätigt worden sein. Man gibt diesen Ritters ein goldenes, roth ausgelegtes Kreuz, das in ein anderes Kreuz eingeschlossen und mit Gold unterlegt gewesen sein soll; behauptet auch, dieses Ordenszeichen sei von dem Zeichen der Ritter Christi in Portugal in Einigem verschieden gewesen, dennoch hat Johann XII. seinen neuen Ritterorden gestiftet, sondern nur den Orden der Ritter Christi in Portugal bestätigt. Man vgl. *Cuccagnius*, Vita Joh. XXII. und *Farin*, *Gryphius* von den Rittersorden. — Ein anderer Orden dieses Namens, Jesu Christi und seines Leidens, wurde vom Prinzen Karl, dem Neffen des Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg, gestiftet. Die Ritter trugen ein weißes, weiß von Silber gesticktes Kreuz auf ihren Mänteln, und um den Hals ein blau gewässertes Band, an dessen Ende eine große goldene Medaille hing, auf welcher sich das Bild unsers Erlösers befand. Sie waren vorzüglich verpflichtet, der Feier des Gnadentags und des folgenden heiligen Abends andächtig beizuwohnen. (Nach Fr. 1801.) (G. W. Fink.)

Jesus-Compagnie, f. Revolution, französische.

JESUS MARIA, eine ansehnliche Insel des stillen Oceans, die zu der sogenannten Admiralitätsgruppe gehört, im Südosten der Admiralitätsinsel und nach d'Entrecasteaux unter 2° 22' südl. Br. und 145° 28' östl. Länge liegt. Der vorgenannte Seefahrer, welcher bei seiner bekannten Reise um die Erde diese Insel im Julius 1792 beobachtete — denn besucht hat er sie nicht, der gefährvollen Küsten wegen, sondern nur eine halbe französische Meile davon entfernt gewesen und von da aus seine Beobachtungen vorgenommen — gibt uns folgende Beschreibung: Sie ist mit Korallenriffen umgeben, hat im Ganzen ein ödes und wüstes Aussehen, und nur wenige Punkte sind angebaut, was, mit den wenigen Eingeborenen, die sich sehen lassen, zu der Vermuthung führt, daß sie nur eine geringe Bevölkerung habe. Keins der Piro-

guen der Eingeborenen näherte sich den Europäern, welche wegen der starken Strömung und der vielen gefährlichen Riffe keine Landung wagen konnten. Mehre Dörferchen des Namens s. unt. Jesus (Geogr.). (J. C. Schmidt.)

JESUS MARIA (Carlos de), wurde im J. 1713 zu Lissabon geboren, und starb im J. 1747 als Mönch zu St. Cruz in Coimbra. Er glänzte zu seiner Zeit als musikalischer Schriftsteller, und schrieb unter andern eine gute Gesangsschule, auf dessen Titelblatt er sich Luis da Maya Croocer nennt, was sein Name per Anagramma sein soll. (Fr. Thon.)

JESUS- und MARIA-ORDEN wurde, nach mehreren Schriftstellern und unter diesen auch von Helyot, vom Papste Paul V. im J. 1615 gestiftet; nach Andern war der Stifter unbekannt, allein man sing zur angegebenen Zeit in Rom an, über die Satzungen dieses Ordens Mangel zu unterhandeln. Diese Satzungen wurden damals mit ausgemalten Ordenszeichen in Abschrift an verschiedene Äbte ic. geschickt. Das Hauptstückliche bestand in folgendem: Die Ritter sollten bei Heierlichkeiten einen weißen Mantel tragen, auf der linken Seite desselben das Ordenskreuz, dessen Grund himmelblau und am Rande mit Gold gestickt war. Einander gegenüber standen die Namen Jesus — Maria. Das Kreuz hatte acht Spitzen, wie ein Malteiserkreuz, das sie auch im Knopfloche trugen. Das Ordenskapitel sollte nur in Rom gehalten werden, wo die Wahl des Großmeisters geschehen sollte. Papst und Cardinalcollegium hatten drei Ritter vorzuschlagen, von welchen einer in der Ritterversammlung zu wählen wäre. Der Großmeister hatte dann das Recht, das Gerechtigkeitskreuz dreien Ritters in jeder Provinz aus Gnade zu geben, d. h., man forderte von diesen Gnadenrittern keinen Beweis ihres Adels, wol aber so viel Vermögen, daß sie mindestens eine Komturei mit 200 Thälern Einkünfte stiften konnten, deren Ertrag sie lebenslang genossen, die aber nach ihrem Tode dem Orden gehörten. Eine Kugel Waagegold. Zum Gedächtniß der 33 Lebensjahre Jesu sollte der Orden 33 Komturen oder Prioren haben mit dem Namen der Großkreuze, in welche immer der älteste Ritter nachrückte. Diese nahmen auf Rechnung für das Generalcapitel und als Beamte die Summe ein, welche jeder bei seinem Eintritte zahlen sollte. Der Orden bestand aus eigentlichen Rittersn, Kaplänen und dienenden Brüdern. Die Ritter aus dem Kirchenstaate waren frei von Abgaben, und standen in allen bürgerlichen, auch in päpstlichen Untersuchungen nur unter ihrem Großmeister, dagegen waren sie in andern Ländern der ordentlichen Gerichtsbarkeit unterworfen. Dafür waren die Ritter aus andern als päpstlichen Provinzen nicht verbunden, sich zum Generalcapitel einzufinden. Alle aber waren verpflichtet, die Kirche und den Kirchenstaat zu verteidigen. Die römischen Ritter mußten ein Pferd, einen Harnisch und eine ganze zum Schutze des Kirchenstaates haben, und jeder Waffenbier ein Schießgewehr. Aus diesem Allen, worüber der Abt Justinianus und D. Bonanni in ihren Schriften über die Ritterorden zu vergleichen sind, ergibt sich, daß dieser Orden wenigstens nie der Papstheerlichkeit in Vorschlag gebracht wurde, daß er

der erwachten numismatischen Sammelgierde zu genügen, wie dies auch mit den sogenannten Silberlingen der Hall war¹⁾, welche damals erliefen. Übrigens trieben Ader- und Wunderglaube auch mit diesen Pfennigen ihr keltisches Spiel, wie wir etwas Ähnliches bei den Muttergottesdukaten sehen (vgl. d. Art. Dukaten), und man bediente sich ihrer als fristige Amulette gegen Krankheit, Unglück und Gefahr.

Die zweite Klasse der Jesusmünzen bilden die Jesusthal, worunter man diejenigen Thaler versteht, auf welchen sich die oben angegebenen Merkmale der Jesusmünzen überhaupt finden. In Hinsicht der Classification gilt von ihnen dasselbe, was wir bei den Jehovahthalen sowohl im Texte als Not. 3 bemerkt haben¹⁾, weshalb wir darauf verweisen. Die Zahl derselben ist sehr groß und größer als die der Jehovahthal, da das Bild des Heilandes der Kunst mehr Anhaltspunkte darbietet als der bloße Name Jehova. Indem wir auch hier auf die Artikel Mebailen und Thaler verweisen, bemerken wir nur noch Folgendes. Was den Namen Jesus und dessen Monogramm betrifft, so haben wir das hierüber zu Sagen bereits in Not. 1 erledigt. Das Christusbild findet sich entweder in ganzer oder halber Figur mit oder ohne Strahlenkranz¹⁾, oft auch bloß im Brustbilde¹⁾.

In Beziehung auf die Erscheinung und das Leben des Heilandes finden wir auf den Jesusthalen nachstehende Darstellungen:

1) Der Stammbaum Christi auf der Reversseite einer Diademmünze des Bischofs von Lausanne Simon von Montausan ohne Jahrzahl. Umschrift: ECCE VIRGO QUAE PERIT FILIUM. Darunter Maria mit dem Christkinde und neun königliche Brustbilder, ganz unten Jesse liegend, aus welchem der Stammbaum hervorgeht. *Madai* nr. 3322. Köhler *Th. XI* S. 257, wo sie abgebildet ist. Obgleich diese Münze streng genommen nicht zu den Jesusthalen gehört, so glauben wir doch sie der Vollständigkeit wegen nicht übergehen zu dürfen.

2) Die Verkündigung Christi durch den Engel. Auf einer hamburgher Münze und einem Miszellenhaler. Umschrift auf beiden: AVE. MARIA. GRATIA. PLENA. DOMINVS. TECVM. BENEDICTA. TV. INTER. MYLIERES. Beide sind zugleich Jehovahthal. Die erstere aber auch ein Hochzeit, die letztere ein Taufthal.

3) Die Geschichte der Geburt Christi und der Anbetung durch die Hirten. Auf einer kaiserlich österreichischen und auf einer hamburgher Münze. Umschrift der erstern: MATHEI. II. CA. NATVS. EST. NOBIS.

13) O. Sperling, *Diss. de numis non evis*. *Trichsen a. a. D.* 14) Der Kreis dieser Unterabtheilungen erreicht sich jedoch hier noch bedeutend, indem noch Christkranz-, Kreuzkranz-, Schächer-, u. s. w. Thaler hinzukommen. 15) Hiermit muß auch der Treuhänder, daß man einige zu Jerusalem geschlagenen Münzen der Stadt Achaia für Jerusalem hält, indem man den Koloß wegen des Strahlenkranzes mit dem Heilande verwechselte. 16) Christus in ganzer oder halber Figur, bald mit der Siegesfahne, bald seine Wunden zeigend, bald mit dem Kreuze oder der Brusttasche findet sich häufig auf Jesusthalen. Letztere findet man des Brustbild.

SALVATOR. QVI. EST. CHRISTVS. DNS. IN. CIVITATE. DAVIT. Umschrift der zweiten: GLORIA. IN. EXCELSIS. DEO. *Madai* nr. 10. nr. 4934. Außerdem noch auf einem Doppelthaler der Stadt Münster vom J. 1638 und einem Christthalaler vom J. 1680. *Madai* nr. 5040, 5186.

4) Jesus auf der Mutterbrust. Auf einer seltenen Münze des Herzogs Edoards von Maine. Umschrift: MULLE. CLYPEI. PENDENT. *Madai* nr. 4529.

5) Jesus auf dem Schoße der Mutter nach der Abbildung der griechischen Kirche. Auf einer Münze des Papstes Clemens XI. vom J. 1702. Umschrift: DILEXI. DECOREM. DOMVS. TVAE.

6) Jesus auf dem Arme seiner angeblichen Großmutter Anna. Auf zwei gräflich Schidischen Münzen aus den J. 1627 und 1630. Umschrift S. A. oder S. ANNA. Eine dritte vom J. 1677 stellt die Anna und Maria mit dem Jesuskinde in den Wolken (schwebend dar¹⁾). *Madai* nr. 4372, 73, 75.

7) Der Heiland in den Bindeln. Auf einer Münze des Erzbischofs Sigismund von Salzburg vom J. 1704. Auf einem fliegenden Bande die Aufschrift: MONSTRATE ESSE MATREM. *Madai* nr. 3286.

8) Der große Christophorus mit dem Jesuskinde. Auf einem Ausbeutehaler des württembergischen Herzogs Eberhard mit der Umschrift: OMNIA CVM DEO. und auf einem dergleichen vom Herzog Karl Friedrich vom J. 1740. Anspielung auf den Bergwerksknecht Christophthal. *Madai* nr. 4131 und 38.

9) Die Beschneidung Christi. Auf einem Thaler der Stadt Münster ohne Jahrzahl. Umschrift: Sein Name ward Genennet JESUS. Luc. am 2. *Madai* nr. 5187.

10) Die Darstellung im Tempel. Auf einer Münze des Papstes Clemens XI. vom J. 1704. Umschrift: VIDERVNT. OCVLII. MEL. SALVTARE. TVVM. *Madai* nr. 710.

11) Die Taufe Christi. Sehr häufig. 1) Auf Münzen der Herzöge Ferdinand und Cosmus II. und III. von Florenz aus den J. 1590, 1594 und 95. Umschrift: FILIVS. MEVS. DILECTVS. 2) Auf einem Tschon des Papstes Gregor XIII. Umschrift: SIC. DECEAT. IMPLERE. Außerdem auf den Thalern der neugotisch-christlichen Linie von den J. 1670 und 71 und auf Miszellenhalern. *Madai* nr. 1961, 69 und 4460. nr. 1511. nr. 3190—93, 94—98. nr. 2360.

12) Die Versuchung Christi soll nach Einigen auf dem bekannten Interimthalaler (s. d. Art.) dargestellt sein, welchen Rabai nr. 2360 aufführt.

13) Die Hochzeit zu Cana und Christus als Ehegatte. Auf zwei Miszellenhalern und einer Reihe hamburgher Hochzeitthalaler. Umschriften: IESVS. (CHRIST.) MACHET. WASSER. ZV. (GVDEM.) WEIN. ZV. (IN.) CANA. IN. Gal. Zweite Umschrift: QVOS.

17) Die Darstellung der Maria mit dem Jesuskinde, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Arme (man vgl. hierüber den Art. Dukaten), oft zu flüssig, als daß sie einer besondern Erwähnung verdiente; auch ist hier Maria Haupt, Jesus Nebenfigur.

DEVS. CONIVNXT. HOMO. NON. SEPARET.
Auf einem wahrscheinlich zu Lübeck geprägten Hochzeitsthaler, welcher ebenfalls die Darstellung der Hochzeit zu Cana, sowie die der Einsegnung eines Brautpaares durch den Herrn darstellt, lautet die erste Umschrift: Z. CANA: E. GALILEA. EI. HOCHZEIT. WAR. IESVS. AVS. WASSER. MAC. WEIN. DAR.; die zweite: GODT. DE. EHSTANDT. GESTIFT: HÆT. DARV. m. IHN IESVS. GESEHEN. (segnen) DÆT. *Mad.* nr. 2377. 4928—37. 5225. 5987—89.

14) Christus mit seinen Jüngern unter der Pharisäern. Auf einem sogenannten Wiederlaufsthaler bei Rabai nr. 2365. Die zweifache Umschrift: MAT. 12. DESE. EBRECIS. (hebräerische) ART. SVCT. EIN. BEGN. ES. WIRT. IR. KAINS. GEBN. DAN. DAS. BEGN. DES. PROEVN. IONAS. ION. I. LVC. II. WI. ION. EIN. BEGN. WAR.

15) Jesus, während des Sturms auf dem Meere, im Schiffe schlafend, und, aufgewacht, dem Sturm und Wellen gebietend. 1) Schaumünze im Anfange des vorigen Jahrhunderts zu Gremitz geprägt. Umschrift: IN. TEMPESTATE. SECVRTAS. *Mad.* nr. 2379. 2) Münze des Papstes Innocenz XI. vom J. 1679. Umschrift: VENTI. ET. MARE. OBEDIUNT. EI. *Mad.* nr. 685.

16) Christus dem Petrus die Himmelschlüssel überreichend und ihn segnend. Auf Münzen des Herzogs Scipio von Salaparuta und Bogiolo aus den J. 1639 und 1665 und des Papstes Innocenz X. aus den J. 1676 und 1679. Umschrift der ersten: TV. ES. PETRVS. PRAESIDIVM NOSTRVM.; der zweiten: IN. VERBO. TVO. *Mad.* nr. 3163. 4620.

17) Christus das Abendmahl einsetzend. Auf einem seltenen halben Thaler des Kaisers Maximilian. Umschrift: NEMEN. ESSEN. DAS. IST. MEIN. LEIB. VND. ER. NÄHM. DEN. KELCH. VND. DANKET. VND. GAB. IN. VND. SPRACH. TRINKEN. ALE. DA. RAUS. *Mad.* nr. 2390.

18) Christus am Kreuz. Sehr häufig. Am vollständigsten auf einem Mischlantsthaler bei Rabai nr. 5201. Umschrift: AM. CREVTZ. EIN. FLUCH. ICH. WORDEN. BIN. MEIN. AUFRSTEHUNG. DEIN. GEWIN. Dann auf einem Thaler des Bischofs Christoph Bernhardt von Münster. Jahr 1659, auf einem Wiederlaufsthaler und sonst noch. *Mad.* nr. 840. 2367 und 68. 5215.

19) Der aufstehende und auferstandene, zugleich über Welt, Tod, Knebel und Hölle triumphierende Christus. Häufig. 1) Auf einer städte braunschweigischen Münze vom J. 1546 und auf einer sonst unbekannten Münze mit der Umschrift: ITA. CHRISTVS. TRIDVVM. SEPVLTVS. POST. DEVICTVS. HOSTES. RESVRREXIT. Ma. 21. *Mad.* nr. 1736. 2164 und 66. 5210. 5981 und 83. 2) Auf einem sogenannten Wiederlaufsthaler. Umschrift in zwei Reihen. Rom. 6. CHRISTVS. IST. AVFERWERT. VON. DEN. TOTEN. DVRC. DI. HERLIKET. DES. VATRS. —

— ALSO. SOLN. AVC. WIR. IN. EIN. NEVEN. LEBN. WANDELN. COR. 15. TOT. *Mad.* 2363.

20) Christus der Maria als Gärtner im Garten Gethsemane erscheinend. Auf dem Revers einer Münze des Papstes Gregor XIII. vom J. 1581 und des Papstes Sixtus V. Christus auf der ersten ohne, auf der zweiten mit einem Strohhute, auf beiden das Grabscheid in der Hand. Maria knieend. Umschrift: NOLI. ME. TANGERE. *Mad.* 3136 und 37.

21) Der erdöhte Christus. 1) Auf einer Münze des Papstes Clemens VIII. vom J. 1500. Revers: Christus, von Cherubinen umgeben, auf den Wolken sitzend und mit aufgehobener Rechte den durch die heilige Pforte einbringenden Pilgrimen den Segen ertheilend. Umschrift: EGO. VOS. REFICIAM. 2) Christus in den Wolken sitzend. Auf einer Münze des Herzogs Karl I. von Mantua. *Mad.* nr. 3144. 1994.

22) Christus die Todten erweckend. Auf einem seltenen Thaler ohne Jahrsahl. *Mad.* nr. 5217.

Hierzu können wir noch folgende Darstellungen rechnen. 1) Christus als Herr, ein Lamm auf den Schultern tragend, den Hirtenstab in der Rechten. Auf einem Begräbnisthaler der abertinisch-sächsischen Herzogin Johanna Magdalena. Umschrift: PROVIDENTIA. DOMINI. SVFFICIENTIA. MHI. Christus als Lamm mit der Siegeskrone, vom heiligen Geiste bestrahlt. Auf einer Münze des Papstes Clemens IX. vom J. 1667, ingleichen auf einer andern des Papstes Clemens XI. aus dessen siebenzigstem Regierungsjahre. Umschrift der ersten Münze: IPSE. DOMINVS. POSSESSIO. RVS. Umschrift der zweiten: DONA. NOBIS. PACEM. *Mad.* nr. 673. 712. vgl. nr. 5192. Christus mit dem Kreuz als Keltertreter, zugleich als Lamm, auf einem Doppelthaler mit der Jahrsahl 1622. Umschrift des Revers: ICH. TRETE. DIE. KELTER. ALLAIN. VND. IST. NIEMANS. MIT. MIER. ESA. 63. e. Umschrift des Revers: SIEHE. DAS. IST. GOTTES. LAMB. DAS. DER. WELT. SVNDE. TREDD. IOH. I. C. Auch das Blut und das Schweitzguth Christi fließt nicht. Das erste sieht man, oder wenigstens drei Tropfen davon, in einer Wundstange, auf einer Münze des Herzogs Karl I. von Mantua vom J. 1630, das andere auf einer Münze des Papstes Clemens X. vom J. 1673.

Dies wäre etwa der Inhalt der Darstellungen aus dem Leben des Heilandes, welche sich auf den sogenannten Jesusorden finden und wir glauben somit dieser Artikel schließen zu können. (G. M. S. Fischer.)

JESUSORDEN. 1) oder reguläre Geistliche des guten Jesus (vgl. v. Art. Reguläre Geistliche). Die eigentliche Stifterin dieses Ordens ist die selige Margaretha von Ravenna, nicht der P. Seraphim von Germa, der wohl die Regeln desselben aufgeschrieben, aber noch keinem eignen Bericht aus den mündlichen Vorlesungen Margarethens genommen hat. Regulae aliquot e documentis Margariae Ravennatis Virginis, quibus illa Ordinem suum titulo Boni Jesu insignatum instituit —, an deren Ende er noch hinzufügt: has regulas e verbis div. hujus Virginis collegi. Benigstens hat sie eine

weltliche Gesellschaft dieses Namens gestiftet, aus welcher der P. Hieron. Maluselli die Sagenen zur seine in Gemeinschaft lebenden Priester 1538 zog. — Margaretha von Rusli, einem Dorfe zwischen Ravenna und Poenza, hielt sich die meiste Zeit ihres Lebens in Ravenna auf, wo sie auch starb; daher ihr Name. Im dritten Monate vor ihr sie das Licht der Augen, gewöhnte sich von dem sechsten Jahre an zum Vorwärtsgeden und allen Enthaltungen; ihre Jugend war äußerst fröhlich, was ihr zu häufigen Reueumständen gebrachte, die sie mit Solb-ung ertrug, so sich dabei durch fromme Reden einen Anhang von 300 gewann, die zum geistlichen Leben von ihr angeleitet sein wollten. Sie nannte ihre fromme Gesellschaft „des guten Jesus“ und gab ihr mündliche Vorschriften in 24 Artikeln, worin Liebe zu Gott, Einfaist des Herzens, Demuth, Einigkeit, Betrachtung seiner selbst, Kosten und Enthaltungen, sowie öfterer Gebrauch des heiligen Abendmahls empfohlen wird. Zu den kirchlich vorgeschriebenen Fasten setzte sie noch die Adventzeit, alle Mittwoch, Freitage und Sonnabende des Jahres u. Sie starb den 23. Jan. 1505 im 63. Jahre ihres Alters. Zu ihren Schülerinnen gehörte die fromme Witwe Gentile von Ravenna, geb. 1471, Tochter eines Goldschmieds, welcher es in ihrer Zeit sehr schlimm ergangen war, ob sie gleich noch am Ende ihren Mann durch ihr Gebet befehrt hatte; nicht minder den jungen, sehr leichtsinnigen Hieron. Maluselli aus Rensia, welcher ein frommer Priester wurde und mit ihr gemeinschaftlich die Regeln Margarethens befolgte. Nach dem Verluste der Thronen schickte sie den Hieronymus zum Erben und gebot ihm, ihr Haus zu einer Kirche einzurichten, was er durch milde Gaben zu Stande bringen werde. Sie starb 1530. Noch in demselben Jahre wurde bei geringem Vermögen der Grund gelegt und 1531 wurde die Kirche am 1. August geweiht. Das Glück des Priesters fand Reider und Verfolger, die jedoch dem frommen Manne mehr näherten als schaden. Zehn stiftete er eine Congregation der Priester nach den Regeln der seligen Margaretha, aus denen nur weggelassen wurde, was nur für Weltleute vorgeschrieben worden war. Eben zu der Zeit hatte der Herzog von Mantua, Friedr. von Gonzaga II., und seine Gemahlin, welche sich aus Verehrung des Lebens Margarethens und ihrer Nachfolgerinnen von Seraphim von Perma hatten aufliegen lassen, den Papst Paul III. um Untersuchung der Wunderwerke gebeten, die auf den Verheeren der genannten Frauen geschahen. 1538 billigte der Papst den neuen Orden und erlaubte dem Hieron. Maluselli Allen das Kleid zu geben, die es annehmen wollten. So war er denn der erste Superior desselben geworden und starb 1541 bei einem Wochstume des Ordens, der sich nach seinem Tode noch mehr verstärkte. 1551 wurde er von Julius III. und darauf wiederholt von Paul IV. bestätigt. Dennoch hatte dieser Orden, obgleich befohlen vom Papste Gonzaga, keinen bedeutenden Fortgang. Zwar wird berichtet, sie haben noch ein Kloster zu Rom und eins in Toskana gehabt: allein Innocenz X. löste ihn 1651 auf, da nicht mehr als 10 Ordensbrüder in demselben sich vorgefunden haben sollen.

Recht ihren eignen Vorschriften befolgten sie die Regel des heiligen Augustin. Besonders sollen sie sich im Predigen und am Krankenbette ausgezeichnet haben, nach den Versicherungen eines ihrer Obern, Simon Marini, dem zwar Morigia widerspricht, doch nicht mit hinlänglichem Grunde. Sie besaßen nicht geringe Güter und hielten alle drei Jahre Capitul, wo sie ihren General-superior wählten. Selyot, 4. B. S. 146 f. (G. W. Fink.)

2) So hieß früher der schwedische Seraphinen-orden, f. d. Art.

3) Der Orden Jesu Christi und seines Leibes. Ihn stiftete Prinz Karl zu Sachsen, Kette des Kurfürsten Johann Georg I. zu Sachsen, im J. 1617 am 7. Febr. Die Ritter trugen ein weißes Kreuz von Baktist oder in Silber gestickt, mit dem Bilde des Heilands in der Mitte, auf ihrem Mantel. Um den Hals hing dabei eine große goldene Medaille an einem blauen gewässerten Bande, auf welcher ebenfalls des Heilands Bild war. Freitags und Sonnabenden in der Garnison mußten sie dem Gottesdienste beiwohnen. Bei der Stiftungsfeier hielt der Erzbischof von Eranbert im Pontificalschmuck, in der Kirche der Recolleten in der Stadt Leide die Messe. Nach dieser ertheilte der Stifter diesem Prälaten und mehreren Prinzen und hohen Gegenwärtigen den Orden, über dessen Dauer aber nichts bekannt ist. (F. Gottschalk.)

Jesuspennige, f. Jesusmünzen.

Jesus Sirach, f. Sirach.

Jesusthaler, f. Jesusmünzen.

JESZEN, JESZENY, (slaw. Jesseno, zwei slawische Dörfer in Niederungarn dießseit der Donau in der thurcozer Gespannschaft, im zweiten Comitatsbezirke, von den schönen Buchenwäldungen so genannt, die in dieser Gegend wachsen. 1) Kis Jeszeuy, Malé Jesseno, ein der adeligen Familie Jeszeny gehöriges Curialdorf, in einem Thale an einem Bache, mit einer katholischen nach Nagy Jeszeny eingepfarrten Kirche, katholischen und evangelisch-lutherischen Einwohnern. Wird in Urkunden vom J. 1255 unter Bela IV. Terra Obusk genannt. 2) Nagy Jeszeny, Welké Jesseno, gleichfalls ein Curialdorf der adeligen Familie Jeszeny, nahe am Fuße des Berges Eßetz im gombarcher Thale, mit einer römisch-katholischen Pfarre, einer evangelisch-lutherischen Kirche und Schule und mehreren Wäldern im ballawischer Thale. Ist das Stammhaus der Jeszeny'schen Familie. Hier wurde auch der berühmte Dr. M. Johann Jeszeny oder Jeszenius (vgl. d. Art.) geboren. (Rumy.)

JESZENAK, eine seit dem J. 1781 in den Freiherrstand erhobene, protestantische, um König und Vaterland viel verdiente Familie Ungarns, mit dem Prädikat von Kraslissa. Von den zwei Brüdern Paul († 1762) und Johann († 1776), die man zu den größten ungarischen Rechtsgelahrten ihrer Zeit zählte, war der erste Plempotenbiär des Fürsten Eugen von Savoyen († 1736) und anderer hohen Herren, und zeichnete sich vorzüglich auf dem Landtage des J. 1723 als einen warmen Vertheidiger der pragmatischen Sanction aus.

Der zweite war Rechtsanwalt des Fürsten Niklas Esterhazy und anderer Herren, blieb unverehelicht, und machte von dem großen Vermögen, das er sich erworb, den edelsten Gebrauch. Er stiftete nicht nur zwei ansehnliche Majorate für seines Bruders zwei Söhne, Paul den Jüngern und Johann den Jüngern, für jeden mit 100,000, für diesen mit 89,201 Gulden; er bedachte nicht nur, sowohl diese Söhne noch weiter, wie alle seine übrigen Verwandten, mit fürstlicher Großmuth, zusammen in einer Summe von mehr als 178,000 Gulden; er bestimmte auch ein Legat für arme Advocaten zu Pesth ohne Unterschied der Religion von 15,000 Gulden, und für die Mitglieder seiner Kirche hinterließ er ein dreifaches Vermächtniß, das eine von 30,000 Gulden zur Erhaltung von Kirchen und Schulen, das zweite von 16,600 Gulden zur Befoldung ihrer Religionsagenten zu Wien und Presburg, das dritte von 10,000 Gulden zu einem Convente für das predigende evangelische Genußsium. Selbst der Königin Maria Theresia und ihrem Sohne und Mitregenten Joseph II. vermachte er 3000 Dukaten, und seinem Principale, dem Fürsten Esterhazy, 4000 Gulden. — Von seinen zwei gebachten Bettern schuf Johann der Jüngere († 1777) das Prädium Majorbäsa auf der Insel Schütt, das die Familie noch von Matthias Goroin im J. 1486 zum Besitze erhielt und darüber von Kaiser Karl VI. eine neue Bestätigung erhielt, in ein reichendes Landstüch um, das selbst Maria Theresia mit ihrem Besuche, sowie in unsern Tagen Erzherzog Franz Karl mit dem feinnigen beehrte, und das er, da ihm von seiner Gattin, Johanna von Brunow, keine Kinder blieben, seinem ältern Bruder, Paul dem Jüngern († 1798), hinterließ. Dieser war russisch-holländischer Resident in Wien, wurde von Kaiser Joseph II. mit der freiherrlichen Würde beehrt (1781, 28. Dec. *), und hinterließ nebst zwei verehelichten Töchtern zwei Söhne, die noch lebenden Freiherrn Johann (geb. 1760) und Paul (geb. 1764), von welchen der zweite unverehelicht geblieben; der erste aber Vater eines Sohnes, Johann (geb. 1800), und einer Tochter, Louise (geb. 1803), und durch beide bereits auch Großvater geworden ist, da jener mit einer Gräfin Louise Forgács, diese mit dem Grafen Samuel Teleki verheiratet ist.

(Gemanf.)

JESZENICZ, teuths Jesenitz, slowak. Jesenica, zwei Dorfschaften im vordorherrter Gerichtslande (Proccassus) der trenschiner Gelpanschaft, im Kreise dieselbe der Donau Niederungarns, zu beiden Seiten eines rechts in den Waagfluß sich ergießenden Baches, im Gebirge gelegen, eine Meile nordwärts von Nag-Belitzce entfernt, mit 55 Häusern und 552 slowakischen Einwohnern, die vom Feldbaue leben und, mit Ausnahme von 18 Juden und vier Evangelischen, sämmtlich zur katholischen Kirche sich bekennen. Von diesen Dorfschaften gehört Kisk, oder Klein-, Mala-Jeszenica zur fürstlich esterhazy'schen Herrschaft Kisk, Nagy-, oder Groß-, flav. Kisk-Jeszenica aber der adeligen Familie Szynpogh, wobei es auch zuweilen Szynpogh-Jeszenica genannt wird. Das erstere hat eine eigene katholische Pfarre, die zum neutrer Bis-

thume gehört, eine von dem Fürsten Esterhazy neu erbaute katholische Kirche, eine Schule und einen herrschaftlichen Viehhof; das letztere ist nach Kisk-Jeszenica eingepfarrt und hat mehre adelige Höfe und zwei Kapelle.

(G. F. Schreiner.)

JESZENOVA, auch JASZENOVA. 1) Ein im Gebiete des walachisch-selischen Regiments des temeswarer Generalats gelegenes Dorf der ungarischen oder bannatischen Militärgrenze, in der großen ungarischen Ebene, am linken Ufer des Karasflußes gelegen, ungefähr 11 Meile westnordwestwärts von Beisgrün entfernt, mit 322 Häusern, 1836 Einwohnern, die mit Ausnahme von 10 Katholiken sämmtlich zur morgenländisch-griechischen Kirche sich bekennen, einer eigenen nicht unirten-griechischen Pfarre, Kirche und Schule. 2) Ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf und Stammort der Jeszenowitsch'schen Familie, im kabiner Gerichtslande der arwar Gelpanschaft, im Kreise dieselbe der Donau Niederungarns, an der von Kubin über Dubova-Bolofsk nach Rosenburg führenden Straße, im Gebirge gelegen, 11 Meile nordwärts von dem letztgenannten Marktlande entfernt, mit 97 Häusern, 502 slowakischen Einwohnern, welche nach Alfo-Kubin eingepfarrt sind, und sich vom Feldbaue und der Viehwirth nähren. Jeszenova ist der Geburtsort des ungarischen Geschichtsforschers Joseph Benquer.

(G. F. Schreiner.)

JESZENY oder JESZENSKY von Nagyjeszen, JESSENUS oder JESZENUS (Johann), Kämmler und Medicus der Universität Prag. Er stammt aus einer noch blühenden adeligen ungarischen Familie und wurde im J. 1566 zu Nagjeszen (Welke Jesseno, Groß-Jessen) in der thurezer Gelpanschaft in Niederungarn geboren. Die Pest und die noch verheerenderen Einbrüche der Türken vertrieben ihn aus seinem Vaterlande. Er besuchte zu seiner Ausbildung mehre angehende Bildungsanstalten Teutschlands, und widmete sich endlich mit ganzem Eifer dem Studium der Arzneikunde an den Universitäten zu Wittenberg und Padua, wo er im J. 1594 die Doctorwürde erhielt. Nach Wittenberg zurückgekehrt hielt er da selbst sehr zahlreich besuchte medicinische Vorlesungen, und war auch zugleich ein sehr geschickter und glücklicher praktischer Arzt, wodurch er sich den Titel eines kaiserlichen Hofarztes erwarb. Sein ausgebreiteter Ruf bewog die prager Universität ihn zur Übernahme einer Professurstelle einzuladen, und Kaiser Rudolf II. wählte ihn auf Anempfehlung des berühmten Astronomen Tycho Brahe zu seinem Leibzarzte, welche Stelle er auch bei Kaiser Matthias II. bekleidete. Beim Ausbruch der böhmischen Unruhen im J. 1618 wendete sich Jeszenus auf die Seite der Aufständigen und wurde von ihnen nach Ungarn geschickt, um mit den Unzufriedenen in diesem Königreiche Verbindungen anzuknüpfen. Auf seiner Rückreise wurde er in Wien gefangen gesetzt, aber gegen einen von den Böhmern gefangenen angehenden italienischen Officier ausgetauscht. Nach der Schlacht am weißen Berge fiel er neuerdings in kaiserliche Gefangenschaft und endete sein Leben im J. 1621 auf dem Schaffote. Man hat von ihm mehre zu seiner Zeit sehr geschätzte medicinische Schrif-

*) f. das Diplom in Bagdety's Stemmographie.

ten und eine Oratio de vita et morte Tychonis Brahe, worin er diesen seinem Gönner ein Denkmal der Dankbarkeit setzte. Sein Portrait ist von Kilian 1617 geschnitten (in A. Voigt de vicis eruditus et artificibus Bohemiae et Moraviae). (Benigni und Romy.)

JESZENYE, slow. Jazzeno, Jessenow, slowakisches zur Herrschaft Zolno-Episcop gehöriges Dorf in Niederungarn diesseit der Donau, früher Gespanschaft, im obern Bezirke, außer der Landstraße im gleichnamigen Thale, 4½ Stunde von der königl. Frey- und Bergstadt Neusohl entfernt, ein Filial der katholischen Pfarre zu Predajna, mit einer katholischen Kirche. Zwischen Leschape und Predajna sind im J. 1800 zwei große Eisenhammer errichtet worden, die der königl. Bergkammer zu Neusohl gehören. Hat 760 katholische Einw. (Romy.)

JESZTREB. 1) ein slow. Jastrebe, auch Jastrebje genanntes, der adeligen Familie Desseffsky gehöriges, nach Eubothin (obiner Bicarcbidionats-District des kais. kais. Bisthums) eingepfarrtes Dorf, im obern latscher Gerichtsbezirke (Processus) der latscher Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Obergarns, im höhern Karpathengebirge gelegen, beinahe eine Meile südöstwärts von dem Markte Palocsa entfernt, mit 112 Häusern, 828 slowakischen Einwohnern, die, mit Ausnahme von 29 Juden, sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen, und vom Feldbaue leben, einer eignen griechisch-katholischen Pfarre, welche zum untern griechischen Bisthume Epesied gehört, einer Kirche und einer Schule. 2) Ein ungar. Magyar oder Magyar-Jesztreb, slow. Uhersty-Jesz-

treb, ungarisch-Jesztreb genanntes, mehreren adeligen Familien gehöriges, nach Csaka (galischer Bicarcbidionats-District des kais. kais. Bisthums) eingepfarrtes, schon in dem Zeitraume von 1318 bis 1357 mit einer Mutterkirche versehenes Dorf im ungarischen Gerichtsbezirke der zemplener Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Obergarns in einer vom Gebirge eingeschlossenen Thalschlucht, in waldricher Gegend gelegen, eine teutsche Meile nordwestwärts von Zemplen entfernt, mit 82 Häusern, 603 magyarischen Einwohnern, die 389 Katholiken, 190 Reformirte und 34 Juden unter sich zählen, einer eignen Pfarre der evangelisch-lutherischen Confession, einer katholischen Filialkirche, einem Bethause der Reformirten, einer Schule und einer Mahlmühle. 3) ein ungar. Lath-J., slow. Slowenaki-J., Slowakisch-J. genanntes, mehreren adeligen Familien gehöriges, nach Sookut (latscher Bicarcbidionats-District des kais. kais. Bisthums) gehöriges Dorf im latscher Gerichtsbezirke (Processus) der zemplener Gespanschaft, am linken Ufer des Toplosflusses, in gebirgiger Gegend gelegen, eine teutsche Meile nordwestwärts von dem Markte Barano entfernt, mit 49 Häusern, 364 slowakischen Einwohnern und einer katholischen Filialkirche. 4) Ein der gräflichen Familie Sztaray gehöriges Dorf, im hobern Gerichtsbezirke der ungarischen Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Obergarns in einer sumpfigen Thalschlucht gelegen, mit 51 Häusern und 408 slowakischen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 7 Juden, sämmtlich Katholiken und nach Elyana (Bisthume Elyana) eingepfarrt sind. (G. F. Schreiner.)

Ende des funfzehnten Theiles der zweiten Section.

SENCAUS75



